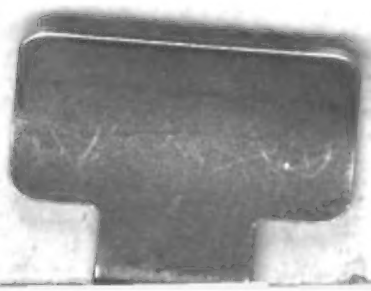
.7 Lh
(1864,1

Erheiterungen

4°



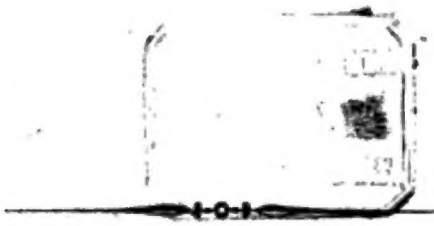
Digitized by Google

28 [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Erheiterungen.



Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Jahrgang 1864.

Bayerische Staatsbibliothek München

Aschaffenburg.
Gedruckt in der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Nummern der einzelnen Blätter.)

Novellen.

East-Lynne oder des Grafen Tochter (Forts.) 1. — Ein Frauenleben. 3. — Ein Schreiber. 38. — Gold und Name. 105. — Die Wirthin von Fischbach. 190. — Der erste Ehezwist. 187. — Am Vorabend der Hochzeit. 235. — Gabriele. 242.

Vermischte Aufsätze und Erzählungen.

Die neuen Wetterpropheten. 1. — Eine Heirath im Rausch. 2. — Prokesch-Osten. 2. — Der Kaiser der Franzosen in seiner Häuslichkeit. 6. — Weltumsegelnde Virtuosen. 8. — Barbarei der Engländer auf Neuseeland. 8. — In Sturm und Noth. 10. — Eine Winternacht auf einer Lokomotive. 12. — Morgenstunde eines Präsidialgesandten. 12. — Die Klimascheide. 16. — Die Graphitwerke in Sibirien. 17. — Ein Lehrerjubiläum in Fürth. 18. — Aus dem Gerichtssaale. 20. — Verschüttet unter den Ruinen von Mendoza. 21. — Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken. 21. — Das Ständchen und Körbchen. 24. — Des Kaisers Vorreiter. 26. — Die Vorgefechte bei Eckernförde und auf den Höhen vor Missunde am 2. Febr. 1864. 34. — Das Gefecht bei Missunde. 36. — Der Uebergang der Preußen über die Schlei. 37. — Die Kämpfe zwischen Schleswig und Flensburg. 37. — Ein Eisenbahnzug im Schneesturm. 37. — Vom Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein. 38. — Das Leiden der Truppen in Schleswig-Holstein. 39. — Das Schlachtfeld bei Oeversee. 40. — Aus dem Gerichtssaal. 40. — Vom Kriegsschauplatze 42, 44, 46, 47, 48. — Die deutsche Schillerstiftung. 48. — Vom Kriegsschauplatz. 49. — Die Frauen und die Farben. 50. — Der Tod des Martyrers von Apenrade. 52. — Vom Kriegsschauplatz. 56. — Die Asche Voltaire's. 58. — Vom Kriegsschauplatz. 63. — Der Eisenbahn-Tunnel durch den Mont-Cenis. 64. — Vom Kriegsschauplatz. 66. — Friedrich Friesen. 68. — König Max in Wien. 68. — Vom Kriegsschauplatz. 71. — Aus Dr. Döllinger's Trauerrede. 73. — Das Unglück von Sheffield. 79. — Vom Kriegsschauplatz. 80. — Ein Ehedrama. 80. — Vom Kriegsschauplatz 81, 83, 84. — Ueber Quecksilbervergiftung. 84. — Vom Kriegsschauplatz. 85. — Zur Leichenfeier der Erzherzogin Hildegarde. 86. — Vom Kriegsschauplatz. 88. — Ende eines Räubers. 90. Kunta, ein neuer Schamil. 94. — Vom Kriegsschauplatz. 95, 96, 98, 100, 104. — Shakespeare's Wiege und Grab. 102. — Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei den Hunden. 103. — Pius IX. in seiner Häuslichkeit. 104. — Die Vorgänge in Algerien. 106. — Stabat mater von Rossini. 107. — Zur 300jährigen Geburtstagsfeier Shakespeares am 23. April 1864. 108. — Vom Kriegsschauplatz. 110. — Moses Montefiore. 111. — Rede Thiers bei Gelegenheit der Budgetberathung im gesetzgebenden Körper. 114. — Der Prozeß Pommerais in Paris. 116. — Vom Kriegsschauplatz zur See. 119. — Oesterreichischer offizieller Bericht über das Seegefecht bei Helgoland. 122. — Die Grundsteinlegung zur deutschen Turnhalle zu London. 125. — Ein deutscher Verleger. 126. — Ein Justizmord. 127. — Ein Gaunerleben. 128. — Die Bestattungsfeier von 37 österreichischen Seesoldaten bei Ritzebüttel. 130. — Ein verstoßenes Kaiserkind. 132. — Die Hochzeit des Grafen von Paris. 136. — Theodor Körners Uniform. 137. — Eine Schauderscene am Niagara. 144. — Das mechanische Pferd. 146. — Die Wachteln und Bienen in Amerika. 148. — Die Einverleibung des Fürstenthums Aschaffenburg in das Königreich Bayern am 26. Juni 1814. 147. — Humoristisch-historisch-politische Abhandlung über den Hausschlüssel. 147. — Peter des Großen Diner zu Spaa. 151. — Die Ansbach-Würzburger Eisenbahn. 153. — Französische wissenschaftliche Expedition nach Mexiko. 154. — Dreimal lebendig begraben. 158. — Der Deserteur. 160. — Ueber die Umdrehungszeit der Sonne. 160. — Der Kölner Männergesangverein in Worms. 161. — Vortrag des Professors Dr. Virchow über das kalte Baden. 167. — Anekdoten aus Meyerbeer's Leben. 167. — Der Vergnügungszug von Mainz nach Paris. 168. — Gift im Bier. 172. — Neue Maschinen. 172. — Mädchen-Turnen. 177. — Eine Wolfsjagd in Rußland. 178. — Truppen-Omnibusse. 179. — Adam Riese. 180. — Ein Betrüger par excellence. 180. — Eine Gefangenschaft auf den Pontons. 181. — Dampfkessel-Explosion. 181. — Zur Besetzung von Sylt und Föhr. 185. — Tantalus-Qualen auf bayerischen Eisenbahnen. 186. — Der Messias, Oratorium von Händel. 191. — Gerechtigkeit. 195. — Photographische Studien. 196. — Morgen- und Abenddämmerung. 197. — Zur 200jährigen Stiftungsfeier des Bayreuther Gymnasiums. 202. — Der Krieg in Amerika. 204. — Der Sturm der Unionisten auf Petersburg 205. — Auszug aus einer Rede Schulze-Delitzsch. 207. — Die Hof- und Staatsbibliothek zu Aschaffenburg. 210. — Die Nürnberger in Wien. 210. — Die dritte Versammlung der deutschen Tonkünstler in Karlsruhe. 211, 212, 213. —

Digitized by Google

Die Wohnungsverhältnisse in New-York. 213. — Vom amerikanischen Kriegsschauplatz. 214. — Aus dem Gerichtssaale. 215. — Beiträge zur Geschichte des Buchhändlers Palm. 216. — Frau Liesl, die Kartenschlägerin. 218. — Aus dem Gerichtssaale. 221, 223. — Eine Bärenjagd. 226. — Amerikanischer Menschenhandel. 227. — Das Verhör Müllers. 228. — Im St. Gotthardshospiz. 229. — Drei Mörder freigesprochen. 230. — XXXIX. Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Gießen. 232, 233, 235, 237. — Der bayerische Turntag in Kitzingen. 234. — Das Internationalinstitut zu Bruchsal. 236. — Der Wald. 241. — Ist die Photographie ein Kunsterzeugniß? 247. — Eine Reise nach Aegypten. 248 — Die sechste Plenarversammlung der historischen Kommission zu München. 251. — Ein Besuch bei einer berühmten Frau. 254. — Die Entwaldungen. 255. — Prozeß Gregy. 258, 260. — Der Prozeß Demme-Trümpy. 259. — Station Birkwood. 262. — Der Prozeß Müller vor den Geschwornen in London. 267. — Die Wegnahme der Florida in dem Hafen von Bahia. 273. — Ein Orkan in Calcutta. 273. — Die Hinrichtung Franz Müllers. 276. — Ein Seitenstück zur Wanderung durch's rothe Meer. 278. — Das Hotel Dieu in Paris. 279. — Das Pompejanum in Aschaffenburg. 281. — Ein tragisches Ende. 282. — Die Abfahrt der mexikanischen Legion in Triest. 282. — Eine Billion. 283. — Einiges über Stenographie. 284. — Der Sturm zu Calcutta. 284. — Die Abschiedsbriefe des Dr. Hermann Demme und seiner Verlobten. 285. — Ein Brief des in London hingerichteten Franz Müller an seine Eltern. 286. — Der deutsche Rechtsschutzverein in London. 287. — Das fünfzigjährige Jubiläum der Schnellpresse. 287. — Eine Rede über die Emanzipation der Schule. 289. — Dr. Demme's und Fräulein Trümpy's Tod. 295. — Die Kultur der Nase. 297. — Aus dem Gerichtssaale. 299. — Zweites deutsches Bundesschießen. 301. — Eine Tragödie vor den Gerichtsschranken. 302.

Länder- und Völkerkunde.

Die Sprachverhältnisse in Schleswig. 33. — Mecklenburgische Zustände. 143. — Eine Pferdejagd in Mexiko. 150. — Ueber die Entdeckung von Pfahlbauten im Starnberger See. 157. — Pfahlbauten-Alterthümer in Oesterreich. 171. — Die großen religiösen Feste der Hindus. 217. — Die Gränzen der deutschen Sprache. 225. — Die uralischen Kosaken. 238. — Der Ueberlandtelegraph und die Indianer. 253.

Nekrologe.

Thakeray. 1. — Moser. 2*. — John Brett. 3*. — Expräsident Comonfort. 4*. — Anton Schindler. 18.* — Bezirksgerichts-Direktor J. Reichert. 19. — Schönlein. 24.* und 31. — Dr. v. Hornthal. 33*. — Leo v. Klenze. 35. — Dr. H. Marggraf. 40*. — Van der Kun. 41*. — Heinrich Rose. 43*. — Herzogin Luise von Parma. 46*. — Dr. Michael Sachs. 48*. — Dr. Andreas Zipfer. 55*. — Dr. Heinrich August Gruber. 68.* — Justizrath Braun. 71*. — Alexander Calame. 72* — Professor Hase. 79*. — Hyppolite Flandrin. 79*. — Cajetan Sweth. 81*. — Professor Dr. Sigwart 82*. — Staatsrath Dr. Vogel. 107*. — Professor Dr. J. Dietzel. 107*. — Giacomo Meyerbeer. 108. — Gustav Reisewitz. 112*. — Ludolf Christian Treviranus. 113.* — Oberhofbaudirektor Laves. 116*. — Dr. Müller. 119. — Dr. Rudolf Wagner. 123*. — Marschall Pelissier. 128*. — Charles Sealsfield. 130*, 163*, 174*. — Frhr. v. Spitzemberg. 136*. — Jean Reboul. 139.* — Benjamin. 140*. — Heinrich Dembinski. 145*. — Professor Jung. 153*. — Ludwig Brehm. 155.* — König Wilhelm I. von Württemberg. 156. — Otto Ruppius. 156*, 195. — Elfried v. Taura. 171*. — Dr. Kuhlmey 172*. — Paul Traugott Meißner. 175*. — Professor Dr. Mischler. 179*. — Anton Jendel. 180*. — Andreas Fay. 182* — Dirk Donker Curtius. 184*. — Bezirksgerichtsdirektor Johann Baptist Büttner. 188. — Eugen Seidelmann. 190*. — David Justus Hansemann. 192. — Obermusikmeister Streck. 205*. — Moriz Dietrichstein. 211*. — Rudolf Kink. 215*. — Ludwig Hohenegger. 223*. — Maximilian Frhr. von Pelkhoven. 233. — Generalmajor Riepertinger. 244*. — Dr. Fliedner. 246*. — Dubois Fresney. 247*. — Dr. Karl Theodor v. Küstner. 263*. — Generalmajor Otto v. Beust. 264. — Bezirksgerichtsdirektor Georg Joseph v. Seuffert. 265. — Dr. J. G. Beilhack. 275. — Dr. Johann Joseph v. Kiliani. 277. — Dr. Karl Graul. 278. — Graf Karl v. Graimberg. 279*. — Fr. G. W. Struve. 287*. — Ander 299.* — Constant Mocquard. 300.

Die mit * bezeichneten Nekrologe befinden sich unter der Rubrik „Mannigfaltigkeiten."

Gedichte.

Neujahrslied. 1. — Ein Trost dem bedrängten Bruderlande. 3. — Sylvesternacht. 1863. 4. — Das „Blauweißroth" Schleswig-Holsteins. 8. — An Deutschland. 14. — An König Max von Bayern. 15. — An die deutsche Treue. 25. — Trutz Allen! 29. — Das neue Schleswig-Holstein. 31. — Wissen und Können. 36. — Das Buch der Seelen. 45. — Das ländliche Mahl. 47. — Der todte Soldat. 49. — Süß und bitter. 50. Bayern! blickt in die Gruft Eures Königs! 70. — Im Krankenbett. 70. — Ein Spaziergang auf dem Gasteig bei München. 71. — Am Charfreitag. 73. — Am Charsamstag. 74. — Eine Cypresse auf das Grab Gustav Stoll's. 74. — Maximilian II. 75. — Ein glückliches Land. 76. — Trauerklage auf den Tod Sr. Maj. des Königs Maximilian II. 78. — Ottensund. 84. — Lieben und Leben. 85. — An Sie! 88. — Germania auf der Wacht am Belt. 89. — Frühlingswehmuth. 92. — Mein Stern, Hermann Marggraff's letztes Lied. 93. — Die

Digitized by Google

Heimkehr. 95. — Wahrheit und Recht. 97. — Bayerisches Vaterlandslied. 100. — Zu Shakespeare's dreihundertjährigem Geburtstag am 23. April 1864. 101. — Die Nacht. 112. — Phlegmatikus in den vier Jahreszeiten. 115. — Pfingstgedicht. 116. — Das Denkmal. 118. — Abendglöcklein. 122. — Mahnung. 124. — Der älteste Pater. 127. — Das Veilchen. 129. — Das Feuermännlein und der Schiffer bei Heidingsfeld. 130. — Der Frühlingsmorgen. 131. — Das Gnadenbild zu Czenstochau. 132. — Lieder der Liebe. 133. — Am Abende 134. — Zum Veilchen. 135. — Cypresse auf das Grab des Jägers Max. 136. — Des Herzens Dreiklang. 137. — Vor den Düppeler Schanzen. 138. — Auf Gettsburg's Schlachtgefilden. 139. — Die schöne Fischerin. 141. — Liebchens Botschaft. 143. — Wann und Wo? 144. — Ich denke Dein. 145. — Die todte Mutter. 146. — Mein Vertrauter. 147. — Der Todtenschmuck. 148. — Eitle Wünsche. 149. — Des Glückes Heimath. 150. — Weiße Rosen. 151. — Ein obotritisches Geschichtchen. 152. — In stiller Nacht. 153. — Veränderung. 154. — Ein Auferstehungs-Engel kam. 155. — Ihr Herz. 156. — An der Kloster-Ruine im Schönthal. 157. — Du! 158. — Ein politischer Verbrecher. 159. — Es sank ein Stern in stiller Nacht! 160. — Ach, nur ein kleines Weilchen! 161. — Die Rosen-Insel. 162. — Gastfreundschaft. 164. — Maiblumen 166. — Liebeskampf 167. — Die Sänger. 168. — Glosse. 169. — Das Sklavenschiff. 170. — Des Dichters Lorbeer. 174. — Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein! 177. — Eine Rose. 178. — Auszug. 180. — Letzter Gruß. 181. — Es ist vorbei! 182. — Des Gefangenen Grüße. 185. — Heimweh. 186. — Honny soit qui mal y pense! 187. — Gruß an Schleswig-Holstein. 188. — Ein alter Spruch. 189. — Die letzte Wacht. 190. — Wie man's nimmt. 191. — Drei Liebchen. 192. — So war's, so ist's und wird's immer sein. 193. — Die Erstürmung von Düppel. 194. — Meine Wünsche. 198. — Die Gletscherbraut. 199. — Aus der guten alten Zeit. 203. — Mein Herz wird brechen. 205. — Das Auge der Nacht. 206. — Lebewohl. 211. — Grabeslüftchen. 213. — Wirklichkeit und Traum. 214. — Blumen und Menschen. 215. — Das arme Kind. 217. — Himmel und Auge. 218. — Was gern ich hör. 219. — Die beiden Paare. 220. — In einer Gewitternacht. 221. — Morgengruß. 222. — Scheiden. 225. — Beim Sturm. 228. — Drei Blicke. 229. — Mein Herz ist frei. 230. — Des Liedes Macht. 231. — Auf der Wanderung I. 232. II. 233. — Der verliebte Jäger. 234. — Ein Dichtertraum. I. Die Weihe. 235. II. Sängergruß. 236. III. Jugendlust. 237. IV. Täuschung und Entschluß. 238. V. Im Kerker. 239. VI. Verbannt. 240. VII. Ein Glücksstrahl. 241. VIII. Verzweiflung. 242. IX. Erwachen. 243. — Auf der Wanderung. III. 244. IV. 245. V. 246. — Ihr Traum. 247. — Des Geizigen Tod. 248. — Auf der Wanderung. VI. 249. — Friedhofs-Gedanken 250. — Auf der Wanderung. VII. 251. — Vergißmeinnnichtname. 252. — Auf der Wanderung. VIII. und IX. 253. — Die gold'ne Mitte. 254. — Auf der Wanderung. X. 255. — Ritter Hagestolz. 256. — Auf der Wanderung XI. 257. — Wahrheit. 258. — Nacht im Walde. 259. — Auf der Wanderung. XII. 261. XIII. 263. XIV. 264. — Vorwürfe. 266. — Eine Blume möcht' ich sein. 269. — Zwei Bräute. 270. — Raff Dich auf 271. — Ihr nennt mich stolz. 272. — Dein Kuß. 273. — Trinklied. 274. — Die Israeliten in Babylon. 275. — In der Schenke. 276. — Meine Lieder. 277. — Begegnung. 278. — Magdalena. 279. — Aut Caesar, aut nihil! 280. — Der Waisenknabe. 281. — Arm und Reich. 282. — Advent. 283. — Sommerabend. 284. — Der Fichtenodelschnuppduwak. 285. — Verschwunden. 286. — Inn'res Wehe. 287. — Heilige Trias. 288. — Herbst. 289. — Ave Maria. 290. — Kein Friedenslied. 291. — Der beste Richter. 292. — Vor dem Friedhofe um Mitternacht. 293. — Am Rhein. 294. — Selbstgefühl. 295. — Die Braut. 296. — Trost. 297. — Liebchens Bild. 298. — Ein Traum. 299. — Die Jugend. 300. — Advent. 301. Schleswig-Holsteins Weihnachtsbescheerung. 302. — Wünsche. 303. — Begegnung. 304. — Winter. 305. — Der Liebe Schmerz. 306. — Zum Christfeste. 307. Ein Band zu Freude und Eintracht. 309. — Der Rangstreit. 310. — Frage nicht. 311. — 1865. 313.

Kunst und Literatur.

1, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 14, 17, 19, 20, 21, 42, 46, 48, 55, 76, 77, 91, 92, 102, 137, 151, 165, 200, 201, 204, 243, 247, 248, 249, 250, 251, 253, 258, 270, 271, 277, 283, 292, 293, 303, 304, 307.

Mannigfaltigkeiten.

(Fast in allen Nummern.)

Räthsel.

2, 5, 8, 11, 14, 17, 20, 23, 26, 29, 32, 35, 38, 41, 44, 47, 50, 53, 56, 59, 62, 65, 68, 71, 74, 77, 80, 83, 86, 89, 92, 95, 98, 101, 104, 107, 110, 113, 116, 121, 122, 127, 130, 133, 136, 139, 142, 145, 148, 151, 154, 157, 160, 163, 164, 166, 169, 172, 175, 178, 181, 184, 190, 193, 196, 199, 202, 205 und in allen weiteren Nummern mit Ausnahme der Nummern 211, 242 und 262.

Geschichtskalender.

Von Nummer 1 bis Nummer 248 mit Ausnahme der Nummern 58, 91, 135, 147, 180, 183, 185, 195, 209, 212, 224.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 1 — Freitag, 1. Januar — 1864.

Neujahrslied.

Das alte Jahr vergangen ist,
Das neue Jahr beginnt.
Wir danken Gott zu dieser Frist,
Wohl uns, daß wir noch sind!
Wir seh'n auf's alte Jahr zurück
Und haben neuen Muth:
Ein neues Jahr, ein neues Glück!
Die Zeit ist immer gut.

Ja, keine Zeit war jemals schlecht!
In jeder lebet fort
Gefühl für Wahrheit, Ehr' und Recht
Und für ein freies Wort.
Hinweg mit allem Weh und Ach!
Hinweg mit allem Leid!
Wir selbst sind Glück und Ungemach,
Wir selber sind die Zeit!

Und machen wir uns froh und gut,
Ist froh und gut die Zeit,
Und gibt uns Kraft und frohen Muth
Bei jedem neuen Leid.
Und was einmal die Zeit gebracht,
Das nimmt sie wieder hin —
D'rum haben wir bei Tag und Nacht
Auch immer frohen Sinn.

Und weil die Zeit nur vorwärts will,
So schreiten vorwärts wir.
Die Zeit gebeut, nie steh'n wir still,
Wir schreiten fort mit ihr.
Ein neues Jahr, ein neues Glück!
Wir ziehen froh hinein.
Dann: vorwärts, vorwärts, nie zurück!
Soll uns're Losung sein.

Hofmann von Fallersleben.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Carlyle las. Es war von einem Freunde Mr. Hare's, der ihn in seinem Interesse davon in Kenntniß setzte, daß sein „verbrecherischer Sohn" wahrscheinlich nächster Tage wieder nach West-Lynne komme würde, und warnte Mr. Hare, ihn schleunigst weiter zu befördern, widrigenfalls er selber in „böse Händel" gerathen könne.

„Dieß Schreiben ist anonym," bemerkte Carlyle.

„Natürlich."

„Die einzige Notiz, die ich jemals von einem anonymen Schreiben nehmen würde, wäre die, es ins Feuer zu werfen."

„Aber, wer ist der Schreiber? Und ist Dick in West-Lynne? Das ist die Frage."

„Ist das wahrscheinlich, Freund Hare, daß er gerade hieher kommen sollte? Wollen Sie entschuldigen, daß ich Ihnen meine unmaßgebliche Meinung darüber sage."

„Der Narr! Nach West-Lynne zu kommen! Bei Gott! wenn ich ihn erwische, lasse ich ihn packen, und die Sache soll mir ein Ende haben."

„Lassen Sie mich ein klein wenig zu Worte kommen, Richter Hare," sagte Carlyle ruhig. „Ich fürchte, Sie ziehen sich all' den Aerger selber zu."

„Selber? Ich?" schrie Hare, außer sich vor Zorn, „hab' ich denn Hallijohn um's Leben gebracht? Bin ich vor dem Gesetz wie ein elender Wicht davon gelaufen? Komm ich zurück in die Heimath, als Bauernknecht verkleidet, um meinen eigenen Vater in die Klemme zu bringen? Schreib' ich anonyme Briefe? Ich zieh' mir das Alles selber zu? Carlyle, das übersteigt alle Begriffe."

„Wenn Sie mich nicht anhören wollen . . . Die ganze Welt weiß, wie Sie über Richard aufgebracht sind."

„Und wenn Ihr Sohn so viel Schimpf und Schande über Sie bringen würde, Sie wären's nicht, nein?" polterte Hare.

„So hören Sie nur. Man weiß, wie sie aufgebracht sind gegen ihn, und daß auf jede leiseste An-

211 - 1.

Digitized by Google

spielung auf ihn, Sie in Feuer und Flammen setzt. Es mag Jemand aus West-Lynne sich den schlechten Spaß machen, Sie zu ärgern, Jemand, der Sie genauer kennt, vielleicht . . ."

„Narrheiten! Das ist nicht wahrscheinlich. Wer sollte so was thun?"

„Es ist sehr wahrscheinlich, aber natürlich wird der Anonymus sich sehr hüten, uns irgendwie seine Spur zu verrathen. Ich würde diesen Brief verbrennen. Das ist Alles, was er verdient. Der Schreiber würde vergnügt ins Fäustchen lachen, wenn er Sie so durch Schnee und Unwetter daher waten gesehen hätte. Er würde den Grund dieses Morgenbesuches errathen haben."

So eigensinnig Hare auch sein mochte, geschah es doch nicht selten, daß er in raschen Uebergängen sich zu anderen Ideen bekehrte, und Carlyle übte namentlich großen Einfluß auf ihn aus.

„Wenn ich das wüßte," schäumte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß er fast in Trümmer ging, „möcht' ich doch, daß das Donnerwetter, daß ich halb West-Lynne auf der Anklagebank vor mir sähe. Es mag nun aber sein, wie es wolle, jedenfalls werde ich bei der Polizei die Anzeige machen, daß sie scharf Wacht halten soll . . ."

„Das werden Sie nicht," unterbrach ihn Carlyle, beinahe außer Fassung gebracht. „Richard wird so leicht nicht nach West-Lynne kommen, sollte er es aber, dann werden nicht Sie, sein eigener Vater, der Erste sein, der die Häscher gegen ihn hetzt. Kein Mensch würde nach solch' einem Akt unnatürlicher Grausamkeit Anderer als Schmach und Schande über Sie ausrufen."

„Ja, Richter Hare, ich fürchte mich nicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Sie haben überall laut verkündigt, daß Sie Ihren Sohn den Gerichten überliefern würden, wenn er Ihnen jemals in den Weg käme, und diese Ihre Härte hat das größte Aufsehen erregt, und ist von allen Seiten scharf getadelt worden; darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Aber dennoch hat im Grunde Niemand geglaubt, daß Sie wirklich im Stande wären, so unnatürlich zu verfahren. Thun Sie es, mögen Sie nun auf immer von allen Ihren Freunden Abschied nehmen, denn Sie werden dann keine Hand mehr finden, die die Ihrige freundschaftlich drücken wollte."

„Ich habe geschworen es zu thun," murmelte der Richter.

„Aber Sie haben keinen Eid abgelegt, auf ein anonymes Schreiben oder ein leeres Gerede hin zur Polizei zu gehen und da zu sagen: „Ich habe erfahren, daß mein Sohn heute hierherkommen wird, späht aus nach ihm und nehmt ihn fest!"

Der Richter brummte irgend etwas in den Bart, das Carlyle nicht verstehen konnte und daher im Unklaren darüber blieb, ob es eine zustimmende oder zurückweisende Antwort war.

„Haben Sie Ihrer Frau dieses Schreiben gezeigt," fuhr Carlyle fort, „oder ihr etwas davon gesagt?"

„Dazu habe ich mir noch nicht Zeit genommen. Ich war eben zum Gartenthor hinabgegangen, zu sehen, wie tief wohl der Schnee liegen möge, als mir der Briefträger den elenden Wisch übergab, und nachdem ich ihn gelesen, bin ich schnurstracks hierher gekommen. Wie ich in's Haus zurück bin, meinen Ueberrock und Regenschirm zu holen, hat mich meine Frau zwar gefragt, wohin ich so eilig zu gehen habe, ich gab ihr aber keine Antwort."

„Es gereicht mir zu einer wahren Beruhigung, dieß zu hören," sagte Carlyle; „eine solche Nachricht würde den gefährlichsten Eindruck auf die arme Frau machen. Lassen Sie sich auch nicht die mindeste Anspielung über diesen Brief entschlüpfen, Freund Hare; Sie wissen doch, wie viel Angst und Herzenleid sie bisher schon ausgestanden hat."

„Das ist zum Theil ihre eigene Schuld. Warum kann sie sich den ungerathenen Buben nicht aus dem Kopfe schlagen?"

„Könnte sie's, müßte sie den Gesetzen der Natur zuwiderhandeln. Die Sache hat eine Seite, Richter Hare, an die Sie vielleicht noch nicht gedacht haben. Ist es Ihnen bisher nämlich nicht aufgefallen, daß Sie zugleich das Leben Ihrer Frau auf's Spiel setzen, wenn Sie Ihren Sohn ausliefern?"

„Dummes Zeug!"

„Das ist nichts weniger als „dummes Zeug," Mr. Hare, denn so gewiß als Richard auf der Anklagebank sitzen wird, sei es durch Ihr Zuthun oder durch das irgend eines Andern, so gewiß ist es, daß das den Tod Ihrer armen Frau herbeiführt."

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Wetterpropheten.

„Ein furchtbarer Sturm im Anzuge", telegraphirte Admiral Fitzroy am 1. Dez. von London nach allen Küstenplätzen. Dort wurden Lärmzeichen gegeben und die Schiffer und Fischer konnten sich nun vor Schaden hüten. Diese Vorherbestimmung und Vorhermeldung von Stürmen ist ein menschenfreundlicher Fortschritt, den die Wissenschaft der Praxis an die Hand gegeben hat. Wie es möglich ist, daß man den Wetterprophezeihungen, die vom hundertjährigen Kalender her im übelsten Rufe stehen, eine sichere Grundlage geben kann, wollen wir mit wenigen Worten erklären. Das Hauptmittel dazu ist das Barometer, aber dieser Hausfreund ist nicht untrüglich, wenn man sich allein auf ihn verläßt. Die Quecksilbersäule kann auf „schön Wetter" stehen und es kommt doch ein Sturm aus Norden, denn sein Steigen und Fallen zeigt bloß die Schwere oder Leichtigkeit der Luft an. Da nun die Luft bei nördlichen Winden kälter und schwerer ist als bei süd-

Digitized by Google

lichen, so steigt die Quecksilbersäule bei Nordwind, wenn dieser gleich in der nächsten Stunde zu einem Sturme anwachsen wird. Will man bei Wetterbestimmungen sicher gehen, so muß man auch das Thermometer beobachten und andere charakteristische Luftverhältnisse berücksichtigen, namentlich aber das Gesetz der Stürme und Winde kennen, das unser Dove zuerst ermittelt und der Engländer Reid weiter ergründet und den Seefahrern so erklärt hat, daß sie jeden Sturm voraus wissen und ihm, wenn sie nicht eine Küste unter dem Winde haben, ausweichen können. Alle Sturmkarten, die Reid nach den Schiffstagebüchern entworfen hat, zeigen dieselbe Erscheinung: Der Orkan bewegt sich wirbelnd in einer bestimmten Richtung vorwärts. Diese ist dieselbe bei den mexikanischen Nortes, wie bei den westindischen Tornados, wie bei den Teifuns der chinesischen und japanischen Meere. Sie ist auch dieselbe bei den Stürmen, die über die Meere und Länder unserer Breiten dahingehen.

In verschiedenen Ländern hat man Einrichtungen getroffen, alle Wetterbeobachtungen zwischen Ort und Ort auszutauschen. Im Gebäude des Smithson'schen Instituts in Washington laufen jeden Morgen Wetterberichte aus allen Theilen der Union ein und werden auf einer im größten Maßstabe entworfenen Landkarte sofort übersichtlich zur Anschauung gebracht. Aus dieser Zusammenstellung kann man das Wetter auf drei Tage mit Sicherheit voraussagen. Ist ein Sturm im Anzuge, so wird er den Küstenplätzen angekündigt. Diese Einrichtung wurde unter den europäischen Ländern zuerst von Holland nachgeahmt. Seit 1860 erhält eine in Utrecht errichtete Wetterwarte aus Gröningen, Nieuwe-Diep, Vliesingen und Mastricht die Wetterbeobachtungen telegraphirt und meldet alle bedrohlichen Mittheilungen an die Häfen.

Im Herbst desselben Jahres ist England nachgefolgt. Zentralpunkt ist die Londoner Wetterwarte unter Admiral Fitzroy. Zwischen acht und neun Uhr Morgens treffen Telegramme ein aus Liverpool, Yarmouth, Hull, Aberdeen, Penzance, Portsmouth, Queenstown, Cork, Galway, Valentia und den französischen Kanalhäfen, welche den Stand des Barometers, des trockenen und befeuchteten Thermometers, die Richtung und Stärke des Windes, die Bewölkung und das Aussehen des Himmels melden. Zwischen zwei- und drei Uhr Morgens treffen gleiche Telegramme von Amsterdam, Kopenhagen und Lissabon ein. Die sämmtlichen Beobachtungen von den genannten Orten werden nun registrirt und damit ist bei gewöhnlichem Wetter die Tagesarbeit gethan. Wird aber ein Sturm oder ein Anzeichen desselben gemeldet, so telegraphirt die Londoner Wetterwarte an die zahlreichen Stationen längs der ganzen Seeküste, damit diese an passenden Stellen Warnungssignale für die Schiffe und Fischerboote draußen in See geben. Hierbei leistet die Küstenwache treffliche Dienste. Ihre Stationen, die gegen den Schmuggel bestimmt sind, liegen einander so nahe, daß sie sich am Tage mittelst Flaggen und bei Nacht durch Laternen Zeichen geben können. So läuft eine Nachricht binnen wenigen Minuten von Wetterwarte zu Wetterwarte und von Küstenstation zu Küstenstation. An die Fischer und Seefahrer aller Häfen sind Erklärungen der Sturmsignale und Verhaltungsmaßregeln in Tausenden von Exemplaren vertheilt. Die Signale selbst sind so einfach, daß der schlichteste Verstand sie faßt und ein Mißverständniß unmöglich ist. Der ganze Apparat besteht aus einer Signalstange, die an einem weithin sichtbaren Ort errichtet ist, einem Flaschenzuge und einem viereckigen und zwei dreieckigen Körpern von hinreichender Größe, um draußen in die Augen zu fallen, wenn sie an der Signalstange in die Höhe gezogen werden. Erscheint dort oben etwas, so weiß der Schiffer und Fischer immer, daß ein Sturm kommt; aus welcher Richtung derselbe zu erwarten ist, sagt die Form des aufgezogenen Gegenstandes. Erscheint ein Viereck allein, so bedeutet es: Süden, ein Dreieck mit der Spitze nach oben: Norden, ein Dreieck mit der Spitze nach unten: Osten, das Viereck mit einem Dreieck darüber: Westen. Auch Frankreich und Skandinavien haben Sturmsignale eingerichtet, unser Vaterland ist aber noch im Rückstande.

Thackeray †.

Eine der größten literarischen Zelebritäten Englands auf dem Felde der Novellistik, Thackeray, der Verfasser von „Vanity Fair", „Pendennis", „Henry Esmond" und „The Newcomes", ist plötzlich gestorben. Er ward am 24. Dez. in seinem Bette todt gefunden. Noch vor ein Paar Tagen konnten man ihn in seinem Klub in der heitersten Laune sehen. Doch stand es um seine Gesundheit schon seit langer Zeit nicht gut. Das Leiden, welchem er erlag, war vermuthlich ein Gehirnleiden, und Thackeray hatte ein sehr großes Gehirn, welches nicht weniger als 58½ Unzen wog. Er stammte aus einer Familie in Yorkshire und war ein Nachkomme jenes Dr. Thackeray, welcher einst als Direktor der Schule von Harrow dort das in Eton herrschende System einführte. Geboren ward er im Jahre 1811 zu Kalkutta, wo sein Vater Beamter der ostindischen Kompagnie war. Seine Schulbildung genoß er zu London im Charterhouse und machte dann seine Universitäts-Studien in Cambridge, jedoch ohne daselbst einen akademischen Grad zu erwerben. Von Cambridge begab er sich in der Absicht, sich einer künstlerischen Laufbahn zu widmen, d. h. Maler zu werden, auf das Festland und verweilte längere Zeit in Weimar, Rom und Paris. Seine literarische Laufbahn begann er, als es mit seinem Gelde zu Ende ging, und zwar schrieb er zuerst für Fraser's Magazin unter dem Namen Michael Angelo Titmarsh. Er schrieb viel,

sehr viel auf Bestellung, alles Mögliche, gut und schlecht, wie es gerade kam. Den Grund zu einem dauerhaften Rufe legte er im Jahre 1846 durch „Vanity Fair", die gelesenste und auch in Deutschland bekannteste seiner Erzählungen. Die Times charakterisirt den Verstorbenen in folgender Weise: „In ihm war die Einfalt des Kindes mit der Erfahrung des Mannes vereinigt. Es war seltsam, zu sehen, wie warm seine Freunde ihn liebten, und wie bitter seine Feinde ihn haßten. Der Haß, welchen er unter Denen erregte, die ihn nur zur Hälfte kannten, wird bald vergessen sein, während man der warmen Zuneigung, durch welche er vielen Freunden theuer war, lange gedenken wird. Wie wir alle, hatte auch er seine Schwächen. Einige derselben, wie z. B. seine Empfindlichkeit gegen die Kritik, erregten fortwährend den gutmüthigen Spott seiner Freunde. Aber diese Schwächen waren nichts im Vergleiche zu seiner wahren menschlichen Größe und Güte. Man konnte unmöglich lange mit ihm verkehren, ohne seine Wahrhaftigkeit, Sanftmuth, Demuth, Sympathie mit allen Leiden und sein zartes Ehrgefühl zu bemerken, und man verspürte diese sittlichen Eigenschaften um so mehr, wenn man sah, wie klar sein Blick in die menschliche Natur, wie reich seine Lebenserfahrung, wie umfassend seine Bekanntschaft mit Büchern war, wie gründlich er über Alles, was er gesehen, nachgedacht hatte, und wie deutlich und anmuthig er sich ausdrückte. Ein Mann in Bezug auf alle Eigenschaften des Verstandes, war er ein Kind in Bezug auf alle Eigenschaften des Herzens."

Kunst und Literatur.

Mit Beginn des Jahres 1864 erscheint im Verlage von Otto Janke in Berlin in wöchentlichen Heften eine **„Deutsche Roman-Zeitung"**, enthaltend die neu erscheinenden Romane der angesehensten und beliebtesten deutschen Schriftsteller, so wie auch die ganz besonders hervorragenden Romane des Auslandes in deutscher Original-Bearbeitung. Preis für 60 Bogen (gleich 150 gewöhnlichen Romanbogen) 1 fl. 45 kr. Zu diesem geringen Preis wird dem Publikum ein nützliches Unternehmen geboten, wie solches bisher noch in keiner Weise existirt hat.

Die „Deutsche Roman-Zeitung" soll ein Familienschatz in wahrem Sinne des Wortes sein und wird eine Zierde in jeder Bibliothek bilden. Sie wird Romane und Novellen bringen von Friedrich Bodenstedt, L. Mühlbach, Jacob Corvinus (W. Raabe), Marie Sophie Schwartz, Edmund Hoefer, Georg Hesekiel, Robert Heller, Otto Müller, H. Maron, Max Ring, Herman Schmid, Fanny Lewald, Alfred Meißner, Louise Otto, Heribert Rau, Hermann von Maltitz, Arnold Schloenbach, Robert Griepenkerl, Adolf Zeising, Fr. Lietz, Georg Horn, Ferd. Pflug und anderen bekannten Schriftstellern, mit welchen die Verlagshandlung bereits Verbindungen angeknüpft hat.

Bei den bedeutenden Fortschritten, die das Mühlwesen und die damit verwandten Geschäftszweige in neuester Zeit genommen, wird es für die Inhaber dieser Geschäfte von Interesse sein, zu vernehmen, daß im Verlage von Ernst Schäfer in Leipzig von jetzt ab eine Wochenschrift, **„Die Mühle"**, erscheint, die es sich zur Aufgabe macht, nicht nur die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu besprechen und durch lithographirte Abbildungen zu erläutern, sondern auch hiemit Berichte über die bedeutendsten Getreide- und Oelmärkte zu verbinden. Die erste uns vorliegende Nummer bespricht das Mühlenetablissement in Mögeldorf bei Nürnberg, den transportablen Mahlgang, die Entstehung und Kraft des Dampfes. Der Preis dieser Wochenschrift, die durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann, beträgt per Jahr 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" hat den bekannten Schlachtenmaler August Beck von Düsseldorf als ihren Spezialartisten für die Herzogthümer Schleswig Holstein engagirt und es ist demselben von dem Oberbefehlshaber des Bundes-Exekutionsheeres die Erlaubniß ertheilt worden, sich im Hauptquartier aufzuhalten. Herr Beck wird durch diese Vergünstigung in der Lage sein, alle wichtigen und interessanten Vorgänge an Ort und Stelle zu zeichnen und die Leser der „Illustrirten Zeitung" dürfen von seiner Hand vom neuen Jahre an allwöchentlich mehrere wahrheitsgetreue und künstlerische Bilder erwarten.

Mannigfaltigkeiten.

Goethe's Neujahrswunsch.

Zum neuen Jahre Glück und Heil,
Auf Weh' und Wunden gute Salbe,
Auf groben Klotz ein grober Keil,
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Geschichtskalender. 1. Jan. 1806. Kurfürst Maximilian Joseph IV. erweckt, in Folge des Preßburger Friedens (geschlossen den 25. Dezember 1805), den Titel eines Königs von Bayern wieder, und wird feierlich „als König Maximilian I. Joseph von Bayern ausgerufen.

1. Jan. 1813. K. österr. Verordnung gegen das Tragen der Schnürleiber, nach welcher kein Mädchen mit einem solchen in Klöster, Waisenhäuser oder Schulen aufgenommen oder darin geduldet werden soll.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 2 Samstag, 2. Januaer 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Mr. Hare fallete den Brief zusammen und steckte ihn zu sich. „Sie kennen die Schrift wohl nicht?" fragte er Carlyle.

„Ich kann mich nicht erinnern, sie jemals gesehen zu haben. Gehen Sie jetzt nach Hause?"

„Nein, ich gehe zu Beauchamp und will hören, was der von der Sache hält."

„Empfehlen Sie ihm, sie geheim zu halten, was ihn betrifft, kann man außer Sorge sein, er ist verschwiegen, und Richard hat seine ganze Zuneigung. Ueberhaupt sind für Ihren unglücklichen Sohn mehr Sympathien rege, als Sie vielleicht wissen, lieber Hare. Jedenfalls ist es gerathener, außer Beauchamp Niemand weiter diesen Brief zu zeigen."

„Von wem er nur sein mag," brummte der Alte weiter. „Er trägt, wie Sie sehen, das Postzeichen „London".

„Daraus läßt sich noch nicht auf den Absender des Briefes schließen."

Endlich ging der furchtbare Richter und Carlyle verfolgte ihn mit den Blicken bis an's äußerste Ende der Zufahrt. Mann und Parapluie waren verschwunden. Dann ging er zu Richard hinauf, Miß Carlyle saß mit ihrem Strickzeug bei dem Gefangenen.

„Ich dachte den Tod davon zu haben," sagte der arme Dick, „das Blut war mir fast zu Eis geronnen vor Entsetzen. Ist er fort?"

„Er ist fort, seien Sie ruhig."

„Was wollte er eigentlich hier? Was hatte er von mir gehört?"

Carlyle berichtete in Kürze, was vorgefallen und Richard zweifelte keinen Augenblick, daß das Ganze Thorn's Machwerk sei. „Ist es denn nicht möglich," fragte er Mr. Carlyle, „meine Mutter zu sehen?"

„Mir scheint es höchst unpassend, Ihrer armen Mutter diese neue Erschütterung zu bereiten und sie erfährt am besten nichts von Ihrer ganzen Anwesenheit hier. Es wäre kaum möglich, ihr die näheren Gründe derselben gänzlich zu verschweigen und wüßte sie, daß Sie verfolgt werden, hätte sie nicht eine Minute Ruhe mehr. Für dießmal müssen Sie, ihretwegen auf das Glück verzichten, sie zu sehen."

„Und meine Schwester?"

„Barbara kann kommen und den Tag hier zubringen, nur . . ."

„Nur . . . was?" fiel Richard ängstlich ein.

„Ich dachte an das schlechte Wetter . . ."

„O! Bärbchen würde mit Freuden durch eine Lawine wandern, mich auf einen Augenblick zu sehen," rief Richard aus, „sie ist eine so gute Schwester!"

„Sie war immer ein kleines, verrücktes Ding," bemerkte Jungfer Corny und bohrte mit großer Energie einige verkehrte Maschen an ihrem Strickstrumpfe nach auswärts.

„Das weiß ich," erwiderte Carlyle auf Richard's Lobrede des hübschen Bärbchens, „und wir wollen versuchen, sie herzubringen."

„Sie kann auch das Geld für mich besorgen, so gut wie die Mutter selber, Mr. Carlyle."

„Ich weiß das, sie verwaltet jetzt schon ihr bedeutendes Vermögen nun selber und wüßte keinen erwünschteren Gebrauch davon zu machen, als einen Theil davon zu Ihrer Erleichterung zu verwenden. Cornelia, ich werde Mrs. Hare sagen müssen, Du seist unwohl und wünschest Bärbchen's Gesellschaft für den ganzen Tag. Kann ich das?"

„Sag' meinetwegen, ich liege in den letzten Zügen," versetzte die Jungfrau, die eben nicht bei bester Laune war.

Carlyle ließ anspannen und saß in zehn Minuten im Wagen, der dem „Wäldchen" zueilte. Nach einigen Einwendungen von Seite der besorgten Mutter, daß Bärbchen sich in dem Schneegestöber etwa erkälten könnte, die Carlyle wirksam entkräftete, indem er versicherte, Bärbchen würde warm und wohlbehalten im Ponywagen sitzen und eben so zurückgebracht werden, stieg Richard's Schwester, der Carlyle ein paar Worte als Vorbereitung dessen, was sie in Ost-Lynne erwarte, zugeflüstert hatte, endlich ein. Die Frage über das „Wie" und „Weßhalb" brannte ihr wohl den ganzen Weg entlang auf der Zunge, aber John saß hinter ihnen und hätte jedes Wort vernommen, daß sie mit Carlyle gesprochen hätte und so schwieg sie, ihre Neugierde kaum bezwingend, bis sie angekommen waren. Carlyle gab ihr den Arm und führte sie die Treppe zur Hausthüre

Digitized by Google

hinan, worauf er sie bat, in das Empfangszimmer im Erdgeschoß einzutreten.

„Bereiten Sie sich auf eine Ueberraschung vor, liebes Bärbchen."

Sie war bleich vor Spannung, Furcht und Schrecken.

„Ist dem armen Richard ein Unglück widerfahren?" stammelte sie.

„Nein, kein neues zum Mindesten, fassen Sie sich, Bärbchen. Er ist hier."

„Hier? Wo?"

„Hier unter diesem Dache. Er hat diese Nacht hier zugebracht."

„O! Archibald!"

„Denken Sie nur, Bärbchen, wie ich gegen neun Uhr gestern Abend das Fenster öffne, steht Richard davor und kommt ins Zimmer. Konnten wir ihn in der stürmischen Nacht wieder fortlassen? So schlief er hier in dem Kabinete neben Cornelia's Zimmer."

Noch einige nähere Details flüchtig gegeben, ungeduldig angehört, und Bärbchen eilte in des Bruders Arme.

Miß Carlyle strickte noch immer in dem Zimmer, das für den Rest des Tages Richards Zelle sein, und wo um ein Uhr ein tüchtiges, warmes Frühstück von Justinen allein aufgetragen werden sollte.

„Nun muß ich in mein Bureau," sagte Carlyle nach einigen Minuten weiteren Plauderns mit den Geschwistern, „meine Geschäfte warten auf mich und die armen Ponies stehen unten im Schnee."

„Aber Sie kommen doch bald zurück, lieber Mr. Carlyle", bat Richard, „denn ich darf nicht länger hier bleiben und muß bis 6 oder 7 Uhr Abends fort."

„Seien Sie unbesorgt, ich werde zu Hause sein."

Richard und Barbara verbrachten den Tag in bangem und schwerem Berathen über die ganze schwierige Sachlage. Die scharfsinnige Schwester ließ sich noch einmal alle Einzelnheiten des Begegnens mit Thorn erzählen und versank jedesmal in tiefes Nachsinnen darüber.

„Wenn Du nur Jemand aufzufinden vermöchtest, der ihn kennt, um da Nachforschungen anzustellen," meinte sie.

„Ich habe ihn mit Jemand gesehen, den ich aber nicht befragen kann, sie sind zu dicke Freunde, die Beiden und er und Thorn ein paar Vögel von gleichem Gefieder."

„Und wer ist dieß?" fragte Bärbchen.

„Sir Francis Levison," erwiderte Richard, auf Miß Carlyle blickend, die zugegen war und sich grimmig in die Lippen biß.

„Mit wem?" fragte Barbara mit unverholenem Erstaunen, „kennst Du denn Francis Levison."

„O ja, den kenne ich. Er ist fast der einzige in der Stadt, der mir bekannt ist."

Barbara schien im Nachdenken verloren.

„Sind die Beiden sich ähnlich?" fragte sie nach einer langen Pause.

„Sehr ähnlich, beide Schufte."

„Ich meine an Gestalt und Aeußerem."

„Durchaus nicht, ausgenommen, daß Beide hoch und schlank gewachsen sind."

Und die Schwester saß auf's Neue in Kombinationen vertieft.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heirath im Rausch.

Vor einigen Monaten machte ein wohlhabender Farmer, welcher zu Verkäufen nach Harrisburg in Pennsylvanien gekommen war, dortselbst die Bekanntschaft einer höchst liebenswürdigen jungen Wittwe, die schon bei der ersten Unterhaltung einen lebhaften Eindruck auf sein keineswegs nur mit Waizen und Erdöl beschäftigtes Gemüth machte. Mrs. Doylins, als erfahrene Frau, bemerkte sofort ihren Vortheil; sie hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß Herr Spencer ein Mann von bedeutendem Vermögen sei, und bot nun alle Künste der Koketterie auf, ihn mit unauflöslichen Banden an sich zu fesseln. Inzwischen war die Sache nicht leicht; ungeachtet seiner Verliebtheit erinnerte sich Spencer's mißtrauisches Gemüth der Lehre eines Vademecum's, daß Wittwen die gefährlichsten Geschöpfe seien, und so biß er nur zur Hälfte an die Angel. Er fühlte, daß es ihm ebenso schwer fallen würde, sich von Mistreß Doylins zu trennen, als ihr einen Heirathsantrag zu machen. Andererseits kannte die Dame ihre eigene Reputation zu genau, um nicht Alles zur Beschleunigung einer Erklärung zu versuchen. Sie wußte, daß Gefahr auf dem Verzuge stand; ihr weiblicher Scharfblick erspähte auch gar bald eine schwache Seite an den feindlichen Außenwerken. Diese schwache Seite war ein sehr ausgesprochener Hang zu starken Getränken; ein Hang, den Herr Spencer mit zu vielen seiner Landsleute theilt, um ihm daraus einen besonderen Vorwurf zu machen. Wehe aber jedem Simson, dessen Delila seine starke oder schwache Seite ausgespäht hat: kommen auch die Philister nicht immer über ihn, so wird er doch oft genug — selbst zum Philister. Hiernach also richtete die Wittwe ihre Batterien. Beim nächsten Besuche wirkte ein erzellenter Cognac mit ihren eigenen Reizen um die Wette, um Spencer Feuer fangen zu lassen; vielleicht auch reagirte der Handel mit Petroleum auf eine größere Entzündbarkeit; kurz, der junge Mann war allmälig in das erwünschte Stadium getreten, wo die Zunge lallt, das Haupt schwer wird, das Auge nur verschwommen sieht und die Füße nicht mehr recht tragen. Das Letzte war nun freilich nicht ganz im Plan der heirathslustigen Dame; denn der Wagen stand schon vor der Thüre. Mit Mühe brachte sie ihren Zukünftigen hinein, mit noch größerer An-

Digitized by Google

strengung wieder heraus, als der Wagen vor der Wohnung des Reverend hielt. In den Vereinigten oder — veruneinigten Staaten kommt nichts leichter zu Stande, als eine Ehe. Der Geistliche richtete einige wenige Fragen an den von zarter Hand unterstützten Spencer, worauf dieser mit einem unverständlichen Brummen antwortete, welches der Mann Gottes so zartfühlend war, zu Gunsten der „verschämten Braut" auszulegen. So wurden die verhängnißvollen Worte gesprochen, und Mistreß Doylins hatte erreicht, was sie wollte, sie hatte ihren Namen verloren und einen reichen Mann gewonnen. Unmittelbar nach der Rückfahrt verfiel der Letztere in einen tiefen Schlaf und erfuhr am folgenden Morgen zu seinem größten Schrecken, daß er in Hymens Banden liege. Sein erster Gang war zu einem Advokaten, um die Annullirung seiner Heirath zu erwirken; als vollgiltiger Grund wurde angeführt, daß die heilige Handlung in vollständiger Bewußtlosigkeit an ihm vollzogen worden sei. Die Notizen, welche der Anwalt über die Antecedentien der Mistreß Spencer auftrieb, waren für Letztere nichts weniger als schmeichelhaft. Allein leider sind es nicht immer die guten Prozesse, die gewonnen werden! Der Richter, welcher die Sache zu entscheiden hatte, hielt die Heirath aufrecht, und zwar gestützt auf wesentlich angelsächsische Motive. Zwar erkannte der Mann des Gesetzes den gespielten Betrug an; allein, fügte er bei, und dieß war durchschlagend, es muß der Justiz und der gesetzlichen Ordnung daran liegen, die Bewohner dieses Landes nicht in ihrer Unmäßigkeit zu ermuthigen, welche hier ohnehin schon allzusehr verbreitet ist.

Prokesch-Osten.

Am 6. Dezember feierte der österreichische Internuntius in Konstantinopel das fünfzigjährige Jubiläum seines Eintritts in die Armee. Er konnte an diesem Tage auf ein Leben, reich an Ereignissen und Thaten zurückblicken. Geboren am 10. Dezember 1795 zu Graz, wuchs er auf dem väterlichen Gute in einer der schönsten Gegenden Steiermarks zum Jüngling auf, durch körperliche Uebungen gekräftigt und in dem Umgange mit einer herrlichen Natur für poetische Gefühle empfänglich gemacht. Nach dem Tode seines Vaters verheirathete sich die Mutter mit dem Geschichtsforscher Schneller, welcher der väterliche Freund und Erzieher seines Stiefsohns wurde. Der letztere war im Begriff, die Universität zu verlassen und sich zum juristischen Examen zu melden, als der Ausbruch des Krieges von 1813 seine Laufbahn völlig veränderte. Von Begeisterung für die deutsche Sache getrieben, trat er als Freiwilliger in das Regiment Jardis (jetzt Erzherzog Rainer) und machte den Zug nach Paris mit. Eine Wunde, die er erhielt, nöthigte ihn zu einer längern militärischen Musezeit, die er dazu benützte, Arbeiten über verschiedene Formeln der höhern Mathematik zu unternehmen. Man wurde dadurch auf ihn aufmerksam gemacht und ernannte ihn zum Professor der Mathematik an der Kadettenschule in Olmütz. 1818 wurde er Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, 1823 kam er als Hauptmann im Regiment Wimpffen nach Triest. Beim Anblick des Meeres erwachte in ihm das Verlangen, die orientalischen Fragen an Ort und Stelle zu studiren, und er ging mit Urlaub nach Griechenland und Kleinasien. Seine Briefe erweckten bald eine so günstige Meinung von ihm, daß er mit regelmäßigen Berichten beauftragt und zum Major und Generalstabschef der Marine ernannt wurde. Seine Wirksamkeit war halb eine militärische, halb eine diplomatische. Er mußte sowohl die Unterdrückung der griechischen Seeräuberei leiten, als die Auswechslung der griechischen Gefangenen vermitteln. Aegypten wurde ihm genau bekannt und manche Woche verlebte er auf den Stätten, die durch Homers Gesänge von dem zürnenden Achilles unsterblich geworden sind.

1830 kehrte Prokesch, zum Ritter von Osten erhoben und mit dem Leopoldsorden belohnt, nach Oesterreich zurück, wurde der Freund des Herzogs von Reichsstadt und erwarb sich das Vertrauen von Gentz und Metternich. Im folgenden Jahre hatte er eine diplomatische Mission in Italien zu erfüllen, 1834 ging er als Gesandter nach Griechenland und blieb dort bis 1849. Der Posten in Athen gehörte nicht zu den wichtigsten, wohl aber zu den schwierigsten, und Prokesch verwaltete ihn in so durchaus tüchtiger Weise, daß Fürst Felix Schwarzenberg ihn auswählte, die zwischen Preußen und Oesterreich schwebenden schweren Kriegs- und Friedensfragen zur Lösung zu bringen. In Berlin verweilte er von 1849 bis 1852. Das war die Zeit der Frankfurter Kaiserwahl, des Erfurter Reichstags, des Warschauer Protokolls, der Wiederherstellung des Bundestags, die Zeit von Olmütz und Bronzell. Der Hinweis auf diese Ereignisse genügt, die Wichtigkeit des Postens nachzuweisen, den Prokesch in einer solchen Zeit bekleidete. Fast drei Jahre, von Anfang 1853 bis Ende 1855, war er darauf Bundestagspräsident und wurde dann zum Internuntius in Konstantinopel ernannt. Er befindet sich dort noch jetzt und ist vor wenigen Wochen zum Feldzeugmeister aufgerückt. Er paßt für diese Stelle wie kaum ein Anderer, an einem der großen Höfe würde er als Gesandter des konstitutionellen Oesterreichs nicht im rechten Fahrwasser sein, denn er ist ein ausgeprägter Anhänger der historischen Schule und von den politischen Ansichten eines Gentz und Metternich erfüllt. So human sein Charakter ist, so fein seine Formen sind, wird er in seinen Schriften immer ungerecht, sobald er auf liberale Einrichtungen und liberale Männer zu sprechen kommt. Diese Schriften sind die folgenden: Erinnerungen aus Aegypten

Digitized by Google

und Kleinasien. — Das Land zwischen den Katarakten des Nil. — Die Reise ins heilige Land. — Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Karl zu Schwarzenberg. — Kleine Schriften. — Mehrere dieser Schriften, namentlich die auf den Orient bezüglichen, werden ihren Verfasser überleben. Sie sind in einer leichten Form, in einer schönen Sprache geschrieben und zeugen von einem Wissen, das höchst gediegen ist, ohne darum schwerfällig zu werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Moser †] In Wien starb am 3. Dezember v. Js., 62 Jahre alt, der Volkssänger Moser, einer der populärsten Männer der Kaiserstadt, dessen selbstgefertigte und mit dem ächt spezifisch wienerischen Humor vorgetragene Lieder und Couplets dort in Aller Munde leben. Er war es, der zuerst die Einrichtung der Pariser Cafés chantants, der „Liederspielhallen" nach Deutschland überführte. Auch der jetzt besonders in Mode und Gunst stehende Volkssänger Fürst ist nur ein Nachfolger und Nachahmer Mosers, welcher sich in der Gesellschaft des Letztgenannten bildete.

Dr. H. Lassiny in New-York theilt zur Heilung der Wasserscheu vermittelst des Elektromagnetismus ein Verfahren mit, welches sich bereits vortheilhaft bewährt hat. Der Patient, bei welchem alle anderen Mittel wie gewöhnlich fehlgeschlagen waren, und welcher durch sein Umsichbeißen seiner Umgebung gefährlich war, wurde auf einer Matratze angebunden; um beide Füße wurde ein Kupferdraht gewunden. Dieser Draht an den Konduktor des negativen Pols befestigt und der Konduktor des positiven Pols durch einen mit Essig und Salz getränkten Schwamm über den Hals, über den Rückgrat und andere Theile des Körpers geführt, mit der vollen Stärke der Batterie. Die Krämpfe hörten sofort auf; und unter dem Einfluß der Elektrizität nahm der Patient willig und ohne Abscheu Flüssigkeiten zu sich; aber nur so lange der elektrische Strom in Wirksamkeit war. Nachdem der Strom in zwölf Stunden zwölfmal je eine halbe Stunde angewandt worden, ging der Zustand der Wasserscheu und der Wuth in einen der Seekrankheit ähnlichen über; der Patient vomirte, transpirirte, nahm Purgirmittel und fiel dann in Schlaf. Nach zwei Stunden erwachte er, über Kopfweh und große Schwäche klagend. Eine Woche darauf kehrte ein schwacher Anfall zurück; der elektrische Strom, den er ebenso stark scheute wie Wasser, ward wieder applizirt. Schlaf folgte und völlige Genesung. Aehnliche Resultate wurden auf gleichem Wege bei traumatischem Starrkrampfe erzielt.

Von Warren de la Rue wurden jüngst photographische Abbildungen des Mondes von 39 Zoll Durchmesser gemacht und in zwei Proben der Akademie für Kunst und Wissenschaft in Paris vorgelegt. Die eine Probe war etwas retouchirt, die andere vollkommen unversehrt, die großartige und mühsame Arbeit war unter der Leitung des Herrn de la Rue während dreier Monate ausgeführt worden. Der Versammlung lag auch die kleine Negative von etwa einem halben Zoll Durchmesser vor, mittelst deren dann durch Vergrößerung die Abbildungen hergestellt wurden, welche den Mond im letzten Viertel darstellen. Es sollen vorerst nur zwölf Exemplare der Mondtafel angefertigt und den höchsten wissenschaftlichen Körpern zugestellt werden.

Räthsel.

Unscheinbar und klein nur ist es,
Doch ein Mittel manchen Zwistes,
Oft voll Geist und Kraft.
Von der Dummheit selbst geboren,
Dient es es doch nicht bloß den Thoren,
Auch der Wissenschaft.
Ihm verdankt die Menschheit Licht,
Doch — die Feder ist es nicht. —

Einem Element entsprossen,
Doch von diesem ausgestoßen,
Uebt's im andern seine Macht;
Zieht des Wohlstands reiche Quelle
Wandernd von der einen Stelle
Zu der andern Tag und Nacht,
Selten, daß es ruhig liegt,
Doch ein Schiff — das ist es nicht.

Hohes Wissen ist ihm eigen,
Auch die Waffe kann es zeigen,
Doch sie frommt ihm schlecht.
Oft vom Schicksal hart getroffen,
Hört es doch nicht auf zu hoffen,
Es vertraut dem Recht
Rettet, helft, eh' es erliegt!
Aber — Holstein ist es nicht! —

Geschichtskalender. 2. Jan. 1695. Max Emanuel, Kurfürst von Bayern, vermählt sich in zweiter Ehe mit Thereſe Kunigunde, Königs Johann III. (Sobiesky) von Polen Tochter.

2. Jan. 1813. Der fürstliche Palast zu Bukarest wird durch eine Feuersbrunst zerstört.

3. Jan. 1117. Schreckliches Erdbeben in Deutschland, besonders in Bayern, welches sich am 30. des nämlichen Monats wiederholt.

3. Jan. 1778. Die Kaiserin Maria Thereſia nimmt, nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph, Besitz von Niederbayern.

Redakteur: Gustav Metzler. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 3 Montag, 4. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

So kam der Abend heran und mit ihm die Abschiedsstunde. Wieder schneite es heftig und der Sturmwind wirbelte die dicken Flocken an die Fensterscheibe.

Der Flüchtling war mit Geld versehen worden, alle weiteren Vorkehrungen besprochen. Carlyle bestand darauf, er solle ihm seine Adresse einschicken, sobald er es im Stande sein würde, was er denn endlich auch versprach.

Er war tief herabgestimmt und fast eben so muthlos, als die arme Schwester selber, deren Thränen unaufhaltsam über ihre hübschen Wangen niederrollten.

In einen weiten Oberrock Carlyle's gehüllt, ward er die Treppe herabgeschmuggelt in das Zimmer, in das er Tags zuvor den Weg gefunden hatte. Carlyle hielt das Fenster offen.

„Leb' wohl, Barbara, liebe Schwester, und wenn Du je unserer Mutter von diesem Tage erzählen kannst, sag' ihr, daß mein größter Schmerz gewesen ist, sie nicht haben umarmen zu können."

„O, Richard," schluchzte das Mädchen, „leb' wohl, und Gott möge Dich beschützen!"

„Adieu, Richard," sagte Jungfer Corny, „und seien Sie ein anderes Mal kein solcher Narr, Ihren Hals in die Schlinge zu legen."

Zuletzt schüttelte er noch einmal Carlyle's Rechte; dieser ging mit ihm hinaus, und die beiden Männer nahmen ohne Zeugen von einander Abschied.

Barbara ging in das Zimmer zurück, das ihr Bruder bewohnt hatte. Sie fühlte, daß sie ihren Thränen freien Lauf gönnen müsse. Justine trat ein, als sie so bitterlich schluchzte.

„Es ist recht hart für ihn," sagte Justine, „wenn er wirklich unschuldig ist."

Barbara wandte ihre thränenvollen Augen nach dem Mädchen.

„Wenn? Justine, zweifeln Sie, daß er es ist?"

„Nein, jetzt zweifle ich nicht mehr, Miß, Niemand kann etwas, was nicht wahr ist, so feierlich versichern. Jetzt muß nur der Kapitän Thorn aufgefunden werden!"

„Justine!" rief Barbara aufspringend und in größter Aufregung ihre Hand auf den Arm des Mädchens legend. „Längst dächte ich ihn gefunden zu haben, aber ich habe nie darüber reden wollen. Mir ist, als könnte ich dieses Herzeleid nicht überleben, ich muß es aussprechen, was ich längst geahnt habe. Ich habe immer gedacht, es muß Francis Levison gewesen sein ..."

Juste sah sie groß an.

„Miß Barbara!"

„Ja, ja, ich habe so geglaubt seit jener Nacht, in welcher Lady Isabella verschwand. Mein armer Bruder war damals für einige Stunden hier, und begegnete diesem Thorn auf dem Fußwege in der Bohnenhecke. Er trug einen einfachen Abendanzug und Richard machte mir die genaue Beschreibung seiner weißen Hände, an deren Rechten ein Diamant funkelte, und wie er mit einer eigenthümlichen Bewegung derselben sich das Haar aus der Stirn zu streichen pflegte. All' dieß erinnerte mich so lebhaft an Kapitän Levison, daß ich von der Stunde an fest glaubte, daß Richard keinen Andern, als ihn gesehen haben konnte. Heute sagte mir Richard, er kenne Francis Levison ... und daß er mit Thorn genau befreundet sei. Nun kann ich freilich nicht anders schließen, als daß er mit Thorn für diesen Abend eigens irgendwo aus der Nachbarschaft hergekommen sein müsse, um Kapitän Levison bei seinem schmählichen Werke behülflich zu sein."

„Wie sonderbar das Alles klingt," sagte Justine staunend.

„Ich konnte Mr. Carlyle niemals Etwas von diesem meinem Argwohn erwähnen, denn ich wäre nicht im Stande, den Namen Levison vor ihm auszusprechen."

Barbara ging hinunter ins Empfangszimmer, und bat nach Hause zurückkehren zu dürfen; es war halb acht Uhr, die Mutter, sagte sie, ist unwohl, und werde sie vermissen.

„Kann ich nicht den Weg zu Fuße machen," meinte sie, „ich bedauere sehr, die armen Ponies noch einmal in dem Unwetter hinausjagen zu sollen."

„Wer, meinen Sie, wird die Kälte mehr spüren, Bärbchen, Sie oder die Ponies," entgegnete Carlyle lächelnd.

Aber als sie aus dem Hause trat, fand sie den geschlossenen Wagen bereit, statt des offenen Ponieswägel,

Digitized by Google

chens, mit dem sie des Morgens gekommen war. Sie blickte Carlyle fragend an.

„Sie denken doch nicht, daß ich gestatten werde, Sie des Nachts in einem offenen Wagen nach Hause fahren zu lassen, Barbara?"

„Kommen Sie auch mit?"

„Es wird besser sein," lächelte er, „wenn ich Sie sicher und wohlbehalten zu Hause weiß."

Barbara setzte sich in ihren Winkel und weinte leise fort. Sie empfand tief und schmerzlich die traurige Lage ihres Bruders, das Mißgeschick und die Entbehrungen, die er zu dulden hatte; sie wußte, daß sie schwerer auf ihm lasteten, als auf irgend einem Anderen, dessen stärkere Nerven und festerer Charakter ihn mehr befähigen, den Kampf mit dem Leben und seinem Widerwärtigen zu bestehen.

Carlyle gewahrte ihre Bewegung erst, als sie schon dem „Wäldchen" nahe gekommen waren.

„Grämen Sie sich nicht so sehr, Bärbchen," sagte er tröstend zu ihr, „freundlichere Tage werden noch für den armen Richard kommen und . . ."

Da hielt der Wagen vor dem Thore.

„Ihr könnt zurückfahren, ich werde zu Fuß nach Hause kommen," befahl er den Dienern.

„O! Sie werden den Abend bei uns zubringen," rief sie aus, „wie wird das die Mutter freuen!"

Ihre Stimme verrieth, daß sie selber nicht minder erfreut war.

Aber Bärbchen hatte nicht vorhergesehen, daß die Mutter sich frühzeitig zu Bette begeben hatte, und daher außer Stande war, Carlyle's Besuch zu empfangen. Der Richter war nicht zu Hause.

Bärbchen stahl sich in das Schlafzimmer der Mutter, aber diese war eingeschlummert. So blieb sie mit Carlyle allein.

Sie standen im Besuchzimmer vor dem lodernden Kaminfeuer und dem großen Spiegel. Bärbchen dachte über die Erlebnisse des Tages nach. Woran Carlyle dachte, wußte wohl Niemand besser, als er selber, seine Augen, von den müden Wimpern bedeckt, ruhten auf Barbara.

Es war eine Pause eingetreten, die einige Zeit währte, endlich schien Barbara seinen Blick zu fühlen und sah zu ihm auf.

„Wollen Sie mein Weib sein, Barbara?"

Diese Worte waren in so ruhigem, gleichmüthigem Tone gesprochen worden, als hätte er zu ihr gesagt: „Soll ich Ihnen einen Sessel geben?" während sie sich so überrascht fühlte, daß ein Strahl der Freude und des Glückes ihre Wangen färbte, wie pochte aber auch ihr Herz hoch auf in Entzücken, als er diese Frage an sie richtete. Im nächsten Augenblicke war sie wieder bleich und traurig.

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Es ist recht lieb und gut von Ihnen, meine Hand zu verlangen, aber . . ."

„Was kann Sie hindern, Barbara, mir Ihre Hand zu geben?"

Wieder färbte sich ihre Wange, aber sie antwortete nicht. Carlyle beugte sich zu ihr herab, und legte seinen Arm um ihre Schulter.

„Sagen Sie es mir ins Ohr, Barbara."

Sie brach in Thränen aus.

„Wollen Sie mich vielleicht deßhalb nicht heirathen, weil ich eine Andere zur Frau hatte?"

„O nein! nein! Es ist die Erinnerung an jenen Abend . . . Sie können es unmöglich vergessen haben, und in meinem Kopfe steht es mit feurigen Buchstaben geschrieben. O! ich dachte nie, mich so vergessen zu können. Ohne das, was ich jenen Abend verrathen habe, würden Sie meine Hand jetzt nicht begehrt haben."

„Barbara!"

Sie sah in an, der Ton seiner Stimme klang vorwurfsvoll und betrübt.

„Barbara, ich liebe Sie, und kein anderes Mädchen in der Welt würde mich auf den Gedanken bringen, sie zur Frau zu begehren. Nein, Bärbchen, wenn das Glück uns so nahe liegt, lassen Sie es uns nicht um eines Hirngespinnstes willen aufgeben."

Sie weinte sanfter und lehnte sich auf seinen Arm.

„Das Glück?" flüsterte Sie, „und würde es auch ein Glück für Sie sein?"

„Ja, Barbara erwiderte er zärtlich.

Sie las in seinen Augen die Bestätigung seiner Worte und ein neuer Sonnenstrahl der Freude glänzte in ihrem Gesichte.

„Lieben Sie mich noch Barbara?"

„Noch weit, weit mehr, antwortete sie mit halber Stimme und Carlyle zog sie näher an sich und neigte sein Gesicht zu dem ihrigen. Bärbchens Herz hatte endlich Ruhe gefunden . . . sie war Archibalds glückliche Braut.

Und Richard? War er glücklich entkommen? Er war im tiefen Schnee watend an den schützenden Hecken neben der Straße hingeschlichen, als sein Regenschirm plötzlich mit einem zweiten zusammenstieß. Miß Carlyle hatte ihm das Schirmdach mitgegeben, nicht, daß sein alter Hut und sein verwitterter Kittel geschützt würden, sondern um sein Gesicht von den Vorübergehenden besser verbergen zu können.

Sein Schirm, ein ächt demokratischer, baumwollener, griffloser, viel geprüfter Schirm, war mit einem aristokratischen, seidenen in Berührung gekommen, der einen Elfenbeingriff hatte. Beide kämpften, mit den Rippen aneinander gerathen, eine Weile um den Sieg, bis endlich ihr Träger mit einem Ruck der Sache ein Ende machten und die Schirme seitwärts senkend, dicht unter einem Laternenpfosten einander in's Gesicht starrten.

„Wie untersteht sich der Bursche? Sieht er nicht den Weg vor sich?"

Dick glaubte schon in den Boden zu sinken und

Digitized by Google

hätte gern all das Geld in seiner Tasche dafür hingegeben, wenn dieser Boden sich vor ihm aufgethan hätte, um ihn zu verschlingen, denn das Gesicht, das er beim Schein der Gasflamme vor sich sah, war das seines . . . Vaters.

Mit einem Angstruf, den er vergebens zu unterdrücken strebte, schoß der Sohn vorüber, schnell wie ein Pfeil vom Bogen fliegt.

Hatte der Richter diese Stimme erkannt? Wir wissen es nicht zu sagen. Ein gemeiner Kerl mit einem buschigen Backenbarte war augenscheinlich davongelaufen, als er seiner ansichtig geworden. Das wollte noch nichts bedeuten, denn der strenge, ja unerbittliche Richter, war in der ganzen Gegend gefürchtet bei allen Leuten von Richard's anscheinendem Kaliber.

Indessen stand Hare dennoch still und schaute dem Flüchtling, dessen Fußtritte in der Entfernung verhallten, eine Weile gedankenvoll nach.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenleben.

Novelle v. F. Ferry.

I.

„Er bleibt lange," murmelte Ella, und es flog wie ein Schatten über ihre schöne Stirn, der jedoch schnell einem freudigen Lächeln wich, denn fast in demselben Augenblick trat Alfred Norberg, ihr Verlobter, in's Zimmer. Ella war die Universalerbin ihres Vaters, der sich mit einem bedeutenden Vermögen vom Geschäft zurückgezogen hatte, um lediglich seiner Gattin und seiner einzigen Tochter zu leben, besonders aber der Letzteren, die er mit wahrhaft abgöttischer Zärtlichkeit liebte, den leisesten ihrer Wünsche ablauschte und ihn, wo es nöthig war, durch jedes Opfer befriedigte. Alfred Norberg's Aussichten waren nicht minder freundlich wie die Ella's, so daß die Familien Beider ihrer in etwa einem Monate bevorstehenden Verbindung mit Befriedigung entgegensahen und den Liebenden nur Jahre des Glückes und der Freude prophezeihten. Wir überlassen die Letzteren für den Morgen, da die gegenwärtige Erzählung beginnt, ihrem eifrigen und zärtlichen Gespräch und Gekose in einer von der Gardine verdeckten Fensternische.

Die Sorgen und Mühen des Lebens waren, wie leicht zu denken, für Ella kaum dem Namen nach vorhanden, denn der Reichthum und die Zärtlichkeit ihrer Eltern umgaben sie mit Ueberfluß und ließen selbst die flüchtigste ihrer Launen zur Wahrheit werden, und um ihrem Glücke die Krone aufzusetzen, hatte Alfred vor einigen Wochen auf ihren bei einem tête à tête geäußerten Wunsch seine seit lange beabsichtigte Reise nach Paris gänzlich aufgegeben. Ob Alfred's Liebe wohl stark genug wäre, die Feuerprobe des Unglücks zu bestehen? Ob er ihr auch in der Armuth treu bleiben würde? Entweder verfiel Ella nie darauf, sich diese Frage zu stellen, oder sie fand ohne Zögern eine unwillige Bejahung. Besaß sie wirklich Charakterstärke und Energie? Welche Gelegenheit hatte ihr das Leben bisher geboten, diese Eigenschaften geltend zu machen? Vielleicht barg die Zukunft strengere Ansprüche an sie in ihrem Schooße.

Mit nicht geringer persönlicher Eitelkeit verband Alfred den Wunsch, in den Augen der Welt so glänzend wie möglich aufzutreten, und er liebte Ella eben so leidenschaftlich, wie seine Natur überhaupt dessen fähig war. Ein geringes Einkommen bei anwachsender Familie; — ihn überflog ein Schauer bei dem Gedanken an die Möglichkeit solcher Existenz. Mit Ella und ihrer Jahresrente von dreitausend Pfund jedoch hoffte er glücklich zu werden.

Der Tag ihrer ehelichen Verbindung näherte sich inzwischen schnell, und Ella's geheime Konferenzen mit Schneiderinnen und Putzmacherinnen wurden so häufig und dauerten so lange, daß selbst Alfred's Besuche bisweilen ungelegen kamen, und alle Betheiligte endlich die Trauungs-Feierlichkeit vorüber wünschten.

In zwei Tagen sollte endlich Ella Alfred's Namen annehmen, als sie mit ihrer Mutter durch einen Boten in ein benachbartes Pachthaus gerufen wurde, um den letzten zeitlichen Abschied von ihrem guten Vater zu nehmen, der mit seinem Pferde verunglückt und zu schwer verletzt war, um in sein Haus zurückgebracht werden zu können. Er starb, kaum eine Stunde nach ihrem dortigen Eintreffen, in den Armen seiner Gattin, sein letztes Gebet für das Glück seiner Tochter auf den bleichen Lippen.

Die Trauung mußte natürlich aufgeschoben werden. Ella und ihre Mutter betrauerten den ihnen so plötzlich Entrissenen tief und schmerzlich, und Alfred verwünschte den verdrießlichen Zwischenfall, der sein Glück verschob. Sein ausgesprochenes Mitgefühl begann bald den Schmerz der Braut in etwas zu besänftigen und die ihr bevorstehenden Freuden sollten allem Anscheine nach ihre Thränen bald gänzlich trocknen; doch es stand ihr ein neuer Schlag des Schicksals bevor. Die Bank, der ihr Vater sein ganzes Vermögen anvertraut hatte, fallirte plötzlich, und es fand sich, daß sich ein halbes Dutzend gewissenloser Spekulanten in Ella's Besitzthum getheilt hatten, um es für glänzende Equipagen, kostbare Gesellschaften und durch thörichten Aufwand jeder Art zu vergeuden. Dem armen Mädchen und ihrer Mutter blieb nichts, als eine Rente von wenigen hundert Pfund, die ihr Vater zufällig in Staatspapieren hinterlassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Trost dem bedrängten Bruderlande.

Schleswig-Holstein meerumschlungen —
So erklang weithin ein Sang,
Ist tief in's deutsche Herz gedrungen
Als Mahnruf wohl viel' Jahre lang.

Die Leier hat jetzt ausgeklungen,
Der Tag des Zorns, er ist erwacht.
Auf, deutsches Volk! das Schwert geschwungen!
Bald geht's an Belt, zur Dänen-Jagd.

Ihr Sänger, Turner, wack're Schützen,
Voran der Jagd in's Bruderland!
Laßt Künste ruhen, Waffen blitzen
Für Schleswig-Holstein stammverwandt!

Denn hört das Wort von Bayerns Throne:
„Das arme Brudervolk sei frei,
Sei frei vom Dänendruck und Hohne,
Es wankte nicht, blieb deutsch und treu;

„Ein deutscher Fürst gebührt den Landen,
So soll es denn sein Friedrich sein,
Für den die Herzen längst entbrannten:
Er zieh' als Landesvater ein!"

Das Wort fiel in den deutschen Gauen
Wie Himmelsthau wohl auf die Saat,
Und schnell entkeimte das Vertrauen,
Daß auf das Wort auch folgt die That.

Laßt d'rob die Bismarck, Rechberg grollen,
Das Junkerthum in seiner Nacht;
Die werden sich vom Schauplatz — trollen,
Wenn's lustig geht zur Dänenjagd.

D'rum Schleswig-Holstein meerumschlungen —
Verzage nicht in letzter Stund'!
Bald wird der Sieg für dich errungen,
Dieß gibt das deutsche Volk dir kund.

Miltenberg am 1. Januar 1864.

G. Seffen.

Mannigfaltigkeiten.

[John Brett †.] John Brett, der Erfinder des unterseeischen Telegraphen, ist gestorben. Er hat das erste Kabel zwischen Frankreich und England gelegt, das noch heute die telegraphische Verbindung zwischen den beiden Ländern unterhält. Er hat auch das Kabel zwischen Cagliari und Algier gelegt. Die Kunde, daß auf die Klage einiger Aktionäre der Mittelmeer-Telegraphen-Gesellschaft in Frankreich gerichtliche Verfolgungen gegen ihn im Zuge seien, alterirte John Brett so sehr, daß er den Verstand verlor. Erst kurz vor seinem Verscheiden gewann er ihn wieder und versicherte in seinem letzten Augenblicke, daß sein Vorgehen stets ein redliches gewesen sei.

Der „Bühnen-Almanach für 1864" von Entsch enthält einen höchst interessanten Aufsatz: „Das Haustheater König Friedrich Wilhelm's IV.", mit folgender Anekdote: „Eines Abends soll auf dem Haustheater des Königs eine Gesellschaft Tyroler Natursänger auftreten. Für die hohen Herrschaften sollte der Text der Melodie aufgeschrieben und später gedruckt werden. Zu diesem Zweck forderte das damalige Faktotum dieser Bühne, Hofrath Esperstedt, den Führer der Tyroler auf, ihm die Worte zu dem Liede „Frohsinn auf der Alm" in die Feder zu diktiren. Dieselben lauteten:

A huebscher warmer Kuhdreck
Is Soamer und Winter guat,
Im Sommer gibt's a Schlackmülz,
Im Winter gibt's a Huat.

Mit einem unbeschreiblichen Blicke sah Hofrath Esperstedt den naiven Sänger an, der sehr bereit war, noch mehr Verse der Art zu diktiren, und sagte nur: „Nein, guter Mensch, das wollen wir doch lieber nicht drucken!" Der König hatte, unbemerkt von Esperstedt eingetreten, die Verhandlungen gehört und wiederholte lächelnd: „Lieber nicht drucken lassen!"

[Afrika-Reisen.] Der Baron Karl v. d. Decken, bekannt durch seine Explorationen in Ost-Afrika, besonders durch die Besteigung des Schneeberges Kelemandjaro, bereitet sich auf eine zweite Expedition vor. Derselbe hat die Absicht, einen der größern Flüsse, den Juba oder Ozi, hinaufzugehen und dann nach Abessinien oder Aegypten vorzudringen. Ein auf seine Kosten in Hamburg gebautes Flußdampfschiff, so wie mehrere tüchtige Leute, die er engagirt, machen diese Expedition zu einer der bedeutendsten, die bis jetzt ein Privatmann unternommen. Die englische Regierung hat sich äußerst liberal benommen und dem Herrn v. d. Decken moralischen wie physischen Beistand durch ihre an der Ostküste Afrika's befindlichen Kreuzer versprochen.

Geschichtskalender. 4. Jan. 1632. Gustav Adolph, Sohn des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und der Prinzessin Elisabeth von England, seine Gemahlin, wird geboren.

4. Jan. 1635. Elisabeth, Gemahlin des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, Tochter des Herzogs Karl II. von Lothringen, stirbt kinderlos.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waltandl'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 4 Dienstag, 5. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Im Schnee erfroren.

Ueber das sanfte Antlitz der guten Mrs. Hare rieselten die hellen Freudenzähren. Sie saß in ihrem Armstuhl und Mr. Carlyle stand neben ihr, während ein blauer Himmel und eine klare Sonne zum Fenster hereinlächelten, denn der stürmischen Nacht mit Wind und Schneegestöber war ein heiterer Morgen gefolgt. In der Mutter Freude mischte sich eben so viel Leid, daß die Tochter nun das Elternhaus verlassen werde, aber wir dürfen sagen, daß das erstere Gefühl die Oberhand behielt, kannte sie doch Niemanden auf Erden ihr Kind lieber anvertrauen, als Archibald Carlyle.

„Archibald, sie verläßt eine glückliche Heimath, nicht wahr, Sie werden sie ihr ersetzen?"

„Nach meinem besten Vermögen, theure Mrs. Hare."

„Sie werden immer gut und liebevoll gegen sie sein?"

„Wie sollte ich nicht? Ich dächte, Sie kennten mich zu genau, um an mir zu zweifeln."

„An Ihrer Güte zweifeln? O, nein! nein! Niemals, ich setze das vollste Vertrauen in Sie, Archibald. Wäre die halbe Welt zu Bärbchens Füßen gelegen, ich hätte gewünscht, daß mein Kind nur Sie wählen sollte."

Ein Lächeln überflog Carlyle's Züge. Er wußte am besten, was in solchem Falle Bärbchen gethan hätte.

„Aber Archibald," begann die Mutter auf's Neue, „was wird Cornelia's wegen geschehen? Ich möchte nicht gerne ein unzeitiges Wort in Ihre Angelegenheiten sprechen, noch mich in Etwas mengen, was Sie und Barbara beschließen werden, aber ich kann doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß es für verheirathete Leutchen am besten ist, allein zu leben."

„Cornelia wird Ost-Lynne verlassen," sagte Carlyle. „Ich habe zwar noch nicht mit ihr darüber gesprochen, aber ich werde es ehestens thun. Uebrigens habe ich längst schon bei mir beschlossen, daß, wenn ich mich je wieder verheirathe, dieß Zusammenleben mit meiner Schwester aufhören müßte. Man sagt, daß sie sich bei meiner ersten Frau zu viel in das Hauswesen gemengt habe, und hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt, würde sie nicht einen Tag länger unter einem Dache mit uns geblieben sein. Seien Sie versichert, daß Barbara von allen diesen Unannehmlichkeiten verschont bleiben wird."

„Wie haben Sie es denn angestellt, ihren Sinn zu ändern?" fragte der Richter, der schon seine volle Einwilligung gegeben hatte, und nun im Schlafrock und Morgenperücke ins Zimmer trat. „Haben's von Ihnen schon Mehrere versucht, und es ist Keinem gelungen, das Jüngferchen zum Jawort zu stimmen."

„Wahrhaftig, ich glaube, ich habe einen geheimen Zauberer im Sold, der mir dazu verholfen ...." erwiderte Carlyle lächelnd.

„Na, da ist sie," rief der höchst unzeremoniöse Richter. „Nun, Jungfer Zimpferlich, weßhalb siehst Du Mr. Carlyle in einem andern Lichte, als Deine übrigen Bewerber?"

Bärbchens erröthende Wange war die ganze Antwort, die der Papa erhielt.

„Papa," sagte sie, „Otway Bethel ist an der Thür, Jasper sagt, er will nicht herein kommen ...."

„Nun, ich werde wahrhaftig nicht in der Kälte zu ihm hinausgehen; Mr. Otway, holla! Vor wem fürchten Sie sich eigentlich? Kommen Sie doch herein."

Otway Bethel erschien in seinem gewöhnlichen Jagdkostüme. Er schien sich in Mrs. Hare's und Bärbchens Gegenwart nichts weniger als behaglich zu fühlen.

„Mein Oheim wünschte, ich solle Sie aufsuchen, und Ihnen sagen, ob Sie nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn die verabredete Zusammenkunft heute um zwei Uhr, statt um ein Uhr stattfinden würde. Er hat unerwartet den Besuch eines Freundes erhalten, der um zwei Uhr mit dem Train wieder abreisen muß."

„Mir völlig einerlei," war Hare's Antwort, „ob ein Uhr oder zwei Uhr."

„Dann ist Alles in Ordnung und ich werde noch bei Herbert und Plener die gleiche Botschaft ausrichten. Haben Sie schon von dem todten Menschen gehört, den man gefunden hat?"

„Was für ein Todter?" rief Hare.

„Irgend ein armer Teufel, der sich verirrt hat oder den in der Kälte Müdigkeit und Schlaf überfallen haben.

Digitized by Google

Man hat ihn diesen Morgen erfroren gefunden. Ich hab' ihn eben gesehen, er liegt draußen am Hollweg, neben der Straße, wo man auf Hallsjohns früheres Haus zukömmt. Es ist eine Menge Leute zu der Stelle, wo er liegt, hingelaufen."

„Wer ist es?" fragte Richter Hare.

„Ich denke ein Fremder. Ich habe ihn nicht erkannt; es ist ein junger Mann in einem groben Kittel und mit einem gewaltigen Backenbart."

„Sollte mich nicht wundern, wenn's der Bursche wäre, der gestern Abends mit dem Regenschirm an mich angerannt ist. War auch in einem groben Kittel und sein Backenbart wäre für einen Irländer grimmig genug gewesen. Mir kam der Kerl etwas betrunken vor. Taumelt daher, sieht mich nicht, rennt an mich an, natürlich puffe ich ihm mit meinem Regenschirm tüchtig entgegen. Aber kaum hat er mich gesehen, nimmt er Reißaus, nachdem er aufgeschrieen hat, wie ein Verrückter! Kam mir sonderbar vor! Vielleicht war das der Mann, von dem Sie sprechen."

„Möglich, daß er es war."

Carlyle sah auf Barbara. Sie war todtenbleich geworden. Er las in ihren Mienen, daß sie an ihren Bruder dachte. Sollte der unselige Richard erfroren sein? Carlyle suchte ihr zuzuflüstern, daß er sogleich nachsehen und ihr dann Bescheid bringen wolle.

„Sie gehen schon, Archibald?" fragte die Mutter.

„Ich will doch nach dem Manne sehen, von dem Bethel erzählt; nicht wahr, ich bin neugierig, wie ein Schulknabe, Mrs. Hare?"

Er eilte fort. Barbara sah ihm mit bangem Herzklopfen nach; wie sollte sie die schreckliche Ungewißheit ertragen? Wenn es Richard wäre! Bethel ging und Richter Hare folgte ihm; auch er wollte den Todten sehen. In einem kleinen Orte wie West-Lynne wird jedes Ereigniß, das in einer großen Stadt kaum beachtet würde, zur größten Wichtigkeit und erregt die Neugierde der ganzen Bevölkerung. Carlyle kam zuerst zurück. Bärbchen eilte zum Thore und wartete, und wenn es ihr Leben gekostet hätte, wäre sie nicht im Stande gewesen, ihm einen Schritt weit entgegen zu gehen; die Spannung war zu schmerzlich!

Aber er lächelte ihr schon von Weitem zu und nickte freundlich, als wollte er sagen: „Sei unbesorgt!"

„Wir haben uns umsonst geängstigt, Bärbchen," flüsterte er ihr zu, „es ist ein Fremder, irgend ein armer Mensch, der den Weg verfehlt hatte. Er gleicht Richard nicht im Mindesten und hat einen rothen Backenbart."

Sie athmete auf und es schien ihr, als sei eine Zentnerlast von ihrem Herzen genommen.

„Glauben Sie nicht, Archibald, daß das Richard gewesen sein konnte, der dem Vater begegnete?"

„Daran ist kaum zu zweifeln. Der Angstschrei, als er den Richter erkannte, so wie sein Davonlaufen, das Alles verräth ziemlich deutlich den armen Richard."

„Welch' ein Glück, daß ihn der Vater nicht erkannt hat! — Gott sei dafür gepriesen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenleben.

(Fortsetzung.)

„Zu seinem schmerzlichen Bedauern sehe er sich durch die Umstände und durch die Wünsche seiner Familie gezwungen, die Ehre ihrer Hand abzulehnen." So schrieb Alfred wenige Tage später, und nun fühlte Ella zum Erstenmale die Last des Unglücks, das über sie gekommen, in ihrer ganzen Schwere. Das war denn das Ende dieser ihr so oft mit feurigen Worten betheuerten Liebe, für deren Wahrheit und Dauer sie ihr Leben verbürgt haben würde. Es konnte ja nicht sein! War die Handschrift gefälscht? Ach, eine Vergleichung mit seinen früheren Briefen hoben jeden Zweifel auf.

Jetzt erwachte Ella's Selbstgefühl, und sie faßte den Entschluß, den Ungetreuen zu vergessen, sein Bild aus ihrem Herzen zu reißen, obwohl sie nur zu gut fühlte, welche furchtbare Kämpfe sie das kosten würde. Mit erzwungener Ruhe theilte sie ihrer Mutter den Inhalt seines Briefes und die Vernichtung ihrer letzten Freudenhoffnungen mit. Von so vielen Schicksalsschlägen betäubt, hatte auch diese wenig Trost für sie, und seufzte nur: „Ach, wir sind recht unglücklich, Ella!"

Mit furchtbarem Gewicht drängte sich jetzt unserer armen Freundin die Frage auf: „Wovon sollen wir leben?" Wie sollten Mutter und Tochter, von denen Erstere stets in wohlhabenden Verhältnissen gelebt, Letztere nie den Mangel gekannt, oder den leisesten Wunsch unerfüllt zu sehen gewohnt gewesen war, ihr tägliches Brod verdienen? Die Zinsen des kleinen geretteten Kapitals reichten kaum für die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse der Mutter hin. Ella mußte also zur Sicherung des eignen Unterhaltes zu irgend welcher Beschäftigung greifen und faßte sie dann ihre Aufgabe, wie fremd sie ihr auch scheinen mochte, sofort mit starkem Herzen und ruhigem Blicke in's Auge.

Doch was sollte sie beginnen? Welcher Lebensberuf war der passendste für sie? Es gab nur eine Antwort, eine Wahl, und zwar diejenige, welche so viele junge Mädchen in ähnlicher Lage wie die ihrige treffen, sie wollte Gouvernante werden. Was verstand sie indessen von den Pflichten eines solchen Berufes? Nichts, gar nichts; doch was anders konnte sie beginnen? Sie wollte wenigstens den Versuch machen, eine solche Stellung zu erlangen, und dann das Aeußerste aufbieten, den Pflichten derselben Genüge zu leisten.

Ella reichte eine Zeitungs-Annonce ein, in welcher sie ihre Fähigkeiten angab. Wie oft hatte ihr Auge

Digitized by Goog

die Annoncen-Beilage jenes Blattes überflogen und sie dabei den sonderbaren Geschmack der jungen Mädchen belächelt, die sich Stellungen wünschten, wie diejenigen der Erzieherinnen ihr befreundeter Familien, deren Loos sie wohl bisweilen zu bedauern pflegte. Jetzt war sie selbst im gleichen Falle und ließ die Hände hoffnungslos in den Schooß sinken, nachdem sie mit trüben Blicken die ihr zugesandten Antwortsschreiben auf ihre Annonce durchlesen, denn einige derselben boten bei geringem Salair ein gemüthliches Familienleben, andere das Letztere im erhöhten Grade ohne jede baare Geld-Entschädigung, bei Weitem die meisten jedoch versprachen eine gesellige und glänzende Häuslichkeit und Viele verlangten Leistungen, denen vollständig zu genügen für eine und dieselbe Person fast unmöglich scheinen wollte.

Eine Offerte, die Ella im ersten Augenblick übersehen hatte, endlich erschien am meisten der Beachtung werth. Das Salair war gut, das Billet selbst in freundlichem und rücksichtsvollem Tone abgefaßt und die Pflichten der Sendung nicht eben besonders schwer, da sie sich auf den Unterricht zweier kleiner Mädchen beschränkten. Unsere Freundin nahm die Stelle an und trat, nachdem sie ihre arme Mutter, in einer verhältnißmäßig gemüthlichen Wohnung untergebracht hatte, in ihren neuen Wirkungskreis ein.

(Fortsetzung folgt.)

Sylvesternachtwache. 1863.

(Der „Allgemeinen Zeitung" entnommen.)

Das war ein Jahr! Mit Mene-Tekel-Lettern
Schrieb's Geisterhand in der Geschichte Buch,
Im Sturm geboren, starb es hin in Wettern,
Und trug im Schooß der Menschheit alten Fluch.
Auf Ungarns Flur, wo reichster Segen wohnte,
Vernahm sein Ohr den heisern Schrei nach Brod,
Und Polens Volk — wo weiland siegend thronte
Der weiße Aar — gab's in den letzten Tod.
Die Glock' ist acht; es sammeln sich die Raben:
Die Newa rauscht, und will ihr Opfer haben!

Das war ein Jahr! Am Rapidan die Schauer
Des Brudermords; bei Gettysburg! — wer nennt
Die Namen all voll unermeß'ner Trauer,
In deren Schrift der Furie Fackel brennt?
Wo sie sich schmückten mit der Freiheit Kränzen,
Bezog dieß Jahr der Freiheit letzte Wacht!
Und wo sie rühmten ihrer Sterne Glänzen:
Verfiel ihr Stern des Hasses dunkler Macht!
Die Glock' ist neun; es sammeln sich die Raben:
Es rauscht die See, und will ihr Opfer haben!

Das war ein Jahr! Auf Leichenhügelbeeren
Ließ es Puebla's blut'ge Rose blühn,
Betrog die Völker, höhnte die Cäsaren,
Und sah ein Licht der Wissenschaft verglühn;
In der Hellenen männerlosem Lande
Hing es den Purpur einem Knaben um,
Schoß ohne Blut, mit wälschem Geisterbrande,
Die erste Bresch' ins zweite Kaiserthum.
Die Glock' ist zehn; es sammeln sich die Raben:
Die Seine rauscht, und will ihr Opfer haben!

Das war ein Jahr! Auf Frankfurts heil'gem Plane
Sah's deutscher Fürsten tragisches Geschick,
Auf Leipzigs Au der Jugend stolze Fahne,
Der Alten Traum vom Völkerschlachtenglück;
Von Stadt zu Stadt hört es die Banner rauschen
Ob deutscher Feste endlos langer Reih',
Am Thor des Reichs sah es die Feinde lauschen,
Vernahm bei Nacht des Uhu dumpfen Schrei.
Die Glock' ist elf; es sammeln sich die Raben:
Es rauscht der Rhein, und will sein Opfer haben!

Das war ein Jahr! Was heult und tobt der Däne?
Sein schlaues Netz für's meerumschlung'ne Land,
Zerrissen liegt's; nun schüttle deine Mähne,
Mein deutscher Leu: „mit Gott für's Vaterland!"
Was zögerst du? Du schwenktest nun der Tücher
Fürwahr genug; heran mit Schwert und Spieß!
Noch einmal reicht dir der Sibylle Bücher
Der Barus schlug, und Eisen wachsen ließ!
Die Glock' ist zwölf; es sammeln sich die Raben:
Die Elder rauscht, und will ihr Opfer haben!

Glück auf, Neujahr! Vom Himmel frei' hernieder,
O Herr der Welt, und sammle uns're Macht;
Es wird es sein! wir werden Helden wieder
Und Männer sein — wie wir's getäumt, gedacht!
Nach dunkeln Nächten, voller Blut und Wunden,
Die uns bestimmt nach Tagen trüb und schwer,
Schau' ich im Geist die heil'gen Morgenstunden
Der deutschen Freiheit und der deutschen Ehr'!
Ein neues Jahr! versammelt sind die Raben:
Es rauscht die Zeit — ihr Opfer mag sie haben!

Bonn. Hugo Delbermann.

Kunst und Literatur.

Der Heimgarten. Unter diesem Titel erscheint in München ein illustrirtes Haus- und Volksblatt, herausgegeben von Dr. Hermann Schmid, das sich durch Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Gediegenheit seines Inhaltes, wie nicht minder durch schöne Illustrationen rühmlichst auszeichnet. Da es sich der „Heimgarten" zur Aufgabe stellt, eine gesunde Lektüre unter seinen Lesern zu verbreiten, so wünschen wir ihm die größte

Digitized by Google

Verbreitung, welche ihm auch bei seinen lobenden Eigenschaften, verbunden mit sehr billigem Preise, zu erreichen nicht schwer fallen dürfte. Der „Heimgarten" erscheint in wöchentlichen Nummern, wie in Monats-Heften und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt bezogen werden.

Illustrirter Familien-Kalender für 1864. Verlag der englischen Kunstanstalt von A. H. Payne in Leipzig und Dresden. Achter Jahrgang, Preis 18 kr.

Dieser in einer Auflage von 80,000 Exemplaren erschienener und mit einem Stahlstich und circa 60 xylographischen Abbildungen ausgestatteter Kalender nimmt unter den zahlreichen Produkten der Kalenderliteratur unstreitig einen bevorzugten Standpunkt an. Auf 64 Seiten in groß 4° enthält derselbe Mittheilungen über Kultur- und Volksleben, ernste und humoristische Erzählungen, Gedichte, Biographien hervorragender Männer, geschichtliche Aufzeichnungen der Gegenwart, Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftliche Aufsätze, gewerbliche Mittheilungen ꝛc. Jeder Käufer des Kalenders nimmt überdieß Antheil an einer Prämienvertheilung im Werthe von 200 Thlrn.

Im Verlage des durch seine literarischen Erzeugnisse, kartographischen und sonstigen Kunstwerke rühmlichst bekannten Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen ist so eben auch eine **Karte von Bayern** diesseits des Rheins in vier Blättern erschienen. Dieselbe, im Maßstabe : $\frac{1}{750000}$ nach den neuesten topographischen Aufnahmen von Major Radefeld bearbeitet, kann sowohl wegen der Deutlichkeit und Korrektheit ihrer Ausführung, als auch wegen ihrer Billigkeit (1 fl. 45 kr.) besonders empfohlen werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Expräsident Comonfort †). In New-York ist am 16. Dez. aus Mexiko die Nachricht von dem Tode des ehemaligen Präsidenten der Republik Mexiko, des Generals Ignazio Comonfort, eingetroffen. Der Verstorbene hatte das Alter von 51 Jahren erreicht. Im Jahre 1834 war er Militär-Gouverneur von Jalapa, ward im Jahre 1842 zum Mitgliede des allgemeinen Kongresses gewählt und wurde im Jahre 1855, nach der Abdankung Santa Anna's provisorischer Präsident von Mexiko. Am 1. Dez. 1857 ward er zum konstitutionellen Präsidenten erklärt; als aber bald darauf wiederum eine Revolution ausbrach, trat der Richter Juarez an seine Stelle. Vor etwa einem Jahre besuchte Comonfort die Vereinigten Staaten und erhielt bei seiner Rückkehr nach Mexiko von der Regierung des Präsidenten Juarez eine militärische Befehlshaberstelle, die er bis zu seinem Tode bekleidete.

Die interessante Gesellschaftsreise nach Konstantinopel und Athen, welche die Redakteure k. k. Rath Dr. Leopold Schweitzer und Franz Tuvora zu Ostern 1864 unternehmen, findet allenthalben, besonders aber in Deutschland, die lebhafteste Theilnahme. Im Ganzen sind bis jetzt schon 50 Plätze genommen, und haben sich zur Gesellschaft gemeldet: 1 sächsischer Hofrath sammt Gemahlin, 1 Schulrath aus Sachsen, ein Theologe aus Baden, 3 Offiziere, 1 hannover'scher Obergerichtsrath, 3 württembergische Fabrikanten, 1 Baumeister aus Ungarn, 1 Landes-Advokat aus Böhmen, 2 preußische Gutsbesitzer, 1 Großhändler aus Nürnberg, 1 Pfarrer aus Bayern, 1 Gerichtsrath aus Holstein, 1 Beamter aus Riga, 2 Grafen aus Steiermark, dann mehrere Industrielle aus Wien und den Kronländern. Das mit Illustrationen versehene Reiseprogramm, welches auf Verlangen durch das Komptoir der kais. Wiener Zeitung versendet wird, ist in zweiter Auflage erschienen.

„Bismarck hat eine Ohrfeige bekommen," soll die neueste Neuigkeit sein, die in Berlin von Mund zu Mund geht. Die klatschsüchtige Welt erzählt die Geschichte folgendermaßen: Prinz Friedrich Karl gab ein Diner. Bismarck war geladen und äußerte sich im Laufe des Gespräches: Se. kgl. Hoheit sei zum Oberbefehl über die Bundesarmee zu jung. Darauf erhob sich der Prinz und — Bismarck hatte die handgreifliche Antwort. Der fuhr nun ohne Weiteres mit flammender Wange zum König: der König gab ihm Recht und der „olle Wrangel" wurde Oberbefehlshaber. So die Fama. Friedrich Karl, so schreibt der „Lloyd", gilt allgemein für sehr kriegslustig. „Wenn ich an der Spitze von 60,000 Mann stehe — soll er geäußert haben — so hole der Teufel Bismarck's Politik und ich mache meine eigene."

Geschichtskalender. 5. Jan. 1405. Ludwig der Bärtige, Herzog von Bayern-Ingolstadt, läßt die, dem Herzoge Johann von Bayern-München zugetheilte Neustadt an der Donau feindselig behandeln, resp. ausplündern.

5. Jan. 1722. Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern und deutscher Kaiser, vermählt sich mit Prinzessin Maria Amalia, Tochter Kaiser Joseph I.

Redakteur: Gustav Pfeffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 5 Mittwoch, 6. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Miß Corny's Uebelbefinden hatte sich gelegt und sie war diesen Abend wieder ganz wie immer rührig und thätig. Nach Tische begann Carlyle von seiner bevorstehenden Vermählung zu reden.

„Cornelia, als ich Lady Isabella Vane heirathete, hast Du es mir ernstlich zum Vorwurf gemacht, daß ich Dich nicht früher davon in Kenntniß gesetzt hatte."

„Hättest Du's gethan, und mich um Rath gefragt, wie andere Christen-Menschen zu thun pflegen, wäre Alles anders gekommen, und das Unglück und Elend, das über dieß Haus hereingebrochen ist, abgewendet worden," erwiderte Miß Corny heftig.

„Lassen wir das Vergangene," sagte er ruhig und denken wir an die Zukunft. „Ich sagte Dir, daß ich Dein Mißfallen zu vermeiden wünschte, denn ich glaube, Du hast mir es noch nicht verziehen . . ."

„Und werde es nie und nimmer," schrie sie in größter Aufregung, „ich habe den Betrug nicht um Dich verdient."

„Daher theile ich es Dir dießmal mit, fast eben so bald, als ich es selber wußte, Cornelia, ich werde mich wieder verheirathen."

Miß Corny fuhr in die Höhe. Die Brille entfiel ihrer Nase und ein Arbeitskorb, den sie auf dem Schooße liegen hatte, kollerte auf den Boden.

„Was sagst Du?"

„Ich werde mich wieder verheirathen."

„Du!"

„Ich! Was ist dabei so Staunenswerthes?"

„Um den lieben, gesunden Menschenverstand willen, begeh' nicht ein zweites Mal diese unverzeihliche Narrheit! Einmal hast Du's gethan, hast Du denn nicht genug daran, und mußt Du ein zweites Mal mit dem Kopf an die Wand rennen?"

„Nun sieh' selbst Cornelia, ob man mit Dir über derlei Dinge sprechen kann! Du begegnest mir in einer Weise, die geradezu unstatthaft ist, und behandelst mich noch immer wie damals, als ich noch ein kleiner Junge war."

„Wer sich wie ein Kind geberdet, den muß man wie ein Kind behandeln. Deine erste Heirath war pure Narrethei, Deine zweite ist Wahnsinn."

„Weil Du es vorgezogen hast, allein zu leben, ist das ein Grund, mich auch zur Einsamkeit zu verdammen? Du fühlst Dich glücklich allein, ich werde mit einer Frau glücklicher sein."

„So glücklich, wie mit der ersten," fuhr Miß Corny heraus, die in ihrer Leidenschaftlichkeit nicht bedachte, was sie redete. Carlyle runzelte die Stirne, aber er faßte sich bald und blieb ruhig.

„Nein, das fürchte ich nicht von Jener, die ich gewählt habe."

Miß Corny raffte ihr Körbchen vom Boden auf; ihre Hand zitterte, jede Muskel in ihrem Gesichte bebte; der Schlag traf sie so schwer, als das erste Mal.

„Und darf man wissen, wen Du gewählt hast," kreischte sie; „war doch die ganze Gegend hinter Dir her!"

„Wer es auch sein möchte, Cornelia, Du hättest immer Etwas an ihr auszusetzen, und wäre sie die Tochter eines Fürsten oder eines Bauern Kind."

„Jedenfalls. Ich weiß schon, daß es diese aufgeputzte Louisa Dobeda ist."

„Nein, zufällig nicht. Ich hatte eben so wenig Absicht, Louisa Dobeda zu wählen, als sie je daran gedacht, sich von mir wählen zu lassen."

„Kannst Du den Mund nicht aufthun und endlich sagen, wer es ist?"

„Barbar Hare."

„Wer?" kreischte Cornelia.

„So viel ich weiß, bist Du nicht taub, Cornelia."

„Na! Du bist ein Schafskopf," schrie sie, Augen und Hände zum Himmel erhebend.

„Schönen Dank," erwiderte er, ohne ein Zeichen von Unwillen zu geben.

„Ja, das bist Du, Archibald! läßt Dich endlich fangen von einem Mädchen, das lange genug umsonst nach Dir geangelt hat."

„Das hat sie nicht; sonst würde sie wahrscheinlich niemals Frau Carlyle geworden sein. Was immer für eine vorübergehende Neigung sie in früheren Jahren für mich gehabt haben mag, sie hat in letzterer Zeit nicht die geringste Spur mehr davon verrathen, und ich bin überzeugt, daß sie ebenso wenig daran dachte, daß ich ihre Hand begehren werde, als Du, daß ich Dich hei-

Digitized by Google

rathen wollte. Andere haben deutlich genug Jagd auf mich gemacht, das ist nicht zu leugnen, aber Barbara hat sich niemals so weit vergessen."

„Sie ist eine kleine verschlagene Kokette, ebenso eitel als hoffärtig."

„Was hast Du weiter an ihr auszusetzen."

„Hättest Du wenigstens ein Mädchen ohne . . . fatales Anhängsel genommen, wenn . . . denn schon geheirathet sein muß," brummte sie.

„Ich verstehe Dich nicht."

„Du mein Himmel, oder ist's etwa eine Ehre, einen solchen Bruder zu haben, wie der Richard."

„Das ist kein Makel für Barbara, die Zeit wird schon kommen, wo Richards Unschuld zu Tage treten wird."

Miß Corny hustete zornig.

„Die Schweine mögen einen Ort verlassen, aber man wird sich immer daran erinnern, daß sie einmal da gewesen sind."

„Zunächst, Cornelia, handelt es sich noch um Deinen Aufenthaltsort. Ich setze voraus, daß Du in Dein eigenes Haus zurückkehren wirst."

Miß Corny traute ihren Ohren nicht.

„In mein Haus zurück?" rief sie aus. „Das thu' ich nicht, ich werde in Ost-Lynne bleiben, wer will mir's wehren?"

„Ich," sagte Carlyle ruhig und leise, aber in bestimmtem Tone. „Hast Du vergessen, was in jener Nacht, als . . . sie . . . uns verließ, Justine zu Dir sagte? Cornelia, ob das Mädchen nun wahr gesprochen oder nicht, ich will keine Andere der Möglichkeit aussetzen . . ."

Sie schwieg, die grimmige Miß Corny und ihre Lippen zitterten. Sie liebte es durchaus nicht, an Justens Worte erinnert zu werden; das war selbst für ihre Nerven zu stark.

„Es soll Dich kein Tadel treffen," fügte Carlyle hastig hinzu. „Du bist seit so vielen Jahren unumschränkte Gebieterin im Hause gewesen, und ist es ganz natürlich, daß Du es immer bleiben willst. Aber zwei Frauen in einem Hause, sind eine Unmöglichkeit, Cornelia, waren es seit die Welt steht, und werden es bleiben."

„Du wirst Niemand finden, der das Haus besser in Ordnung hält, als ich," murrte sie vorwurfsvoll.

„Und ich suche auch gar nicht darnach. Im März wird Deine Wohnung frei, nicht so?"

„Ja, sie wird frei. Da wir aber schon bei der Geldfrage sind, so bitte ich Dich zu bedenken, daß, wenn ich Dein Haus verlasse, mein Einkommen Dir entgeht."

„Ganz gewiß. Dein Geld ist Dein Eigenthum und Du kannst dasselbe nach Deinem Belieben verwenden. Ich habe weder Ansprüche darauf, noch wünsche ich welche zu haben . . ."

„Ich kann Dir nur sagen, daß es ein hübsches Loch in Deine Revenüen machen wird, wenn meine Zinsen fehlen werden. Gib nur Acht, daß Du nicht sammt Ost-Lynne bankerott wirst."

Carlyle lachte.

„Das laß meine Sorge sein. Mit all' meiner Verschwendung, wie Du es zu nennen beliebst, lege ich immerhin eine hübsche Summe jährlich bei Seite."

„Könnte aber noch größer sein, wenn die Ausgaben vermindert würden."

Miß Corny erging sich noch in gar vielen, für das Brautpaar nichts weniger als schmeichelhaften Bemerkungen, die ihr Bruder indessen mit unerschütterlicher Ruhe hinnahm. Sie ward endlich durch den Eintritt Peters unterbrochen, der einen Besuch anzumelden kam.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenleben.

(Fortsetzung.)

Sie konnte in der Stellung, welche sie jetzt einnahm, keineswegs über Zurücksetzung von Seiten der Familie selbst, oder der Dienstleute klagen, denn die Frau vom Hause bewies sich jeder Zeit gleich rücksichtsvoll und freundlich gegen sie, der Gatte derselben begegnete ihr stets mit der größten Artigkeit, obgleich er nach der ersten Morgenbegrüßung allerdings ihre Anwesenheit kaum zu bemerken schien. Die Dienstleute folgten, wie immer, dem Beispiele der Herrschaft, so daß Ella durchaus nichts entbehrte und sich mit vollem Rechte so zufrieden fühlen konnte, wie es überhaupt in ihrer Lage möglich war. Nur um so tiefer vielleicht empfand sie jedoch die kleinen Kränkungen, denen ein feinfühlendes Herz in der Stellung einer Erzieherin schwerlich entgehen kann. Es verging kein Tag, der ihr nicht irgend einen Beweis lieferte, daß sie in der Familie nicht für ebenbürtig angesehen wurde; sie sah, wie man bedeutungsvolle Blicke wechselte, hörte das Geflüster der Hausfrau oder des Hausherrn mit ihren Gästen, und das verwunderte „Oh!" der sie dann wohl aufmerksamer Betrachtenden. Man verabredete in ihrer Gegenwart ländliche Touren, an denen sie je nach Umständen oder dem Arrangement der Betheiligten Theil zu nehmen hatte, oder nicht, und wenn Spazierfahrten besprochen wurden, als sei Ella gar nicht in der Welt, so drängte sich ihr die Erinnerung an jene glückliche Tage auf, da eine ihr als persönliches Eigenthum gehörende, mit ihren beiden Lieblingspferden bespannte Karosse zu jeder Stunde des Tages ihres Winkes geharrt hatte. Sie faßte den festen Entschluß, die Vergangenheit gänzlich der Vergessenheit anheim zu geben und in Betracht ihrer jetzigen, wenigstens verhältnißmäßig glücklichen Stellung, jene ver-

Digitized by Google

letzenden Kleinigkeiten unbeachtet zu lassen. Der Kampf war schwer, wurde indessen muthig durchgeführt, und bald wichen in Ella's Herzen die Gefühle der Bitterkeit, zwar nicht denen des Glückes, doch jener Ruhe des Gemüthes, welche das Bewußtsein des Sieges über die Eitelkeit der eignen Wünsche und dasjenige treuer Pflichterfüllung zu belohnen pflegt. Sie gab sich der Hoffnung hin, Alfred vergessen zu können, und nur zu bald sollte ihr Gelegenheit werden, sich von der Wahrheit oder Täuschung derselben zu überzeugen. Unter andern Besuchen erwartete die Familie auch den seinigen. Er war der Frau vom Hause vor Kurzem vorgestellt worden, man erklärte ihn für einen außerordentlich angenehmen jungen Mann, der sich in wenigen Wochen verheirathen würde. Man erwähnte gleichzeitig den Namen der Braut und das Paar sollte am nächsten Mittag bei der Familie zum Diner eintreffen. So ging eines Tages das Gerede bei Tisch und Ella hörte es. Wie war es ihr möglich, mit ihm zusammenzutreffen, eine Andere seinen Liebesworten lauschen zu sehen, denen sie selbst so lange Wochen gläubig vertraut hatte? Sie hoffte die Probe zu bestehen. Zwar rief sie sich die Niedrigkeit und Werthlosigkeit seines Charakters, seine Treulosigkeit in's Gedächtniß zurück, doch sah sie jenem schrecklichen Tage nur mit Zittern entgegen.

Alfred kam, sah sie, zögerte, erröthete und schien zu schwanken, ob er sie anreden sollte oder nicht. Sie gab ihm kein Zeichen des Wiedererkennens, und er nahm die so gebotene Uebereinkunft an. Als Ella sich an jenem Abend zur Ruhe begab, fühlte sie, daß sie ihr Herz besiegt hatte. Sie war mit ihm zusammengetroffen, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, hatte ihn seine Aufmerksamkeit einer Andern widmen sehen, und bedauerte diese als sein Opfer, ohne sie als glücklichere Nebenbuhlerin zu hassen. Von diesem Tage an genoß sie völligen Frieden der Seele und gedachte nur noch ihrer Mutter und der Pflichten ihrer Stellung.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Der Mensch und seine psychische Erhaltung. Hygienische Briefe für weitere Lesekreise von Dr. Theodorich Plagge. Neuwied, Verlag der J. H. Heuser'schen Buchhandlung. 1864. Preis 20 Sgr.

Dieses interessante Buch ist als eine höchst anziehende und zugleich belehrende Lektüre jedem Gebildeten auf das Wärmste zu empfehlen, denn obwohl die Naturforscher unserer Tage über die Erhaltung des physischen Menschen eine größere Zahl von Schriften für weitere Lesekreise verfaßt haben, so ist doch noch von keiner Seite die Erhaltung des psychischen Menschen Gegenstand einer für das große Publikum bestimmten Abhandlung geworden, vielmehr ist dieses Gebiet nach wie vor den spekulirenden Theologen und Philosophen überlassen geblieben. Das darf nicht sein! Diese Frage muß vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus in Angriff genommen werden. Die ersten Steine zu diesem Zukunftsbau herbeizuschaffen, ist der Zweck des obigen Werkchens.

Der praktische Blumengärtner. Alphabetisch geordnetes Handbuch der Zierpflanzenzucht in ihrem ganzen Umfange. Für Gärtner, Gartenfreunde und überhaupt für Alle, welche die schönsten und beliebtesten älteren und neueren Zierpflanzen im Freilande, in Gewächshäusern und in Zimmern auf die beste Weise möglichst leicht kultiviren wollen. Mit immerwährendem Blumengarten-Kalender und Register über die synonymen lateinischen Gattungs- und deutschen ꝛc. Eigennamen. Von Heinrich Gruner. Auf Grund der bewährtesten Erfahrungen neu bearbeitet von Karl Friedrich Förster, Mitglied mehrerer Gartenbaugesellschaften. Siebente vielfach vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Im. Tr. Wöller.

Trotz der großen Masse ähnlicher Bücher, womit das Publikum in unserer so schreibseligen Zeit fast überfluthet wird und wovon leider der größte Theil nur aus Machwerken besteht, deren Ursprung in niederer Gewinnsucht und sonstiger Spekulation zu suchen ist, kann es dem Bearbeiter wie dem Verleger dieses Buches nur zur Ehre gereichen, daß dasselbe bereits die siebente Auflage erlebte. Das günstige Schicksal dieses Buches ist daher wohl der deutlichste Beweis, daß sich dieses eine feste Bahn gebrochen hat, die nicht so leicht gehemmt werden kann. Daß Alles aufgeboten worden ist, dieß Werk auch in seiner vorliegenden neuen Auflage immer nützlicher und brauchbarer zu machen, braucht wohl nicht erst versichert zu werden; denn eine nur oberflächliche Vergleichung wird zeigen, wie es in seiner neuen Auflage mit allen nur irgend nöthig gewordenen Berichtigungen und sehr vielen Zusätzen versehen worden ist, die theils in der Hinzufügung einer großen Anzahl von Zierpflanzen bestehen, welche nach dem Erscheinen der sechsten Auflage bekannt und beliebt geworden sind, theils in der Einschaltung der mittlerweile gemachten wirklich bewährten Erfahrungen in Betreff der Kulturen. Das Buch will ein Leitfaden sein für alle Diejenigen, welche die schönsten und beliebtesten älteren und neueren Zierpflanzen auf die beste Weise möglichst leicht kultiviren wollen.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Die höchste Gage, welche die k. Bühne zu Berlin seit ihrem mehr als hundertjährigen Bestehen zahlt, erhält die Primadonna Pauline Lucca. Sie hat so eben einen lebenslänglichen Kontrakt mit der Intendanz abgeschlossen, laut dessen ihr der Titel Kammersängerin, ein Gehalt von 8000 Thalern im Jahre Spielhonorar, fünf Monate Urlaub und die Zusicherung einer Pension von 2000 Thalern zugesprochen sind. Wir denken, die junge, eben erst im Beginne der zwanziger Jahre stehende, noch vor wenigen Jahren in Wien als Choristin engagirte Dame wird mit diesen Bedingungen zufrieden sein.

Die französischen Zeitungen sind bekanntlich stark in geographischen Schnitzern. Die „France" gibt dazu abermals einen glänzenden Beleg. Sie behandelt jetzt die Eisenbahnstation Büchen hartnäckig als einen Bundeskommissär, indem sie schreibt: Die „Hamburger Börsenhalle" publizirt das Manifest des Bundes-Kommissärs Hrn. Büchen, vom 23. Dez. Hr. Büchen macht bekannt, daß er die Verwaltung der Herzogthümer Holstein und Lauenburg übernommen habe, ohne den zeitweilig suspendirten Rechten des Souveräns Eintrag thun zu wollen ꝛc. Herr Büchen erinnert daran, daß die Successionsfrage ꝛc."

Ein Mostverkauf ganz eigenthümlicher Art fand in den letzten Tagen in Iphofen statt. Ein dortiger Bürger hatte dem israelitischen Handelsmanne St...ß von Rodelsee, da beide im Kaufe zu einem festgesetzten Preise nicht einig werden konnten, den Vorschlag gemacht, ihm den ersten Eimer um einen Groschen und die nächsten bis zu 35 Eimer je um das Doppelte der vorhergehenden Summe abzugeben. In der sicheren Meinung, in dieser Weise einen sehr profitablen Kauf zu machen, wurde sofort von dem Israeliten eingeschlagen und der Most unter Siegel gelegt. Wer vermag aber den Schrecken des Käufers zu beschreiben, als er beim Nachrechnen herausbekam, daß die in genannter Weise gekauften 35 Eimer Most eine Summe von über 1717 Mill. Gulden entziffern, deren Berichtigung sogar die Geldkönige Rothschild nicht wenig in Verlegenheit bringen dürfte!

[Eine Lebendig-Begrabene.] Wie „Magyar Sajto" berichtet, wurde in der Gemeinde Illye Falu im Haromozeker Stuhl in Siebenbürgen bei Gelegenheit der Aushebung der Fundamente für den Bau einer neuen Kirche ein beinahe unversehrter Sarg aufgefunden, in welchem man nach Oeffnung desselben einen auf dem Gesicht liegenden weiblichen Leichnam mit zum Gebete gekreuzten Händen fand. Nach den Erinnerungen des dortigen Seelsorgers dürfte die unglückliche Scheintodte vor ungefähr 15 Jahren, wo in jener Gegend die Cholera herrschte und man es mit der Todtenbeschau nicht genau nahm, begraben worden sein.

Räthsel.

Ich bin an Alter gleich der Welt,
An Dauer gleich der Zeit;
Sobald mein Wirken aufgehört,
Beginnt die Ewigkeit.

Im Sternenraume walte ich,
Im Wetter und im Wind;
Im Wissensdrang ersehnt der Mann,
Im Spiele mich das Kind.

Ich bin ein unentbehrlich Glied
Im raschen Weltverkehr;
Ich wiege Pfunde Goldes auf
Und bin kein Quentchen schwer.

Dem Dampfroß mit dem Eisenleib
Bezeichne ich die Bahn;
Mich zu erreichen, strenget sich
Das müde Postpferd an.

Manch stolzen Hirsch verlockte ich,
Daß er entsprang dem Haag
Und von des Waidmanns Kugel todt
Auf mir zusammenbrach.

Ja, manchen Fall hab' ich gebracht
Und manches Unheil schon;
Wie trauert nur die Mädchenwelt,
Treff' ich — die Garnison!

Doch alles Leben keimt in mir,
Mein Mangel ist der Tod;
Du wirst mich finden überall,
Nur nicht bei Einem — Gott.

Auflösung des Räthsels in Nro. 2:
Kiel.

Geschichtskalender. 6. Jan. 1592. Johann Casimir, Pfalzgraf zu Simmern-Zweibrücken, stirbt ohne Mannserben. Seine Lande fallen wieder zur Chur unter Kurfürst Friedrich IV.

6. Jan. 1621. Moritz, Sohn des Kurfürsten Friedrich V. und der Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, wird geboren. (Er ging 1654 zur See und kam nicht wieder zum Vorschein.)

6. Jan. 1813. Entdeckung eines Mordanschlags gegen das Leben des Königs von Württemberg.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 6 Donnerstag, 7. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Auch das erregte den Groll Miß Corny's und sie fragte, wer in so später Stunde lästig sein wolle.

„Es ist Major Thorn, ich habe ihn in das Besuchzimmer geführt," erwiderte Peter.

Auch Mr. Carlyle war von diesem Besuche erstaunt, verfügte sich jedoch sogleich zu seinem Gaste.

Miß Corny schellte nach Justinen.

Sonderbar! sie dachte nicht daran, sich gegen das neue Dekret aufzulehnen. Eine innere Stimme hatte ihr seit Langem gesagt, daß, wenn Carlyle je wieder heirathen werde, sie Ost-Lynne verlassen müsse; die Besitzung war sein Eigenthum und sie hatte erfahren, daß er auch sehr entschieden aufzutreten wisse; und der Ton seiner Stimme hatte ihr gesagt, daß vorliegender Fall einer von jenen wäre, in welchen er Entschlossenheit zeigen würde.

Sie befragte Justine, ob sie wieder in ihre Dienste treten wolle, da sie ihr Haus in West-Lynne auf's Neue beziehen werde.

„Denn mein Herr Bruder," schloß sie ihre Eröffnung an Justine, „macht wieder einmal einen Narrenstreich und nimmt eine zweite Frau."

Justine stotterte verlegen, daß sie unverweilt mit Miß Corny ziehen möchte, wenn . . . nicht ein heiliges Versprechen sie binden würde, in Ost-Lynne zu bleiben.

„Versprechen? Was faselt die Jungfer da?"

„Ja, ich mußte Lady Isabella in ihrer Krankheit feierlich geloben, ihre Kinder nie zu verlassen . . . . Mylady dachte damals, sie müsse sterben und sagte: „nach meinem Tode" . . . . freilich ist sie nicht todt, aber . . . . es ist ja fast eben so viel, als wäre sie's . . . ."

„Nicht genau dasselbe," bemerkte Miß Corny spöttisch. „Aber bedenkst Du auch, Justine, ob eine andere Frau Dich behalten wird!"

Justine seufzte und schien zu überlegen.

„Erlauben Sie für diesen Fall, Miß Cornelia, daß ich Ihnen später meinen Entschluß mittheilen darf," sagte sie traurig.

„Schändliches Wetter das," rief nach den ersten Begrüßungen Major Thorn neben Carlyle sitzend aus; „das ist so mein Unstern, wenn ich unterwegs bin, wenn es nicht hagelt, so regnet's, wenn es nicht schneit, so blitzt und donnert's über meinem Kopfe! Dießmal hat der Schnee die Schienen so verweht, daß ich auf der letzten Station zwei Stunden liegen geblieben bin."

„Werden Sie dießmal lange in West-Lynne bleiben?"

„Ich muß morgen wieder fort, habe nur acht Tage Urlaub und will diese Zeit bei meiner guten Mutter zubringen. In einem Monat muß ich wieder in Irland sein. Wir Soldaten haben wenig freie Zeit, wie Sie wissen! Im Vertrauen gesagt, bin ich dießmal einer Dame wegen hier."

„Ei! wirklich?"

„Ich bin bis über die Ohren in die niedliche Barbara Hare verliebt. Die kleine Hexe hat mir zwar auf meinen schriftlichen Antrag einen Korb gegeben; aber am Ende ist es doch besser, seine Angelegenheiten in Person abzumachen und bin ich darum selber gekommen."

Carlyle sann einige Minuten nach und fand endlich, daß es weit artiger und schicklicher wäre, dem Major den Stand der Dinge mitzutheilen, anstatt abzuwarten, bis derselbe die wahre Sachlage von Andern erführe, oder ihn einer zweiten abschlägigen Antwort von Seite Barbara's entgegengehen zu lassen.

„Werden Sie mir ein Cartell zusenden, lieber Major, wenn ich Ihnen sage, daß jede weitere Bewerbung um Miß Hare's Hand unnütz sein wird?"

„Zum Teufel! Sie ist doch nicht schon verheirathet?"

„Das nicht, aber verlobt."

„Oh! das ist wieder mein verdammter Unstern! Und wer ist der Glückliche?"

„Sie müssen mir Diskretion versprechen, wenn ich ihn nennen soll."

„Am Ende sind Sie's selber?"

„Wie Sie sagen."

Es trat eine kleine Pause ein.

„Ich hoffe nicht, daß wir darum weniger gute Freunde sein werden, lieber Thorn," sagte Carlyle, zuerst das Schweigen brechend.

Der Major streckte mit ächt soldatischem Freimuthe seine Rechte hin.

Digitized by Google

„Nein, beim Jupiter," rief er treuherzig, „das wird nicht der Fall sein. Es ist eben mein Unstern! Und wenn ich sie schon nicht haben soll, wüßt' ich auf der Welt keinen Mann, dem ich sie lieber gönnen würde, als Ihnen."

Nach einigen näheren Erörterungen des interessanten Gegenstandes lenkte Carlyle allmälig das Gespräch auf gleichgiltigere Dinge.

„Nater Andern," sagte er zu Thorn, „längst schon hatte ich mir vorgenommen, Sie sobald ich wieder das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen, um eine Auskunft zu bitten. In welchem Jahre waren Sie in Swainson?"

Major Thorn nannte das Jahr. Es war dasselbe, in dem Hallijohn ermordet worden.

„Haben Sie während Ihres Aufenthalts dort nicht irgend einmal einen Namensverwandten, einen Thorn gehabt?"

„Ich glaube ja. Aber ich kenne ihn nicht persönlich und glaube nicht, daß er in Swainson lebte, denn ich habe ihn niemals in der Stadt selber bemerkt."

„Wo haben Sie ihn denn gesehen?"

„In einer Schenke etwa zwei Meilen von Swainson. Ich stieg eines Tages dort ab, weil mich ein fürchterliches Unwetter überfallen hatte, ich sagte Ihnen doch, ich reise nie anders als unter obligater Mißhandlung von Oben herab. Kaum war ich eingetreten, so kam ein anderer Reiter in die Wirthsstube herein und suchte gleichfalls Schutz. Es war ein schlanker junger Mann, von stutzerhaftem und aristokratischem Aussehen. Als er weggeritten war, denn der schien Eile zu haben, und der Sturm sich etwas gelegt hatte, fragte ich nach seinem Namen. Man antwortete mir, man wisse es nicht; aber einer der anwesenden Gäste sagte, es sei ein gewisser Kapitän Thorn, der öfter vorbeigeritten käme."

„Und würden Sie diesen Thorn wieder erkennen, wenn Sie ihm auf's Neue begegneten?" fragte Carlyle nach einigem Sinnen.

„Ich denke so, denn es war etwas Eigenthümliches in seinem ganzen Aussehen, dessen ich mich noch ganz wohl entsinnen kann."

„Wenn Sie ihm zufällig begegnen und seinen wirklichen Namen entdecken sollten, denn ich habe guten Grund, zu vermuthen, daß Thorn ein angenommener Name gewesen, wollen Sie so gefällig sein, es mich wissen zu lassen?"

„Mit größtem Vergnügen, aber dazu ist wenig Aussicht vorhanden, denn ich bin in dem verdammten Lande jenseits des St. Georgskanals wie festgebannt. Andere Regimenter haben das Glück, zeitweise in die Residenz oder mindestens in die Nähe derselben verlegt zu werden; das meinige sitzt fest, wo es ist."

Als Major Thorn weggegangen war, suchte Justine ihren Herrn auf.

„Miß Carlyle sagte mir, Sir, daß eine Veränderung im Hause vor sich gehen werde."

„Miß Cornelia hat sich sehr beeilt," antwortete Carlyle in einem Tone, der etwas mißvergnügt klingen mochte, „denn er war unangenehm überrascht von Justinens Worten.

„Sie hat mir es nicht gesagt, damit ich es wissen sollte," entgegnete Justine; „mir scheint, sie hat dabei ihre ehrenen künftigen Anordnungen im Auge gehabt, denn sie wollte wissen, ob ich mit ihr nach West-Lynne gehen oder hier bleiben wolle. Ich konnte ihr aber nicht antworten, ohne mit Ihnen, Sir, Rücksprache genommen zu haben."

„Was willst Du denn wissen?"

„Ich versprach meiner seligen Mylady einst, bei ihren Kindern zu bleiben, so lange es mir gestattet sein würde . . . es war damals, als sie meinte, sie werde sterben, deßhalb wollte ich Sie fragen, Sir, ob bei der bevorstehenden Veränderung mein Bleiben hier . . ."

„Auch ich wünsche, Justine, daß Du bei den Kindern bleiben sollst," war Carlyle's Antwort.

„Ich danke Ihnen, Sir," sagte die treue Dienerin und verließ mit vor Freude glänzenden Augen das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser der Franzosen in seiner Häuslichkeit.

Seit Jahren haben die europäischen Börsen sich nicht so angelegentlich mit dem Kaiser Napoleon beschäftigt, wie in der jüngsten Zeit. Ein geheimnißvolles Telegramm aus Paris berichtete, der Kaiser sei von einem Schlaganfall getroffen worden, und das dunkle Gerücht — denn weiter war es Nichts — reichte hin, um die Geldmänner in bedenkliche Aufregung und die Kurse in unangenehmes Schwanken zu versetzen. Mag nun die ganze Nachricht lediglich zur Unterstützung eines Börsencoup erfunden sein, so zeugt doch die Wichtigkeit, welche dem körperlichen Befinden des Kaisers beigelegt wurde, ganz unwiderleglich für die ungemeine Bedeutung, welche die Person Ludwig Napoleons für unsere ganze Gegenwart hat. Unter diesen Umständen wird es nicht unzeitgemäß erscheinen, über diese bedeutsame Persönlichkeit das Urtheil eines Mannes zu hören, welcher in einem so eben erschienenen Schriftchen*) der Person des Kaisers und den übrigen Mitgliedern seiner Familie ein eigenes Kapitel widmet.

Der Verfasser bezeichnet die jetzige Gesundheit des

*) „Kaiser Napoleon III. und seine Herrschaft. Pariser Betrachtungen von einem Nicht-Diplomaten" (Dresden, Meinhold und Söhne), ein vielfach anziehendes und belehrendes Buch.

Digitized by Google

Kaisers als im Allgemeinen kräftig und befriedigend. „Die Elastizität der Jugend ist freilich verschwunden und die Anzeichen des reiferen Alters (55 Jahre) treten allmählich immer schärfer hervor. Die Gestalt wird beleibter, die Haltung minder fest, der Gang bequemer, das Auge matter, die Stirn runzelschärfer, das Haar spärlicher und besonders auch der Gesichtsausdruck schlaffer; alles dies bemerkt man aber fast bei jedem Manne, der das fünfzigste Jahr bereits überschritten und dabei ein bewegtes, körperlich wie geistig anstrengendes Leben geführt hat. Ein schöner Mann kann der Kaiser selbst in seiner Jugend niemals gewesen sein, und jetzt beim beginnenden Alter gewährt er äußerlich keinen bestechenden Anblick. Die Stirn ist zu breit, die Gesichtsfarbe zu gelblich, der Bauch etwas zu sehr hervortretend, die Beine sind im Verhältniß zum Oberkörper zu kurz, was dem Gange leicht etwas Watscheliges gibt, und der Blick des graublauen Auges fast stets verschleiert und zu Boden gesenkt. Große Ruhe, Klarheit des Gedankens und unerschütterliche Willenskraft spricht sich aber in diesem ganzen, fast wie aus Stein gehauenen Gesichte aus, und besonders der breite Schädel müßte für die Forschungen eines Phrenologen sehr interessant sein." In seiner Jugend in allen gymnastischen Künsten wohl bewandert und namentlich ein sehr guter Reiter, ist der Kaiser in der letzten Zeit bequemer geworden, und soll, außer bei Manövern und Jagden, selten mehr zu Pferde steigen, wie er denn auch weniger geht, und bei Spaziergängen sich auf den Arm eines Begleiters zu stützen liebt.

Die Lebensweise des Monarchen ist eine streng geregelte. Er steht früh auf und verbringt einen sehr bedeutenden Theil des Tages an seinem Arbeitstisch, wie dieß freilich auch für einen Mann nothwendig ist, der nicht allein die Geschicke des schwer zu regierenden Frankreichs leitet, sondern in seinen Mußestunden auch noch den Julius Cäsar übersetzt oder neue Kanonen erfindet. Das Wissen des gründlich deutsch gebildeten Kaisers soll nicht gering sein; er spricht vollständig Französisch. Deutsch und Englisch, versteht Lateinisch und Italienisch, hat Geographie, Geschichte und Nationalökonomie eifrig studirt und ist ein tüchtiger Mathematiker, Physiker und theoretisch-gebildeter Artillerieoffizier, der sich früher auch als Schriftsteller mehrmals mit Glück versuchte. Wie in Allem, so ist es ihm auch bei seiner wissenschaftlichen Ausbildung sehr zu Statten gekommen, daß er nicht für den Thron erzogen wurde und daher gründlicher lernen mußte, als es bei Thronerben wohl der Fall zu sein pflegt, so wie, daß er seine mehrjährige Gefangenschaft in der Zitadelle von Hamm eifrig und erfolgreich für seine geistige Ausbildung benutzte.

Die häufig gehörte Behauptung, Louis Napoleon habe in seinen Jugendjahren ein so zügelloses, verschiedenen Leidenschaften fröhnendes Leben geführt, daß die verderblichen Folgen davon ihn körperlich wie geistig frühzeitig geschwächt hätten, ist nicht erwiesen. Ein tugendhaftes Leben hat er freilich auch niemals geführt und galante Verhältnisse wie das Hazardspiel haben ihn stets zu fesseln gewußt. Seit er auf dem Throne von Frankreich sitzt, ist er in jeder Beziehung mäßiger geworden und soll nur noch einige vorübergehende Beziehungen zu interessanten Damen gehabt haben, bis seine schöne Gemahlin ihn ganz zu fesseln wußte. Den Freuden der Tafel huldigt er nur noch sehr mäßig. In vertrauten kleinen Abendgesellschaften soll er zwanglos heiter und mittheilsam sein.

Im Allgemeinen ist die Ehe des Kaisers mit seiner jetzigen Gemahlin eine glückliche; sein Wunsch, einen blühenden Erben zu besitzen, ist erfüllt worden, und das häusliche Leben des hohen Paares soll, so weit dieß unter solchen Umständen überhaupt möglich ist, ein befriedigendes sein. Die Kaiserin besitzt übrigens alle Eigenschaften der Spanierinnen höherer Stände; sie ist gänzlich ungebildet, kenntnißlos, ohne Sinn für höhere geistige Beschäftigung, nur an leeren äußeren Unterhaltungen Geschmack findend, vergnügungssüchtig und verschwenderisch in hohem Grade, voll Aberglauben und finsterer Bigotterie und vollständig unter dem Einflusse ihres Beichtvaters stehend. Bei der Masse des Volks und bei den Soldaten soll sie wegen ihres Hochmuths geradezu verhaßt sein.

Der kleine Prinz Napoleon, der Stolz und die Freude seiner Eltern, ist ein blühendes frisches Kind mit allen körperlichen und geistigen Eigenschaften eines gesunden und begabten Knaben dieses Alters. Der Vater hegt für den Kleinen die zärtlichsten Gefühle, und der Verkehr mit ihm ist seine größte Lust. Der Prinz spielt gern Soldat, und auf seinem Pony reitend, sieht der hübsche Junge in seiner Grenadieruniform ganz allerliebst aus. Freilich fragt man unwillkürlich:

Du armes Kind, noch zart und klein,
Was wird Dein einstig Schicksal sein?

Kunst und Literatur.

Welch kolossalen Aufschwung das deutsche Zeitungswesen in den letzten Jahren genommen hat, davon gibt die bekannte illustrirte Damen-Zeitung „Der Bazar" einen schlagenden Beweis. Während man vor Jahrzehnten den Absatz solcher Journale nur nach Hunderten von Exemplaren zählte, wird „Der Bazar" gegenwärtig in vier Sprachen und in einer Gesammt-Auflage von über 200,000 Exemplaren gedruckt und über den ganzen Erdkreis verbreitet. Die in Berlin unter dem Titel „Der Bazar" erscheinende deutsche Original-Ausgabe zählt 115,000 Abonnenten, die in Paris unter dem Titel „La Mode illustrée" erscheinende französische Ausgabe zählt 37,000, die in London unter dem Titel „The Englishwoman's Domestic Magazine" erschei-

Digitized by Google

nende englische Ausgabe zählt 49,000, die in Cadix unter dem Titel „La Moda Elegante Ilustrada“ erscheinende spanische Ausgabe zählt 10,000, im Ganzen 211,000 Abonnenten. Es ist dies ein Erfolg, wie ihn, unseres Wissens, weder Frankreich noch England aufzuweisen hat, ein Erfolg und ein Sieg, den deutsche Emsigkeit und Gründlichkeit sich erworben. Der uns vorliegende komplete Jahrgang 1863 gibt eine Uebersicht dessen, was für den billigen Preis von 20 Silbergroschen vierteljährlich geliefert wird, und machen die große Mannigfaltigkeit und der praktische Nutzen, welche den Abonnentinnen geboten werden, den Absatz erklärlich. Der neue Jahrgang 1864, dessen erste Nummern uns gleichfalls bereits vorliegen, scheint es dem vorhergehenden mindestens gleichthun zu wollen; und so ist denn anzunehmen, daß „Der Bazar“ mit seiner Verbreitung durch vier Sprachen und in 211,000 Exemplaren seinen Höhepunkt noch nicht erreicht hat.

Verloosungs- und Aktien-Kalender für 1864. Frankfurt am Main. Jäger'sche Buch-, Papier und Landkarten-Handlung.

Die hauptsächlichsten Annehmlichkeiten dieses Kalenders bestehen in der Zusammenstellung der jeden Monat von allen namhaften Staats- und Privat-Lotterie-Anleihen vorkommenden Ziehungen und dann in der sehr schätzbaren Zusammenstellung aller bis Ende 1863 gezogenen Serien dieser Anleihen; dabei sind die genaue Statistik aller Aktien-Gesellschaften und die im verflossenen Jahre neu erschienenen Ziehungspläne eine weitere angenehme Zugabe.

Mannigfaltigkeiten.

In Magdeburg wollten die preußischen Offiziere das mittelst Eisenbahn nach Holstein befördert werdende österreichische Regiment „König von Preußen“ begrüßen. Sie hielten sich verpflichtet, dieser Truppe ganz besondere Auszeichnung zu erweisen, wegen des Namens, den sie trägt. Man trat zusammen, es wurden Tafeln gedeckt für Offiziere und Soldaten, und reichlich Speisen und Wein harrte der Ankömmlinge, die gewiß Durst und Hunger mitbringen würden. Das preußische Offizierkorps hielt sich bereit, die Gäste zu empfangen. Endlich erklang die österreichische Musik, das Regiment rückte ein. Allgemeines kameradschaftliches Begrüßen von beiden Seiten — aber dann „zur Tafel!“ Es wurde gegessen, pokulirt, angestoßen auf soldatische Brüderlichkeit — man war gegenseitig auf das Höchste zufrieden und fröhlich. Aber „der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier“, besonders wenn er mit der Eisenbahn befördert wird. „Vorwärts!“ hieß es bei den Oesterreichern. Man nahm Abschied. Einige Stunden nach dem Abziehen dieses österreichischen Regiments ertönte von Neuem Musik. Einige Quartiermacher, die bereits in Magdeburg waren, wurden von einem preußischen Offizier gefragt: „welches Regiment jetzt einrücke?“ Der Oesterreicher salutirte und sagte: „Jetzt kommt halt das Regiment „König von Preußen.“ Der Offizier blieb starr. „Von Preußen?“ fragte er gedehnt — „und was war denn das für eines, was eben hier wegmarschirte?“ Eben so respektvoll entgegnete der Soldat: „Das war das Regiment „Martini“, welches halt an der Spitzen ausgezogen ist.“ Man kann sich die Ueberraschung denken, als dieß qui pro quo von sämmtlichen preußischen Offizieren erfahren ward.

Großes Aufsehen erregt gegenwärtig in Pesth das Verschwinden der Gräfin Z. Die Dame, welche vor einigen Tagen ihren Gemahl, der durch das zufällige Losgehen seines Gewehres von der Kugel getödtet wurde, verlor, hatte sich den Tod ihres Gatten so sehr zu Herzen genommen, daß sie seit mehreren Tagen Spuren eines stillen Wahnsinnes zeigte. Dieser Tage entfernte sich die Gräfin aus ihrer Wohnung, ohne bisher zurückgekehrt zu sein.

Laut einer beim Wiener Handelsministerium eingelaufenen Mittheilung hat sich der Direktor der Pariser Sternwarte, Leverrier, in neuester Zeit erboten, den Kreis seiner Vorherbestimmungen des muthmaßlichen Witterungszustandes auch auf die Küsten des adriatischen Meeres auszudehnen und hierüber telegraphische Mittheilungen nach Wien zu senden.

Bei dem Begräbnisse eines Landrichters, der die Liebe und Achtung seiner Amtsuntergebenen in hohem Grade verdient und genossen hatte, erschien eine große Menschenmenge. Alle Gemeinden seines Bezirkes und viele andere Fremden waren anwesend. Der Geistliche hielt eine rührende Rede und Schluchzen und Thränen der Anwesenden bekundeten die allgemeine Trauer. Da stand aber ein Mann, der den Kopf schüttelte und mit der größten Anstrengung seiner Gesichtsmuskeln die Thränen zu bewältigen suchte. Es war so auffallend, daß ein ihm nahestehender ihn nach Beendigung der Feier wegen dieses Zurückdrängens seiner Gefühle befragte. „Das hat mich Mühe genug gekostet, wie gerne hätte ich mitgeweint, der Jammer stieß mir fast das Herz ab, aber . . .“ — „Nun?“ — „Ich gehöre ja nicht zu seinem Landgericht“, antwortete der Gefragte.

Geschichtskalender. 7. Jan. 1629. Kurprinz Friedrich Heinrich, Sohn des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, ertrinkt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 7 Freitag, 8. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Mr. Dill's gesticktes Jabot.

Es war an einem heiteren und lieblichen Junimorgen und ganz West-Lynne war in aller Frühe auf den Beinen. Mit besonderer Eile drängte heute Alles der St. Judakirche zu, um ja nichts von dem Brautzuge zu versäumen, der dort angefahren kommen sollte. Es war Bärbchens Hochzeitstag.

Miß Corny spielte das Schlachtopfer. Sie hatte geradezu verweigert, der Trauung beizuwohnen. Ein schönes Brautpaar war ihr ein Dorn im Auge und ein glänzendes Hochzeitsfest wahre Bitterniß für ihr Herz. „Sie können sich zusammenkoppeln lassen auch ohne meine Gegenwart," hatte sie mit zusammengekniffenen Lippen geäußert und die „armen Kinder", die sie nicht minder als unglückliche Opfer betrachtete, sammt ihrer Erzieherin für den Tag zu sich geladen in ihr Haus zu West-Lynne, neben Carlyle's Geschäftskanzlei, das sie, wohl für den Rest ihrer Tage, nun bewohnte.

Mr. Dill setzte sich einer nicht unbedeutenden Gefahr aus, sich diesen Morgen in Miß Corny's Nähe zu wagen und es ist ein besonderes Glück zu nennen, daß er „ungerüttelt" davon kam und nicht, wie am ersten Hochzeitstage seines Herrn, der grimmigen Jungfrau kräftige Hand zu spüren hatte. Der gute alte Dill! er gehörte einer längst begrabenen Zeit an, in der man noch strenge auf gute Manieren zu halten pflegte und hätte es für einen argen Verstoß gegen alle Schicklichkeit gehalten, ihr bei dieser feierlichen Veranlassung nicht seine ergebenste Gratulation darzubringen. So erschien er denn gegen zehn Uhr Früh bei der Schwester seines hochverehrten Prinzipals, ihr in wohlgesetzter Rede zu dem freudenvollen Tage Glück zu wünschen.

Miß Carlyle saß mit gekreuzten Händen in ihrem Speisezimmer.

Wie selten fand man diese Hände müßig! Mr. Dill trat ein und sie sah ihn mit zusammengezogenen Brauen an.

„Was sieht Sie an?" begann sie in ärgerlichem Tone, „wahrhaftig, putzt er sich heraus wie ein Pfingst . . ."

„Wußten Miß Carlyle denn nicht, daß ich zur Trauung geladen bin? Der Herr wünscht es, daß ich in der Kirche sein sollte und Mr. Hare hat mich zum Frühstück gebeten. Bin ich denn zu aufgeputzt," fragte der ehrliche Alte naiv und schaute sich von allen Seiten dabei an, ich meinte . . ."

Des armen Dill ganze Extravaganz in Galla war ein gesticktes Vorhemdchen und eine weiße Weste mit goldenen Knöpfen.

„Geputzt," sagte sie, ihn mit spöttischem Naserümpfen musternd, „weiß ich, was Sie geputzt nennen? Ich an Ihrer Stelle möchte für alles gemünzte Gold in der Welt nicht so einen Narren abgeben. Alle Gassenjungen werden hinter Ihnen her sein und Sie für den Bräutigam halten. Schämen Sie sich, ein Mann in Ihren Jahren ein gesticktes Hemd zu tragen. Warum haben Sie sich nicht lieber gleich ein paar Schleifen an den Rock heften lassen, da Sie schon einmal den Hanswurst spielen wollen? Gerade als ob ich in einem weißen Florkleide mit Blumenguirlanden durch die Gassen fegen wollte! Stände mir eben so an, wie Ihnen Ihre unschuldweiße Frontseite."

„Man pflegt sich denn aber doch zu einer Vermählungsfeier etwas mehr in Staat zu versetzen als gewöhnlich," bemerkte Mr. Dill schüchtern.

„Staat und Staat ist zweierlei," polterte Miß Corny, „es gibt eine goldene Mittelstraße. Weiß Mr. Dill, beiläufig gesagt, wie alt er ist?"

„Die Sechzig vorüber, Jungfer Corny."

„Bei Tag und Stunde, Mr. Dill, und da denken Sie, es zieme sich für einen alten Mann, der gegen die Siebzig geht, so herausstaffirt zu sein? Ich bin anderer Meinung."

Dill dachte es sei besser, den Gesprächsgegenstand fallen zu lassen. Seine Meinung war, daß er durchaus nicht zu herausgeputzt sei. Indessen hatte er vor Miß Cornelia's Urtheil eine zu hohe Achtung, um sich, nachdem sie ihn arg getadelt hatte, ganz behaglich zu fühlen.

Bei seinem Eintreten hatte er ein Paar flecken-

lose weiße Handschuhe in der Hand gehabt und während ihm der Text gelesen ward, dieselben unvermerkt in seine Taschen vergraben, ehe sie Anstoß erregen konnten.

„Der Zweck meines Kommens, geehrte Miß Corny, war, Ihnen meine ehrerbietigsten Glückwünsche zu dem heutigen Feste darzubringen. Ich hoffe, daß Mr. Archibald und seine Gemahlin und Sie Miß . . ."

„Genug, genug, bemühen Sie sich nicht weiter," unterbrach ihn Corny gereizt. „Wir brauchen hier weit eher Beileidsbezeugungen als Glückwünsche. Was mich betrifft, hätte ich lieber gesehen, daß den Archibald . . . Gott weiß was für ein Unglück betroffen hätte . . ."

„Oh, Miß Cornelia!"

„So wahr ich lebe, ich rede wahr! Braucht er wieder zu heirathen! Sollte man nicht meinen, er müßte an Einemmale genug gehabt haben? Aber ich hab' es immer gesagt, in Archibald's Kopf sind ein paar unbebaute Stellen."

Der alte Dill dachte ganz anders von seinem Herrn.

„Der Ehestand ist ein glücklicher Stand, wie ich gar oft gehört habe, und ein achtungswerther obendrein, Miß Corny, und ich bin überzeugt, daß Mr. Archibald . . ."

„Ja! sehr glücklich! besonders achtungswerth, ohne allen Zweifel, das Alles bewies ihm seine erste Ehe," entgegnete Cornelia bissig.

„Geschehene Dinge sind nun einmal nicht zu ändern, das ist geschehen und Niemand von uns soll sich mehr daran erinnern. Er genoß einige glückliche Jahre, ehe das Unglück hereinbrach. Hoffen wir, seine zweite Frau wird ihm Ersatz bieten für einstiges Leid; er hätte keine liebenswerthere junge Dame wählen können, als Miß Barbara."

„Hätt' er?" kreischte Corny kirschroth vor Aerger.

„Ja, und wär' ich jung und sollt' ich eine Frau nehmen, schaute ich mich in ganz West-Lynne nach keiner Andern um, als nach Miß Hare."

„Steht zu hoffen, daß Sie nicht noch einmal jung werden können," entgegnete Corny. „Sie ist ein eitles, verzogenes, impertinentes Ding, das sich auf der Gotteswelt um nichts weiter kümmert, als um ihr glattes Lärvchen und um „ihren" Archibald."

„Das schadet doch gar nichts, Miß Corny, hübsche junge Mädchen wissen, daß sie hübsch sind und Sie werden das nicht ändern. Sie wird, so viel ist einmal gewiß, eine gute, zärtliche Gattin für ihn sein und ihn nicht mit Undank lohnen, wie . . . jene arme Unglückselige gethan hat."

„Na, wenn ich das auch von dieser fürchten müßte, da ging ich denn doch gleich schnurstraks in die Kirche und risse sie vom Altar weg!" kreischte Corny. „Da schau mir Einer die unverschämte Weibsperson an!"

Die letzten Worte galten Jemand, den Miß Corny auf der Straße gesehen hatte. Sie sprang von ihrem Stuhle auf und eilte an's Fenster.

In einem leichten Sommerkleide, elegant und auffallend geputzt, und mit einem kokett. Hut mit Rosa-Schleifen und ebenso garnirtem Spitzenschleier, kam Afy Hallijohn die Straße herab, hübsch, herausfordernd und leichtfertig aussehend, wie immer. Als sie den alten Dill gewahrte, nickte sie ihm graziös lächelnd zu und der höfliche alte Herr erwiderte den Gruß, was ihm eine tüchtige Strafpredigt von Seite der sittsamen Miß Cornelia zuzog.

„Sind Sie von Sinnen, Dill?"

„Aber, Miß Corny, sie grüßte zuerst, Sie haben es ja gesehen."

„Ja, ich hab's gesehen und ihre Unverschämtheit auch und Sie müssen danken, statt ihr die Faust und ein Gesicht zu zeigen, das die ihr gebührende Verachtung ausdrückt. Sie verdienen selber, daß man Ihnen die Wahrheit sagt."

„Aber, wertheste Miß Corny, was vorbei ist, ist vorbei. Wenn die Afy auch leichtsinnig war, so ist es nun doch erwiesen, daß sie nicht dem Richard Hare nachgelaufen ist, wie man dachte und ist jetzt eine ordentliche Person; warum soll man ihren Gruß nicht erwidern?"

„Wenn der Teufel selber mit Schweif und Klauen vor Ihnen stünde, Dill, Sie machten ihm den Advokaten und möchten ihn weiß brennen. Gerad' so verkehrt wie der Archibald. Die Afy Hallijohn zu grüßen! Eine Person, die so in Putz und Staat daher stolzirt und Grimassen schneidet wie ein Zieraffe, der sie ist, voll Gefallsucht und Eitelkeit! Eine ordentliche Person, ein solides Dienstmädchen das! mit dem Schleier vor dem Gesicht. Sieht mir ganz darnach aus."

„Sie ist ja nicht gerade ein Dienstmädchen, Miß Corny," wendete Dill besänftigend ein, „sie ist Kammerjungfer, die kleiden sich alle ungeheuer elegant. Ich habe große Achtung vor ihrem Vater gehabt, Miß Corny, es saß nie ein besserer Schreiber in unserer Kanzlei."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenleben.

(Fortsetzung.)

II.

Die Zeit verstrich und der Gesundheitszustand ihrer Mutter wurde beängstigend, so daß Ella sich genöthigt sah, ihre Stelle aufzugeben, um die Pflege derselben zu über-

Digitized by Google

nehmen. Sie hoffte, irgend welche Beschäftigung zu finden, die ihr dieß wenigstens während einiger Stunden des Tages ermöglichte, und verließ ihren Platz, sowohl zum eigenen, wie zum Bedauern ihrer beiden Zöglinge und deren Familie.

Ich begebe mich jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr auf mein Geschäftslokal und bin gewohnt, auf meinem Wege stets denselben Personen zu begegnen. Alle eilen ihre Straße, um zu irgend einer bestimmten Stunde an Gott weiß welchem Orte ihrer Tagesthätigkeit einzutreffen. Verschwindet mir eines dieser Gesichter, so ist es mir, als sei eine Lücke entstanden, und ich fühle etwas wie Bedauern. Bisweilen vermisse ich eines dieser bekannten Gesichter nur auf kurze Zeit, bisweilen auf immer. Ich habe niemals mit irgend einer dieser Personen, an denen ich an jedem Tage des Jahres, die Sonntage ausgenommen, mit Sicherheit vorüber zu gehen erwarten darf, auch nur ein einziges Wort gewechselt, wie auch nur das geringste Zeichen des Wiedererkennens mit ihnen ausgetauscht und doch kennen sie mich Alle ebensowohl, wie ich sie, und werden mich, wenn ich früher oder später einmal meine Wege einstelle, eben so sehr vermissen, wie ich diejenigen von ihnen, die bereits von meinem täglichen Pfade verschwunden sind, oder noch verschwinden mögen. Hier kehrt der Handwerksgeselle von seinem Frühstück in die Werkstatt zurück, jenes junge bleiche hohläugige Mädchen ist die Arbeiterin einer Putzmacherin, eines jener unglücklichen Wesen, denen die Wankelmüthigkeit der Mode und die falsche Sparsamkeit so mancher sonst glänzend auftretenden Hausfrau den frühen Sarg zimmern; hier schreitet im mittleren Lebensalter in halb abgetragener Kleidung daher, ohne Zweifel ein Familienvater, der im Schweiße seines Angesichts das Nothwendigste für seine Frau und fünf oder sechs Kinder zu verdienen sucht, die ihre Wohnung in irgend einer billigen, abgelegenen Straße haben. Dort begegnet mir ein Mann, in tiefen Gedanken versunken, das Auge zu Boden geschlagen. Seine Vergangenheit war überreich an Täuschungen und doch folgt er demselben leeren Phantom, das ihm diese bereitet, bis ihm sein Grab gegraben wird. Jenem ernsten Manne dort mit der behäbigen Figur ergeht es wohl im Leben, und er ist nicht minder mit sich selbst, wie mit der ganzen elt zufrieden. Dem jungen Manne hier lächelt eine viel versprechende Zukunft, und er wünscht den Jahren, die ihn zum Manne machen sollen, Flügel; jener junge Mensch jedoch mit den verlebten Gesichtszügen, den mattblickenden Augen und der Cigarre im Munde, der die letzte Nacht nicht in seinem Bette verbracht zu haben scheint und langsam, als sei er völlig Herr seiner Zeit, einherschreitet, wird mit der Zeit sicher weniger elegante Kleidung tragen. So schreitet an jedem Morgen mein lebendiges Panorama an mir vorüber, ängstlich, traurig, fröhlich, geschäftig, gleichgültig, herzlos, gedankenvoll, ohne daß meiner Beobachtungslust jemals der Stoff ausginge, der sich vielmehr stets nur anzuhäufen pflegt.

Eines Tages fiel mir ein fremdes Gesicht auf. Es war das eines jungen, sehr einfach aber sauber gekleideten, hübschen, gesund aussehenden Mädchens, in dessen gedankenvollen Zügen man jedoch nicht tiefe und ernste Erfahrungen lesen konnte. Kein Gesicht erschien von jetzt an so pünktlich auf meinem Wege als dieses, und sah ich sie dreißig Ellen vor mir gehen, so hatte ich mich sicher in der Zeit verspätet. Das junge Mädchen begann bald, mein besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen, und es stieg zum Erstenmale der Wunsch in mir auf, von einer der Personen meines Panoramas mehr in Erfahrung zu bringen, wie mir mein Blick im Vorübergehen entdeckte. Ich hatte jedoch nicht die geringste Hoffnung, diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, was auch wahrscheinlich selbst im Laufe von Jahren nicht geschehen wäre, hätte uns nicht ein eigenthümlicher Zufall zu Bekannten gemacht. Der junge Mensch mit der Cigarre im Munde wagte es eines Tages, sie in ziemlich ungenirter Art anzureden. Ich wäre im Stande gewesen, ihn dafür niederzuschlagen, doch war dieß überflüssig, denn er erfuhr eine Zurückweisung, die ihm die Wiederholung seines kecken Versuches ein- für allemal verleidete.

Eines Morgens, als dieses junge Mädchen wie gewöhnlich dicht vor mir herschritt, sprang plötzlich aus einer Querstraße ein wild gewordenes Pferd hervor und rannte die Straße entlang, uns gerade entgegen. Sie hielt erschrocken und unschlüssig ihren Schritt an und ich rettete sie aus der augenscheinlichen Lebensgefahr, indem ich sie am Arme ergriff und blitzschnell in die Thür eines nahen Hauses zog.

Sie dankte mir mit vieler Anmuth und wir setzten Jeder, ohne weiter mit einander zu reden, unsern Weg fort. So oft wir einander von jetzt an begegneten, wurde mir als Zeichen des Wiederkennens ein leichtes freundliches Kopfnicken zu Theil, und es schien mir, als nähere ich mich immer mehr dem Ziele meiner Wünsche. Es mochten seit dem obenerwähnten Vorfalle etwa vierzehn Tage verstrichen sein, als ich ihr eines Tages in Begleitung einer ältlichen Dame begegnete. Beide hielten an und ich wurde der Letzteren als der Lebensretter ihrer Tochter vorgestellt. Sie dankte mir mit herzlichen Worten, daß ich ihr den Trost und die Stütze ihres Alters erhalten habe und lud mich ein, sie in ihrer Wohnung zu besuchen. Ich sagte natürlich mit Freuden zu.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kunst und Literatur.

Materialien für den biographischen Geschichtsunterricht zum Schul- und Privatgebrauche von Prof. Dr. H. Kassian, Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Frankfurt. Dritte verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. Verlag der Jäger'schen Buch-, Papier- und Landkartenhandlung 1864.

Das vorliegende Werk hat die günstigste Beurtheilung der Presse und von anerkannten Autoritäten gefunden. Es gibt dasselbe zunächst Biographien aus der mythischen und historischen Zeit der Griechen und Römer, und verfolgt im 2. Band in gleicher Weise die Weltgeschichte von der römischen Germanenzeit bis zum Sturze Napoleons I. Die Biographien selbst sind mit aller Sorgfalt aus den Quellen geschöpft und haben dadurch eine originelle Frische und ein ächt historisches Gepräge erhalten. Es ist bekannt, daß diese Methode des Geschichtsunterrichts für das Knabenalter die passendste ist, denn der Jugend fehlt noch Sinn und Verständniß für das Allgemeine, den abstrakten Gedanken, die Reflexion; dafür aber hat sie lebhafte Empfänglichkeit für das Anschauliche, Individuelle, Persönliche. Man kann nur wünschen, daß die Geschichtslehrer überall sich mit dieser gediegenen Arbeit bekannt machen und sie bei ihrem Geschichtsunterrichte benützen möchten.

Mannigfaltigkeiten.

Der ungarischen „Erdely Posta" schreibt man: „Die Viehseuche ist auch im Dorfe Hosdath ausgebrochen und binnen ungefähr vierzehn Tagen sind 30 Stück Vieh gefallen. Das Volk forschte, um den Grund der Seuche zu beseitigen, der Hexe nach, welche schuld daran sein mußte, und wandte sich an eine in Csrna-Kereßtur wohnende Wahrsagerin, um von ihr die nöthige Anweisung zu erhalten. Die Wahrsagerin ließ sich Erde von einigen Gräbern bringen, und nachdem sie dieselbe untersucht hatte, sagte sie, daß die Hexe sich nicht unter den Todten befinde. Dann brachte man ihr einige Haare einer in Hosdath wohnenden alten kränklichen Walachin, und diese — behauptete die Wahrsagerin — sei die Hexe. Zur besseren Ueberzeugung ließ sie sich zu der armen alten Frau führen, zwang diese unter dem Beistande der Dorfbewohner, sich untersuchen zu lassen, und als sie am Rückgrat derselben einen Auswuchs fand, sagte sie, dies sei das Zeichen der Hexe. Nun gab sie den Leuten die Weisung, die Hexe an einen Punkt zu führen, wo die Gränzen zweier Dörfer zusammenstoßen, denn dort werde sie entweder vom Teufel geholt oder von Wölfen gefressen werden. Bisher ist diese Anweisung zwar noch nicht befolgt worden, aber einige der abergläubischen Dorfbewohner stachen der armen alten Frau mit Nadeln in den Hals, damit ihr das Blut ausfließe, welches sie angeblich dem Vieh ausgesaugt habe. Auch räuchern sie mit den Haaren der angeblichen Hexe die Ställe aus."

[Ein Unglück mit den Löwen im Zirkus Renz.] Am 29. Dezember Mittags nach der Fütterung der Löwen Batty's, welche sich jetzt in Berlin befinden, kam der Wärter der Löwen, trotz der oft wiederholten Warnung seines Herrn, dem Gitter zu nahe; sofort packte einer der Löwen seinen Arm, schlug seine gewaltigen Tatzen hinein und alle fünf Löwen stürzten sich, einander drängend und beißend, auf das gepackte Glied. Nur der Unerschrockenheit des Hrn. Batty, der gerade zugegen war, gelang es, den Unglücklichen zu retten. Blitzschnell riß er das Gitter auf, sprang in den Käfig, schloß erst mit seltener Geistesgegenwart die Thür hinter sich zu und stürzte sich dann unter die wüthenden Thiere, die er nach kurzem Kampfe in der That zwang, auseinanderzustieben und den erfaßten Arm fahren zu lassen. Batty selbst kam mit zerfetzten Kleidern aus dem Käfig zurück; der Verunglückte wurde fortgetragen und in der Restauration des Zirkus von einem eiligst herbeigerufenen Arzte sorgfältig verbunden. Gefahr für sein Leben ist nicht vorhanden. Herr Renz traf alle Anstalten zur Pflege des Verwundeten und sicherte demselben während seiner Krankheit seinen vollen Gehalt zu; außerdem hielt er an die gesammten Mitglieder der Gesellschaft eine eindringliche Ansprache, in welcher er sie auf das Energischeste davor warnte, sich dem Löwenkäfig zu nähern, und eine hohe Ordnungsstrafe für das geringste Ueberschreiten dieses Verbotes festsetzte.

Ein Oberst marschirte an der Spitze seines Regimentes durch ein Dorf. Er ließ den Schultheiß kommen und fragte ihn: „ob der Wald draußen sicher sei?" Er meinte natürlich vor feindlichen Partheien. Der Schultheiß, in der Meinung, es sei von Räubergesindel die Rede, antwortete: „Nicht ganz — man spricht von einer Zigeunerbande, doch fürchten Sie nichts, ich gebe Ihnen ein paar Mann von der Dorfwache mit, die bringen Sie mit ihren Leuten sicher durch."

Geschichtskalender. 8. Jan. 1448. Pfalzgraf Christoph, Sohn Johann's, Pfalzgrafen in Nordgau und zu Neumarkt, und dessen Gemahlin Katharina, Tochter des Herzogs Wratislaw VII. von Pommern, stirbt als König von Schweden und Dänemark an Gift.

8. Jan. 1793. Ludwig Reichenbach, ausgezeichneter Naturforscher in Dresden, wird geboren.

8. Jan. 1797. Schlacht zwischen Franzosen und Oesterreichern bei Bevilaqua, unter General Augereau und General Hohenzollern.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 8 Samstag, 9. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Die Welt ist ohnedem verkehrt," brummte Cornelia. „Früher haben die Frauen ihre Dienstmädchen der Arbeit wegen gehalten, heutzutage scheint es, sind sie zur Unterhaltung da. Ich wette, das Geschöpf geht zur Kirche, die Trauung zu sehen, statt daß sie in einem Kattunkleide und weißer Schürze daheim den Besen führen sollte. Muß mir auch eine kuriose Frau sein, die Mrs. Latimer, die sie so herumstolziren läßt."

„Zu was ist der Wagen da?" fragte sie plötzlich scharf, als eine Equipage vor der Thüre hielt.

„Ein Wagen?" sagte Dill, seinen Kopf vorbeugend, „es muß der Miethwagen sein, den ich bestellt habe. Dann habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Miß Cornelia."

„Wozu brauchen Sie einen Wagen? Haben Sie über Nacht die Gicht bekommen, daß Sie nicht bis St. Judä zu Fuß gehen können?"

„Ich gehe nicht direkt in die Kirche, sondern zum „Wäldchen", Miß Carlyle und dachte, es sei schicksamer und höflicher zu Wagen zu kommen."

„Natürlich, Herr Dill braucht Equipage in der Gala! Warum haben Sie nicht gleich lieber Pumphosen und seidene Strümpfe und Schnallenschuhe mit rothen Absätzen angezogen, Sie eitler Geck!"

Dill dankte Gott, fort zu kommen. Er wollte sie indessen mit einer artigen Bemerkung verlassen, um ihr zu zeigen, daß er nicht empfindlich sei für alle die Komplimente, mit denen sie ihn beehrt hatte.

„Sehen Sie doch die Menschenmenge, die sich zur Kirche drängt, es wird übervoll sein darin, Miß Corny."

„Freilich! Ein Narr macht nicht nur zehn, sondern zehn Tausend."

„Ich fürchte, Miß Cornelia ist dieser Heirath nicht besonders hold," sagte der alte Junggeselle zu sich selber, als er in den Wagen stieg. „Sie ist doch sonst eine durchwegs vernünftige und gutmüthige Person und ich begreife nicht, wie sie so böse auf meinen Herrn sein kann, weil er wieder heirathet! Das sieht ihr doch sonst gar nicht ähnlich! Sollte ich in der That so verrückt aussehen in dem gestickten Jabot? Ich wollte ja nur Mr. Archibald und Miß Barbara meinen schuldigen Respekt dadurch bezeigen, daß ich mich sorgfältiger kleidete. Sollte es gegen die Etikette, oder wie sie das Ding nennen, sein? Miß Corny müßte es am besten wissen. Nun ist es aber zu spät, ich kann mich nicht mehr umkleiden."

Die Kirche war überfüllt. Wer nicht Raum darin fand, hatte auf dem Kirchhofe und der Straße Posto gefaßt. Man dachte wenig an die Ehrfurcht, die man Gräbern und Grabsteinen schuldete und trat und kletterte rücksichtslos auf dieselben; mindestens zwanzig kleine Jungen waren auf das Eisengitter gestiegen, das Lord Mount-Severn's Grab einfriedigte.

Die Brautleute zögerten mit ihrer Ankunft: Elf Uhr und noch keine Spur von ihnen zu sehen! Der Pöbel außen ward ungeduldig, der Pöbel innen nicht minder. Einige warteten schon über zwei Stunden. Horch! Wagengerassel! Ja endlich kamen sie; der Kirchendiener und der Küster machten Platz für die Hochzeitsgäste und für das Brautpaar.

Es war ein recht lohnender Anblick. Die Herren und Damen, so stattlich als schöne Kleider nur immer machen können. Mr. Carlyle war einer der ersten, die in die Kirche traten. Wie ruhig und selbstbewußt war nicht seine Haltung und Miene!

Jeder Zoll ein Gentleman! Aber er war ja immer und überall derselbe! wann sah man ihn jemals anders, als edel und männlich und würdevoll? Dann kamen Herr und Frau Clitheroe, letztere Bärbchens Schwester Anna, und die zarte, bleiche Mrs. Hare am Arm Sir John Dobede's, das feine Gesicht heute noch bleicher als gewöhnlich.

„Sie denkt an ihren unglücklichen, ungerathenen Sohn," wisperten die Klatschschwestern einander zu, als sie vorüber ging.

Wer kömmt da mit einer Miene, als ob die ganze Kirche sein eigen wäre? Ein ernster, fast grimmig blickender Mann, gebieterisch daherschreitend, mit einer neuen Flachsperrücke und einer weißen Rose im Knopfloch?

Es ist Richter Hare und er führt Jemand herein, um dessentwillen die Menge auf die Stühle steigt, um besser und genauer sehen zu können.

Digitized by Google

Sah sie doch heute so lieblich aus, Barbara Hare, in dem matt weißen Seidenkleide und dem niederwallenden Schleier! Ihre Wangen verriethen in wechselndem Erröthen und Erbleichen die tiefe Bewegung ihres Innern. Die Brautführerinnen trippelten hinter ihr her, nicht wenig eitel auf ihr wichtiges Amt; es waren Louise Dobede, Auguste und Käthchen Herbert und Mary Pinner.

Carlyle stand schon an seinem Platze, als sich Barbara ihm näherte; er ging ihr einige Schritte entgegen und führte sie vor den Altar. Die Braut stand zu seiner Linken. Ist das so üblich? Wir vermuthen, daß er es besser wissen mußte, denn er ward zum Zweitenmale getraut. Die Verwandten und Freunde begaben sich auf die ihnen angewiesenen Plätze und die Zeremonie begann.

Ungeachtet ihrer inneren Aufregung, die sie kaum zu beherrschen vermochte, gab Barbara ihr Jawort mit gefaßtem Anstande. Gewiß, jedes Mädchen, das den Mann liebt, dem sie sich auf ewig verbindet, muß in diesem Augenblick tief erschüttert sein.

„Willst Du diesen Mann zum Gatten haben und mit ihm leben nach Gottes Gebot im heiligen Stande der Ehe?" sprach der Priester. „Willst Du ihm gehorchen, ihm dienen, ihn lieben und ehren und sein pflegen in kranken und gesunden Tagen und ihm einzig und allein angehören, so lange Euer Beider Leben währt?"

„Ich will!"

Fest, deutlich und bestimmt klang die Antwort aus Barbara's Munde. Es war, als hätte sie derjenigen gedacht, die nicht „ihm einzig und allein angehört," und als wollte sie laut ihren Entschluß verkünden, Ihn nie zu täuschen, so wahr Gott ihr helfe!

Die Zeremonie war vorüber; und Barbara den magischen Ring am Finger, ihren Arm in dem ihres Gatten, schwebte aus dem Tempel Gottes. Er geleitete sie zu seinem Wagen, der nun der ihre war; hatte er sie nicht so eben zur Eignerin all seiner zeitlichen Güter gemacht? Die Menge jauchzte ihr ein Hurrah zu, als sie ihr liebliches Gesicht erblickte, aber bald war der Wagen aus dem Gedränge und die Neugierde auf die folgenden Hochzeitsgäste gelenkt.

Man fuhr nach dem „Wäldchen" zurück. Carlyle brach das Schweigen zuerst, wandte sich plötzlich zu seiner Braut und sagte in einem Tone, der fast leidenschaftlich und schmerzlich zu klingen schien:

„Barbara, Du wirst Deinen Schwur halten!"

Sie erhob ihre blauen Augen zu ihm; Liebe und Treue strahlten in ihren Blicken und der Ernst des Augenblicks ließ sie in Thränen schimmern.

„Immer und ewig! Vor Gott und Menschen bis der Tod uns trennt."

(Fortsetzung folgt.)

Weltumsegelnde Virtuosen.

Die beiden Virtuosen, Pianist Wehle und Violoncellist Feri Kletzer, haben vor längerer Zeit eine Kunstreise um die Welt angetreten. Das „Dresdner Journal" bringt jetzt Nachrichten über die kühnen Musiker, woraus wir ersehen, daß ihnen zunächst in Cairo ein glänzender Erfolg zu Theil wurde. Von Cairo begaben sie sich dann nach Aden, den Sechellen, Bourbon, Mauritius und befanden sich zuletzt in Bombay. Das Interesse an der Reise selbst und ihren reichgewährten Anschauungen mußte in der Folge freilich für viel Beschwerden, theure Erfahrungen und Enttäuschungen lohnen, obwohl die Konzertgeber überall freundlichste Aufnahme und ihre Leistungen außerordentlichen Beifall fanden. Fast überall aber hatten sie auch gegen die irrige Ansicht einer gewissen Klasse von Menschen zu kämpfen, als seien sie lediglich gekommen, um Geld auszugeben, nicht auch einzunehmen, und selbst in jene Tropengegend ist bereits die Meinung gedrungen, daß der Musiker ein für Wohlthätigkeitszwecke besonders nutzbares Individuum sei. Der opferfähige Wohlthätigkeitssinn der beiden Virtuosen fand immer sehr humane Beachtung. Auf der armen Gruppe der Sechellen (Hauptplatz Mahe) erspielten sie 500 Francs für den Bau einer katholischen Kirche, und ihr sechstes, auf der Insel Mauritius zum Besten der dortigen Freimaurerloge gegebenes Konzert war noch gefüllter, als die anderen fünf vorhergegangenen. Daß der musikalische Dilettantismus und Enthusiasmus sich daselbst mit höchster Unwissenheit zusammenfindet, ist natürlich. Einige Namen berühmter Komponisten sind wohl bekannt, aber nicht ihre Werke, und die Reisenden kamen öfter in die Verlegenheit, modernste Virtuosenstücke als Schöpfungen Mendelsohns oder Beethovens passiren zu lassen, um die mißverständlich über den Genius dieser Meister entzückten Zuhörer nicht zu beschämen. Die Unannehmlichkeit der Kritik existirt fast noch gar nicht in diesem wilden Konzert-Terrain, und nur auf Mauritius zeigte sich diese Landplage freier Kunst auch schon eingeschlichen. Ein besonders freundlicher Empfang wurde den Künstlern auf der Insel Bourbon in St. Denis und St. Pierre zu Theil. Gute Musikdilettanten stellten ein recht leidliches Orchester her und die Stadt gab das Theater zu allen Konzerten umsonst. Die Creolen wie die Franzosen erwiesen sich den Virtuosen theilnehmend und gefällig. Die Engländer dagegen zeichneten sich durch Egoismus und Berechnung aus; einer derselben hatte die Unverschämtheit, den beiden Spielenden von dem für ihre Vorträge in seiner musikalischen Soiree festgesetzten Honorar von 50 Pfund für Beleuchtung und Thee 150 Francs abzuziehen. Die Fahrt nach Madagaskar, durch Empfehlung des Herrn Lambert an den König Radamar unterstützt, mußte unterbleiben, da Letzterer gerade das Unglück gehabt hatte — nach den neuesten Zeitungs-

Digitized by Google

berichten darf man wohl sagen: beinahe — erdrosselt zu werden. In Bombay ergab sich viel Beschwerde für die Touristen, theils durch die Ausdehnung der Stadt, die Racenverschiedenheit der Bevölkerung und den großartigen Zuschnitt ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse, theils durch die ungemeine Hitze, wechselnd mit übermäßigen Regengüssen. Kaum vier Wochen genügten, um das Terrain vorbereitend konzertmäßig zu kultiviren. Die Feuchtigkeit war in der Regenzeit so stark, daß Kletzers Violoncell aus dem Leime zu gehen drohte, und Wehle's Konzertflügel verfiel dem Roste und nahm im Inneren eine geschwärzte Physiognomie an. Dennoch gaben die tapferen Virtuosen bereits in Prona, dem Sommersitze der Wohlhabenden, zwei mit großem Beifall belohnte Konzerte, und werden nun auch in Bombay selbst, der Stätte des übermüthigsten Reichthums und Luxus, dies gethan haben. Als wunderbare Thatsache meldet man, daß weder in Bombay, noch auf Bourbon und Mauritius sich ein Pianist befindet, und die Sehnsucht nach einem solchen allgemein ist, denn die junge Generation soll doch auch dort in die Geheimnisse des Klavierspiels eingeweiht werden, und die Wissenden fehlen. In Bombay allein würde ein halbes Dutzend der Letzteren ihr Glück machen, d. h. schnell reich werden können; freilich ist die Kenntniß der englischen Sprache dazu unerläßlich. Von Bombay besuchen Wehle und Kletzer nun noch Kalcutta, Batavia, Madras, Pondicheri, Singapur, machen einen Abstecher nach China und haben sich als letzte Station ihrer virtuosen Mission Australien ersehen. Mögen ihre talentvollen Leistungen und ihre Unternehmungslust den befriedigendsten Lohn finden.

Barbarei der Engländer auf Neuseeland.

Schon vor einiger Zeit ist darauf hingewiesen, daß die Eingeborenen Neuseelands rasch an Zahl abnehmen. Hr. v. Hochstetter entwarf darüber ein ergreifendes Bild. Inzwischen hat der Krieg gegen diese Maori's, welcher schon so viele Menschenleben verschlang, eine immer gräßlichere Gestalt angenommen, wie sich aus folgendem Bericht ergibt: Die Dinge, welche gegenwärtig in Neuseeland vorgehen, sind zwar nur eine beschränktere Auflage von dem, was vor 6 Jahren in Indien geschah, aber sie sind sehr lehrreich als Kommentar zu der englischen Philantropie. Freilich handelt es sich um eine sehr prosaische Realität. Von den habgierigen englischen Kolonisten werden die unglücklichen Eingebornen allmählig, aber mit unwiderstehlicher Konsequenz, aus dem Lande verdrängt, auf dem sie und ihre Vorfahren seit Jahrhunderten gewohnt haben. Allerdings geschieht Alles auf sehr „gesetzlichem" Weg. Das Parlament von Auckland macht das Gesetz, daß das Land individuelles Eigenthum und nicht Stammesbesitz sei. Auf dieses „Gesetz" gestützt, greift man ein beliebiges Individuum auf und läßt es für eine Flasche Rum, für eine alte Uniform oder auch für gutes Geld das verkaufen, was ihm nicht gehört, und der Kolonist erwirbt so ein Eigenthum, zu dessen Schutz er die bewaffnete Macht Englands aufzubieten befugt ist. Die Maoris jedoch haben von ihren Vätern den Rechtsgrundsatz ererbt, daß das Land dem Stamm gehöre und kein einzelnes Individuum darüber verfügen könne. Diese sogenannten „Käufe" sind also für sie nichts als Räubereien. Sie greifen daher ganz natürlich zur Büchse und schießen den räuberischen Eindringling, der seinen Raub nicht gutwillig fahren lassen will, nieder. Dies ist das Vorspiel aller bereits chronisch gewordenen Maorikriege. Und wie werden diese Kriege nun geführt? Ein britischer Offizier, Oberstlieutenant Hutchins, entblödet sich nicht, in seinem offiziellen Bericht über den letzten Zusammenstoß mit den Eingebornen folgende Stelle aufzunehmen: „Eine oder zwei Frauen befanden sich unter den Gefallenen, und verschiedenen verwundeten Männern wurde bei dem Schlußangriff mit dem Bajonnet der Garaus gemacht (despatched). Die Zahl der Getödteten wird verschieden, von 50 bis 100, angegeben. Der Verlust auf unserer Seite ist: einer getödtet und vier verwundet." Ein Augenzeuge, dessen Bericht unmittelbar unter dem des Herrn Hutchins in der Times abgedruckt wird, fügt hinzu: „Eine Frau warf sich über ihren verwundeten Gatten, um ihn zu schützen, und wurde mit dem Bajonnet durchbohrt." Wohlverstanden! dies waren nicht die Handlungen einer kleinen desperaten Bande, überfallen und umschwärmt von einer Uebermacht heulender Wilden, sondern die Uebermacht war auf Seiten der Engländer. In dem Verhältnisse von 3 zu 1 hatten sie die Eingeborenen im Schlaf überfallen und schossen sie mit Armstrongkanonen vom Land und mit Bomben vom Meer aus fast ohne Widerstand nieder. Wie wenig die Schlächterei ein Kampf genannt werden konnte, geht aus der Thatsache hervor, daß von den Angreifenden nur ein Mann getödtet wurde.

Das „Blau-weiß-roth" Schleswig-Holsteins.

Blau wie der Himmel über uns sich ziehet,
Blau wie das sanfte Veilchen auf dem Feld,
Blau wie das Auge, womit Liebchen siehet,
Ist in der Fahne unser erstes Feld.
Wir denken d'ran im blutigen Gefecht,
Denn Blau bedeutet: „Glaube an das Recht!"

Weiß wie der Schnee, den uns der Winter bringet,
Weiß wie das Bild der Unschuld uns erscheint,
Weiß wie das Lämmchen auf der Weide springet,
So uns're Fahne in der Mitte scheint,
Wir harren auf Errettung mit Geduld,
Denn Weiß bedeutet: „Leiden ohne Schuld!"

Digitized by Google

Roth wie das Blut uns in den Adern rinnet,
Roth wie des Weines dunkle Purpurpracht,
Roth wie die Liebe, die das Herz gewinnet,
Roth ist die Farbe, die den Schluß nur macht.
Wir lassen gern für's Vaterland das Blut,
Roth ist die Farbe, die bedeutet: „Muth!"

O, Blau-weiß-roth! ihr theuren Landesfarben
Von Schleswig-Holstein, führt's zum Guten nun,
Auf daß die Helden, die vor Jahren starben,
Geehrt und sanft im freien Lande ruh'n.
Und gebt uns das, was uns annoch so fehlt:
Das „Schleswig-Holstein ewig ungetheilt!"

Kunst und Literatur.

Karte von Schleswig-Holstein. Die thätige Landkarten-Verlagshandlung von Flemming in Glogau hat so eben eine im großen Maßstabe ausgeführte und sehr detaillirte Spezialkarte von Schleswig-Holstein, entworfen von Handtke, herausgegeben, die bei den gegenwärtigen Truppenbewegungen und bevorstehenden Kriegs-Eventualitäten allen Zeitungslesern willkommen sein wird.

Mannigfaltigkeiten.

[Zur Statistik der Juden.] Nach den in neuester Zeit von Judenmissionären angestellten Berechnungen beträgt die Zahl der gegenwärtig auf der Erde lebenden Juden ungefähr sieben Millionen, wovon die Hälfte allein in Europa wohnt, und zwar die meisten in Rußland, man zählt daselbst 1,220,000 Israeliten, die Zahl der in Oesterreich wohnenden Juden beträgt 853,000, in Preußen 284,500, im übrigen Deutschland 192,000. Während bei der Bevölkerung in Frankfurt a. M. auf 16 Christen 1 Jude gerechnet wird, kommt in Preußen erst auf 73 Christen 1 Jude. In Sachsen wohnen im Ganzen nur etwa 1600 Juden, und zwar zumeist in den beiden Städten Leipzig und Dresden. Am unbedeutendsten ist die Zahl der jüdischen Einwohner in Schweden und Norwegen, man rechnet daselbst auf 6000 Christen nur 1 Juden. In Frankreich wohnen ungefähr 800,000, in der Schweiz 3200, in Großbritannien 42,000 Israeliten.

Es stehen gegenwärtig zwei Kometen am Himmel, von denen der eine zwischen dem kleinen Löwen und dem großen Bären mittelst des Fernrohrs erkennbar ist, und gegen Ende des Monats im Sternbilde des Jagdhundes sichtbar sein wird. Der zweite Komet steht im Sternbilde des Bechers, unterhalb der Hinterfüße des großen Löwen. Er soll sich dem bloßen Auge als ein Stern 4. Größe mit einem kleinen Schweife zeigen.

Ein Bauer sah in einer Gemälde-Sammlung das Bild des Herkules nackt mit der Bärenhaut umhangen. Er stand lange davor, endlich schüttelte er den Kopf und fragte den anwesenden Gallerie-Direktor, „was der Mann da für ein Landsmann sei?" „Was kümmert das Euch?" erwiderte der Direktor, „habt Ihr an dem Bilde etwas auszusetzen?" „Das will ich meinen," sagte der Bauer, „der Kerl da muß ein Narr sein. Ist es warm da, wo er steht, warum hat er einen Pelz umhängen — ist es kalt, warum geht er nackt?"

In einer Gesellschaft kam die Rede darauf, daß wohl jeder Mensch seine dummen Streiche mache, nur sie nicht gewahr werde. „Das ist bei mir nicht der Fall," sagte ein junger Mensch, „ich bemerke es jedesmal und dann muß ich laut auflachen." „Da führen Sie ja das lustigste Leben von der Welt," bemerkte ihm eine Dame.

Dreisilbige Charade.

Die erste unter Glas und Rahmen
Erhält sehr oft die zärtlichsten Namen
Im Kaffee, in der Suppe und im Kraut
Man stets sie nur mit Ekel schaut.
Die andern beide sind in der Mühle,
Auch ergründet man oft im Spiele
Ihre Tiefen, und ziehet mit Graus
Was sie bergen, zu Tage heraus.
Das Ganze trugen die vornehmen Herren
Vor Zeiten auf steifem Rücken gern,
Jetzt sieht man's nur mit Behagen
Vom Trinkgelage nach Hause getragen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 5:
Wechsel.

Geschichtskalender. 9. Januar 1792. Friede zwischen Rußland und der Türkei nach einem nutzlos geführten Kriege, welcher gegen 300,000 Menschenleben gekostet hatte.

9. Januar 1813. Die Güter des Jesuitenordens im Herzogthum Warschau werden als Nationalgüter erklärt.

10. Januar 1803. Religions-Edikt in Bayern, zur Gleichstellung der verschiedenen christlichen Konfessionen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 9 Montag, 11. Januar 1864.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Achtunddreißigstes Kapitel.

Starkenberg.

Mehr als ein Jahr war wieder verstrichen. Die deutschen Bäder waren an diesem Frühherbste sehr stark besucht. Die Engländer, die heut zu Tage wie die Schwalben massenhaft aus Alt-England auswandern, um erst nach einer gewissen Zeit wieder heimzukehren, machten die Saison besonders lebhaft. Frankreich war von den englischen Touristen schon ziemlich ausgebeutet und es war jetzt die Reihe an Deutschland gekommen.

Starkenberg war im Verhältniß zu seinem bescheidenen Umfange mehr als überfüllt. Dieser Badeort hatte sein Renomme, so wie den Namen, den er trug, der gleichnamigen Grundherrschaft, dem Baron von Starkenberg, zu verdanken.

Der alte Baron, ein baumstarker Mann, mit grauweißen Haaren und grauvermengtem Backenbarte, in seinem Umgange und Manieren so plump und ungeschlacht, wie die Schweine, die er in seinem Forste erlegt, hatte vier Söhne, die alle so riesenhaft und plump wie er war und ihm überhaupt ganz ähnlich zu werden versprachen. Sie wurden alle insgesammt mit Hinzufügung ihrer Taufnamen als Grafen von Starkenberg angesprochen, bis auf den ältesten Sohn, der als der „junge Gutsherr" bezeichnet wurde. Zwei von ihnen waren in Heeresdiensten abwesend und zwei, der älteste und jüngste, lebten mit ihrem Vater auf dem baufälligen Schlosse Starkenberg, ungefähr eine Meile vom Dorfe gelegen, welches gleichen Namen führte.

Dem jungen Baron von Starkenberg war es freigestellt, zu heirathen, während die drei andern Grafen von Starkenberg daran verhindert waren durch die Hausgesetze, wenn sie nicht eine Frau fanden, die so viel eigenes Vermögen besaß, um sich und ihren Mann standesgemäß zu erhalten. In diesem Glauben wurden sie groß gezogen und sie schienen sich in dieses etwas unangenehme System ganz willig und widerstandslos hinein zu leben.

Starkenberg unterschied sich blutwenig von den übrigen Bädern gleichen Ranges im deutschen Vaterlande. Es hatte seine Lindenbäume und Blumengruppen, seinen Kur- und Konversationssaal, seine Bälle, Konzerte und tables d'hôtes, wie auch sein unvermeidliches Rouletspiel, bei welchem das Ohr eines jemaligen Besuchers an dem zum Ekel sich wiederholenden Spruche: „Faites votre jeu, Messieurs; Faites votre jeu" stets ermüdet war, wo es aber jedenfalls wohlgerathen ist, demselben das Ohr zu verschließen, und endlich auch seine Heilwässer, welchen die wunderbare Kraft beigelegt wird, allen wirklichen und imaginären Leiden, von der Schwindsucht angefangen bis zur Liebeskrankheit, gründlich zu heilen, vorausgesetzt, daß man den Brunnenarzt gehörig konsultirt und die vorgeschriebene Becherzahl in strengster Ordnung genossen hat.

Der junge Baron von Starkenberg — der, trotzdem er sich schon des einundvierzigsten Lebensjahres erfreute, dennoch als „junger Baron" passirte, um ihn von seinem Vater dem alten Baron unterscheiden und bezeichnen zu können — war eben so wegen seiner wahrhaft männlichen Schönheit, als wie wegen seiner passionirten Jagdliebhaberei ausgezeichnet.

Graf Otto von Starkenberg — etwa elf Jahre jünger als sein Bruder — erfreute sich keiner besonderen Auszeichnung, und war höchstens nur wegen seines martialisch gedrehten und gewichsten Schnurbartes, seines steten Appetits und seiner unwiderstehlichen Neigung zu guten Rheinweinen berühmt.

Auf dem Schlosse Starkenberg wurde, wie man sich erzählte, äußerst magere Kost servirt, weder der alte noch der junge Baron, sein Erbe, fröhnten dem Ueberfluß, kein Wunder daher, daß Graf Otto so oft an der table d'hôte erschien, als einer von seinen Bekannten die Aufmerksamkeit für ihn hatte, ihn einzuladen. Der wohlklingende Name Graf Otto von Starkenburg und der Nimbus, mit dem sich sein Vater als Baron und Besitzer der Herrschaft Starkenberg in seinem Thun und Lassen zu umgeben wußte, wirkte so verführerisch und zauberhaft auf die empfänglichen Gemüther der vornehmen Badewelt, daß es keinen einzigen Tag in der ganzen Badesaison an einer solchen Einladung fehlte.

Im Hotel „Ludwigsbad", welches den Ruf ersten Ranges für sich in Anspruch nahm, wohnte eine eng-

Digitized by Google

lische Familie Namens Crosby. Diese bestand in Mr. und Mrs. Crosby, einer einzigen Tochter, einer Gouvernannte, und einer Dienerschaft von drei Personen.

Was Mr. Crosby seinem Vaterlande England, oder was England ihm angethan hat, daß er sich stets in gemessener Entfernung von seiner Heimath hielt, weiß weder ich noch sonst Jemand anzugeben.

Jahre lang lebte diese Familie auswärts, ohne sich auf einen bestimmten Aufenthaltsplatz zu beschränken, sondern wählte nach Lust und Laune ein Jahr diesen und ein Jahr einen andern Ort zum einstweiligen Wohnsitz.

Mr. Crosby, ein Mann von ehrwürdigem Aussehen und anständiger Haltung, sah keineswegs darnach aus, als scheute oder fürchtete er die Gesetze seines Vaterlandes und in der That konnte man ihm so etwas kaum zumuthen, vielmehr konnte er, nach der Versicherung eines mit ihm befreundeten Gentlemans — frank und frei jede beliebige Wohnung in Piccadily zum Aufenthalte wählen; allein schwere Verluste, die er bei der Betheiligung an irgend einem Schwindelprojekt erlitten, und die es ihm unmöglich machten, den großen kostspieligen Aufwand in seiner angewohnten Lebensweise für die Dauer fort zusetzen, veranlaßten ihn das weniger kostspielige Ausland zu wählen.

Mrs. Crosby, von gefälliger Repräsentanz, war ein angenehmes, vergnügungssüchtiges und äußerst geschwätziges Wesen und Helene Crosby war ein seltenes Exemplar siebzehnjähriger Schönheit.

Nach ihrem Aussehen und ihren Manieren — die gar nichts Kindisches an sich hatten, zu urtheilen, wäre man versucht gewesen, sie weit über ihr wirkliches Alter zu schätzen. Sie war überdieß auch eine reiche Erbin, indem ein Onkel ihr zwanzig Tausend Pfund Sterling hinterlassen und von ihrer Mutter hatte sie eine Anwartschaft auf weitere zehntausend.

Graf Otto von Starkenberg hatte von diesen dreißig tausend Pfund eine Spur bekommen und richtete seinen martialischen Schnurbart und seine kühnen Augen ganz beherzt auf Miß Helene.

„Dreißig tausend Pfund und ein schönes Mädchen," schmunzelte er, „das ist gerade, wornach ich so lange gestrebt."

Genaue Informationen stellten die hinsichtlich der dreißig tausend Pfund zirkulirenden Gerüchte als unbestritten dar und Graf Otto brachte seine Zeit selten anders als bei der Crosby's zu. Sie war durch seine Besuche eben so geschmeichelt, als er sich dabei wohl befand; denn war er nicht der Graf Otto von Starkenberg? Die andern vornehmen Familien sahen mit Neid und Mißgunst auf die Crosby's, und würden Vieles darum gegeben haben, mit einer solchen Persönlichkeit wie Graf Otto auf so vertrautem Fuße leben zu können. Ob aber Mr. Crosby es als eine solche Auszeichnung betrachtete, bleibt vorerst noch zweifelhaft. Gewiß ist, daß er die Besuche des Grafen Otto höflich entgegennahm, und daß Mr. und Miß Crosby hingegen höchst entzückt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenleben.

(Fortsetzung.)

Ella und ihre Mutter hatten eine Miethswohnung inne, die in ihrer ganzen Einrichtung wirklich ein Muster von Sauberkeit und Zierlichkeit war. Die Erstere, welche entschlossen war, ihre Mutter nicht wieder zu verlassen, ertheilte täglich einige schlecht bezahlte Unterrichtsstunden und fand für ihren kärglichen Verdienst und ihre langen täglichen Wege, selbst im abscheulichsten Wetter, reichlichen Ersatz im Zusammenleben mit ihrer armen Mutter, da sie jenen kleinen Verletzungen nicht ausgesetzt war, welche sie in ihrer frühren Gouvernantenstelle oft so tief empfunden hatte. — Wenn ich Ella in ihrer kleinen Häuslichkeit sah, so pflegten wohl Träume längst entschwundener Jahre wieder in mir aufzutauchen und längst zerfallene Luftschlösser irdischer Glückseligkeit aufs Neue vor mir in die Wolken zu steigen. Ich werde jetzt nach und nach zum alten Manne und bin doch noch Junggeselle. Vielleicht hätte ich damals noch glücklich werden können, wäre ich nicht ein Thor gewesen; vielleicht auch war es besser, daß es kam, wie es eben gekommen ist. Mag dem sein, wie ihm wolle, Ella hatte keinen größeren Bewunderer als mich, obgleich ich niemals mit meiner Bewerbung hervortrat. Mein Verhältniß zu den beiden Damen wurde von Tag zu Tag ein vertrauteres und Madame Arnfeld theilte mir endlich die Geschichte ihres Unglücks und ihrer Leiden mit. Sie strömte dabei von Lobpreisungen gegen Ella und Dank gegen Gott für das Geschenk einer so braven Tochter über. Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, daß ich, ein Junggeselle, ein so williges Ohr für die stillen Klagen und langathmigen Erzählungen einer alten Dame hatte, doch war ich, wie schon gesagt, selbst bereits ein Mann in vorgerückten Jahren, und Leiden dieser Art berührten eine verwandte Saite meines Herzens. Es freute mich aufrichtig, zu sehen, daß Ella allem Anscheine nach das selbstsüchtige Benehmen Alfred's längst vergessen hatte und nicht gänzlich abgeneigt schien, seinen Platz durch einen jungen Mann zu ersetzen, mit welchem ich oft in ihrer Wohnung zusammentraf. Er hatte sie zur Zeit ihres Reichthums demüthig und schweigend geliebt und diese Liebe ihr späteres Unglück überdauert. Auch war diese Neigung ihm selbst dann noch treu geblieben, als es seiner Thätigkeit gelungen war, sich zu einigem Wohlstande emporzuschwingen. Ich beobachtete den Fortgang seiner Bewerbung um Ella mit

Digitized by Google

wahrhaft warmer Theilnahme. Mißtrauen gegen das männliche Geschlecht war, wie wohl nur zu verzeihlich, als bittre Frucht ihrer Erfahrung in Ella's Herzen zurückgeblieben, und obgleich sie jenen jungen Mann stets mit Freundlichkeit und zarter Rücksicht behandelte, so schien doch seine Liebe in ihren Augen immer nicht den von ihr gewünschten Werth zu besitzen. Ich sah demnach zuletzt nur geringe Hoffnung für ihn und bedauerte ihn nur wegen so vieler Anhänglichkeit und Treue.

Ella's Unglück hatte sich inzwischen noch nicht erschöpft. Der Gesundheitszustand ihrer Mutter, die seit dem Tode ihres Gatten und besonders seit jenen ferneren Unglücksschlägen, die sie betroffen, stets gekränkelt hatte, wurde jetzt mit jedem Tage schwächer und die Pflichten der Tochter verdoppelten sich, da sie auch ihre Unterrichtsstunden nicht vernachlässigen durfte. Sie ertheilte die letzten mit mechanischer Genauigkeit, während ihre Gedanken daheim bei ihrer kranken Mutter weilten. Kummervolle Tage und schlaflose Nächte drohten endlich Geist und Körper zu Boden zu drücken, doch alle Opfer und Anstrengungen der treuen, fürsorglichen Tochter waren vergebens, denn nach wenigen Wochen bewachte sie spät in einer schauerlichen Novembernacht nur noch die Leiche ihrer armen Mutter. Es war dieß der härteste Schicksalsschlag, der sie bisher betroffen; hatten jedoch die früheren Leiden ihr Gefühl nicht ersticken können, so hatten sie ihr dagegen Kraft zum Dulden verliehen. Ella folgte der ihr so theuren Leiche zum Grabe und begegnete mir Tages darauf wie sonst auf dem Wege zu ihren Unterrichtsstunden. Ihr einfacher Trauer-Anzug stand ihr reizend, und ich hoffte endlich, glücklichere Tage für sie anbrechen zu sehen, wenn sie sich entschlösse, die Wünsche eines ihr in so bewährter Treue und Liebe ergebenen Herzens zu krönen. Der junge Mann stellte zart und rücksichtsvoll seine Bewerbungen für einige Zeit gänzlich ein und machte Ella nur gelegentliche kurze Besuche, um ihr seine Theilnahme und sein tiefes Mitgefühl auszusprechen.

Etwa drei Monate nach dem Tode ihrer Mutter empfing Ella jedoch ein Schreiben von ihm, in welchem er sie bat, der Ungewißheit, die ihn nun schon so lange quäle, endlich ein Ende zu machen nnd ihm wenigstens einige Hoffnung auf ihre Hand zu schenken, indem es ihr allein gänzlich anheimgestellt bleiben solle, einen noch so entfernten Tag für die von ihm ersehnte Verbindung festzusetzen. Ella's Herz war durch so große Liebe und treue Anhänglichkeit gerührt, und sie versprach, nach Ablauf ihres Trauerjahres die Seine zu werden. So hatte ich denn wirklich endlich die Freude, das junge Paar in seiner neuen, hübsch eingerichteten Wohnung besuchen zu können und Ella im Besitze eines häuslichen Glücks zu sehen, welches ihr Herz reichlich verdiente.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Pagenstreich des Kaisers Alexander I.] In der Schrift „Von Elba nach St. Helena" von Dr. Förster, welche bekannte und noch ungedruckte Erinnerungen aus der Zeit des Wiener Kongresses enthält, finden wir eine Anekdote über Kaiser Alexander I. von Rußland, die vielleicht manchem unserer Leser ganz unbekannt oder aus der Erinnerung verschwunden sein mag. Es war des Kaisers Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß von der Tafel des Kaisers Franz vor seinen sichtlichen Augen oft die köstlichsten Braten und Pasteten nach dem Tranchirtisch wanderten, ohne wieder zur Tafel zurückzukehren. Eines Mittags ließ sich unmittelbar vor der allerhöchsten Nase des Zaren ein Fasan nieder, mit kunstreicher Papierkrause um den farbenschimmernden Hals, Füße und Schnabel vergoldet, mit Trüffel- und Oliven-Wohlgerüchen die Geruchsnerven berauschend. Es war ein so ausgezeichnet königlicher Vogel, mit Krone und Schweif, daß der Kaiser heut besonders auf ihn sein Augenmerk richtete; doch sollte es auch dießmal bei der bloßen Augenweide sein Bewenden haben. Der Vogel flog davon und obwohl der Kaiser ihn mit Falkenblicken verfolgte, die schöne Beute war ihm entgangen. Alexander stand verstimmt von der Tafel auf. Vergeblich bemühte sich die schöne Gabriele von Auerspera, ihn aufzuheitern, er blieb stumm. Die Diplomaten argwöhnten hinter dieser düstern Stirn ein sich zusammenziehendes Gewitter; ihr Witz erschöpfte sich in Muthmaßungen, welche Entscheidung des Schicksals Europas der Kaiser in seinen Gedanken wälze. — Niemand errieth, was ihm im Kopf herumging. Früher als gewöhnlich und ohne alles Gefolge verließ der Kaiser den Saal und begab sich durch einen Seiten-Corridor in seine Gemächer. Da fällt im Vorübergehen sein Blick auf das schillernde Farbenspiel eines Federschweifs, welcher zwischen den Gardinen einer Fensternische, von Zugluft bewegt, ihm einen verrätherischen Wink gab. Der Kaiser nähert sich, von Neugierde angeregt, zieht die Gardinen zurück — und findet hier zu seiner freudigsten Ueberraschung in einem Handkorbe auf silberner Schüssel den entflohenen Vogel auf einem Neste noch unentkorkter Flaschen des edelsten Burgunders und Tokayers. Zum Glück ist Niemand gegenwärtig, der bei dem Funde sein „Halbpart!" gerufen hätte und der Kaiser bringt den reichlich gefüllten Korb in sein Zimmer in Sicherheit. Am nächsten Morgen ladet er den Kaiser zu einem Extra-Frühstück auf seinem Zimmer ein. Alexander läßt sich die Ehre nicht nehmen, seinen kaiserlichen Gast als Tafel- und Kellermeister zu bedienen und setzt den Korb, so wie er ihn hinter den Gardinen gefunden, dem Kaiser vor, wobei er das abenteuerliche Jagdglück, welches er gehabt, auf die scherzhafteste Weise zum Besten gibt. Der gutmüthige Franz war nicht im Mindesten davon übel-

Digitized by Google

rascht oder gar entrüstet. „Je, schaun's," sagte er, „so geht's bei uns im Kleinen, nun können's Sich eine Vorstellung machen, wie's bei Ihnen im Großen hergehen thut!"

[Die Leibnobelgarde des Sultans.] Der Sultan hat sich, auf Fuad Paschas Rath, eine Leib-Nobelgarde angeschafft. Dem französischen „Moniteur" wird darüber geschrieben: „Das Korps besteht aus hundert muhamedanischen und christlichen Jünglingen guter Familien aller Provinzen des Reiches. Man findet darin Maroniten, Druſen, Araber, Mesmalis, Kurden, Bosnier, Herzegowiner beider Konfessionen. Jeder hat Offiziersrang und trägt seine eigene Nationaltracht. Alle zusammen bewohnen eine in der Nähe des Schlosses gelegene Kaserne, erhalten Sprachunterricht im Türkischen und Französischen und sind in ihren Religionsgebräuchen unbeschränkt. Fuad Pascha scheint damit eine Gleichstellung der Muselmänner und Christen und für die Zukunft den Eintritt der Christen in die Armee anbahnen zu wollen. So hat derselbe auch die Entscheidung des Sultans erwirkt, daß von nun an 24 Christen, und zwar 8 Katholiken, 8 Griechen ꝛc. alljährlich, mit den Muselmännern gleichberechtigt, in die Militärschule aufgenommen und 12 von ihnen alljährlich nach Paris in die türkische Schule geschickt werden und, wenn sie ausgebildet sind, als Offiziere in die türkische Armee eintreten sollen. So wird es möglich sein, den Plan, daß die Christen auch militärpflichtig gemacht werden, allmählich auszuführen."

[Ein hundert und ein Kanonenschuß.] Ueber die Entstehung des Gebrauchs, bei feierlichen Gelegenheiten hundert und einen Salutschuß zu geben, herrschen verschiedene Meinungen. Mehrere leiten diese eigenthümliche Zahl aus der alten deutschen Sitte her, zu Allem eins zu geben, die sich auch im deutschen Rechte, z. B. in Fristen, wiederfindet und sich auch beim Handel im gewöhnlichen Leben vielfach erhalten hat. Andere geben dieser Zahl folgende historische Entstehung: Als nämlich Kaiser Maximilian siegreich aus einem Feldzuge nach Deutschland zurückkehrte und seinen Einzug in Augsburg halten wollte, wurde ihm ein glänzender Empfang zugedacht und unter Anderm sollten hundert Kanonenschüsse zu seiner Ehre abgefeuert werden. Der Constablermeister wußte aber zuletzt nicht, ob er sich nicht um einen Schuß zum Nachtheile des Kaisers geirrt und ließ, um allen Vorwürfen zu entgehen, das Geschütz nochmals abfeuern. Von Augsburg zog Maximilian nach Nürnberg, auch diese Stadt wollte die eingeführte Begrüßung anwenden, aber man beschloß, um dem Kaiser nicht weniger Ehre als Augsburg anzuthun, denselben sogleich mit hundert und einem Kanonenschusse zu empfangen. Auf diese Art soll die Sitte, hundert und ein statt hundert Schüsse zu geben, entstanden sein.

Am 14. Dez. wurde in Venedig der Zugführer W. von Graf Nobili Infanterie-Regiment gehängt, weil er einen Gemeinen desselben Regiment meuchlings erschossen hatte. W. war der Sohn eines der ersten Hotelsbesitzer in Prag, hatte mehrere Gymnasialklassen mit glänzenden Erfolg studirt und war ein äußerst liebenswürdiger junger Mann. Durch einige tolle Jugendstreiche hatte er sich den Zorn seines Vaters zugezogen, der ihn zum Militär abstellen ließ. W. hatte sich den Groll seines Vaters so zu Herzen genommen, daß er sich zu tödten beschloß. Da ihm hierzu im entscheidenden Momente der Muth fehlte, so beschloß er, den ersten Besten, der ins Zimmer treten werde, zu erschießen, was er auch ausführte.

[Ein humoristischer Vorgang] auf der Eisenbahn wird in folgender Weise dargestellt. Bei einer Fahrt von Mainz nach Darmstadt oder Frankfurt ertönt unvermuthet die Nothglocke. Der Führer gibt das Nothsignal; die Bremser verrichten mit größtem Eifer ihre Funktionen. Der Zug kommt zum Stehen; das Zugpersonal eilt hin und her, um die Ursache dieses außerordentlichen Vorkommnisses zu erforschen; Alles war in Ordnung; noch immer gibt die Glocke das erschreckende Zeichen! Da wird auf einmal entdeckt, wie die Leine über einen im Zuge befindlichen Viehtransportwagen läuft, der mit Schweinen geladen ist, und wie einer dieser borstigen Passagiere sich mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ein Geschäft daraus macht, von Zeit zu Zeit das Seil zu erschnappen und an demselben zu zerren. Der bedenkliche Vorgang löste sich natürlich in allgemeine Heiterkeit auf.

[Der größte Pudding], der in Alt-England je fabrizirt worden, ist in diesem Augenblicke im Laden eines Pastetenbäckers in Oxford ausgestellt. Er ist 30 Zentner schwer. 350 Pfund Mehl, 3000 Eier, 5 Fäßchen mit Korinthen, 2 Zentner Orangenschalen, 300 Pfund Butter, 400 Pfund Zucker ꝛc. wurden zu seiner Herstellung verwendet. Die „Union of Churchmen" sollte ihn bei ihrem Jahresfest am 4. Januar verzehren. Mit der Verspeisung des Ungethüms ist aber auch eine Art von Tambola verbunden, denn es birgt in seinem Bauche auch eine Art Lotterieloose, mit denen Obstkörbchen, goldene Ringe, silberne Becher und Eßbestecke ꝛc. gewonnen werden.

Geschichtskalender. 11. Jan. 1813. Fürst Hatzfeld begibt sich im Auftrage des Königs von Preußen nach Paris, den Abfall Yorks zu entschuldigen.

11. Jan. 1814. Vertrag zwischen Wien und Neapel zur gegenseitigen Hülfleistung; als aber Napoleon von Elba entflohen, zieht Joachim Murat gegen Oesterreich das Schwert.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 10 Dienstag, 12. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Eines Tages rasselte die Kutsche des alten Baron von Starkenberg einher. Ein ähnliches Exemplar in Form und Silberverzierung, wie die sogenannte Kutsche war, ist gewiß seit Adams Zeiten nicht wieder gesehen worden. Diese Reliquie stammte von den Urahnen her, war der Stolz der Familie und wurde nur bei seltenen Gelegenheiten in Gebrauch genommen. Einige Jäger in grüner Livre mit Silberaufschlägen machten das Gefolge und als die Equipage dem „Ludwigsbad" sich näherte, traten alle Bewohner dieses Hotels ans Fenster, um an diesem seltsamen Aufzug ihre Augenweide zu haben. „Platz gemacht," donnerte der freudig überraschte Wirth und Inhaber des Hotels den Umstehenden zu, dabei mit jedem Schritte, den er sich der Herrschaft näherte, um sie nach Crosby's Salon zu geleiten, sich tief zur Erde verbeugend. „Platz da für Seine Gnaden den Herrn Baron von Starkenberg."

Der gnädige Baron kam in der Absicht, die Crosby's zu einem Feste auf seinem Schlosse Starkenberg zu laden. Zu diesem Feste, welches an Großartigkeit Alles übertreffen sollte, was in den Annalen Starkenberg's je verzeichnet worden war, hatte Graf Otto von seinem Vater Carte blanche, alle destinguirten, englischen, französischen und eingeborenen Badegäste, die sich der Gunst seiner Bekanntschaft erfreuten, einladen zu dürfen. Mr. Crosby jauchzte auf vor Jubel und war nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung.

Wem von den Lesern der nationale Eigendünkel unserer Engländer nur einigermaßen bekannt ist, wird sich über das Benehmen Mr. Crosby's gar nicht wundern und nicht im Geringsten überrascht sein, zu vernehmen, daß Graf Otto, der gleich einige Tage nach dem stattgehabten Feste seinen Heirathsantrag zu Helenens Füßen legte, nicht abgewiesen wurde.

„Aber sie ist gar zu jung," versuchte Mr. Crosby seiner enchantirten Gemahlin gegenüber zu remonstriren. „Wenn sie nur noch einige Jahre warten wollten, so hätte ich gegen diese Heirath gar nichts einzuwenden."

„Und soll mittlerweile der Graf von Andern weggeschnappt werden? Nein, nein, Mr. Crosby. Die Grafen von Starkenberg sind gar rar, und nicht alle Tage zu haben. Er hat Titel und Ahnen. Helena besitzt Reichthum." „Nun so sind sie ja einander ganz gleich," erwiderte Mr. Crosby. „Ich habe mir nie eine solche Verbindung träumen lassen, Gräfin von Starkenberg; wie das klingt!"

„Ich wünschte diesen fürchterlichen Schnurbart weg," murmelte Mr. Crosby.

„Halte Dich wegen solcher Kleinigkeit nicht auf; Helena denkt ganz anders über diesen Schnurbart, sie findet ihn göttlich. Was mir Sorge macht, ist die Gouvernante."

„Was ist mit ihr?"

„Nun, ich habe sie bis zu den nächsten Weihnachten fest engagirt, und müßte sie natürlich für die ganze Zeit entschädigen, wenn ich nicht einen andern für sie passenden Platz ausfindig machen kann. Ich will's versuchen."

„Ach! Helene würde sich unter ihrer Leitung noch besser befinden, als unter Hymens Schutz. Ich sehe es nicht gerne, wenn Mädchen sich so jung verheirathen", lamentirte Mr. Crosby. „Ich weiß nicht, was unsere Engländer dazu sagen."

„Wenn Du ihr wirkliches Alter verschweigst, wird sie Niemand für so jung halten. Helene sieht keinem Kinde, sondern vielmehr einer Dame gleich. Und was unsere Landsleute anbelangt, so sind sie alle außer sich vor Neid und Mißgunst."

Nachdem Mr. Crosby's Einwendungen der Schlagfertigkeit seiner Frau gegenüber nicht Stich hielten, ließ er diesen Gegenstand fallen, und zog sich in aller Stille zurück.

Helene Crosby hatte sich unterdessen in das Zimmer der Gouvernante begeben. „Madame! Madame!" rief sie, „denken Sie! ich werde heirathen!"

Madame erhob ihr blasses und trauriges Gesicht; ja in der That ein gar „schwermüthiges und düsteres Gesicht. „Wirklich!" entgegnete sie sehr höflich.

„Und mit meinen Studien hat's vom heutigen Tage angefangen ein Ende. Die Mama sagt's so eben."

„Sie sind zum Heirathen noch viel zu jung, Helene."

„Ich bitte Sie, Madame, bringen Sie das nicht

Digitized by Google

wieder auf's Tapet, das ists ja auch, worauf der Papa pocht," erwiderte Miß Helene mit einigem Unwillen.

„Und wahrscheinlich den Grafen Otto?" frug die Gouvernante, die das Englische mit einem ganz vortrefflichen Accent sprach, trotzdem sie von Helene mit „Madame" angeredet wurde.

„Ganz natürlich, wen sonst sollte ich hier heirathen als den Grafen Otto von Starkenberg!"

Versuche doch einmal, lieber Leser, einen flüchtigen Blick auf die Gouvernante zu werfen und sieh, ob Du sie erkennen wirst! Du zweifelst. Ich denke ja, betrachte sie genauer, denn es ist keine andere, als unsere Lady Isabella Vane. Aber so ganz und gar verändert! Ja; der Eisenbahnunfall hat das Seinige dazu beigetragen, und was von dieser zerstörenden Macht noch unversehrt geblieben, haben Schmerz, Kummer und Reue vollends gethan. Ihr vorgebeugter Gang ist von einem merklichen Hinken begleitet, was ihrem frühern schlanken Wuchs großen Abbruch thut. Eine Narbe, die sich vom Kinn bis über den Mund hinzieht, verändert den Charakter des untern Theiles ihres Gesichtes ganz vollständig; der Verlust einiger Vorderzähne verwandelt ihre sonst wohlklingende Stimme in ein leises Lispeln, und die dichten Streifen ihres grauen Haares — ach, es hatte einen förmlichen Silberglanz — sind sorgfältig unter eine dicht geschlossene Haube verborgen. Sie selbst ist bestrebt, die natürliche Umwandlung in ein noch grelleres Licht zu setzen, um ja nicht dem Zufalle ausgesetzt zu sein, von irgend Jemanden wieder erkannt zu werden. Zu diesem Zwecke trägt sie die furchtbar entstellenden grünen Augengläser, oder wie man sie gewöhnlich nennt: „Konservationsbrillen," die, an ihren Augen fest anliegend, mit einem breiten wollsammtenen Band, das einen ziemlichen Theil ihrer Stirne verdeckt, befestigt sind. Nicht minder entstellend ist ihre sonstige Toilette. Sie vermeidet absichtlich jene Kleidungsstücke, die ihrem Wuchse angemessen wären, und trägt eine jener abscheulichen „Blousen," die gewiß von keinem Verehrer hübscher Taillen erfunden worden waren. Und erst vollends der Hut, jede Maskerade zu Schanden machend, am Hinterhaupt breit überschlagen, das Gesicht tief beschattend und zur größern Vorsorge mit einem dichten Schleier versehen! — Ihre Unkenntlichkeit hatte aber auch Gelegenheit sich zu erproben; denn unter den vielen englischen Familien war auch Mrs. Ducie sammt ihren Töchtern in Starkenberg anwesend und sie erkannten sie nicht. Wie wäre es aber auch möglich gewesen, sie wieder zu erkennen? Welche Aehnlichkeit konnte zwischen dem grauen gebrechlichen Weibe, mit den entstellten Zügen und der einstigen Lady Isabella in ihrer bezaubernden Schönheit, ihrer glänzenden üppigen Lockenfülle und ihrer majestätisch-strahlenden Gestalt herrschen? Mr. Carlyle selbst hätte sie nicht mehr erkannt. Und doch hatten selbst ihre entstellten Züge noch den edlen Charakter der Sanftmuth, und eine gewisse Anmuth beibehalten und war sie trotz all der verschwenderisch angewandten Entstellungsmitteln noch immer ein äußerst interessantes Wesen. „Wie kommen diese grauen Haare zu diesem noch jugendlichen Gesichte," mußte unwillkürlich Jedermann staunend ausrufen, der sie zufällig zu sehen bekam.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenleben.

(Fortsetzung.)

III.

Ella lebte jetzt in glücklicher Ehe mit einem zärtlichen und rücksichtsvollen Gatten und in, wenn nicht glänzenden, doch völlig sorgenfreien häuslichen Verhältnissen, denn die Geschäfte ihres Gatten nahmen den erfreulichsten Fortgang. Die Frucht der Ehe war ein kleines, allerliebstes Mädchen und Niemand hätte in der jetzt so glücklich lächelnden Mutter jene Ella wieder erkannt, welche das Schicksal einst so schwer geprüft und zu so langsam schmerzlichem Dulden verurtheilt hatte. Ich blieb im Hause ein stets gern gesehener und häufiger Gast.

Drei fernere Jahre hindurch setzte ich auf meinen Wegen zum Bureau die gewohnte Beobachtung der mir Begegnenden fort und vermißte dabei nur ein einziges Gesicht, das mir kein anderes ersetzen konnte, mit wahrhaftem Bedauern. Mein lebendiges Panorama behielt im Ganzen seinen alten Charakter bei, und verschwand wirklich einmal eine meiner gewohnten Figuren, so wurde die Lücke gar bald durch eine neue Persönlichkeit ausgefüllt, die mir in ihrer Gewöhnlichkeit nach den ersten Tagen kaum noch mehr Interesse zu bieten vermochte, als die früheren.

Der Jüngling mit der Cigarre blieb eines Morgens aus, nachdem er mich schon seit längerer Zeit mit mehr und mehr verschwommenen Blicken aus seinen trüben Augen angeblickt hatte, und seine elegante Kleidung längst in höchst bedenklicher Weise fadenscheinig geworden war, und statt seiner erschien pünktlich, mit dem Glockenschlage, ruhigen Schrittes ein gesetzter, vielleicht fünfunddreißigjähriger Mann, wahrscheinlich sein Nachfolger im Amte.

Ella's früheres, pünktliches Erscheinen auf meinem pünktlichen Wege, gab uns noch oft Stoff zu gemüthlichen Erinnerungen, wenn ich, eine Pfeife rauchend, neben ihr im Gärtchen ihres jetzigen Hauses saß; denn, wenngleich mich in der That die Cigarre im Munde jenes trübäugigen Menschen herzlich angewidert hatte, so muß ich der Wahrheit gemäß bekennen, daß ich in stiller Häuslichkeit dem Genusse des duftigen Krautes, Tabak genannt, durchaus nicht abgeneigt bin.

Digitized by Google

Jetzt war Ella's Pünktlichkeit im Haushalte mir fast noch auffälliger und wohlthuender, als früher, auf dem Wege zu ihren Unterrichtsstunden. Ein alter Junggeselle kann sich in der That fast nirgends so wohl fühlen, als bei einem verheiratheten Freunde, dessen Hauswesen unter dem Scepter einer raschen, thätigen und verständigen Hausfrau steht.

Eines Morgens, nachdem ich Tages vorher bei Ella gespeist hatte, fiel mir auf meinem Wege ein ganz ungewohntes Gesicht auf; es war das ihrige. Ihre Züge trugen völlig den früheren Ausdruck hoffnungslosen Kummers und fester Entschlossenheit, und es wurde mir in jenem Augenblicke, als müßten die letztvergangenen drei Jahre nichts als ein Traum gewesen sein. Es mußte sie ein neuer, schwerer Schicksalsschlag betroffen haben, und ich stand in athemloser Erwartung still, bis sie an mich herantrat. Ihr Gatte war vor kaum einer halben Stunde plötzlich verhaftet worden. Mehr konnte sie mir in jenem Augenblicke furchtbarer Erregtheit nicht sagen, doch erfuhr ich eben noch nach welchem Gefängniß man ihn geführt hatte und eilte unverzüglich aufs Polizeiamt, um die Ursache jener Verhaftung zu erfragen.

Das Wort „Fälschung" klang mir in die Ohren und es überlief mich ein Schauder. Ich drängte mich in den Saal, wo das Verhör des Unglücklichen stattfand. Es waren Fälschungen von sehr bedeutendem Umfange entdeckt worden, und die Nachforschungen nach dem Thäter deuteten, wie das gewöhnlich der Fall, auf eine gerade am wenigsten beargwohnte Persönlichkeit hin. Das Verbrechen schien klar und deutlich vorzuliegen, und mein Freund wurde zur Untersuchung vor das Kriminalgericht verwiesen. Ich kehrte zu seiner armen Frau zurück, die ich in schrecklicher Aufregung vorfand.

„Er ein Verbrecher? Es ist unmöglich," rief sie verzweifelnd die Hände ringend. Bald jedoch kehrte ihr die ruhige Besinnung zurück und sie bestand nun darauf, mich zum Gefängnisse zu begleiten, wo meiner eine wahrhaft erschütternde Scene harrte. Sie weinte und ihr Gatte betheuerte seine Unschuld: ich für meinen Theil jedoch hatte bereits jenes Alter erreicht, wo man Blicken und Worten weniger unbedingt Glauben zu schenken geneigt ist, ohne deßhalb andere Mittel zur Ergründung der Wahrheit zu besitzen. Ich übergab die traurige Angelegenheit einem Rechtsbeistande und geleitete Ella in ihre nunmehr verödete Wohnung zurück. Die Liebkosungen ihres kleinen Mädchens schienen ihr einen augenblicklichen Trost zu gewähren und ich verließ sie unter trüben Gedanken an die traurige Veränderung ihrer Lage, die das Werk so weniger Stunden gewesen war. Eine Veränderung zum Besseren konnte allerdings, wenigstens möglicher Weise, der morgende Tag in seinem Schooße bergen; und größeres Elend, das war unmöglich.

Wie oft wir vor dem Gerichtstage das Gefängniß besuchten, weiß ich nicht mehr. Zahllos fast waren die geheimen Berathungen des Gefangenen mit seinem Rechtsbeistande und die Unschuldsbetheuerungen des unglücklichen Gatten; das Gesicht des gesetzlichen Vertheidigers schien mir inzwischen von Tag zu Tag geringere Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Sache auszudrücken.

(Schluß folgt.)

In Sturm und Noth.

Am Ufer der Elbmündung, zwischen Cuxhaven und Döse, aber näher nach Cuxhaven zu, stand eine Menschenmenge und schaute eifrig auf das Wasser hinaus. Der Sturm heulte, das Meer war in großer Aufregung, und da es eben Fluthzeit war, so rasten die Wellen tosend und schäumend gegen die Uferborden.

Der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war ein Fahrzeug, das mit den Wogen zu kämpfen, oder vielmehr hülflos darauf zu treiben schien. Einmal setzten arme Fischer in Begleitung eines alten Lootsen an, Hülfe zu bringen, aber ihr Boot ward mit Heftigkeit gegen den Strand zurückgeschleudert.

Ein alter, überaus hagerer Mann in dürftiger Matrosenkleidung drängte sich in die vordere Reihe. Er hinkte am Stocke. Nur wenige lange, silberweiße Haare wehten um seinen blanken Schädel. Er hatte nur ein Auge, das andere war vertrocknet. Ueber seine Stirn lief eine breite, fast blutrothe Narbe. Dieser Alte blickte scharf nach dem Fahrzeuge hinaus.

„Da ist keine Hülfe", sprach er hüstelnd zu dem Lootsen. „Das Ding ist steuerlos!"

„Höllisch mitgenommen", erwiderte der Angeredete. „Wenn es so forttreibt, sitzt es in zehn Minuten auf der Norder Platte und dann — Flütjen!"

„Aber ich sehe keine Seele auf dem Kasten — ist's schon von den Leuten verlassen?"

„Du siehst nicht gut mit Deinem Blindschleichengesicht!" rief ein rauher Schiffsknecht. „Fünf Menschen tanzen auf dem Deck herum wie Besessene — aha, getroffen! Jetzt lassen sie das kleine Boot in's Wasser — wahre Nußschale! Jetzt werfen sie sich hinein — wahrhaftig, die Hallunken fahren nach Cuxhaven hinunter! Und da — plumbs! Der Kasten sitzt."

Es dauerte nicht lange, so war das Fahrzeug in Trümmern, welche nach verschiedenen Richtungen fortgetrieben wurden. Einige der Anwesenden entfernten sich, Andere unterhielten sich lebhaft über den Unglücksfall und über Stürme und Schiffbrüche überhaupt.

„Das ist Alles Kinderspiel!" hüstelte der einäugige Alte. „Ich habe ganz andere Dinge auf der See erlebt, Dinge — daß einem die Haare zu Berge stehen."

„Na, das ist bei Dir ein Kunststück, Meile!" spottete der rohe Schiffsknecht.

Digitized by Google

„Kannst Dein Schrauben lassen, Kecke!" entgegnete der Alte giftig. „Wirst auch eben wenig auf dem Wasser erlebt haben. — Wenn ein Schiff untergeht und die Mannschft kann sich bequem retten — das ist Lapperei. Todtes Holz und die reichste Ladung kann ersetzt werden, dafür sind ja die Assekuranzen da. Aber wenn's den Leuten hart an's Leben geht, wenn man sich um die letzte Hülfe schlagen — wenn man den Bruder ermorden muß, um zu leben . . ."

„Was ermorden?" riefen mehrere Stimmen durcheinander.

Der Alte hüstelte und schwieg einige Augenblicke. Dann sagte er langsam, halb in sich hinein:

„Ja, ermorden — hu, das ist bitter!"

„Na, erzählt 'mal, Melle!" rief ein Fischer neugierig. „Das Wetter verzieht sich. Wir setzen uns hier unter den Schauer."

„Ja, erzählt 'mal! Wie war das?" forderten mehrere Andere auf.

„Auf alle Fälle war's sehr traurig," antwortete der Greis, sich hüstelnd auf einen großen Kieselstein niederlassend; „wenn Ihr keine Possen treibt, so will ich Euch was davon sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine junge, sehr anständige Musiklehrerin, welche in einem großen Hotel der Rue de Lille in Paris unter dem Schutze einer Familie, aber in einem abgesonderten Zimmer der oberen Stockwerke wohnte, kam spät in der Nacht aus einer Soiree nach Hause. Wahrscheinlich fing das leichte Ballkleid am Kamine Feuer. Man weiß den anfänglichen Hergang nicht genau, da Alles im Hause fest schlief; plötzlich aber wurde die Bewohnerschaft aller Stockwerke durch ein lautes Jammergeschrei aufgeweckt. Man eilte heraus; die nächsten Nachbarn sahen den Anfang eines Brandes in dem Zimmer der jungen Dame, und beeilten sich zunächst, das Feuer zu löschen. Sie selber war nicht da; sie war lichterloh brennend die sechs Treppen hinabgestürzt und wälzte sich unter gräßlichen Jammertönen im Hofe. Man stürzte an sie heran, und der Concierge des Hauses nebst einigen Miethsleuten mußten sie unter die Pumpe legen, um die Flammen zu löschen. Ein Augenzeuge berichtet, daß bereits alle Kleider am Leibe weggebrannt waren, und dieser immer noch wie eine Fakel wegbrannte. Auf den Treppen, die sie in der höchsten Todesangst hinabgestürzt war, fand man als einzige Ueberreste der Balltoilette eine rothseidene Schleife, einen halbverbrannten Kamm von Elfenbein und zerstreut aus einander liegend die unglückseligen Krinolinreifen. Am anderen Morgen verschied die Aermste unter den gräßlichsten Schmerzen in der Charite.

Die nach dem fehlgeschlagenen Angriff auf Fort Sumter von den unionistischen Befehlshabern der Thurmpanzerschiffe dem Admiral Dupont eingereichten Berichte, welche jetzt veröffentlicht worden sind, stimmen, wie aus New-York berichtet wird, die hohen Erwartungen, die man sich von der Tüchtigkeit jener Schiffe gemacht hatte, sehr herab. Der Eisenpanzer konnte die Wucht dreier an derselben Stelle treffenden schweren Schüsse nicht aushalten und zersplitterte, so daß das Holz zum Vorschein kam.

Dieser Tage starb in einem Dorfe in Devonshire, über 103 Jahre alt, J. Pringle, Lord Nelson's Schaluppenführer (coxswain) an Bord der „Victory" in der Schlacht von Trafalgar. Der heitere alte Knabe, ein geborener Schotte, hatte sich lange als Junggeselle durchgeschlagen, bis er endlich in seinem 92. Lebensjahre in den heiligen Stand der Ehe trat.

Frau Jenny Lind-Goldschmidt ist am 5. Dezember Abends wieder einmal in Exeter-Hall in London vor einem größeren Publikum aufgetreten. Es wurde zum Besten eines Fonds zur Unterstützung bedürftiger Geistlichen und deren Familien der Händel'sche Messias gegeben. Frau Goldschmidt wurde mit enthusiastischem Beifall begrüßt.

[Eine Freiwillige für Schleswig-Holstein.] Dieser Tage hat sich aus dem hannover'schen Hafen Geestemünde ein 18jähriges Mädchen aus angesehener Familie entfernt, um den Kampf in Schleswig-Holstein als Freiwillige mitzumachen.

An ein Stück Sohlenleder, das auf einer Ausstellung von Gewerbs-Erzeugnissen in Stuttgart zu sehen war, hatte der ehrliche Gerber, von dem es herrührte, einen Zettel geheftet mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Ochsen verfertigt."

[Aus dem Leben.] Anzeige eines Gemeindevorstehers. „Der gehorsamst Unterzeichnete erstattet in Betreff der militärdiensttauglichen Pferde in hiesiger Gemeinde Fehlanzeige, da die Gemeinde aus lauter Ochsen besteht."

Geschichtskalender 12. Jan. 1746. Geburtstag Joh. Heinr. Pastalozzi des Menschen- und Kinderfreundes.
12. Jan 18 4. Aufruf Blüchers aus Avold. — Erstürmung Wiztenbergs. — Mormont weicht bis Metz zurück.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 11 Mittwoch 13. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Fast zwei Jahre hatte sie bei den Crosby's als Gouvernante gelebt. Unmittelbar nach ihrer Genesung von dem Eisenbahnunfall hatte sie sich nach einem benachbarten ruhigeren Städtchen begeben, dort machte sie mit den dazumal anwesenden Crosby's Bekanntschaft, und wurde sogleich mit dem Unterricht der Miß Helene betraut. Sie stellte sich der Familie als eine geborne Engländerin und Wittwe eines Franzosen vor, um für ihre Lage irgend einen plausiblen Grund anzugeben. Sie konnte sich auf Niemand berufen; aber sie hatte sich als einstweilige Lehrerin bei dieser Familie so viel Gunst und Achtung erworben, daß sie auch ohne anderweitige Empfehlung ins Haus als Gouvernante für Miß Helene aufgenommen wurde. Hätte Lady Isabella nur im Geringsten geahnt, daß sich die Familie nach einem von Engländern häufig besuchten deutschen Badeort begeben werde, würde sie gewiß Anstand genommen haben, dieses Engagement anzunehmen. Indeß war dieß von einigem Nutzen für sie, denn ihr Zusammentreffen mit Mrs. Ducie lieferte ihr den unumstößlichen Beweis, daß sie sich bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit verändert habe, und jetzt ungehindert überall hingehen könne.

Und wie steht's mit ihrem Gemüthszustande? Ich weiß wahrlich nicht, wie ich dieses heimliche Sehnen, das fieberhafte Verlangen nach dem, was ihr nicht zusteht, schildern soll, ein Verlangen nach ihren Kindern. Lasset eine Mutter, gleichviel, ob eine Herzogin oder eine arme Obstfrau am Stande, getrennt von ihren kleinen Kindern leben, und sie wird Euch sagen, wie innig sie sich nach ihnen sehnt.

Eine auf einer kleinen Vergnügungsreise begriffene Mutter kann wohl in den ersten paar Wochen die Sehnsucht nach den lieben kleinen Gesichtern, das Verlangen nach ihren bezaubernden Plaudereien und süßen Küssen unterdrücken; da fehlt auch nicht die frohe Botschaft. Die lieben Kleinen schicken der theuern Mutter viele Grüße und Küsse. Lasset aber die Wochen zu Monaten heranwachsen und versuchet es, das natürliche Sehnen und Verlangen einer zartfühlenden Mutter zu verdrängen. Und nun erst Lady Isabella, die dieß stürmische Verlangen Jahre lang in ihrem Busen tragen mußte? Was ist das Heimwehleiden eines von der Heimath verbannten Schweizers im Vergleiche mit dem jammervollen Seelenzustande Lady Isabella's. Sie liebte ihre Kinder leidenschaftlich, kümmerte sich stets mit ängstlicher Sorgfalt um ihre Wohlfahrt, und nun der herzzerreißende Gedanke, daß sie selbst sie verlassen und fremden Menschen überlassen habe. Werden sie zum Guten angehalten, moralisch und religiös erzogen werden? So leichtfertig und oberflächlich sie früher in diesen Punkten gedacht und gehandelt, so ernst und so wesentlich war es ihr jetzt um diese Tugenden geworden. Wird Isabella in denselben laxen religiösen Grundsätzen groß gezogen, in welchen sie erzogen wurde, und vielleicht auch das thun, was sie gethan?

Lady Isabella bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und jammerte über ihre entsetzliche Lage.

In der letzten Zeit war ihre Sehnsucht nach den Kindern immer stürmischer geworden und artete in eines jener heftigen Fieber aus, das Körper und Geist zu bedrohen schien. Ihre blassen Lippen waren von der innerlich zehrenden Gluth ganz ausgetrocknet. Seit Lod Mount Severns Besuch in Grenoble, seit mehr als drei Jahren also, hatte sie keine Silbe von Ost-Lynne vernommen.

Eine englische Zeitung kam ihr nie zur Hand. Mr. Crosby war zwar zeitweise mit Zeitungen versehen; aber sie fanden nicht ihren Weg bis zur Gouvernante und was sollte, wie Lady Isabella sich selbst frug, in den Zeitungen über Ost-Lynne zu lesen sein? Sie hätte gerne Mrs. Ducie um Neuigkeiten gefragt, wagte es aber doch nicht, welchen Vorwand sollte sie, die Madame Vine, gebrauchen, um ihr Interesse für Ost-Lynne erklärlich zu machen. Ach! wenn sie nur ihre Kinder zu sehen bekommen könnte, nur auf einen Tag, auf eine Stunde, um sie ans Herz zu drücken und küssen zu können. Sie könnte ja sonst nicht leben.

Nachrichten über Ost-Lynne sollten ihr bald durch eine eigenthümliche Fügung Gottes zukommen.

Es traf sich nämlich gerade, daß Mrs. Latimer, eine Dame, die in West-Lynne wohnte, in Begleitung von Afy Hallijohn, die zum Theil Kammerjungfer und zum Theil Gesellschafterin bei ihr war, in Starkenberg

Digitized by Google

anlangte. Asy, die zwar von Mr. Latimer rücksichtsvoller behandelt wurde, als man gewöhnlich Kammerjungfern behandelt, aber sich trotzdem keineswegs der Auszeichnung rühmen konnte, ihrer Lady Gesellschaft leisten oder mit ihr von einem Tische zu speisen, nahm doch keinen Anstand, andern gegenüber sich als die Gesellschafterin auszugeben. Mrs. Latimer war eine gutmüthige und leichtgläubige Frau und war Asy mit inniger Neigung zugethan. Asy verstand es, ihre Lebensgeschichte, vorzüglich jene Episode des „Mordes", wo sie so viele falsche Beschuldigungen und Verleumdungen zu ertragen hatte, in so anziehender Weise zu erzählen, daß Mrs. Latimer sie für eine Märterin und der aufrichtigsten Theilnahme würdig hielt.

Mrs. Latimer und Mr. Crosby, deren Appartements im Hotel „Ludwigsbad" aneinander stießen, schlossen bald eine innige Freundschaft mit einander und war kaum eine Woche seit Mrs. Latimer's Ankunft verstrichen und die beiden Frauen hatten sich schon ewige schwesterliche Liebe geschworen, was gewiß einer jeden von ihnen schon mehr als fünfzigmal im Leben widerfahren war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frauenleben.

(Schluß.)

Ella's festes Vertrauen auf die Unschuld ihres Gatten war eben so rührend wie traurig. Irgend ein schlechter Mensch, äußerte sie wohl hundertmal, habe das Verbrechen begangen, und sich vom Verdacht zu reinigen gesucht, indem er diesen auf ihren Gatten gelenkt; der Kriminalbeamte, den der klare Blick des Letztern nicht sofort von seiner Unschuld überzeugt habe, müsse ein Mensch von sehr beschränktem Verstande und ohne den geringsten Funken von Geistesschärfe sein.

Mit schwerem Herzen gedachte ich, wenn die arme Frau so sprach, des Tages, der aller Wahrscheinlichkeit nach ihre letzte Hoffnung vernichten sollte, und das zögernde „Ja", mit welchem ich derartige Aeußerungen dann und wann zu beantworten pflegte, wenn ihr ängstlicher Blick in meinem Gesicht allzu verständlich nach Trost und Hülfe suchte, kam in der That aus schmerzlich blutender Seele.

Endlich erschien der verhängnißvolle Tag. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, Ella den Entschluß auszureden, selbst bei den gerichtlichen Verhandlungen zugegen zu sein, denn ich fürchtete erschütternde Scenen vor dem dort versammelten, neugierigen Publikum, und hielt auch um des Angeklagten willen Ella's Abwesenheit für wünschenswerth. Der unglückliche Mann erschien vor den Schranken. Die Zeugenaussagen waren klar und überzeugend, und es gelang seinem Rechtsbeistande nicht, den geringsten Punkt derselben zu entkräften. Die Vertheidigungsrede verfehlte von vorneherein alle Wirkung. Die schließliche Zusammenstellung der Thatsachen von Seiten des Richters ließ nur einen einzigen Ausspruch der Geschwornen zu; er lautete auf „schuldig" und ich verließ das Gerichtslokal, um der armen Ella die traurige Nachricht so schonend als möglich zu überbringen. Ich brauchte sie nicht mehr auszusprechen, denn sie war ihr bekannt, noch ehe ich das Haus betrat. Sie hatte den ganzen traurigen Morgen am offenen Fenster zugebracht, und die schreckliche Nachricht von den Vorübergehenden erfragt. Mir blieb nichts als stumme, aber herzliche Theilnahme an ihrem bittern Kummer.

Nachdem Ella sich von der ersten Betäubung des Schlages erholt hatte, bat sie mich, ihr die Erlaubniß zum Besuch ihres Gatten auszuwirken, indem sie mich zugleich beauftragte, ihm die Versicherung zu überbringen, daß sie so fest wie früher von seiner Unschuld überzeugt und ihm um seiner Leiden willen nur mit desto größerer Liebe zugethan sei.

Bei der letzten Zusammenkunft der beiden unglücklichen Gatten, bevor mein armer Freund die Reise in seine 14jährige Verbannung antrat, war ich zugegen. Er betheuerte auf's Neue seine völlige Unschuld an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen; sie sprach die zuversichtliche Ueberzeugung aus, daß die Zukunft die Wahrheit an's Licht bringen werde, und erklärte sich fest entschlossen, ihm nach jener Verbrecherkolonie zu folgen und jedes Loos mit ihm zu theilen.

Ella's Gesundheit erlag endlich so vielen harten Schicksalsschlägen, doch setzte sie dessenungeachtet die Vorbereitungen zu ihrer Reise auf's Eifrigste fort. Nach Verlauf von wenigen Wochen sah sie sich auf's Krankenzimmer beschränkt und ihre Züge nahmen allmählich das Gepräge der nahen Auflösung an. Ihre kleine Tochter mußte Tag und Nacht in ihrer Nähe sein und sie sprach von ihrem Gatten nur mit inniger Liebe und unbedingtem Vertrauen an seine Unschuld. Zum bevorstehenden Sommer hoffte sie wieder völlig hergestellt zu sein und wollte dann die Reise zu ihm antreten, und käme dann das freisprechende Urtheil mit der Ehrenerklärung, so würde sie dort in der fernen Heimath an seiner Hand neuen Jahren des Glücks und der Freude entgegengehen.

Aber ach, lange vor dem Eintritt jenes Sommers folgte ich der armen Dulderin zum Grabe und ihre Prophezeihung ging zu spät in Erfüllung, denn kaum eine Woche deckte sie der Rasen, als ein Zufall die Unschuld ihres unglücklichen Gatten an's Licht brachte, den wahren Verbrecher in der Person des Alfred Vorberg entlarvte und der gerechten Strafe überlieferte. Zu spät! Die Ehren-Erklärung fand in jener Verbrecher-Kolonie nur noch eine Leiche, denn mein armer Freund war wenige Tage vorher am gebrochenen Herzen

Digitized by Google

gestorben. Das verwaiste kleine Mädchen habe ich als mein eigenes Kind angenommen, und es ist mir eine wehmüthig süße Freude, sich in diesem kindlichen Gesicht allmählich die Züge der Mutter entwickeln zu sehen.

In Sturm und Noth.

(Fortsetzung.)

„Es sind nun zwölf Jahre," begann der alte Melle, „daß ich als ältester Matrose auf einem großen Holländer diente, der öfter nach den Kolonieen ging, europäische Waaren hinführte, und Kaffee, Gewürze und Färbehölzer zurückbrachte. Wir verließen im November den Texel zur Fahrt nach Java. Auf dem Schiffe waren dreißig Matrosen und andere Männer, drei Jungen. Wir waren noch nicht einmal ordentlich durch den Kanal, da spielt uns der Teufel den ersten bösen Streich. Der Abend dämmerte eben trüb und feucht, da erscholl der Ruf: Ho, Feuer! Uns fährt der Schreck in die Glieder. Ho, Feuer! tobt der Kapitän; wo ist Feuer! — Im untersten Raume! schreit der Schiffsmaat. — Wahrhaftig, unser ganzer Kohlenvorrath ist in Brand. Ein schrecklicher Dampf und Gestank zeigt sich und quillt bis zum obersten Deck empor. Kaum aber fangen die Pumpen an zu arbeiten, kaum gießen wir einige Eimer Wasser die Treppe hinab, da wird der Qualm erstickend.

„Der Kapitän ist der Erste voran. Helft, Jungens, helft! donnerte er. Vielleicht kriegen wir's doch klein. Noch ist's nur ein Schwellen. Brechen die Flammen hervor und dringen bis zu unseren Ballen und Oelfässern, dann müssen wir alle in's Wasser. Darum hurtig, Jungens, hurtig! Der brave Mann band sich ein nasses Tuch lose um Kopf und Gesicht und sprang mitten in den erstickenden Qualm hinab. Die Beherztesten folgten, und ich war, weiß Gott! nicht der Letzte, obschon es Jüngere und Rüstigere auf dem Fahrzeug gab. Als es uns zu heiß ward, warfen wir ab, was uns lästig war. — Einer ist mir von Allen noch im Gedächtniß, der tapfere Untersteuermann Müller II., noch ein junger Kerl, dreiundzwanzig Jahre alt oder so etwas. Der zog Alles vom Leibe bis auf die Beinkleider, welche er naß machte, dann band er sich den Mund zu und nun an die Arbeit. Es war riesig, was er schaffte. Ballen von vier, fünf Zentnern warf er spielend auf die Seite, um die Gefahr zu verringern, drang mit vollen Bütten bis nahe an den brennenden Haufen, um die Gluth auszugießen — doch Alles umsonst. Die Flammen brachen los, züngelten wie wüthende Teufel um und um sich. Die Hitze ward immer größer, so daß wir bereits daran denken mußten, das Fahrzeug zu verlassen.

„Das Boot in's Wasser! kommandirte der Kapitän unter Deck. Noch ist nicht Alles verloren, nur vorbereiten wollen wir unser Entkommen.

„Endlich mußten wir, d. h. alle, die noch Hand anlegten, um den erstickenden Brand zu löschen, auf Deck eilen. Heiliges Kreuz! Was erwartete uns da! Es waren nur noch zehn Mann auf dem Schiffe; die Anderen hatten sich mit Boot und Schaluppe bereits in's Weite gemacht. Nun war guter Rath theuer. Wir fluchten und beteten durcheinander. Jeder Einzelne dachte daran, wie er sich auf eigene Faust retten könne.

„Das ist nichts! rief der Kapitän, der noch immer den Kopf nicht verloren hatte. Wir wollen ein Floß bauen, damit wir zusammen bleiben.

„Es wurden dazu Anstalten gemacht. Aber, o Herr und Gott! Erst jetzt bemerkten wir, daß es um uns pechschwarze Nacht geworden war, daß der Sturm näher und näher brauste, der Donner rollte und Blitze zuckten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Das Gewerbs-Gesetz für das Königreich Bayern diesseits des Rheins vom 11. September 1825, nebst der Vollzugs-Instruktion vom 21. April 1862, und den dazu gehörigen Verordnungen und oberpolizeilichen Vorschriften. Mit einem ausführlichen Sachregister von Ludwig Hauff.

Als im April 1862 die neue Vollzugs-Instruktion zum Gewerbsgesetz erschien und sofort in Kraft trat, wurden schon nach einigen Monaten durch das in Wirksamkeit tretende, neue Polizeistrafgesetzbuch mehrfache Nachträge dazu, wie z. B. neue Bestimmungen über den Hausirhandel u. s. w. nothwendig. Diese Nachträge hat der fleißige Schriftsteller L. Hauff gesammelt, und als zweite Abtheilung seiner Ausgabe des Gewerbsgesetzes und der Vollzugs-Instruktion (bei C. H. Gummi in München, Preis 18 kr.) mit Beifügung eines guten Sachregisters über das Ganze herausgegeben, und damit eine vollständige Ausgabe der jetzt in Bayern geltenden gewerbsgesetzlichen Bestimmungen (Preis 36 kr.) geschaffen, was gewiß allen Beamten und besonders auch dem Gewerbsstande willkommen sein wird, weßhalb wir darauf aufmerksam machen.

Deutsche illustrirte allgemeine Wagenbau-Zeitung für Stellmacher, Schmiede, Sattler, Lackirer und die verwandten Fächer. Herausgegeben von Georg Meitinger, Wagenmeister in München. Berlin. Verlag von Theobald Grieben.

Die „Wagenbau-Zeitung" erscheint in monatlichen Lieferungen mit jährlich 60 Abbildungen elegan-

Digitized by Google

ter deutscher, französischer, englischer und amerikanischer Wagen ꝛc. und bildet somit die Vermittlung für alle im In- und Auslande neu auftauchenden Wagensorten und neuen Erfindungen. Alle Buch- und Kunsthandlungen, so wie die Post- und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen an. — Ueber den Werth der „Wagenbau-Zeitung" für die Genossenschaften, berichtet ein von derselben angestellter Reisender für die Schweiz: „Bei meinem neulichen Besuch der Genossenschaften fand ich, daß diejenigen Werkstätten am besten gedeihen, welche unsere Wagenbau-Zeitung würdigten, und die monatlichen Lieferungen regelmäßig erhielten. Wo sie nicht gehalten wird, fand ich einen veralteten Arbeitsstyl und fast immer auch als Besitzer einen alten vorsündfluthlichen Mann, der mürrisch erklärte, daß das Wagenbauer-Geschäft das geringste sei, auf welches sich ein kluger Mann einlassen kann." — Eine ähnliche Thatsache hat die Aufmerksamkeit eines nördlichen Korrespondenten erregt. Er sagt: „Ich kann mit Sicherheit errathen, sobald ich das Innere einer Werkstätte sehe, was man dort haben kann, und daß diejenigen, welche sich abmühren, den Zuspruch des Publikums verdienen und auch erhalten." Die Wahrheit übrigens ist, daß der Mann, welcher eine Zweithalerrechnung zweimal anschaut, während er darüber nachdenkt, ob er sich auf ein speziell den Interessen seines Geschäfts dienendes Werk subskribiren soll, für unser Zeitalter ein viel zu langsames Fuhrwerk ist. Mit solchen Fassungskräften zu rechten, hieße „Perlen vor die Schweine werfen."

Mannigfaltigkeiten.

In Deutschland bestehen jetzt 29 Lebensversicherungs-Anstalten; im letzten Jahrzehnt haben sie sich mehr als verdoppelt. Die sieben größten sind Gotha mit $40^5/_8$, Triest mit 17, Concordia in Köln mit $12^1/_2$, Lübeck mit $11^9/_{10}$, Wien mit $11^5/_6$, Berlin mit $10^4/_5$ und Stettin mit $10^5/_8$ Mill. Thalern.

Ein wuthverdächtiger Hund fiel am 2. Okt. v. J. in der Nähe eines Dorfes bei Trier in eine weidende Heerde und biß eine Kuh und zwei Rinder. Die Wunden dieser Thiere wurden sofort ausgebrannt und in Eiterung erhalten. Nichtsdestoweniger wurde das eine Rind nach 33, das andere nach 36, die Kuh nach 78 Tagen von der Wuth befallen; zugleich Beweis, daß das Wuthgift nicht in einer bestimmten Zeit seine Wirkung äußert.

Bei Reßlau im Obertoggenburg wurde kürzlich ein Ahorn gefällt, welcher 600 Jahrringe aufwies.

Dreisilbige Charade.

Die Erste ist das Kleid des reinen Nichts,
Aus dem das Chaos einst hervorgegangen,
Das Gegentheil des klaren Sonnenlichts,
Und war, schon eh' die Sterne aufgegangen.
Noch jetzt, wenn die Natur im Schlummer liegt,
Und schwere Wolken sich am Himmel stauen,
Ist sie um Dich, und ahnungsvoll besiegt
Sie Dich, und füllt Dein Herz mit Grauen.

Im Gegensatz zu diesem düstern Bild
Erscheint die zweite, ein Beweis des Lebens.
Blick auf die Rosenknospe, wenn sie schwillt,
So sinnst und suchst Du sicher nicht vergebens.
Der Muth, der wild durch Deine Pulse jagt,
Wirft ihren Wiederschein auf Deine Wangen;
Du siehst die Scham, die an der Seele nagt,
Mit ihr zugleich auf einem Antlitz prangen.

Wohl oder Weh! dem, der die Dritte hat!
Des Einen Glück vermag sie fest zu gründen,
Benimmt dem Andern Kraft und Lust zur That,
Und stürzt den Dritten oft in Noth und Sünden.
Man stahl sie schon dem Flußgott manches Mal;
Der Flüchtling forscht nach ihr in fernen Gründen,
Doch kannst Du, wenn Du willst, im Sonnenstrahl
Und in der Sterne Glanz sogar sie finden.

Betracht' ich Dich, Du Ganzes, o so schwillt
Die Thräne mir im schmerzgepreßten Auge.
Fahr hin, du Traum, der lang mein Herz erfüllt!
Kein Hoffnungsstern, der aus der Nacht mir tauche!
Du Kleinod, daß das Volk so heiß begehrt,
Für das sein ganzes Streben sich entzündet,
Da liegst Du jetzt verrathen und entehrt;
Wie bald, daß keine Spur von Dir sich findet!

Auflösung des Räthsels in Nro. 8:
Haarbeutel.

Geschichtskalender. 13. Jan. 1363. Herzog Meinhard von Ober-Bayern, Ludwig des Brandenburgers und der Margaretha Maultasch Sohn, stirbt; wenige Tage darauf der Verlust Tyrol's an Oesterreich entschieden.

13. Jan. 1814. Rheinübergang der russischen und preußischen Garden.

13. Jan. 1822. Griechenland konstituirt sich zur Republik, das Grundgesetz, unter dem Namen: Organisches Gesetz von Epidauros wird promulgirt.

Redakteur: Gustav Reffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 12 Donnerstag, 14. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages, an welchem Helene Crosby der Lady Isabella ihr Heirathsprojekt mittheilte, machte Letztere in der Dunkelheit einen Spaziergang nach dem Garten, lenkte ihre Schritte jenem Theil zu, welcher am meisten vernachlässigt und ihr um so erwünschter war und setzte sich auf ihre Lieblingsbank nieder. Der Zufall wollte es, daß auch Afy in trüber und düsterer Stimmung diesen Weg eingeschlagen.

„Wer kann das sein?" stellte Afy an sich selbst die Frage, als ihre Augen auf Lady Isabella fielen. „Ach das ist die Gouvernante von den Crosby's, die könnte man meilenweit an ihrem Großmutterhut erkennen. Ich will doch hingehen und mich auf einen kleinen Plausch mit ihr einlassen."

Afy, welche von Natur nicht sonderlich scheu war, überlegte nicht lange, ging auf Lady Isabella zu und setzte sich neben sie.

„Guten Abend, Madame Vine," rief sie mit vertraulichem Tone.

„Guten Abend," erwiderte Lady Isabella sehr höflich, nicht im Geringsten ahnend, wer diese Person sein mag.

„Sie kennen mich nicht," folgerte Afy aus den Blicken Lady Isabella's. „Ich bin die Gesellschafterin der Mrs. Latimer, die den heutigen Abend bei den Crosby's zubringt. Entsetzlich langweilig, das Starkenberg."

„Glauben Sie?"

„Wenigstens für mich. Ich verstehe weder Deutsch noch Französisch, und die Dienerschaft der meisten Herrschaften spricht gleichfalls fast nur Englisch. Ich schleiche umher wie eine Nachteule und bin zu gar nichts fähig, als ewig hinzustarren. Es reuet mich sehr, daß ich hieher gekommen, und möchte mit Freuden wieder nach West-Lynne zurückgehen, so still und öde es auch dort sein mag."

Lady Isabella, welche ihrer „neuen Bekanntschaft" weder durch Worte noch durch Mienen zu einer solch vertraulichen Konversation Veranlassung gegeben, ward durch die letzten Worte sehr betroffen und fühlte, daß ihr das Herz im Leibe heftig pochte. So vielen Zwang sie sich auch anthat, um ihr stürmisches Herz zu besänftigen, so gelang es ihr doch nicht, ihr lebhaftes Interesse gänzlich verbergen zu können.

„Sie kennen West-Lynne?"

„Ja, ein langweiliges Nest! Mrs. Latimer hat dort eine Wohnung genommen, ich wollte, wir könnten es mit Botnay Bay vertauschen."

„Warum gefällt es Ihnen nicht dort?"

„Weil es mir nicht gefällt," war Afy's selbstzufriedene Antwort.

„Kennen Sie auch Ost-Lynne?" fragte Lady Isabella pochenden Herzens und erwartungsvoll.

„Ich sollt's wohl kennen," erwiderte Afy. „Meine eigene, Schwester, Miß Hallijohn, ist dort erste Kammerjungfer. Wie? Madame Vine, Sie kennen es auch?"

Lady Isabella zögerte ein wenig mit der Antwort und sagte dann:

„Vor einigen Jahren habe ich mich eine kurze Zeit in der Nähe von Ost-Lynne aufgehalten und möchte nun wieder von den Carlyle's was hören, das war damals eine sehr charmante Familie."

Afy warf den Kopf in die Höhe.

„Ach! seit jener Zeit sind große Veränderungen in dieser Familie vorgegangen. Ich glaube mich nicht irren zu dürfen, wenn ich annehme, daß Sie diese noch aus den Zeiten Lady Isabellas kennen." Wieder eine Pause. „Lady Isabella? Ja, Mr. Carlyle's Gattin hieß scheint mir so."

„Und was für eine Gattin! In der That eine saubere Frau," versetzte Afy spöttisch. Wenn Sie seitdem nicht in waldeinsamer Zurückgezogenheit gelebt, müssen Sie doch von ihrer heimlichen Entführung gehört haben und werden wissen, daß Sie Mann und Kinder verlassen."

„Sind die Kinder am Leben?"

„Ja, arme bemitleidenswerthe Geschöpfe. Eines geht der Abzehrung entgegen, wenn ich mich überhaupt auf diese Krankheit recht verstehe. Justine, meine Schwester nämlich, ist darüber ungehalten, wenn ich so etwas sage. Sie meint, das Kind werde sich wieder erholen und stark und gesund werden."

Lady Isabella trocknete ihre feuchte Augen. „Welches von den Kindern ist denn krank?" frug sie, einer Ohnmacht nahe. „Vielleicht Isabella?"

Digitized by Google

„Isabella!“ erwiderte Asy. „Wer heißt denn Isabella?“

„Ich meine das älteste Mädchen, Miß Isabella Carlyle.

„Da gibt's keine Isabella mehr. So viel ich weiß, ist nur eine Tochter da, und die heißt Lucy.“

„Als — als ich die Familie kannte, waren zwei Knaben und ein Mädchen da, und wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so hieß Letztere Isabella.“

„Warten Sie,“ sagte Asy, „da Sie gerade davon sprechen, so fällt mir ein, was Wilson — die Kindsfrau — darüber erzählte. — Was sagte sie nur! Ja, ich erinnere mich — sie sagte, Mr. Carlyle habe an derselben Nacht, in welcher Lady Isabella durchgegangen, den strengsten Befehl ertheilt, seine Tochter nicht mehr Isabella, sondern bei ihrem zweiten Taufnamen Lucy zu nennen. Kein Wunder,“ setzte Asy im verächtlichen Tone hinzu, „daß es dem armen Mr. Carlyle widerstrebte, den Namen ihrer Mutter aussprechen zu hören, und daß er es nicht zugeben konnte, daß das Kind diesen Namen weiter behalte.“

„Kein Wunder“, murmelte Lady Isabella. „Welches von den Kindern ist also krank?“

„Es ist William der älteste Knabe. Man kann gerade nicht sagen, daß er krank ist, aber er ist so dünn wie ein Häring, mit einer unnatürlichen Röthe auf den Wangen, und mit einem so gläsernen Blicke. Justine sagt, seine Wangen wären nicht mehr gefärbt, als es einst seine Mutter war, aber ich kenne das besser. Gesunde Menschen haben keine solche gefärbte Wangen.“

„Haben Sie Lady Isabella je gesehen?“ fragte sie endlich halblaut, um dem Gespräche eine minder peinliche Wendung zu geben.

„Nein, Ich!“ erwiderte Asy hochfahrend. „Ich würde das als eine Erniedrigung betrachten. Sie wissen, Madame Vine, daß man mit solchem übelberüchtigten Charakter nicht genau in Berührung kommt.“

„Es war noch ein kleiner Junge da, Archibald glaube ich, hieß er. Ist er wohl?“

„Ach, der schlimme Junge! der ist so derb so handfest wie ein Türke. Der hat wenig Anlage zur Abzehrung. Er ist das wirkliche Ebenbild seines Vaters, Mr. Carlyle. Sie werden vielleicht auch, Madame,“ fuhr Asy fort, von dem Gegenstande plötzlich abbrechend, „während Ihres Aufenthaltes in West-Lynne von bosshaften Leuten so Manches über meine Person gehört haben?“

„Ich glaube, Ihren Namen sehr oft gehört zu haben, ohne mich eines Weitern erinnern zu können.“

„Mein Vater wurde ermordet — Sie müssen doch davon gehört haben?“

„Ja — ja, ich erinnere mich schon so weit.“

„Er wurde ermordet von dem Maulaffen Richard Hare, der nach vollbrachter That die Flucht ergriff. Vielleicht kennen Sie auch die Hare's? Unmittelbar nach der Beerdigung meines unglücklichen Vaters habe ich West-Lynne verlassen. Und was glauben Sie, sagten dann die Leute von mir? Ich wäre Richard Hare nachgelaufen. Mir blieb dieses Gerede ganz fremd, und hätte ich Kenntniß davon gehabt, ich wäre sofort nach West-Lynne zurückgekehrt, und die Leute die vernichtende Macht meiner Zunge fühlen lassen. Nun, ich frage Sie Madame Vine, ob je eine so gräßliche Beschuldigung erhört worden?“

(Fortsetzung folgt.)

In Sturm und Noth.

(Fortsetzung.)

„Das brennende Schiff wurde von Wogenbergen auf- und niedergeworfen, wie ein Scheit Holz. Die Hitze war gräßlich; wir mußten in's Wasser. In dem Augenblicke, als ich ein Tau ergriff, um mich über Bord zu lassen, stürzte der große Mast mit fürchterlichem Krachen zusammen — ich weiß nicht, ob ihn ein Blitz getroffen, oder der Sturm gefällt, oder ob ihn das Feuer, das von unten heraufquoll, locker gemacht hatte. Es war ein Glück, daß der Unhold mich nicht traf, zwei Schritte von mir entfernt sauste er in die Wogen und brachte eine solche Bewegung hervor, daß ich betäubt mein Tau losließ und nun lediglich eine Beute des Wassers war. Ich kam aber rasch wieder zur Besinnung — die Todesnoth lehrt nachdenken! Ich suchte also beim Scheine des Feuers und der Blitze nach dem Maste, um mich festzuhalten, fand ihn auch glücklich und machte mich rittlings auf denselben.

„Rasch trieb er ein Stück vom Fahrzeuge weg, das nun nur noch wie ein feuriger Riesenball auf den Wogen geschaukelt ward. Eine Zeit lang konnte ich es noch so beobachten, kam aber immer weiter davon ab, ohne daß ich ein menschliches Wesen bemerkte oder einen Laut hörte, außer dem Knistern der Flammen und dem Toben der Elemente.

„Denkt Euch meine gräßliche Lage, mitten in der Sturmnacht fern vom Lande, fern von aller Hülfe!

„Während am Horizonte der Donner prasselte, brausten unten die Wogen, thürmten sich zu Bergen und schleuderten meinen Mast gleich einem Federkiel auf und nieder. Plötzlich bäumte der Mast mit heftigem Ruck — ich wurde von einer Woge überschüttet und mußte den Mast loslassen. Als ich wieder an die Oberfläche kam, versuchte ich zu schwimmen und spähte, soweit es das spritzende Salzwasser meinen Augen gestattete, nach einem Rettungsanker.

„Ich sah einen dunklen Gegenstand, etwa wie eine Tonne oder einen Kasten, und strengte alle meine Kräfte

Digitized by Google

an, den Gegenstand zu erreichen. Fast eine Viertelstunde mußte ich arbeiten, ehe ich mich bis zu ihm hinwürgte. Endlich faßte ich etwas Festes — es war ein großes Faß, ein Wasserfaß — ich klammerte mich an dessen Rande fest und bemerkte nunmehr, daß die Oeffnung nach oben stand, und daß man dieß Ding recht gut als ein kleines Boot gebrauchen könne, wenn man damit geschickt die Balance zu halten verstehe. Eben wollte ich das Ding packen, da tauchte vor mir ein menschliches Wesen auf, das in der Höhlung des Fasses gekauert und vermuthlich mit den Beinen eine Art Steuerruder gebildet hatte. Ich packte fest an.

„Laßt los! Laßt los! rief der Andere halb kläglich, halb grollend. Ich erkannte an der Stimme den Untersteuermann Müller II. — Laßt los! schrie er ängstlicher, denn das Ding schwankte gewaltig.

„Ich aber ließ nicht los. Wer mag sich selber dem Tode preisgeben, wenn er noch einen Strohhalm erfassen kann? Es ging an's Leben — darum klammerte ich mich nur um so fester an den Rand des Fasses, ja, ich glaube gar, ich packte ein Bein des Untersteuermannes, um meiner Sache sicherer zu sein. Er schrie: Wir sind beide verloren! Aber ich war stumm und zähe. Das Ding kam in's Schwanken und Rollen. Bald war ich oben, bald der Untersteuerman, und während wir so um den letzten Rettungsanker kämpften, flogen wir bald in die Höhe, bald ließ uns eine Woge tief in die Schlucht fallen, die ihr Fortsturz erzeugte. Es war ein grimmiger Kampf — ein Kampf auf Leben und Tod. Keiner von Euch kann ihn verstehen, der nicht selber in Todesnoth gewesen ist. Nicht nur, daß Einer dem Andern das Faß zu entreißen suchte, sondern wir benutzten auch beide alle unsere nautischen Kunstgriffe, um einander zur Herstellung des Gleichgewichts zu gebrauchen, und mehr als einmal brachte ich meinen Widerpart auf und unter dem Wasser in eine wagerechte Lage, mehr als einmal geschah dieß mit mir. Der Untersteuermann mochte fühlen, daß er in einem heiligen Rechte gekränkt werde — er sprach nicht mehr, aber er kämpfte wie ein Löwe, und ich wehrte mich wie ein Bär. Unser Aechzen mischte sich mit dem Rollen des Donners, mit dem Tosen der Wogen. Die Blitze, welche fast unaufhörlich herniederzuckten, beleuchteten unser mörderisches Ringen.

„Schon fühlte ich meine Kräfte abnehmen, da erhielt Müller II. durch eine verzweifelte Wendung die Oberhand; er packte mit beiden Händen den Rand des Fasses, setzte sich rittlings auf denselben und trat mit dem einen Fuße auf meinen Kopf, indem er mir so einen kräftigen Abstoß gab. Bei einem Haare hätte ich die Tonne losgelassen, und dann hätte mich eine Welle fortgerissen; aber ich faßte rasch nach dem Beine meines Feindes und krallte die Finger hinein, und die andere Hand schlug ich um seinen Arm — so hing ich fest an ihm wie mit eisernen Klammern. Er schrie auf, mein furchtbarer Griff that ihm weh. Fester drückte er seinen Fuß auf meinen Kopf — eine unglückliche Wendung brachte diesen Fuß in mein Gesicht, die Zehe traf mein Auge; wohl schloß ich es angstvoll zu, aber der Druck der Zehe war zu stark — ich fühlte einen wüthenden Schmerz — im nächsten Augenblick war mein rechtes Auge eingedrückt.

(Schluß folgt.)

Eine Winternacht auf der Lokomotive. *)

(Eine Skizze von Max Maria v. Weber.)

„Wer fährt heute den Nachtschnellzug?" fragte der Inspektor, kurz vor Mitternacht aus der Thür seines behaglichen Kabinets in die Abfahrtshalle zu Moorstedt heraustretend, in die ein schneidender Nordostwind feines Schneegestöber hereinwehte und die lange Perspektive der Gasflammen bald aufflackern ließ, bald halb verlöschte.

Der Schnellzug stand vor dem breiten, stattlichen Perron, die Thüren der wenigen eleganten Wagen erster und zweiter Klasse, aus denen der Zug bestand, waren geöffnet und ließen in dem matt beleuchteten Innern der Coupé's die wunderlichen Pelz- und Faltenmassen halb erkennen, welche die Sitze der Nachtschnellzüge im Winter erfüllen, und aus denen nur hie und da eine rothgefrorene Nase und ein athmender Mund hervorschaut, und noch seltener das verschlafene, um sich blinzelnde Gesicht eines erwachenden, verdrossenen Passagiers sich erhebt, der im Zweifel, ob er sich in Prag, Dresden oder Hannover befinde, den Schaffner nach Zeit, Ort und dem Grunde fragt, „warum so lange gehalten werde?" Nur wenige Passagiere hatten am Ort den Zug verlassen, noch weniger waren dazu gekommen, nur hie und da schob sich eine dunkle, dick vermummte Gestalt mühsam durch die Wagenthür, während die Handkarren mit nervenerschütterndem Rollen die wenige Bagage nach dem Gepäckwagen schafften, Packer, Packmeister und Postschaffner mit monotonem Rythmus sich Eilgut-, Gepäck- und Poststücke zuzählten und die Wagen-Revisoren sorgsam mit Laterne und Hammer an den Wagengestellen hinkrochen, jede Achse, jedes Rad, jede Feder beleuchteten, oder mit dröhnenden Hammerschlägen schlagend prüften, denn nur ein durchaus revidirter Schnellzug darf seinen Lauf fortsetzen.

„Wer fährt den Nachtschnellzug?" fragte der Inspektor, der am Zuge entlang schreitet, indem sich soeben die hochbeinige Schnellzugmaschine zischend und mit glühendroth aus der geöffneten Feuerthür angestrahltem Dampfe, ohne Anstoß, geschickt an den Zug legt.

*) Aus Berthold Auerbach's Kalender.

Digitized by Google

„Der alte Zimmermann", tönt die Antwort zurück und zugleich drängte sich eine kurze, dick in einen Lederpelz, um den ein Riemen als Gurt geschnallt ist, gehüllte Gestalt zwischen dem Geländer der Maschine und dem Tender hervor und salutirt den Inspektor.

Der „alte" Zimmermann ist ein Mann im Lebensalter der höchsten Mannesrüstigkeit, aber ein alter Lokomotivführer, denn während eines Vierteljahrhunderts, auf der rüttelnden, tobenden Maschine stehend, in Wetter und Sturm, Hitze und Kälte und Regen einen Weg zurücklegen, der zehnmal um den Erdball reicht, das ist eine Arbeit, die schneller zum Greise macht, als mit der Feder hinterm Ohr am warmen Ofen Akten lesen.

Zimmermann hebt bei den schwankenden, matrosenartig breitspurigen Schritten, mit denen er herankommt, beschwerlich die vom Stehen auf der dröhnenden Maschine schwach gewordenen Beine, die in dicken Filzstiefeln stecken. Er hat die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen und ein Tuch um Genick und Hals gewunden. Aus den unbehülflichen Hüllen schaut ein kleiner Theil eines gutmüthigen, jovialen, dunkel von der Kälte bronzirten Gesichts. Die fast violettglänzende Nase zeigt trotzdem keine Spur der Lichter, die hier geistige Getränke zu entzünden pflegen, die Augenlider sind verschwollen, das Weiße der lebhaften Augen gereizt und geröthet.

„In fünf Minuten sind wir fertig, wie steht's bei Ihnen, Zimmermann?" fragte der Inspektor.

„Verdammt kalt, Herr! 15 Grad schlecht gemessen," entgegnet dieser, „hab' mein Direktions-Warmbier schon im Leibe; meine Louise bringt mir aber noch einen Kaffee mit einem Rum, den trink' ich, während ich meinen „Greif" noch einmal revidire und schmiere; Teufel! gegen diesen Nordost wird heute der Schnee stechen, als würde man mit Schuhzwecken aus Blaserohren beschossen! Da ist die Louise schon!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Morgenstunde eines Präsidialgesandten.

(Aus dem Münchener „Punsch".)

Personen:

Baron Kübeck. Miska, aus Ungarn, Kammerdiener. Marianka, aus Böhmen, Zimmermagd.

Baron Kübeck steigt aus seinem Präsidialbett, zieht die Präsidialsocken an, schlüpft in die Präsidialunterbeinkleider und in den Präsidialschlafrock und setzt sich auf das Präsidialkanapee.

Baron Kübeck. Miska! Bring mir meinen Präsidialkaffee und eine Präsidialcigarre. — Miska (das Frühstück aufsetzend). Erzellenz! Bayern, Württemberg, Sachsen und wie die Schwaben alle heißen, lassen gehorsamst zu fragen sich erlauben, ob heute Sitzung sein werden soll. — Baron Kübeck (schlägt auf den Tisch.) Himmelkreuzpräsidialdonnerwetter, ich werd's schon sagen. Frechheit, Das! Marsch. — Miska. Bassoma Teremete (ab.) — Baron Kübeck (bläst große Präsidialwolken von sich). Da steckt wieder dieser Pfordten dahinter! O, ich kenne meine Freunde. Aber wartet nur! (Marianka tritt auf, mit einer Zeitung.) — Marianka. Schöne Empfehlung von Gesandtschaft großbridamische, schickt hier Zeitung englische, hat Artikel vierspaltigen über G'schicht schleswig-holsteinische. — Baron Kübeck. Ah! Ich lasse Seiner Erzellenz ganz ergebenst danken. Hast du verstanden? meinen gehorsamst freundlichen Dank! (Liest.) Famos! — Superb! — Ganz meine Ansicht. (Marianka räumt das Kaffeezeug ab. Miska kommt zurück.) — Miska. Erzellenz, is schon wieder da schwäbischer Bedienter. Bitt' gar schön, laff'n S' doch halten Sitzung, sunst laft er noch sechsmal her. — Baron Kübeck. Nein sag' ich! Wirf ihn die Präsidialstiege hinab. — Miska. Bassoma, trau ich mir doch nicht, kunnt mich verklagen und kunnt Miska kriegen 25 auf — Baron Kübeck. Ich nehm's auf mich! (Miska ab.) — Baron Kübeck. Von einem Mohl ließ sich nichts Anderes erwarten. Aber dieser Pfordten! Dieser Beust! Dieser Hügel! Und sogar dieser Da wigk! Oh, es ist ihnen aufgeschrieben! (Marianka kommt wieder.) — Marianka. Is ang'fahr'n Chaif' mit Bräunl, zweispannige; is ausg'stiegen Herr mit Schnurrbart, haarige. Hat's me geben Papierl viereckiges; fan's me gangen in Salon vorderes. (Uebergibt eine Visitenkarte.) — Baron Kübeck (liest.) v. Sydow — der Vertreter der andern Großmacht! Da muß es was Wichtiges geben! Miska, meine Präsidialhosen, meine Präsidialstiefel, meine — (Miska kommt.) — Miska. Drinn im Schlafzimmer liegt die ganze Präsidial-Bagage. (Sie gehen hinein.) — Baron Kübeck (zieht das Beinkleid an). Oh, der Pfordten, der Pfordten! — Miska. Thut Ihnen was weh? — Baron Kübeck. Nein, Nein, nein. (Bringt sein Hemd in Ordnung.) Der Beust! der Beust! — Miska. Beißt er? haben Sie Floh? Soll ich kratzen? — Baron Kübeck (vollends Toilette machend). Nein, nein! Aber ich krieg sie schon, Alle. — Miska. Erzellenz, lassen S' mich suchen, Sie kriegen doch Keinen. — Baron Kübeck (fertig). Marianka, um meinen Schreibtisch herum ist einiger Präsidialschmutz, putz ihn weg, bis ich wieder komme. (Der Baron geht ab, um mit Herrn v. Sydow zu konferiren.)

Geschichtskalender. 14. Jan. 1778. Kurfürst Karl Theodor genehmigt heimlich die Zerstückelung Bayern's zu Gunsten Oesterreichs.

14. Jan. 1797. Im Angesicht der österr. Uhlanen und der franz. Dragoner, die sich bei Anghiari einander gegenüber standen, eröffneten deren Anführer Angereau und Duvivier die Schlacht durch einen Zweikampf.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 13 Freitag, 15. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Und Sie folgten ihm wirklich nicht nach?"

„Nein, darauf schwöre ich," erwiderte Afy ganz aufgeregt. „In der Gesellschaft des Mörders meines Vaters verweilen! Wenn nur der Scharfrichter an einigen dieser Skandallustigen ein Exempel statuiren wollte, würden viele Lästerzungen in West-Lynne zum Schweigen gebracht werden. Diese Ansicht theilte ich auch dem würdigen Mr. Carlyle mit."

„Mr. Carlyle," wiederholte Lady Isabella bewußtlos.

„Er lachte herzlich darüber, und meinte, daß in diesem Falle aller Skandal ein Ende nehmen müßte. Er war der einzige, der mich nicht falsch beurtheilte und auch gleich nicht glauben wollte, daß ich Richard Hare nachgelaufen sei. Ja, Mr. Carlyle war immer ein edeldenkender Mensch."

„Ich glaube, Sie hatten damals schon ein Engagement?"

Afy hustete. „Gewiß; mehr als eines. Ich lebte zuerst als Gesellschafterin bei einer alten Dame, bei der ich so hoch im Ansehen stand, daß sie mich in ihrem Testamente mit einem kleinen Legat bedachte. Dann brachte ich zwei Jahre im Hause der Gräfin Mount-Severn zu."

„Bei der Gräfin Mount-Severn! wiederholte Lady Isabella etwas erstaunt. „Sie — sie war, glaube ich, mit Mr. Carlyle's Frau etwas anverwandt. Wenigstens war es Lord Mount-Severn."

„Ganz natürlich; das ist ja allbekannt. Ich lebte gerade zu jener Zeit dort, als dieß Abenteuer vorgefallen; ich erinnere mich noch, wie die Gräfin die arme Lady Isabella haarklein zergliederte. Tagelang saßen sie und Mrs. Levison beisammen und wärmten in einem fort das mißliebige Thema auf. O, ich versichere Sie, ich weiß viel davon zu erzählen. Haben Sie Kopfschmerzen, Madame, daß Sie eine Stütze benöthigen?"

„Kopfschmerzen und Herzweh," würde sie gerne geantwortet haben.

Miß Afy nahm ihr unterbrochenes Gespräch wieder auf.

„Sie können sich leicht denken, Madame Vine, daß es nach der schmeichelhaften Aufmerksamkeit, die mir in West-Lynne zu Theil wurde, mit meiner Rückkehr dahin keine große Eile hatte. Und wäre meine Stellung bei Mrs. Latimer nicht gar so angenehm gewesen, ich hätte sie sogleich wieder verlassen, ehe ich mich nach diesem langweiligen Neste führen ließ. Indessen bin ich das Leben hier in dem langweiligen Neste auch satt und möchte die guten Leute dort wohl wieder klatschen und flunkern hören! Kennen Sie vielleicht auch die liebenswürdige Miß Corny?"

„Ich habe sie dort gesehen."

„Sie schüttelt noch jetzt den Kopf und wirft Augen auf mich, so oft sie mich sieht, wie sie es gegen Jeden, und wäre es auch ein Engel, zu thun gewohnt ist. Dieser alte eigensinnige Kakadu."

„Ist sie noch immer in Ost-Lynne?"

„Nein, gewiß nicht, wäre sie noch da, so würde es einen ewigen Krieg zwischen ihr und Mrs. Carlyle geben."

Ein eiskalter Schauer durchfuhr Isabella's Glieder und das Blut stockte in ihren Adern.

„Mrs. Carlyle?" stammelte sie. „Wer ist Mrs. Carlyle?"

„Wer sonst als Mr. Carlyle's Frau?"

Das Blut wallte wieder schneller und stürmischer.

„Ich wußte nicht, daß er sich wieder verheirathete," sagte sie endlich.

„Es sind jetzt beinahe fünfzehn Monate. Vergangenen Juni ist's ein Jahr geworden, daß er geheirathet. Ich war bei ihrer Trauung in der Kirche zugegen. War das ein Andrang! Sie sah aber wundervoll an dem Tage aus."

Lady Isabella legte ihre Hand auf das stürmisch pochende Herz. Hätte nicht die entsetzlich weite Jacke ihren Busen gänzlich verborgen gehalten, so wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, ihre mächtige Aufregung noch länger vor Afy zu verheimlichen. Sie zwang sich, gefaßt zu erscheinen und versuchte es, im anscheinend ruhigen Tone zu sprechen.

„Heirathete er die Barbara Hare?"

„Sie können darauf schwören," sagte Afy. „Wenn man den Leuten nachreden darf, so soll es schon viel früher, bevor Mr. Carlyle noch an Lady Isabella denken konnte, zwischen ihnen einen kleinen Liebeshandel gegeben haben. Ich habe es von Wilson gehört und

Digitized by Google

die muß es doch wissen, denn sie war lange bei den Hare's. Noch Eines erzählt man sich — nur müssen Sie bedenken, daß man nur das zehnte Wort glauben darf von dem, was in West-Lynne zusammengeträtscht wird — daß, wenn Lady Isabella nicht gestorben wäre, Mr. Carlyle nie wieder geheirathet hätte. Er hatte nämlich seine Skrupeln. Ueber ein halbes Dutzend andere Partien wurden ihm aufgebürdet, einmal war's Louise Dobede, ein andersmal Mary Pinner. Unsinn, die Leute hätten doch wissen können, daß es keine andere sein wird, als Barbara Hare. Es ist auch schon ein Kind von dieser Ehe da."

„Ist eines da?" antwortete sie verlegen.

„Ein bildschöner Junge von drei oder vier Monaten, Mrs. Carlyle ist nicht wenig stolz auf ihn. Sie vergöttert ihren Mann."

„Ist sie den früheren Kindern auch zugethan?"

„Ich wüßte nicht, daß sie so oft mit ihnen in Berührung kommt. Archibald ist in der Kinderstube und die anderen zwei sind die meiste Zeit bei der Gouvernante."

„Ist auch eine Gouvernante da?"

„Es war auch das Erste, was Mr. Carlyle nach der Mondschein-Partie seiner Frau unternommen hatte, um für seine verlassene Kinder eine verläßliche Person zu haben; sie ist jetzt schon beinahe drei Jahre im Hause und wie mir Justine sagte, ist sie jetzt daran, das Haus zu verlassen und zu heirathen."

„Kommen Sie oft nach Ost-Lynne?"

Asy schüttelte ihren Kopf.

„Ich besuche nicht fleißig solche Plätze, wo man mit Stolz auf einen herab sieht. Mrs. Carlyle liebt mich nicht sonderlich. Sie wußte, daß ihr Bruder sich in den Kopf gesetzt hat, mich heirathen zu wollen, und das sagt ihr nicht zu. Kein so großer Fang an Dick Hare, selbst wenn er nicht aus der Art geschlagen und einen redlichen Wandel geführt hätte," setzte Asy etwa in der Weise wie der Fuchs von den zu hoch hängenden Trauben fort. „Er hat kein Hirn und das wenige, was er hat, ist so grün wie ein Pfauenschweif. Ach, mein Gott! Was für Veränderungen in der Welt vorgehen. Hätte Lady Isabella nicht den dummen Streich begangen, Ost-Lynne und ihren Mann zu verlassen, so hätte Barbara nie eine Aussicht gehabt, Mr. Carlyle's Frau zu werden."

Lady Isabella seufzte im Geiste.

„In Ost-Lynne gibt's nur eine Person, die keinen Tadel gegen Lady Isabella verträgt, und das ist Justine," fuhr Asy fort. Sie war der Lady Isabella vom Herzen zugethan, wie es Mr. Carlyle selbst war."

(Fortsetzung folgt.)

In Sturm und Noth.

(Schluß.)

„Oh, es schmerzt mich heute noch, wenn ich an jene Schreckensnacht gedenke! Aber ich verlor die Besinnung nicht ganz, vielmehr bekam ich eine rasende Wuth, wie ein Tiger, wenn er verwundet wird. Mit letzter Kraft schwang ich mich an meinem Feinde empor, faßte ihn mit einer Faust an der Schulter, mit der andern schnürte ich ihm die Kehle zu — er röchelte, ließ los und versank in die Tiefe. Ein heller Blitz beleuchtete dieses Ende."

Hier schwieg der Erzähler einige Augenblicke; man sah deutlich, daß ihn das Mitgetheilte angegriffen. Selbst die Zuhörer athmeten tief auf, als wenn ihre Herzen aus einer furchtbaren Angst erwachten.

„Na, und wie war es weiter mit Euch?" fragte Kecke, der Schiffsknecht.

Der Alte hüstelte einige Male, dann fuhr er fort:

„In der ersten Minute war mir's zu Muthe, als wenn mir die Kehle selbst zugeschnürt wäre: ich zitterte am ganzen Leibe, aber das dauerte nicht so lange, daß ich das eroberte Faß aufgegeben hätte. Ich klammerte mich fest daran, suchte mir darauf ein bequemes Lager zum Schwimmen zu bereiten und ließ mich treiben. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht — mir schien's eine Ewigkeit. Ich fühlte, wie meine Glieder nach und nach erstarrten, wie meine Besinnung mehr und mehr schwand. Nur noch verworren stellte ich mir vor, daß ich nun sterben und hinunter müsse zum todten Untersteuermann. Mit diesen Gedanken schien ich einzuschlafen.

„Auf einmal bekam ich einen schrecklichen Stoß an den Kopf — damit war all mein Denken zu Ende. Ich war scheintodt.

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer Fischerbarke mit blutendem Kopfe und neben mir kauerte ein alter Mann, der mir das Blut abwusch. Als ich so das eine mir noch übrige Auge mühsam aufschlug, stieß er einen Freudenruf aus und flößte mir Branntwein in den Mund. Ich schluckte, und wie Feuer zog es durch meine Adern. In wenigen Minuten konnte ich mir alles Vergangene wieder vergegenwärtigen.

„Was ist mir passirt?" fragte ich mit lallender Zunge, und suchte mich wieder aufzurichten.

„Der Fischer antwortete mir französisch, und obschon ich mich früher viel unter französischen Seeleuten herumgetrieben und viel von der kauderwälschen Sprache aufgeschnappt hatte, so wurde es mir doch schwer, das Geplapper des Fischers zu verstehen. Endlich bekam ich so viel heraus, daß eine frische Brise mich der französischen Küste unterhalb Nantes zugetrieben hatte. Im Morgengrauen war ich mit meinem improvisirten Fahrzeug auf die Fischerbarke gestoßen, die eben in See ge-

Digitized by Google

gangen war; vermuthlich hatte ich die Wunde an der Stirn, deren Narbe Ihr jetzt noch seht, durch einen furchtbaren Anprall an den Kiel erhalten, wenigstens machte mir der alte Fischer deutlich, er wundere sich, daß ich mir den Schädel nicht eingerannt.

„Ich wurde an's Land gebracht und wohl gepflegt, verfiel aber in ein hitziges Fieber — und da kamen mir die tollsten Schreckbilder in's glühende Gehirn. Ich mußte in diesem Zustande alle Schrecknisse jener Unglücksnacht noch einmal durchmachen, jenen entsetzlichen Kampf mit dem Untersteuermann, der mir immer und immer wieder das Auge aus dem Kopfe trat. Dabei hab' ich mich gebäumt, wie ein gebrauntes Roß, und geschrieen, wie ein Rasender — ich ras'te auch.

„Endlich wurde ich wieder gesund, aber auf's Wasser hätte mich keine Macht der Welt mehr gebracht; ich hatte vor dem Element, auf dem ich mich lebenslang getummelt, tiefen Abscheu; daher bettelte ich mich durch Frankreich und Holland und habe den Seedienst längst aufgegeben. Es ist mir auch nie wieder gut gegangen, und der arme Untersteuermann steht mir noch Tag und Nacht vor Augen; er war ein guter Junge!"

Damit endete der Greis seine Geschichte; eine Thräne fiel aus seinem Auge. Dann erhob er sich hüstelnd und schlich langsam fort, während die Anderen sich still zerstreuten. Selbst auf die Abgehärtetsten hatte die Erzählung einen erschütternden Eindruck gemacht.

„Der läuft auch nicht lange mehr!" murmelte der Schiffsknecht Kecke, dem Greise nachschauend. Und er hatte Recht. Schon nach vierzehn Tagen legte sich Melle zum Sterben nieder.

„Ich gehe jetzt zu meinem guten Untersteuermann," flüsterte er in seiner letzten Stunde; — „Gott sei meiner Seele gnädig!"

Eine Winternacht auf der Lokomotive.

(Fortsetzung.)

Ein kleines Weib, dick beschneit, läuft in der That mit einem Handkorbe eilends über den Perron, knixt vor dem Inspektor und packt dann, eilends mit dem Lokomotivführer nach der Maschine schreitend, den Kaffeetopf aus, dessen Inhalt sie ihm einschenkt, während er seine mächtige Schnellzugmaschine, die mit den glühenden Augen ihrer großen Laternen feindlich hinaus in das Schneegestöber starrt, die Oelkanne in der Hand, nochmals umschreitet, jeden Theil nochmals befühlt, sich überzeugt, ob Oel in allen Schmiergefäßen, der Rost gehörig von Schlacken gereinigt, die Siederöhre des Kessels von Asche befreit, nichts locker und nichts zu klamm angezogen und sein „Greif" im Stande sei, seine Riesenglieder geschmeidig spielen zu lassen, seine 120 Pferdekräfte frei zu entwickeln und seinen gewaltigen Leib mit der daran hängenden Last, über 2000 Zentner schwer, mit Adlerschnelligkeit durch die Sturmnacht fortzureißen.

„Will dir Verwaltung immer noch nicht d'ran, Euch armen Kerls Schutzkabinen auf die Maschinen zu bauen?" fragt der Inspektor den Lokomotivführer; „Ihr müßt barbarisch da vorn in einer solchen Winternacht leiden."

„Ja, ja, die Herren in ihrem Sessionszimmer wissens nicht, wie ein Schneenordost schneidet", antwortete der Führer aus seinen dicken Tüchern dumpf heraus, „und meinen, wir sehen und hörten nichts in dem Häuschen. Ob man wohl besser mit so verbundenen Ohren hört, mit so entzündeten Augen sieht?" setzte er lachend hinzu, auf seinen Kopf deutend, und dann: „Fertig, Herr! Sie können's Zeichen geben lassen."

Der Inspektor winkt, die tobende Perronglocke jagt mit gellendem Schellenlaut nochmals die Schläfer empor, und ihre letzten Töne verschwimmen in dem noch abscheulicheren, langgehaltenen Pfiffe der Maschine. Dann hört man draußen die lauten Doppelschläge der elektrischen Glocken c, c, — c, c, — c, c, im Sturmwind verwehen.

„Gott behüt' Dich, Zimmermann", sagt die Frau, dem auf der Maschine stehenden Führer noch einmal die Hand reichend.

„Gut Nacht, Frau! denkt an mich, wenn Ihr warm liegt."

„Du armer Kerl."

Er legt die bepelzhandschuhte Faust auf den Regulator, ein Ruck, die Maschine setzt sich in Bewegung, stöhnend, wie widerwillig folgen ihr die Wagen, pustend bläst sie die erste Dampfwolke gegen das Dach der Halle, die zweite schon in das dicke Schneegestöber, daß die Flocken, wie entsetzt emporgerissen, auseinanderstieben. Heulend fällt der schneidende Sturm die beiden schweigenden Männer auf der Maschine, den Lokomotivführer und den Heizer, an, und schießt ihnen, wie Eisnadeln, horizontal fast, die im Scheine der Lokomotiv-Laternen glitzernden und wie Millionen kleine, kalte Quälgeister tanzenden Schneeflocken in's Gesicht. Der Führer sieht sich um, ob auf dem Zuge Alles recht und in Ordnung ist. Der Schein der beleuchteten Wagenfenster gleitet über den Schnee. — Wie behaglich muß es in den gepolsterten, warmen Coupés sein! — Auf dem Wagen, wie schwarze Klumpen, sitzen die Schaffner in Pelze und Mäntel vergraben; der Sturm fährt mit wüstem Zischen zwischen Rädern und Wagen durch.

Die rothen Lichter der Signale an den Ausweichungen gleiten langsam vorüber; jetzt hat der Zug das letzte derselben hinter sich, und ist auf freier, offener Bahn.

Digitized by Google

Rabenfinster, sturmtobend, schneedurchrieselt liegt die Nacht vor dem Führer, kaum den Schornstein seiner Maschine kann er sehen. Welche Gefahren birgt diese Finsterniß für ihn? Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Bahn liegen lassen? Hat der Sturm einen Baum umgelegt, oder einen Wagen von einer Station auf die Bahn hinausgetrieben; hat der Druck der Schneewehen die Telegraphenleitung gestürzt? Oder steht nur eine Ausweichung nicht auf das rechte Geleis? Hat eine aus dem Boden sickernde Quelle einen Eisklumpen auf dem Geleise gebildet?

In allen diesen Fällen ist er in höchster Gefahr des Leibes und Lebens, und wenn er jetzt den Regulator weiter öffnet und die Maschine schneller und schneller puffend und keuchend in die kompakte Finsterniß der Nacht, in der das Heulen des Sturmes auch jeden Warnruf der Signale verschlingt, hineinschießt, schneller und schneller, bis ihre dröhnenden Räder kaum mehr die Schienen zu berühren scheinen, so rast er derselben blindlings entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Allerneuester Komet.] Am Abend des 1. Januar ist von dem bekannten Kometenentdecker Bäcker in Nauen im Sternbilde der Leyer ein neuer Komet gefunden worden, welcher indeß nach neueren Nachrichten schon am 28. Dez. von Prof. Respighi in Bologna gesehen und beobachtet worden ist. Der Komet ist lichtschwach, aber mit einem kleinen Schweife versehen und bewegt sich nach dem Schwan zu. Die Wiener Sternwarte gibt bekannt: Trotz der Dünste, in welchen das Gestirn stand, zeigte sich im Kometensucher ein Lichtschweif von nahe 1° Länge. Der Kopf ist gegen die Mitte stark verdichtet, jedoch ohne einen eigentlichen Kern. Der Himmelskörper bewegt sich jetzt täglich 1 m 24 s östlich und 33′ nördlich, und diese Bewegung ist im langsamen Zunehmen begriffen. Die Erscheinung ist der des Kometen Donati im Anfange September 1858 sehr ähnlich. Das Gestirn steht nicht fern von den beiden anderen jetzt sichtbaren Kometen, etwa 16° im größten Kreise von dem durch Bäcker im Oktober vorigen Jahres entdeckten, der gegenwärtig nur 4° von dem durch Temple im November aufgefundenen Kometen absteht.

Aus Berlin wird geschrieben: „In diesen Tagen ist hier eine in mancher Beziehung interessante Persönlichkeit, nämlich das Urbild und Original des durch den „Kladderadatsch" berühmten Hrn. „Zwickauer" gestorben. Derselbe war ein in der Berliner Geschäftswelt hinlänglich bekannter Banquier, der sich durch allerlei Sonderbarkeiten auszeichnete. Zu seinen eigenthümlichen Gewohnheiten gehörte unter Anderm die Verwechselung der ähnlichen Vokale und Diphthongen, so wie der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von nicht immer zur rechten Zeit und in der rechten Bedeutung angewandten Fremdwörtern. So fragte er eines Tages einen seiner Gäste, der bei Tisch nicht die gewöhnliche Heiterkeit zeigte: „Aber lieber Freund, wo haben Sie Ihren früheren Homer (Humor) gelassen?" Bei dem letzten Wettrennen, äußerte er, überrascht von der Menge der Zuschauer: „Ich habe mir gar nicht ein so großes Auditorium vorgestellt." Natürlich wurden dem Herrn Zwickauer, wie gewöhnlich großen Männern, unzählige Aussprüche zugeschrieben, die er nie gethan. Viele seiner Redensarten sind jedoch in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen und wahrhaft populär geworden, so daß seine Unsterblichkeit gesichert scheint. Im Privatleben wird besonders der Wohlthätigkeitssinn des Verstorbenen von Allen gerühmt, die ihm im Leben näher standen."

In Lübeck ist die letzte noch übrig gebliebene der 6 Töchter von Math. Claudius, dem Wandsbecker Boten, Trinette Claudius, unverheirathet, am 31. Dezember im 83. Jahre gestorben. Im Sinne des edlen Vaters, standhaft im Leben, Gott und sich selbst treu, ist sie ergeben und sanft entschlafen. Es lebt nur noch ein Sohn von Claudius, der Pastor Franz Claudius zu Segeberg in Holstein.

Die „Bromb. Ztg." erzählt folgenden Fall von Trichinomanie, der sich dieser Tage in Graudenz zutrug. Zu einem dortigen Arzte kam eine Dame vom Lande in großer Eile mit der Bitte, sie sofort zu untersuchen, da sie im linken Oberarme fürchterliche Schmerzen hätte und die Befürchtung hegte, daß dieselben von Trichinen herrührten. Der Arzt fragte nach der Ursache dieser Befürchtung, worauf die Dame entgegnete, sie wäre beim Schweineschlachten behülflich gewesen und dabei hätte sie gewiß Trichinen bekommen. Die Krankheit erwies sich schließlich als einen kleinen Anfall von Rheumatismus.

Geschichtskalender. 15. Jan. 1242. Erlöschen des alten Hauses von Bogen mit dem Grafen Albert IV., durch seine Mutter Ludmilla, Stiefbruder des Herzogs Otto des Erlauchten von Bayern.

15. Jan. 1755 wird der Pädagog und Philolog Fr. Gedike geboren.

15. Jan. 1814. Friede zwischen Dänemark und Schweden, wobei sich Dänemark für die heilige Sache Europa's erklärt und 10,000 Mann den Verbündeten zusendet.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wulkow'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 14 Samstag, 16. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„War er ihr geneigt?"

„Ach! er vergötterte sie und betete den Boden an, den sie betrat und wie Justine sagte, bis zur Stunde ihrer Abreise. Wie hat sie ihm das Alles vergolten! In derselben Nacht, in welcher Mr. Carlyle seine zweite Gattin nach Ost-Lynne brachte, ging Justine, welche zu ihrer Bedienung bestimmt war, in das Toilettzimmer, während Mrs. Carlyle schon im Schlafzimmer weilte.

„Justine! rief sie.

„Mylady, antwortete Justine.

„Ein Beweis, daß der Gedanke an Lady Isabella sie keinen Augenblick verließ."

„Ich möchte wissen," sagte Lady Isabella halbvernehmlich, „wie die Nachricht von Lady Isabella's Tod in Ost-Lynne aufgenommen wurde?"

„Darüber weiß ich nichts Bestimmtes. Ich möchte behaupten, die Nachricht müsse mit Jubel aufgenommen, und zum Zeichen der Freude alle Glocken in Bewegung gesetzt worden sein — so denke ich. Ein wildes Thier klammert sich an ihre Jungen — und sie — verließ die ihrigen. — Gehen Sie schon hinein, Madame Vine?"

„Ja, ich muß schon hineingehen. Guten Abend."

Sie hatte so lange dort gesessen, als es ihre physischen und geistigen Kräfte gestatteten, bis ihr das Herz im Leibe zusammenbrach. Sie mußte diese harten Beschuldigungen alle geduldig anhören, ohne sich auf einen Augenblick aufrichten und vertheidigen zu dürfen. Vertheidigen? Verdiente sie nicht noch mehr, ja zehntausendmal mehr Vorwürfe, als jene, die ihr Ohr trafen?

So hart auch das Urtheil war, welches Asy über sie fällte, so war's bei Weitem noch nicht zur Hälfte von dem, was die Welt über sie und ihre Handlungsweise denken mußte.

Zu Bette, um die gewöhnliche Stunde konnte sie nicht schlafen. Was sie so eben gehört und vernommen, war nicht geeignet, ihr sehnliches Verlangen zu besänftigen; im Gegentheil, es pochte immer stürmischer in ihr. Eine Stiefmutter in Ost-Lynne und eines ihrer Kinder dem Tode nahe! O! in ihrer Nähe zu sein, sie noch einmal wieder sehen zu dürfen! Diesen Wunsch würde sie willig mit dem Rest ihres Lebens erkaufen.

Ihr ganzer Körper fieberte. Das Bett war heiß von dieser Fiebergluth und sie stand wieder auf und schritt das Zimmer auf und ab. Dieser Gemüthszustand mußte unfehlbar eine Krankheit und am allerwahrscheinlichsten eine Gehirnentzündung herbeiführen.

Das fürchtete sie am meisten, denn wie leicht könnte sie im Delirium ihr Geheimniß entschleiern. Ihr Herz pochte, ihre Pulse schlugen gewaltig und sie warf sich noch einmal auf ihre Lagerstätte nieder und preßte die Polster an ihre heiße Stirne. Kein Zweifel, daß von all den betrübenden Nachrichten die eine von Mr. Carlyle's Heirath am meisten dazu beitrug, ihr ohnehin erregtes Gemüth bis zum höchsten Grade von Aufregung zu steigern. Sie betete zwar nicht laut um den Tod, aber sie wünschte ihn doch sehnlichst herbei.

Welches Ende diese traurige Katastrophe genommen haben würde, läßt sich kaum bestimmen. Es trat aber plötzlich eine gänzliche Wendung der Dinge ein und zwar eine von jenen wunderbaren Fügungen, deren wir zwar nicht sehr oft, aber doch zuweilen im menschlichen Leben begegnen. Mrs. Crosby kam nach dem Frühstück in Madame Vine's Zimmer und machte da einige Mittheilungen bezüglich Helenen's bevorstehender Heirath; nebstbei (im Grunde aber war dies die Hauptursache ihres Besuches) bat sie Madame um Entschuldigung, wenn sie sie vor der Zeit ihres Engagements entbinde; doch habe sie Grund zu hoffen, ihr einen anderweitigen guten Posten verschaffen zu können.

„Hätte Madame vielleicht irgend eine Einwendung gegen ein Engagement in England?"

Madame war gerade im Begriff zu erwidern, daß sie keine Lust habe, nach England zu gehen, als Mrs. Crosby, die Antwort kaum abwartend, schnell hinzufügte, sie werde Mrs. Latimer hereinrufen, welche ihr hierüber mehr sagen könne, als sie es zu thun im Stande sei.

Mrs. Latimer kam voller Ungestüm in das Zimmer.

„Ach! liebe Madame," sagte sie, „Sie dürfen sich glücklich schätzen, wenn Sie in diesen Familienkreis kommen können. Es sind ein paar liebenswürdige Leute. Er so beliebt und geachtet, sie so herzlich und

Digitized by Google

einnehmend. Ein ganz vortrefflicher Platz. Sie würden wie eine Dame behandelt werden, und sich jeglicher Bequemlichkeit erfreuen können. Es ist nur ein einziges Mädchen zu erziehen und einer von den kleinen Jungen braucht blos ein oder zwei Stunden unterrichtet zu werden, gewiß nicht viel Arbeit, während die Bezahlung ganz splendid ist, siebenzig Guineen jährlicher Gehalt. Die Carlyle's zählen zu meinen Freunden, sie bewohnen einen reizenden Ort, Oft-Lynne."

Die Carlyle's! Oft-Lynne! Als Gouvernante hingehen? Lady Isabella konnte kaum athmen vor Beklemmung.

„Ihre Gouvernante verläßt sie jetzt," setzte Mrs. Latimer fort, „und als ich einige Tage vor meiner Abreise nach Deutschland in Oft-Lynne war, sagte Mrs. Carlyle zu mir:

„Vielleicht finden Sie auf Ihrer Reise für Lucy eine passende Gouvernante, die im Französischen und Deutschen einige Fertigkeit besitzt?

„Sie sagte es zwar nicht im bestimmten Tone, aber ich bin fest überzeugt, wenn ich ihr schreibe, daß ich eine solche gefunden, es ihr viel Vergnügen machen wird. Nun Mrs. Crosby sagt mir, daß Sie Französisch, wie eine geborne Französin sprechen, im Deutschen viel Fertigkeit besitzen und daß Ihre musikalische Ausbildung nichts zu wünschen übrig läßt. Ich denke, Sie wären für diesen Posten gerade wie geschaffen und ich zweifle nicht im Geringsten, daß ich dieses Engagement für Sie erwirken könnte. Was sagen Sie dazu, Madame?"

Was sollte sie sagen? Ihre Sinne waren ganz verwirrt.

„Ich bin sehr besorgt um Ihre künftige Existenz", sagte Mrs. Crosby, „wir waren mit Ihnen sehr zufrieden und ich möchte Sie gerne gut plazirt sehen. Da Mrs. Latimer so freundlich ist, sich für Sie zu interessiren, so glaube ich, Ihnen rathen zu dürfen, diese Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen."

„Soll ich an Mrs. Carlyle schreiben?" frug Mrs. Latimer.

Lady Isabella hatte sich so weit gefaßt, um diese Frage mit anscheinender Ruhe beantworten zu können.

„Vielleicht gönnen Sie mir noch Bedenkzeit, bis morgen Früh, um darüber reiflich nachdenken zu können? Ich war nicht Willens, ein Engagement in England anzunehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Winternacht auf der Lokomotive.

(Fortsetzung.)

Ganz allein in Gottes Hand — — nichts steht ihm zur Seite, als sein Muth, seine Wachsamkeit und seine Entschlossenheit. Und so steht er denn auf der dahinjagenden Maschine, den Blick, trotzdem der Sturm und Schnee seine entzündeten Augen geißeln, auf den engbegränzten Schein gerichtet, den die Laternen der Lokomotive mit zitterndem, blau hingezogenem Strahl auf die Bahn werfen und der beim windschnellen Laufe der Maschine die Pfähle der Telegraphenleitung in gerade herabschießende Blitze wandelt, und Bahnhäuser, Wasserkrahnen, Gebüsch, Felswände, Brücken, in wilder Hast wie auf ihn losstürmende Phantasmagorien aus der Nacht emportauchen und eilends wieder versinken macht.

Zuweilen blinken wie roth auftauchende freundliche Sterne Lichter aus Hütten nahegelegener Dörfer herüber. — „Wie warm und sicher und traulich muß es um diese herum sein!" — doch da sind sie schon wieder verschwunden in einem wilden Wirbel aufgepeitschten Schnee's, oder den puffigen Massen Dampf, die die Maschine windabwärts schleudert und die sie wallend und wälzend begleiten wie die Dämonen ihrer eigenen Hast und Eile. Vorbei! Vorbei! Vorwärts! der Lokomotivführer sieht nach der Uhr. Der Sturm hält auf; er ist vier Minuten hinter der vorgeschriebenen Zeit. Vorwärts! Er öffnet den Regulator weiter, rascher wird noch das Tempo der rasselnden Schläge, eilender noch schießt der Zug in die Nacht hinein. — „Feuern!" ruft er, nachdem der Flug eine halbe Stunde gedauert, seinem Heizer durch den Sturm zu, der, durch den Laut der Maschine vermehrt, den Schall vom Munde jagt, so daß das noch dazu von Prasseln, Zischen, Klappern und Heulen übertäubte Wort kaum das Ohr des Nächststehenden zu erreichen vermag.

Der Heizer steht, träumend vor sich starrend, am Hemmapparat (der Bremse) des Tenders und hört ihn nicht. „Gärtner! Feuern!" schreit ihm da Zimmermann zu, ihm die Hand auf den Arm legend.

Dieser fährt empor und greift nach der Kohlenschaufel, während der Führer die Thür der Lokomotiv-Feuerung aufreißt. Ein ungeheuerer glänzender Lichtbündel fährt aus der weißglühenden Feuermasse durch die Thür fast senkrecht nach dem Himmel empor, verwandelt die Dampfmasse in eine wilde, rothglühende Jagd der Hölle und berührt mit seinem Strahlenbüschel das tiefhinziehende Schneegewölk. In dem Gluthlicht duckt sich die dunkle Gestalt des Heizers etwa zehnmal hin und her, jedesmal auf dem Tender die mächtige schwere Kohlenschaufel füllend und sie in die Feuerung ausstürzend. Er hat etwa zwei Zentner neues Brennmaterial in die weißglühende Masse geworfen. Der Lokomotivführer schließt die Feuerthür, das Strahlenbündel, das aus ihr schoß, erlischt, und erhitzt und aufathmend tritt der Heizer an seinen Posten zurück, während eine ungeheuere, prachtvolle Funkenmasse, wie die schönste Feuerwerks-Girandole, dem Schornstein entströmt, dessen gewaltiger, künstlicher Zug die leichteren Theile des frisch aufgeworfenen Brenn-

Digitized by Google

Kohlen rasch entzündet, als zischende Funken in den Schneesturm hinausschleudert.

„Was haben Sie denn, Gärtner?“ schreit der Führer dem Heizer in's Ohr, „Sie sehen ja heute gar nicht. Passen Sie doch auf!“

(Fortsetzung folgt.)

An Deutschland.

Dumpf zieht heran des Krieges finst're Wolke
Gleich einem muth'gen Heer zur blut'gen Schlacht,
Und Alles harrt gespannt dem ernsten Worte,
Das in die Gaue donnern soll: „Erwacht!“

„Erwacht!“ Laßt der Begeist'rung Flammen lodern,
Und schützet deutsches Gut und deutsches Recht,
Laßt Kriegsdrometen durch die Lande schallen:
„Auf, Deutschland! auf zum blutigen Gefecht!“

Und eil' zu Hülf' dem tiefbedrängten Lande,
Das thränend auf zu Deiner Huld geblickt,
Geh! rüste und entsende Deine Mannen,
Eh' Deine reichen Gau'n der Feind zerdrückt.

Die Jugend steht begeistert vor den Fahnen
Und Du willst zögern? willst die Spanne Zeit,
Die Schleswig-Holstein's künftig Schicksal kündet,
Verstreichen lassen ohne Kampf und Streit?

Ist Deine einst'ge Stärke hingeschwunden,
Schlug man vergebens jene blut'ge Schlacht,
Die fremder Knechtschaft Ketten hat zerrissen,
Die Dir die gold'ne Freiheit hat gebracht?

O zög're nicht und höre auf die Bitten,
Die Holstein's Söhne Deiner Huld gesandt,
Besiege jenen Feind, der wohl mit nichten
Dich stolzes wack'res Deutschland übermannt!

Doch schlummerst Du und senkst Du Deine Glieder
Und ist der Treue Rosenschein dahin,
So lasset ernste Trauerlieder schallen,
Dann armes Deutschland ist Dein Deutschthum hin.

Dann rollt nicht deutsches Blut mehr in den Adern,
Das, uns'rer Ahnen Stolz, stets hat gesiegt,
Dann ist Dein trautes Wesen fremd geworden,
Und Deine gold'ne Leier eingewiegt.

Dann singen Dir zum großen Zeitengrabe
Die Söhne selbst ein ernstes Trauerlied;
Fortan wird schweigen, Deutschland, Deine Muse,
Weil Deine einst'ge Größe ist verblüht.

Wilhelm Singer.

Kunst und Literatur.

Praktisches Orgelmagazin, enthaltend eine Sammlung der gangbarsten und werthvollsten Choralmelodien mit mehrfach veränderter harmonischer Begleitung und vielen Zwischenspielen, leicht ausführbaren Modulationen, nebst allen den Orgelsätzen, welche bei Intonationen, bei der Feier des heil. Abendmahles ꝛc. vorkommen. Ein Hülfsbuch zum Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienst, wie auch zum Studium für angehende Orgelspieler. Im Verein mit G. Töpfer, E. Hentschel und mehreren andern Orgelkomponisten herausgegeben von Wilhelm Wedemann. Zweite revidirte Auflage. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Obwohl es eine große Anzahl von sehr brauchbaren und zweckmäßigen Choralbüchern gibt, so ist doch keines derselben dazu geeignet, einem gewiß von vielen Organisten schon lang gefühlten Bedürfnisse zu begegnen. In allen Choralbüchern sind nämlich die Kirchenmelodien entweder gar nicht ausgesetzt und nur mit einem bezifferten Baß begleitet, oder wenn dieselben auch vierstimmig gesetzt und mit Zwischenspielen versehen sind, so ist doch jeder Choral nur einmal in dieser Weise bearbeitet. Die weniger geübten Organisten, welche eben nur das spielen, was das Choralbuch ihnen bietet, sind daher genöthigt, bei jedem Liederverse dieselben Zwischenspiele und dieselben Harmonieverbindungen hören zu lassen, wodurch eine unangenehme Einförmigkeit entstehen muß. Diese Monotonie wird auch den schwächeren Orgelspielern gar bald fühlbar, daher sie sich oft genöthigt sehen, selbst Zwischenspiele, Bässe ꝛc. zu erfinden. Daß jedoch dann manches Ungeordnete, Unkirchliche und die Andacht Störende zum Vorschein kommt und kommen muß, ist leicht zu begreifen.

Diesem Uebelstande soll das vorliegende Werkchen abhelfen, indem es auch die minderfertigen Organisten in den Stand setzt, ihr Orgelspiel durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit, und besonders durch zweckmäßige Zwischenspiele wohlklingender, und dadurch einen wesentlichen Bestandtheil des öffentlichen Gottesdienstes schöner und erbaulicher zu machen.

Kann es nicht geleugnet werden, daß es viele Organisten gibt, die der Hülfe, die hier geboten wird, bedürfen, so muß dieses „Magazin“ als ein höchst zweckmäßiges erkannt werden; denn es gibt noch kein Werk, welches die Choräle auf mehrere Arten harmonisch behandelt. Es wird daher zum Studium und zur Uebung von großem Nutzen sein, da die verschiedenen Bearbeitungen der Choräle, von einfacher Harmonie beginnend und zu künstlicherer fortschreitend, dem Orgelspieler einen reichen Stoff zur Vermehrung seiner Kenntniß darbieten. Die sorgfältig revidirte und von Seiten der Verlagshandlung sehr würdig ausgestattete zweite Auflage, vollständig in einem eleganten Bande

Digitized by Google

auf feines ſtarkes Notenpapier im deutlichſten, korrekteſten Notentypendruck koſtet nur 2 Thlr.

Mannigfaltigkeiten.

In der letzten Sitzung der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin wurde ein Brief von Herrn Schomburgk an Herrn Peters durch Herrn Hanſtein vorgetragen. Herr Schomburgk theilt aus Buchsfelde bei Adelaide in Süd-Auſtralien mit, daß dort ſeit einer Reihe von Jahren ein Pilz die Waizenſaaten heimſucht und neuerdings bis ⅔ der Ernte derſelben durch Tödten der Pflanzen vor dem Erſcheinen der Aehren verdirbt. Der Pilz hat ſich dem Vortragenden als Urocystis occulta, ein in Europa ſelten auftretender Brandpilz, erwieſen, gegen deſſen Verbreitung das gegen die verwandten Arten angewandte Beizen der Saatfrucht vermuthlich von Erfolg ſein würde. Herr Braun machte auf die neueſten Unterſuchungen über das Mutterkorn aufmerkſam, welche Prof. Julius Kühn in dem erſten Hefte der Mittheilungen des landwirthſchaftlichen Inſtitutes der Univerſität Halle bekannt gemacht hat. Herr Kühn hat die letzten Zweifel über die Entſtehung des Mutterkorns, ſo wie über den weſentlichen Zuſammenhang der mit den Namen Sphacelia segetum, Sclerotium Clavus und Claviceps purpurea bezeichneten Entwicklungsformen auf dem Wege des Experiments gehoben, indem er das Mutterkorn durch die künſtliche Einbringung ſowohl der Claviceps-Sporen als der Sphacelia-Sporen in die Blüthe des Roggens erzeugt hat.

Ein in London eingetroffenes Telegramm meldet, daß die Telegraphenſtation in Irkutsk, auf dem Wege nach China, am 2. Dez. eröffnet worden iſt. Die Entfernung von Petersburg beträgt 5700 Werſte. Statt wie früher 23 Tage per Poſt, wird eine Mittheilung dorthin jetzt nur acht Stunden bedürfen.

[Eine deutſche Frau.] Eine Bremer wohlhabende Wittwe, deren verſtorbener Ehemann im Jahre 1849 einen Theil ſeines Vermögens auf dem Altar des Vaterlandes für Schleswig-Holſtein geopfert hatte, äußerte in dieſen Tagen zu einem Sammler bei Ueberreichung ihrer Gabe: „Aber das muß ich Ihnen ſagen, wenn auch dießmal die Sache Schleswig-Holſteins wieder verloren geht, dann ziehe ich fort aus Deutſchland, um meine Kinder nicht in einem Lande zu erziehen, wo es ſolche Männer gibt.“

Göthe's „Fauſt“ und Leſſing's „Nathan der Weiſe“ ſind ſo eben zum erſten Male in's Hebräiſche überſetzt worden, und zwar jener durch Dr. Max Letteris, dieſer von S. Bacher. Beide Werke befinden ſich in Arien unter der Preſſe.

Der Grund und Boden iſt in London ſehr theuer. Laut Daily Telegraph koſtet der Acre (1¾ preuß. Morgen oder 45,360 □ Fuß) in der Nähe der Börſe 60,000 Pf. St., in Coventry Street und Longacre ſogar über 119,000 Pf. St. In Birmingham bezahlte man für den Acre in gewiſſen Stadttheilen 67,000, in Liverpool aber 150,000 und in Mancheſter gar 200,000 Pf. St., was ca. 30 Thlr. pro □ Fuß ausmacht.

[Fräulein oder Frau?] Nach einer vor einigen Tagen erfolgten gerichtlichen Eheſcheidung in Prag richtete die eben geſchiedene Frau an den fungirenden Richter die Frage, ob ſie ſich fortan Frau oder Fräulein nennen ſolle. Der Richter, von der Naivität der Frage etwas überraſcht, erwiderte nicht ohne Anflug von beißendem Humor: „Nennen Sie ſich, wenn Sie wollen, Fräulein N. N., vormals verehelichte N. N., geborne N. N.“

Räthſel.

Von allen Genoſſen des Hauſes iſt keiner
So unentbehrlich, ſo nützlich wie einer.
Wohl hat er Flügel, doch fliegt er nicht,
Gern ſtrebt er nach Luft, gern ſtrebt er nach Licht,
Doch nur zum Nutzen der Andern;
Auch hat er ein Kreuz, doch trägt er's nicht,
Und wenn es ihm nie an Bewegung gebricht,
So pflegt er doch nimmer zu wandern.
Bei Reichen kann er nicht groß genug ſein,
Dort glänzt er ſo blank wie ein Spiegel,
Bei Armen iſt er nur dürftig und klein,
Auch blind oft und ſelbſt ohne Flügel.

Auflöſung der Charade in Nro. 11:
Schwarz-roth-gold.

Geſchichtskalender. 16. Januar 1255. Herzog Heinrich (XIII.), Sohn Herzogs Otto des Erlauchten, tritt die Regierung in Niederbayern an.

16. Januar 1795. Rückzug der Verbündeten aus Holland, nachdem die Feſtung Heusden ſich den Franzoſen ergeben hat.

17. Januar 1328. In Rom bei St. Peter, Kaiſerkrönung Ludwigs des Bayern und ſeiner Gemahlin, Margaretha von Holland.

17. Januar 1463 wird der Herzog und Kurfürſt zu Sachſen Friedrich der Weiſe, geboren.

17. Januar 1479. Tod Herzog Ludwigs des Reichen von Bayern-Landshut, des Siegers von Giengen.

Redakteur: Guſtav Meſſert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'ſchen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 15 Montag, 18. Januar 1864.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sie hatte den ganzen Tag über einen harten Kampf mit sich selbst zu bestehen. Einen Augenblick war sie entschlossen, es riskiren zu wollen und die Stelle anzunehmen, aber schon im nächsten Momente bebte sie selbst vor dem Gedanken zurück. Bald schien es ihr, als sei ihr diese Gelegenheit von der Vorsehung geboten, um ihre Kinder wieder sehen zu können, bald aber flüsterte ihr wieder eine andere Stimme zu, daß es eine gefährliche Versuchung sei, die sich ihr aufgedrungen und daß es ihre heilige Pflicht sei, sich mit aller Macht derselben zu entziehen. Nun trat aber in diesem Ideenkampf eine neue Phase hinzu. Wie sollte sie es ertragen können, Mr. Carlyle als den Gatten einer Andern zu sehen? Mit ihnen in einem Hause leben und Zeuge seiner Aufmerksamkeiten und vielleicht gar seiner Zärtlichkeiten zu sein? Hart und unüberwindlich wie dieß scheinen mag, so war doch ihr Herz im Dulden, Ertragen und Unterordnen so ziemlich erprobt, und sie konnte vielleicht es auch daran gewöhnen. Hatte sie nicht in der ersten Stunde tief empfundener Reue sich selbst gelobt, täglich ihr Kreuz sich aufladen und in christlicher Demuth ertragen zu wollen? Nein. Der Kampf und Widerstreit mit ihren eigenen Gefühlen sollte sich nicht als Hinderniß bewähren.

Der Abend kam heran und sie hatte noch immer keinen Entschluß gefaßt. Darauf folgte eine Nacht voll Leiden, Kummer, Ruhlosigkeit und unbezähmbare Sehnsucht nach ihren Kindern. Dieses intensiv vorwaltende Gefühl schien sich ihrer physischen und geistigen Wiederstrebungen bemeistert zu haben. Die Versuchung war zu stark, und das vor Augen habende Projekt zu verlockend, um widerstreben zu können und sie entschloß sich endlich zu gehen.

„Was sollte mich denn abhalten?" argumentirte sie, „etwa die Furcht vor einer Entdeckung? Nun denn, kommts dahin, so muß es sein. Sie werden mich deßhalb nicht hängen oder tödten. Eine viel tiefere Erniedrigung und schmählicher denn alles Andere würde es für mich sein, wenn sie mich mit hohem Abscheu und Verachtung von Ost-Lynne davonjagen wollten, wie man einen ehr- und pflichtvergessenen Soldaten aus den Reihen seines Regimentes hinaustrommelt. Und selbst das könnte ich ertragen, wie ich alles Andere ertragen muß, ich würde mich nach einer einsamen Hecke zurückziehen, mein Haupt niederlegen und ruhig meinen Tod abwarten. Eine Erniedrigung für mich! nein! Meine Kinder sehen, in ihrer Umgebung sein zu können, das ist ein Gefühl, das gar keinen Vergleich duldet!"

Mrs. Latimer schrieb an Mrs. Carlyle, der Zufall habe sie mit einer Gouvernante zusammengeführt, die alle wünschenswerthen Eigenschaften im vollkommensten Grade besitze und die Mrs. Carlyle's Erwartungen auch gewiß entsprechen würde, eine gewisse Madame Vine, zwar eine Engländerin von Geburt, aber die Wittwe eines unlängst gestorbenen Franzosen, eine Dame durch und durch, eine vorzügliche Sprachkennerin und talentvolle Musikerin und ihren Aufgaben vollkommen gewachsen. Mrs. Crosby, in deren Hause sie schon zwei Jahre verweilte, betrachtet sie als einen seltenen Schatz und würde sie noch jetzt nicht entlassen haben, wenn nicht Helenens Heirath mit einem deutschen Kavalier dazwischen getreten wäre. Sie müssen sich nicht an ihre äußere Erscheinung halten, lautete der Brief weiter, sie ist eine ganz sonderbare Person, trägt Augengläser, Hauben, entsetzlich große Hüte, hat eine Narbe, die vom Kinn bis zum Mund reicht, und obwohl sie kaum mehr als dreißig Jahre zählt, so ist ihr Haar dennoch schon ganz grau; sie hinkt auch ein wenig. Aber wohlgemerkt, bei all dem sieht sie einer feinen Dame gleich und ist es auch in der That.

Als diese Beschreibung in Ost-Lynne anlangte und Barbara solche Mr. Carlyle vorlas, lachte sie herzlich darüber. Auch er konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Gut ist, daß Gouvernanten nicht nach ihrem äußern Aussehen beurtheilt werden," sagte Mr. Carlyle, „sonst fürchte ich, würde Madame Vine wenig Chancen haben."

Sie willigten Beide in den Vorschlag ein und bald darauf langte auch eine Antwort in diesem Sinne in Starkenberg an.

Lady Isabella entfaltete eine auffallend regsame Thätigkeit. Sie stöberte ihr Gepäck, ihren Pult, überhaupt Alles, was sie ihr Eigenthum nannte, sorg-

Digitized by Google

fältig durch, damit ja kein Papierstreifen oder sonst ein Merkzeichen an der Wäsche etwa auf die Spur ihrer früheren sozialen Stellung führen könne.

Der größere Theil ihres Gepäckes war in Paris in einem Magazin eingelagert; sie hatte solches dahin geschickt, bevor sie noch Grenoble verlassen. Auch die Garderobe mußte einer strengen Musterung unterzogen werden und erlitt vorsichtshalber noch eine größere Veränderung, als solche ohnehin genug verunstaltet gewesen war. Ihre Hauben konnten, bis auf den Umstand, daß sie einfach und passend waren, mit denen der Miß Carlyle einen Vergleich aushalten.

Durch volle zwei Jahre war sie eifrig bestrebt, ihre Schriftzüge bis zur Unkenntlichkeit zu verändern und brachte es auch wirklich dahin, daß Niemand ihre Schrift für Lady Isabella Vane's halten konnte. Aber ihre Hand zitterte, als sie an Mrs. Carlyle, von der sie ein eigenhändiges Schreiben erhielt, schreiben sollte. Sie, sie an Mr. Carlyle's Gattin und noch dazu in der Eigenschaft einer Untergeordneten! Wie wird sie es überwinden können, mit ihr zusammen zu leben in dieser untergeordneten Stellung als Dienerin dort, wo sie einst geherrscht, wo sie als Lady geehrt und angebetet wurde? Sie wird auch dieses ertragen, wie sie alles Andere ertragen mußte. Die Thränen kamen ihr in die Augen und sie flossen stromweise, als ihre Blicke auf die Unterschrift „Barbara Carlyle" fielen.

Fix und fertig saß sie da und wartete nur auf das Zeichen zur Abreise, doch sollte dies nicht so bald geschehen. Es war das Uebereinkommen getroffen, daß sie die Reise nach England und nach West-Lynne in der Gesellschaft der Mrs. Latimer machen sollte und diese Dame wollte vor Anfang Oktober nicht aufbrechen. Lady Isabella konnte nur im Stillen ihre Hände falten, um für ihr unruhiges Herz die nöthige Ruhe und Geduld zu erstreben.

Endlich brach auch der Tag der Abreise an und Mrs. Latimer, Lady Isabella und Afy verließen Starkenberg. Mrs. Latimer wollte nur langsam reisen und das ungeduldige fieberhaft erregte Weib verzweifelte und glaubte, diese Reise werde gar kein Ende nehmen.

„Ich glaube Sie sind von der Lage der unglücklichen Kinder, deren Erziehung Sie jetzt übernehmen sollen, genau unterrichtet," sagte Mrs. Latimer eines Tages. „Sie müssen nicht mit ihnen von ihrer Mutter sprechen — sie hat sie so schändlich verlassen."

„Ja."

„Es taugt niemals mit Kindern von einer Mutter zu sprechen, die Schimpf und Schande über sie gebracht. Mr. Carlyle gibt es auch nicht zu. Ich glaube auch, daß sie dazu angehalten werden, sie mit der Zeit ganz zu vergessen, und Mrs. Carlyle als ihre einzige Mutter zu betrachten."

Lady Isabella's blutendes Herz mußte auch hierin mit einstimmen.

Es war ein trüber nebliger Nachmittag, schon mehr der Abenddämmerung hinneigend, als unsere Frauengesellschaft in West-Lynne anlangte. Mrs. Latimer, welche die Gouvernante für einen Neuling in England hielt, setzte sie in eine Kutsche, und gab dem Kutscher die nöthige Weisung. „Auf baldiges Wiedersehen, Madame," sagte sie, „viel Glück!"

Wieder einmal durchflog sie die ihr wohlbekannte Straße; sah Richter Hare's Haus und sonstige bekannte Merkmale; und als der Wagen die Allee einlenkte, da sah sie nun wieder das alte theuere Ost-Lynne. Das Haus war im Innern hell erleuchtet, und hatte ein munteres und heiteres Aussehen, einen grellen Gegensatz zu ihrer Gemüthsstimmung. Ihr Herz pochte gewaltig in sehnsuchtsvoller Erwartung, und als der in Schnelligkeit dahin brausende Wagen mit einem Male vor dem Treppenhause anhielt, da verlor sie schier alle Besinnung.

Wird Mr. Carlyle kommen und ihr aus dem Wagen helfen?

Furcht und Aufregung hatten sich ihres gebrechlichen Wesens bemeistert, das bittere Gefühl der Reue durchzuckte sie, und sie wünschte aufrichtig, nie diesen Schritt gethan zu haben.

Die Flügelthüren des Vorsaales flogen weit aus einander und ein ganzer Lichtstrahl strömte hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Winternacht auf der Lokomotive

(Fortsetzung.)

„Ach, Herr Zimmermann", schreit Gärtner zurück, „mir geht's schlecht! meine Frau liegt zu Hause in schweren Kindesnöthen halb todt, die Schwester, die sie pflegt, ist krank geworden — jetzt ist sie mit der zehnjährigen Hedwig ganz allein — und ich mußte fort zum Dienst — Gott allein kann helfen!"

Der Führer wendet sich ab und zieht die Pelzmütze tiefer über die Augen.

„Da ist Wolfsberg", sagt er nach einiger Zeit, als die rothen und weißen Lichter einer Station durch das Schneewirbeln vor ihnen aufzuschimmern beginnen.

Er pfeift und gleich darauf poltert der Zug unter das überhängende Dach des Perrons der Station.

Eilend umschreitet er hier seine Lokomotive, ihre dicht mit Schneeschlicker, der sich in den Ecken und Vertiefungen des Apparates zu dicken Massen angehäuft hat, bedeckten Theile prüfend beleuchtend, von denen er oft mit der Hand erst diese kalte Decke wegstreichen muß, um sie sehen zu können.

Da ruft der währenddem unter der Maschine mit dem Ausharken der Schlacken aus dem Roste der Feuerung beschäftigte Stationsheizer:

Digitized by Google

„Herr Zimmermann, der Rost des „Greif" ist so dick verschlackt, ich komme nicht durch damit in den vier Minuten Aufenthalt!"

Rasch springt der Führer, mit dickem Pelz und Mütze angethan, in die Schürgrube hinab, packt die schwere Feuerkrücke mit, und sie in die Feuermasse des Rostes, die weißglühende Hitze herabstrahlt, hineinstoßend, arbeitet der schwerbekleidete Mann angestrengt und hastig, bis das Feuer wieder in vollkommen regelrechtem Zustande ist, und er in wenig Minuten keuchend und schweißtriefend aus der Grube steigt.

„Abfahrt!" ruft der Oberschaffner.

Es läutet.

Auf der Maschine klimmt der Mann, dessen Lungen noch von der Anstrengung athmend fliegen und dem der Schweiß unter der Pelzmütze vorrieselt.

„Pfeifen!" und hinaus geht es wieder unaufhaltsam in die eiseskalte Schneesturmnacht, die mit 15 Grad kalter, schneidender Zugluft die schweißgetränkten Haare in wenig Sekunden in starrende Eisnadeln verwandelt — —

Vorwärts! Vorwärts!

Der Sturm hat aufgefrischt. Von unten nach oben stürzenden Kataraften ähnlich, jagt er von den großen Flächen der Dammböschungen den staubartigen, feinen, kalten Schnee empor, der auf der Fläche der Bahn wie in wilden Wogen dahinjagt, deren Brandungen an die eilende Maschine anschlagen und, hoch über ihren Schornstein hinwirbelnd, die stillen Männer mit immer neuen Fluthen von stechenden Eisnadeln überströmen oder sich an windstillen Orten heimtückisch zu lockeren Widwehen zusammenlagern, die im voraneilenden Lichte der Lokomotiv-Laternen plötzlich wie weiße, über die Bahn liegende Mauern gespenstisch aus der Nacht auftauchen, dem beherztesten Führer jedesmal, wenn er mit seiner Lokomotive in die weiche, unheimliche Masse hineinstürmt, einen Schauder durch die Seele jagen und, sich hoch vor der wilddurchbrechenden Maschine aufbäumend, dieselbe mit solchen Schneemassen überschütten, daß die Männer auf derselben sich am Geländer festhalten müssen, um nicht durch ihren wuchtigen Schlag herabgeschleudert zu werden.

„Es schneit stark!" sagen die Passagiere, die im Wagen einen Augenblick erwachen und, sich streckend, ein Fenster, an das sie den Schnee knisternd anschlagen hören, mit der Wagenquaste zu säubern suchen.

„Wir fahren schlecht", fügen sie gähnend nach der Uhr sehend, hinzu, „verflucht beschwerlich das Nachtreisen im Winter!" — wickeln sich in ihre Pelze und drücken die Köpfe in die weichen Wagenecken.

Vorwärts! Vorwärts!

Die Theile der Lokomotive tropfen, aus dem Schornsteine, von dem Sicherheitsventil, der Pfeife, den Pumpen spritzt Wasser fein zertheilt ab, das hier an der Maschine herabrieselt und an ihren außenliegenden Organen gefriert oder vom Sturm weggeblasen wird, dort aber Pelz und Mütze und Gesicht der Männer übersprüht, die schweigend auf dem Trittbrett stehen.

Nach und nach behängt sich die Maschine mit schweren Eiszapfen, dicke Eisbuckel wachsen selbst an ihren schnellstgedrehten, am raschesten schwingenden Organen, alle Zwischenräume füllen sich mit hartgefrorenem Schnee, und der Blick in die Theile der Maschine wird schwerer und schwieriger.

„Ich glaube, die Pumpen frieren zu bei dem Wetter", sagt Zimmermann. „Wir wollen sie ein wenig spielen lassen."

Er will die Hand nach den Griffen ausstrecken, den Kopf dahin wenden, fühlt aber die kräftige Faust festgehalten am Körper und empfindlichen Schmerz am Kinn. Die nasse Kleidung der Männer hat sich in einen starren Eispanzer verwandelt, Bart und Pelz sind in eine Eismasse zusammengeronnen, die dicke Pelzmütze ist zu einem drückenden Helme geworden, an den Augenwimpern hängende Eiskügelchen lassen die Lichter der auftauchenden zweiten Station in tausend Farben spielen.

Sie reißen die am Rock festgefrorenen Aermel los, sie strecken prasselnd und knisternd die Glieder, sie thauen die am Lippenbarte hängenden Eiszapfen im Munde auf, der, selbst halb erstarrt, nur schwierige Worte artikulirt.

„Station Rodenkirchen! Zwei Minuten. — Vorwärts! — Vorwärts!"

(Schluß folgt.)

An König Max von Bayern.

Soll der Däne denn noch singe
Höhnen uns im Uebermuth? —
Zornerglüht ist Jedes Wange,
Der in sich fühlt deutsches Blut.
Unf're Brüder sind geschändet,
Sollen deutsch fortan nicht sein;
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o löf' sie ein!

Rings in allen deutschen Gauen
Hofft ein Ende man der Schmach;
Millionen voll Vertrauen
Schau'n auf Dich, o bring den Tag,
Der die deutsche Schande endet,
Schleswig-Holstein deutsch läßt sein,
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o löf' sie ein!

Ob der Großmächt' Diplomaten
Durch ihr schimpflich Protokoll
An das Ausland uns verrathen,
Hinterlistig, ränkevoll;

Digitized by Google

Du bist nicht davon verblendet,
Du liebst Wahrheit und nicht Schein [1]);
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o lös' sie ein!

Laß marschiren hin zum Norden,
König Max, Dein tapf'res Heer!
Siegeslorbeern hol' es dorten,
Deutscher Ehre feste Wehr,
Daß die Schmach dort einmal endet,
Schleswig-Holstein deutsch darf sein;
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o lös' sie ein.

Laß zum Kampfe wieder eilen
Deinen Liebling von der Tann;
Laß nicht thatenlos ihn weilen,
Diesen Helden, diesen Mann,
Den Du zweimal schon gesendet [2]),
Send' ihn wiederum hinein;
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o lös' sie ein!

Dort in dem Veronerlande
Rettete Dein großer Ahn!
Otto einst vor Schimpf und Schande
Deutsche Ehre, Kaisers Fahn! [3]).
Dem Rechte zugewendet,
Laß ihn Dir ein Vorbild sein!
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o lös' sie ein!

Hinter Dir, o Max von Scheiern
Und vom Stamme Wittelsbach
Steht Dein ganzes Volk der Bayern,
Ist für Deutschlands Ehre wach;
Sein' Begehren hat's gesendet,
Laß nicht unerfüllt sie sein.
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o lös' sie ein!

„Dessen eingedenk sei immer,
Daß Du deutsch geboren bist"; [4])
Sang Dir zu im Kinderzimmer
Einst Dein Vater, als mit List
Deutschland's Fürsten hatt' verblendet
Frankreichs Kaiser zum Verein, [5])
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o lös' sie ein!

Was Dir Ludwig einst gesungen,
Singt er Dir noch heute zu
Mit noch glüh'ndern Liederzungen;
Seinem Königslied lauschst Du.
Wär' sein Lied an Dich verschwendet? —
Nein, o nein! — Das kann nicht sein.
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
König Max, o lös' sie ein!

End' des deutschen Volkes Zagen,
Sprich ein deutsches Königswort,
Mache frei von Dänenplagen
Uns're nord'schen Brüder dort,
Die man lang' genug geschändet;
Wirf Dein Königsschwert hinein;
Deutschlands Ehre, die verpfändet,
Löset Du dann wieder ein.

Julius Rutor.

Anmerkungen. 1) Wahrheit will ich vor Allem! — des Königs Max Wahlspruch. 2) 1848 und 1851. 3) Am 16. September 1155 rettete Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Stammvater des bayerischen Königshauses, den mit seinem Heere nach Deutschland heimziehenden, neugekrönten Kaiser Friedrich I. den Rothbart von der Schmach des Veroneser Alberich an der Berner Klause. 4) Im I. Bande der Gedichte von König Ludwig von Bayern. 5) Der für Deutschland so folgenreiche, unselige Rheinbund, der die Auflösung des über 1000 Jahre alten deutschen Kaiserreichs herbeiführte.

Mannigfaltigkeiten.

Schiller war bekanntlich im Jahre 1791 heftig erkrankt. Nur die treueste Pflege seiner Gattin, der Besuch des Karlsbades gaben ihm seine Genesung wieder. Traurig aber blickte er in die Zukunft; denn wie schon öfter fehlte es ihm an dem zum Leben Nöthigsten. Da wird ihm durch einen Jenenser Freund ein Brief von dem Herzog von Augustenburg übergeben, in welchem ihm mit zartester Schonung das Anerbieten eines jährlichen Geschenkes von 1000 Thalern auf drei Jahre gemacht wurde. Es wurde Schiller freigestellt, wo er die gewährte Muße genießen wollte, aber der einzige Wunsch ausgesprochen, er möge es in Dänemark thun. (S. Palleske, Schillers Leben und Werke, Bd. II S. 154—156.)

Nach der „Grazer Ztg." haben ungeheure Schneemassen die Bahn zwischen Griguano und Nabresina unfahrbar gemacht; der nördliche Einschnitt bei Nabresina ist bis an die Höhe ganz verschneit und verweht. Trotz aller requirirten Hülfe ist es unmöglich, die Bahn frei zu machen, daher bis auf Weiteres die Postzüge nur zwischen Laibach und Wien verkehren. Zwei Hülfsmaschinen wurden auf telegraphischem Wege requirirt, um die steckengebliebenen Züge frei zu machen, aber beide wurden verschneit.

Im zoologischen Garten zu Dresden sind am 8. Jan. zwei junge Löwen geboren worden.

Geschichtskalender. 18. Januar 1356. Ludwig II., der Strenge, Herzog von Bayern läßt, blind aus Eifersucht, seine erste Gemahlin Maria, Herzog Heinrichs von Brabant Tochter, hinrichten.

18. Januar 1757. Friedrich VI, König von Dänemark, proklamirt die Abtretung Norwegens an Schweden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 16 Dienstag, 19. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Neunundreißigstes Kapitel.

Veränderung über Veränderung.

Die Flügelthüren des Vorsaales öffneten sich und ein Strahl goldig strahlender Lichter erhellte den Treppengang.

Zwei männliche Diener standen bereit; der eine blieb innerhalb des Vorsaales und der andere näherte sich dem Wagen. Zuerst half er der Lady Isabella aus dem Wagen, dann machte er sich über das Gepäck. Als sie in den Vorsaal trat, erkannte sie den alten Peter; und in der That sonderbar, anstatt ihn anzusprechen: „Nun wie geht's Peter?" mußte sie ihm, wie einem ganz fremden Menschen begegnen. Einige Augenblicke war sie ganz verlegen, was sie sagen, was sie fragen sollte; war es doch ihre Heimath!

„Ist Mr. Carlyle darin," frug sie in ihrer Zerstreuung mit halblauter Stimme.

„Ja Madame."

In demselben Momente kam auch Justine zu ihrem Empfange herbei. „Madame Vine, wenn ich nicht irre?" sagte sie ganz ehrerbietig. „Ich bitte, Madame, in dieser Richtung zu gehen."

Lady Isabella verzögerte indeß ihren Aufenthalt in dem Vorsaal, anscheinend um sich um das Gepäck, das Stephan so eben hinauf zu tragen bemüht war, zu bekümmern, in Wirklichkeit aber, um noch einen kleinen Aufschub gewinnen zu können, denn sie glaubte, daß Justine die Absicht hege, sie sofort bei Mr. Carlyle einzuführen.

Justine that indeß nichts dergleichen, sondern begleitete sie in das graue Zimmer, wo das Feuer im Kamin knisterte, und in dieser fröstelnden Herbstnacht ein wohlthuendes und angenehmes Gefühl der Wärme verbreitete.

„Das ist Ihr Sitzzimmer Madame. Was belieben Sie zu nehmen? Ich würde es für Sie bereiten, und hieherbringen lassen, und Ihnen unterdessen Ihr Schlafzimmer zeigen!"

„Eine Tasse Thee," antwortete Lady Isabella.

„Thee und etwas kalten Braten dazu," fügte Justine hinzu." Sie wurde aber sogleich von Lady Isabella unterbrochen.

„Nichts als Thee, und allenfalls einige geröstete kalte Brodschnitte."

Justine zog die Glocke, ordnete die Erfrischungen an, und führte dann Lady Isabella die Treppen hinauf. Sie folgte ihr mit beklommenem Herzen und passirte die Zimmer, die einst die ihrigen waren, den Korridor entlang, gegen die zweite Stiege. Die Thüren ihrer früheren Schlaf- und Toilettzimmer waren zufällig offen, und sie warf einen lüsternen Blick hinein. Ach! nimmer, nimmer konnten sie wieder die Ihrigen werden. Sie hatte sie ja freiwillig aufgegeben. Sie sahen nicht weniger behaglich aus, als in den früheren Tagen; sie blieben sich ganz gleich, nur die Besitzerinnen haben gewechselt — das Kaminfeuer warf einen hellen Wiederschein auf die innere Einrichtung, da lagen die zierlichen Gegenstände auf dem großen Toilettische, noch in derselben graziösen Unordnung, wie einst zu ihren Zeiten; die feingeschliffenen krystallenen Essenzfläschchen und Odeurflacons glitzerten und schimmerten in der magischen Beleuchtung des brennenden Kaminfeuers. Auf dem Sopha lag ein Shawl und ein Buch, und auf dem Bette ein Seidenkleid, so nachlässig hingeworfen, als wäre es so eben erst abgelegt worden. — Nein diese Zimmer waren nicht für sie bestimmt, und sie folgte mechanisch Justinens Schritten eine andere Treppe hinauf. Das Schlafzimmer, in welches sie jetzt geführt wurde, war sehr geräumig und ziemlich gut möblirt; es war dasselbe Zimmer, welches Miß Carlyle zur selben Zeit inne hatte, als Mrs. Isabella als Braut in Ost-Lynne eingeführt wurde, und das sie etwas später gegen ein anderes im untern Stockwerke vertauschte. Justine stellte die Wachskerze, die sie in der Hand trug, nieder und schaute ein wenig umher.

„Wünschen Sie Madame, daß hier geheizt werde? Es dürfte Ihnen nach der Ermüdung von der Reise vielleicht wohlthun."

„O nein! Ich danke Ihnen," war die kurze Antwort.

Stephan trat mit noch Jemand, der ihm in der Arbeit behüflich war, mit dem Gepäck ins Zimmer. Justine zeigte ihm den Platz an, wo er es hinzustellen habe, und befahl ihm, die Schachteln loszubinden. Nachdem das Alles geschehen, verließ der Diener das Zimmer,

Digitized by Google

und Justine wendete sich zu Lady Isabella, welche wie eine Statue da stand, und kaum wagte, ihre Augen zu erheben.

„Kann ich Ihnen noch in Etwas behülflich sein, Madame?“ fragte sie. Lady Isabella lehnte dankend ab. Gleich vom ersten Momente ihrer Ankunft überfiel sie eine schreckliche Angst vor einer möglichen Entdeckung und sie fürchtete Justinens bekannten Scharfblick am meisten; sie wünschte vor der Hand nichts Sehnlicheres, als daß sich das Mädchen entfernen möge.

„Sollten Sie Jemanden benöthigen, Madame, so bitte ich nur zu läuten, und Hanna wird heraufkommen,“ sagte Justine, im Begriffe abzutreten, „sie ist für das graue Zimmer bestimmt, und wird Alles thun, was Sie ihr zu befehlen belieben.“

Justine verließ das Zimmer und Lady Isabella hatte schon ihren Hut heradgenommen, als die Thür noch einmal aufging. Sie drückte sie hastig zu, um denselben etwa in der Weise, wie Richard Hare schnell nach seinem breitkrämpigen Hut und falschen Scheerbart zu greifen pflegte, schnell wieder anzuziehen. Es war Justine.

„Glauben Sie, daß Sie allein hinunter finden werden?“

„Ja, ich werde schon allein finden,“ antwortete sie. „Den Weg finden! — in diesem Hause!“

Lady Isabella machte sich allmählich an die Toilette, denn was nützte das Zaudern, einmal mußte sie diesen Blicken begegnen, obwohl in Wirklichkeit an die Gefahr einer Entdeckung nicht im Entferntesten zu denken war. Natur und Kunst hatten das Ihrige gethan, sie bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit zu verunstalten. Mit großer Anstrengung und Selbstüberwindung mußte sie sich die für diesen Moment so unerläßliche Ruhe und Fassung erkämpfen, hätte sie der Regungen ihres Herzens Gehör gegeben, und ihren Thränen freien Lauf gelassen, so wäre sie gewiß in jenen hysterischen Zustand verfallen, wo eine Selbstbeherrschung kaum mehr möglich gewesen wäre. — Die unerwartete Ankunft in Ost-Lynne kam ihr noch immer wie ein Traum vor. O! es war in der That eine Zeit der schrecklichsten und fürchterlichsten Aufregung und Niemand wird sich wohl darüber wundern. Soll ich Dir sagen, lieber Leser, was sie that? Ja, ich will es.

Sie kniete am Bette nieder und betete um Muth und Ausdauer zu der Aufgabe, die sie sich gestellt, ja sie die Sünderin, die unter so erschwerenden Umständen dieses Haus verlassen, sie flehte um Kraft und Selbstbeherrschung — aber ich glaube kaum, daß die in einer solchen Weise erfolgte Rückkehr gegründeten Anspruch auf den Segen des Himmels haben konnte.

Lady Isabella hatte gar keinen Vorwand mehr, um noch länger zu zaudern und ging daher endlich mit der Wachskerze, sich selbst den Weg zeigend, in das Sitzzimmer herab, da war Alles schon in bester Ordnung; das Theebrod auf dem Tische, der kleine Wasserkrug brodelte in der Nachbarschaft des Theekessels.

Eine silberne Tasse mit Brodschnitten, Butter, heiße Semmelschnitten mit einem Silberdeckel darüber.

Allen diesen Dingen begegnete ihr Blick, als wenn es alte bekannte Gesichter wären. Das Gestell, der Silberdeckel, die Buttertasse, und das Theeservice, sie erinnerte sich deren ganz genau bis auf den Wasserkrug, der von Kupfer war, der war ihr ganz fremd.

Vielleicht war derselbe erst in der letzten Zeit, seitdem Gouvernanten in Ost-Lynne eingeführt waren, eigens für ihren Gebrauch gekauft worden! Hätte sie etwas reiflicher darüber nachgedacht, sie würde gewiß durch die Aufmerksamkeit, die ihr während dieser kurzen Zeit in dem Hause geschenkt wurde, Gelegenheit gehabt haben, sich die Ueberzeugung verschaffen zu können, daß Gouvernanten in Ost-Lynne mit einer besonderen Liberalität behandelt, wie die vornehmsten Damen geachtet und geschätzt werden. Dafür hatte aber Ost-Lynne Mr. Carlyle zum Herrn und Meister.

Sie bereitete den Thee, und nahm ihn mit keinem allzugroßen Appetite. Ihre Gedanken, ihre Sinne waren in einem förmlichen Chaos. Bald wunderte sie sich, wo denn Mr. und Mrs. Charlyle heute speisen mögen, bald wieder dachte sie darüber nach, in welchem Theile des Hauses die Kinder sein mögen. Sie hörte hin und wieder das Klingeln der Glocke und das geschäftige Herumtreiben der Dienerschaft auf den Gängen.

Nachdem auch ihr Mahl zu Ende war, zog auch sie an ihrer Glocke.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Winternacht auf der Lokomotive.

(Schluß.)

Unablässig weht der Schneesturm, dicker werden die Eiskrusten der Pelze, schwerer die immer mehr auf den Schultern lastende Kleidung, müder die erschütterten, durchdröhnten Glieder.

Die Stationen spinnen sich langsam ab, die Entfernungen scheinen mit der Ermüdung zu wachsen.

Unaussprechliche Schlafsucht beschleicht die Männer.

„Ja, gleich, Malchen — —!“ ruft der Heizer Gärtner plötzlich in die Schneesturmnacht hinaus.

Er hat stehend genickt und geträumt, er sei daheim bei seinem armen kreißenden Weibe!

„Gärtner! Gärtner!“ fährt ihn der Führer an, dem es selbst vor einer Minute war, als verwandelte sich das Heulen des Nordost in das Stiftungslied des Gesangvereins zu Lindstedt, dessen eifriges Mitglied er ist. — —

Und die Männer reißen die müden entzündeten Augen auf, entsetzt über die empfundenen gefährlichen Anwandlungen, die sich dennoch unwiderstehlich wiederholen. — —

Digitized by Google

„Gottlob, es ist bald vorüber! noch eine halbe Stunde!"

„Es ist ein ganz polizeiwidrig scheußliches Wetter, Baronesse!" sagt beim ersten trübseligen Tagesgrauen der Gardekapitän Graf Pressel im geheizten Gatardcoupé erster Klasse, indem er sich mit einem kleinen, zierlichen Kamm vor dem Spiegel durch den Bart und das dünne Haupthaar fährt, zu einer jungen Dame, die, neben ihrem schnarchenden, im Zobelpelze vergrabenen Papa sitzend, eben erwacht, ein rosiges Gesichtchen von einem schwarzseidenen, dichten Schleier befreit, die durch den unruhigen Schlaf in reizende Unordnung gerathenen, dichten blonden Locken mit feinbehandschuhter Hand unter eine blauseidene Hermelin-Kapuze zurückdrückt und sich dann mit kleinen Fäusten den Schlaf aus den Augen reibt.

„Mir ist zu Muthe", erwiderte diese, „als hätte ich die ganze Nacht getanzt."

„Sehen Sie, Baronesse, dieses Schneetreiben; man kann nicht drei Schritt weit sehen, gut, daß ich gesagt habe, daß der „Mahomet" auf keinen Fall heut ausgerückt werden soll! Wenn die Burschen vorn auf der Maschine nur tüchtig aufpassen, sonst kann bei solchem Wetter, weiß Gott, Malheur passiren!"

„Ach, diese Leute sind das wohl gewohnt", sagt die kleine Baronesse gähnend.

„Es passirt aber doch immer noch Teufelei genug auf diesem verdammten „Werkzeuge des Zeitgeistes", wie es irgend so ein infamer Scribifax nennt. Die Eisenbahn-Direktion solle noch weit strenger gegen diese Maschinenkerls sein."

„Ja wohl, Graf, das sagt Papa auch immer. Die Strenge fehle jetzt gegen die Dienstleute, und Güte, Vorsorge und Herablassung verständen sie nicht. Ist Ihre Fräulein Schwester diesen Winter bei Hofe vorgestellt?" — —

Vorwärts! Vorwärts!

„Alter Greif", sagte Zimmermann zu seiner Maschine, die dick beeist mit Schnee inkrustirt, mit verschlacktem Roste, schwerer und schwerer ihre Pflicht erfüllt, „wir kommen heute beide wie die Erdbären an, beide erstarrt, durchfroren, todtmüde — das war eine böse Nacht für uns beide — du sollst Pflege haben, sauber gemacht werden von Rad zu Schornstein, und ich — ich will mich wärmen und aufthauen! — Gott sei Dank, da ist Hochfeld, die Endstation!"

Mühsam hob er den starren Arm im steifgefrorenen Aermel, um zu pfeifen, als die Gebäude der großen Station im ungemüthlichen Lichte eines stürmischen Wintermorgens, mit hie und da noch in den Fenstern glimmenden Lichtern, dicken Eiszapfen an den Dächern und ihre Oede und Unbehaglichkeit zum Vorschein kamen.

Dröhnend rollte der Zug mit den letzten Athemzügen der fast verlöschenden Maschine in die nur spärlich beleuchtete Halle. Der Inspektor steht im Morgenpelze verdrießlich auf dem Perron. Mühsam sich bewegend, starr und kältematt, reicht ihm Zimmermann die Kursuhr herab.

„Sie kommen 20 Minuten zu spät", knurrt der Inspektor. „Sie haben die Fahrtprämie verloren."

„Es war eine böse Nacht, Herr Inspektor", sagte der halberfrorene Führer.

„Ja, es thut mir leid", erwiderte der Inspektor, „Gaussig's Maschine ist defekt geworden, bringen Sie den „Greif" in Ordnung, in einer halben Stunde müssen Sie den Schnellzug zurück übernehmen."

Todtmüde, durchfroren, sofort den ganzen Weg zurück, und der Schneesturm tobt nach wie vor! — —

Das ist Lokomotivführerdienst im Winter!

Die Klimascheide.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten der französischen Fremdenlegion.

Wir waren sämmtlich aufs Höchste ermüdet. Nicht allein hatte die seit 3 Uhr Früh zurückgelegte Entfernung von 35 Kilometer diese Ermüdung herbeigeführt; noch zahlreiche andere Umstände hatten mehr oder weniger hierzu mitgewirkt: — obenan die unverhältnißmäßige Last, die ein jeder von uns zu tragen verpflichtet war; dann die schlechte Beschaffenheit des Wegs (wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte); endlich der vollständige Wassermangel bei einem sehr hohen Wärmegrad der Atmosphäre.

Es war 11 Uhr Vormittags, als wir Angesichts jener dem Auge als endlos erscheinenden Höhenzüge halt machten, die ein jeder, der je die Provinz Konstantine bereist hat, als die „Klimascheide" kennt und durch deren Felsmassen es nur einen ohne Beschwerde passirbaren Weg, den Paß El-Kantara, gibt. Wir befanden uns fünfzehn Tagemärsche südlich vom Ufer des Mittelländischen Meeres, in einer ich möchte fast sagen aller Vegetation baren Gegend; denn das erste Grün, was wir seit dem Verlassen unsers letzten Bivouaks sahen, waren die zahllosen Oleanderbüsche (Laurier rose), welche zu beiden Seiten des Uled El-Kantara (Oueled, Fluß) so dicht gedrängt standen, daß wir Mühe hatten, Wasser aus dem Flusse zu schöpfen, um unsern unvermeidlichen Rendezvous-Kaffee zu kochen.

Das dunkle Grün der Oleander, und das herrliche Rosa seiner Blüthen bildeten einen frappanten Kontrast gegen die seit drei Tagen, das heißt seit Batna durchwanderte Gegend. Kein Baum, kein Strauch, kein Quell, kein Schatten! Eine so todte, so gleichförmige und öde Gegend, daß mir ein isolirter Felsblock oft als ein ersehnter Wechsel erschien. Und vorwärts, immer vorwärts, trotz Ermüdung, trotz unsers von dem scharfen Gestein des Bodens durchschnittenen Schuhwerks und peinlich schmerzender Füße; immer schnell vorwärts,

Digitized by Google

trotz der nach Erquickung, nach Nässe lechzenden, fast vertrockneten Zunge. Ein Freudenschrei ertönt plötzlich: „Wasser!“ Alles jubelt; doch die ältern Soldaten, die den Weg nicht zum erstenmal (vielleicht zum hundertsten schon) machen, schütteln mitleidig lächelnd den Kopf und brummen: „Ce n'est qu'une fontaine d'eau salée.“ (Es ist nur eine Salzwasserquelle.) Und doch sieht das Wasser so einladend, so frisch und klar aus und sprudelt so lustig unter dem Gestein hervor. Als ich vorbeipassire, kann ich dem alten griesgrämigen Voltigeur, der neben mir marschirt, nicht glauben; ich will mich überzeugen und fülle mein Quart (kleines Trinkgeschirr von Blech). Ich koste — welch abscheulicher Geschmack; isländisches Moos ist Honig dagegen! Und weiter geht es, unaufhaltsam, immer angespornt durch die den Zug beschließende Arrieregarde, denn Zurückbleiben ist Tod, sicherer und grausamer Tod! „Vorwärts, Kinder! Vorwärts!“ ruft der Major, der eben vom letzten Mann der Arrieregarde zurückkommt und nach der Spitze seiner Marschkolonne vorreitet. „Laßt keinen eurer Kameraden aus dem Zuge treten, wie ermüdet er auch sein möge! Einer stehe für den andern! Wir haben bald gewonnen! In El-Kantara könnt ihr euch ausruhen, baden, erquicken und erfrischen! Noch eine halbe Stunde, und wir sind auf unserm heutigen letzten Rendezvous. Dann noch eine kleine Stunde, und wir sind im Bivouak!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Patriotische Zopfabschneiderei.] Im Jahre 1813 erhob sich endlich, nach einer langen Unterjochung durch Napoleon das deutsche Volk, um die Franzosen aus Deutschland zu verjagen und Napoleon's schweres Joch zu zerbrechen. In Preußen besonders verließen Jünglinge, ja sogar Knaben die Schulen, Männer ihr Amt und Geschäft, Gatten trennten sich von Weib und Kind, Alles strömte den Sammelplätzen zu, von wo aus man ins Feld rückte, um Blut und Leben für Freiheit und Vaterland dran zu geben, wozu ein erhebender Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk aufgefordert hatte. Auch Frauen und Jungfrauen besannen sich damals nicht lange, was sie für's Vaterland thun können, viele brachten ihren Schmuck dar, andere, was sie erspart hatten, viel und wenig, wie sie es vermochten, um zur Führung des Krieges beizusteuern, andere verpflegten unermüdet verwundete und kranke Soldaten. In dieser Zeit der Begeisterung für die Freiheit Deutschlands fuhren einmal drei Edelfrauen von ihrem Landgut nach Berlin; in ihrer Gesellschaft war auch das Fräulein v. Sch. In dem Gasthof in Berlin, wo sie abstiegen, lag eben auf der Wirthstafel eine gedruckte Bitte um Beiträge für die Vertheidiger des Vaterlandes. Die drei vornehmen Frauen hatten auch kein Herz von Stein, sie leerten sogleich ihre Geldbeutel auf einen Teller und wie eine noch die Ringe von ihren Fingern zog und dazu legte, dachte die andere: „deine Ohrringe stünden diesem Teller am Besten an,“ und that sie heraus. Das Fräulein von Sch. war arm, sehr arm, sie langte aber doch nach dem Beutelchen, da war nichts darinn, in den Ohren hatte sie auch nichts hängen, und wie ihre Hand nun langsam wieder aus der Tasche herauskam und ihre Augen unwillkürlich wenigstens nach einem Ring daran suchten und nichts sahen, so fielen ihr ein Paar große Tropfen darauf. Geben wollen und nichts haben, thut so weh! Sie trat an ein Fenster; sie verbarg ihre Thränen. Die drei Frauen wollten sie zart beruhigen. „Noch nie“ sagte sie, „hat mich meine Armuth so gedrückt wie jetzt. Ich habe weder Geld noch Geschmeide, und doch möchte ich so gerne nur auch etwas für meine Vaterland geben können!“ Plötzlich aber war ihr bekümmertes Gesicht wie von einem Strahl der Freude erleuchtet. „Ich habe doch noch Etwas“, sagte sie. Schnell schickte sie nach einem Perückenmacher und ließ sich ihr Haar, das sehr schön und blond war, abschneiden. Der Perückenmacher zahlte ihr gern über fünf Gulden dafür, weil er Andern ihre schwache Seite auf dem Kopf damit bedecken konnte, und mit stiller Seelenfreude legte Fräulein v. Sch. den Erlös auf den Teller. Der Beamte, der die Gaben einsammelte, vernahm die Sache, kaufte dem Perückenmacher die Haare wieder ab und ließ sie in goldene Ringe fassen. Nun wollte Alles einen solchen Ring tragen, als Denkzeichen dieses schönen Opfers einer deutschen Jungfrau für ihr Vaterland. Wie schlug ihr Herz vor Freude, als sie hörte, ihre Haare haben der Kasse mehr als 1200 fl. eingetragen!

In Brüssel lebt noch der k. k. pens. Oberst Hußmann. Derselbe ist 1751 geboren und 1797 als Oberst vom Wallonenregimente, jetzt Nugent, in Pension getreten. Als er vernahm, daß sein ehemaliges Regiment nach Holstein marschire, machte sich der 113-jährige Greis auf, um dasselbe noch einmal zu sehen. Aber die Kraft war nicht dem Willen gleich. Er mußte sich begnügen, dem Offizierkorps einen schriftlichen Gruß zuzusenden.

Geschichtskalender. 19. Januar 1107. Nach sieben Jahren kehren die Männer, welche mit Gottfried von Brabant nach Jerusalem gezogen waren, unerwartet zu ihren Frauen zurück. Daher ein jährlicher Festtag

19. Jan. 1479. Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut tritt die Regierung an.

19. Jan. 1747 wird Joh. Ebert Bode, Astronom, geboren.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 17 Mittwoch, 20. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Ein sehr nettes, gutmüthiges Mädchen antwortete auf diesen Glockenruf. Hanna, die für das graue Zimmer und zur gänzlichen Disposition der Gouvernante bestimmt war, räumte den Tisch ab, und Lady Isabella blieb wieder allein. Wie lange sie da in ihrer Einsamkeit gesessen haben mag, sie weiß es selber kaum, als sie auf einmal von einem Laut so entsetzlich aufgeschreckt wurde, daß sie glaubte, ihr Herz müsse zerspringen, und als wäre sie von einem elektrischen Schlag getroffen, so fuhr sie in ihrem Lehnsessel zusammen.

Und es war gar nichts, worüber man zu erschrecken brauchte, wenigstens gewöhnliche Menschen nicht; denn es war bloß der Laut einer Kinderstimme — aber ihrer Kinder. — Werden sie vielleicht jetzt zu ihr herein gebracht? Sie legte ihre Hand auf das mächtig klopfende Herz.

Nein; sie schritten bloß den Saal durch, und ihre lieblichen Stimmen verhallten allmälig den weiten Treppengang. Gewiß, sie waren beim Dessert unten — wie es zu ihren Zeiten üblich war — und werden jetzt auf ihr Schlafzimmer gebracht. Sie sah auf ihre neue Uhr, sie zeigte halb acht.

Ihre neue Uhr, sie hatte ihre alte gegen diese vertauscht, so wie sie überhaupt alle Kostbarkeiten und Schmucksachen theils verkauft und theils vertauscht hatte, um nicht die leiseste Spur ihrer einstigen Herrlichkeit zu verrathen. Nichts behielt sie von all' dem Flitter, nur von dem Miniaturporträt ihrer Mutter und dem kleinen, mit sieben Smaragden besetzten, goldenen Kreuze, von dessen Reliquien konnte sie sich unmöglich trennen.

Erinnerst Du Dich, lieber Leser, noch jenes Kreuzes, das Francis Levison bei ihrem ersten Zusammentreffen zufällig zerbrochen? Wenn sie nun schon damals das zufällige Zerbrechen dieses Kreuzes, dessen Aufbewahrung ihr von der Mutter so nachdrücklichst empfohlen wurde, als ein böses Omen betrachtete, und bitter beklagte, welchen schauerlichen Eindruck mußten erst die nachfolgenden Ereignisse auf sie gemacht haben.

Nichts vermochte daher aber auch, sie von diesen beiden Reliquien zu trennen, und hatte dieselben daher versiegelt, an einem nicht leicht zu entdeckenden Platz ihres Koffers sorgfältig aufbewahrt, um jede zufällige Entdeckung derselben zu verhindern.

Peter trat ein.

„Meine gnädige Herrschaft sagt, Madame, es wäre ihr sehr angenehm, Sie bei ihr zu sehen, vorausgesetzt, daß Sie nicht zu müde sind. Wollen Sie also mit mir nach dem Empfangssaal gehen?"

Es ward ihr ganz nebelig vor den Augen. Sollte sie in Mr. Carlyle's Gegenwart geführt werden? Ist dieser Augenblick wirklich schon gekommen?

Sie bewegte sich gegen die Thür, die Peter für sie geöffnet, wendete ihr Gesicht von dem Diener ab; denn sie fühlte wie aschenbleich ihr Gesicht und ihre Lippen sein mußten.

„Ist Mrs. Carlyle allein?" fragte sie mit schwacher, kaum hörbarer Stimme.

Es war dieß die einzige mögliche Weise, ihre Frage, die eigentlich auf Mr. Carlyle's Gegenwart abgesehen war, geschickt zu maskiren.

„Ganz allein, Madame. Der gnädige Herr speist heute außer dem Hause. Madame Vine, ich glaube, das ist Ihr Name," fügte er hinzu, als er im Begriffe war, sie bei der Herrschaft zu melden, und seine Hand gegen die Salonthür bewegte.

„Madame Vine," sagte sie, indem sie ihn korrigirte. Denn Peter hatte den Namen Vine (Wein) ganz nach englischem Sprachgebrauche ausgesprochen, und sie wiederholte ihm ihren Namen in scharf betonter französischer Weise, wo er Vine lautete:

„Madame Veen, Madame," kündigte Peter seiner Gebieterin an, indem er Lady Isabella einführte.

Das alte so wohlbekannte große Empfangszimmer, das so symmetrisch angelegt, so gut arrangirt und so glänzend eingerichtet war, stand in seiner ganzen Herrlichkeit da vor ihr in ihrem blutenden Herzen. Nicht mehr ihr Empfangszimmer: sie hat es ja von sich geschleudert, wie sie alles Andere muthwillig von sich gestoßen.

Unter dem Schimmer eines hellleuchtenden Kandelabers saß Barbara. Sie sah nicht um einen Tag älter aus, als damals, wo Lady Isabella sie zum Erstenmale am Kirchhofthor gesehen, und an ihren Gemahl die Frage gestellt hatte, wer dieses hübsche Mädchen sei. Damals war sie allerdings nur Barbar

Digitized by Google

Haare, jetzt aber hieß sie Barbara Carlyle, und sie, die damals Isabella Carlyle, war jetzt wieder nur Isabella Vane. O, Jammer! O, Jammer!

Unvergleichlich schöner sah Barbara jetzt aus, als damals, wo Lady Isabella sie gesehen, wenigstens kam es ihrem eifersüchtigen Auge so vor.

Ihr Abendanzug bestand in einem himmelblauen Seidenkleid, keine andere Farbe stand ihr so reizend zu Gesicht als diese, und sie bevorzugte sie auch deßhalb bei jeder Gelegenheit vor jeder andern, — ihren Hals zierte eine niedliche Kette und goldene Bracelets umspannten ihre reizenden Arme. Ihre regelmäßigen schönen Gesichtszüge waren einnehmend und äußerst lieblich wie immer und ihr lichtes Haar reich und üppig. Welch ein Kontrast zwischen diesem Haar, und dem des ihr gegenüberstehenden lebensüberdrüssigen Weibes!!

Barbara kam ihr entgegen, und reichte ihr die Hand zum freundlichen Gruße. „Ich hoffe, Sie sind nicht sehr ermüdet von dieser Reise?"

Lady Isabella murmelte etwas, sie wußte nicht was und rückte ihren Stuhl so viel als nur möglich in den Schatten.

„Sie sind doch nicht unwohl?" fragte Barbara, ihr äußerst blasses Gesicht bemerkend, das heißt, so viel man von dem mit der garstigen Haube und grünen Brille vermummten Gesichte zu sehen bekommen konnte.

„Nicht unwohl", war ihre leise Antwort, „aber etwas fatiguirt."

„Würden Sie es vorziehen, unsere Besprechung auf morgen zu verschieben? Sie werden wahrscheinlich zu Bette gehen wollen."

Lady Isabella lehnte dieses sofort ab, denn sie wollte die Unterredung lieber heute beim Kerzenschein, als morgen in der Tageshelle bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Klimascheide.

(Fortsetzung.)

Und ein Jeder griff noch einmal zu den letzten Kräften, bis endlich der Duft der Vegetation und das Rieseln der Wellen über das Gestein im Flußbett uns die Nähe des „letzten Rendezvous" und vor Allem des Wassers ankündigten.

Da waren wir denn am nördlichen Fuße der Felsenhöhe, durch deren schmalen Paß der Bergstrom schäumend und tosend sich wand, um dann in der weiten Ebene sich auszubreiten und vorwärts gegen das Meer hin seinen Lauf fortzusetzen.

„Halt! In Ordnung! Gewehre zusammengesetzt! Niemand tritt aus!" waren die ersten Kommandos, als wir zehn Schritte vom Ufer des El-Kantara standen. „Gepäck ablegen!" folgte dann; endlich: „Nach Holz!" Holzsammeln war stets die erste und sofortige Arbeit der Ruhe, und oft traf es sich, daß der größte Theil der Marschruhe in erfolglosem Suchen nach Brennmaterial verstrich. In Fällen gleich dem heutigen, wo große Anstrengung und Ermüdung zu dem Wassermangel während des Marsches kam, mußte das Holzsuchen entweder in einer dem vorhandenen Wasser entgegengesetzten Richtung geschehen oder es wurde erst eine Zeit lang geruht, bevor der den Trupp kommandirende Offizier den Leuten auszutreten gestattete. Dies geschah, um zu rasches Trinken nach einer so allgemeinen Erhitzung des Körpers zu verhüten.

Nur die Sergeanten und Korporale waren vom Holzsuchen ausgenommen, gingen meist jedoch freiwillig, um auch ihrerseits zum erlabenden Kaffee beizutragen. Schlimmer war es, wenn voraussichtlich auf der ganzen Strecke des Tagemarsches kein Wasser zu finden war; in diesem Falle mußte jeder Soldat auf dem Bivouak der letzten Nacht sich vor dem Ausmarsche genügend mit Wasser versehen. Ein Jeder erhielt zu diesem Zweck einen blechernen, anderthalb Quart haltenden und in dunkelgraues dickes Tuch eingenähten Bidon (Feldflasche), den man an ledernem Riemen über die Schulter gehängt trug. In holzarmen Gegenden mußte auch Holz mitgeschleppt werden. Wer nun alsdann auf dem Rendezvous nicht seinen Abtheil an Wasser, Holz oder Holz und Wasser, je nach Umständen, stellen konnte, erhielt Kaffee und Zucker, so viel auf den Mann fiel, im Naturzustande, d. h. ungekocht. Diesem sich auszusetzen, suchte ein Jeder so viel als möglich zu vermeiden.

Wenn dann endlich der Kaffee in Escouaden (Korporalschaften) gekocht, vertheilt und in Eile mit einem Stück Schiffszwieback getrunken war, dann war in der Regel auch die Rendezvous-Stunde vorüber und das berühmte Casquettenlied Vater Bugeaud's ertönte als Signal fürs Fertigmachen zum Weitermarsch. Dann ging's an ein eiliges „Bepacken." Um dem Leser die Idee eines solchen zu geben, führe ich die Einzelheiten desselben in Kürze an. Gleichviel, ob Sommer oder Regenzeit, heiß, warm, kalt, trocken oder naß — auf dem Marsch bestand der Anzug stets und unfehlbar in rothen Tuchhosen, weißen Gamaschen über denselben und der sogenannten Capote, einem Aermelmantel von dickem, grauem Tuch. Das „Umhängen" geschah in folgender Ordnung: die Feldflasche am Riemen über die rechte, dann der Brodbeutel (das heißt, wer als Privateigenthum einen solchen besitzt) über die linke Schulter; ein Sack mit scharfen Patronen (60—80 Stück) an einem Riemen um den Leib; die Cartouchiere (Patrontasche) mit Bajonnetscheide zusammen um den Leib; ein Stück Schanzzeug (Spaten, Axt, Radehacke u. s. w.) über die rechte Schulter; der Tornister, ge-

Digitized by Google

füllt mit Wäsche, Reserve-Schuhwerk, Putzmaterial, leinenen Beinkleidern und Privatsachen, auf dem Rücken. Auf, um und an demselben befanden sich Brot- oder Zwiebackrationen für mehrere Tage, ein Kochgeschirr (in demselben ein Antheil an den Viktualien der Korporalschaft, als: Fleisch, Speck, Reis, Bohnen, Salz oder dergleichen, so wie Kaffee und Zucker), eine zusammengerollte blaue Tuchjacke, eine wollene Decke, ein Zelttheil (vier derselben machen ein Marschzelt für vier Mann), ein Zeltstock mit vier Pflöcken und Zeltschnur, und endlich, erforderlichenfalls, ein Bündel Holz obenauf. Dazu 35 Grad Hitze und ein kaum passirbarer Weg, so wie ein 11½ Pfund schweres Gewehr — — Sapienti sat!

(Schluß folgt.)

Die Graphitwerke in Sibirien.

Jedermann bedient sich eines Bleistifts, aber nur Wenige wissen, woher der Stoff zu einem so nützlichen Werkzeuge kommt, und daß jener, welchen man in Nürnberg, Regensburg und Wien zu den berühmten, allen Anforderungen entsprechenden Stiften verwendet, mehr als tausend Meilen weit wandern muß, bevor er in der Fabrik zur Verarbeitung gelangt.

Früher wurde der beste Graphit (Reißblei) aus den Gruben von Borrowdale in Cumberland bezogen, wo er am reinsten und weichsten vorkam. Diese Gruben sind seit den Tagen der Königin Elisabeth bearbeitet worden, nun aber meistens erschöpft. Man findet in ihnen das Reißblei nicht in zusammenhängenden Adern, sondern in vereinzelten Stücken und von verschiedener Beschaffenheit. Die Ausbeute ist nur noch gering; sie wird am ersten Montag eines jeden Monats in Esser-Street zu London meistbietend verkauft.

Man findet und gräbt Graphit auch bei Ronda, Malaga und Granada in Südspanien, er bricht aber schwer. Besser ist jener aus Böhmen und von Passau. Einige Waare kommt auch aus Rhodez, Departement Aveyron in Frankreich, aus Ceylon, Mexiko und vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Bleistifte erster Qualität aus Borrowdaler Graphit werden in London mit 168 L. per Zentner bezahlt, das Pfund kostet also ungefähr 10 Rthlr.

Die Handelslexika (namentlich das vielfach unvollständige und oberflächliche von Mac Culloch, auch in der neuesten Ausgabe, die wir nachgeschlagen haben) erwähnen der Hauptbezugsquelle, aus welcher jetzt der Graphit bezogen wird, gar nicht. Wir finden darüber in Gustav Radde's Bericht über seine Reisen in Ost-Sibirien eingehende Nachrichten, die wir im Auszuge mittheilen wollen.

Der Reisende kam im östlichen sajanischen Gebirge, im Gebiete der Sajoten, über den Irku-Gangafluß und das Ulugebirge zu dem Chorokbache und ging von dort zu den Graphitwerken des Herrn Alibert, die weit ab von allen Punkten der Zivilisation im südöstlichen Sibirien liegen.

Im Chorokthale befand sich Radde schon im Vegetationsbereiche der Moose; die Hochtundra (wir wollen sagen das Hochmoor) war gut bestraucht. Bald erreichte er in dieser Einöde ein Kreuz, welches Alibert im Süden seiner Graphitwerke errichtet hat und das als Wegweiser dient. Nachdem man von dort eine Strecke weiter gewandert ist, übersieht man den Alibertberg und das Koscho Gol-Gebirge, kommt dann zu einem zweiten Kreuz mit eingeschnittener Inschrift und lernt das Non plus ultra der Moos- und Flechtentundra kennen, in welcher die Pferde fast versinken. Am Cholkogon finden Reisende in einer Hütte Unterkommen: die Graphitwerke liegen noch 12 Werst, also noch nicht ganz zwei deutsche Meilen entfernt. Aber man hat nur einen klafterbreiten gebahnten Pfad, und die Zirbelfichte gewinnt in der Vegetation die Oberhand.

Sobald man den höchsten Punkt erreicht hat, eröffnet sich dem Blick eine weite Gebirgslandschaft, in deren kahlem Vordergrunde sich, als reizend belebende Staffage, das Graphitwerk befindet. Um die sorgfältig gelegten Steinbollwerke, zu welchen die abgesprengten Gangartfelsen aus dem Schachte den Stoff hergeben, bringen geschäftige Arbeiter den Graphit auf Handkarren oder Traglörben weiter.

Diese einsam liegende Stätte des Fleißes ist schon deßhalb von Interesse, weil dort scharfe Gegensätze zwischen der Lebensweise des heidnischen, unzivilisirten Stammes der Sojeten neben schon festgewurzelter europäischer Kultur auftreten. Europäische Reisende finden dort, 7000 Fuß über der Meeresfläche, gastliche Aufnahme.

Vor nun etwa achtzehn Jahren begann Alibert die ersten Arbeiten an dem nach ihm benannten Berge im Gebiete der Sojeten. Er hatte sich durch Spekulationen in Krasnojarsk und Irkutsk ein bedeutendes Vermögen erworben und verwandte dasselbe zum Goldsuchen und Goldwaschen. Dabei kam er auch in das östliche sajanische Gebirge, wo er in den Bächen Graphitsplitter und Gerölle fand, welche seine Aufmerksamkeiten erregten. Nun forschte er nach, und ein Aeltester der Sujeten, Namens Somso, welcher in jener Gegend seine Jagdgründe hatte, war ihm zur Auffindung der eigentlichen Ader behülflich. Nach mehrjährigen Vorarbeiten und langem Einsiedlerleben gelang es ihm, den reichen Schatz, welcher in der Erde ruht, zu heben und die Frucht seiner Anstrengungen zu ernten.

Der Graphit liegt im Alibertberge in einer fadenreichen (6 Fuß) hohen Hauptader, welche fast senkrecht in grobkrystallinischen Syeniten und Granitvarietäten herabsteigt und in dem (1856) etwa 80 Fuß tiefen Schachte mit der Tiefe an Mächtigkeit und Güte

Digitized by Google

zunimmt. Er zeigt sich aber auch (wie im Slüdenkathal am Baikal-See) im krystallinischen Kalken eingesprengt, und hier fand man bei Schurfarbeiten, die ein wahres Netz von Kanälen bilden, eine Anzahl von Graphitstücken, welche zumeist eine lange schmale Form haben, und eine feingewellte, stark an Holzstruktur erinnernde Oberfläche zeigen. Die Qualität gerade solcher Stücke soll am vorzüglichsten sein. Größere kompakte Massen kommen von sehr verschiedener Güte vor; sie haben besonders in der Nähe der sie begleitenden Gangart einen muscheligen Bruch und dann auch einen starken Perlmutterglanz. Diese sind aber von geringer Beschaffenheit. Man sieht im Schachte die Syenite und Kalkspathe als die beste Gangart an und arbeitet ihnen nach, und zwar mit Hülfe des Pulvers.

Kunst und Literatur.

Unorganische und organische Chemie für Schulen von Dionys Lardner, Professor der Physik und Astronomie an der Universität in London. Deutsche Uebersetzung von G. Tröbst, Direktor der Realschule in Weimar. Mit 152 Holzschnitten. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Professor Lardner durch die Herausgabe mehrerer populärer, naturwissenschaftlicher Werke hinlänglich bekannt, bietet Denjenigen, welche sich dem Studium der Chemie widmen wollen, in diesem Werke das Wichtigste aus dem Gebiete dieser höchst interessanten Wissenschaft und solches hat Herr Direktor Tröbst mit großer Sachkenntniß und in vorzüglicher Weise bearbeitet. Dieß Buch ist für Anfänger bestimmt; demgemäß werden zunächst in einer Einleitung die Hauptgrundbegriffe erörtert, worauf dann die Elemente und ihre vorzüglichsten Verbindungen mit andern Körpern vermittels zweckentsprechender in den Text eingedruckter sehr guter Illustrationen erläutert werden. — Die Darstellung des Ganzen ist kurz; aber dennoch bietet sie Alles das, was der Anfänger zu wissen nöthig hat, auch ist in vielen Fällen Rücksicht genommen auf die Technik, so wie überhaupt auf die im gewöhnlichen Leben sich darbietenden Erscheinungen. Wir wollen daher nicht versäumt haben, auf dieses wahrhaft gute Buch (Preis 20 Sgr.) hiermit hinzuweisen.

Lehrbuch der Landwirthschaft von Adam Müller. Dritte Auflage. Mainz, Verlag von Kunze.

Dieses Buch ist eines von den wenigen in der landwirthschaftlichen Literatur, welches wissenschaftlich trefflich bearbeitet, zugleich ein sehr brauchbarer Rathgeber für die Praxis ist, und dem kleinen wie dem großen Landwirth nützlich. v. Liebig sagt: er kenne den Verfasser als einen Landwirth voll reicher Erfahrung, der bei seiner tiefen Einsicht in das Wesen des landwirthschaftlichen Betriebs die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Grundsätze klar erkannt habe. Das Buch verdient, daß es mit den darin niedergelegten Ansichten eine weite Verbreitung erhält, und jedem Landwirth sei es hiermit empfohlen.

Mannigfaltigkeiten.

Aus einem sehr interessanten und, wie es scheint, aus den besten Quellen geschöpften Artikel über die beiden Spielhöllen Ems und Wiesbaden erfährt man, daß die Spielaktiengesellschaft mit einem Betriebskapital von 500,000 fl. einen jährlichen Ertrag von nicht weniger als 1,400,000 fl. erzielt. Der Reinertrag der Wiesbadener Bank betrug in den Jahren 1857—60 die Kleinigkeit von 2,033,733 fl., das Emser Geschäftchen in derselben Zeit nur 751,825 fl., zusammen demnach — immer mit dem Betriebs-Kapital von 500,000 fl. — zur Dividenden-Vertheilung an die Aktionäre, die man nur im Nassauischen in bestimmten Kreisen zu suchen hat, die Bagatelle von 2,785,459, also fast 3 Mill. fl.

Der amerikanische Gesandte in Brüssel gab kürzlich ein Diner, bei welchem alle Speisen — mit Ausnahme von zwei Gängen — direkt von Amerika bezogen und auf amerikanische Weise zubereitet waren.

Charade.

Eins ein Absonderungsorgan, Zwei ist eine harte Masse; Eins und Zwei ein hochberühmter rheinhessischer Weinort.

Auflösung des Räthsels in Nro. 14:

Fenster.

Geschichtskalender. 20. Januar 1715. Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern und deutscher Kaiser, stirbt.

20. Januar 1783. Friede zwischen England und den nordamerikanischen Staaten, geschlossen zu Paris, wodurch ein direkter Verkehr zwischen dem übrigen Europa und Amerika erfolgt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 18 Donnerstag, 21. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Sie sehen aber so blaß aus, daß ich in der That fürchte, Sie seien unwohl."

„Ich bin immer etwas blaß, zuweilen sogar auffallend blaß, nichts desto weniger aber bin ich vollkommen gesund."

„Mrs. Latimer schrieb uns, sie hoffe, daß Sie uns ganz gewiß entsprechen werden," bemerkte Barbara im ungezwungenen Tone. „Ich bin überzeugt, Sie werden es auch und ich hoffe, daß Sie Ihren Aufenthalt bei uns angenehm finden werden. Haben Sie lange in England gelebt?"

„Mein Aufenthalt in England fällt in meine früheste Jugend."

„Sie haben Ihren Mann und Ihre Kinder verloren? Doch bitte ich um Entschuldigung, wenn ich mich geirrt haben sollte, aber ich denke, Mrs. Latimer erwähnte auch etwas von Kindern."

„Ich habe sie verloren," war die matte ruhige Antwort.

„O! es muß ein fürchterlicher Schmerz sein, wenn Kinder sterben!" rief Barbara mit bewegter Stimme aus. „Ich möchte mein geliebtes Kind nicht um die ganze Welt verlieren! Ich könnte mich unmöglich von demselben trennen."

„Ein fürchterlicher Schmerz, der schwer zu ertragen ist," war ihre äußerliche Antwort: in ihrem Herzen aber dachte Lady Isabella, daß der Tod noch lange nicht die gräßlichste Art von Trennung sei, indem es noch eine viel entsetzlichere gebe.

Mrs. Carlyle lenkte das Gespräch auf die Kinder, die ihrer Obhut anvertraut werden sollen.

„Sie sind doch zweifelsohne davon unterrichtet, daß die Kinder nicht mir gehören! Mrs. Latimer wird es Ihnen wohl gesagt haben."

„Es sind die Kinder von Mr. Carlyle's erster Frau."

„Und Mr. Carlyle's," unterbrach sie Lady Isabella. Was veranlaßte sie aber auch, eine solche Bemerkung zu machen? Sie wunderte sich selbst darüber, gleich im Momente, als diese Worte ihren Lippen entfuhren. Eine Scharlachröthe überflog ihre Wangen und sie mußte sich selbst daran erinnern, daß es nicht rathsam sei, mit einem so innigen Gefühle zu sprechen.

„Mr. Carlyle's natürlich," sagte Barbara, in der Meinung, Madame Vine habe eine Frage an sie gestellt. „Ihre Lage, vorzüglich die des Mädchens, ist eine sehr beklagenswerthe; denn ihre Mutter hat sie verlassen. O! das war ein entsetzliches Ereigniß."

„Sie ist gestorben, wie ich höre," sagte Lady Isabella, in der Absicht, das Gespräch sofort von dieser Angelegenheit abzulenken. Mrs. Carlyle that jedoch so, als ob sie das überhört hätte, und fuhr fort:

„Mr. Carlyle heirathete Lady Isabella Vane, des verstorbenen Grafen Mount-Servern's Tochter. Sie war schön und von einnehmenden Manieren, aber ich glaube kaum, daß sie sich um ihren Mann auch nur im Geringsten kümmerte. Sie hat sich von ihrem Manne heimlich entfernt."

„Das ist sehr traurig," bemerkte Lady Isabella, wohl einsehend, daß sie doch etwas darauf antworten müsse, zudem mußte sie ja ihre Rolle gut spielen.

„Traurig? Es war abscheulich, es war niederträchtig," sprach Barbara in erregtem Tone. „Von allen Ehemännern auf Erden verdiente Mr. Carlyle am wenigsten eine solche Behandlung. Sie werden dasselbe sagen, wenn Sie ihn kennen gelernt haben werden.

„Und die Geschichte bleibt im Ganzen genommen noch immer ein Räthsel, denn Niemand hatte Kenntniß oder auch nur den leisesten Verdacht, daß Lady Isabella eine Neigung für einen Andern in ihrem Busen trage. Sie ging mit Francis Levison, dem jetzigen Sir Francis, der damals in Ost-Lynne verweilte, auf und davon, aber Niemand konnte zwischen ihnen irgend eine ungeziemende Vertraulichkeit bemerken, selbst Mr. Carlyle nicht. — Für ihn so wie für jeden Andern wird ihre Handlungsweise immer ein unlösbares Problem bleiben."

Madame Vine schien mit ihren Augengläsern sehr stark beschäftigt zu sein und setzte sie zurecht, während Barbara fortfuhr.

„Natürlich fällt die Schande auf die Kinder zurück, und sie werden immer davon zu leiden haben. Die Schande, eine geschiedene Mutter zu haben, ist keine Kleinigkeit."

Digitized by Google

„Ist sie nicht gestorben?“ unterbrach sie Lady Isabella.

„Ja, allerdings ist sie gestorben, man wird aber deshalb nicht weniger mit den Fingern auf sie zeigen, und wie ich Ihnen bereits bemerkte, ist das Mädchen am meisten zu bedauern, hie und da — sagt mir Wilson — spielen die Kinder gesprächsweise bereits auf ihre Mutter an; aber ich würde Ihnen empfehlen, Madame Vine, sie dazu nicht aufmuntern zu wollen. Sie thäten besser, sie ganz zu vergessen.“

„Und Mr. Carlyle würde es natürlich auch so haben wollen?“

„Ja, ganz gewiß; es unterliegt gar keinem Zweifel, daß auch Mr. Carlyle jegliche Erinnerung an seine erste Frau verwischt sehen möchte. Aber unglücklicher Weise war sie die Mutter dieser Kinder, und das läßt sich denn doch nicht mehr anders machen. Ich verlasse mich darauf, daß Sie bemüht sein werden, dem Mädchen solche Grundsätze beizubringen, die es vor einem ähnlichen Schicksal bewahren.“

„Ich werde es versuchen,“ antwortete Lady Isabelle mit noch größerem Eifer, als sie bis jetzt an den Tag gelegt. „Sind die Kinder oft bei Ihnen, wenn ich fragen darf?“

„Nein. Ich gebe mich nicht gerne viel mit Kindern ab. Selbst wenn meine eigenen Kinder heranwachsen, werde ich die Kinderstube und das Unterrichtszimmer als den geeignetsten Aufenthaltsort für sie betrachten. Ich bin der Meinung, Madame Vine, daß sehr viele Mütter in ihrem Erziehungswesen ein ganz verfehltes System beobachten. Da gibt's manche, die vor lauter Vergnügssucht und Frivolität ihre Kinder ganz vernachlässigen, von diesen spreche ich gar nicht, es kann nichts Gedankenloseres und Strafwürdigeres mehr geben; aber es sind wieder sehr viele, die in den entgegengesetzten Irrthum verfallen, und nur in der Umgebung ihrer Kinder sich glücklich fühlen. Diese müssen entweder fast immer in der Kinderstube, oder die Kinder bei ihnen im Salon sein. Sie waschen sie, kleiden sie an, füttern sie, kurz, sie verwandeln sich in Sklaven, und den Dienst der Kindsfrau in eine Sinecure. Die Kinder sind dann ausgelassen, störrig, eigensinnig, wie es in der Regel alle Kinder sind, und die Mutter verliert die Geduld, wird mürrisch und verdrießlich, und theilt da Maulschellen und Backenstreiche aus, wo sie früher, als sie noch kleine Püppchen waren, nichts als Küsse zu geben wußte. Sie hat dann weder Lust noch Muse, sich um ihre geistige Entwickelung zu bekümmern, und bis die Kinder ziemlich groß gewachsen, da hat sie schon längst ihr Ansehen, ihre Autorität verloren.

„Eine, die immer überdrüssig und launisch mit den Kindern ist, die bei einem etwas ungewöhnlich starken Kinderlärm, immer über ihre abgespannten Nerven zu klagen hat, und in einem Athem fort nichts Anderes den Kindern zu sagen weiß, als: „Das solltest Du nicht thun, sei doch ein Bischen ruhig,“ die kann sich darauf gefaßt machen, früher oder später, Widerspruch und Ungehorsam begegnen zu müssen, es kann aber auch nicht anders sein. Haben Sie noch nicht dieselbe Bemerkung gemacht?“

„Ja,“ erwiderte Lady Isabella.

„Die ganze Hausordnung wird dadurch gestört. Die Kinder werden wild, lärmen und toben. Der Mann wird dessen überdrüssig und sucht Erholung und Zerstreuung außer dem Hause. Ich könnte Ihnen Beispiele dieser Art aus unserer nächsten Nachbarschaft anführen, wo Alles so hergeht, wie ich's Ihnen beschrieben habe, und das noch überdieß bei Leuten unseres Standes. Ich betrachte dieß als ein eben so verfehltes, als äußerst gefährliches System.“

„Gewiß, das ist es auch,“ antwortete Lady Isabella, die sich ihr zum Danke verpflichtet glaubte, da auch sie, als sie noch Heimath und Kinder hatte, dieses System nicht befolgte.

„Was ich aber durchaus Niemand Andern anvertrauen würde, das ist die geistige Heranbildung meiner Kinder,“ setzte Barbara fort. „Ueberlassen wir die Obliegenheiten, die dem Kindsmädchen zukommen, ihr auch ganz getrost und unbehindert, natürlich vorausgesetzt, daß wir von ihrer Verläßlichkeit ganz genau überzeugt sind. Ueberlassen wir ihnen die Arbeit und die Mühe mit den Kindern, das Lärmen und Poltern, mit einem Worte lassen wir die Kinderstube nur der Kinder Aufenthalt sein. Aber ich hoffe, ich werde nie verfehlen, meine Kinder täglich um mich zu versammeln, um ihnen christliche und moralische Grundsätze einzuflößen und sie zu belehren, wie sie ihre Pflichten gegen Gott und Menschen gewissenhaft zu erfüllen haben. Das ist nach meiner Auffassung die Aufgabe einer Mutter und erfüllt sie diese ehrlich und gewissenhaft, dann kann sie getrost alles Uebrige der Kindsmagd überlassen. Ein Kind soll aus dem Munde seiner Mutter nie etwas Anderes, als Worte der überzeugenden Milde und Sanftmuth hören, was aber beinahe unmöglich wäre, wenn sie sich zu häufig in der Nähe der Kinder aufhält.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lehrer-Jubiläum in Fürth.

Für viele Menschen gibt es keine schwerere Tugend, als wenn sie für irgend ein Gutes, das sie aus der Hand eines Wohlthäters empfangen haben, erkenntlich sein sollen. Noch ungleich verächtlicher aber ist, wenn Jemand, der anstatt seinem Wohlthäter zu Dank verpflichtet zu sein, diesem gar oft noch mit Undank lohnt.

Man kann leicht den Edelsinn oder die Rohheit der Menschen aus den Gelegenheiten erkennen, bei welchem sich ihre Dankbarkeit vorzüglich äußert. Der

Digitized by Google

sinnliche Mensch hat nur Sinn für die Wohlthaten, die seinem Leibe wohlthun. Stille ihm den Hunger, verhülle seine Blöse, er wird dir Dank wissen. Erziehe ihn zum bessern Menschen, bereichere ihn mit Kenntnissen — er wird kaum wissen, ob er dir dafür auch Erkenntlichkeit schuldig sei. Daher ist auch überhaupt die Dankbarkeit der Menschen jeden Alters und Standes besonders gegen ihre Lehrer am allerseltensten, ja nicht selten werden die Lehrer von Schülern und Eltern mit dem schwärzesten Undank belohnt.

Dem geringsten Handwerker wird seine Arbeit bezahlt. Je nachdem er sie besser liefert oder schlechter, wird sie ihm mehr oder weniger vergütet. Aber der Lehrer, und wenn er Tag und Nacht darauf sänne, seinen Schülern der größte Wohlthäter zu sein, und wenn er durch Fleiß und Nachdenken die höchste Kunst erwerben würde, seinen Schülern die Perle der Wissenschaft in den goldenen Schaalen des Worts zu reichen — er wird darum nicht höher belohnt.

Ja viele Gemeinden betrachten den Lehrer geradezu als eine Last und vergönnen ihm seine in den meisten Fällen sehr kärgliche Besoldung. Wie ganz anders muß aber dem Erzieher der Jugend zu Muthe sein, wenn seine Verdienste anerkannt werden. So gewiß, wie den Wanderer bei langem kalten Regenschauer der freundliche Strahl der Sonne erfreut und erquickt, so erheitert, stärkt und begeistert den Lehrer für die fernere Thätigkeit ein Tag, an welchem ihm die Anerkennung seines mühevollen Wirkens besonders zu Theil geworden ist.

Einen solchen Tag hat die Lehrerschaft in Fürth erlebt und festlich begangen. Herr Konrad Hätzner, Lehrer an der untern Abtheilung der Knabenoberklasse, geboren den 5. August 1792, definitiv angestellt den 14. Dez. 1813 in Fürth, seit 13 Jahren Inhaber der goldenen Verdienst-Medaille, feierte nämlich am 14. Dez. sein 50jähriges Amtsjubiläum. Der Jubilar, durch sein ersprießliches und segensreiches Wirken hochverdient, im 72. Lebensjahre stehend, versieht noch bis auf den heutigen Tag mit rastlosem Eifer ohne irgend eine Beihülfe oder Unterstützung mit ungeschwächter Kraft und Rüstigkeit des Körpers und Geistes seinen mühevollen Beruf in seinem vollen Umfange in der aufopferndsten Weise.

Die Mehrzahl der Bürger, Männer aus allen Lebensaltersstufen, zählen zu seinen Schülern, weßhalb auch die gesammte Einwohnerschaft der Stadt an dieser Festfeier freudigen Antheil nahm, obwohl zunächst nur eine Schulfeier gehalten werden sollte, da die von den Behörden erbetene Ordensdekoration noch nicht eingetroffen war, also die offizielle Feier verschoben werden mußte.

Was gab nun dieser Feier die oben berührte besondere Wichtigkeit für das Lehrerkollegium der Stadt, ja sogar für den Lehrerstand überhaupt? War es das Abendständchen der Liedertafel und die Aufnahme als Ehrenmitglied in den Verein, dessen Gründer und Direktor der Jubilar gewesen? War es der musikalische Morgengruß der Lehrer vor der Wohnung des Gefeierten? Waren es die verschiedenen Geschenke, die demselben dargebracht wurden (von den Kollegen: ein silberner Pokal mit einem prachtvoll gearbeiteten Tableau aus der kunstfertigen Hand des Oberlehrers Schmeißer; von den ältern Schülern: eine silberne Dose, mit 40 Dukaten gefüllt; von den jetzigen Schülern: ein silberner Trinkbecher)? War es die allgemeine Theilnahme der ehrenwerthen Bürgerschaft und die von allen Seiten eingelaufenen Gratulationen? — So hoch auch diese Geschenke und Ehren- und Theilnahmsbezeugungen anzuschlagen sind, so war es doch etwas Anders, was dem Glanz des Festes die Krone aufsetzte. Es war das dem Jubilar verliehene Ehrenbürgerrecht der Stadt, verbunden mit einer jährlichen Ehrenzulage von 100 fl.; es war die Art und Weise, wie diese Auszeichnungen von den städtischen Kollegien beschlossen und von denselben ausgeführt und dargereicht worden sind.

Kaum war es nämlich bekannt geworden, daß Herr Hätzner am 14. Dez. sein Jubiläum feiere, stellte der Vorstand der Gemeindebevollmächtigten, der Landtagsabgeordnete Hr. Apotheker Dr. Mayer, beim Kollegium den Antrag auf Verleihung des Ehrenbürgerrechts, welcher Antrag so ehrend für die Gesammtheit der Lehrer verabfaßt ist, daß wir nicht umhin können, denselben hier wörtlich folgen zu lassen.

„Am 14. Dezember feiert der hiesige Volksschullehrer Hr. Konrad Hätzner sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und es ist nunmehr die Frage zu erörtern, in welcher Weise die hiesige Gemeinderepräsentation sich an dieser Feier betheiligen soll.

„Wer den Ernst und die Wichtigkeit des Lehrerberufs im Allgemeinen anerkennt, wird mit um so größerer Hochachtung und Dankbarkeit die Verdienste eines Mannes würdigen, der in ununterbrochener Folge ein halbes Jahrhundert lang mit rastlosem Fleiß und wahrer Auszeichnung an der sittlichen und geistigen Bildung unserer Bevölkerung gearbeitet hat und dabei durch vollste Integrität und stets bewährte Ehrenhaftigkeit des Charakters ein hohes Maß bürgerlichen Ansehens mit allem Rechte genießt. Die Mehrzahl unserer Mitbürger verehrt in dem Jubilar den treuen Lehrer ihrer Jugend und gedenkt besonders in den reiferen Jahren mit dem wärmsten Dank der unter seiner Leitung an Geist und Herz gewonnenen Bildung. Wenn wir Unterricht, Erziehung und Bildung aus gewichtigen Gründen zu den besten Hülfsmitteln zählen, um wahres Bürgerglück und allgemeine Wohlfahrt zu begründen, so hat Herr Konrad Hätzner sich im Berufe seiner fünfzigjährigen Dienstzeit um das Gemeinwesen hoch verdient gemacht und eine Gemeinde ehrt am meisten sich selbst, indem sie einem solchen Manne die wohl-

Digitized by Google

verdiente Anerkennung in vollstem Maße auszudrücken sucht.

„Für diesen Zweck erachte ich eine Form von Ehrenbezeigung für geeignet, von der bis jetzt allerdings nur hochgebornen, hochgestellten Staatsbeamten gegenüber Gebrauch gemacht worden ist.

„Es sind zwar bereits die nöthigen Schritte geschehen, um den Jubilar zu einer Ordensdekoration an höchster Stelle zu empfehlen. Unserem Kollegium aber, als unmittelbarer Vertretung der Bürgerschaft, ziemt es, den würdigen Mann mit den uns selbst zu Gebote stehenden Mitteln zu beehren.

„Ich beantrage deßhalb zu beschließen: „Es sei dem Volksschullehrer Herrn Konrad Hätzner bei dessen 50jährigem Dienstjubiläum das Ehrenbürgerrecht der Stadt Fürth zu verleihen und die betreffende Urkunde demselben am 14. Dezember durch eine Deputation des Magistrats und des Gemeindekollegiums feierlich zu überreichen."

Dieser Antrag wurde vom Gemeindekollegium einstimmig zum Beschluß erhoben, welchem hernach auch der Magistrat eben so einhellig beigetreten ist. Auch wurde von beiden Gremien noch bestimmt, dem Jubilar eine Ehrenzulage von 100 fl. zu gewähren.

Nachdem in den Vormittagsstunden all die bezeichneten Geschenke und Ehrengaben durch Deputationen zu Wagen dem Jubilar überbracht waren, fand um 11 Uhr die eigentliche Feier im großen Rathhaussaale statt.

Die königliche Schulkommission, der Stadtmagistrat, das Gemeindekollegium, die gesammte Lehrerschaft, die Oberklassen der Volksschule und eine große Anzahl Bürger sammelten sich um den Gefeierten und dessen Familie, und es begann die Feier mit dem Chorgesang: „Lobe den Herrn, den mächtigen König ꝛc." Als hierauf der 1. Herr Bürgermeister John den Jubilar im Namen der Stadt begrüßt und mit beredten Worten die Verdienste desselben in Bezug auf die Stadt in sehr ehrender Weise geschildert hatte, setzte der Referent der Schulkommission, Herr Pfarrer Lehmus, die Vorzüge des Gefeierten mehr in Bezug auf das Innere der Schule auseinander und rühmte besonders dessen Methode, Lehrgewandtheit, Strenge und Milde, rastlosen Eifer u. s. w. in sehr innigen und herzlichen Worten, auf welche Reden sodann der 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirt" von Klein von den Lehrern zum Vortrag kam. Hierauf ergriff Herr Oberlehrer Höchstetter, Vorstand des Bezirkslehrer-Vereins, im Namen seiner Kollegen das Wort, bezeugte dem Jubilar die frendigste Theilnahme an dem Ehrentage, dankte demselben für die bewiesene amtsbrüderliche Freundschaft und Liebe, und rühmte in anerkennender Weise, daß die hiesigen königl. Schulbehörden und städtischen Kollegien wahres Verdienst auch da zu würdigen wissen, wo es so oft verkannt wird. Als noch ein Schüler seinen Glückwunsch dargebracht hatte, sprach der Jubilar in einer längeren Rede unter tiefer Rührung seinen Dank aus für die hohe Ehre und Anerkennung, die ihm an diesem Jubeltage so allseitig erwiesen worden ist. Der Choralgesang: „Nun danket Alle Gott" schloß die würdige Feier, die allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben wird.

Möge diese den Lehrerberuf und Lehrerstand so sehr ehrende Feier dazu beitragen, die Glieder des Lehrerstandes mit Berufseifer und Berufsfreudigkeit zu erfüllen; möge sie bei denselben das ernste Streben wecken, sich durch gewissenhafte Pflicht-Erfüllung und durch entschiedene Gesinnungs- und Charaktertüchtigkeit die Achtung ihrer Umgebung zu sichern und den Geist wahrer, amtsbrüderlicher Freundschaft, Einigkeit und Zusammenhaltung, als einen mächtigen Hebel dazu, schaffen und nähren, pflegen und erhalten! Es wird, es muß dann auch mit dem Lehrerstand besser werden!

Mannigfaltigkeiten.

[Anton Schindler †.] Am 16. ds. verstarb in Bockenheim, wo er schon längere Jahre zurückgezogen lebte, Professor Anton Schindler, bekannt als Musikkritiker und Freund L. v. Beethoven's. Erbe des künstlerischen Nachlasses Beethoven's hat er seiner Zeit während des Aufenthalts in Münster den werthvollen Schatz durch die Vermittelung des Ministers Hansemann der preußischen Regierung für das Museum zu Berlin gegen eine Lebensrente überlassen und glänzendere Angebote von englischer Seite, um Deutschland die Erbschaft des großen Todten zu erhalten, in edler patriotischer Gesinnung von der Hand gewiesen. Wie man hört, werden sich in dem Nachlasse des nun Verstorbenen noch manche interessante Schriftstück Beethoven's vorfinden. Schindler war aus Mädel in Mähren gebürtigt.

Das älteste Ehepaar lebt in Marulan in der Kolonie Neu-Süd-Wales. Der Mann ist 111, seine Frau 107 Jahre alt. Sie sind außerordentlich schwach und bettlägerig, sind aber noch im Besitz ihres Gesichts und Gehörs. Der alte Mann kam mit der ersten Flotte im Jahre 1788 in Neu-Süd-Wales an und lebt folglich seit 75 Jahren dort.

Geschichtskalender. 21. Januar 1621. Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz wird in die Reichsacht vom Kaiser erklärt.
21. Januar 1745 Kurfürst Maximilian Joseph III. von Bayern tritt die Regierung an.
21. Januar 1793. Hinrichtung König Ludwigs XVI.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 19 Freitag, 22. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Lady Isabella gab stillschweigend zu erkennen, daß sie mit den Ansichten Mrs. Carlyle's, die in der That ganz richtig waren, vollkommen einverstanden sei.

„Als ich als Mr. Carlyle's Frau zum Erstenmale nach Ost-Lynne kam, nahm ich zu meiner Befriedigung wahr, daß Miß Manning, die frühere Gouvernante, bei der geistigen Heranbildung Mr. Carlyle's Kinder dieselbe Methode in Anwendung brachte, die ich Ihnen in so ausführlicher Weise auseinander gesetzt habe. Sie versammelte die Kinder, das kleinste nicht ausgenommen, zu einer bestimmten Stunde Vormittags um sich. Ich fand ihre Anordnungen ganz vortrefflich und mischte mich nicht weiter ein. Erst seitdem sie uns verlassen, es sind ungefähr vier Wochen, habe ich sie unter meine geistige Pflege genommen. Wir trennten uns ungerne von Miß Manning, sie besaß unser unbedingtes Vertrauen. Sie unterhielt jedoch seit längerer Zeit eine Liaison mit einem Marineoffizier, der sie auch jetzt heirathen wird. Es wird die Aufsicht über das kleine Mädchen Ihnen ganz allein überlassen sein und ich wünsche, daß sie auch außerhalb der Unterrichtsstunden in Ihrer Umgebung bleibe. Sind Sie damit einverstanden?"

„Ich bin sofort dazu bereit," sagte Lady Isabella mit pochendem Herzen. „Sind die Kinder wohl? Erfreuen sie sich einer ungestörten Gesundheit?"

„So ziemlich. Sie hatten im vergangenen Frühjahre die Masern und diese Krankheit ließ bei William, dem ältesten Knaben, einen Husten zurück. Mr. Wainwright sagt, er wird sich denselben auswachsen."

„Hat er ihn jetzt auch noch?"

„Des Nachts und des Morgens. Sie haben vergangene Woche einen ganzen Tag bei Miß Carlyle zugebracht, und sich etwas verspätet; es war ein feuchter neblicher Abend und der Knabe hustete später, als er nach Hause kam, ganz entsetzlich. Mr. Carlyle ward darüber auch so beunruhigt, daß er den Mittagstisch verließ und in die Kinderstube eilte. Er gab Justinen den strengsten Befehl, ihn so lange der Husten andauert, nie mehr der feuchten Abendluft auszusetzen. Wir hatten ihn nie so husten gehört, als dazumal.

„Besorgen Sie etwa eine Abzehrung?" fragte Lady Isabella mit halber Stimme.

„Ich befürchte weder diese noch irgend eine andere unheilbare Krankheit," antwortete Barbara. „Ich bin mit Mr. Wainwright einer und derselben Meinung und bin überzeugt, daß er mit der Zeit seinen Husten verlieren wird. Die Kinder entstammen väterlicherseits einer vollkommen gesunden Familie und habe ich keinen Grund zu fürchten, daß dieß nicht auch mütterlicherseits der Fall sei. Sie werden mir entgegnen, daß ihre Mutter sehr jung gestorben. Allerdings ist das der Fall gewesen; aber sie starb nicht in Folge einer Krankheit, sondern eines unvorhergesehenen Unglücksfalles ... Wie viele Kinder hatten Sie?" fragte Mrs. Carlyle etwas unerwartet.

Was sollte sie darauf erwidern? In ihrer Verlegenheit stammelte sie die ganze Wahrheit heraus.

„Drei, und — einen Säugling, der starb — als kleines Kind meine ich."

„Vier Kinder zu verlieren!" rief Barbara mit sichtlicher Theilnahme aus. „Woran starben sie denn Alle?"

Eine zögernde Pause trat ein. „Das eine starb an dieser, und das andere wieder an einer andern Krankheit," war die fast unvernehmliche Antwort Lady Isabella's.

„Starben sie früher als Ihr Gemahl? denn wäre der Fall umgekehrt, so müßte der Schmerz noch ein größerer, und fast nicht zu ertragen sein."

„Das — Kind — starb nach ihm," stotterte Lady Isabella, indem sie den Schweiß von ihrer Stirne trocknete.

Barbara gewahrte ihre heftige Aufregung, und bedauerte sehr, diese Fragen gestellt zu haben, sie glaubte diese Erregtheit rühre von der wehmüthigen Erinnerung an ihre verstorbenen Kinder her.

„Mrs. Latimer schrieb uns auch, daß Sie von adeliger Geburt sind, und eine vornehme Erziehung genossen haben," fuhr Barbara fort, um dem Gespräche eine minder aufregende Wendung zu geben. „Ich bin überzeugt, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich solch' sonderbare Fragen an Sie stelle," fügte Barbara in einem entschuldigenden Tone hinzu. „Aber das ist unsere erste Unterredung."

Digitized by Google

„Ich bin als Dame geboren und erzogen worden," antwortete Lady Isabella mit tiefer Beschämung.

„Ja, ich bin dessen gewiß, es wird Niemand in Ihnen die Dame von Geburt verkennen," sagte Barbara. „Ach, wie traurig ist es, wenn Geldkalamitäten über uns kommen. Ich bin überzeugt, daß Sie nie daran gedacht, einst als Gouvernante dienen zu müssen."

Ein Lächeln umspielte ihre feinen Lippen.

Sie — daran denken als Gouvernante dienen zu müssen — sie des Grafen von Mount-Severn einziges Kind!

„O nie, niemals," gab sie zur Antwort.

„Ihr Gemahl, fürchte ich, hat Sie unversorgt zurückgelassen; Mrs. Latimer schrieb mir so etwas Aehnliches."

„Mit meinem Manne verlor ich Alles," war ihre Antwort.

Mrs. Carlyle erschrack über den wehmüthigen Schmerz, der in ihrem Ton sich verrieth.

In demselben Augenblicke trat eine Dienerin ein.

„Das Kindsmädchen sagt, der Kleine ist bereits ausgezogen, und Sie können ihn schon haben," sagte sie, sich an ihre Gebieterin wendend.

Mrs. Carlyle stand von ihrem Sitze auf, machte Miene, sich zu entfernen, als sie plötzlich inne hielt.

„Ich will heute Abend das Kind hier haben," sagte sie zum Mädchen, „sag' der Kindsfrau, daß sie einen Shawl um das Kind nehmen, und es herunter tragen soll."

„Es ist das die Stunde, wo mein Kleiner sein Nachtmahl zu nehmen gewohnt ist," sagte sie lächelnd, indem sie sich zu Lady Isabella umdrehte. „Ich darf ihn auch wohl einmal hier haben, nachdem Mr. Carlyle ohnehin abwesend ist. Zuweilen bin ich um diese Zeit selbst abwesend, und er muß dann allein gefüttert werden."

„Bleiben Sie also nicht der Kinder halber zu Hause?"

„Gewiß nicht. Wenn ich und Mr. Carlyle irgendwo eine Abendpartie haben, dann muß der Kleine weichen. Ich würde nie meinen Mann des Kindes wegen vernachlässigen, so sehr es auch meine ganze Liebe besitzt."

Das Kindsmädchen trat herein, enfaltete den Shawl, und legte das Kind in Mrs. Carlyle's Schooß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Klimascheide.

(Schluß.)

Ganz in der eben detaillirten Weise waren wir ausgerüstet, als wir an diesem Vormittag vom letzten Rendezvous aufbrachen, um die noch zurückzulegende Stunde Wegs zu machen und den Felsenpaß der El-Kantara zu passiren, die Klimascheide zwischen dem nach dem Mittelländischen Meere zu abfallenden Hochplateau und dem Saharadistrikt. Die Vegetation, so wie die Thierwelt hatten bis zu diesem Punkte uns kaum einen Unterschied mit dem südlichen Europa bemerken lassen; wo die erstere überhaupt vorhanden gewesen, trug sie noch das europäische Gepräge, und mit Ausnahme einer isolirten Dattelpalme dicht vor der Stadt Konstantine hatte ich noch nichts von tropischer Flora und, einige Schakals abgerechnet, nichts von tropischer Thierwelt gesehen. Nach der Passage El-Kantara jedoch — war mir von all den alten, bärtigen Gesellen der Legion gesagt — sollte das Ding einen andern Anstrich bekommen. Von der Hitze, die mir auch als eine „ganz andere" geschildert, hatte ich, meiner Ansicht nach, schon einen ganz leidlichen Vorgeschmack gehabt. Gegen 12 Uhr Mittags betraten wir die Schlucht, welche eben nur wenig mehr Raum neben dem sie durchströmenden Flusse für den Reiter oder Fußgänger läßt. Hammelhoch thürmten sich auf beiden Seiten die senkrecht aufsteigenden Felsen, ein unheimliches Dämmerlicht herrschte, das, je mehr wir vorwärts kamen, um so mehr zunahm, und eine Temperatur, total entgegengesetzt der, welche wir so eben verließen; eine feuchte, kalte Luft, welche die bekannte Gänsehaut hervorrief; in der Ferne der heisere Ruf eines in den Felslöchern nistenden Geiers oder einer aus dem Schlaf gestörten Hyäne, und oft dicht neben, oft dicht unter uns das Brausen des Wassers. Einer nach dem andern marschirten wir links vom Eingange der Schlucht auf dem unebenen, schlüpferigen Pfade, bald hinaufkletternd, bald mit größter Vorsicht abwärts steigend, bald in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel, bald hoch über ihm, schweigend und unter dem Eindruck eines beengenden Gefühls dahin. Nach etwa zehn Minuten des beschwerlichen und im beständigen Zickzack sich windenden Wegs sahen wir plötzlich ein architektonisches Meisterstück, einen Pendant zur schweizer Teufelsbrücke vor uns: eine massive, aus gebrannten Steinen erbaute Brücke. Sie passirend, gelangten wir aufs linke Ufer der El-Kantara und blieben dort bis kurz vor dem Austritt aus der Schlucht. Eine eherne Denktafel auf der Mitte der Brustwehr jener Brücke zeigt dem Reisenden in goldenen Lettern, daß französische Soldaten dieselbe errichtet, und zwar Truppen vom Geniekorps und von der Fremdenlegion. Nach weitern fünf Minuten durchwateten wir bis ans Knie den Fluß und blieben nun auf seinem rechten Ufer. Jetzt wurde es nach und nach heller und die Luft wärmer; endlich, bei einer der zahllosen Krümmungen des Wegs, bot sich uns ein Anblick, den zu beschreiben eine geübtere Feder als die meinige nöthig ist.

Wenn man plötzlich aus der kalten Luft unmittelbar vor einen geheizten Backofen tritt, so kann man sich eine Idee machen von dem plötzlichen Wechsel der Temperatur, den wir beim Verlassen dieses Passes em-

pfanden. Eine glühende, sengende Hitze schlug uns entgegen, welche den Schweiß mit Macht aus den Poren trieb. Doch wer schildert das entzückende Panorama, das sich unsern Blicken bot und das einen Ausruf der Bewunderung allen denen entlockte, die noch Neulinge auf afrikanischem Boden waren? Ein Palmenwald lag ausgebreitet vor uns und unabsehbar da; ein im reichsten Grün prangender Wiesenteppich trennte ihn von der Schlucht und durch ihn hin zog der Fluß ruhig und klar. Hunderte, nein, Tausende von Kameelen, Ziegen, Maulthieren, Rindern u. s. w. belebten die Landschaft, gegen deren dunkles und lichtes Grün die erste rein orientalische Stadt, ebenfalls El-Kantara genannt, mit dem blendenden Weiß ihrer maurischen Häuser und Tempel kontrastirte.

Das Ziel unsers beschwerlichen Marsches lag einen Büchsenschuß von uns entfernt, und bald hatten wir die Strapazen und Entbehrungen des Tags in dem erquickenden Flußbade, in einem reichlichen Mahl und im Genuß der unvermeidlichen Pfeife unter dem schattigen Dom der Dattelpalmen vergessen. Die Araber brachten uns Milch, Honig, Eier und Datteln und ihre herrlichen, duftenden Wiesen gaben uns Ruheplätze, so schön, so süß, daß ich hier anfing, von den Märchen der „Tausendundeine Nacht" zu träumen.

Bezirksgerichtsdirektor J. Reichert †.

Lohr, 17. Januar.

Heute Morgen starb dahier in der Blüthe des Mannesalters der allgemein verehrte Direktor des kgl. Bezirksgerichtes und Ritter des Verdienstordens vom heil. Michael, Herr Ignaz Reichert. Wenn schon seine Krankheit, Anfangs Halsentzündung, dann Schleimfieber, die vielseitigste Sorge und Unruhe verbreitete, so erfüllt sein Verlust nunmehr nicht allein unser Gericht und unsere Stadt, sondern gewiß auch viel weitere Kreise mit schmerzlichster Theilnahme. Denn dieser wahrhafte Ehrenmann verdiente die allgemeine Verehrung und Liebe, welche ihn umgab, nach seinem ganzen Sein, dem äußeren Erscheinen und dem inneren Wesen, in ungewöhnlichem Maße. Sein Wirken galt zumeist seinem Berufe. Dafür in seiner Vaterstadt Bamberg, darauf an die Universität Würzburg und München trefflich ausgebildet, widmete er sich mit großer Aufopferung früher schon dem Gemeindeleben seiner Geburtsstadt als rechtskundiger Magistratsrath. Nachdem er gemäß seiner Bitte in den Staatsdienst versetzt war, zeigte er sich als Assessor, später als Rath des k. Kreis- und Stadtgerichts zu Würzburg als eines seiner hervorragendsten Mitglieder und wurde auch höheren Ortes so gebührend anerkannt, daß er mit der Vorstandschaft des neugegründeten k. Bezirksgerichts dahier ausgezeichnet, ja selber überrascht wurde. In dieser Stellung überbot er sich wohl durch amtliche Anstrengung, bevor dem Gerichte jüngst zwei neue Arbeitskräfte verliehen wurden. Er leitete jenes mit eben so großer Humanität, als bewährter Fachkenntniß und Gewissenhaftigkeit. Zugleich aber war er der liebevollste Gatte, der sorgsamste Vater seiner noch unmündigen 4 Kinder, zugleich der theilnehmendste und thätigste Freund nicht etwa nur eines engeren Kreises, sondern aller seiner Mitmenschen in ihren öffentlichen wie Privatangelegenheiten. Indem von einer reichen allgemeinen Bildung seine besondere getragen und gehoben wurde, interessirte er sich stets auf das Lebhafteste für alle Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst, für jedes gemeinnützige und edle Unternehmen, so daß kaum die Stunden des Tages für sein unermüdliches Wirken ausreichten, kaum seine physische Kraft seiner geistigen Anstrengung genügte. So half er den unterfränkischen Johannis-Zweig-Verein zur Obsorge für entlassene Sträflinge als Mitvorstand begründen, beleben und ausbreiten: Höchst menschenfreundlich waren seine rastlosen Bemühungen auch für diesen Zweck, psychologisch wichtig seine deßfallsigen Jahresberichte. Ebenso förderte er an der Spitze des Stenographen-Vereins erst zu Würzburg, dann hier auch diese Kunst und wirkte durch sein versöhnliches Wesen, wie seine einflußreiche Rednergabe vorzugsweise mit, daß die deutschen Freunde dieser Kunst sich über ihre Prinzipien jährlich mehr einigten, daß nicht allein die fränkischen Stenographen sich inniger aneinander anschlossen, sondern auch die bedeutendsten Anhänger derselben Kunst vom Rheine, von der Donau und der Elbe sich wiederholt versammelten und sich künstlerisch wie patriotisch näherten. Seine gediegene Beredtsamkeit verwerthete er hierorts nicht nur in seinem Berufe, welcher ihm über Alles wichtig war, sondern auch in öffentlichen Versammlungen, wobei er namentlich seinen tieferen, besorgenden Einblick in die schweren Anliegen unseres großen Vaterlandes, sein warmfühlendes Herz auch für diese Lebensrichtung glänzend bekundete. So war er jener seltenen Popularität vollkommen würdig, welche nicht allein der Freundlichkeit, die sonst allzu häufig täuscht, nicht allein dem Kerne seines aufopfernden, vielseitigen Strebens, sondern eben jener innigsten Harmonie seines ganzen trefflichen Wesens unwillkürlich gezollt wurde. Gehörten doch zu den letzten Worten des Sterbenden: „Wahrheit, Ewigkeit, Friede!" Um so bewegter blicken wir auf den allzu frühen Tod dieses geist- und gemüthvollen Mannes, auf den herben Verlust für den Staat, welchem er gewiß noch auf höheren Stufen wichtige Dienste zu leisten berufen gewesen wäre, wie nicht minder für seine verwaiste, des guten Vaters noch so dringend bedürftige Familie!

Digitized by Google

Kunst und Literatur.

Deutschlands Kampf und Freiheits-Lieder. Illustrirt von Georg Bleibtreu. Gr. 4. In 6 Lieferungen.

Die klassische Periode des Kampf- und Freiheitsliedes fällt unstreitig in das zweite Dezennium unseres Jahrhunderts, als das deutsche Volk in heiligem Zorn sich erhob, um das auf dem Vaterlande lastende Joch der Fremdherrschaft in Trümmer zu schlagen. Da erstand, genährt an den großen Ideen der Schillerschen Muse, eine Schaar von Sängern, deren begeisternde, Freiheit athmende Lieder dem Zaghaftesten das Schwert in die Hand drückten und nicht wenig beitrugen zum glorreichen Siege der deutschen Waffen. Wer kennt nicht die Namen Arndt, Körner, Schenkendorf, Uhland, Rückert und ihrer Genossen? Sie leben fort wie ihre Lieder im Munde und Herzen des Volks.

G. Bleibtreu, dessen Schlachtenbilder aus dem Befreiungskampfe in weiteren Kreisen bekannt sind, hat sich seit langem damit beschäftigt, eine Reihe der schönsten deutschen Kampf- und Freiheitslieder zu illustriren. Die Illustrationen, in Holzschnitt, werden aus 8 bis 10 ganzen Blättern des größten Quartformats, ferner aus zahlreichen Textbildern, Vignetten, Initialen u. s. w. bestehen. Ihre Ausführung durch den Holzschnitt ist in die geschicktesten Hände gelegt. Somit darf, ohne daß sich das Unternehmen mit der in neuerer Zeit oft mißbrauchten Bezeichnung „Prachtwerk" ankündigt, eine künstlerische, des hohen Gegenstandes würdige Ausstattung erwartet werden.

Bei Auswahl der Dichtungen war der leitende Gesichtspunkt theils ihr poetischer Gehalt, theils die Popularität der besungenen Helden oder Begebenheiten. Außerdem wurde eine gewisse Vollständigkeit bezüglich der verschiedenen Zeitalter und Dichter erstrebt, so daß die Sammlung auch nicht des literarischen Werthes ermangelt. Kraft und Volksthümlichkeit der Sprache, gepaart mit innigster Tiefe des Gefühls und nicht selten durchrankt von den Wunderblüthen des deutschen Humors — das ist der Grundton, der in diesen eigenthümlichen, kernigen Dichtungen wieder klingt. Die Arbeiten sind bereits derart vorgeschritten, daß die Vollendung des Ganzen vor Schluß des Jahres verbürgt werden kann. Um inzwischen der Verbreitung in den weitesten Kreisen Vorschub zu leisten, erfolgt die Ausgabe in 6 Lieferungen zum Subskriptionspreise von 20 Sg. (1 Fl. 12 Kr. rhein.) für die Lieferung.

Der untrügliche Maulwurfsfänger oder die Kunst, Maulwürfe auf eine völlig zuverlässige und sichere Weise zu fangen. Nebst einem Anhange verschiedener anderer Mittel zu deren Vertilgung. Mit Abbildungen. 7. Auflage. 10 Sgr. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Es ist in neuerer Zeit vielfach die Behauptung aufgestellt worden, daß der Maulwurf eher zu den für die Landwirthschaft nützlichen als schädlichen Thieren gerechnet werden könne. Dieß mag wohl bis zu einem gewissen Grade Geltung haben, aber bei zahlreicherem Vorhandensein ist seine Vertilgung unbedingt geboten. Das vorliegende Werkchen gibt nun über alle diese Punkte Aufklärung, weßhalb wir Landwirth, Gärtner ꝛc. darauf aufmerksam machen.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Hinterlassenschaft des kürzlich verstorbenen Großbrauers Dreher in Wien theilt die „Ostd. Post" Folgendes mit: Bei der Vermögensaufnahme fanden sich nicht weniger als eine Million in Hypothekenpfandscheinen, drei Millionen in Lotterie, Staats- und anderen Papieren; an zehn Millionen liegen in dem ausgedehnten Eigenthum an Grund und Boden. Hiebei sind die großartigen Vorräthe von „Stoff", die in den grandiosen Dreher'schen Kellern liegen, so wie überhaupt die Summen, die im Geschäfte stecken, nicht gerechnet. Und kaum 30 Jahre haben dazu gedient, diese Schätze aufzuhäufen, freilich Jahre voll Thätigkeit eines rastlos strebenden Industriellen.

Nach der Schlacht bei Roßbach kamen jene französischen Helden, welche vorher immer geprahlt hatten, wie sie den kleinen Marquis de Brandenbourg, welchen sie für einen französischen Marquis hielten, in einem Sacke fangen wollten, sehr handgreiflich von ihrem Irrwahne bekehrt zurück. In Gotha wollte sich einer von ihnen in einem Kramladen ein Paar Socken kaufen und fragte, was sie kosten sollten. „Der nächste Preis" — sagte der Krämer — „oh, Preuß ist nächst?" stotterte der Held und lief, ohne die Antwort abzuwarten, zum Laden und zur Stadt hinaus, als wenn ihm der Kopf brennte.

Aehnlichkeit zwischen einem Schiffe und einer Frau: Man weiß nicht, wie viel sie Kosten verursachen, bevor man sie nicht selbst besitzt; sie sind werthlos, wenn man keine Arbeit für sie hat; ihr Werth ist wesentlich vom Alter abhängig und eine schöne Auftakelung und gute Bemannung ist die Hauptsache.

Geschichtskalender. 22. Januar 1729. Lessings Geburtstag.

22. Januar 1809. Joseph, Napoleons Bruder, zieht als König von Spanien in Madrid ein.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 20 Samstag, 23. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Ein hübsches, stolzes, junges Wesen, das das Köpfchen immer in die Höhe richtete und seine kleinen Arme nach den Lichtern an den Kandelaber ausstreckte, wie es vielleicht noch kein Kind von erst sechs Monaten gethan, so dachte wenigstens Barbara. Es steckte in einem blankweißen Nachtröckchen und eben so reizendem Nachthäubchen mit wunderhübschen Krausen und Garnirungen, im Ganzen genommen eine sehr schöne Augenweide.

Auch sie saß einst und zwar in demselben Lehnstuhl, mit einem eben so schönen Kinde auf ihren Knieen, aber das gehörte der Vergangenheit an und war für sie auf immer verloren. Sie lehnte ihren heißen Kopf auf ihre Hand und ihrem blutenden Herzen entfuhr ein schmerzlicher Seufzer.

Wilson, die Neugierige, hatte indeß Gelegenheit gehabt, ihre Betrachtungen anzustellen. Wilson war in ihrem Innern ganz indignirt über die fürchterliche Gestalt und das komische Wesen dieser Gouvernante.

„Diese Brille verdeckt Alles," raisonnirte sie, „und zu was, um alle Welt den Hals so steif hinaufgebunden? Sie könnte eben so gut einen Männerkragen und Rock tragen! Nein, wenn es mit ihrem Unterricht nicht besser aussehen sollte, als mit ihrer Gestalt, da thäte Miß Lucy viel besser, gleich in die Armenpfarrschule zu gehen!"

„Soll ich warten, Madame?" frug Wilson, mit ihren Forschungen zu Ende, ganz zimperlich.

„Nein," sagte Mrs. Carlyle. „Ich werde schon läuten."

Der kleine Weltbürger zeigte sich beim Nachtmahle sehr rührig und thätig und sollte nachher, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, in ein tüchtiges Schläfchen verfallen.

Allein das Nachtessen war vorüber und der kleine Gentleman schien jetzt eben so wenig Schlaf als vorher zu verspüren.

Er richtete sich auf, schmunzelte und streckte die Händchen nach den Lichtern und machte auf diese Weise die Versuche seiner Mama — ihn in ein Schläfchen einzulullen — zu Schanden.

„Willst Du denn die ganze Nacht durchwachen, Du kleiner Rebell?" fragte Barbara ihn zärtlich anblickend.

Ein lautes Schreien folgte als Antwort, was vielleicht so viel bedeuten sollte, als „Ja, ich habe diese Absicht" — darauf drückte sie ihn mit einem innigen Gefühl des Entzückens so fest an sich, daß es ihm einen Schrei des höchsten Schmerzes herauspreßte und mit unersättlicher Gier häufte sie dann Küsse über Küsse auf sein liebes Gesichtchen. Sie nahm es wieder in ihre Arme, richtete es auf, und ging damit auf Madama Vine zu.

„Haben Sie je ein schöneres Kind gesehen?"

„In der That, ein sehr schönes Kind," zwang sie sich zu antworten, und dachte vielleicht an ihren Archibald, als er auch so ein kleines Wesen war.

„Aber es sieht Ihnen nicht viel ähnlich."

„Es ist das Ebenbild meines theueren Mannes. — Wenn Sie Mr. Carlyle sehen werden," — hier hielt Barbara plötzlich inne und neigte ihr Ohr nach einer Richtung hin, als wollte sie horchen.

„Mr. Carlyle ist gewiß ein hübscher Mann?" sagte die arme Lady Isabella, welche glaubte, Barbara habe absichtlich inne gehalten, um ihr Gelegenheit zu geben, diese Bemerkung machen zu können.

„Er ist ein schöner Mann, aber das ist einer seiner kleinsten Vorzüge. Er ist der edelste Mensch, geachtet, verehrt, ja man kann sagen geliebt von aller Welt. Das einzige Wesen, das ihn nicht zu würdigen verstanden, war seine Frau. Wie sie ihn überhaupt verlassen und jemand Andern hatte anschauen können, nachdem sie Mr. Carlyle zum Gatten gehabt, wird stets Jedem, der ihn kennt, ein Räthsel bleiben."

Ein bitterer Seufzer, den Lady Isabella nur mit Noth an sich halten konnte, folgte darauf.

„Gewiß, das ist der Wagen," schrie Barbara auf, ihre Ohren wieder hinneigend. „Wenn das wirklich der Fall, so kommt Mr. Carlyle heute ungewöhnlich früh nach Hause. „Ja, ja, das ist schon das bekannte Wagengerassel."

Wie Lady Isabella da gesessen, sie wußte es nicht, wie sie ihre Angst und Beklemmung verbarg, davon hatte sie keine Ahnung mehr.

Eine Pause trat ein, Schritte wurden im Vorsaal

Digitized by Google

vernehmbar. Barbara, mit dem Kinde in den Armen, näherte sich der Salonthür und herein tritt eine schlanke edle Gestalt.

Lady Isabella war wieder einmal in der Gegenwart ihres einstigen Gemahls.

Ohne bemerkt zu haben, daß noch Jemand anwesend sei, beugte er sein Haupt und küßte seine Frau recht zärtlich. Isabella wendete sich diesem Schauspiele mit eifersüchtigen Blicken zu; sie sah, mit welch' hingebender Leidenschaft Barbara diese Zärtlichkeit erwiderte, hörte den mit inniger Wärme gelispelten Gruß: „Mein Geliebter," und sah ihn dann umwenden, um eben so viel heiße Küsse auf die rosigen offenen Lippen seines geliebten Kindes zu drücken.

Lady Isabella bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Hatte sie dieß auch mit in den Kauf nehmen müssen? Ja, es war ein Theil des Kreuzes, das sie geduldig zu ertragen auf sich genommen und sie mußte es auch ertragen.

Mr. Carlyle trat etwas näher vor und bemerkte sie, er schien beim ersten Anblick etwas überrascht.

„Madame Vine," sagte Barbara.

Er reichte ihr die Hand und hieß sie eben so herzlich willkommen, als es seine Frau vor ihm gethan hatte.

Sie legte ihre zitternde Hand in die seinige, sie konnte ja nicht anders, wenig dachte Mr. Carlyle daran, daß er diese Hand tausendmal schon mit inniger Wärme gedrückt, und daß es diese Hand war, die sie ihm einst am Altar auf Castle Marlin als Pfand ewiger Treue gereicht!

Lady Isabella fühlte plötzlich, als wenn jeder Tropfen Blutes von ihr gewichen wäre. Die Leichenblässe, die auf ihrem Gesichte lag, zeigte, daß wenigstens von hier jedes Lebenszeichen verschwunden und unfähig mehr sich aufrecht zu erhalten, nahm sie wieder ihren früheren Platz ein. Mr. Carlyle stellte Höflichkeits halber einige Fragen bezüglich der zurückgelegten Reise an sie, aber sie wagte es kaum, die Augen zu ihm emporzuheben, während sie die Antworten herstammelte.

„Du hast Dich heute sehr beeilt, Archibald," fing Barbara wieder an, „ich habe Dich nicht so zeitlich erwartet und kann mir auch nicht denken, wie Du so schnell davon gekommen bist. Ich weiß, was es mit dem jährlichen Festschmaus der Richter im Rehbock auf sich hat. Das Festessen pflegt doch meines Wissens nicht so zeitlich zu Ende zu sein und pflegt sich vielmehr bis in die späten Nachtstunden hinaus zu ziehen."

„Was auch heute der Fall sein wird," lachte Mr. Carlyle. „Ich habe, nachdem die Herren zum Pfeifenschmauch übergingen, die Gelegenheit benützt und mich im Stillen davon gemacht und sollten sie mich vermissen, so wird Dill mit einer seiner gewöhnlichen Geschichten von äußerst dringenden Geschäften, plötzlicher Abberufung u. s. w. schnell zur Hand sein und mich ganz wacker heraushauen."

Barbara mußte mitlachen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaale.

Darmstadt, 20. Jan.

Nach sechstägigen Verhandlungen ist heute Christian Schmitt von Unter-Schönmattenwaag wegen Raubmords von dem hiesigen Schwurgericht für schuldig befunden und von dem Assisenhof zum Tode verurtheilt worden. Der bereits achtzehnmal bestrafte, erst zwanzigjährige Verbrecher war nach der Anklageakte beschuldigt, am 5. Juli v. Js. den von Euterbach (Großherzogthum Baden) einen Wagen voll Rinden nach Heppenheim an der Bergstraße fahrenden Michael Eberle durch mehrere Schläge auf den Kopf mit einem scharfen Eisen dermaßen verletzt zu haben, daß derselbe augenblicklich bewußtlos geworden und nach mehreren Tagen an der erhaltenen Verletzung gestorben ist. Der Mörder bemächtigte sich alsbald nach der That des Geldes des Ermordeten und trieb dessen Wagen, worauf der Getroffene schwer verletzt noch lag, mit sammt den Rinden weiter nach Heppenheim und Bensheim zu, indem er sich den ihm unterwegs Begegnenden für den Knecht des Eberle ausgab und erzählte, daß sein angeblicher Herr in der Trunkenheit vom Wagen gefallen sei und sich so beschädigt habe, daß er besinnungslos sei. Einigen Leuten bot er sogar Belohnungen an, wenn sie mit ihm fahren und in der weiteren Pflege des Verletzten behilflich sein wollten. Dieß wurde jedoch abgelehnt. Schmitt fuhr dann mit dem Wagen nach Bensheim zu dem David Müller daselbst, gab sich auch hier für den Knecht des Eberle aus, verkaufte die Rinden an denselben und ließ sich 25 fl. einstweilen auszahlen, wobei er den Empfang dieser Summe mit „Adam Müller" quittirte. Der Wagen mit den Rinden und dem als betrunken auch hier ausgegebenen Schwerverletzten wurde in einem Schuppen einstweilen untergestellt und Schmitt entfernte sich unter irgend einem Vorwand, nachdem er sich noch bei einem Kleiderhändler neue Kleider angeschafft hatte. Später trieb er sich mehrere Wochen in der Gegend seiner Heimath, meist in den Wäldern sich aufhaltend, umher, entfernte sich aber später, wahrscheinlich auf die Nachricht, daß man auf ihn fahnde, und wurde endlich in Bonn verhaftet. Der Verdacht der That, die sich nur zu bald als Mord erwies, war Anfangs auf einen Anderen, Michael Stein von Wald-Michelbach, gefallen, der erwiesenermaßen mehrfache Drohungen gegen den Ermordeten ausgestoßen, auch ein Viertel Jahr in Untersuchungshaft saß, zuletzt aber, da er sein Alibi nachwies, aus der

Digitized by Google

Haft entlassen wurde. Ob dieser Alibi-Beweis in der That richtig ist, und ob nicht Stein doch vielleicht Gehülfe von Schmitt gewesen, haben die öffentlichen Verhandlungen nicht aufklären können. Der Angeklagte, Schmitt, suchte sich sowohl in der Voruntersuchung, wie vor den Schranken des Schwurgerichts durch dreistes und freches Wesen, das als Gefühl der Unschuld gelten sollte, so wie durch ein Gewebe unwahrscheinlicher Erzählungen voll vieler Widersprüche zu helfen. Nach seinen Angaben will er am Abend des 4. Juli in einem Schuppen zu Eberstadt oder Bickenbach übernachtet haben und Morgens nach Heppenheim zu gegangen sein. Unterwegs sei er dem Wagen Eberle's begegnet, an dem zwei fremde Männer, ein Müller und ein Student, gestanden wären, während zwei schwarze Männer, wie Schornsteinfeger, über den Weg gelaufen seien. Die beiden ersteren hätten ihm gesagt, der auf dem Wagen liegende Mann heiße Eberle, sei in der Trunkenheit vom Wagen gefallen und er möge doch Wagen und Mann nach Bensheim bringen und dort die Rinden bei David Müller abladen. So sei er an den Wagen „geschmuggelt" worden. Ein später am Ort der That gefundenes Eisen, ein sogenannter Weinbohrer, wurde trotz des Leugnens als das seinige erkannt. Bei mehrfachen Gelegenheiten affektirte der Angeklagte ein widerliches Lachen und erklärte auf Vorhalt desselben: „das sei so sein Genie!" (soll heißen Temperament). Eine Scene bei den Verhandlungen war besonders bemerkenswerth: Nach dem ärztlichen Gutachten war die Wunde von Jemand beigebracht, der links ist, wie der Angeschuldigte. Als man diesem nun auch einmal das Eisen in die Hand gab und ihn bedeutete, wie er immer dabei die linke Hand vorhalte, hob er plötzlich das Eisen hoch in die rechte Hand und rief: „Wenn sich Jemand dahin stellen will, so will ich ihm eins „hinhagen!" Da dieß einen großen Tumult und Aufregung erregte, auch mehrere der Geschworenen empört aufsprangen, so entschuldigte er sich: „es sei nicht so bös gemeint gewesen; ihm würde aber Alles übel genommen!" — Auch das „Schuldig" der Geschworenen, das mit 11 gegen 1 Stimme abgegeben wurde, wie das Urtheil des Gerichtshofs konnte ihn nicht bewegen, seine freche und trotzige Haltung zu ändern oder ihm einen Schein von Bestürzung oder Reue abzuringen.

Kunst und Literatur.

Der Fleckenreiniger oder praktischer Unterricht über das Reinigen aller Arten Zeuge von Flecken, ohne Nachtheil der Farben und des Gewebes; nebst Anweisung, alle veränderten so wie die völlig zerstörten Farben auf Zeugen nach den Regeln der Färbekunst wieder herzustellen. Fünfte Auflage. 7½ Sgr. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Dieses Schriftchen, welches ein unentbehrliches Handbuch für Fleckenkünstler, Schneider, Fabrikanten, Schnittwaarenhändler, Stickerinnen, Nähterinnen, Wäscherinnen, überhaupt für jede gute Hausfrau und für alle Künstler, Handwerker ꝛc., deren Kleider oft der Gefahr ausgesetzt sind, durch Flecken beschmutzt zu werden, bildet, handelt in seiner ersten Abtheilung von denjenigen Substanzen, deren man sich zum Fleckenausmachen bedient, und in der zweiten Abtheilung von der Behandlungsweise der am gewöhnlichsten vorkommenden Arten von Flecken.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Frankfurt, 18. Jan., wird geschrieben: Gestern machten drei Mitglieder des hiesigen Schlittschuhklubs eine seltene Eisfahrt. Sie fuhren den Main hinab in den Rhein und auf diesem bis Walluf. Da die Eisfläche, mit Ausnahme einiger Hindernisse zwischen Frankfurt und Höchst, ununterbrochen und spiegelglatt ist, so legten sie diesen Weg, der geradeaus 10 Stunden beträgt, wegen der Krümmungen des Flusses aber und der Ausbiegungen, welche die Beschaffenheit des Eises auferlegt, wohl doppelt gemacht werden muß, ausschließlich der Einkehrzeit in 4½ Stunden zurück. Die Bahn geht am rechten Ufer des Maines entlang; sie ist von unterhalb Höchst an spiegelglatt und vollkommen sicher. Von Mainz an kann man entweder am rechten Ufer hinabfahren und hat dann nur in Biebrich eine 10 Minuten weite Unterbrechung durch Scholleneis, oder man kann sich am linken Ufer jenseits der Insel (Au) halten und hat dann nur bei Schierstein den Rhein zu überschreiten. Von Schierstein bis Walluf gleicht die Eisfläche einem See. Sie ist so schön, daß täglich von Wiesbaden Extrazüge mit Schlittschuhläufern dahin abgehen. Die Rückkehr geschieht mittelst der Eisenbahn.

Wie der „B. Z." berichtet wird, beträgt der Eisbedarf Münchens 150,000 Fuhren, was, die Fuhr zu 20 Zentner gerechnet, 3 Mill. Zentner ausmacht. Da die Fuhr, bis sie im Keller liegt, etwa 2 fl. kostet, so wird für Eis etwa die Summe von 300,000 fl. ausgegeben. Dem Magistrat muß von der Fuhre 24 kr. vergütet werden, 1 fl. für den Wagen und 1 fl. den Pächtern des Eises zu zahlen, welche das Eis aufhauen und die Ladung besorgen. Es werden täglich gegen 6000 Fuhren in die Stadt geliefert, so daß zur

Digitized by Google

Versorgung derselben 25 Tage nöthig sind, während welcher gegen 1000 Fuhrleute mit Eisfahren und noch weitere 1000 Menschen mit Lösen, Auf- und Abladen des Eises beschäftigt sind. Ein Arbeiter verdient sich hierbei 5—6 fl. und eben so viel ein Fuhrmann. Auf den Kopf kommt in München ein Eisverbrauch von jährlich 20 Zentnern.

Ein bemerkenswerther Prozeß fand dieser Tage vor dem Kriegsgerichte von Lyon seine Erledigung. Ein französischer Soldat Luq, der seit der Belagerung von Sebastopol verschwunden war, kam nach langer Zeit wieder zum Vorschein, und durch eine Verkettung der seltsamsten Verhältnisse ward derselbe dringend verdächtig, in Kriegszeiten zu dem Feinde übergegangen zu sein und den Russen wichtige Aufschlüsse über die Stellung und die muthmaßlichen Plane der Alliirten gemacht zu haben. Namentlich soll seine Verrätherei schuld an dem verunglückten ersten Sturme auf Malakow gewesen sein. Er wurde am 15. d. M. zum Tode verurtheilt. Er ist nicht um Revision seines Prozesses, aber um Begnadigung bei dem Kaiser eingekommen.

In Liverpool ist am 15. d. ein mißlungener Versuch gemacht worden, den Great Eastern zu verkaufen. Es hatte sich eine große Menge von Schaulustigen hinzugedrängt. Als der Auktionator, mit lebhaftem Beifall empfangen, auf seine Tribüne stieg und das Schiff ausbot, entstand eine lange Pause der Erwartung, bis endlich einer der Anwesenden 50,000 Pfd. St. bot. Wieder eine lange Pause. Darauf erklärte der Auktionator, um Zeit zu ersparen, das Gebot des Eigenthümers aussprechen zu wollen: 130,000 Pf. St. (eine Summe, welche zur Befriedigung aller gegen das Schiff anhängig gemachten Ansprüche hinreichen soll). Da Niemand höher bot, so wurde das Schiff aus der Versteigerung zurückgezogen, und die Geschichte war zu Ende. Ueber kurz soll der Great Eastern jedoch von Neuem öffentlich feilgeboten werden.

In dem Städtchen Lettowitz nächst Brünn kaufte der dortige Schmied vor einigen Tagen 5 Zentner altes Eisen, unter welchem sich auch der Lauf eines Gewehres nach der im Jahre 1813 üblichen Konstruktion befand. Ohne den Gewehrlauf zu untersuchen, legte der Geselle Hönig, ein Militär-Urlauber, denselben ins Feuer, in der Absicht, Schlüssel daraus zu erzeugen, doch kaum war der verhängnißvolle Gewehrlauf einige Augenblicke im Feuer gelegen, entlud sich eine wahrscheinlich vor langer Zeit stecken gebliebene Ladung und die Kugel traf den unglücklichen Hönig, welcher mit dem Rufe: „Bei Gott! ich bin erschossen!“ zusammensank. Die Kugel ging ihm durch die Rippen und nach einer Viertelstunde war er eine Leiche.

Schiller, Goethe und Wieland verlebten schöne Tage zusammen in Weimar. Hoch und Nieder bewarben sich um ihre Freundschaft. Ein Herr v. Gohren drängte sich an das Dichterkleeblatt, stolz darauf, sich ihrer Bekanntschaft zu rühmen. Seine Zudringlichkeit ging so weit, daß er sie, die eben recht munter in einem Abendzirkel versammelt waren, unter den fadesten Komplimenten bat, sich auf ein Blatt in seinem Album einzutragen. Lächelnd gewährten es die Herren.

Wieland machte den Anfang, er schrieb:

Die Erde ist ein Jammerthal!

Wieland.

Darauf Schiller:

Voll Gaukler und voll Thoren!

Schiller.

Dann schloß Goethe:

Von denen Sie der größte sind,
Mein lieber Herr von Gohren!

Goethe.

Der k. sächsische Minister Freiherr v. Globich fuhr zu Berlin ein. Der Examinator am Thore trat mit der Schreibtafel an den Schlag: „Wer sind Sie?“ Ich bin der königlich sächsische Gesandte am hiesigen Hofe: Globich. „Ja“, sagte der Examinator, „es ist nicht genug, daß Sie das glauben, das müssen Sie gewiß wissen.“

Logogryph.

Vorwärts gibt's treffliche Speise,
Rückwärts Dir herrlichen Trank,
Und nun versetzt, da gebühret
Dem Hingeschiedenen Dank.

Auflösung der Charade in Nro. 17: Nierstein.

Geschichtskalender. 23. Januar 1744. Prinz Johann Theodor, Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, Kardinal, Bischof zu Regensburg, Freising ꝛc., erhält auch das Bisthum Lüttich.

23. Januar 1792. Abt Cerutti, Deputirter des gesetzgebenden Korps zu Paris erklärt: alle Religion sei zu vernichten.

24. Januar 1376. Ludwig III, der Bärtige, Pfalzgraf und Kurfürst in der Pfalz, wird geboren.

24. Januar 1679 wird Chr. Frhr. von Wolf, Philosoph und Mathematiker, geboren.

Berichtigung. In dem Gedichte in Nro. 16 der Erheiterungen muß es in der 6. Strophe im 5. Verse statt „dem Rechte zugewendet“ heißen: „Deutschem Rechte zugewendet“.

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 21 Montag, 25. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„War der Papa auch da?"

„Natürlich, er nahm den obersten Platz ein. Was denkst Du denn Barbara, das Festessen ohne den Präsidenten der Richterbank?"

„Nach Papa's Ansichten ein Unding, nicht wahr?" antwortete Barbara scherzend. „Hast Du ihn auch gefragt, wie es der Mama geht?"

„Ja, ich frug ihn," antwortete Mr. Carlyle und hielt plötzlich inne.

„Nun," schrie Barbara auf, „was sagte er darauf?"

„Immer die nervösen Geschichten, war seine Antwort," erwiderte Mr. Carlyle, seiner Frau einen schelmischen Blick zuwerfend. „Das war aber auch Alles, was ich aus ihm herausbringen konnte."

„Das sieht dem Papa ganz gleich. Archibald, weißt Du, was ich mir heute gedacht habe?"

„Gewiß sehr viel dummes Zeug", antwortete er, aber der zärtliche einschmeichelnde Ton, in welchem er dieß gesprochen, ließ keinen Augenblick den beabsichtigten Scherz verkennen.

„Nein, hör' mich doch an, Du weißt der Papa geht mit Squire Pinner nach London, um die Agrikulturwerkzeuge, oder wie die Dinge heißen, zu besichtigen. Sie werden gewiß drei Tage wegbleiben. Glaubst Du nicht?"

„Und drei noch dazu," sagte Mr. Carlyle mit einem boshaften Lächeln auf seinen Lippen, „wenn unsere alten Herren sich den Zerstreuungen in London überlassen, da läßt sich nicht gut annehmen, daß sie sich so schnell ihren Armen entziehen, und bei den Richtern schon gar nicht. Nun, was glaubst Du, Barbara?"

„Ich glaubte, es wäre gut, wenn wir Mama bewegen könnten, die Zeit, die der Papa abwesend sein wird, bei uns zu verleben, es wäre das für sie eine angenehme Veränderung und brächte doch eine kleine Abwechselung in ihr monotones Leben."

„Ich wollte, wir wären es im Stande," erwiderte Mr. Carlyle ganz warm. „Ihr Leben ist, seitdem auch Du sie verlassen, ein trauriges, obwohl sie es nicht eingesteht. Das war ein glücklicher Gedanke. Barbara ich wünschte nur, daß er auch zur Ausführung komme. Mrs. Carlyle's Mutter," wendete er sich jetzt gegen Madame Vine, „ist leidend und ganz allein, denn sie hat jetzt gar kein Kind mehr bei sich zu Hause."

Sie machte ganz einfach eine zustimmende Bewegung mit ihrem Kopfe, denn es fehlte ihr der Muth zu sprechen.

Mr. Carlyle musterte ihr Gesicht ganz aufmerksam. Da sie aber keine Lust zeigte, sich mit ihm in eine Konversation einzulassen, so wendete er sich von ihr ab, und seinem Kinde zu, das jetzt noch viel munterer zu sein schien.

„Junger Herr, ich möchte wohl wissen, was Sie um diese Stunde hier machen, und jetzt noch wach erhält?"

„Du hast wohl recht, wenn Du fragst," sagte Barbara, „ich ließ ihn herunterbringen, weil Du nicht hier warst, und dachte, er werde gleich wieder einschlafen. Und schau ihn einmal an, er hat so wenig Schlaf in seinen Augen, wie ich in den meinen."

Während sie die letzten Worte sprach, versuchte sie es noch einmal, ihn an sich zu ziehen, um ihn in Schlaf einzulullen, aber der junge Gentlemen leistete tapfern Widerstand, strampfte mit Händen und Füßen und stieß einen Schrei aus, der seine volle Entrüstung über das Vorhaben seiner Mama vollständig zu erkennen gab. Mr. Carlyle nahm ihn auf seinen Arm.

„Es ist umsonst, Barbara, Du foppst ihn heute nicht mehr." Dabei schwenkte er ihn mit seinen festen Armen gegen den Kronleuchter, ließ ihn nach dem kleinen „Baby" in dem Trumeauspiegel greifen, bis der kleine Rebell in eine Extase von Entzücken ausbrach, und nachdem er das liebe Gesichtchen mit herzlichen Küssen bedeckt, und auch Barbara ein Gleiches gethan hatte, zog er die Glocke, um das Kindsmädchen zu rufen.

„Was Lady Isabella während dieser ganzen Scene empfunden, ist unbeschreiblich. Ebenso hatte er einst auch ihre Kinder geschaukelt und geküßt, und sie die zärtliche, stolze und glückliche Mutter stand ebenso wonnetrunken dabei, als jetzt Barbara. Mr. Carlyle kam auf sie zu, und fragte mit herzlichem Tone:

„Madame Vine, lieben Sie diese kleinen Plagegeister auch so sehr? Dieser Kleine soll, wie die Leute sagen, ein hübscher Junge sein."

„Sehr hübsch, wie heißt der Kleine?" entgegnete sie, um nur Etwas gesagt zu haben.

Digitized by Google

„Arthur."

„Arthur Archibald," betonte Barbara scharf, sich zu Madame Vine wendend. „Es hat mir leid genug gethan, daß er nicht ausschließend Archibald heißen konnte, weil dieser Name schon von einem andern monopolisirt wurde. Bist Du da, Wilson? Ich weiß nicht, was Du mit ihm machen willst, er sieht aus, als wollte er heute vor zwölf Uhr nicht einschlafen."

Wilson nahm, nachdem sie noch einen neugierigen Blick auf Madame Vine geworfen, den Kleinen aus den Armen Mr. Carlyle's, und entfernte sich mit demselben.

Auch Madame Vine erhob sich von ihrem Sitze und bat, sie zu entschuldigen, wenn sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen würde, da sie heute von der Reise noch etwas ermüdet sei. Mr. und Mrs. Carlyle waren natürlich bereit, sie zu entlassen, und empfahlen ihr nur zu läuten, wenn sie Erfrischungen oder sonst etwas benöthigen sollte.

Barbara drückte ihr die Hand in der freundlichsten Weise und auch Mr. Carlyle beeilte sich, ihr artig die Thür des Zimmers zu öffnen und bekomplimentirte sie mit einem freundlichen Lächeln hinaus aus dem Salon. Sie begab sich sogleich auf ihr Zimmer zur Ruhe.

Nun was glaubst Du, lieber Leser? Sie sagte ihrem zerknirschten reumüthigen Herzen, daß dieses Kreuz, so hart und peinlich es auch sei, härter und peinlicher als sie sich's je gedacht oder vorgestellt, doch immer nur die Folge ihres Unrechtes sei, und daß sie es folglich auch ertragen müsse. Sehr wahr, aber keiner von uns würde ein solches Kreuz auf seinen Schultern haben wollen.

„Sieht sie nicht ganz drollig aus?" sagte Barbara, als sie mit Mr. Carlyle ganz allein war, „ich weiß nicht zu welchem Zwecke sie die blauen Augengläser trägt, wohl nicht, um ihr Augenlicht zu schonen und doch sind sie so entstellend."

„Sie erinnert mich an — an —," fing Mr. Carlyle in träumerischem Ton zu sprechen an.

„An wen?"

„Ich meine ihr Gesicht", sagte er, immer noch fortträumend.

„Man bekommt so wenig davon zu sehen," entgegnete Mrs. Carlyle. „Nun, an wen erinnert sie Dich?"

„Ich weiß nicht, an keine bestimmte Person," erwiderte Mr. Carlyle, sich von seinem Sitze erhebend, „laß' den Thee hereinbringen, Barbara."

(Fortsetzung folgt.)

Verschüttet unter den Ruinen von Mendoza.

Wir lesen in Rickards „A Mining Journey across the Great Andes" folgende Episode aus der Zeit des Erdbebens, welches einen großen Theil der Stadt Mendoza in einen Schutthaufen verwandelte, und 12,000 Menschen einen plötzlichen Tod brachte. Der Verfasser sagt: Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Mendoza hatte ich das Vergnügen, mich mit einem alten Herrn zu unterhalten, der das Unglück gehabt, mehr als fünf Stunden lang unter Ruinen begraben gewesen zu sein, und der endlich von einigen Freunden in Sicherheit gebracht wurde. Ich will seine eigene Erzählung dieses Vorfalls geben, und den Eindruck, welchen sie damals auf mich machte.

Er stattete einigen Freunden in einem an der Alameda gelegenen Haus einen Besuch ab, und erhob sich um halb 9 Uhr Abends, um sich zurückzuziehen. Er stand an einem Tisch in der Mitte des Zimmers, und wollte eben eine Cigarre anzünden, als der Erdstoß, dem ein lautes rumpelndes Getöse voranging, zum erstenmal gefühlt wurde; der Stoß war während eines Augenblicks im Anfang langsam, allein aus dem Getöse schloß er, daß etwas mehr als Gewöhnliches vor sich gehe; er eilte daher in die Straße, lief in der Mitte derselben hinab, und wollte, wo möglich, die Alameda erreichen. Er war von einem seiner vertrautesten Freunde begleitet, der dicht hinter ihm war, und hatte kaum einige zwanzig Schritte zurückgelegt, als er, wie ihm dünkte, einen heftigen Schlag auf den Hintertheil des Kopfs erhielt, und im Nu auch schon an der Erde lag. Seine Hände waren über seinen Kopf hinaus ausgestreckt, und als er aufzustehen versuchte, fand er, daß er nicht einmal einen Finger bewegen könne; das auf seinem Rücken liegende Gewicht schien ihm ungeheuer, und mit großer Mühe nur vermochte er zu athmen. Sein Gesicht lag flach auf dem Pflaster, und so oft er athmete, zog er eine Menge Staub ein. Dennoch war er vollkommen bei Sinnen, und empfand keinerlei Art von Schmerz.

Sein Gefährte, welcher ebenfalls dicht hinter ihm niedergeworfen worden, rief mit schwacher Stimme nach Hülfe, worauf der Freund ihm erwiderte, und ihn bat, er möge seine ihm noch übrig bleibende wenige Kraft nicht in nutzlosen Anstrengungen, Beistand zu erhalten, verschwenden, da eine Zeitlang wahrscheinlich Niemand hier vorbeigehen werde. Der andere antwortete unzusammenhängend, und aus seiner Stimme ging hervor, daß er viel zu leiden habe. In wenigen Minuten war Alles vorbei! Der Geist war entflohen!

Mein Freund, der alte Herr (welchen wir Don Domingo nennen wollen), begann nun über seine eigene Gefahr nachzudenken und zu überlegen, durch welche Mittel er im Stande sein könne, seine Lage irgendeinem Vorübergehenden bekannt zu geben. Er folgerte aus der Heftigkeit des Stoßes, daß die ganze Stadt, oder mindestens der größere Theil derselben zerstört und in solchem Fall der Wasserlauf oder Bach an der Alameda durch die eingestürzten Häuser gestaut worden sein müsse, und natürlicherweise über das Ufer

treten und durch die Straßen herabfließen werde; sonach werde er seinen Tod im Wasser finden; dann wußte er, daß solchen großen Katastrophen gemeiniglich Brände unter den Ruinen folgten, in welchem Fall er unvermeidlich dem Feuertod entgegenginge! Das mögliche, ja wahrscheinliche Ende seines Daseins durch Verbrennen oder Ertrinken war ihm eine furchtbare Betrachtung; allein nicht halb so schrecklich wie eine andere — das unvermeidliche Schicksal, das ihn erwarten mußte, falls er von seinen Freunden nicht aufgefunden ward. Er wußte, daß die Stadt voll von Ratten und Gewürm aller Arten war, und daß dieses Geschmeiß ihn unfehlbar früher oder später auffinden würde unter den Tausenden von Opfern, die wie er unter mindestens sechs Fuß tiefen „adobes" (Luftziegel) begraben lagen. Dieß nebst der Ueberzeugung, daß er Tag um Tag und allgemach verschmachten, und am Ende an Erschöpfung und Hunger sterben müsse, waren die furchtbaren Gedanken, welche sich in seinem erhitzten Gehirn drängten, und ihn fast wahnsinnig machten.

(Schluß folgt.)

Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken.

Auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geisterwelt.

Wie die Dampfmaschine und die Eisenbahn, so haben auch die beiden andern großen Erfindungen unserer Zeit: die Photographie und der elektrische Telegraph, in den beiden Ländern der praktischsten Ausnutzung aller Ideen, in England und Amerika, die größte Anwendung, und zwar auch auf Gebieten gefunden, für welche sie Anfangs gar nicht gemacht zu sein schienen und wo man sie auf unserem Kontinent auch jetzt noch nicht anwendet. Das minder wissenschaftliche und mehr handliche Experiment der Photographie wird besonders in Amerika merkwürdig ausgenutzt: nicht wie in Berlin, Dresden und München zu künstlerischen Bildergallerien aller Malerschulen und Kunstepochen, wohl aber zu physiognomischen Studien für den Geschäftsmann, der durch ein für ihn bearbeitetes photographisches Album die Kunst erlernt, sofort zu erkennen, was er für einen Kunden vor sich hat. Die Amerikaner haben die Camera obscura auf Schlachtfeldern und in Luftballons, auf Sternwarten und — unter Geistersehern arbeiten lassen. Wir wollen in den nachstehenden Auszügen eines amerikanischen Buches über die Photographie in den Vereinigten Staaten eine Skizze von dem photographischen Leben in Amerika liefern.

Zunächst erhalten wir durch folgende Angaben einen Begriff von der kolossalen Ausdehnung des dortigen Geschäfts.

„Die Quantität des photographischen Papiers, das jährlich aus Frankreich und Deutschland eingeführt wird, wird auf fünfzehntausend Ries geschätzt. Die Eier von zehntausend einheimischen Hühnern sind nothwendig, um das erforderliche Eiweiß zu beschaffen, um das photographische Papier zu albuminisiren. Um eine Idee von der Masse des Verbrauches von Chemikalien zu geben, können wir feststellen, daß in den Vereinigten Staaten der jährliche Bedarf von edlen Metallen allein zu photographischen Zwecken auf zehn Tonnen Silber und eine halbe Tonne Gold (?) geschätzt wird. Nicht minder werden ungeheure Quantitäten unterschwefliger Soda zu diesem Zwecke verbraucht."

Ueber das große photographische Institut der Herren Anthony auf dem Broadway in New-York wird berichtet: Die Arbeiten in diesem großen Etablissement, wo das Prinzip der Theilung der Arbeit im Großen durchgeführt ist, werden wunderbar rasch und geschickt ausgeführt. Es ist eine Fabrik im wahren Sinne des Wortes. Eines der jungen Mädchen, welche den ganzen Tag über nichts Anderes thun, als Photographien auf Karten kleben, versicherte, sie habe noch niemals den chemischen Prozeß mit angesehen, durch welchen das negative Bild erlangt wird, obwohl sie seit Jahren nur einige Schritte von dem dunklen Zimmer entfernt steht, wo dieser Prozeß den ganzen Tag über vor sich geht.

„Die Modelle, welche in des Photographen Atelier sitzen, bilden ein interessantes Studium. Sie gehören allen Lebensaltern an, von dem kleinen Kinde auf dem Arm bis zu den alten Patriarchen und Damen, deren Lächeln eben so viele Furchen zeigt, als eine alte Ulme Jahresringe hat. Die Sonne ist ein Rembrandt in ihrer Weise und macht sich ein Vergnügen daraus, sämmtliche Fältchen in den alten rissigen Gesichtern wiederzugeben. Die Photographie eines solchen gleicht jenen fossilisirten Seegestaden, auf denen die Regentropfen ihre Eindrücke, die Schaalthiere und Vögel ihre Spuren zurückgelassen; — Thränen, Sorgen und Kummer sind, als Abdrücke, wie dort im Sandsteine die Fußstapfen, jetzt hier auf der Platte fixirt."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Die Natur-Geschichte der Gespenster. Physikalisch-physiologisch-psychologische Studien von Carus Sterne. Mit 17 Illustrationen. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser dieses merkwürdigen Buches hat es sich zur rühmlichen Aufgabe gestellt, alles Uebernatürliche aus der Welt zu verdrängen und mit allen gespenstischen Erscheinungen den Kampf aufzunehmen. Er

Digitized by Google

rückt in dem vorliegenden Buche den armen Gespenstern dermaßen auf den Leib und dringt so tief in ihr geheimnißvolles und in Dunkel gehülltes Reich ein, daß Jeder zuletzt erstaunen muß, dort so wenig Bevölkerung zu finden. Er verbreitet sich über alle möglichen Arten dieser Plagegeister der Menschheit, indem er ihre Entstehung auf die natürlichen Ursachen zurückführt, und ihr wirkliches Erschauen von der eigenthümlichen Beschaffenheit und den Täuschungen des Sehorgans, der mehr oder minder phantastischen Einbildungskraft, wie der größeren Reizbarkeit eines krankhaften Organismus abhängig macht. Keineswegs erklärt er demnach jeden Gespensterseher für verrückt oder beschränkt, sondern dadurch, daß er das Wesen und die Natur der Gespenster wissenschaftlich untersucht und zerlegt, weiß er die Furcht vor denselben wirkungslos zu machen. Die tiefe Gründlichkeit bei der Behandlung des schwierigen Themas, so wie die populäre Darstellungsweise des Verfassers machen das Buch zu einer überaus belehrenden und interessanten Lektüre, der wir nur eine recht weite Verbreitung wünschen können.

Mannigfaltigkeiten.

Seit Jahren — schreibt man aus London, 13. Januar — hat kein Akt der Kriminaljustiz eine solche Aufregung hier hervorgerufen, wie die gestern geschehene Hinrichtung eines Arbeiters, Samuel Wright's. Er hatte in einer plötzlichen Aufwallung seine Frau erstochen und war deßhalb zum Tode verurtheilt worden, und zwar folgten That, Verhaftung, Verhör und Verurtheilung in unerhörter Schnelligkeit aufeinander. Er war in seinem Kreise geliebt und stand in gutem Rufe; und so fanden sich denn Leute genug, welche um seine Begnadigung petitionirten; große Meetings kamen sogar zu diesem Zwecke zu Stande. Doch blieben die an den Minister des Innern so wie später an die Königin und den Prinzen von Wales gerichteten Bittschriften ohne Erfolg. Ganz vor Kurzem war ein junger Mann, Townley, welcher seine Geliebte mit kalter Ueberlegung erstochen hatte und ebenfalls zum Tode verurtheilt worden war, begnadigt und in ein Irrenhaus geschickt worden, weil sich nach der That Spuren von Geistesstörung bei ihm gezeigt haben sollten. Es wurde dieses den einflußreichen Verbindungen Townley's, welcher einer höheren Klasse der Gesellschaft angehörte, zugeschrieben, aber doch im Allgemeinen mit Billigung aufgenommen. Da nun aber alle Bemühungen einzelner Preßorgane, der Freunde des Verurtheilten, ja großer Massenversammlungen in der Wright'schen Sache fehlschlugen, so setzte Dieß sehr böses Blut ab; bei der Hinrichtung des Unglücklichen, welcher wegen einfachen Todtschlages, nicht aber wegen Mordes hätte bestraft werden sollten, ertönten aus der anwesenden Menge die Rufe: Justizmord! Schande! Wo ist Townley? Ein Gesetz für die Reichen, ein anderes Gesetz für die Armen! u. dgl., neben Worten der Sympathie für das Opfer, welches festen Muthes seinem Schicksal entgegen ging. Um Unruhen zu verhüten, waren in der Nähe des Henkplatzes 1000 Polizisten stationirt worden; doch war ihre Hülfe nicht nöthig.

In Wien hat am 15. d. Mts. Grillparzer seinen 74sten Geburtstag begangen. In feierlicher Auffahrt verfügte sich an diesem Tage der Bürgermeister in Begleitung zweier Gemeinderäthe in die Wohnung des greisen Dichters, um ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien zu verleihen. „Ebenso ausgezeichnet, heißt es in der Widmung, durch seine reiche dichterische Begabung wie durch seine begeisterte Vaterlandsliebe und den Adel seiner Gesinnung, wird er mit Recht als der erste unter den Dichtern Oesterreichs genannt und verehrt. Seine erhabenen Schöpfungen haben, sowohl durch Innigkeit des Gefühls als durch den Schwung der Gedanken, und die Vollendung der Form, dem Dichter die Anerkennung der Mitwelt und unvergänglichen Nachruhm erworben. Weit über die Gränzen Oesterreichs, ja Deutschlands hinaus reicht der Name Grillparzer, und der Abglanz der von demselben auf die Stadt seiner Geburt, den Schauplatz seines Wirkens und Schaffens, zurückfällt, hat in dem einhellig gefaßten Beschluß des Gemeinderaths Ausdruck gefunden: seinen Namen in das goldene Buch der Ehrenbürger Wiens eintragen zu lassen.

Der Bierkönig Dreher, dieser vor Kurzem verstorbene große Industrielle erhob in dem Zeitraum von 25 Jahren die ererbte unbedeutende Brauerei zum größten Etablissement der Art. Die Brauerei in Klein-Schwechat bei Wien bedeckt bei 10,000 Quadratklaftter Grundfläche, mit 11 Lagerkellern zu 328,000 Eimern, 31 Malztennen, 10 doppelten Malzdarren, 6 Braupfannen von zusammen 2000 Eimern Inhalt, 24 Kühlschiffen, 1056 Gährbottichen, 3 Dampfkesseln, 2 Dampfmaschinen. Das Etablissement kann täglich 3400 Eimer Bier erzeugen. Dreher hat seinem Biere das Bürgerrecht auf beiden Hemisphären verschafft und das von ihm hinterlassene Vermögen wird auf 6 Mill. gezählt.

Geschichtskalender. 25. Januar 1597. Prinz Philipp Sohn des Herzogs Wilhelm V. des Frommen von Bayern, Bischof zu Regensburg, wird zum Kardinal erhoben.

25. Januar 1743 wird F. H. Jacobi, Philosoph, geboren.

25. Januar 1798 Erneuerung des Schweizerbundes zu Aarau, zur Erhaltung der alten Schweizerverfassung.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 22 Dienstag, 26. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Vierzigstes Kapitel.

Sehnsucht eines gebrochenen Herzens.

Lady Isabella lauschte den andern Morgen erst ängstlich an der Thüre ihres Schlafzimmers, ob Carlyle nicht etwa auf dem Gange sei, ehe sie es wagte, in das graue Zimmer hinabzugehen.

Als er sie am vorigen Abend näher angesehen hatte, durchschauerte sie die Angst, von ihm erkannt zu werden. Ach! und der Mann, der ihrem Herzen nun theuerer als je war, gehörte einer Andern; es war besser, ihn so wenig als möglich zu sehen.

Fast im selben Augenblicke stürmte aus der Thür der entlegenen Kinderstube, im Galopp auf einem Besenstiele reitend, ein schöner kräftiger Knabe von ungefähr fünf Jahren den Gang hinab. Es war ihr Sohn, Archibald. Die Aehnlichkeit mit seinem Vater hätte ihn verrathen, wenn ihr Herz ihn nicht augenblicklich erkannt haben würde. Dieß arme Mutterherz strömte über, und sie ergriff den herrlichen Jungen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und zog ihn sammt seinem Besenstiele in ihr Zimmer.

„Wir müssen bekannt miteinander werden," sagte sie zu ihm, als wollte sie sich entschuldigen. „Ich habe die kleinen Jungen so lieb! Und mit heißer Inbrunst drückte sie den Kleinen an ihr gemartertes Herz, während die Thränen über ihre Wangen rollten. Sie hatte sich auf einen Schemel gesetzt, und das Kind auf den Schooß genommen, wenn es ihr Leben gegolten hätte, wäre es ihr unmöglich gewesen, die Thränen zurückzuhalten, und ihr Kind nicht mit tausend Küssen zu bedecken. Als sie aufblickte, stand Jungfer Wilson vor ihr, und schaute sie groß an. Das Mädchen war ohne viele Umstände ins Zimmer getreten. Die unglückliche Mutter schrack innerlich zusammen, und suchte sich zu fassen, so gut es eben gehen wollte, indem sie einige Worte der Entschuldigung vorbrachte.

„Er hat mich so lebhaft an meine eigenen Kinder erinnert," sagte sie zu Wilson, während der erstaunte Archibald, nun los und frei gelassen, mit dem Finger im Munde und die blauen Augen weit aufgerissen, die kuriose Brille der fremden Frau anstarrte. Wilson, welche glaubte, die neue Erzieherin sei plötzlich verrückt geworden, gab eine beistimmende Antwort und wandte sich dem kleinen Archibald mit den Worten zu:

„Du nichtsnutziger Junge, Du, wie unterstehst Du Dich, mit Sara's Herdbesen davonzulaufen! Du wirst viel zu keck und rumorst viel zu viel herum in der Kinderstube, warte nur, ich werde es schon der Mama sagen."

Sie packte den Kleinen, und schüttelte ihn ein wenig beim Arme.

Lady Isabella sprang auf, und erhob wie abwehrend die Hände.

„O! thun Sie ihm nichts zu Leide! Ich kann ihn nicht schlagen sehen."

„Schlagen!" wiederholte Wilson, „nun, wenn er auch dann und wann so eine Tracht Schläge kriegte, so wäre es wirklich sehr gesund für ihn, aber das geschieht nie. Ein bischen Schütteln oder ein kleiner Klapps ist Alles, was er von mir bekommt, und das ist nicht halb genug. Sie können gar nicht glauben, was er für ein eigenwilliger Junge ist, Madame; man hat seine liebe Noth mit ihm. Die andern zwei haben einem nicht halb so viel zu schaffen gemacht. Komm, Du schlimmer Junge, wart' nur, ich werde Dich einsperren und einen Holzriegel an die Stubenthür machen lassen. Ja! der klettert mir über Stuhl und Schemel hinauf, um sich aufzumachen."

Nach diesen Worten zerrte sie den kleinen Archie aus dem Zimmer, und Lady Isabella setzte sich mit zitternden Knien nieder. Wie weh' war ihr ums Herz. Ihr eigenes Kind! Und sie durfte zu dieser Wilson nicht sagen: „Mißhandle ihn nicht!"

Sie ging hinab in das graue Zimmer, wo die zwei älteren Kinder sie mit dem Frühstück erwarteten; Justine ging hinaus als sie eintrat.

Die zwei älteren Kinder, das eine ein reizendes Mädchen von acht Jahren, das andere ein schmächtiger Knabe, um ein Jahr jünger. Beide ihre eigenen lieblichen Züge tragend, Beide mit großen, sanften, braunen Augen, wie die Ihrigen. Wie sehnsuchtsvoll pochte ihnen ihr Herz entgegen. Aber hier durfte sie sich nicht vergessen, wie vor wenigen Minuten eben bei Archie. Dennoch beugte sie sich nieder zu ihnen, und küßte sie, als wollte sie

Digitized by Google

mit dem einen, dem einzigen Kuß, den sie jedem von ihnen auf die Wange drückte, die schmerzliche Qual der langen Entbehrung mildern! Lucy war von Natur schweigsam, der kleine William aber etwas gesprächiger.

„Sie sind also unsere neue Gouvernante," sagte er.

„Ja; wir müssen recht gute Freunde werden, nicht wahr?"

„Und warum nicht?" erwiderte der Knabe. „Wir waren auch recht gute Freunde mit Miß Manning. Ich werde anfangen, Latein zu lernen, so bald mein Husten vorüber sein wird. Können Sie Latein?"

„Nein. Nicht genug, um es lehren zu können."

„Der Papa sagte, er wisse es im Voraus, Sie könnten das nicht, denn die Damen können das selten. Er sagte, er werde den Mr. Kane kommen lassen, mich zu unterrichten."

„Mr. Kane, den Musiklehrer?" fragte Isabella, denn der Name weckte alle Erinnerungen in ihrem Gedächtnisse.

„Woher kennen Sie ihn?" rief der scharfsichtige William aus.

Lady Isabella fühlte wie das Blut ihr in die Wangen stieg. Welche Ungeschicklichkeit hatte sie neuerdings begangen! Sie erklärte stotternd, daß sie Mrs. Latimer von ihm habe sprechen hören.

„Ja, er ist Musiklehrer, aber er verdient nicht viel Geld dabei, und er unterrichtet auch sehr gut im Lateinischen. Er ist immer gekommen, uns in der Musik zu unterrichten, seitdem Miß Manning fort ist; Mama sagt, daß wir unsere Lektionen nicht unterbrechen sollten."

Mama! Wie schmerzlich berührte dieß Wort ihr Ohr! Barbara war diese Mutter.

„Nehmen Sie immer Milch und Brod zum Frühstück?" fragte sie die Kinder nach einer kleinen Pause.

„Manchmal widert es uns an, und da bekommen wir dann Milch und Wasser, oder Brot und Butter, oder Honig und dann nehmen wir wieder Milch und Brod. Die Tante Cornelia meint, wir sollen Brod und Milch essen, und sie sagt, daß der Papa nie was Anderes bekommen hat, wie er noch ein Knabe war."

Lucy sah auf.

„O, der Papa gab mir immer ein Ei, wenn ich mit ihm frühstückte," rief sie aus, „und Tante Cornelia sagte, das sei nicht gut für mich, aber der Papa hat mir darum doch eines gegeben. Damals hab' ich immer mit Papa frühstücken dürfen."

„Und warum jetzt nicht?" fragte Lady Isabella.

„Ich weiß es nicht. Ich habe nicht mehr mit ihm gefrühstückt, seitdem die Mama gekommen ist.

Das ominöse Wort „Stiefmutter" fiel Isabellen schwer auf's Herz. Entfernte Mrs. Carlyle die Kinder von ihrem Vater?

Nach dem Frühmahle zog sie die Kleinen näher zu sich, und befragte sie um ihre Studien, ihre Erholungsstunden, die Eintheilung ihrer Zeit und verschiedenes Andere.

„Das ist nicht unser Schulzimmer," belehrte sie der kleine William, „das ist nur unser Eßzimmer und für den Abend Ihre Wohnstube."

In diesem Augenblicke vernahm man Mr. Carlyle's Stimme auf dem Korridor und Lucy sprang zur Thür, aber Isabella fürchtete, er möchte herein kommen, wenn die Kleine sich zeigte, und hielt sie darum eilig fest.

(Fortsetzung folgt.)

Verschüttet unter den Ruinen von Mendoza.

(Schluß.)

In dieser Lage blieb er wachend und wartend nahezu zwei Stunden lang, während welcher Zeit er nie einen Ton von der äußeren Welt her hörte. Plötzlich aber glaubte er Wehklagen und Fußtritte über sich zu vernehmen. Er hatte sich nicht geirrt, und rief daher, so laut er konnte, um Hülfe. Zu seiner Freude ward er gehört, und der Angerufene antwortete, weigerte, sich aber, ihm Beistand zu leisten, da er beschäftigt sei nach seiner Familie zu schauen, die ebenfalls verschüttet worden war. Beinahe eine weitere Stunde verfloß wieder, ohne daß eine Seele vorbeikam. Fast unendbar schien diese Stunde des Elends und der Angst dem armen alten Mann. Endlich hörte er in einiger Entfernung abermals etliche Stimmen, wie es schien im Streit begriffen. Sie kamen näher und wurden deutlicher; er konnte die Worte unterscheiden, und hörte die folgenden: „Senor, es imposible! por aqui no se puede pasar el coche." (Mein Herr, es ist unmöglich für die Kutsche hier durchzukommen.) Zu seiner großen Freude erkannte er die Stimme als diejenige eines Kutschers, den er gewöhnlich verwendete, und sogleich rief er ihm zu: „Gonzales, Gonzales!" Der Mann antwortete: „Wer ruft mir?" — „Ich bin's, Don Domingo!" antwortete mein Freund. „Ich bin hier unter den Ruinen verschüttet, und kann mich nicht rühren; um Gotteswillen hilf mir heraus zu kommen."

Nachdem Gonzales die Gewißheit erlangt, wer mein Freund sei, und nachdem er sich die Stelle bezeichnet hatte, ging er fort, um einige Werkzeuge zu suchen ihn auszugraben, und ihm wenigstens einige Luft zu verschaffen, um frei athmen zu können. Er kehrte bald zurück, und nach halbstündiger harter Arbeit lichtete er einen beträchtlichen Raum um meines Freundes Kopf, und entfernte endlich den letzten Backstein, welcher ihn deckte. An der frischen kalten Luft, die plötzlich ihm zuströmte, ward er ohnmächtig und blieb eine kurze

Digitized by Google

Zeit besinnungslos. Als er zu sich kam, fand er sich zur Hälfte aus seinem ehemaligen Gefängniß herausgearbeitet; sein Erretter gab sich noch immer Mühe, mit all seiner Kraft ihn ganz herauszuschaffen; der Druck auf seine Beine war indeß so groß, daß es ihrer vereinigten Anstrengungen bedurfte, um damit zu Stande zu kommen. Er machte einen Versuch, aufrecht zu stehen, aber seine Beine versagten ihm den Dienst, und er fiel rückwärts, mit dem Ausruf: er könne nicht gehen. Gonzales sagte ihm nun: er habe Alles gethan, was er möglicherweise für ihn thun konnte; er müsse, da einige Mitglieder seiner eigenen Familie vermißt würden, jetzt zurückkehren und unter den Ruinen nach denselben suchen.

Don Domingo drückte seine ewige Dankbarkeit ihm aus für den Dienst, welchen er ihm geleistet, und bat ihn, er möge ihn liegen lassen w e er sei; sicherlich würden bald einige Freunde vorüberkommen und ihn fortbringen. Er arbeitete nun daran, aus der trichterförmi en Höhle herauszukriechen, setzte sich dann, als es ihm gelungen, auf den Rand derselben, und suchte in der Dunkelheit der Nacht die ihn umgebenden Gegenstände zu unterscheiden. Er konnte erkennen, daß auf der einen Seite kein einziges Haus stehen geblieben war, während sich auf der andern noch ein vereinzelter T eil einer hohen Mauer befand, die bei jedem wiederholten Erdstoß wankte und schwankte; denn die ganze Nacht hindurch dauerten die Erderschütterungen in Zwischenräumen, mehr oder minder heftig, ununterbrochen fort. Sollte es sich zutragen, daß die Mauer in seiner Richtung fiele, was höchst wahrscheinlich schien, so würde sie ihn nicht nur zum Zweitenmal verschüttet, sondern ohne Zweifel zerschmettert haben. Er machte daher alle mögliche Anstrengung, um aus ihrem Bereich zu gelangen; aber er fühlte seine Beine und seinen Leib wie gelähmt, und er war genöthigt, bis zum Morgen in dieser Stellung zu verha ren.

Gegen Sonnenaufgang kamen mehrere Personen vorbei, alle aber weigerten sich, ihn an einen sichereren Platz zu bringen. Endlich erbarmten sich seiner zwei junge Männer, ein Deutscher und ein Spanier, und trugen ihn auf ihren Schulter nach der Alameda. Dort blieb er zwei Tage lang, ohne Speise und Trank, ausgesetzt den brennenden Strahlen ei er halbtropischen Sonne. Am dritten Tag fanden ihn seine Freunde, und trugen ihn in ein einige Leguas landeinwärts gelegenes Haus, wo er einundzwanzig Tage blieb, ehe er ärztlichen Beistand erhalten konnte. Als ihm dieser endlich zu Theil werden sollte, war es zu spät. Der arme alte Mann ist, obgleich er keine Schmerzen leidet, annoch ein Krüppel, humpelt an Krücken umher, und erwartet geduldig das Verfließen der wenigen kurzen Jahre die er noch unter uns zu verweilen hat. Solcher Art, lieber Leser, ist einer der vielen Zufälle, die aus dieser furchtbaren Nacht sich erzählen ließen — einer Nacht in welcher, wie gesagt, 12,000 Menschen ihr Grab fanden unter den Ruinen des Herculanum der Pampas.

Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken.

(Fortsetzung.)

„Stellung, Kleidung, Gesichtszüge, Hände, Füße verrathen den Stand des Porträtmodells. Das Bild erzählt keine Lüge. Aufgesetzte Gesichter sind keine wirklichen. Der bloß scheinbar feine Herr, die bloß scheinbar gebildete Dame sehen in ihrem photographischen Bilde ganz anders aus, als die ächten. Mittelmäßigkeit zeigt an sich selbst, was sie werth ist, mag sie auch sonst einen sehr schönen Namen haben. Griesgrämigkeit kann sich nicht hinter falsche Liebenswürdigkeit verstecken. Zanksucht und Jähzorn verrathen sich auf dem Bilde fast ebenso leicht, wie in den Tönen der Stimme. Die Eitelkeit, die sich bemüht, ihre Stirne zu glätten, kann die vernehmbar sprechende Runzel doch nicht los werden. Die innere Schwäche, die dem Willen- und Gedankenlosen anhaftet, läßt sich schwer verbergen, selbst wenn ein mächtiger Schnurrbart den Mittelpunkt des Gesichtsausdrucks verhüllt."

Alle Theile des Gesichts haben ohne Zweifel ihre bestimmten Beziehungen zu einander und zu dem Charakter der Person, welcher das Gesicht gehört. Aber es gibt Einen Zug, und besonders einen Theil dieses Zuges, der als jeder andere die Natur des Individuums verräth; dieser Zug ist der des Mundes und seiner Winkel, der, weil hier die meisten Muskeln des Gesichtes konvergiren, auch am meisten die Spuren des auf das Aeußere des Menschen Jahre lang einwirkenden Innern trägt. Ein Kreis von einem Zoll Durchmesser, dessen Zentrum in der Verbindung beider Lippen liegt, bildet den Hauptfokus dieses Ausdruckes."

„Wir haben von photographischen Porträts viele interessante Dinge gelernt, die wir von den Gesichtern selbst nur sehr langsam lernen. Eines davon ist die große Zahl von verschiedenartigen Anblicken einer und derselben Person. Wenn wir das eine Porträt ansehen, so scheint es uns, daß dieß gerade das Gesicht ist, das wir kennen, und daß es immer so aussieht. Aber ein anderes Bild derselben Person zeigt uns einen ganz verschiedenen Anblick, und doch ist dasselbe ganz ebenso charakteristisch als das erste. Ein drittes und ein viertes Bild überzeugen uns, daß unser Freund nicht Einer war, sondern der äußern Erscheinung nach vielfach, je nach der Stimmung, in welcher seine Gedanken- oder Gemüthsbewegung uns seine innere Natur kenntlich macht."

„Nach einer gewissen Anzahl von Jahren werden übrigens durch die Photographie einige neue phisiogno-

Digitized by Google

mische Resultate gewonnen sein, welche für Physiologen und Moralisten von höchstem Interesse sein dürften. Sie werden sich Zeit dazu nehmen, denn um einige derselben genau festzustellen, muß eine ganze Menschen-Generation, von ihrer Wiege bis zum Grabe, photographisch begleitet worden sein."

„Zunächst wird uns dadurch auch ein genaues Studium der Einwirkungen des Alters auf die Gesichtszüge ermöglicht. Eine Reihenfolge von Porträts einer und derselben Person, in kurzen Zwischenräumen aufgenommen und sorgfältig verglichen, werden dem scharfen Beobachter wahrscheinlich zeigen, daß die Natur in den Umrissen, welche die Jahre des menschlichen Lebens angeben, sehr genau ist."

„Eine andere Reihe von Beobachtungen erstreckt sich auf die Wirkung des Charakters, insofern sie die Gesichtszüge modifizirt. Man gehe eine „Schurken-Gallerie" durch und beobachte, was die Gesichter der abgehärtesten Schufte Gemeinsames haben. Alle diese verrufenen Physiognomien sind aus den harmlosen Zügen der Kindheit herausmodellirt worden. Die Polizeibeamten kennen den Ausdruck des habituellen Verbrechens hinlänglich genau. Nun, wenn alle diese Reihen von Gesichtern von den Tagen der Unschuld an bis zu denen ausgemachter Schuld sorgsam an Photographien studirt worden wären, kein Zweifel, daß dann ein scharfes Auge — wir wollen nicht sagen, den ersten bösen Anflug der Veränderung im Gesichte, auch nicht jede successive Stufe in dem absteigenden Prozesse der fallenden Natur — aber doch Epochen und Zeitabschnitte mit unterscheidenden Merkmalen vielleicht ebenso greifbar zu erken vermöchte, als jene, welche das Aussehen sich folgender Dekaten des Lebens trennen. Und — was weit angenehmer ist — wenn der Charakter eines verwahrlosten und verderbten Kindes durch weise Pflege gehoben wurde, so wird man die umgekehrte Veränderung bei vernachlässigter Pflege finden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Das deutsche Vater unser. Ein Neujahrs-Geschenk für 1863/64.] **Vater Max** in Bayern, der Du bist im Herzen Deutschlands, geheiliget werde Dein unsterblicher Name, zukomme uns Dein deutsches Reich, Dein Wille geschehe in Schleswig-Holstein, so wie in ganz Deutschland, Gib uns das, ohne Dein Wissen und Willen durch die Dänen anexirte Herzogthum. Vergib die Schulden des deutschen Bundes, so wie auch wir vergeben preußische und österreichische Schulden von 1849. Führe uns nicht in leere Hoffnungen, sondern erlöse uns von allen Bismarck'schen und Rechberg'schen Uebeln, so wie von einem Wrangel'schen Oberkommando. Amen.

(Haydn-Monument.) In Wien will man Haydn auf dem Gumpendorfer Kirchplatze ein Monument errichten, bestehend aus seiner, in Metallguß ausgeführten lebensgroßen Statue; bereits hat sich ein Komitee gebildet. Bekanntlich wird in der Nähe jenes Platzes, in der Haydngasse, noch das kleine einstöckige Haus gezeigt, wo Haydn in den Jahren 1793 bis 1809 (31. Mai) „die Schöpfung", „die Jahreszeiten" und so viele andere herrliche Werke geschaffen hat. In der Pfarrkirche, vor welcher das Standbild errichtet werden soll, erfolgte die Einsegnung seiner sterblichen Hülle, welche, damals am Hundsthurmer Friedhofe beerdigt, im Jahre 1817 aber in die fürstlich Esterhazy'sche Familiengruft übertragen wurde.

[Kälte in Italien.] Man schreibt aus Turin, 7. Januar: Die Kälte ist in Italien eine so furchtbare seit einigen Tagen, daß seit dem 3. z. B. die Arbeiten in den Werften von Sestri Ponente bei Genua eingestellt werden mußten, da die Arbeiter fast vor Kälte erstarrten. Hier zeigte das Thermometer heute Morgen gegen 8 Uhr 12 Grad Kälte, und in Neapel und Sizilien kommt der unerhörte Fall vor, daß in einigen Städten der Schnee liegen blieb, und zwar in Campo basso in der Höhe von über 3 Fuß.

Schnee bedeckt die Straßen Konstantinopels in solchen Massen, daß er den Verkehr erschwert und gefährlich macht. Es hat dort durch drei Tage unter heftigen Stürmen ohne Unterlaß geschneit. In der Umgegend haben sich Wölfe gezeigt.

[Toiletten auf französischen Hofbällen.] Die Kaiserin Eugenie trug auf ihrer ersten dießjährigen Soiree Dansante ein weißes, mit Diamanten in Form von Seepflanzen besetztes Tullekleid; das Kollier war aus Perlen und birnförmig geschnittenen Smaragden. Prinzessin Mathilde trug ein Diadem aus Paradiesvogelfedern, Frau v. Persigny auf der rechten Schulter ein aus Smaragden zusammengesetztes Kleinod in Form eines Hufeisens, die Fürstin Metternich einen weißen mit Schwalben bedeckten Mouffelinerock, ein schwarzsammtenes, in einen Schwalbenschweif auslaufendes Leibchen, Schwalbenflügel an den Schultern und eine Schwalbe an einer Seite des Kopfes.

Geschichtskalender. 26. Januar 1822. Eröffnung der zweiten Versammlung der Stände des Königreichs Bayern.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 23 Mittwoch, 27. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Bleiben Sie, Isabella.

„Sie heißt Lucy," sagte William rasch aufblickend. „Warum heißen Sie sie Isabella."

„Ich glaubte, . . . ich hätte sie so nennen hören," stammelte die unglückliche Frau, verwirrt über die vielen Verstöße, die sie sich zu Schulden kommen ließ.

„Ich heiße Isabella Lucy," sagte die Kleine, „aber ich weiß nicht, wer es Ihnen gesagt haben kann, denn man hat mich nie mehr Isabella genannt, seit . . . seit . . . soll ich's Ihnen sagen? seitdem Mama fort ist," schloß die Kleine mit leiser Stimme. „Die Mama, die rechte Mama, wissen Sie? . . ."

„Ist sie fort?" rief Lady Isabella aus, ihrer Aufregung nicht mehr Meister, und ohne recht zu wissen, was sie sagte.

„Man hat sie gestohlen," flüsterte Lucy.

„Gestohlen!"

„Ja! sonst wäre sie nicht fort. Ein böser Mann war beim Papa zum Besuch und führte sie weg. Wilson sagt, daß sie recht gut gewußt habe, daß er ein Dieb sei, noch bevor er die Mama mitgenommen. Papa hat dann gesagt, man solle mich nie wieder Isabella, sondern Lucy heißen. Die Mama hat Isabella geheißen."

„Woher wissen Sie denn, daß Papa es gesagt hat?"

„Weil ich's gehört habe. Er hat's zu Justinen und die zu den andern Dienstleuten gesagt. Ich darf nur Lucy unter meine Aufgaben schreiben. Einmal habe ich Isabella Lucy geschrieben; aber da hat der Papa einen Bleistift genommen, Isabella durchgestrichen, und mir gesagt, ich sollte es der Miß Manning zeigen. Nachher ließ mich Miß Manning nur mehr Lucy unterschreiben. Als ich wissen wollte warum, sagte sie, Papa habe diesen Namen lieber und ich sollte nicht so viel fragen."

Sie konnte dem Geplauder des Kindes nicht Einhalt thun, aber jedes seiner Worte zerriß ihr das Herz.

„Lady Isabella ist unsere wirkliche, eigene Mama gewesen," fuhr Lucy fort. „Diese Mama ist es nicht."

„Lieben Sie diese Mama eben so wie die andere," flüsterte Lady Isabella.

„O! Ich habe die Mama so lieb, so lieb gehabt," rief die Kleine aus, die Händchen faltend. „Aber das ist Alles vorbei. Wilson sagt, wir sollten sie nicht mehr lieb haben, und Tante Cornelia sagt auch so. Wilson meint, wenn sie uns lieb gehabt hätte, wäre sie nicht fort von uns . . ."

„Wilson meint so!" sagte Lady Isabella schmerzlich seufzend.

„Sie sagt, sie hätte sich von dem bösen Mann nicht stehlen lassen sollen. Ich fürchte, er hat sie geschlagen, denn sie ist jetzt todt. Wenn ich des Nachts in meinem Bette liege, denke ich immer darüber nach, ob er sie wirklich geschlagen hat, und warum sie gestorben ist. Nachdem sie todt war, ist die neue Mama gekommen; der Papa hat uns gesagt, daß sie jetzt unsere Mama wäre, statt der Lady Isabella, und daß wir sie recht lieb haben sollten."

„Und haben Sie sie recht lieb?" fragte die Unglückliche beinahe in leidenschaftlicher Hast.

Lucy schüttelte das Köpfchen . . .

„Nicht so, wie unsere Mama."

Justine kam und führte die neue Erzieherin mit den Kindern in das Schulzimmer, und später kam Barbara zu ihnen hinauf, um mit der Gouvernante die verschiedenen Lehrgegenstände der Kinder, ihre Arbeitszeit und ihre Freistunden zu besprechen.

Die junge Frau sprach in einem zwar höflichen, aber durchwegs bestimmten Tone, der verrieth, daß sie ihre Stellung als unumschränkte Herrin über Haus und Kinder anerkannt wissen wolle.

Lady Isabella hatte nie ihr Elend tiefer empfunden als an diesem Tage.

Gegen Sonnenuntergang machte sie mit den beiden Kindern einen Spaziergang durch den Feldweg; es war derselbe Heckengang, in welchem Francis Levison Carlyle's Gänge und Wege auszuspioniren pflegte. Zu Isabellens unaussprechlichem Leidwesen begegneten sie Carlyle und seiner Gattin, die von West-Lynne kommend denselben Pfad eingeschlagen hatten.

Man kehrte zusammen nach Hause zurück, die Erzieherin mit den Kindern Herrn und Frau Carlyle folgend.

Digitized by Google

Sie kämpfte ihre Erschütterung nieder, aber es wollte nicht gelingen.

Ein Wiesensteg mußte überstiegen werden; Carlyle half seiner Gattin hinüber, die Kleinen hüpften leicht darüber hinweg, kaum der Hülfe bedürfend; es half nichts, daß sie weit zurück geblieben war hinter den Uebrigen, Carlyle, in seiner gewohnten Ritterlichkeit wartete, der Gouvernante die Hand zu reichen. Isabella verlor beinahe die Fassung. Sie berührte kaum mit den Fingerspitzen diese dargebotene Rechte, aber in ihrer namenlosen Verwirrung gleitete ihr Fuß aus und Carlyle fing sie in seinen Armen auf, als sie zu fallen drohte.

„Sie haben sich doch nicht weh' gethan," fragte er in freundlich besorgtem Tone.

„Ich bitte um Vergebung, Sir, mein lahmer Fuß . . . O! nein, ich habe mir nicht weh' gethan, ich danke Ihnen."

Er eilte vorwärts, um Barbara's Arm wieder zu nehmen, die auf ihn wartete. Isabella schlich langsam nach; ihr pochendes Herz wollte brechen.

Sie waren zusammen im grauen Zimmer beim Thee, als William einen heftigen Anfall von Husten bekam, der lange anhielt. Isabella stand auf und zog das Kind auf ihre Knie und beugte sich mit inniger Zärtlichkeit zu ihm herab, denn sie glaubte sich unbeobachtet. Aber als sie aufschaute, stand Carlyle vor ihr, der von seinem Ankleidezimmer kommend, im Vorübergehen William's Husten gehört hatte. Hätte Lady Isabella im Sinne gehabt, den Knaben umzubringen, sie würde ihn nicht haben rascher niederstellen können.

„Sie haben eine natürliche Vorliebe für Kinder," sagte er, sie mit seinem freundlichen Lächeln anschauend.

Sie wußte nicht, was sie antwortete. Wenn Carlyle den Zusammenhang ihrer Worte herausfand, war er sehr scharfsinnig. Dabei hatte sie sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers zurückgezogen.

„Was gibt es?" fragte Mrs. Carlyle eintretend, denn auch sie kam von ihrem Toilettenzimmer und war zum Diner gekleidet.

Carlyle hatte das Kind auf den Knien.

„William's Husten ist sehr unangenehm; er gefällt mir nicht, Barbara. Ich werde Wainwright wieder rufen lassen."

„Es hat nichts zu bedeuten," sagte Barbara, „er wird beim Thee sich vielleicht mit einem Brodkrummen überschluckt haben. Das Essen wartet auf uns, Archibald."

Carlyle stellte den Kleinen nieder, aber er sah ihn noch einige Minuten an; nun wo der Husten vorbei war, sah das Kind bleich und erschöpft aus und die frische Gesichtsfarbe war verschwunden, die, wie Ally gesagt hatte, nur zu blühend war.

Mrs. Carlyle schlang ihren Arm in den ihres Gatten und verließ das Zimmer, wandte aber den Kopf noch einmal um, ehe sie hinausging.

„Sie werden später mit Miß Lucy in das Besuchzimmer kommen, Madame Vine, wir wünschen Sie spielen zu hören."

Miß Lucy! Und das hatte wie ein trockener Befehl geklungen. Je nun! Barbara war Carlyle's Frau und sie . . . was war sie.

Wieder zog sie ihren erstgeborenen Sohn zu sich und lehnte ihre schmerzende Stirn an seine Wange.

„Hustest Du auch des Nachts, mein herziges Kind?"

„Nicht viel," antwortete er. „Juste stellt mir eine Schale Syrup an mein Bett und wenn ich einen Anfall von Husten habe, so esse ich was davon."

„Er meint Johannisbeerensaft," erklärte Lucy, den Mund voll Butterbrod.

„Ja, Johannisbeerensaft," sagte William, „das ist alles eins."

„Schläft Jemand in Ihrem Zimmer."

„Nein. Ich habe mein eigenes Schlafzimmer."

Sie verfiel in Nachdenken; würde man ihr gestatten, sein kleines Bett in ihr Zimmer bringen zu dürfen? Würde sie es wagen, darum zu bitten? Wer konnte ihn besser und sorgfältiger bewachen und pflegen als sie? In diesem einen Tage hatte sie Gelegenheit gehabt, Williams geistige Frühreife zu beobachten, die meistens bei Kindern mit schwächlicher Gesundheit angetroffen wird. Sein Verstand war der eines Knaben von vierzehn Jahren, statt von sieben und sie wußte nur zu gut, wie oft das im Munde des Volks häufig gehörte Sprichwort, daß „zu kluge Kinder nicht alt werden," sich bewahrheite.

Barbara pflegte nach Tische nach ihrem Kinde zu sehen, ehe sie wieder mit Carlyle in das Wohnzimmer zurückkehrte, um dort den Rest des Abends zu verbringen. Als sie diesen Abend aus der Kinderstube kam, schlüpfte Lucy aus dem grauen Zimmer und hüpfte auf sie zu.

„Dürfen wir jetzt kommen, Mama?"

„Ja. Sag' auch der Madame Vine, sie möchte einige Musikstücke mitbringen."

Madame Vine zögerte so lange als möglich hinabzugehen und als sie endlich in den Salon treten wollte, kam ihr unglücklicherweise Carlyle aus dem Speisezimmer entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken.

(Fortsetzung.)

Wohlthätige Anstalten haben erkannt, daß der stärkste Beweis für ihre Leistungen in der Forderung Hamlets liegt: „Sieh dir dieses Bild an, und dann dieses" — das des zuchtlosen Buben bei seinem Eintritte in das des anständigen Jünglings bei seiner Entlassung."

Die Amerikaner haben auch bereits ihre Schlachtfelder photographirt.

„Wir haben eine Reihe von Photographien vor uns, welche das Schlachtfeld von Antietam und die umliegende Gegend darstellen, wie sie nach der großen Schlacht am 17. September 1862 erschienen. Mr. Brady aus New-York hat sich das traurige Verdienst dieser Darstellung erworben. Viele mögen diese Reihe von Schreckensbildern gar nicht erst ansehen; Viele, die sie gesehen und von ihren Schrecken geträumt, werden sie in einem geheimen Fache verschließen, damit sie die, deren Seele bei solchem Anblick schwach wird, nicht mit Schauder und Entsetzen erfüllen. Es kommt einem wirklichen Besuche des Schlachtfeldes so nahe, daß alle die Gemüthsbewegungen, welche der wirkliche Anblick des blutbefleckten und schmutzigen, mit Fetzen und Trümmern bedeckten Schauplatzes erweckt hatte, uns wiederkehrten und wir sie in einem Winkel unseres Zimmers bargen, wie wir, wenn wir sie besäßen, die verstümmelten Reste der Todten geborgen haben würden, die sie so leibhaft darstellten. Doch Krieg und Schlachten in ihrer Nacktheit sind nur für den Soldaten und allenfalls für den Schlachtenmaler. Es mag für einen Baron Gros und einen Horace Vernet eine schickliche Aufgabe sein, ihren kaiserlichen Gebieter mit phantastischen Abbildungen von den Schlachten zu erfreuen, wie man sie sich vorstellt; der ehrliche Sonnenschein

„Ist der Natur furchtbarster Maler, doch der beste."

und er gibt uns, selbst ohne die rothe Farbe, einige Vorstellung davon, was für ein abschreckendes, ekelerregendes, scheußliches Ding dieses Zusammenrennen zweier tollen Haufen ist, denen wir den Namen von Heeren geben.

„Es ist eine Erholung, fortzueilen von diesen traurigen Scenen und in den Ballon zu steigen, welcher die Herren King und Black auf ihrem luftphotographischen Ausfluge trug.

„Eine ihrer Photographien liegt vor uns: Boston, wie es der Adler und die wilden Gänse sehen, und wie es der ehrbare Bürger von Thürmen und Schornsteinen herab erblickt, sind sehr verschiedene Dinge.

„Fenster, Schornsteine und Dachluken beschäftigen das Auge des Betrachters in der Mitte des Bildes — ungemein scharf — in überwältigender Menge. Nach dem Rande zu wird es dunkler, wolkiger und verwirrter und an dem einen Ende wird ein schwarzer Fleck wellenloses Wassers durch die nebligen Umrisse geschwellter Segel erhält. Als erster Versuch ist es, im Ganzen genommen, eine merkwürdig gelungene Leistung; doch das größte Interesse dabei gewährt die Hoffnung, die wir in dieser Richtung hegen dürfen.

„Während der Luftschiffer von der Höhe des Himmels, wo er schwebt, herabschaut auf unsern Planeten und im Fliegen das Bild der Scene unten aufnimmt, läßt auf der Sternwarte der Astronom die himmlischen Körper auf dem sensitiven Blatte sich abkonterfeien, das er den durch sein Teleskop konzentrirten Lichtstrahlen unterbreitet.

„Den höchst erfolgreichen Versuchen von de la Rue in England, Rutherford und Whipple (in Amerika), stereoskopische Bilder vom Monde zu gewinnen, reihen sich die von Dr. Henry Draper an, der ein Teleskop mit silbernem Reflektor, dem größten, den es gibt, ausgenommen den auf dem kaiserlichen Observatorium zu Paris, ausdrücklich für Himmels-Photographie erbaut hat. Die von Dr. Draper hergestellten Reflektoren zeigen Kleinstes in viermaliger Vergrößerung und lassen mit Leichtigkeit den Trabanten des Sirius oder den sechsten Stern im Trapeze des Orion auffinden. Wenn man Photographien von diesen Spiegeln nimmt, wird eine Bewegung der sensitiven Platte von nur einem Hundertstel Zoll das Bild merklich minder scharf geben. Diese Genauigkeit der Lichtkonvergenz war es, die Draper bewog, den Spiegel achromatischen Linsen vorzuziehen. Er hat fast alle täglichen Phasen des Mondes vom sechsten bis zum siebenundzwanzigsten Tage aufgenommen und hat wiederholt den Vollmond in einer Drittel-Sekunde gewonnen."

Auch auf die mikroskopische Welt wird die Photographie fleißig angewendet, doch wie es scheint, noch nicht mit gehörigem Erfolge. Auf die Einzelnheiten können wir hier nicht eingehen. Die photographischen Verkleinerungen, die auf einer linsen- oder stecknadelkopfgroßen Fläche die zusammengesetztesten Bilder geben, sind uns hinlänglich bekannt, und man kann nur bedauern, daß damit ein notorischer Unfug getrieben wird, indem für die damit ausgestatteten Industrie-Gegenstände, als: Uhrschlüssel, Busennadeln, Ringe u. s. w. in der Regel Bilder von gröbster Unsittlichkeit gewählt werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Virchow über Trichinen.] Von Professor Virchow ist in Berlin im Verlage von Georg Reimer eine „Darstellung der Lehre von den Trichinen, mit Rücksicht auf die dadurch gebotenen Vorsichtsmaß-

Digitized by Google

regeln, für Laien und Aerzte“ erschienen; fünf dem Texte eingedruckte Holzschnitte und eine lithographirte Tafel erläutern die Entwickelungsgeschichte dieses von Hilton entdeckten und von dem berühmten englischen Zoologen Rich. Owen im Jahre 1835 unter dem Namen „Trichina spiralis“ zuerst beschriebenen Eingeweidewurmes. „Die Kardinalsätze der Trichinenlehre“ faßt Virchow dahin zusammen: 1) die mit einer Speise genossenen Trichinen bleiben im Darm und kommen nicht in die Muskeln; 2) sie erzeugen im Darm lebendige Jungen, welche darauf die Darmwände durchbohren und in die Muskeln weiter wandern; 3) die in die Muskeln eingewanderte Brut wächst darin und umgibt sich dort mit einer Kapselhülle (Cyste), aber sie vermehrt sich nicht weiter. Gegen die bereits in die Muskeln eingedrungenen Trichinen ist bis jetzt noch kein Mittel gefunden worden; um die noch im Darm befindlichen zu entfernen, damit sie dort sich nicht weiter vermehren, empfiehlt Professor Virchow Abführungsmittel anzuwenden. Um der Verbreitung der Trichinen vorzubeugen, empfiehlt Professor Virchow: 1) größte Reinlichkeit bei der Stallfütterung der Schweine, 2) sorgfältige Fleischschau mittelst mikroskopischer Untersuchung (der Optiker Hänsch, Karlsstraße 8, liefert zu diesem Zwecke konstruirte Mikroskope mit 100—180facher Vergrößerung zu nur 10—12 Thlr.) wo möglich in öffentlichen Schlachthäusern, 3) sorgfältige Zubereitung alles Schweinefleisches, welches niemals roh genossen werden dürfe. Die Erfahrungen in diesen Beziehungen faßt Virchow in drei Sätze zusammen: 1) die Trichinen werden getödtet durch längeres Einsalzen (Pökeln) und durch 24stündige heiße Räucherung, 2) sie werden nicht getödtet durch eine selbst dreitägige kalte Rauch-Räucherung, 3) eine längere Aufbewahrung kalt geräucherter Wurst scheint das Leben der Trichinen zu zerstören. Weißfleisch, welches in großen Stücken gekocht wird, erlangt selbst nach einer Stunde noch nicht in seinem Innern eine die Trichinen zerstörende Temperatur, etwa 60 G. R., Würste beim Aufsieden etwa 50 Gr., Kotelettes und Schweinebraten, der innen noch blutig, eben so viel, d. h. eine Temperatur, welche nothdürftig an die heranreicht, bei welcher die Trichinen sterben.

Aus Holland schreibt man: Ich weiß nicht, ob Klopstock jemals in Holland gewesen; er hätte sonst an unserm „Eislauf“, der sich jetzt allmälig zu vollem Glanz entfaltet, seine Freude gehabt. Auf den Landseen von Rotterdam sieht es aus, wie wenn Jahrmarkt wäre: ganze Reihen Zelte, Carousselle, Schaubuden ꝛc. Eiskähne gleiten mit vollen Segeln über die glatte Fläche, bei starkem Wind sausen sie schneller einher als die Eisenbahn; es scheint, als müßten sie gegen Häuser und Zäune anprallen, da reißt sie die kräftige Segelwende mit Einem Ruck herum, daß sie einmal, zweimal um ihre Achse wirbeln und dann stillstehen. Es fehlt nicht an Rennschlitten und an gewandten Läufern, welche die „Freude der Bahn“ sind; doch dieß findet sich in Deutschland eben so gut, wo nicht besser. Dagegen ist hier der Eislauf zum Verkehrsmittel geworden; die Bauern kommen auf Schlittschuhen nach dem Markt. Und auch die, welche es als edle Passion treiben, wetteifern mit jenen an Ausdauer im Zurücklegen großer Strecken. Neun Stunden Weges in drei Stunden hinter sich zu bringen — etwa von Rotterdam nach Gouda und zurück, das ist im eigentlichen Verstande Spiel der Kinder. In 8 Stunden von Amsterdam nach Rotterdam und zurück, oder in Einem Tage dreimal die Strecke zwischen diesen beiden Städten mit dem Schlittschuh messen, das sind kaum ungewöhnliche Thaten. Friesische Läufer, wie ihre Schlittschuhe die schnellsten und — unschönsten, die man sehen kann, haben wohl in vierundzwanzig Stunden elf friesische Städte besucht, und noch dieser Tage haben ihrer einige auf drei Stationen die Eisenbahn überholt, die natürlich den Nachtheil des minutenlangen Aufenthalts an den Haltepunkten hatte.

Räthsel.

Es tritt ein Mann zu Euch in's Zimmer,
Den bloßen Degen in der Hand;
Er sieht sich um, die Blicke haften
Am Bette dorten an der Wand.

Er mißt den Abstand mit den Augen,
Und macht mit Kreide einen Strich
Am Boden, die Mensur bedeutend,
Hart an den Strich nun stellt er sich.

Er fällt weit aus, sticht nach dem Bette,
Doch wie er sich auch dehnt und sticht,
Er bleibt stets fingerbreit vom Ziele,
Und trifft's trotz aller Mühe nicht.

Wollt einen Schnitzer mir erlauben,
Den ich als Orthograph gemacht,
Dann wird ein Künstler vor Euch stehen,
Der vielen Leuten Namen macht.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 20:
Eber — Rebe — Erbe.

Geschichtskalender. 27. Januar 1578. Johann Casimir von Simmern, Sohn des Pfalzgrafen Friedrich II., als Kurfürst der Pfalz Friedrichs III., erhält vermöge väterlicher Dispositionen zum Deputat-Land Neustadt und Lautern.

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 24 Donnerstag, 28. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Madame Vine," begann er, die Hand an der Thürklinke, mit leisem Ton, „verstehen Sie sich auf Kinderkrankheiten?"

Sie wußte nicht sogleich, was sie erwidern sollte. Allein galt sie nicht für die unglückliche, verwaiste Mutter, welcher der Tod vier Kinder geraubt hatte? Man setzte mit Recht größere Erfahrung in solchen Fällen bei ihr voraus.

„Ja, etwas, Sir, denke ich . . ."

„Finden Sie nicht, daß William einen garstigen Husten hat?"

„Ich glaube, er bedarf aufmerksamer Pflege. Ich wünschte sehr, daß mir gestattet würde, ihn in meinem Zimmer schlafen zu lassen . . .", sie bebte innerlich bei diesen Worten und ihre Stimme zitterte vor Bewegung, „ich könnte ihn sorgfältiger pflegen, als irgend eines der . . . Mädchen . . ."

„Durchaus nicht," entgegnete Carlyle eifrig, „er ist nicht so übel, daß er des Nachts Jemand bei sich braucht, und wäre es der Fall, sind unsere Dienstmädchen verläßlich genug. Wir werden nicht zugeben, daß Sie Ihre Nachtruhe opfern, liebe Madame Vine."

„Ich habe eine so große Vorliebe für Kinder," sagte sie in bittendem Tone, „und dieser Kleine ist mir schon so lieb geworden, daß es mir ein Vergnügen wäre, ihn Tag und Nacht pflegen zu dürfen . . ."

„Sie sind wirklich gar zu gütig und besorgt, aber ich bin überzeugt, daß meine Frau nie zugeben wird, daß Sie sich so bemühen."

Er hatte diese Weigerung in zu bestimmtem Tone ausgesprochen, als daß sie eine Widerrede hätte wagen können, und die Thüre des Salons vor ihr öffnend, das Gespräch abgebrochen.

Am meisten fürchtete sie, daß sie aufgefordert werden würde, Etwas zu singen. Konnte sie ihre Stimme unkenntlich machen, wie sie durch das Lispeln ihre Sprache verändert hatte. Jedenfalls würde sie keines der Lieder wiederholen, die sie einst in glücklicheren Tagen in diesem Hause gesungen hatte. Sie gedachte der Bewunderung, die ihr Gatte einst ihrem Gesange gezollt hatte. Jetzt . . . sang Barbara ihm vor.

Diesen Abend ging die Gefahr vorüber, denn kaum war sie im Salon, als ein Diener dem Richter Hare die Thüre öffnete, der mit gewichtigen Schritten und in einer sorglich frisirten Perrücke hereinkam.

Für ihn war die schönste Melodie durchaus von keinem Interesse; man konnte nicht daran denken, in seiner Gegenwart zu musiziren.

Barbara und Carlyle standen auf, ihn zu begrüßen.

„O! Papa! welches Wunder, Dich einmal an einem Abend bei uns zu sehen. Wie freue ich mich darüber, komm doch hierher zum Lehnstuhl. Madame Vine," fügte sie hinzu, die Erzieherin vorstellend, als Hare an derselben vorüber ging, um sich in den bezeichneten Lehnstuhl zu setzen.

„Ich hoffe, Mamsell sind wohlauf, **Nong parle franse moi**," sagte der gestrenge Richter in einem Tone, der ungefähr ausdrückte: „Gott sei gedankt, daß ich's nicht kann."

Madame Vine konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ich bin keine Französin," sagte sie, „ich bin aus England gebürtig."

„Entschuldigen Sie, aber ich hörte einen französischen Namen und wahrhaftig, Sie sehen eher einer Französin ähnlich," fügte er mit einem Blicke auf ihre blauen Brillen und ihren bizarren Anzug bei. „Desto besser, von diesen französischen Gouvernanten rührt ohnedem immer nur Unheil her. Als unsere Mädchen klein waren, hatte sich's Mrs. Hare auch in den Kopf gesetzt, daß sie eine Französin brauchten, die sie plappern lehren sollte wie die Papageien, weil einmal der Unsinn so Mode war. Habe mehr Aerger und Galle davon gehabt, als zu verantworten ist, und gleich gesagt, wie ich hörte, daß Barbara für diese Kinder hier im Hause eine französische Gouvernante hat kommen lassen, meine Frau Tochter verdiente, daß man ihr tüchtig den Kopf waschen sollte. Setzen den Kindern nichts als Eitelkeit und Thorheit in die Köpfe, die Mamsels von jenseits des Kanals."

„Aber Du hörst ja, Papa, Madame Vine ist eine Engländerin."

„Desto besser, Sie müssen schon entschuldigen, Madame, wenn Sie aber einen französischen Namen haben und in Frankreich leben, muß man Sie am Ende für

Digitized by Google

eine Französin halten. Wenn ich mich in Frankreich niederlasse und mich „Mosseer“ schimpfen lasse, würde ich's dem Teufel selber verzeihen, wenn er mich für einen französischen Braten ansähe.“

Die kleine Lucy lachte laut auf, das Gleichniß schien ihr gar zu komisch.

„Lache sie nur, Miß Naseweis, aber ich kann ihr sagen, sie wäre ein Teufelsbraten, oder so was dergleichen geworden, wenn man sie in eine französische Mamsell verwandelt hätte.“

Der Richter war unliebenswürdig wie immer und seine Sprache derber und seine Laune bärbeißiger als je, dergleichen Eigenschaften pflegen mit der Zeit eher zu- als abzunehmen. Im Verlaufe des Gespräches würzte er seine Reden mehr oder weniger mit energischen Phrasen, die indessen bei seinen Angehörigen nicht die unangenehme Wirkung hervorbrachten, die sie auf einen Fremden hätten machen müssen. Gewohnheit versöhnt endlich mit den größten Unannehmlichkeiten und der grimmige Richter war im Grunde nicht halb so böse, als es den Anschein hatte. Er diskutirte lang über den „Unsinn“ Frau Barbara's, daß sie die Zeit seiner Abwesenheit benützen wollte, die Mutter zu sich zu beschwatzen, als ob das nicht geschehen könne, wenn er zu Hause wäre. Herr Hare wollte nämlich auf einige Tage nach London reisen.

„Aber Papa, wenn Du zu Hause bist, will die Mutter Dich ja nicht allein lassen. Gewiß, solch' ein Muster von einer Frau, wie meine Mutter ist, gibt es nicht mehr. Wenn mich Archibald in künftigen Tagen auch nur halb so findet, mag er sich glücklich schätzen.“

Die junge Frau hatte, mit anscheinend trotziger Miene auf Carlyle blickend, diese scherzenden Worte hingeworfen, aber ihr zärtlicher Blick strafte die kleine Neckerei Lügen. Archibald sah sie an und nickte ihr lächelnd zu.

„Frau Barbara ist der Kamm nicht wenig gewachsen, seit sie nicht mehr unter meiner Zucht steht,“ brummte der Richter, „das plappert und plappert . .“

„Aber sie steht unter meiner Zucht,“ sagte Carlyle, „ich versichere Sie, Richter Hare, ich halte sie in bester Ordnung.“

„Versteht sich,“ schrie der Alte fast ärgerlich. „Würden sie eher aus Liebe auffressen und vor Nachsicht umbringen, ehe Sie sie in Zucht hielten, das weiß man schon.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Ständchen und Körbchen.

Eine launige Geschichte von Julius Märker.

„Seh' ich recht?“ rief der Kammerrath Fröhlich, die Fremdenliste des Leipziger Tagblattes lesend. „Herr Meier, fürstlich ...scher Kapellmeister, logirt im goldenen Siebe. Das ist gewiß derselbe, mit welchem ich in H... studirte, und mit welchem ich gemeinschaftlich so manche Geniestreiche verübte, bis er endlich bei Nacht und Nebel davon ging. Wie er es aber bis zum Kapellmeister hat bringen können, ist mir wirklich ein Räthsel; er muß sich doch bedeutend geändert haben. Charmant! Von mir und meinen jetzigen Verhältnissen, z. B., daß ich eine schöne reiche Frau geheirathet habe, daß ich friedlich und gemüthlich lebe und mich Kammerrath tituliren lasse, ohne mit der Kammer in Berührung zu kommen und ohne ihr rathen zu dürfen, davon weiß er so wenig Etwas, als daß ich gegenwärtig hier mich aufhalte. Ich will ihn aufsuchen und überraschen!“

Der Kammerrath eilte, nach Beendigung seiner Toilette, nach dem Gasthof, und fragte den ihm begegnenden dienstbaren Geist in rother Schürze nach dem Fremden.

„Der Herr Kapellmeister logirt in Nr. 8,“ erhielt Fröhlich zur Antwort; „ist aber sehr beschäftigt und hat daher befohlen, alle Besuchende auf den Nachmittag wieder zu bestellen,“ fügte derselbe hinzu.

„Nun, bei mir wird er gewiß eine Ausnahme machen,“ versetzte der Kammerrath. „Ich heiße Fröhlich Wenn er den Namen hört, hat er auf jeden Fall ein paar Augenblicke Zeit für mich.“

Aus dem Zimmer, in welches der Hausknecht ging, schallte Guitarrenklang; sogleich öffnete sich die Thüre.

„Fröhlich? Ists möglich?“ rief Meier's bekannte Stimme, und der Kapellmeister stürzte in die Arme seines Freundes. „Wie gehts Dir? Wie ist's Dir gegangen? Wohnst Du denn hier? Was treibst Du?“ überhäufte er ihn mit Fragen. Ohne aber den Kammerrath zum Worte kommen zu lassen, fuhr Meier fort: „Du erscheinst mir wie ein Engel des Lichts. Ich weiß aus unserem akademischen Leben, Du machst herrliche Gedichte, und ich, obgleich ich mich aufs Komponiren verstehe, kann doch keinen Vers zu Stande bringen. Schon zwei Stunden martere ich mich mit dem Texte zu einer Serenade, die ich heute Abend vor den Fenstern meiner Donna absingen will.“

„Deiner Donna?“ fragte Fröhlich verwundert. „Du bist erst gestern Nachmittag hier angekommen und schon sterblich verliebt?“

„Wie das zuging,“ versetzte der Kapellmeister, „will ich Dir ganz in der Kürze erzählen. Vorausschicken muß ich, daß ich gegenwärtig mit Erlaubniß des Fürsten von *** auf einer Kunstreise begriffen bin. So komme ich denn gestern Nachmittags hier an, um mit meiner Laute, wie Amphion, wenn auch nicht die Steine und Bäume, doch die Geldbeutel der Musikfreunde hiesiger Stadt in Bewegung zu setzen. Kaum bin ich angelangt, so gehe ich aus, um einige Staatsvisiten zu machen. Da begegnete mir auf der Straße

Digitized by Google

eine junge Dame, von deren Schönheit Du Dir keine Vorstellung machen kannst, wenn Du Dir nicht die drei Grazien in ein Wesen verschmolzen denkst. Vergessen waren die Visiten, vergessen das Konzert; ich folgte ihr in bescheidener Entfernung. Sie ging zum ..schen Thore hinaus, und lenkte ihre eiligen Schritte in das schöne Haus rechter Hand. Daß sie dort wohnt, leidet keinen Zweifel, denn ich erblickte sie nachher am Fenster eines Zimmers in der zweiten Etage, wie sie eben ihren Hut ablegte.

Der Kammerrath lächelte und schien etwas fragen zu wollen, allein der redselige Meier fuhr fort: „Eigentlich wollte ich heute mein Konzert geben, doch nunmehr muß es ausgesetzt bleiben, weil ich durchaus heute Abend meiner Angebeteten ein Ständchen bringen will. Wenn ich nur erst mit dem Text fertig wäre! Hilf mir doch, Fröhlich! Angefangen habe ich schon:

„Holdes Mädchen! O erhöre
Meiner Liebe leises Wort . . ."

„Aber hier sitze ich. Wie nun weiter?"

„Das ist ja Spaß!" sagte Fröhlich. „Bei Serenaden und Operntexten wird es mit der Poesie und dem Sinne nicht so genau genommen. Die Musik muß oft aus dem Schlechten etwas Gutes machen. Du kannst ganz ruhig also fortfahren:

Darum bitt' ich und beschwöre
Dich bei jenen Sternen dort."

„Sternen dort?" fragte Meier bedenklich. „Wenn nun aber heute Abend kein Sternenlicht ist?"

„Nun," lachte Fröhlich, „im Gedichte, Freundchen, können die Sterne immer vorkommen, wenn sie auch in der Natur zufällig nicht existiren."

„Meinethalben!" erwiderte der Kapellmeister, durch diese Demonstration beruhigt; aber nun zum zweiten Verse, unsterblicher Fröhlich, den Anfang habe ich auch schon."

„Deiner Augen lichte Strahlen
Drangen tief mir in das Herz..."

Fröhlich fiel rasch ein:

„Und ich fühlte Liebesqualen,
Und ich fühlte Liebesschmerz."

„Brüderchen," sagte Meier. „Ich bitte Dich, das ist ja aber eines und dasselbe: Liebesqual und Liebesschmerz? Sollte das nicht eine unstatthafte Wiederholung sein?"

„Keineswegs!" erwiderte der Kammerrath ernsthaft. „In einer Serenade, wie die Deinige ist, können Worte, wie: Schmerz, Qual, Melancholie, Harm, Gram, Leiden und dergleichen nicht oft genug vorkommen. Manche Schönen, denke doch, haben ein Felsenherz, das sich bloß durch solche vielfältig wiederholte melancholische Ausdrücke erweichen läßt."

„Du hast Recht!" versetzte lächelnd der Kapellmeister. „Aber Drei ist eine heilige Zahl, wie Du weißt, mein unerschöpflicher Fröhlich; so mache nun den Schlußvers:

Fröhlich sann einige Augenblicke nach und deklamirte sodann:

„Scherk', o schenke mir ein Zeichen
Deiner Lieb' und Deiner Huld;
Lässest Du Dich nicht erweichen,
Bist an meinem Tode schuld!"

„Herrlich!" rief Meier. „Das wird sich gut komponiren lassen. Ich danke Dir, Fröhlich, für Deinen Beistand. Nun bleibst Du noch ein Weilchen bei mir, wir stechen ein Fläschchen aus und plaudern uns dabei satt. Nachher muß ich freilich an die Komposition denken — dann erhalte ich Besuche — Brüderchen, ich weiß wirklich manchmal nicht, wo mir der Kopf steht."

„Bis jetzt," unterbrach ihn Fröhlich, „hast Du mich wenig zum Worte kommen lassen. Nun erlaube mir aber doch einige Fragen. Zuerst beschreibe mir ein wenig Deine Schöne dem Aeußern nach. Was hatte sie denn für Augen?"

„Blaue."

„Was für Haare?"

„Blonde."

„Was für einen Mund?"

„Klein, purpur oth, ganz zum Kuß geschaffen."

„Und was für einen Fuß?"

„Fuß, sagst Du? Sie hatte keinen Fuß, sondern — Füßchen, und zwar so niedlich, wie ich sie noch nie gesehen habe."

„Wie war sie denn gekleidet?" fragte der Kammerrath weiter.

„Darüber kann ich Dir keine ganz bestimmte Auskunft geben. Ein schwarzseidenes Kleid, ein weißer Atlashut mit Federn, dieß ist ungefähr Alles, was mir von ihrer Kleidung im Gedächtniß zurückblieb."

Der Kammerrath lachte noch ärger, als zuvor.

„Sage mir nur, warum Du beständig lachst?" fragte jetzt Meier etwas empfindlich.

„Ueber Dein schnelles Verlieben muß ich lachen!" entgegnete Fröhlich. „Vielleicht weißt Du nicht einmal den Namen Deiner Geliebten und hast Dich eben so wenig näher um ihre Verhältnisse bekümmert?"

„Das ist wahr!" versetzte der Kapellmeister nachdenkend. „Wie sie heißt, weiß ich allerdings nicht, und ihre Verhältnisse kenne ich auch nicht."

„Nun, so beschreibe mir doch das Haus, in welchem dieser Abgott Deines Herzens lebt und webt, etwas genauer, vielleicht kann ich Dir dann auf die Spur helfen."

Der Kapellmeister machte nun eine Beschreibung des Hauses, so wie seiner Lage und Umgebung nach Möglichkeit. Hier gab sich der Kammerrath zwar alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, allein es gelang ihm nicht, sondern er brach in ein helles Gelächter aus.

Meier gerieth in Hitze. „Nun will ich aber durchaus wissen, warum Du lachst," sagte er erzürnt.

„Ueber Dich Wildfang," versetzte der Kammerrath,

„Allein Deine Handlungsweise ist durch Dein Temperament erklärlich, Du bist ein Sanguiniker, und der Sanguiniker ist allemal ein Leichtfuß. Doch Du willst komponiren, ich verlasse Dich jetzt. Indessen wünsche ich, daß Dein Ständchen gut ablaufen möge. Also Adieu!"

Fröhlich umarmte den Kapellmeister und sprang die Treppe hinunter.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Schönlein †.] Der berühmte Arzt und Lehrer der Heilkunde, Dr. Joh. Lukas Schönlein, ist todt! Nach kurzem Krankenlager verstarb Derselbe in seinem Geburtsorte Bamberg am Abend des 24. Januar. — Geboren zu Bamberg am 30. November 1793, wirkte er in den zwanziger Jahren als Professor der Therapie und Klinik an der Universität Würzburg, so wie als dirigirender Arzt am dortigen Julius-Hospitale, — von dort unter Wallerstein's Regiment vertrieben, als Professor der Klinik an der Universität Zürich mit für damalige Zeit wohl beispiellosem Erfolge. Daß er im Jahre 1839 einen Ruf an die Universität Berlin und als Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm III. annahm, mag als für die Wissenschaft von Nutzen und gewissen Neigungen Schönlein's entsprechend befunden werden; die ihm früher Nähergestandenen fügten der Annahme dieses Rufes stets das Wort: „leider!" hinzu. In Berlin gelangte Schönlein zu den höchsten Würden, die in seinem Stande nur zu erreichen gewesen. Seine Stellung als Leibarzt Friedrich Wilhelms IV. ist bekannt und seiner Zeit vielfach besprochen worden. Schönlein verließ Berlin und lebte dann als Privatmann in seiner Vaterstadt Bamberg — vielleicht glücklicher als am preußischen Königshofe! — Ehre seinem Andenken! Friede seiner Asche!

Der durch seinen Reichthum und seine archäologische Liebhabereien bekannte Herzog von Luynes hat in Toulon ein kleines, in einzelne Theile zerlegbares Dampf-Kanonenboot bauen lassen, mit dem er Reisen auszuführen gedenkt. Er wird zuerst die interessantesten Punkte der Mittelmeerküste besuchen, dann von Syrien aus über die Höhen von Judäa sein Schiff nach dem todten Meere bringen lassen, um auf demselben wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen. Von da geht es wieder ins Mittelmeer zurück, in das schwarze und asowische Meer hinein und den Don hinauf, die Wolga abwärts nach dem kaspischen Meere. Auf Kameelen reist hierauf das Schiff nebst seiner Mannschaft nach Mosul, untersucht den Lauf und die Küsten des Euphrat und Tigris und kehrt durch den persischen und arabischen Meerbusen und den Suezkanal, der bis dahin für ein zu Lande reisendes Schiff fahrbar sein wird, in das Mittelmeer zurück. Alle Vorkehrungen für diese moderne Argonautenfahrt sind bis ins Kleinste getroffen, alle Eventualitäten sorgfältigst berechnet worden. Das Schiff selbst soll ein wahres Meisterwerk an Festigkeit und Bequemlichkeit sein. Es besteht aus ungemein sauber gearbeiteten nummerirten und mit Bolzen zusammengeschraubten Theilen, die sich innerhalb 24 Stunden auseinander nehmen und zusammensetzen lassen.

[Postverkehr in Bayern pro 1863.] Befördert wurden 31,258,613 Briefe, 38,083,338 Zeitungsexemplare. Bezüglich des Briefverkehrs reihen sich die 8 Provinzen des Staats in nachstehende Ordnung: Oberbayern durchschnittlich $8{,}_6$ Briefe per Person; Mittelfranken $8{,}_5$; Schwaben $8{,}_{10}$; Unterfranken $6{,}_9$; Pfalz $6{,}_8$; Oberfranken $5{,}_7$; Oberpfalz $5{,}_7$; Niederbayern 4; — bezüglich des Zeitungsverkehrs folgen sich: Schwaben 17 Einwohner auf 1 Abonnenten; Oberbayern 20; Mittelfranken 39; Unterfranken 47; Pfalz 64; Niederbayern 91; Oberfranken 103; Oberpfalz 108 Einwohner pro 1 Abonnenten. Die hervorragende Stellung Oberbayerns kommt vorzugsweise auf Rechnung der Residenzstadt.

Rossini, der 72jährige Komponist, feiert im nächsten Monat seinen 18. Geburtstag. Er ist nämlich am 29. Februar 1792 geboren, und hat demnach während seines ganzen Lebens nur 18mal Gelegenheit zu solcher Feier gehabt.

[Ein Mammuth gefunden.] Wie man aus Mailberg (Niederösterreich) meldet, ist dort bei einer Kellergrabung das ganze Skelett eines Mammuth gefunden, jedoch durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter zum Theile zertrümmert worden.

Der französische Theaterdichter Lafont (geb. 1809 zu Lüttich) ist in Paris gestorben. Seine bekanntesten Stücke sind la famille Monronval, un chef d'oeuvre inconnu, un changement de main und un cas de conscience.

Geschichtskalender. 28. Januar 1509 Johann I. Graf von Sponheim, Pfalzgraf von Zweibrücken-Simmern, stirbt. An demselben Tage tritt sein Sohn Johann II., aus der Ehe mit des Grafen Johann's II. zu Nassau-Saarbrücken Tochter, die Regierung in Simmern an.

Redakteur: Gustav Pfeffel. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 25 Freitag, 29. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Der Richter nahm ein angebotenes Glas Ale an und Lady Isabella schlüpfte unvermerkt hinter Mrs. Carlyle, um die Erlaubniß bittend, sich zurückziehen zu dürfen, da man sie wohl nicht benöthigen werde. Mrs. Carlyle nickte zustimmend. Welch' ein Abend für die Unglückliche. Sie saß allein in dem grauen Zimmer und Kummer, Reue, Gewissenspein und Empörung zerrissen und quälten abwechselnd ihr Inneres. Reue über die Vergangenheit, Empörung gegen die jetzige Stellung, in die sie so unbedacht sich begeben hatte. Gegen zehn Uhr schleppte sie sich zu Tode erschöpft die Treppe hinauf. Sie wollte eben in ihr Schlafzimmer treten, als sie Sarah, Wilson's-Gehülfin in der Kinderstube, den Gang heraufkommen sah.

„In welchem Zimmer schläft der kleine William?" fragte sie das Mädchen, wie von einem unwiderstehlichen Impuls angeregt.

Sarah zeigte auf eine nahe liegende Thür und sagte:

„Hier, Madame."

Lady Isabella wartete bis das Mädchen die Treppe hinunter war und öffnete dann leise die Thür. Auf einem kleinen weißen Bettchen lag des Knaben schöner Kopf, mit hochgerötheten Wangen, er schien im Fieber zu liegen, aber er schlief ruhig. Neben ihm auf einem Tische stand die Johannisbeeren-Marmelade mit einem Löffel und ein Glas Wasser.

Sie glitt vor dem Bette nieder und legte ihr Gesicht auf den Polster neben den ihres Söhnchens, nahe, so nahe, daß sie seinen Athem fühlte, hätte sie nicht fürchten müssen, ihn aufzuwecken, sie würde den kleinen Schläfer ans Herz gedrückt und geküßt haben.

„Er sollte sterben! Nein! nein! das darf nicht sein."

„Du meine Güte! Dacht' ich nicht, daß das Zimmer in Flammen stehe, als ich Licht hier sehe. Wie bin ich erschrocken!"

So rief Jungfer Wilson aus, die vorbei gekommen war und das Licht bemerkt hatte. Isabella sprang auf, als wäre sie bei einem Verbrechen ertappt worden. Sie fürchtete mehr die Entdeckung von Seiten Wilson's und Justinen's als von irgend wem.

„Ich habe noch nach dem Kleinen gesehen," sagte sie so ruhig als möglich. „Mr. Carlyle scheint etwas besorgt wegen dem Husten. Das Kind sieht sehr zart aus, und diese Röthe . . ."

„Das will nichts bedeuten," sagte Wilson gleichgültig, „er sieht gerade so aus, wie seine Mutter das Erstemal, als ich sie sah, meinte ich nicht anders, als sie müsse gemalt sein, so rothe Wangen hatte sie."

„Gute Nachte," war die ganze Antwort Lady Isabella's, die in ihr Zimmer ging.

„Gute Nacht, Madame," erwiderte Wilson. „Nun! Gott steh' mir bei, da weiß einer nicht, was er von der Gouvernante denken soll. Bei der ist's nicht recht richtig im Kopf."

Einundvierzigstes Kapitel.

Dann erinnerst Du Dich vielleicht meiner.

In einem leichten grauen Seidenkleide und einem einfachen Spitzenhäubchen, das ihr sanftes, bleiches Gesicht mit seinem leichten Gewebe umrahmte, saß die gute Mistreß Hare eines Abends im grauen Zimmer. Richter Hare war mit Squire Pinner in London, und Barbara hatte die Mutter im Triumphe nach Ost-Lynne geführt, wo sie einige Tage Zerstreuung und Erholung finden sollte, denn die arme Frau bedurfte derselben.

Die Mittagstafel war vorüber, Frau Carlyle wie gewöhnlich zu ihrem kleinen Liebling gegangen, Miß Corny, die zu Gaste gewesen, mit ihrem Bruder beim Dessert sitzen geblieben, um ihm unter vier Augen Gott weiß welch' eindringliche Strafpredigt über irgend ein neues Vergehen gegen den gesunden „Menschenverstand" zu halten, denn in ihren Augen beging Bruder Archibald deren mehr als sie Athem hatte, zu bereden. Isabella hatte sich mit heftigem Kopfweh entschuldigt, und war nicht bei Tische erschienen, sie fürchtete die scharfen Augen Miß Corny's. Die freundliche, theilnehmende Frau Hare benützte die Zwischenzeit und stattete der armen Gouvernante einen Besuch ab, sie meinte, dieselbe müsse sich so allein in ihrer Wohnstube recht einsam und verlassen fühlen. Lucy war zu einer Geburtstagsfeier in der Nachbarschaft geladen und

Digitized by Google

William spielte mit Archie in der Kinderstube. Traurig den Kopf in beide Hände gestützt, an einer Ecke des Kamins lehnend, fand sie die leutselige Frau Hare wirklich allein und in düsteres Nachdenken versunken.

„Ich bedaure von Herzen, daß Sie unwohl sind," leitete die gute Dame das Gespräch mit der Fremden ein, deren Bekanntschaft sie noch nicht gemacht hatte, und die ihr nur flüchtig vorgestellt worden war.

„Ich danke Ihnen für so viel freundliche Theilnahme. Mein Kopf ist etwas angegriffen."

„Die Einsamkeit, fürchte ich, wird Sie traurig machen, es kann Sie eben nicht heiter stimmen, so allein hier zu sitzen."

„Ich bin so sehr an's Alleinsein gewöhnt."

Mrs. Hare hatte sich gesetzt, mit gutmüthiger Theilnahme die noch junge, etwas sonderbar aussehende Person betrachtend, deren blasse Züge nur zu deutlich den unverkennbaren Stempel inneren Leidens trugen.

„Sie scheinen Kummer zu haben," sagte Frau Hare sich zu ihr neigend, in möglichst sanftem Tone.

„O! und welch' schweren Kummer," seufzte Isabella, die diesen Abend ihr Elend in seinem vollsten Umfange empfand.

„Meine Tochter sagt mir, daß Sie Ihre Kinder verloren und Vermögen und Stellung in der Welt durch traurige Schicksalsfügungen eingebüßt haben. Glauben Sie mir, ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihren Leiden, ich wollte, ich könnte Ihnen Trost bieten."

Lady Isabella's Thränen strömten heftiger und sie verlor beinahe alle Fassung.

„Oh! Ihr Mitleid fällt nur noch schwerer auf mein Herz, theuere Mistreß Hare, beklagen Sie mich nicht. Es scheint, daß manche Frau nur zu Leid und Kummer geboren ist," fügte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu.

„Wir sind es Alle," rief Mrs. Hare aus. „Ich habe wirklich Grund, dieß auch zu sagen. Wenn Sie wüßten, wie schwer die Last ist, die ich zu tragen habe . . . jahrelang und ohne Hoffnung zu tragen, daß sie so bald von mir genommen werde. Wie ich keines wirklich frohen Augenblickes mehr fähig, seit . . ."

„Nicht Alle trifft ein solch' hartes Loos!" seufzte Isabella.

„Ach! Allen wird früher oder später ihr Theil Bitterniß zugemessen, glauben Sie mir; über das glänzendste Loos auf Erden muß sich zu Zeiten eine Wolke lagern, die es verdunkelt. Nur leidet Mancher mehr, Mancher wieder minder unter den Prüfungen, die der Herr uns auferlegt, daß wir den Weg zu ihm finden sollen. Ja, meine Liebe," fügte die fromme Dulderin leiser hinzu, und die Thränen perlten über ihre bleichen Wangen nieder, „nach den Leiden und Kämpfen dieses Lebens winkt denen, die da mühselig und beladen sind, Ruhe und Erquickung in einer besseren Welt; lassen Sie uns Trost und Stärke schöpfen aus dieser Gewißheit."

„Ach!" flüsterte Isabella, „das ist auch Alles, was mir geblieben ist."

(Fortsetzung folgt.)

Das Ständchen und Körbchen.

(Schluß.)

Sobald der Kammerrath ihn verlassen hatte, begann Meier die Komposition seiner Serenade, und kam richtig damit zu Stande, ehe die nachmittägigen Besuche ihn störten. Sobald es dunkel geworden war, wandelte er, in seinen Burnus gehüllt, der Wohnung seiner Dame zu. Die Fenster, an welchen er sie gestern erblickte, waren erleuchtet, und glücklicherweise war es auch sternenheller Himmel, worüber er sich, weil das Gedicht doch einmal auf Sternenschein eingerichtet war, sehr freute. Er stellte sich den Fenstern gegenüber und fing nach einem kurzen Präludio zu singen an:

„Holdes Mädchen! O erhöre ꝛc.

Während der beiden ersten Strophen war nichts am Fenster zu bemerken; als er aber die dritte anfing:

„Schenk', o schenke mir ein Zeichen
Deiner Lieb' und Deiner Huld ꝛc."

öffnete sich das Fenster, und es wurde an einem Bändchen etwas Weißes herabgelassen.

Beim täuschenden Sternenlicht war der Gegenstand nicht zu erkennen. Meier, die letzten tragischen Verse seiner Serenade vergessend, von Hoffnung beflügelt, sprang hin und griff nach dem räthselhaften Geschenke. Es war ein niedlich geflochtenes Körbchen. Obgleich er die symbolische Bedeutung dieses Geschenkes sogleich begriff, verlor er doch nicht die Fassung, sondern nahm den Deckel ab, um nachzusehen, ob nicht vielleicht ein Briefchen darinnen liege. Allein es war und blieb ein leeres Körbchen.

In diesem Augenblicke schloß sich auch das Fenster, dagegen aber öffnete sich die Hausthür, und heraus trat Fröhlich. „Bon soir!" rief er.

„Nun, wie kommst denn Du hierher?" fragte der Kapellmeister etwas verdutzt, das Körbchen in der Hand haltend.

„Auf dem allerrechtlichsten Wege," entgegnete Fröhlich.

„Du bist aber doch nicht in die Dame verliebt, welcher ich das Ständchen brachte?" fragte Meier hastig.

„Allerdings bin ich in sie verliebt, und zwar recht sehr."

„Das verbitte ich mir!"

Google

„Und ich verbitte es mir ebenfalls, daß Du in sie verliebt bist," erwiderte der Kammerrath.

„Warum? warum?"

„Nun, weil sie meine — Frau ist."

„Deine Frau?" rief jetzt Meier in der größten Verlegenheit, und ließ das Körbchen fallen.

„Verliere nur nicht," spottete Fröhlich, „dieses Zeichen der Lieb' und Huld Deiner Angebeteten."

„Ha!" rief der Kapellmeister nach einer Pause des Erstaunens mit zorniger Geberde. „Nun weiß ich es gewiß, daß Du mich bloß zum Narren gehabt hast. Hebe Dich weg von mir, Du bist mein Freund nicht mehr, denn Du hast mein Vertrauen auf eine unerhörte Weise gemißbraucht. Und morgen, damit Du es weißst, schießen wir uns!" Bei diesen Worten rannte er fort.

Als am nächsten Morgen der Kammerrath noch seinen Kaffee trank und mit seiner Gattin den von ihnen nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft gespielten Streich belachte, wurde ihm ein so eben von einem Lohnbedienten abgegebenes Billet überbracht:

„Bei der Herausforderung bleibt's, schrieb Meier; „nur mit dem Unterschied, daß ich Dich nicht auf Pistolen, sondern auf verschiedene Flaschen Rheinwein herausfordere, die wir nach dem Konzerte, welches ich heute gebe, in meiner Wohnung ausstechen wollen. Und da ich aus gewissen Gründen, besonders durch eine Anwandlung von Schamgefühl, abgehalten werde, Deiner Gemahlin für das auf eine so überraschende Weise mir gemachte zierliche Geschenk meinen Dank persönlich abzustatten, so bitte ich Dich, es in meinem Namen zu thun. Auch wünschte ich, daß es Dir gefallen möchte, von den beiliegenden Konzertbillets heute Abend für Dich und Deine Gemahlin Gebrauch zu machen. Auf Wiedersehen! Dein Meier."

Fröhlich schrieb sogleich wieder: „In der jetzigen Gestalt nehme ich Deine Herausforderung an, und auch das Uebrige ist besorgt worden."

Nach dem Konzerte, in welchem Meier den lautesten Beifall erntete, saß er mit dem Kammerrathe, versöhnt wegen des Scherzes, den der Letztere sich erlaubt hatte, beisammen. Sie schwatzten von vergangenen Zeiten.

„Das war aber doch das Tollste," sagte Meier beim Abschiede, „daß Du selbst mir das Liebeslied auf Deine Frau machen halfst. Uebrigens," setzte er hinzu, „soll mir das Körbchen ein ewiges Warnungszeichen sein, mich nicht zu verlieben und noch weniger ein Ständchen zu bringen, bis ich nicht gewiß weiß, daß kein Ehemann mir in die Quere kommt."

Die Anwendung der Photographie zu physiologischen und praktischen Zwecken.

(Schluß.)

„Eine weitere Anwendung der Photographie, die von Tage zu Tage dem Publikum lieber wird, ist die, welche vergrößerte Porträts, selbst in Lebensgröße, nach alten Daguerreotypen und auch nach neueren photographischen Miniaturen hervorbringt. Für diesen Zweck wird ein Zimmer als Camera obscura hergerichtet und das vergrößerte Bild von oben durch eine Linse auf ein Blatt sensitives Papier geworfen, das auf einem Tische liegt, der sich nach Bedürfniß höher oder niedriger machen läßt. Das Bild, durch die Ausbreitung über eine so große Fläche geschwächt, druckt sich langsam ab, aber zuletzt kommt es mit erstaunlicher Klarheit."

Die Kopirung von Dokumenten ist eine weitere wichtige Anwendung der Photographie. Die Amerikaner glauben, hierin Allem voraus zu sein, was man Derartiges in Europa hat, indessen wohl, wie in vielem Anderen mit Unrecht. Man kennt in Europa und überhaupt in der alten Welt die photographische Kopirung von Denkmälern, namentlich von antiken Inschriften, mittelalterlichen Manuskripten ꝛc., wie man sie in Amerika noch nicht kennt und auch kaum kennen kann, und wir wüßten nicht, was diese Leistungen zu wünschen übrig ließen.

Endlich kömmt unser Amerikaner auch auf den Schwindel zu sprechen, der in Amerika mit den Geister-Photographien getrieben wird, freilich nicht überall —; es sind nur gewisse Ateliers, die sich für eine Extra-Gratifikation willig finden lassen, die Geister der Geschiedenen auf die sensitive Platte zu zaubern.

„Die Lichtkraft eines Geistes auf die Platte ist nicht so stark, als es zu wünschen wäre; aber in Anbetracht, daß die Geister nahezu so körperlos sind, daß, wie uns Ossian sagt, die Sterne durch ihre duftigen Umrisse zu scheinen vermögen, ist vielleicht die Wirkung so gut, wie sie sich nur erwarten läßt.

„Mistres Brown z. B. hat ihr Kind verloren und wünscht sein Geistporträt mit ihrem eignen abgenommen zu sehen. Eine besondere Sitzung wird zugesagt und ein besonderes Honorar bezahlt. Zur gehörigen Zeit ist der Photograph fertig und ganz gewiß befindet sich das nebige Bild eines Kindes im Hintergrunde, oder gar auf der Mutter Schooß. Ob das Original des Bildes einen Monat oder ein Jahr alt war, ob es Mrs. Brown oder Mrs. John, oder Mrs. Robinson gehörte, das zu vermuthen würde König Salomon, trotz seiner Weisheit, kleinen Kindern die richtigen Mütter zu ermitteln, schwerlich im Stande sein. Aber es reicht hin für die arme Mutter, die vor Thränen fast blind ist, wenn sie ein Stück Faltenwurf,

Digitized by Google

der einem Kinderkopfe ähnelt, und etwas Rundes, wie einen nebeligen Fleck erblickt, der als Gesicht gelten mag."

„Sie nimmt das Geistporträt für eine Offenbarung der Schattenwelt. Diejenigen, welche Gestalten in den Wolken gesehen, oder sich an Hamlet und Polonius erinnern, oder die Erfahrung gemacht haben, wie leicht ungebildete Augen fast in jedem dafür ausgegebenen Oelbilde Vater, Mutter, Frau oder Kind erblicken, werden begreifen, wie leicht das einfältige Volk, welches zu diesen Ateliers seine Zuflucht nimmt, betrogen wird.

„Es gibt (fügt unser Amerikaner hinzu) verschiedene Arten, Geister-Photographien zu produziren. Eine der leichtesten ist folgende. Zuerst verschafft man sich einen Einfalts-Pinsel, dessen Geist durch lange Eintauchung in Leichtgläubigkeit „sensitivirt" ist. Dann erkundigt man sich nach Alter, Geschlecht und was sonst noch in Betreff des abgeschiedenen Verwandten zu wissen nöthig ist. Man sucht dann aus den zahlreich vorräthigen Negativen eines aus, das dem schmerzlich Beklagten so nahe kommt, als möglich. Man bereitet nun eine sensitive Platte. Jetzt legt man die Negative darauf und hält sie nahe an eine Gaslampe, die hübsch hoch gehalten wird. Auf diese Weise gewinnt man eine verwischte Kopie der Negative auf einem Theile der sensitiven Platte, die man dann in die Camera obscura schieben kann, um das lebendige Porträt des Sitzenden in der gewöhnlichen Weise zu nehmen. Ein geeigneter Hintergrund für diese Bilder ist die Ansicht einer Anstalt für Schwachsinnige."

An die deutsche Treue.

Durch den Eichwald zieht ein heimlich Wehen,
In den Lüften klingt's, wie Geistermelodie.
— Traurig schwebt der Mond am Sternenhimmel,
Und mein stummes Herz erfaßt Melancholie.

Höre neben mir die Quelle rauschen;
O, ihr sanft Gemurmel wiegt so sanft mich ein,
Hör' im Busch die Nachtigallen schlagen,
— Ihren Himmelsklang in trauter Nacht — so rein.

O, so find' ich denn ein Plätzchen wieder,
Wo noch deutsche Kraft in Eichenwipfeln rauscht,
O, ein Plätzchen, das mein volles Herze
Nicht mit gold'ner Kron' und Scepterschaft vertauscht.

Find' ich doch die heil'ge Stelle wieder,
Wo noch deutsche Treu' im dunk'len Haine thront.
— Fühle mich zur Sternenwelt gezogen,
Wo ein gleicher Friede ohne Zwietracht wohnt.

So getragen auf zu höh'ren Sphären,
Schlumm're ich im hehren Tempel der Natur;
Träume von Dir, alte deutsche Treue,
Die im grünen Haine ich gefunden nur.

Und im Wahne, Du sei'st noch auf Erden,
Du regierteſt noch im klaren, reinen Licht,
Wach' ich auf; mein Genius doch kündet:
„Alte, deutsche Treue sind'st Du, Armer, nicht!"

Heilbronn, 1864. Wilhelm **Singer**, Gymnasiast.

Mannigfaltigkeiten.

Wie **London** sich immer weiter und weiter ausbreitet, so wächst auch mit jedem Jahre die Zahl der Brände in der riesenhaften Anhäufung von Stein und Mörtel. So wurden im Jahre 1862 1303 Brände verzeichnet, im Jahre 1863 schon 1404. Die Seelenzahl der Hauptstadt auf 2,800,000 angenommen, gibt dieß auf je 2000 Einwohner jährlich einen Brand. In Liverpool sind im Laufe des Jahres 297 Feuer ausgebrochen, d. i. eines auf je 1500 Einwohner, in Manchester (360,000 Einwohner) 238, fast das gleiche Verhältniß; in Edinburgh und Dublin war das Verhältniß ein wenig günstiger, in Glasgow ungünstiger (1 : 1855); in Sheffield (190,000 Einwohner) und Leeds (210,000 Einwohner) aber kamen nur 51, resp. 47 Brände vor; in ersterer Stadt einer auf je 3070, in letzterer einer auf je 4470 Seelen. Von den 1404 Bränden, welche voriges Jahr in London ausgebrochen sind, war bei 487 die Ursache unbekannt geblieben; 277 standen auf die eine oder andere Weise mit Kerzen, 123 mit Rauchfängen, 107 mit Funken, 100 mit Gas, 31 mit Pfeifen oder Cigarren, 26 mit Oefen, 26 mit Schwefelhölzchen in Verbindung, während 39 Brände von Kindern veranlaßt wurden.

Aus **Straubing** wird ein artiges Geschichtchen berichtet. Ein reicher Bauer führte vor einigen Tagen folgende Wette aus. Er machte sich anheischig, mit einem einspännigen Schlitten auf der gefrornen Donau zu gleicher Zeit mit dem Güterzug der Ostbahn Regensburg zu verlassen und vor dem Güterzuge Straubing zu erreichen. Die Wette wurde von ihm gewonnen.

Geschichtskalender. 27. Januar 1584. Die Uebergabe Bonn's an Ferdinand von Bayern, nach der Niederlage des braunschweigischen Entsatzes bei Siegburg, wodurch der gänzliche Fall des apostasirten und vermählten geistlichen Kurfürsten von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, entschieden wird und von dem an die Chur Köln von 1583 bis 1766 ununterbrochen bei dem wittelsbachischen Hause bleibt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Beilandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 26 Samstag, 30. Januar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Sie sind noch sehr jung und haben die harte Schule der Erfahrung in Leid und Kummer hinter sich, sagte Mrs. Hare."

„Messen sich diese nach Jahren aus? Schließt nicht oft eine kurze Stunde ein langes Leben von Elend und Schmerz in sich? Aber sind wir es doch zumeist selber, die Unglück und Jammer über unser Leben heraufbeschwören," fügte Isabella in verzweifelter Selbstanklage hinzu, wie wir gesäet so ernten wir, und Glück und Elend ist oft nur eine Folge unseres eigenen Thun und Lassens."

„Ach! nicht immer," entgegnete Mistreß Hare traurig, „ich gebe zu, daß Unglück und Kummer stets die unausbleibliche Folge böser That sein müssen, aber diese wirft ihren tödtlichen Schatten auf den Unschuldigen sowohl, als auf den Verirrten selber. Die Sünden der Väter werden an ihren Kindern heimgesucht, Kinder brechen und zertreten die Herzen ihrer Eltern. Der Fehltritt des Gatten reißt sein schuldloses Weib mit in's Verderben und umgekehrt. Ich darf bei aller Demuth meines Herzens vor Gott sagen, daß ich in nichts das schwere Herzenleid, das mich zu Boden drückt, verdient habe; obwohl es mich beinahe das Leben kostete, zweifle ich keinen Augenblick, daß Gott in seiner unerforschlichen Weisheit es zu meinem Heil über mich verhängt hat, könnte ich nur mein widerspänstiges, schwaches Herz bezwingen, nichts Anderes darin zu sehen. Gewiß, auch Sie sind unschuldig an Ihren Leiden und haben sie nicht verdient."

Frau Hare sah die brennende Schamröthe nicht, die Isabellens Gesicht überflog, nicht wie sie die Augen zu Boden senken mußte.

„Der Tod hat Ihnen Ihr Theuerstes entrissen und es ist ein schwerer Schlag, ein bitterer Kelch, ohne Widerrede! Aber glauben Sie mir, es ist wenig im Vergleich mit dem Jammer, wünschen zu müssen, daß Kinder, die erwachsen und mit Liebe und Sorgfalt erzogen sind, besser begraben und der Welt entrückt worden wären, ehe sie geworden, was sie sind. Ich klage nicht selten, daß ich nicht Alles, was mir theuer ist, auf Erden, im Himmel geborgen weiß. Thränen sind unser Aller Loos!"

„Welches Herzenleid könnte jemals Herr und Frau Carlyle treffen?" bemerkte Isabella mit sonderbarem Tone, der selbst der arglosen Frau Hare auffallen mußte, den sie aber nicht verstand.

„Meine Tochter ist glücklich," sagte die Mutter mit sanftem Lächeln, „sie liebt ihren Gatten mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und er ist derselben vollkommen würdig. Es ist ihr ein schönes Loos zugefallen; aber sie möge nicht erwarten, daß sie auf immer von Leid und Sorgen verschont bleiben werde. Mr. Carlyle hat bereits einen Theil der großen Schuld an das Schicksal abgetragen."

„O!"

„Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß seine erste Frau ihn verlassen hat. Er ertrug den Schlag mit würdevoller Fassung vor den Augen der Welt, aber ich weiß, es hat ihn in tiefster Seele erschüttert. Sie war seine erste Jugendliebe."

— „Sie! nicht seine zweite Frau?"

Welche Unvorsichtigkeit von Madame Vine, diese Bemerkung zu machen, die eine nähere Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Familie verrieth, als von der fremden Gouvernante vorauszusetzen war.

Frau Hare schien dieß jedoch nicht zu bemerken, sie war zu sehr in den Gegenstand ihres Gespräches vertieft.

„Barbara?" sagte sie, „o nein! Wäre sie es gewesen, die er geliebt hätte, würde er sie gewählt haben. Er liebte Lady Isabella."

„Jetzt liebt er seine zweite Frau." Frau Hare lächelte. „Natürlich, sollte er ihr bis über das Grab hinaus seine Liebe bewahrt haben? Und einer Frau, die . . . ihn treulos verlassen hatte? Aber, trotz Allem, war die unglückliche Lady Isabella, die liebenswürdigste Frau von der Welt, der ich von Herzen zugethan war und ich kann noch nicht anders, als mit Leid und Trauer ihrer gedenken. Andere haben sie bitter getadelt, ich hatte immer das herzlichste Mitleid mit ihr. Es war ein herrliches Paar! wie für einander geschaffen. Er so gut und edel, sie so schön und liebenswerth."

„Und sie hat ihn verlassen können, ihn aufgegeben, den edlen Mann, der sie so zärtlich liebte!" rief Isabella mit einer verzweifelten Geberde aus.

Digitized by Google

„Ja, sie hat es! Es ist eine gar traurige Geschichte! Es war für gar Viele ein unerklärliches Wunder, wie sie einen solchen Gatten, solche Kinder hatte verlassen können, für Niemand aber ein größeres, als für mich und meine Tochter. Und kaum wage ich den Gedanken zu denken, denn es sieht wie sündhafte Befriedigung aus, indem die Unglückliche ihrem eigenen Elend und Jammer entgegenging, ward sie die Ursache zu dem Glücke meiner Tochter, denn es ist mehr als gewiß, daß Barbara nie einen andern Mann so hätte lieben können, als Mr. Carlyle."

„Sie glauben, sie habe nur Jammer und Elend gefunden?" rief Isabella aus, wir vermögen nicht wiederzugeben, mit welchen inneren Gefühlen.

Frau Hare schien von der Frage etwas überrascht.

„Keine Frau hat jemals einen ähnlichen Schritt gethan, ohne sich dadurch in Unglück und Elend zu stürzen," sagte sie, „das ist unvermeidlich und gerade Lady Isabella war eine zu edle, zarte Natur, um nicht tausendfach darunter zu leiden; durch und durch bescheiden, sittsam und ehrliebend, mußte sie eher als jede Andere von Gewissenspein erfaßt werden; Niemand hätte sie je eines solchen Schrittes fähig gehalten. Oft dachte ich seitdem, sie müsse wie in einem bösen Traum befangen, kaum gewußt haben, was sie that. O ich weiß, Elend und Selbstvorwürfe folgten in kürzester Frist ihrem Fehltritt auf dem Fuße nach."

Wie mochte die „Gouvernante" nur durch weitere Fragen und Erwiderungen die tausend Dolchspitzen, die diese Details für ihre Brust sein mußten, wieder und wieder in ihren blutenden Wunden wühlen lassen?

Ja, von Detail zu Detail hörte sie die Geschichte ihres Elendes, ihres Todes; Mount-Severn's Enthüllungen, wie er sie in Frankreich mit ihrem Kinde, allein und verlassen von ihrem schändlichen Verführer gefunden hatte; Carlyle's Vermählung nach ihrem Ableben, hörte sie Alles, Alles, aus dem Munde der guten Frau Hare.

Sie hörte es, und durfte nicht verrathen, mit welcher Erschütterung.

„Ich denke die Gesellschaft wird nun wohl im Salon beisammen sein," bemerkte Frau Hare nach einer längeren Pause, in der das peinliche Gespräch erschöpft schien. „Man wird mich dort erwarten."

„Ich werde nachsehen, und Sie davon in Kenntniß setzen," entgegnete Lady Isabella, rasch die Gelegenheit ergreifend, einen Augenblick allein zu sein, und wäre es im Korridor, um sich zu sammeln.

Sie ging hinab. Der Salon war freundlich erleuchtet und erwärmt, aber Niemand da.

Isabella trat ein, und sah sich um; da klangen aus dem Nebenzimmer die Töne des Piano's, Mrs. Carlyle's Stimme. Sie erkannte die Musik; es war das Vorspiel zu dem Liede, das sie ihm so oft vorgesungen hatte, denn er zog es vielen andern vor. Wer wird es nun singen? Sie schlich durch den Salon der angelehnten Thüre zu.

Barbara saß am Piano und Archibald stand neben ihr, den Arm auf ihrem Stuhl, sein Antlitz zu dem ihren herniedergebeugt. So war einst die unglückliche Barbara zur Thüre geschlichen, demselben Liede zuzuhorchen! Damals war Isabella sein beglücktes Weib, hatte er sie zärtlich geküßt, nachdem sie gesungen.

Und Barbara begann. Ihrer Kehle mangelte zwar das hinreißende Brio von Isabellens prachtvoller Stimme, aber sie sang mit Gefühl und Geschmack und das Lied! schmeichelte sich in Ohr und Herz.

Wenn and're Lippen zärtlich einst
Dir flüstern süßer Liebe Wort,
Dein Herz Du andern Herzen einst,
Dich reißet neuer Zauber fort.

Dann ruft vielleicht Erinnerung
Entschwund'ner Tage kurzes Glück,
Das Dir dereinst Beseligung,
Ruft Dir . . . mein Bild zurück.

Entschwundener Tage Glück! Ah! Gedachte er ihrer, seiner ersten, seiner innigsten Liebe, wenn diese Worte sein Ohr berührten. Rief, einen Augenblick lang nur die Erinnerung ihr Bild in sein Herzen zurück?

Wie gräßlich waren nun die Rollen dieser beiden Wesen, die Archibald Carlyle angehörten, vertauscht. Barbara, einst gebrochenen Herzens an derselben Stelle, aber immer der geehrte Gast, gern gesehen und geachtet in Ost-Lynne, jetzt sie, Lady Isabella, die verbrecherische Gattin, die durch sträfliche Täuschung sich den Eingang zu der Schwelle des Hauses, das sie entehrt, erschlichen hatte, die nicht eine Nacht unter einem Dache mit Carlyle's zweiter Gattin zubringen sollte, wie eine innere Stimme von Recht und Zartgefühl ihr vorwurfsvoll zurief.

Sie stand wie angezaubert an der Stelle vor der halboffenen Thüre, ihre Schläfe hämmerten in Fieber ihre Kehle war vertrocknet.

Das Lied war zu Ende und Barbara blickte ihren Gatten mit ihren blauen Augen voll Liebe an, daß er eine Welt von Zärtlichkeit darin lesen konnte. Er legte seine Hand auf ihr Haupt. . . . Isabella entfloh, sie hatte nicht die Kraft, die Liebkosung mit anzusehen, die Barbara's Lohn für ihren Gesang sein würde. Sie eilte aus dem Zimmer und im Korridor traf sie mit Miß Carlyle zusammen, der sie zum Erstenmale begegnete. Lady Isabella verneigte sich, und huschte an Cornelia vorüber, die zu reden begann, die neue Erzieherin aber verneigte sich eben so stumm ein zweites Mal, ein krampfhaftes Schluchzen, das sie lange mühsam unterdrückt hatte, wollte sich Bahn brechen, sie durfte nicht sprechen, wollte sie sich nicht verrathen.

Der Sonntag kam herbei; er brachte neue Qual, die schlimmste vielleicht von Allen. Da saß sie in dem alten Betstuhl in der St. Judä-Kirche, wie einst; es war nicht daran zu denken, daß sie, die Erzieherin, sich entschuldigen und wegbleiben konnte. Sie hatte

Digitized by Google

keine anglikanische Kirche wieder betreten, seitdem sie mit Carlyle das Letztemal hier gewesen. Sie saß mit Lucy am untern Ende des Betstuhles, an ihrer Stelle saß Barbara mit Carlyle, Barbara, sein Weib, sie auf ewig von ihm entfernt.

Kaum, daß sie das Haupt erhob, den Schleier lüftete; Lucy dachte, sie müsse sehr viel weinen, ihre arme Gouvernante, so hatte sie noch Niemand bis jetzt in der Kirche sich niederbeugen und so still und regungslos dasitzen sehen. Sie irrte die kleine Lucy, die Thränen kommen nicht immer mit ihrem milden, erlösenden Quell das Herz, das Verzweiflung und hoffnungslose Selbstanklage umklammert halten, zu erleichtern. Die fromme Gemeinde ermangelte nicht, sie verwundert zu mustern und sich in Staunen zu verlieren, wo doch Mr. Carlyle diese kuriose Erscheinung von einer Erzieherin aufgegabelt habe. Man verließ die Kirche. Der Gottesdienst war vorüber. Sie folgte demüthig der Herrschaft, die voran ging. Sie blickte seitwärts nach der Stätte, wo die Ueberreste ihres Vaters moderten.

„O! daß . . . daß ich neben ihm läge!“ rief es in ihr. „Warum bin ich nach Ost-Lynne gekommen?“

„Warum in der That?“

Sie hatte nicht geglaubt, daß ihr Kreuz so tiefe Wunden schlagen, so schwer zu tragen sein würde.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kaisers Vorreiter,

oder:

Ein kluger Knecht gefällt dem Könige wohl!

Die Zeit der letzten großen Freiheitskämpfe, welche das geknechtete Deutschland gegen die französische Druckherrschaft führte, liegt noch nicht so fern, daß nicht beinahe noch in jedem Dorfe Männer leben, die in jenen Kriegen mitgekämpft und wohl auch ihr Blut dabei vergossen haben, und es geht noch mancher Bauersmann hinter seinem Pfluge her, der Rußlands Eisgefilde gesehen oder in Frankreich seine Muskete losgeschossen hat. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Familienfesten wird von solchen alten Kriegsleuten dem jüngeren Geschlecht das Gesehene, Erlebte und Erduldete mit mehr oder weniger Wahrheitstreue erzählt, und solche Leute waren mir immer willkommene Gehülfen, die Geschichte jener denkwürdigen Zeiten meinen Parochianen theils in's Gedächtniß zurückzurufen, theils in einem gewissen Zusammenhange vorzutragen und dadurch bei den sogenannten Ehrengelagen, denen ich beiwohne, eine interessante und belehrende Unterhaltung herbeizuführen und die flachen Dorfklatschereien oder das geistlose Kartenspiel zu verdrängen. Unter allen Theilnehmern aus dem Landmannsstande, welche ich kennen gelernt habe, ist mir aber einer der interessantesten ein alter Auszügler in meiner Parochie, der obwohl als friedlicher Krieger und nur mit der Knute bewaffnet, doch ein großes Stück von Europa, von Paris bis Moskau durchritten, dabei aber, weil er in der unmittelbaren Nähe des Kaisers Alexander sich befand, so Manches gesehen, erlebt und beobachtet hat, was Tausenden, die den großen Kampf mit durchgemacht haben, nicht vergönnt war, und dessen Lebensgeschichte gewiß auch manchem Leser nicht uninteressant sein dürfte.

An einem schönen Frühlingsabende wanderte ich durch die Fluren eines meiner eingepfarrten Dörfer. Auf den Aeckern war reges Leben, der Landmann streute seinen Samen in die Erde und die Egge bedeckte die Körnlein mit dem fruchtbaren Boden, auf daß sie nach unten Wurzel fassen und nach oben in frischen Keimen sich zum Lichte drängen und zu neuem Leben in Blatt, Blüthe und Frucht sich entwickeln möchten. Mir ist die Saatzeit des Frühlings und Herbstes immer eine schöne Zeit und ich kann keinen Sämann über die Furchen des Ackers schreiten sehen, ohne des göttlichen Sämanns und des vierfachen Ackerlandes zu gedenken; ist doch das Seelsorgeramt selbst ein Sämannsgeschäft; der Same, den wir streuen, ist jenes Wort, das die Verheißung hat, es solle gleich dem Schnee und Regen, der vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar, auch nicht leer wieder zum Herrn kommen, sondern soll ihm gelingen, dazu er es sendet. In solcher Stimmung und mit solchen Gedanken wanderte ich auch an jenem Abende durch die Aecker, als ich, durch ein kleines Gebüsch gedeckt, nicht zu weit von mir eine kräftige Männerstimme hörte, welche einem ungehorsamen Pferdepaare, welches noch der Winterhafer stechen mochte, mit russischen Worten eine scharfe Strafpredigt hielt. Jene russischen Kraftausdrücke aber waren mir noch von meiner Knabenzeit her wohl bekannt, wo Kosaken und andere russische Kriegsvölker uns so oft heimgesucht und ihren nicht minder bescheidenen Wünschen mit jenen Worten Nachdruck zu geben gesucht hatten.

Diese längst verklungenen Töne mit ziemlicher Geläufigkeit hier auf heimischem Boden zu hören, überraschte mich doch etwas und ich beschleunigte meine Schritte, den russischen Pferdebändiger kennen zu lernen, und siehe! es war einer meiner Parochianen, der alte Auszügler Gottlieb Bruckmann, der seinem Sohne, welchem er das Gut schon vor mehreren Jahren übergeben hatte, im Säegeschäft beistand und mit noch kräftiger Hand und rüstigem Fuße ein besäetes Haferfeld eineggte. Als ich zu ihm herangekommen war, hielt er seine indessen wieder ruhig gewordenen Pferde an, denn er kannte meine Gewohnheit, bei keinem meiner Kirchkinder vorüberzugehen, ohne einige freundliche

Digitized by Google

Worte zu wechseln, und zog sein Käppchen ab, mir den besten guten Abend wünschend. Ich bot dem Alten die Hand, freute mich, daß er noch so rüstig den Frühling in die Hände arbeite und drückte ihm sodann meine Verwunderung über seine russische Sprachfertigkeit aus. „Na, lieber Herr Pastor," erwiderte er, „da Sie wissen, daß ich mit meinen Pferden russisch geredet habe, so werden Sie wohl auch verstanden haben, daß mir da eben kein Gebet entfahren ist, aber nehmen Sie mir das nicht übel, 's fährt einem so manchmal was aus dem Munde, das man gerade nicht so böse meint und das hängt mir noch so von der alten Gewohnheit an, daß ich mit den Gäulen russisch rede, sonst thue ich's nicht." Auf meine weitere Erkundigung wegen der alten Gewohnheit erzählte er mir, daß er von Jugend an eine besondere Vorliebe für die Pferde gehabt habe, die ihn auch jetzt noch zuweilen die Zügel in die Hand nehmen lasse, wie er den russischen Kaiser Alexander bald zwei Jahre durch die Welt gefahren habe, weßhalb ihm auch noch manches russische Wort in dem alten Kopfe geblieben sei, und es ihm vorkomme, als könne er fast nicht anders mit den Thieren reden, zumal es doch wunderbar sei, daß alle Pferde das Russische besser verständen, als wenn man deutsch mit ihnen rede.

Diese Mittheilungen waren mir sämmtlich neu und ich bat ihn, weil ich ihn in seiner Arbeit nicht länger stören wolle, mich doch ja recht bald einmal zu besuchen, wo er mir seine Dienstgeschäfte beim Kaiser Alexander recht ausführlich erzählen müsse, weil ich so etwas sehr gerne höre und mir ja Alles wichtig sei, was meine Kirchkinder beträfe. Der Alte fühlte sich dadurch geschmeichelt und versprach, bald einmal bei mir einsprechen zu wollen, worauf ich meinen Heimweg und er seine Arbeit fortsetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Beispiel der Geistesgegenwart lieferten zwei Schauspieler des Elbeuf-Theater in Paris: In einer Scene, welche einen Zwist zweier Ehegatten zum Inhalt hat, näherte sich die Darstellerin, Frlu. Hermann, im Eifer des Spiels zu sehr dem auf dem Tische brennenden Lichte, so daß ihr Gazekleid Feuer fing. Ihr Kollege Beranger bemerkt den Unfall, springt hinzu und erstickt die Flammen, indem er den Stoff zusammenfaßt und in den Händen zerdrückt. Dieß Alles war das Werk eines Augenblicks, wobei die Betheiligten so viel Kaltblütigkeit bewiesen, daß sie ihre Rolle gar nicht unterbrachen, ja Beranger den Vorfall sogleich zu einem Extempore benutzte, indem er sagte: „Sehen Sie, Madame, daß ich stets Recht hatte, wenn ich Ihnen vorwarf, daß Sie leicht in Flammen gerathen."

Ein schon im vorigen Winter beobachtetes Phänomen hat sich in der Nacht vom 20. auf den 21. Jan. in Schlesien wiederholt. Der noch im schönsten weißen Kleide prangende Schnee war auf einmal mit einer gelben Schicht afrikanischen Wüstenstaubes bedeckt, und konnte sich Jedermann davon auf der Oder überzeugen.

Räthsel.

Zu eig'nem Nutzen, Anderen zum Schaden
Führt mich der Krämer, doch bin ich keine Waar',
Ich paradire auch in keinem Laden,
Und wer mich hat, bezahlet blank und baar.

Der Wunsch: „O wärst Du mir gestohlen",
Geht endlich stets aus Deiner Brust,
Und dennoch sag' ich unverhohlen:
Es schmerzt Dich, geh' ich zu Verlust.

Oft bin ich fett und eine reiche Beute,
Dann drohet mir ein mag'rer Feind,
Mit ihm sind schnell gescheidte Leute
Zu meinem Untergang vereint.

Wenn die Natur geheimnißvoll in Tiefen,
Und wenn die Kunst mit ihrem Schöpfergeist
Verwandlungen in's Dasein riefen,
Die staunend man als Wunder preis't.

Ich schaffe sie, und aus Verwesung Leben,
Zitire Geister, die man feurig schaut;
Auch kann ich hängen, laufen, schweben
Und liege dann erst recht auf fauler Haut!

Nach Allgesagtem wirst Du es nicht wagen,
Mich Freund zu nennen, dem man traut,
Zum Dank dafür hab' ich in Deinem Magen
Mir eine Werkstätt' eig'ner Art erbaut.

Auflösung des Räthsels in Nro. 23:
Petschierstecher.

Geschichtskalender. 30. Januar 1608 Ferdinand I., Sohn des Herzogs Albrecht V., des Großmüthigen, von Bayern, und der Anna, Tochter Kaiser Ferdinand's I., stirbt.

31. Januar 1797 wird der Komponist Franz Schubert geboren.

31. Januar 1799. Französische Friedensgesandten in Rastatt fordern vom Kaiser von Oesterreich die russische Hülfsarmee aus seinem Gebiet zu entfernen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 27 Montag, 1. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Zweiundvierzigstes Kapitel.
Ein Parlamentsmitglied für West-Lynne.

Da es hier nicht unsere Aufgabe ist, eine Geschichte der englischen Verfassung zu schreiben, so brauchen wir auch nicht zu erzählen, auf welche Weise und bei welcher Veranlassung West-Lynne mit dem Hause der Gemeinen auf gespannten Fuß gekommen. Das Unterhaus war in Folge der in West-Lynne stattgehabten Wahlbestechungen so aufgebracht, daß es drohte, den vielbesagten Ort seines Wahlrechtes zu berauben. West-Lynne gerieth darüber in tiefe Trauer und gelobte Besserung. Die Drohung des Unterhauses kam nun zwar nicht in Ausführung, doch wurde eines der für West-Lynne gewählten Mitglieder mit Schimpf und Schande von seinem Sitze entfernt und in eine Untersuchung verwickelt. Dieß verleidete ihm seine Position derart, daß er freiwillig auf seinen Posten resignirte und sich in's Privatleben zurückzog. Eine neue Wahl wurde ausgeschrieben und der ehrenwerthe Mr. Attley, Sohn eines Landedelmannes wurde gewählt. Leider starb dieser jedoch kurz darauf, so daß abermals eine Neuwahl ausgeschrieben werden mußte.

Alle Welt war nun natürlich darauf gespannt, wer jetzt die Ehre haben werde, West-Lynne im Unterhause zu vertreten. Alle hervorragenden Persönlichkeiten auf zehn Meilen in der Runde, mit Einschluß der Richterbank wurden einer strengen Musterung unterzogen, und nachdem man sich weder über den einen noch über den andern einigen konnte, sagte ein alter Herr:

„Aber, wozu brauchen wir so lange in der Ferne zu suchen, was wir in der Nähe haben, klopfen wir nur ganz einfach bei Mr. Carlyle an und fragen wir ihn, ob er uns vertreten will.

Die versammelten Wähler, denen dieser Vorschlag ganz einleuchtend schien, ärgerten sich nun darüber, daß ihnen Carlyle nicht früher eingefallen war, und sie beschlossen daher, eine stattliche Deputation an ihn abzuschicken und ihn sogleich zu fragen, ob er West-Lynne im Unterhause vertreten wolle. Mr. Carlyle war eben im Begriffe, seine Kanzlei zu verlassen und sich nach Hause zum Speisen zu begeben, als die stattliche Deputation, an welche sich die ganze liebe Straßenjugend angeschlossen hatte, mit ihrem Antrage vor ihm erschien. Mr. Carlyle war überrascht und rief scherzend:

„Ich soll Sie also, meine Herren, im Unterhause vertreten, aber wer bürgt Ihnen dafür, daß ich Ihre Interessen auch wahren werde."

Die Deputation überhäufte ihn mit Komplimenten und versicherte, daß sie volles Vertrauen zu seiner Ehrenhaftigkeit hege.

„Ja," sagte Mr. Carlyle endlich bedächtig, „ich weiß aber nicht, ob ich so viel Zeit erübrigen kann, um mich von meinem Geschäfte zu entfernen."

„Halt Carlyle," warf Richter Herbert ein, „erinnern Sie sich noch, daß Sie mir erst am verflossenen Weihnachten gesagt, Sie hätten nicht übel Lust, sich auch einmal ins Parlament wählen zu lassen."

„Ja allerdings, aber ich habe nicht gesagt, daß ich mich jetzt schon wählen lassen will."

„Trotzdem müssen Sie uns gestatten, Sie schon dießmal in Vorschlag zu bringen; denn wir haben sonst Niemanden, der uns vertreten könnte. Man könnte eben so gut ein Schwein ins Unterhaus schicken, als irgend einen von uns."

„Dann ist es allerdings nicht sehr schmeichelhaft für mich, wenn Sie ihre Augen auf meine Wenigkeit geworfen."

„Sie müssen uns nur nicht mißverstehen, Carlyle. Sie wissen es eben so gut wie wir, daß in der ganzen Gegend uns Niemand dazu so tauglich scheint, als Sie. Wir haben uns daher für Ihre Kandidatur erklärt, und wenn Sie morgen nach West-Lynne kommen, so finden Sie an allen Straßenecken Ihren Namen als unseren Kandidaten prangen."

„Wie wäre," sagte Mr. Carlyle ernsthaft, „wenn Sie mir bis morgen Bedenkzeit geben und mit den Plakaten bis dahin warten wollen."

„Sie schrecken doch wohl nicht vor den mit der Wahl verbundenen Auslagen zurück?"

Mr. Carlyle warf dem Sprecher einen vielsagenden Blick zu, der denselben alsbald auch überzeugte, eine

Digitized by Google

Dummheit gesprochen zu haben; denn in der That war der Geldpunkt bei Carlyle nur Nebensache.

„Also entschließen Sie sich, lieber Carlyle, und geben Sie uns Ihr Wort."

„Wollte ich mich jetzt sogleich entschließen, so müßte ich Ihren Antrag ablehnen. Darum verlange ich bis morgen Bedenkzeit, weil ich mich dann vielleicht doch entschließe, auf Ihren Antrag einzugehen."

Das war Alles, was die Deputation von ihm erlangen konnte, und da die Herren fanden, daß für heute nichts mehr zu machen sei, begaben sie sich zu ihrem Mittagstische, nur der alte Dill war geblieben und rieb sich mit einer auffallenden Befriedigung die Hände, indem er zugleich bewundernde Blicke auf Mr. Carlyle warf.

„Nun, Dill, was gibt's denn? Sie sehen ja aus, als ob Ihnen dieser Vorschlag gefiele und als ob Sie der Ansicht wären, daß ich den Antrag annehmen soll."

„Und das werden Sie auch, Mr. Archibald. Warum sollte ich mich nicht darüber freuen, gibt es doch wohl kein Kind in West-Lynne, das nicht darüber seine Freude haben wird!"

„Sie müssen die Sache aber doch nicht als so sicher betrachten, denn wer weiß, ob die guten Leute mich wählen, und noch weniger ist es gewiß, daß sie sich darüber freuen, wenn ich gewählt werde."

Mit diesen Worten verließ Mr. Carlyle die Kanzlei und ging nachdenkend nach Hause. Daß er längst schon an eine parlamentarische Laufbahn gedacht, war gewiß, aber über die Zeit seines Eintritts in dieselbe hatte er sich bisher noch keine Rechenschaft gegeben. Wozu sollte er aber auch seine Zeit bloß den Berufsgeschäften widmen, da er doch einerseits bereits genug gespart, um auf den ferneren Gelderwerb nicht so sehr hingewiesen zu sein, und überdieß auch mit Barbara Geld genug erheirathet hatte, um einen Theil seiner Zeit den öffentlichen Interessen widmen zu können. Sein ehrenhaftes und einträgliches Geschäft aufzugeben, hatte er auch keine Veranlassung, denn es war so organisirt, daß es selbst in der Abwesenheit Carlyle's von dem alten Dill auf's Beste geleitet werden konnte, und da er also Lust hatte, die parlamentarische Laufbahn zu betreten, so war es ihm jedenfalls lieber seine Vaterstadt, als irgend eine noch so bedeutende Wählerschaft zu vertreten. Dabei war er ein tüchtiger Redner, und da ihm die Interessen von West-Lynne sehr am Herzen lagen, so durfte er sich auch schmeicheln, eine etwa auf ihn gefallene Wahl durch seine Haltung im Parlamente zu rechtfertigen.

Ehe er noch Ost-Lynne erreicht, hatte er schon beschlossen, die Kandidatur anzunehmen, und sich um den Sitz für West-Lynne zu bewerben.

Der Abend war wundersüßlich. Die Blumen in ihrem vollen Blüthenschmucke und vielversprechend. Der Reiz der Frühlingslandschaft übte auch auf Mr. Carlyle seine Wirkung und er fühlte sich im Anblicke derselben gekräftigt und gestärkt. Schade nur, daß im Momente, wo wir noch die Erreichung irgend einer Hoffnung genährt zu haben glauben, irgend ein düsterer Schatten hindernd dazwischentritt.

Barbara stand am Fenster und spähete nach ihm. Sie war sicherlich nicht das Hinderniß zur Erreichung seiner Pläne. Ihre Toilette war gerade an diesem Abend ein Wunder von Anmuth und Kotterie. Als er ins Zimmer trat, hüpfte sie ihm schelmisch entgegen und reichte ihm das reizende Gesicht zum Kusse.

„Du hast gewiß einen Wunsch," sagte er lächelnd, „denn Du bist heute gar zu liebenswürdig."

„Wenn Du mir nicht gleich einen schönen guten Abend wünschest," sagte die reizende junge Frau, „so wirst Du mich eine ganze Woche lang nicht küssen dürfen."

Mr. Carlyle lachte und meinte schelmisch drohend, ob er oder sie dabei am meisten verlieren würde.

Barbara fühlte sich durch diese Frage schier gekränkt, und sagte mit Thränen in den schönen blauen Augen:

„Das ist also keine Strafe für Dich Archibald. Du kümmerst Dich demnach nicht mehr um mich."

Er drückte sie an sein Herz und küßte sie recht herzlich, indem er ihr zärtlich in die Ohren lispelte: „Du weißt wohl am besten, ob es mir gleichgültig ist oder nicht?!"

Die arme Lady Isabella war unwillkürlich eine Zeugin dieser Liebesscene. Ihre Wangen färbten sich mit Scharlachröthe, und sie stahl sich unbemerkt aus dem Zimmer.

Mr. Carlyle zog seine Frau zum Fenster und schlang seinen Arm um ihre Taille.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kaisers Vorreiter,
oder:
Ein guter Knecht gefällt dem Könige wohl!

(Fortsetzung.)

Bruckmann ließ auch nicht lange auf sich warten, an einem Sonntagsnachmittage kam er nach dem Gottesdienste zu mir und erklärte sich gern bereit, mir seine Lebensgeschichte und Kriegserlebnisse mitzutheilen. Wir zogen uns in die traulichen Räume des gemüthlichen Studirstübchens zurück, und als wir bei einer Tasse dampfenden Kaffee's einander gegenüber saßen, that sich ihm das Herz auf und er erzählte mir ohngefähr Folgendes:

„Meine Eltern waren arme, niedere Leute, etliche Stunden von hier. Sie wohnten zur Miethe, der Vater arbeitete auf Tagelohn und wir Buben mußten, sobald es ging, auch unsern Theil zum Lebensunterhalt

Digitized by Google

beitragen. Im Frühjahre und Sommer ging's in die Boeren und auf's Aehrenlesen, im Herbst und Winter trugen wir Laub und Holz ein und spannen, denn dazumal wurde noch viel mit der Hand gesponnen; meine ganze Lust aber waren die Pferde; wo ich auf ein's kommen konnte, da geschah's gewiß und ich freute mich immer deßhalb auf den Sommer, weil ich da für die Knechte Abends die Pferde in die Schwemme reiten durfte. Zwar wurde ich oft genug abgeworfen und kam wie eine gebadete Maus nach Hause, das schreckte mich aber nicht ab, sondern machte mich nur um so dreister und begieriger auf's Reiten; und als nun vollends einmal eine Woche lang Dragoner in unserem Dorfe im Quartiere lagen, da träumte ich Tag und Nacht davon, auch einmal ein Reiter werden zu wollen und ärgerte mich nur, daß ich noch nicht aus der Schule war. Als ich nun endlich zum Gottestische gegangen war, vermiethete ich mich, mußte aber freilich mit den Ochsen anfangen. Das war mir nun gar nicht recht, das Viehzeug ging zu langsam für mich und ich war zu dumm, ich konnte nicht mit ihm reden. Ich wurde deßhalb auch meines Lebens nicht eher froh, bis ich Pferdeknecht wurde und nun selbst ein Paar Gäule in die Hand bekam. Ich weiß es heute noch, wie stolz ich mich fühlte, als ich das erste Mal damit hinaus auf den Acker zog. Aber auch das wollte mir später nicht recht mehr gefallen, das Ackern und Eggen, Mistfahren und Getreideeinfahren ging mir nicht genug aus dem Zeuge; schnell fahren und reiten, das war meine Sache, d'rum fiel mir's wie eine Binde von den Augen, als ich einmal auf einem Jahrmarkte in der Stadt einen Postillon in der gelben Jacke und ein lustiges Stückchen blasend, eine vierspännige Extrapost durchfahren sah. Postillon mußt du werden! das war mein Vorsatz und ich ruhte nicht eher, bis ich mein Ziel erreichte. Es glückte mir auch, ich bekam einen Dienst bei einem Postmeister und die nächsten Weihnachten zog ich an. Nun war ich nach meiner Meinung ein gemachter Mann, aber nach einiger Zeit wollte mir's auch nicht recht mehr gefallen: ewig nur denselben Weg bis auf die nächsten Stationen, meist elende, abgetriebene Pferde, Tag und Nacht keine Ruhe! Doch lernte ich dabei tüchtig fahren, zweispännig und vierspännig, vom Sattel und vom Bocke aus, und hielt sechs Jahre bei meinem Herrn aus. Da ging ich ab und bekam einen Kutscherdienst; das gefiel mir besser; ich hatte ein Paar hübsche Pferde, wie ich sie mir längst gewünscht hatte und es war doch Abwechselung in der Sache. Da ich auf meine Thiere hielt und gut fahren konnte, war auch meine Herrschaft mit mir wohl zufrieden und ich wäre noch länger geblieben, wenn nicht ein ganz besonderer Fall mir einen neuen Posten verschafft hätte.

Es war im Sommer 1813, als der russische Großfürst Constantin mehrere Tage in der Stadt, wo ich diente, sich aufhielt, und da ihm eins von seinen vordersten Kutschpferden gefallen war, wollte sein Stallmeister ein Paar neue Pferde kaufen. Sämmtliche Pferdebesitzer der Stadt mußten zu einer bestimmten Zeit ihre Pferde auf dem Markte aufstellen und unter ihnen wählte sich nun des Großfürsten Stallmeister das Paar aus, welches ihm das tauglichste schien. Seine Wahl fiel auf die meinigen, denn es waren ein Paar spiegelglatte, tüchtige und gesunde Rappen und mein Herr bekam sie sehr gut bezahlt. Da der Unfall mit dem gefallenen Pferde durch die Nachlässigkeit des russischen Vorreiters veranlaßt worden war, so hatte dieser eine fürchterliche Tracht Prügel bekommen und war sodann unter den Train gesteckt worden; deßhalb brauchte der Großfürst zu den neuen Pferden, welche unter den Sechsen, mit denen er fuhr, den vordersten Zug bildeten, auch einen Vorreiter. Es wurde deßhalb unter den Kutschern der Stadt Nachfrage gehalten, wer zu dem Posten Lust habe? und es meldeten sich fünf, unter ihnen auch ich, denn mich schmerzte der Verlust meiner guten Pferde, ich hatte nichts im Vaterlande zu verlieren und mein Herr, der für den Augenblick ohne Pferde war, redete mir selbst zu.

Am andern Tage sollten wir mit unsern Attesten im Quartiere des Großfürsten uns melden; als wir aber zur bestimmten Stunde ins Haus eintreten wollten, ließen uns die vor demselben stehenden Schildwachen nicht ein. Wir warteten also geduldig auf der Gasse und sahen immer hinauf zu den Fenstern des Großfürsten, da kam endlich ein Offizier herunter und führte uns hinauf auf den Vorsaal, wo wir uns in Reih' und Glied aufstellen mußten. Nachdem wir eine ziemliche Weise so dagestanden hatten, kam der Großfürst mit dem Stallmeister, ging bei uns vorüber und würdigte uns keines Blicks, mir aber gefiel der Herr auch nicht, denn er sah böse aus und hatte röthliche struppige Haare. Nach einiger Zeit kam der Stallmeister allein zurück, trat an mich heran und fragte mich in gebrochenem Deutsch: ob ich der Kutscher wäre, welcher die gekauften Pferde bisher bedient hätte? Als ich es bejahte, fragte er: ob ich gut fahren könnte? Ich antwortete: Ich glaub's! und reichte ihm das Attestat meines letzten Herrn hin, er schob aber meine Hand mit dem Papiere zurück und sagte: „Nix! wie viel willst Du haben?" Ich faßte mir ein Herz und sagte, wie mir mein Herr geheißen hatte: „Monatlich sechs Dukaten!" „Dowri," antwortete er, „sollst haben, heut Abend Glock acht hier sein, mit Sack und Pack!" und gab mir einen schönen neuen Dukaten als Handgeld.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Am Weihnachtsabend wurde Julius Mosen, begleitet von fünf schweren Sendungen deutschen Weines, ein großer silberner Pokal nach einem Entwurfe Julius Schnorr's von Carolsfeld, von Siebenpfeiffer ausgeführt, übergeben. Um den Fuß des Pokals liegt ein Dornenkranz, der die Leiden eines Dichterlebens, die namentlich Mosen so schwer betroffen, sinnbildlich darstellt; aus dem Fuße steigen, zu einem starken Stamme verschlungen, kräftige Weinreben empor und tragen den Kelch, der, von üppigem Weinlaub umrankt, ein Bild der vollen reichen Poesie des Dichterlebens bietet. Das Ganze krönt ein Lorbeerkranz, gewunden um den Deckel des Pokals, als Preis des Sängers. Auf den sechs Feldern des Kelches befindet sich die Widmung: „Dem deutschen Dichter und dem deutschen Manne, unserm Julius Mosen in Liebe und Treue gewidmet, Weihnachten 1863," die Verse:

„Sei ihm hold"
Flüssiges Gold,
Bring ihm zurück
Gesundheit und Glück
Und freudige Kraft,
Du deutscher Rebensaft!
Sein Mundschenk uns're Liebe
Und uns're Treu sein Pfühl!"

und einige Citate aus seinen Gedichten. In tiefster Bewegung empfing Mosen diese Ehrengabe, Thränen der Freude und Rührung glänzten in seinen Augen; lange saß er schweigend da, den Becher betrachtend, bis er endlich nach Wein verlangte, den er in den Becher gießen ließ. Nachdem er den ersten Trunk aus demselben gethan, diktirte er in seiner freudigen Erregung einige treffliche, tief empfundene Verse, die sofort an den „Hinkenden Boten" nach Lahr, welcher zuerst die Idee einer Subskription auf die Gesammtausgabe von Mosen's Werken angeregt hatte, abgingen. Auf den Vorschlag, der ihm gemacht wurde, auch dem Publikum durch Ausstellung des Bechers einen Kunstgenuß zu verschaffen, sprach er ganz vornehmlich die Worte: „Für Schleswig-Holstein!"

Am 20. Jan. zogen im Pfarrdorfe Gern bei Eggenfelden unter Trommelschlag und unter Leitung des dortigen beliebten und drolligen Wirthes, Herrn Sebastian Dirnberger, der seinen Namenstag feierte, gegen 50 ländliche Eisschützen mit ihren Stöcken auf der Schulter auf dem glatteisigen Schloßweiher daselbst zu einem größeren Eisschützenfest, zu welchem Schauspiele Zuschauer nach Hunderten aus dem nahen Eggenfelden und Umgebung sich einfanden. Die Schützen hatten sich in zwei Lager geloost, Schleswig-Holsteiner und Dänen darstellend, und ihre Stöcke trugen je die Farbe der vorgestellten Nation. Nach dem Aufrufe, der zur Einladung an die Schützen ergangen war, sollte der Schloßweiher die Eider oder Schlei vorstellen, auf welcher um den Preis des Kampfes trotz der Einsprache der beiden Großmächte gerungen werden sollte. Die Zuschauer bejubelten mit ungeheuerer Erregtheit die treffenden Schüsse der Holsteiner, während sie mit Angst die der Gegenpartei wahrnahmen, und als zunächst nach hartnäckigem Ringen den Ersteren den Preis zufiel, wollte der Jubel kein Ende nehmen; — ein Beweis, wie die brennenden politischen Tagesfragen auch von der ländlichen Bevölkerung Niederbayerns mit dem höchsten Interesse verfolgt werden.

Unlängst wurde vor den Assisen des Gard-Departements ein Herr Moreau wegen nächtlichen Einbruchs und Diebstahls zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Die Sache erregte deßhalb großes Aufsehen, weil besagter Moreau der leibhaftige Polizeikommissär des Städchens Anduze war. Er wurde von einem Kaufmann, in dessen Haus er wohnte, auf frischer That ertappt.

Der größte Gerichtshof in Preußen und Deutschland ist das Berliner Stadtgericht. Es arbeiten an ihm 80 Räthe, 25 Stadtrichter und ungefähr 130 Assessoren, also zusammen 230 Richter mit eben so viel Rechtsmeinungen, Rechtsansichten. Eine feste Rechtspraxis bildet sich bei dem häufigen Wechsel schwer.

Als bezeichnend für die Zustände in den nordamerikanischen Staaten wird erwähnt, daß vor einigen Tagen in Danville, Nordcarolina, ein Fünf-Dollars-Goldstück in Auktion mit 150 Dollars in konföderirtem Papiergelde bezahlt wurde. Eine angenehme Aussicht für die Besitzer der im vorigen Jahre abgeschlossenen englischen Baumwollen-Anleihe.

Ein Antwerpener „Blatt, l'Escaut," berechnet, daß in Frankreich, wo bekanntlich täglich fremde Zeitungen angehalten und nicht ausgegeben, aber auch niemals an den Versandort zurückgeschickt werden, im Laufe eines Jahres 18,250,000 Bogen Papier im Gewichte von 912,000 Kilogrammes und im Makulaturwerthe von 365,000 Frs. unterschlagen werden.

Der italienische Astronom Senator Plana ist am 20. Jan. in Turin gestorben.

Geschichtskalender. 1. Februar 1625. Leopold Ludwig, Pfalzgraf von Zweibrücken-Veldenz wird geboren.
1. Februar 1810. Die Franzosen ziehen in Sevilla ein.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 28 Dienstag, 2. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Barbara," sagte er endlich, was würdest Du dazu sagen, wenn Du einige Monate im Jahre in London leben müßtest?"

„Ich fühle mich überall glücklich. Weßhalb fragst Du mich das? Willst Du denn in London leben?"

„Es ist möglich, daß wir einen Theil des Jahres in London werden leben müssen, denn West-Lynne wünscht, daß ich es im Parlamente vertrete."

Barbara fühlte sich durch diese Nachricht freudig überrascht und sagte mit blitzenden Augen:

„O, Archibald, wie freuet es mich, Dich gewürdigt zu sehen. Ich bin überzeugt, daß Du allmählig noch mehr geschätzt werden wirst, denn Du bist zu gut dazu, um immer und ewig ein bloßer Landadvokat zu sein."

„Was das betrifft, so bin ich mit meinem Schicksale vollkommen zufrieden."

„Wärest Du ein gewöhnlicher Arbeiter, so könntest Du im Gefühle der im höchsten Grade vollführten Pflicht zufrieden sein, wenn Du nur um das Brod, das Du ißt, tüchtig gearbeitet hast, aber Du bist thätig, weil es eben in Deinem Wesen liegt zu arbeiten, und könntest daher auch dann ein rastlos thätiger Mann sein, wenn Du West-Lynne's Vertreter würdest."

„Ich weiß, daß ich es sein kann, und glaube auch, daß Dill mich so gut vertreten kann, daß ich es schon darauf ankommen lassen kann, einige Monate im Jahre in London zu leben und meinem alten Schreiber die Leitung des Geschäftes zu überlassen. Aber bedenkst Du nicht, Barbara, daß ich dann einige Monate fern von meinem süßen Weibchen würde leben müssen."

Barbara erbleichte und rief mit leidenschaftlicher Heftigkeit und mit Thränen in den Augen:

„Von Dir, mein theurer Archibald, so lange getrennt zu sein! Nein, das geht nicht. Ich kann ja nicht leben ohne Dich!

„Was soll ich also thun? Soll ich ablehnen?"

„Ablehnen? Nein, das nicht! Kann ich Dich nicht immer auf ein oder zwei Monate begleiten? Oder willst Du vielleicht lieber ohne Dein armes Weibchen in London sein?"

Er blickte sie zärtlich an und wollte sie an sein Herz schließen, als Lady Isabella zur ungelegenen Zeit ins Zimmer trat.

Barbara fuhr erschrocken zurück, und entzog sich der Zärtlichkeit ihres Gatten.

Mr. Carlyle sah nach dem Grunde dieser plötzlichen Störung und erblickte die todtenbleiche und von innerer Aufregung zitternde Gouvernante.

Sechs Monate war Lady Isabella nun bereits in Ost-Lynne, ohne erkannt zu werden, und sie gewöhnte sich nun auch so sehr an ihren jetzigen Aufenthalt, daß sie an keine Entdeckung mehr zu denken schien. Mit den Kindern lebte sie auf dem herzlichsten Fuße und wurde von ihnen sehr geliebt. Sollte ein geheimer Instinkt die Kinder zu dem ihnen liebevoll entgegenpochenden Mutterherzen hingezogen haben?

Mit dem kleinen William wollte es aber trotz aller mütterlichen Pflege nicht vorwärts gehen. Im Winter hatte er sich ziemlich wohl befunden, aber wie der Frühling heranbrach, fing er an hinzusiechen.

Er war oft matt, klagte über Seitenschmerzen und empfand keine Eßlust. Mr. Wainwright besuchte ihn nun täglich. Während des Tages über sah er auch ziemlich gut aus; denn seine seltene Schönheit und die Zartheit seiner wunderbaren Gesichtsfarbe entwaffnete jeden Verdacht; aber wie der Abend anbrach, zeigte sich sein Unwohlsein auch äußerlich, er wurde kreideweiß, schwach und matt und kroch am liebsten in sein Winkelchen neben dem Kamin des grauen Zimmers. Da streckte er sich dann gewöhnlich auf den Boden nieder, legte einen Polster unter seinen Kopf und schloß die müden Augen.

„Aber, liebes Kind," pflegte dann Madame Vine zu sagen, „würdest Du nicht besser auf dem Sopha liegen?"

„Nein, ich liege lieber da."

„Ich werde das Sopha ganz nahe zum Feuer herrücken. Geh' und versuche es nur einmal, lieber William.

Ihr zu Liebe versuchte er es wohl einigemal, allein dann legte er sich doch wieder in seinen alten Winkel und verließ ihn nicht mehr.

Eines Abends kam das Dienstmädchen mit dem Theezeug ins Zimmer und warf einen Blick auf den anscheinend schlafend daliegenden Knaben.

Digitized by Google

„Armes Kind," sagte sie, sich an Madame Vine wendend, „Du gehst rasch dem Grabe zu."

Diese Worte erschütterten ihr Herz aufs Heftigste. Bei ihrer Ankunft in Ost-Lynne hatte sie das schlechte Aussehen Williams zwar tief bekümmert, aber da sein Zustand sich im Winter etwas gebessert, so nahm sie die Veränderungen gar nicht wahr, die in der letzten Zeit mit ihm vorgegangen. Die Gewohnheit und der tägliche Umgang mit einem Kranken macht uns ja überhaupt unempfänglich gegen äußere Wahrnehmungen über sein Befinden. Sie hielt den armen William für ein zartes Kind, das nur großer Pflege bedarf, um zu gedeihen und warf daher den Dienstmädchen ihre unvorsichtige und leichtfertige Aeußerung vor.

„Ich wundere mich, Madame," erwiderte Hannah, „daß Sie das nicht schon längst eingesehen haben. Es ist klar, daß der arme Bub keine Mutter hat; denn sonst hätte sein elendes Aussehen schon ein allgemeines Jammergeschrei hervorgerufen. Von Mr. Carlyle kann man nicht erwarten, daß er darüber so beunruhigt sein soll, wie eine Mutter und der alte Wainwright ist blind, wie eine Fledermaus."

Lady Isabella empfand diesen Vorwurf sehr schmerzlich. Wie konnte sie für das Leiden ihres Kindes blind sein.

„Hannah," sagte sie, „er befindet sich nicht schlechter, als gewöhnlich, er ist nur sehr schwach."

Doch schien sie sich damit nur äußerlich beruhigen zu wollen; denn ihr Herz pochte in fieberhafter Angst und sie fürchtete nun selbst, daß das Kind sehr krank sei. —

„Schläfst Du, lieber William?" sagte sie mit sanfter Stimme und bog sich auf ihn herab.

Es erfolgte jedoch keine Antwort und sie verwies daher dem Mädchen nochmals ihre unvorsichtige Aeußerung.

„Das sieht ja jeder Mensch, daß er schläft, er liegt ja sonst nicht so ruhig. Wenn ich wüßte, daß er es gehört, hätte ich ja auch nichts gesagt."

„Warum glauben Sie, Hannah, daß es mit ihm schlecht steht?"

„Weil ich schon um solche hinsiechende Kinder gewesen und mir einige Erfahrungen in dieser Hinsicht gesammelt habe."

In diesem Momente trat Lucy ins Zimmer und das Gespräch wurde natürlich abgebrochen.

Als Hannah das Zimmer verlassen hatte, blickte Lady Isabella mit mütterlicher Angst und Besorgniß auf ihr krankes Kind. William lag da, bleich wie der Tod und schien die Worte des Dienstmädchens leider vollkommen zu rechtfertigen.

„Warum blicken Sie den William so besorgt an?" fragte Lucy in ihrer Harmlosigkeit.

„Hannah meint, er sei so krank," erwiderte sie mechanisch.

Ihre Gedanken waren jedoch weit mehr mit William beschäftigt, als sie vor dem klugen Kinde zeigen wollte und kämpfte mit sich, ob sie Mr. Carlyle von ihren Besorgnissen nicht Mittheilung machen sollte. Aber wohl gemerkt, wollte sie nur mit Mr. Carlyle sprechen; denn um Alles in der Welt hätte sie Barbara's Recht über ihre Kinder nicht anerkennen mögen. Da sie Mr. Carlyle eben nach Hause kommen hörte, so verfügte sie sich sogleich zu ihm, klopfte sachte an die Thür und trat leisen Schrittes in den Salon, allein Mr. Carlyle war gerade in einer eifrigen Unterredung mit seiner Frau begriffen und beachtete sie nicht. Von Eifersucht gemartert und von Gram zerfleischt, schlich sie sich wieder zurück zu Lucy, die sich wunderte, warum Madame Vine so schmerzliche Blicke auf William warf. Während Lady Isabella in Schmerz und Kummer versunken da stand und den Athem des kranken Kindes belauschte, empfand Lucy einen gewaltigen Hunger und warf sehnsüchtige Blicke auf den Theetisch.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kaisers Vorreiter,

oder:

Ein guter Knecht gefällt dem Könige wohl!

(Fortsetzung.)

So waren wir denn entlassen und ich in gefangenen Händen. Es war mir auch in den ersten Stunden etwas wunderlich zu Muthe, indessen der schöne Lohn und daß ich meine lieben Rappen wieder bekam, beruhigte mich etwas! ich packte meine Sachen zusammen, nahm von meinem Herrn Abschied, der mich noch mit guten Rathschlägen und Wünschen entließ, und meldete mich zur angegebenen Stunde pünktlich beim Stallmeister. Dieser war freundlich, band mir vor Allem die Pferde auf die Seele, befahl mir, in Allem pünktlich Folge zu leisten und mir besonders die Worte zu merken: kak edo sowut, d. h. was ist das? damit ich nach und nach russisch sprechen lerne. Hierauf übergab er mich einem Stallaufseher, welcher mich in das Quartier führte, wo die fürstlichen Pferde standen. Als ich in den Stall trat und meine Rappen meine Stimme hörten, wieherten sie laut und ich umhalste vor Freude die guten Thiere, worüber der Stallaufseher herzlich lachte, mir auf die Schultern klopfte und dann sagte, daß morgen Früh um acht Uhr die Reise fortgehen würde, dabei auch bemerkte, daß ich, wie es bei den Russen Sitte sei, nur bei dem Vornamen: Gottlieb! würde genannt werden.

Am andern Morgen hielten wir Punkt acht Uhr mit unserm Sechsspänner im Hause des Großfürsten. Mir klopfte das Herz etwas unter der neuen Uniform, denn nun ging es fort in die Welt und ich sollte meine

Digitized by Google

Probefahrt machen; und es ist des Gelenkes wegen gerade nicht leicht, bei einem Sechsspänner Vorreiter zu sein. Es hatte sich eine Menge Volks versammelt, welche die Abreise des Großfürsten sehen wollte; viele von meinen Bekannten standen vor der Thüre und als wir zum Hause hinausfuhren, da erscholl es von mehreren Seiten: „Adieu, Gottlieb!" Die Sache ging übrigens besser, als ich gedacht hatte, ich richtete mich bald ein, es ging mir auch nichts ab, doch erstreckten sich des Großfürsten Launen, unter denen seine ganze Umgebung leiden mußte, selbst zuweilen auch auf mich armen Vorreiter und ich bekam manchmal Strips, d. h. Schläge, ich wußte oft nicht, warum? Einen Monat darauf stießen wir zu dem Kaiser Alexander und blieben von da an meist in dessen Gefolge. Das war ein sehr leutseliger und freundlicher Herr, und ich weiß nicht, wie es gekommen sein mußte, er erstreckte seine Aufmerksamkeit und Huld auch auf mich, seines Bruders unbedeutenden Vorreiter.

Es war kurz vor der Leipziger Schlacht, wir hatten unser Standquartier in Rötha, da sollte eines Tages ausgefahren werden und wir Alle saßen bereits auf den Pferden und warteten auf die Herrschaften, als der Kaiser, ehe er einstieg, mit einem vornehmen Offiziere die ganze Linie der Equipagen durchging und mit diesem sich unterhielt. Als er umgekehrt war und zurückging, blieb er vor mir stehen, sah mich an und sagte freundlich: „Wie geht's Sachs'?" — „Schlecht, Majestät!" erwiderte ich, es fuhr mir so 'raus, ich erschrack hernach selbst darüber. — „Warum?" fragte er. — „O Majestät, ich bekomme so viel Strips!" antwortete ich beherzt, denn ich hatte die Prügel auch herzlich satt. Da lächelte der Kaiser und ging weiter, wenige Minuten darauf wurde abgefahren.

Noch denselben Abend kam mein Stallmeister mit einem andern Herrn in den Stall, ich wurde vorgerufen und mir angekündigt, daß ich von morgen an in des Kaisers Dienste kommen würde. Meine Freude war groß, doch durfte ich mir's nicht merken lassen; nur die Trennung von meinen Rappen that mir weh, mein Rücken war mir aber doch noch lieber. So fuhr ich von nun an den guten Kaiser selbst, eine solche Ehre hätte ich mir in meinem Leben nicht träumen lassen. Auch Alexander fuhr mit sechs Pferden und ich bekam auch wieder den vordersten Zug, das mittlere Paar hatte auch einen Vorreiter, der Kutscher aber, welcher die Stangenpferde vom Bocke aus fuhr, war ein vornehmer Mann, weßhalb wir beiden Vorreiter die Stangenpferde einen Tag um den andern mit zu versorgen hatten. Am ersten Abende nach dem Antritte meines neuen Dienstes wurde ich zu dem Leibkutscher zu Tische geladen, wo nur Offiziere mit aßen und es sehr vornehm zuging. Die Herren schienen sich ein Vergnügen mit mir machen zu wollen, aber ich gab genau Achtung, wie die Andern es machten und so ging auch das gut ab, bis auf einen Zopf, den die Herren mir angetrunken hatten.

Wenige Tage darauf aber sollte es ernster hergehen; es begann die Schlacht bei Leipzig und am 16. Oktober fuhren wir Früh um 6 Uhr von Rötha weg. Während gewöhnlich nur 80 bis 100 Mann Gardekosacken den kaiserlichen Wagen begleiteten, war diesmal das ganze Regiment zur Bedeckung mit. In der Gegend von Wachau wurde Halt gemacht, der Kaiser stieg aus und zu Pferde. Da ging's hart her und die Kugeln flogen bis zu unsern Equipagen heran, so daß wir ein Stück zurückfahren mußten. Nachmittags aber ging's wieder besser und der Kaiser war hinten und vorne. Die Franzosen hatten hinter Wachau eine ganze Menge Kanonen gewonnen und es kamen eben Kürassiere, dieselben wegzuschaffen, da befahl Alexander seinen Gardekosacken, das zu verhindern, doch die Kerls wollten nicht daran; da ließ er etliche Kanonen hinter ihnen auffahren und einigemal mit Granaten auf sie feuern. Das machte Luft, sie mußten vorwärts und stürzten sich nun so wüthend auf die französischen Kürassiere, daß diese die Kanonen im Stiche lassen mußten und Reißaus machten. Abends fuhren wir nach Rötha zurück und blieben auch den nächsten Tag da. Den 18. Oktober ging's aber wieder nach Leipzig zu; wir rückten immer sachte vor, denn vor uns ging's fürchterlich her; ein ziemliches Stück vor Probstheida wurde Halt gemacht und wir hielten nicht tausend Schritte von dem Orte, wo die Monarchen standen und Rapport von den Adjutanten erhielten. Da sahen wir, wie unser Kaiser, der österreichische Kaiser und der König von Preußen auf die Kniee fielen und beteten, und das war mir das Merkwürdigste dabei, daß jeder der Monarchen dabei nach seinem Lande sah; sie standen einigemal wieder auf und knieten wieder nieder; das dauerte wohl eine Stunde; endlich kam die Nachricht, Napoleon ziehe sich nach Leipzig zurück, da fielen sie wieder nieder und beteten ganz laut, was? das konnten wir freilich nicht verstehen, wir hörten aber hinterher, sie hätten Gott für den Sieg gedankt. Wir auf unsern Pferden, ich wenigstens, dankte auch dem lieben Gott, denn das war kein Spaß, der Kanonendonner war so arg, daß zuletzt die Pferde unter uns zitterten. Den Tag darauf fuhren wir in Leipzig ein. Unser Aufenthalt dauerte nicht lange.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen,] müssen die Amsterdamer, welche an einem Sonntag sich einen theatralischen Kunstgenuß verschaffen wollen, sich zu eigen gemacht haben. Es ist nämlich in Am-

Digitized by Google

sterdam polizeilich verboten, Sonntags Theater zu spielen. Bekanntlich schmecken aber verbotene Früchte am besten und so verfallen denn auch die Theaterdirektionen in Amsterdam auf allerlei ergötzliche Pfiffe und Kniffe, um die polizeiliche Verordnung zu umgehen und illusorisch zu machen. Eins der beliebtesten ist dieß: Das Theater konstituirt sich zu einer geschlossenen Gesellschaft und ladet unter irgend einer für solche Fälle stabilen Ueberschrift, von der der Eingeweihte schon weiß, was sich dahinter verbirgt, zu einer geselligen Zusammenkunft oder dergleichen ein. Wie man es z. B. auf solche Weise möglich macht, den Amsterdamern anzuzeigen, daß am 24. Jan. im deutschen Theater Frl. Janauschek in der Rolle der Deborah auftritt, mag folgende Anzeige in den dortigen Zeitungen erläutern. Dicht über derselben und in Verbindung damit steht die gewöhnliche Theateranzeige des deutschen Theaters in der Amstelstraße. Dann heißt es:

SOCIETEIT EENDRAGT MAAKT MAGT,
Zondag 24. Jan. DuitschE BijeenkOmst met fRäulein jAnauscHeck. Indroductie: Balcon fl. 1 50; Loge, Parterre, enz. fl. 1. Societeits-Kaarten worden met surplus aangenomen.

Ist das nicht ein originelles Pröbchen der Kunst, „durch die Blume" zu sprechen?

[Wie man Millionen zählt.] Ueber die Revision des Baarschatzes in den Kellern der österreichischen Nationalbank, welche vor einigen Tagen stattfand, erfährt die „Corresp. Riedl" nachstehende nähere und interessante Einzelheiten: Der Silber und Goldbaarschatz ist in den Kellern der Bank in der Weise aufgestellt, daß er sich theils in Säckchen, theils in Fäßchen verwahrt befindet. Je eine bestimmte Anzahl solcher Fäßchen oder Geldsäcke ist in der Art auf dem Boden des Kellers aufgestellt, daß sie ein wohlgeordnetes Quadrat bilden, dessen Länge eben so viel Säckchen, respektive Fäßchen, als die Breite enthält. Ein Blick reicht sonach hin, um durch eine Multiplikation der Länge mit der Breite die Anzahl der Geldbehältnisse jedes einzelnen Quadrates zu bestimmen. Da die Quadrate untereinander gleich sind, so wurde die Revision in der Art vorgenommen, daß man zuerst die Anzahl der Quadrate und sodann die Anzahl der Geldbehältnisse eines einzelnen Quadrats zählte und die beiden erhaltenen Summen miteinander multiplizirte. Schließlich wurden aus verschiedenen Quadraten je ein Fäßchen und ein Säckchen herausgewählt und hier die einzelnen Geldstücke nachgezählt. So gelang es in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von nur zwei Stunden, den gesammten Baarschatz der Bank im Betrage von 110 Millionen Gulden österr. W. zu zählen, eine Arbeit, an welcher ein Mensch, wenn er täglich durch 12 Stunden und in jeder Sekunde einen Gulden zählen würde, nicht weniger als 6 Jahre 11 Monate 26 Tage und 5 Stunden zu thun hätte.

Von der Ulmer Alb wird folgende Jagdgeschichte erzählt: Ein Jagdpächter, der das dießjährige Ergebniß seines Jagdbezirks längst voraus berechnet hatte, wollte den vielfachen Anträgen, zur heurigen Jagd geladen zu werden, nicht widerstehen, eben so wenig aber auch einen ganz leeren Forst zeigen. Zu diesem Zwecke nun erkauft er sich ein im Orte stehendes zahmes Schwein, das bis auf die Farbe im Aeußern so ziemlich seinen wilden Kameraden ähnlich war. Diesem Uebel wußte der kluge Nimrod schlauestens abzuhelfen. Eine mit Kienruß angemachte Leimschwärze half dem Farbmangel gänzlich ab, und nach halbvollendetem Trocknen dieses Anstrichs, mit dem Besen gegen die Borsten gekehrt, gab dem zahmen Thierlein das wildeste Aussehen. In diesem Zustand wurde es am Morgen des bestimmten Jagdtages per Schlitten in das Dickicht gebracht, und daselbst angebunden, bis an den Distrikt die Reihe des Treibens kam. Die wohlinstruirten Treiber wußten recht wohl, was sie zu thun hatten. Im Revier angekommen, lösten sie das zum Tode verurtheilte Thier ab und trieben es mit wildem Hurrah gegen die aufgestellten Posten der Jäger, woselbst es dann von drei Seiten zumal aufs Korn genommen und im Feuer getödtet wurde. Das Thier wurde an demselben Abend als vorzügliches zahmes Schwarzwildpret von der Jagdgesellschaft verzehrt.

Der Herr Pfarrer Kränzle von Unterdießen, Landg. Buchloe, hat Anfangs Oktober v. J. mit einem Schäffler aus Erpfting und mit einem Zimmermann aus Blonhofen eine Reise (1000 Stunden Wegs) über Wien, Konstantinopel, Smyrna, Alexandria, nach der Stadt Jerusalem angetreten. Als die Pilger in der Stadt Jehova's angekommen, schrieb Herr Pfarrer Kränzle sogleich zwei Briefe in seine Heimath und legte einem derselben ein sehr schönes Blumenbouquet aus dem Garten Gethsemane bei. Die Briefe hatten das Postzeichen Jerusalem, 12. Dezember.

Geschichtskalender. 1. Februar 1594 stirbt G. P. A. Palestrina, Kapellmeister und berühmter Kirchenkomponist.

1. Februar 1814. Schlacht bei Brienne, und in derselben ausgezeichneter Heldenmuth des königlichen Prinzen Karl von Bayern, Feldmarschalls und General-Inspektors der k. bayerischen Armee.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 29 Mittwoch, 3. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Endlich machte Lucy sich Muth und sagte mit weinerlichem Tone:

„Aber, Madame Vine, sehen Sie denn nicht, daß der Thee schon längst fertig ist."

Diese Worte rissen die Gouvernante aus ihrer Erstarrung. Sie erhob ihre Augen und blickte auf den am Boden liegenden bleichen Knaben, dann legte sie ihre Hand auf Lucy's Arm und sagte:

„O, meine theure Lucy . . . ich habe so vielen Kummer zu ertragen."

Statt einer tröstlichen Antwort sagte Lucy blos:

„Der Thee wird Sie erwärmen; hier ist auch ein schöner Schinken."

„Ihre Begrüßung, so zärtlich sie auch sein mag, ist doch nun schon vorüber," sagte Lady Isabella zu sich und ein fast spöttisches Lächeln umspielte dabei ihre Lippen, ich will es wieder einmal versuchen.

Sie ging in den Salon und kam eben zu einer zärtlichen Umarmung; doch wurde sie dießmal bemerkt und obgleich noch tief aufgeregt von dem, was sie so eben gesehen, gewann sie doch so viel Kraft, um Mr. Carlyle zu fragen, ob er nicht ins Zimmer kommen wolle, um den kleinen William anzusehen.

„Weßhalb denn?" fragte Barbara sogleich.

„Er sieht sehr schlecht aus und ich fürchte, daß er sich ärger befindet, als wir gedacht haben."

Alle drei begaben sich nun ins graue Zimmer.

Mr. Carlyle trat zuerst ein und warf einen langen schweigenden Blick auf seinen Sohn.

„Aber warum liegt er denn auf dem Fußboden?" fragte Barbara erstaunt. „Sie sollten ihn nicht auf dem Boden liegen lassen, Madame Vine."

„Er legt sich in der Regel, so bald es dunkel wird, nieder und will dann nicht mehr aufstehen. Ich versuche es zwar, ihn zu bewegen, sich aufs Sopha zu legen, aber es nützt alles Zureden nichts und er bleibt auf dem Boden liegen."

„Das wird ihm nichts machen," sagte Mr. Carlyle, welcher fühlte, daß die Krankheit seines Kindes ihn in der Bewerbung um den Parlamentssitz hindern könnte.

William öffnete plötzlich die Augen und rief:

„Bist Du's, Papa?"

„Fühlst Du Dich nicht wohl, lieber William?"

„O ja, ich fühle mich ganz wohl, aber sehr müde."

„Aber warum liegst Du hier?"

„Ich liege gern auf dem Boden. Weißt Du, Papa, daß mein schönes, weißes Kaninchen todt ist."

„Wirklich! Nun wie wäre es, wenn Du aufstehen wolltest, um mir von dem Kaninchen etwas zu erzählen."

„Ich weiß selbst nichts davon," sagte William sich langsam emporhebend. „Der Gärtner hat es der Lucy gesagt, wie sie im Garten war. Ich bin nicht mit gewesen, denn ich war zu müde."

„Aber wovon bist Du denn so müde?" fragte Mr. Carlyle und ergriff die Hand des Knaben."

„Von Nichts. Aber ich bin doch immer müde."

„Hast Du es dem Doctor gesagt, daß Du immer müde bist?"

„Nein. Warum sollte ich es ihm auch sagen? Ich wünschte lieber, daß er mich nicht mehr zwingen möchte, so garstiges Zeug, wie diesen Leberthran, zu trinken."

„Aber das trinkst Du ja nur, mein Kind, um wieder kräftig zu werden."

„Es macht mich krank, Papa. Ich fühle mich immer unwohl darnach. Madame Vine sagt, ich sollte lieber Rahm nehmen."

„Rahm?" sagte Mr. Carlyle mit einem Blick auf Madame Vine.

„Ja, ich habe gehört, daß Rahm für solche Krankheiten, wie die Williams, sehr gesund sein soll."

„Man kann es versuchen. Wollen Sie nur anschaffen, was Sie für das Kind nothwendig erachten. Sie haben mehr Erfahrungen in Kinderkrankheiten, Madame Vine, als ich und Justine.

Mr. Carlyle unterbrach sich und fragte seine Frau mit leiser Stimme nach der Ansicht Mr. Wainwright's.

„Ich bin nicht immer zugegen, wenn er kommt; Madame Vine ist aber, glaube ich, immer anwesend."

„Aber Du mein Gott, da plaudern sie in einem fort, und vergessen den Thee. Ich möchte schon ein Stück Brod mit Schinken essen," sprach Lucy in rührendem Tone.

Mr. Carlyle wendete sich um, und sagte lächelnd:

„Miß Lucy, kleine Mädchen müssen Geduld haben. Willst Du, mein Junge, auch etwas Schinken?"

Der kleine William schüttelte sein kluges Köpfchen und sagte:

„Ich mag keinen Schinken. Ich bin durstig."

Mr. Carlyle warf einen langen und besorgten Blick auf das Kind und verließ dann das Zimmer.

Lady Isabella, das Herz erschwert über ihr krankes Kind, begleitete ihn zur Thüre hinaus, und fragte ihn, was er von dem Zustand des Kindes halte.

„Sie habe denselben," fügte sie hinzu, „bisher nicht für so bedenklich gehalten, sonst hätte sie schon Mr. Wainwright ganz ernstlich um seine Meinung befragt, allein seit heute Abend sei sie aufmerksam gemacht worden, indem das Dienstmädchen geäußert habe, daß das Kind dem Tode rasch entgegeneile, sie könne sich daher nicht enthalten, ihn zu fragen, was zu thun sei, um das arme Kind zu retten."

„Sie rang die Hände und war, während sie sprach, so heftig bewegt, daß sie ihre Rolle schier vergaß, und nur mit großer Mühe ihre Fassung gewann. Mr. Carlyle selbst war zu besorgt, um das sonderbare Benehmen der Gouvernante auffallend zu finden, und begnügte sich daher damit, sie mit der beruhigenden Versicherung zu entlassen, daß er noch andern ärztlichen Rath zu Hülfe rufen werde.

Als sie wieder ins graue Zimmer kam, sah sie wie sich William liebkosend an seine Stiefmutter klammerte, die ihm zuredete, doch auch Etwas zu essen.

„Ich weiß, Mama, was ich essen möchte, wenn Du mir's nur geben wolltest."

„Nun was denn?"

„Ein Stückchen Käse."

„Käse mit Thee," lachte Mrs. Carlyle.

„Seit ein oder zwei Wochen hat er oft die sonderbarsten Gelüste," bemerkte Lady Isabella erklärend, „aber sobald er das, was er so sehnsüchtig gewünscht, erhalten, läßt er es liegen, ohne es mehr zu berühren, das ist eben die Folge seines krankhaften Zustandes."

„Ich weiß gewiß, Mama, daß mir jetzt ein Stückchen Käse schmecken möchte."

„Du sollst es bekommen," sagte sie und wendete sich der Thür zu, wo sie durch das unerwartete und ungeduldige Pochen eines späten Besuches überrascht wurde.

Es war Miß Corny, die in offenbar aufgeregter Stimmung majestätisch einherschritt, um ihrem Bruder wahrscheinlich wieder eine ihrer gewohnten Strafpredigten zu halten.

Die grimmige alte Jungfer hatte nämlich aus ihrem Stubenfenster hinausgeschaut, und sich eben über die Kotterien des Dienstmädchens mit dem Bäcker, so wie über die lärmenden Gassenjungen geärgert, als ihr scharfes Auge eine lange Reihe von Richtern und andern achtbaren Bürgern gewahrte, die in Prozession die Kanzlei ihres Bruders verließen.

Der lange Zug wollte gar kein Ende nehmen. Miß Corny drückte ihre Nase an die Fensterscheibe, um den Grund dieser Erscheinung zu erspähen, allein sie war dadurch nicht klüger geworden, als sie früher gewesen, und war daher froh, als sie ihren Bruder vorübergehen sah, allein dieser war so eilig, daß er ihr Klopfen gar nicht beachtete und rasch nach Hause ging.

Miß Corny's Neugierde wurde dadurch nur noch mehr gesteigert und sie begriff den ganzen Vorgang nicht.

Allmählig verließen die Schreiber die Kanzlei und auch der alte Dill kam endlich zum Vorschein.

Sie klopfte an's Fenster und er beeilte sich, ihrem Rufe Folge zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kaisers Vorreiter,

oder:

Ein kluger Knecht gefällt dem Könige wohl!

(Fortsetzung.)

Nachdem unser armer König Friedrich August von den Alliirten gefangen genommen war, eilten wir dem flüchtigen Napoleon nach. Am längsten verweilten wir in Frankfurt am Main, wo der Kaiser auf der Zeile, wir aber mit den kaiserlichen Equipagen in den drei Kronen wohnten und es mir ausnehmend gefiel. Durch das Gastmahl beim kaiserlichen Leibkutscher, als ich in Rötha meine Stelle in Alexanders Diensten antrat, war ich mit einer Menge russischer Offiziere bekannt geworden, welche ihr großes Wohlgefallen an mir hatten, ich glaube deßhalb, weil ich ihnen manches närrische Zeug vormachte, ohne den Respekt zu vergessen und namentlich weil ich ihnen erzählte, wie man in Deutschland die Speisen zubereite, wovon ich immer Proben ablegen sollte. Diese große Gunst der Herren Offiziere wurde mir aber zuletzt wahrhaft lästig, denn ich durfte mich beinahe nicht mehr sehen lassen und ich hatte keine freie Stunde mehr für mich. Wenn ich einmal dachte, mir auch die Stadt ein Bischen zu besehen, wo wir Rasttag hielten, und durch die Straßen spazierte, guckte irgend so ein Offizier zum Fenster heraus und so wie er mich gewahrte, rief er: Gottlieb! und ich mußte freiwillig gezwungen hinauf in sein Quartier. Da traf ich nun meistens eine ganze Gesellschaft solcher Herren vor wohlbesetzter Tafel, aber das Alles hatten sie zum Ueberdruß und kaum war ich eingetreten, so schrie Alles auf mich hinein: Gottlieb! schaff! aber gut! und nachdem man mir einige Gläser Wein oder Punsch gegeben und etliche Gulden in die Hand gedrückt hatte, mußte ich fort und einkaufen. Bald waren es Radieschen, die ich recht nett und zierlich zuputzte und sie ihnen dann mit Salz und Pfeffer vorsetzte,

Digitized by Google

bald saure Gurken, die ich in kleine Scheibchen zerschnitt und in Essig und Oel schwimmen ließ, bald Zwiebacke, die ich in Wein aufquellen ließ und dann fingerdick mit Zucker und Zimmt bestreute. Wenn ich nun den Herren so etwas Appartes brachte, waren sie allemal vor Freude außer sich, klopften mir auf die Achsel und schenkten mir ein Paar Gulden. Zuweilen aber verlangten sie auch, ich sollte ihnen großartigere Lustparthieen anstellen. Da führte ich sie einmal auf die Hasenjagd, sie schossen aber erbärmlich schlecht und die Hasen kamen alle mit heiler Haut davon; ein andermal bestellte ich in einer Dorfschenke Musik und als sich die Dorfjugend, Knaben und Mädchen, einstellten, mußten die Kinder tanzen, worüber die Herren vor Lachen sterben wollten, einmal über das andere schrieen: dowri! dowri! d. h. gut! gut! und da ich bei dem Allen den Zahlmeister machen mußte, zuletzt bei der Abrechnung ein doppeltes Douçeur erhielt. Ich verdiente mir dabei ein hübsches Sümmchen, denn je mehr ihnen ein Spaß gefiel, desto besser bezahlten sie und außerdem mußten sie allemal erst mir bei meinem Stallmeister Urlaub auswirken.

So hatte ich im Ganzen ein recht angenehmes Leben, nur daß ich schrecklich angebunden war, denn ich hatte bald keine freie Stunde mehr und wurde unter den Offizieren aller Art bekannt wie ein bunter Hund. Dabei ging es immer vorwärts nach Paris zu, aber unterwegs setzte es noch manches derbe Scharmützel ab. Da endlich sahen wir, es war im März 1814, die Thürme der Hauptstadt Frankreichs vor uns, es lachte uns Allen vor Freude das Herz im Leibe, und rückten auch sogleich ein. Wir dachten nämlich, wir wären schon drinnen, weil so stattliche Häuserreihen da standen, aber es war nur erst eine Vorstadt oder gar noch ein Dorf vor Paris gewesen; und waren wir schon damit zufrieden, wie schön mußte das nun nicht erst wirklich drinnen sein! Die Sache ging aber nicht so schnell, als wir dachten, denn auf einmal mußten wir über Hals und über Kopf wieder zum Tempel hinaus. Wir hatten, als abgespannt war, Befehl erhalten, die Pferde die Nacht über nicht auszuschirren; da aber an meinem Fahrzeuge etwas entzweigegangen war, so nahm ich, während die Pferde ihr erstes Futter fraßen, die Geschirre herunter, schnallte meinen Mantelsack auf, in welchem ich zu kleinen eiligen Reparaturen Pfriemen, Nähnadeln, Bindfaden und Riemen hatte und fing eben an, nach Herzenslust zu flicken, als auf einmal Allarm geblasen wurde und der Ruf: patschol! patschol! d. h. schnell! schnell! von Stimmen aller Art durch die Ställe erscholl. Mit Mühe und Noth brachte ich noch in aller Eile die Geschirre auf meine Pferde, es wurde wie ein Wetter angespannt und sofort abgefahren, aber dieß Mal wieder rückwärts, denn nun ging erst die Komödie recht los. Wir retirirten, was wir konnten, und hatten erst alle Noth, durch die Massen von Regimentern und Geschützen hindurchzukommen, die hinter uns her marschirt waren und um Paris herum standen; da hieben die uns begleitenden Gardekosaken mit der Knute rechts und links unter die Soldaten und unsere Räder sind gewiß manchem armen Teufel über die Beine gegangen, bis wir endlich hinter der Linie waren und ohngefähr vier Stunden von Paris rückwärts wieder Halt machten. Da ging aber eine mörderische Schlacht vor uns los und die Geschütze krachten wie bei Leipzig; endlich hieß es, nachdem einen ganzen Tag und eine lange Nacht hindurch ununterbrochen gefeuert worden war, die Franzosen wären geschlagen, Paris habe sich ergeben und wir würden nun wirklich in die große Stadt, nach der wir uns schon so lange gesehnt hatten, einziehen. Und das geschah auch.

(Fortsetzung folgt.)

Trutz Allen!

Wo ist der Feind, den Deutschland scheut,
Steh'n einig wir zusammen?
Und wenn mit allen Teufeln dräut
Der Schreckensfürst der Flammen:
Wir wollen links und rechts nicht schau'n —
Auf Gott nur und uns selbst vertrau'n!

Traun! stürmen sie, wie Nachtwind tost,
Des Feindes wilde Horden,
Mit Saus und Braus von West und Ost,
Von Süden oder Norden:
Wir werden links und rechts nicht schau'n —
Auf Gott nur und uns selbst vertrau'n!

Laßt And're, ohne Kraft und Mark,
Um Hülfe bettelnd zagen;
Wir selbst sind groß genug und stark,
Sie All' auf's Haupt zu schlagen!
D'rum — ohne links noch rechts zu schau'n —
Voran voll Gott- und Selbstvertrau'n!

Wir brechen kühn der Feinde Reih'n;
Sie müssen unterliegen,
Du deutsches Volk, das erste sein,
Ob wir auch sterbend siegen!
D'rum weder links noch rechts geschaut —
Auf Gott nur und uns selbst vertraut!

Mannigfaltigkeiten.

Dieser Tage ereignete sich im Münchener Bahnhofe ein eigenthümlicher Vorfall. Ein Bäckerjunge, einen Korb mit Semmeln tragend, kam eben ganz sorglos zwischen den Schienen daher, als bereits ein Zug

Digitized by Google

nahte. Weder die Signale des Lokomotivführers, noch die Zurufe der unfern von ihm befindlichen Bahnbediensteten bemerkend, ging der junge Mensch achtlos weiter; der Zug kommt endlich ganz nahe, der Lokomotivführer vermag ihn so schnell nicht aufzuhalten und das Lokomotiv erfaßt den Unvorsichtigen. Wer es sah, wendete sich unwillkürlich ab, um den entsetzlichen Anblick zu vermeiden. Der Zug ist vorüber und siehe da, der Bäckerjunge liegt seitwärts geschleudert und erhob sich endlich, zwar todtenbleich und an allen Gliedern zitternd, aber ohne die mindeste, nur halbwegs zu erwähnende Beschädigung erhalten zu haben.

Zu den verschiedenen Städtchen, welche zu Ehren des verstorbenen Prinzen Albert ein Denkmal errichten, gehört auch Sydney, die Hauptstadt Australiens. Bildhauer Theed in London hat zu diesem Zweck eine zwölf Fuß hohe Statue modellirt. Die Ausführung derselben in Bronze ist der Eisengießerei der Herren Gebrüder Lenz und Heroldt (früher Burgschmiet und Lenz) in Nürnberg übertragen, welcher ehrenvolle Auftrag das beste Zeugniß geben mag von der Anerkennung, welche auch das Ausland den Leistungen dieser längst rühmlichst bekannten Werkstätte zu Theil werden läßt.

In einem Städtchen Mährens hat dieser Tage ein Gastwirth einen Eiskeller herstellen wollen, wogegen jedoch Gemeindeglieder beim dortigen löblichen Amte Protest einlegten, indem es nicht zu dulden sei, daß jetzt, wo eine so enorme Kälte herrsche, noch mehr Frost ins Städtchen eingeschleppt werde, nämlich durch Herstellung eines Eiskellers!

Von der alten durch einen Ausbruch des Vesuvs verschütteten Stadt Pompeji hat man bis jetzt den fünften Theil ausgegraben. Obschon täglich 300 Mann an der Ausgrabung arbeiten und ihre Mühe reichlich belohnt sehen, so werden doch noch 30 Jahre dazu gehören, ehe sie die ganze Stadt bloß decken.

In Paris und Havre taucht das Projekt einer unterseeischen Eisenbahn zwischen Frankreich und England wieder auf. Dießmal soll der Schienenweg nicht unter, sondern auf dem Boden des Meeres gelegt werden.

In Wiener Blättern wird das öffentliche Mitleid für die hinterlassene Wittwe des vor 20 Jahren gestorbenen gefeierten Wiener Kapellmeisters Wenzel Müller angerufen, die als Dienstmagd ihr kümmerliches Dasein fristet und jetzt, in hohem Alter, auf dem einen Auge ganz, auf dem andern halb erblindet ist.

Ein Wiener Wirth hat ein Damenhotel errichtet zur ausschließlichen Aufnahme weiblicher Passagiere. Das ganze Dienstpersonal, einschließlich des Portiers, wird dem zart-schönen Geschlecht angehören.

Kaiser Franz von Oesterreich, der bekanntlich immer den österreichischen Dialekt sprach, besah das Heidelberger Schloß, als er im Feldzuge 1815 sein Hauptquartier daselbst hatte. Es gefiel ihm so wohl, daß er aussprach: „das ist ein schönes ehrwürdiges Schloß, das werde ich mir abreißen lassen und nach Wien schicken.“ Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die Worte des Kaisers und Alles zitterte bei dem bevorstehenden Verluste der Zierde Heidelbergs. Eine Bürgerdeputation begab sich zu Sr. Majestät, um für das Schloß Gnade zu erflehen. „Nun, was verliert Ihr denn dabei, wenn ich mir es abreisen lasse?“ fragte der Kaiser. Der Vortragende wollte sich nun ausbreiten, daß diese großartige Ruine die schönste Zierde der Gegend sei, das Abreißen derselben den größten Verlust für die Stadt habe. Da lächelte der Kaiser: „Sie verstehen mich nicht, Abreißen heißt bei mir zu Hause abzeichnen und dabei verliert Ihr ja Nichts!“ Die größte Heiterkeit trat ein und der Kaiser entließ in der freundlichsten Stimmung die Deputation.

Homonyme.

Der — ist überall willkommen,
Darf zur sprödsten Schönen kommen,
Die — weiß durch ein sanftes Drücken
Süße Liebe zu beglücken;
Das — zu rathen ist oft schwer,
Mancher räth's von ungefähr.

Auflösung des Räthsels in Nro. 26:
Prozeß.

Geschichtskalender. 3. Februar 1294. Herzog Ludwig II., der Strenge, von Bayern, stirbt, in dem nämlichen Zimmer zu Heidelberg, wo er geboren worden. Dessen Söhne, Ludwig IV. (nachmals Kaiser Ludwig der Bayer) und Rudolph I., der Stammler, treten die Regierung von Bayern an.

3. Februar 1810. Guadeloupe ergibt sich den Franzosen.

Redakteur: Gustav Pfeffer. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 30 Donnerstag, 4. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Ins Himmels Namen, was haben alle diese Menschen in der Kanzlei zu thun gehabt?"

„Sie sind als Deputation gekommen, Miß Cornelia, um Mr. Archibald zu bitten, ihr Mitglied zu werden."

„Was für ein Mitglied?" rief die alte Jungfer, die noch immer keine Ahnung von dem wahren Sachverhalte hatte.

„Nun, sie wollen, er soll ihr Parlamentsmitglied werden, und haben ihn gebeten, seinen Namen auf die Kandidatenliste zu stellen."

„Dummes Zeug," rief die grimmige alte Jungfer, die keine Ahnung von der Ehre hatte, die ihrem Hause dadurch erfuhr. „Hat ihnen Archibald die Thüre gewiesen?"

„Er hat ihnen keine direkte Antwort gegeben. Er will sich die Sache zwischen heute und morgen überlegen."

„Wozu überlegen? Er wird doch wohl kein solcher Einfaltspinsel sein, um anzunehmen! Er ins Parlament! Das fehlt uns noch!"

„Aber warum denn nicht? Miß Corny? Ich meinerseits würde stolz sein, ihn im Parlamente zu sehen."

Der arme John Dill hatte sich durch seine Anhänglichkeit an seinen Prinzipal dießmal den Dank Miß Corny's nicht zugezogen, und sie schnauzte ihn daher in grimmiger Weise an.

„Sie sind immer stolz auf die Dummheiten meines Bruders. Denken Sie noch an das feingestickte Hemd, das sie gekauft haben, um seine Vermählung zu feiern? Was haben Sie mit dem famosen Hemd angefangen? Haben Sie es mit Lavendel bestreut?"

„Nicht gerade mit Lavendel, sondern ich habe es in den Kasten gelegt, und nachdem was Sie mir damals gesagt, nicht weiter angezogen."

„Warum verkaufen Sie es nicht zum halben Preise und kaufen für das Geld wohl lieber ein Paar Hemden, die Sie tragen können? Besser ein minder schönes Hemd, als dieses flunkernde Zeug als immerwährendes Zeichen Ihrer Dummheit zu behalten. Vielleicht wird er ein gesticktes Hemd kaufen müssen, wenn er in dieses liederliche nichtsnutzige Haus der Gemeinen geht. Ehe ich das erlebe, wollte ich lieber auf sechs Monate ins Arbeitshaus kommen."

„Aber Miß Corny, Sie bedenken ja gar nicht, was das für eine große Ehre ist, und wie er über uns Alle erhoben wird, was er auch redlich verdient."

„Erhoben zu einem Wetterhahn," wüthete die grimmige alte Jungfer, und hieß den würdigen alten Dill, sich zum Teufel zu scheren, und seiner Wege zu gehen. Nachdem sie dem treuen Diener die Thüre gewiesen, ging sie in ihr Ankleidezimmer, warf einen Shawl um, und setzte sich in Bewegung, um das Haus zu verlassen. Ihr Dienstmädchen wagte es zwar, sie schüchtern daran zu erinnern, daß das Mittagsmal bereit sei, allein sie wurde so heftig angefahren, daß sie keine weitere Bemerkung zu machen sich erlaubte, worauf sie sich auf den Weg machte und Ost-Lynne auch in kurzer Zeit erreichte."

„Wo ist Archibald?" fragte sie ohne alle weitere Einleitung, als Barbara ihr entgegen kam.

Mr. Carlyle, welcher seine geliebte Schwester an der Stimme erkannte, kam heraus, und hatte sofort den ersten heftigen Anprall ihres grimmigen Zornes zu überstehen.

„Was soll das heißen, daß Du, wie ich höre, für West-Lynne kandidiren willst?"

„West-Lynne will es, setze Dich nieder, Cornelia."

„Sitze Du nur selbst, und beantworte mir vorerst meine Frage. Du wirst doch gewiß ablehnen?"

„Im Gegentheil. Ich habe mich entschlossen, anzunehmen."

Miß Corny lockerte die Bänder ihrer Haube, um sich Luft zu machen, und fragte in feierlichem, doch erbittertem Tone:

„Hast Du auch die Kosten in Anschlag gebracht, Archibald?"

„Ich habe die Sache, sowohl was den Kostenpunkt, als auch was den Zeitverlust betrifft, wohl überlegt, und glaube, daß die Auslagen, wenn keine Opposition sein wird, nicht der Rede werth sein werden. Und wenn Opposition sein sollte!"

„Nun, und wenn Opposition sein wird; was dann?" ächzte Miß Corny.

„Nun," meinte er gutmüthig, „wenn es auch einige

Digitized by Google

den Herren Parisern sich etliche Franks oder sonst ein kleines Andenken ausbitten zu dürfen, damit man zu Hause etwas vorweisen könne, daß man wirklich in Paris gewesen sei. Damit aber war nun nichts, denn der Kaiser Alexander hatte ein gar zu weiches Herz und den Frauenzimmern konnte er vollends gar nichts abschlagen, und so kam sofort ein strenger Befehl, daß bei Strafe des Erschießens Niemand sich von uns ungebührlich betragen solle, was namentlich unsre Gardekosacken schrecklich wurmte, denn das waren die besten Gäste nicht.

In Paris blieben wir mehrere Wochen und es ging uns ganz leidlich, weil wir zum Kaiser Alexander gehörten und auf den waren die Pariser ganz närrisch vor Liebe, denn so oft wir mit ihm ausfuhren, hatten wir mit den Pferden alle Noth, daß sie von dem fürchterlichen und fortwährenden Jubelgeschrei der Menschen nicht scheu wurden; dagegen klagten die Soldaten desto mehr und es hieß, es wären mehrere von ihren Wirthen umgebracht und bei Seite geschafft worden, so daß uns selbst unheimlich wurde und wir uns freuten, als wir Ordre bekamen, nach Moskau zurückzukehren, vor's Erste aber nach Karlsruhe, wohin die Kaiserin entgegenkommen wollte, denn sie war eine Prinzessin von Baden; der Kaiser indessen reiste von Paris aus nach England und wir hatten in dem kaiserlichen Wagen ein Paar Herren vom Hofstaate zu fahren. Einer davon war der Graf Dolstoiow, der das ganze Hofwesen besorgte, auf der Reise Alles ordnete und die Kasse hatte. Dadurch wurde ich mit diesem Herrn auch genauer bekannt und er war immer besonders freundlich und gut gegen mich. Dieß bewies er mir namentlich dadurch, daß ich in Durlach, wo wir die Kaiserin Elisabeth mit den beiden Großfürsten Nikolaus und Michelow trafen, welche sie von Petersburg mitgebracht hatte, jedesmal, wenn diese jungen Herren allein spazieren fahren wollten, dieselben in einer kleinen Pritsche mit drei raschen Pferden zu fahren bekam. Das waren ein Paar junge muntere Herren, Nikolaus, der spätere Kaiser, war damals 17 Jahre und Michelow 16 Jahre alt; je schneller ich fuhr und je plötzlichere Schwenkungen ich mit dem Wagen machte, desto mehr gefiel es ihnen und ich wurde bald ihr Mann, so daß ich zuweilen selbst vom Grafen Dolstoiow Befehl bekam, sie zu begleiten, wenn sie allein ausgingen. So mußte ich einmal mit ihnen in Bruchsal auf den Kirschenmarkt gehen; die jungen Herren lasen sich die schönsten auf dem Markte aus, ich mußte sie dann erst kosten und hierauf kaufen; wenn sie abgewogen waren, so ließen sich die Großfürsten dieselben in ihre Mützchen schütten und aßen nun nach Herzenslust, indem sie dabei auf dem Markte herumspazierten, ich mußte mir auch welche für mich kaufen und Alles bezahlen, was ich dann vom Grafen nebst einem Douceur bei unsrer Rückkehr zurückerstattet erhielt.

In Durlach gab uns Stalldienern und den Gardekosacken der Großherzog von Baden auch einmal im Schlosse ein großes Gastmahl, das war prächtig! wir schmausten lauter gute Gerichte bis Abends sieben Uhr, dann mußten wir Alle hinunter vor's Schloß und in einer schönen Allee uns in zwei Reihen aufstellen und unsere russischen Gesänge anstimmen, in denen wir förmlich einexerzirt waren. Das dauerte fast eine Stunde und die Kaiserin sah mit dem Großherzog und den beiden Großfürsten zu den Fenstern des Schlosses heraus und hörten zu. Dann mußten wir wieder hinauf in einen großen Saal, wo wir zu trinken bekamen und fast bis Mitternacht zechten, so daß Mancher wacklig nach Hause ging. Nachdem wir vielleicht vierzehn Tage dort gewesen waren, ging es rasch und fast in einer Tour nach Moskau, wohin der Kaiser, welcher von England zurückgekehrt war, von Petersburg aus auch kam.

Da ich aber das Leben nach und nach satt bekam und es mir in Rußland nicht gefiel, benutzte ich einmal die Gelegenheit, den Grafen Dolstoiow um meinen Abschied zu bitten; der wollte aber nichts davon wissen, sondern schlug mir vor, in seine Dienste zu treten und auf einem seiner großer Güter oberster Verwalter zu werden und bot mir einen großen Gehalt mit vielen Versprechungen an. Doch es zog mich ins Vaterland zurück und da der Befehl kam, daß wir mit dem Kaiser nach Wien zu einem großen Kongreß reisen sollten, so erbot ich mich, lieber noch in des Kaisers Diensten zu bleiben, weil ich doch dadurch meiner Heimath um ein großes Stück näher kam. So fuhren wir denn von Moskau nach Wien, das war kein kleines Stück Weg, und in Wien blieben wir beinahe ein halbes Jahr. Dort gefiel es mir ausnehmend und da gab es, weil so viele Potentaten und Herren da versammelt waren, viel zu sehen und ich lernte die schöne Stadt bald inwendig und auswendig kennen. Jetzt aber kam auf einmal die Schreckensnachricht: der Bonaparte sei von der Insel Elba entflohen und marschire auf Paris los, und es kam die Ordre, wieder auf den Rhein zu loszufahren. Das Ding aber hatte ich vom Erstenmal her noch satt und mochte nicht noch einmal in das Kriegsgetümmel hinein, darum bat ich dringender als zuvor den Grafen Dolstoiow um meinen Abschied, den er mir endlich auch schriftlich gab und welchen ich mir auch noch zum Andenken aufgehoben habe.

Mit einer recht hübschen Summe in blanken Dukaten, die ich in meiner Weste und Jacke eingenäht hatte, reiste ich nun in meine Heimath zurück, und als ich zum Erstenmale den sächsischen Boden hinter Karlsbad wieder unter meinen Füßen hatte, war es mir wie im Himmel und ich hätte die Bäume umarmen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Der so eben veröffentlichte, mit statistischen Tabellen versehene amtliche Jahresbericht über das britische Reich gibt den Flächeninhalt der überseeischen britischen Besitzungen auf mehr als vier Millionen engl. Quadratmeilen (gleich 188,356 deutschen Quadratmeilen) und deren Einwohnerzahl auf 145 Millionen Seelen an. Davon hat Indien 933,722 Quadratmeilen mit 135,653,244 Einwohnern; die nordamerikanischen Kolonieen (die ungeheuren Territorien der Hudsonsbai und des Red-River nicht eingerechnet) haben auf 498,169 Quadratmeilen 3,305,872 Einwohner; die westindischen Besitzungen auf 88,511 Quadratmeilen 1,081,687 Einwohner; Australien und Neuseeland auf 2,582,070 Quadratmeilen 1,333,338 Einwohner, dazu kommen noch Ceylon, Mauritius, das Kap u. A. Die Staatseinkünfte dieser gewaltigen Territorien beliefen sich im Jahre 1861 auf 56,218,420 L., an welchem Betrage Indien mit 42,903,234 L. partizipirt, Viktoria mit drei Millionen, Canada mit zwei Millionen. Die indische Staatsschuld wird auf 101,877,081 L. angegeben; die der nordamerikanischen Kolonieen auf 16,058,724 L., die westindische auf 1,695,911 L., die Staatsschuld der Kolonie Viktoria auf 6,285,060 L., die von Neusüdwales auf 4,017,630 L. Die Einfuhr aller dieser Kolonien belief sich im Jahre 1861 auf 93,945,885 L., die Ausfuhr auf 86,285,034 L., bei welchen Zahlen Hongkong und Gibraltar nicht berücksichtigt sind. Aus dem vereinigten Königreiche allein wurden im Jahre 1861 nach den britischen Besitzungen Boden- und Industrie-Erzeugnisse im Werthe von 47,412,166 L. exportirt (wieder exklusive Hongkong, Gibraltar und jonische Inseln); davon gingen 21,679,032 L. nach Indien und 13,467,370 L. nach Australien. Der Schifffahrts-Verkehr dieser Territorien berechnete sich auf 22,849,461 Tonnen für ein- und auslaufende Fahrzeuge.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts hat der Elfenbeinhandel für England mehr als fünffach größere Dimensionen angenommen. England konsumirt jetzt jährlich eine Million Pfund Elfenbein, so daß also für dieses Land jährlich 8333 Elephanten getödtet werden, wenn man das Durchschnittsgewicht eines Zahnes auf 60 Pfund festsetzt. Ein Zahn von 70 Pfund wird im Handel schon zu den Artikeln erster Klasse gerechnet. Bei einer kürzlich abgehaltenen Auktion wogen die schwersten Zähne, von Bombay und von Zanzibar herübergesandt, 120 und 121 Pfund; das Durchschnittsgewicht der Zähne aus Angola war 69, aus Natal und vom Kap 106, aus Lagos und Aegypten 114 Pfund. Der schwerste Zahn, von welchem Cuvier wußte, wog 350 Pfund. Doch werden jetzt, wo die Elephantenjäger tiefer in das Innere Afrika's eindringen und somit ältere Thiere antreffen, weit schwerere Zähne auf den Markt gebracht. Ein amerikanisches Haus gelangte vor Kurzem in den Besitz eines Exemplars, welches 9 Fuß Länge, 8 Zoll im Durchmesser und 800 Pfd. im Gewicht hatte. Dasselbe Haus schickte im Jahr 1851 zur Londoner Ausstellung das größte bisher zum Vorschein gekommene Stück geschnittenen Elfenbeins; es war 11 Fuß lang und 1 Fuß breit. Es ist ausgerechnet worden, daß jährlich ungefähr 4000 Menschen auf der Elephantenjagd das Leben verlieren.

Auf der Eisenbahn im Elsaß saßen jüngst in einem Coupé erster Klasse zwei Herren und unterhielten sich, bis der eine dem andern eine Prise Tabak anbot, die letzteren sofort in Betäubung und tiefen Schlaf versetzte. Als der Schläfer nach geraumer Zeit erwachte, fand er sich allein und — vollständig ausgeplündert. Nicht nur Uhr, Kette und Siegelring, sondern auch die Börse mit 3000 Frs. und das Portefeuille mit 15,000 Frs. Banknoten hatte der artige Reisegefährte mitgenommen.

Eine große Rattenjagd hat in diesen Tagen in den Cloaken des rechten Seineufers in Paris stattgefunden. Die Ratten wurden, da sie der Frost in die Cloaken treibt, mit Benutzung der gegenwärtigen Witterung systematisch aus den Nebencloaken von dem 800 Mann starken Korps der Egoutiers in die Hauptcloake getrieben, welche bei der Brücke von Asnieres endet. Diese war mit Versetzthüren abgeschlossen. Es wurde darauf die 40 Stück zählende Terriermeute in die Hauptcloake gelassen, deren Schmutzbett in Folge des Frostes gefroren ist. Der Kampf dauerte 45 Stunden, es blieben 4 Hunde und etwa 110,000 Ratten todt auf dem Platze, 15 Hunde sind schwer verwundet.

Am 28. Jan. wurde zum ersten Male im Wiener Burgtheater das Lustspiel „Pitt und Fox" von Gottschall aufgeführt. Der Erfolg war vom ersten bis dritten Akt ein steigender; am Schlusse des dritten Aktes, wo eine Scene zwischen Pitt und Fox höchst effektvoll zur Geltung kam, ein bedeutender; der vierte und fünfte Akt brachten keine dramatische Steigerung.

Geschichtskalender. 4. Februar 1290. Otto I. tritt mit seinen Brüdern Ludwig und Stephan die Regierung von Niederbayern an; er wird später auch König von Ungarn. (1305—1308.)

4. Februar 1598. Herzog Wilhelm V. von Bayern übergibt seinem Sohne Maximilian, als Kurfürsten von Bayern, Max I. die Regierung. (Nach Andern geschieht diese Resignirung am 15. Oktober 1597).

4. Februar 1790. Louis XVI. in der Nationalversammlung.

4. Februar 1819. Erste Eröffnung der Ständeversammlung des Königreiches Bayern in beiden Kammern.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weissenborn'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 31 Freitag, 5. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Sir Francis Levison als Gatte und Vater.

Die Wunder hören nie auf und sind Ueberraschungen darum auch das stete Loos der Menschheit. Doch mögen wohl alle Diejenigen, welche Sir Francis Levison genauer kannten, niemals von irgend etwas mehr überrascht worden sein, als von der Neuigkeit, daß der galante Abenteurer und leichtsinnige Paradeheld sich plötzlich in einen eifrigen Politiker verwandelt hatte. War ihm etwa der Posten eines Premierministers angeboten worden? Oder hatte ihn das Gewissen gedrückt? Nichts von alledem. Die Sache war einfach die, daß Sir Francis in einer unangenehmen Geldklemme steckte, und sich nach etwas umschaute, das ihm aufhelfen könnte; natürlich irgend eine einträgliche und bequeme Sinecure, bei der viel herausschaute, ohne daß man sich sonderlich anstrengen mußte.

„Er in einer Geldverlegenheit!“ wird der Leser ausrufen, „und das Erbe Sir Peters?“ Leute von dem Schlage Sir Francis Levison haben niemals Geld genug. Als er die Erbschaft angetreten, hatte er mehr Schulden zu bezahlen, als er selber wußte, und das, was ihm die Gläubiger gelassen hatten, begann er in sinnloser Verschwendung zu versplittern, denn das wüste Leben, das er zu führen gewohnt war, verschlingt in unglaublich kurzer Zeit die größten Summen. Sir Peter hatte ihm überdieß auch genau nur das hinterlassen, was ihm als Majoratserben gebührte und seine Verheirathung brachte ebenfalls keinen Wechsel in seiner Lebensart zuwege; der neue Haushalt vermehrte im Gegentheil nur die Ausgaben und ward auf dem glänzendsten Fuße geführt. Ueberdieß hatte er sich noch seit seiner Vermählung auf die nobeln Passionen der Pferderennen-Wetten und Hazardspiele geworfen. Ein eifriger Beschützer der Hahnenkämpfe war er von jeher gewesen.

Die Zeit ging ihre gewohnten Wege, und Levisons Tharheiten desgleichen, bis letztere nicht weiter konnten, da der letzte Schilling ausgegeben, das letzte Werthpapier verpfändet war und Schulden und Gläubiger dem regierenden Herrn Baron zehnmal ärger zusetzten, als jemals dem armen und halb enterbten Kapitän Levison. Seine gegenwärtige Lage glich auf's Haar jener des verstorbenen Grafen Mount-Severn; während indessen dieser den hereinbrechenden Sturz Jahre lang zu verzögern gewußt hatte, war Francis Levison nicht im Stande, eine ähnliche Krisis für Monate hinauszuschieben.

Er mußte sich aufhelfen. Aber wie? Er hatte sein Glück am Spieltisch versucht, aber es hatte ihm den Rücken gewendet; auf der Rennbahn einen „großen Wurf“ gewagt, eine jener halsbrecherischen Wetten, deren Erfolg ihn für einige Zeit auf die Beine gebracht hätte; aber auch hier schlug es fehl. Nun dachte er es mit der Regierung zu versuchen, und eine behagliche Stelle anzunehmen, die glänzendes Einkommen bringen und geringe Arbeit verursachen sollte, denn ein Posten, der Arbeit und Talent erforderte, würden ihm nicht passen, so wenig als er für denselben getaugt hätte, wie Leute mit den Lieblingsneigungen Francis Levisons es wohl schwerlich jemals werden. Es gelang ihm endlich auch, eine höchst annehmbare Stelle aufzugabeln, die sich noch günstiger gestalten konnte, und zwar nichts Geringeres als einen Sekretärsposten bei Lord Headthelot, der im Oberhause den Minister vertrat. Ohne seine Verwandtschaft mit Lord Headthelot würde Levison allerdings schwerlich selbst diesen Posten erreicht haben, und willigte der Minister auch ziemlich ungern ein, ihn auf die Probe zu stellen. Natürlich stellte er auch die Bedingung, er sollte bei nächster Gelegenheit ins Parlament zu treten suchen, um seine Stimme dem Ministerium zu sichern! Es war ein etwas wackeliges Ministerium, das auf seinen letzten Füßen ging. So standen die Sachen in diesem Augenblicke, wo wir dem Leser die Gestalt Francis Levison's auf's Neue vorführen.

An einem schönen sonnigen Nachmittag saß eine schöne, junge Frau in einem eleganten Empfangszimmer in Eaton Square, mit finsteren Mienen in größter Aufregung. Ihre Augen waren dunkelblau, ihr Haar kastanienbraun, ihre Gestalt zart, und ihre Züge wohlgeformt und angenehm. Der kleine Fuß stampft ungeduldig den Teppich. Die Dame war Lady Levison.

Digitized by Google

Die Vergeltung begangenen Unrechts war über sie gekommen; diese Vergeltung bleibt nie aus und stellt sich mit entsetzlicher Pünktlichkeit früher oder später ein. Wer Wind säet, der wird Sturm ernten! Guter Samen wird süße Früchte tragen! Und mit dem heraufbeschwornen Sturme muß der Mensch dann kämpfen, oft so lange Athem in ihm ist! Diesem unausweichlichen Naturgesetze vermag keiner zu entrinnen. Vor vielen Jahren hatte Francis Levison sein Herz, oder wie das Ding eigentlich heißen mochte, das bei ihm die Stelle desselben einnahm, an die reizende Blanche Challoner verloren. Wenn er auch einst in verächtlicher Weise über sie zu Lady Isabella gesprochen, geschah dieß nach altem Kriegsgebrauche in Amors Feldlager nur, um seine Pläne zu unterstützen. Trotzdem hatte ihn Lady Isabella nie so sehr interessirt als Blanche Challoner. Er wußte insgeheim sich ihrer Neigung zu versichern und verlobte sich ebenso heimlich mit dem Mädchen. Ihre Schwester Lydia bemerkt indeß das Einverständniß ihrer Schwester mit Levison; aber Blanche, dem gegebenen Worte, Alles geheim zu halten, getreu, leugnete standhaft.

„Desto besser," hatte die ältere Schwester geäußert, denn sie hatte nicht die beste Meinung von des Kapitäns Charakter und hielt ihn für keine anständige Partie. Jahre vergingen und die arme, unglückliche Blanche blieb treu in ihrer Liebe zu Levison. Sie hörte von seinen Streichen, seinem wüsten Leben, sie ertrug seine Vernachlässigung, aber sie konnte darum nicht aufhören, ihn zu lieben. Selbst die Entführung Lady Isabella's löschte ihre Zuneigung nicht gänzlich aus, obwohl sie dieselbe für einige Zeit schmälerte. Nachdem der Kapitän zu Rang und Vermögen gelangt war, knüpfte er das Verhältniß mit Blanche auf's Neue an, ein kühles Freundschaftsverhältniß von Seite des Ungetreuen. Aber Blanche zweifelte dennoch nicht, daß er sie nun, wo alle Hindernisse beseitigt waren, ehelichen werde.

Er spielte ein feiges, elendes Spiel mit ihr. Männer wie Levison sind immer muthlose Schelme; er fürchtete einen Eclat von Seite des so schmählich hintergangenen Mädchens, wenn er offen mit ihr brach, und ein Eclat würde ihm höchst unangenehm gewesen sein in diesem Augenblicke. Blanche nahm ihren Muth zusammen und mahnte ihn an seine Versprechungen, seine Pflichten. Der mattherzige Feigling vergaß in seiner Furcht vor unliebsamen Scenen aller Ehre und aller Rechtlichkeit und versprach in unbestimmten Ausdrücken baldige Heirath.

Lydia Challoner hatte sich vermählt und war Wittwe geworden, aber in angenehmen Vermögensverhältnissen geblieben. Blanche lebte bei Mrs. Lydia Waring, denn die Schwestern waren Waisen. Das arme Mädchen näherte sich dem dreißigsten Jahre, aber nicht die Zeit, sondern Gram und Kummer hatten ihr Haar gelichtet, ihre runden Formen abgemagert, ihr Auge getrübt.

„Die heirathen! Pah!" spottete Levison bei sich selber.

Da kam zu Weihnachten eine jüngere Schwester, die bei einer Tante auf dem Lande lebte, auf Besuch zu Mrs. Waring. Die zwanzigjährige Alice war ein sehr hübsches Mädchen und Levison verliebte sich auf der Stelle in die junge Schönheit. Er verfolgte sie wie ihr Schatten, er lispelte süße Liebesworte, Alice war nicht taub dafür. Er wußte des Mädchens eitles Köpfchen wirksam zu verrücken und bot ihr endlich seine Hand an, die sie nicht ausschlug.

Und Blanche? Blanche war vernichtet. Die Vorbereitungen zur Vermählung wurden in größter Eile getroffen. Levison drängte, Blanche forderte mit verzweifelndem Herzen eine Unterredung von Levison; nun konnte er ihr nicht mehr ausweichen, so viel Mühe er sich auch darum gab.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Lucas Schönlein †.

Schönlein wurde am 30. November 1793 in Bamberg geboren. Er bezog 1811 die Universität Landshut und 1813 die zu Würzburg. Schon im Jahre 1819, wo er als Privatdozent an der Universität Würzburg glänzende Vorträge über Krankheitslehre hielt, begann sich sein Ruf unter den Aerzten Deutschlands zu verbreiten. Allmählich wallfahrteten immer mehr Jünger der Heilkunde zur Würzburger Klinik, wo Schönlein zuerst den Leichentisch und die Ergebnisse der Anatomie zum sichern Prüfstein der Deutungen über das Zustandekommen der Krankheitserscheinungen im Leben machte. Schönlein hielt sich namentlich bei seiner Krankenuntersuchung an objektive Erscheinungen, die er mit seltenem Scharfsinn zu verbinden wußte, so daß er kaum von einem andern Arzte in Erkennung der Krankheit und in Würdigung ihrer Gefährlichkeit übertroffen werden konnte. Das Alles, namentlich aber auch die im Julius-Hospital zu Würzburg von ihm im Jahre 1824 begonnenen praktischen Uebungen am Krankenbett, bei denen er in freier und unvergleichlich lebendiger Darstellung das treugemalte Bild des vollständigen Krankheitsverlaufs seinen Schülern vorzuführen pflegte, übten die mächtigste Anziehungskraft auf die nachwachsende Generation der Aerzte aus. Dabei schuf er ein originelles, freilich später von den Aerzten wieder verlassenes System der Krankheitslehre. Schönlein nahm drei Klassen von Krankheiten an mit Bezug auf ihren Sitz: erstens Krankheiten des Thierstoffs, der organischen Masse (Morphen), zweitens die des Blutes (Hämatosen), drittens der Nerven (Neurosen). Seine Zuhörer schlossen sich dieser neuen „naturhistorischen Schule", die er hiermit gründete, un-

Digitized by Google

bedingt an und wurden später auf den Lehrstühlen der deutschen Universitäten zu enthusiastischen Verbreitern ihrer Lehren; wir nennen unter anderen bedeutenderen Namen nur Canstatt, Fuchs, Siebert, Häser, Starck. Mitten in dieser Periode seiner kaum begonnenen wissenschaftlichen Thätigkeit fiel die Sturmperiode der Demagogenverfolgung. Jedes freie Element auf den deutschen Universitäten sah sich plötzlich einer quälenden Untersuchung und Nachstellung ausgesetzt. Schönlein mochte nun wohl mit den burschenschaftlichen Verbindungen in keiner Beziehung stehen, auch hatte er in der That nichts Staatsgefährliches geschrieben, doch hatte er sich gewiß offen zu liberalen Grundsätzen bekannt. Da er nun wußte, daß schon Das genügte, ihn hinreichend zu graviren, so entzog er sich schnell durch heimliche Uebersiedelung nach Zürich den von einer fanatischen Partei drohenden Unannehmlichkeiten. Zürich nahm den politischen Flüchtling mit offenen Armen auf, übertrug ihm die Lehrkanzel für Pathologie an der Universität und die Leitung des städtischen Spitals. So fand er Gelegenheit zur ungestörten Fortsetzung seines ruhmreichen Wirkens als Lehrer, ein großartiges klinisches Material für diesen Zweck, aber auch eine durch das stets wachsende Vertrauen seiner Mitbürger zunehmende Wirksamkeit als praktischer Arzt. Von hier kam er, nachdem die Stelle eines Leibarztes des Königs der Belgier von ihm abgelehnt worden, nach Berlin, und da der alte Heim vor Kurzem gestorben war, so folgte ihm Schönlein sogleich in der Gunst des Publikums. Er wurde der erste praktische Arzt Berlin's und ist Dieß auch bis zu seiner Abreise unverändert geblieben. Seine Stellung daselbst sollte aber bald auch noch in anderer Weise wichtig werden. König Friedrich Wilhelm III. ward von der Krankheit erfaßt, die seine letzte sein sollte, und Schönlein, schon damals eine Autorität auf medizinischem Gebiete, wurde darüber gleichfalls zu Rathe gezogen. Dr. Göschen in seiner „deutschen Klinik" erzählt uns, Dieß sei Anfangs nur mit Widerstreben des greisen Monarchen geschehen, und derselbe, durch stetes Leiden verstimmt, habe kaum von dem Befühlen des Pulses, geschweige denn von einer genaueren körperlichen Untersuchung etwas wissen wollen. Auch habe das rückhaltlose sichere Auftreten Schönlein's keinen günstigen Eindruck auf den hohen Patienten gemacht — kurz, ihr erstes Zusammentreffen sei kein glückliches gewesen. Es waren damals viele Anekdoten über das Verhältniß der Beiden in Umlauf; bald aber änderte sich Das, und der gegenseitige Verkehr gestaltete sich zu einem freundlichen, ja gemüthlichen um. Als Rust starb, ward Schönlein auch der Leibarzt des nachfolgenden Königs, und wie treu und gewissenhaft, mit welcher Energie und welchem Freimuth er dieß Amt stets und selbst in den kritischen Zeiten der letzten Jahre verwaltete, ist allen Zeitgenossen hinlänglich bekannt geworden. Schönlein's Berufung nach Berlin hatte in zweifacher Beziehung etwas Ueberraschendes. Ein früherer politischer Flüchtling, wurde er in seltener Weise mit dem höchsten Vertrauen beehrt und zugleich mit der Stelle eines Universitätslehrers, eines Leibarztes und später mit dem Amte eines vortragenden Rathes für die Medizinalangelegenheiten im Ministerium betraut. Einem Gelehrten, der kaum etwas mehr, als seine Doktordissertation im Jahre 1816 (über die Hirnmetamorphose, in Würzburg) und einige Gelegenheitsschriften veröffentlicht hatte, wurde die bedeutendste Lehrkanzel für praktische Medizin in Deutschland übergeben. Allein man schätzte in ihm mit Recht den Lehrer, nicht den Schriftsteller. Nichts von Dem, was seine Schüler als Inhalt seiner Lehre veröffentlichten, namentlich nicht das von Güterbock herausgegebene und mit Begeisterung aufgenommene Buch: „Schönlein's allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie. Nach dessen Vorlesungen" (St. Gallen, 5. Auflage. 1841), hat Schönlein als wahren Ausdruck seiner Meinung erkannt. Schönlein verdankte seine Autorität in der gelehrten Welt lediglich seinen mündlichen Vorträgen. Am 28. März 1859 verließ Johann Lukas Schönlein Berlin, um den Rest seines Lebens im heimathlichen Bamberg mit Ruhe und in Zurückgezogenheit zu genießen. Sein Weggang aus der preußischen Hauptstadt ward in allen Schichten der dortigen Bevölkerung als ein schwer zu beklagender und doppelter, ja dreifacher Verlust empfunden, denn erstlich verlor in ihm das Kultusministerium einen vortragenden Rath, der in allen Medizinalangelegenheiten, die seiner Entscheidung und Beurtheilung anheimgegeben waren, stets nur die Würde der Wissenschaft und das öffentliche Wohl im Auge behielt; dann verlor in ihm die Universität eine ihrer Zierden und den Dozenten, der sich als Begründer und Führer der sogenannten naturhistorischen Schule einen Namen von europäischer Berühmtheit erworben hatte; endlich aber verloren in ihm auch hunderte von Familien, von der des Königs angefangen bis zu der des einfachsten Bürgers, einen treuen Helfer in den Nöthen der Krankheit, einen Arzt, der noch mehr war, als bloß Arzt, und der wohl gar ein Freund seiner Patienten genannt werden konnte. Schönleins Talent, Genie und tiefes Wissen in medizinischen Dingen paarte sich mit einem seltenen praktischen Blicke und einem überaus treuen Gedächtniß. Dabei liebte und trieb er die Naturwissenschaften, beschäftigte sich mit Malerei und bildender Kunst so gründlich, daß er eine nicht unbedeutende Kennerschaft in beiden erlangte; von Numismatik und vielen Zweigen der Technik wurde er in hohem Grade angezogen. Als größte Zierde seines Charakters müssen wir seine Humanität hervorheben, die er in gleichem Maße seinen Kranken, wie seinen Kollegen zu Theil werden ließ. Sein Benehmen, alle Züge seiner äußern Erscheinung deuteten darauf hin, daß er sich stets des geistigen Adels bewußt war. Seiner Vaterstadt war er ein unermüdlicher Wohlthäter. Es gab keine gemeinnützige, keine wissenschaftliche Anstalt, die

er nicht reichlich bedacht hätte. Bis unmittelbar vor seinem Tode befand er sich frisch und munter. Am 23. Jan. Abends stellte sich plötzlich ein leichter Grippanfall ein, dem jedoch keine weitere Bedeutung beigemessen wurde. Um so erschütternder wirkte die Kunde, daß er noch in derselben Nacht 10 Uhr an einem Schlagflusse gestorben sei. Als Erben seines bedeutenden Vermögens hinterläßt er zwei Töchter. Sein einziger Sohn ist vor einigen Jahren auf einer naturwissenschaftlichen Entdeckungsreise in Afrika dem Fieber erlegen.

Das neue Schleswig-Holstein.*)

(1864.)

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Hehr entstieg der Zeiten Nacht,
Westir blutig oft gerungen:
Deine gold'ne Freiheit tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tobte,
Fluth auf Fluth, von Bai zu Bai,
Herrlich reifte dir erprobte
Deutsche Tugend, deutsche Treu'.
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Auf, mit Gott mein Vaterland!

D'rum wenn Nord- und Ostwind wüthen
Und der Sturm aus Westen droht,
Auf! du sollst dich selber hüten,
Stark und fest, treu bis zum Tod!
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen
Und dem Kühnen winkt der Sieg.
Frisch an's Ruder, daß dein Nachen
Sicher durch die Klippen flieg'!
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Wo die Wogen stolz sich bäumen
Vor dem blut'gen Danebrog,
Wo die Fluthen grollend schäumen
An den freien deutschen Koog:
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wie deine Söhne starben
Frei einst an der Königsau,
Wie die blau-weiß-rothen Farben
Rauschend zieh'n von Gau zu Gau:
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Deutschland's Sproß, du Doppel-Eiche
Unter Einer Krone Dach,
Treu dem Herzog, nimmer weiche,
Fest trotz Sturm und Wetterschlag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht mein Vaterland!

*) Das „Volkslied: Schleswig-Holstein meerumschlungen", ist 1844 von M. C. Chemnitz, damals in Itzehoe, gedichtet. Den Dichter lebt jetzt als Sekretär des polytechnischen Vereins zu Würzburg. Derselbe hat sein Lied nun wie vorstehend umgewandelt.

Mannigfaltigkeiten.

England und Amerika zeigen seit Jahren einen merkwürdigen Wetteifer, einander in der Herstellung sinnig konstruirter Weckuhren, sogenannte Wecker, zu überbieten. Billigere Wecker, als die vom Fürsten von Pleß in Pleß (Preußisch-Schlesien), haben sie bisher nicht zu Stande gebracht. Eines Tages hatten nämlich die Gäste des Fürsten zu lange geschlafen, so daß die Jagd für diesen Tag abbestellt werden mußte. Damit dieser Fall nicht wieder eintrete, ließ der Fürst vor dem nächsten Jagdtage unter das Bett eines jeden Gastes einen Hahn stellen, der sich in einem Käfige befand. Natürlich fingen alle Hähne zu gewohnter früher Zeit zu krähen an und weckten die über alle Maßen erstaunten Gäste. Der Zweck war erreicht und das Mittel hatte die allgemeinste Heiterkeit hervorgerufen.

Ein kostbares Probestück von orientalischem Luxus ist in der Londoner ägyptischen Halle vor seiner Absendung nach dem Bestimmungeorte für einige Tage ausgestellt. Es ist ein Kandelaber, welchen der Nizam von Dekan für seinen Palast in Sekunderabad bestellt hat. Vier entsprechende Kandelaber, je zu 3000 Pfd. St., und zwei prismatische Konkavspiegel zu je 2500 Pfd. St. hat er bereits empfangen. Das Gewicht des Kandelabers ist nicht weniger als 3 Tonnen, d. i. 60 Zentner, seine Höhe 22 Fuß, sein Durchmesser 10 Fuß und seine 20 Arme tragen 154 Lichter. Europäischen Begriffen von Schönheit würde es mehr entsprochen haben, wenn er allein aus Krystall ausgeführt wäre; dem orientalischen Geschmack aber war das zu einfach, und der Krystall mußte mit farbigem Glas abwechseln.

Geschichtskalender. 5. Februar 1487. Die Bayernherzoge Georg der Reiche von Landshut und Albrecht IV., der Weise, von München, geben auf dem Regensburger Kornmarkte ein prächtiges Turnier von dritthalbhundert Helmen zur Feier der Vermählung des Herzogs Albrecht IV. mit der kaiserlichen Prinzessin Kunigunde.

5. Februar 1818. Bernadotte besteigt als Karl XIV. den schwedischen Thron.

Redakteur: Gustav Meffert — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 32 Samstag, 6. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sollte man es glauben, daß der Elende Alles abläugnete! Liebe? Ehe versprochen? Unsinn! Ihre Einbildung war zu weit gegangen, davon war nie die Rede gewesen. Schließlich fordert er sie auf, Beweise beizubringen, daß jemals ein anderes als ein gewöhnliches Freundschaftverhältniß zwischen ihnen bestanden habe.

Sie vermochte es nicht, Sie hatte nicht eine Zeile von ihm in Händen, die den Beweis geliefert hätte, keinen Freund noch Verwandten, der es bezeugen konnte, daß er ihr jemals von Liebe geredet habe. Er war zu vorsichtig zu Werke gegangen. Ja! ihre eigenen Versicherungen ihrer Schwester Lydia gegenüber zeugten wider sie. Wer würde ihr nun Glauben schenken, wollte sie dieselben widerrufen. Nein Blanche fühlte, daß für sie Alles verloren sei.

Doch einen Versuch wollte sie wagen, den Versuch, ihre Schwester Alice zu retten. Ihren Augen waren waren plötzlich die Schuppen entfallen, sie sah diesen Mann in seiner wahren, hassenswerthen Gestalt. Aus einer Verbindung mit ihm konnte nur Unglück und Jammer entstehen und Alice sollte sie nicht eingehen.

Als Alles zur Ruhe gegangen war, schlich Blanche sich Abends in das Zimmer der Schwester Alice. Sie war noch nicht ausgekleidet und saß in einem Lehnstuhl am Feuer zum Zehntenmale einen von Francis Levisons Liebesbriefen überlesend.

„Alice," begann Blanche, „ich will Dir eine Geschichte erzählen. Willst Du mich anhören?"

„Gleich, gleich," erwiderte Alice, im Lesen fortfahrend, „ich bin bald zu Ende." Nach ein paar Minuten sah sie auf.

„Nun Blanche? Deine Geschichte?"

Blanche nickte. Sie sah ihre Schwester traurig an und erzählte dann in kurzen Worten ihren unseligen Roman. Alice horchte mit steigendem Interesse, wie Jahre um Jahre „jenes arme Mädchen", das Blanche recht gut kenne, gehofft und geglaubt habe, wie der Mann ihrer Liebe oft und lange abwesend gewesen, aber immer wieder zurückgekehrt sei und sie in dem Wahne gelassen habe, sie endlich als sein Weib heimzuführen, ja es ihr schließlich versprochen habe, nun nicht länger zögern zu wollen.

„Aber da," fuhr Blanche fort, „sah er plötzlich ein anderes Wesen, das ihm reizender schien, als die in Leid und Kummer verblühte Geliebte, die ihm ihre ganze Jugend geopfert hatte, und er begehrte dieß Mädchen zur Frau und wandte sich treulos von der Unglücklichen, an die er durch alle Bande der Ehre und Menschlichkeit geknüpft war; ja, er läugnete selbst jedes seiner früheren Worte und Versprechungen."

„Der Elende!" rief Alice aus. „Hat er das junge Mädchen geheirathet?"

„Noch nicht, aber er wird es in kürzester Frist. Würdest Du solch einen Mann ehelichen wollen, Alice?"

„Ich!" rief Alice entrüstet aus. „Welche Idee! Gewiß nicht!"

„Dieser Mann, Schwester, ist Francis Levison!"

Alice sprang in die Höhe und ihr Gesicht ward purpurroth.

„Wie kannst Du das sagen! Das ist nicht wahr! Wer war das Mädchen! Sie muß ihn verleumdet haben!"

„Einen solchen Schritt hat sie nicht gethan; das Mädchen war ich, Alice!"

Es entstand eine peinliche Pause.

„Ich wußte es," rief Alice, stolz den Kopf zurückwerfend, „er sagte mir, ich sollte mich auf so etwas von Dir gefaßt machen, daß Du Dir eingebildet habest, er sei in Dich verliebt und nun aufgebracht wärest, weil er mich gewählt hat."

Blanche wendete ihre überströmenden Augen der Schwester zu; sie konnte ihre Erschütterung nicht länger bergen.

„Alice, liebe Schwester," sagte sie schluchzend, „all mein Stolz ist gebrochen und vernichtet und alle mädchenhafte Zurückhaltung, die der Zunge Fesseln anlegt über die Irrthümer und Schwächen des Herzens, habe ich für Dich heute aufgegeben. So wahr ein Gott im Himmel über uns lebt, Alice, ich habe Dir die Wahrheit gesagt. Lange, ehe Du gekommen bist, war ich mit Francis Levison versprochen."

Eine unnatürliche, häßliche Scene folgte zwischen den beiden Schwestern. Blanche, durch Alicens weg-

werfenden Unglauben an ihre Worte aufgestachelt, zählte alle Unthaten Levison's auf, die sie wußte oder gehört hatte, sie schilderte in den lebhaftesten Farben sein schmähliches Verfahren gegen Lady Isabella Carlyle und wie er sie herzlos im Elend verlassen habe. Alice war heftiger Gemüthsart. Sie bestand darauf, Alles, was ihre Schwester betraf, für Unwahrheiten zu erklären und was die anderen Geschichten betreffe, meinte sie, gingen dieselben sie nichts weiter an; was war für sie sein vergangenes Leben?

Aber Alice Challoner glaubte in ihrem Innern an die Worte der Schwester; Blanche hatte ihre traurige Geschichte zu überzeugend erzählt.

Ihr Herz hing nicht, wie das der verlassenen Blanche, mit tausend Fäden an dem Mann, sie liebte ihn nicht. Aber sie war von der glänzenden Versorgung geblendet und wollte diese nicht aufgeben. Wenn es Blanche's Herz brach; je nun! war das ihre Schuld? Daß sie aber über die arme Schwester triumphirte, kalt und herzlos triumphirte! war das recht gethan? Doch, wir sagten es, wie wir säen, so müssen wir ernten. Sie ward Levison's Gattin, unbekümmert um das Schicksal der Verlassenen und ihr gebrochenes Herz. Und nun saß sie, Lady Levison, in London, und hatte in den drei Jahren ihrer Ehe mit Sir Francis vollauf Zeit gehabt, ihn hassen und verachten zu lernen. Ein kleiner Junge von zwei Jahren, das einzige Kind aus dieser Ehe, spielte neben seiner Mutter, die seiner nicht achtete; es mußten düst're Gedanken sein, die ihre Brauen so finster zusammenzogen.

Sir Francis trat mit gleichgültigem sorglosem Wesen ins Zimmer. Lady Levison schien aus ihren Träumen zu erwachen, aber der Ton, in dem sie zu ihrem Gatten zu reden anfing, war nichts weniger als freundlich.

„Ich brauche Geld, Sir Francis."

„Ich nicht minder, Mylady."

Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuße und sah hochfahrend auf.

„Und ich muß welches haben, ich muß, hören Sie? Ich sagte es Ihnen gestern. Denken Sie, daß man, ohne eine Sixpence in der Tasche, Tag um Tag so fortleben kann?"

„Meinen Sie wirklich dabei zu gewinnen, wenn Sie sich aufregen?" entgegnete der zärtliche Gatte phlegmatisch. „Ein Dutzendmal die Woche hindurch verlangen Sie Geld von mir, und ein Dutzendmal antworte ich Ihnen, daß ich keines auftreiben kann, daß ich selber keines habe. Sie könnte eben so gut Geld von dem Jungen da verlangen."

„Ich wollte, er wäre nie geboren! rief Lady Levison leidenschaftlich aus, „oder er hätte einen andern Vater."

Daß der bittere Ton und Inhalt der letzten Worte Sir Francis Blut in Wallung gebracht habe, bewies ein plötzlicher Farbenwechsel in seinen Zügen. Aber ein eintretender Diener hinderte ihn, zu antworten.

„Ich bitte um Verzeihung, Sir, aber der Mann, der Brown, will sich nicht abweisen lassen . . ."

„Ich kann, ich will ihn nicht sehen," schrie Levison zornig, zum äußersten Ende des Zimmers flüchtend, als hätte er aus Furcht alle Besonnenheit verloren.

Lady Levison lächelte verächtlich.

„Wir haben ihn endlich mit größter Mühe losbekommen," berichtete der Bediente weiter, „aber während des Streitens war die Thür offen geblieben, und Mr. Meredith hereingekommen, der wartete nun im Bibliothekzimmer und erklärte, daß er Sie, Mylord, sprechen müsse, ob Sie nun gesund oder krank seien."

Sir Francis verließ mit einem schlecht unterdrückten Fluche das Zimmer. Lady Levison nahm ihr Kind in die Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kaisers Vorreiter,

oder:

Ein kluger Knecht gefällt dem Könige wohl!

(Fortsetzung.)

Meine Eltern waren gestorben, schon ehe ich in Alexanders Dienste trat und da ich mir bereits vorher etwas erspart hatte, so kaufte ich mir hier das Gütchen, das mir gefiel und gerade feil war. Ich heirathete und der liebe Gott hat es mir immer wohl gehen lassen. Weil ich die Welt gesehen hatte, mit Leuten umzugehen wußte und auch etwas schreiben konnte, wurde ich später zum Richter gemacht und habe das Amt bald zwanzig Jahre verwaltet; als aber meine Frau vor etlichen Jahren starb, so habe ich mein Gut meinem mittelsten Sohne übergeben und lebe nun als alter Auszügler in einem Nebengebäude; übrigens bereue ich es nicht, daß ich damals in russische Dienste trat: ich habe doch so Manches gesehen und erlebt, was mir heute noch lieb ist, und ich konnte in den ersten Jahren nach meiner Rückkehr den Leuten nicht genug erzählen, denn es ist mir auf meinen Hin- und Herzügen doch mancherlei passirt. So fallen mir eben noch drei Geschichten ein, die ich Ihnen erzählen will, wenn Sie sie noch hören wollen."

Auf meine Versicherung, wie lieb das mir sein würde, und nach einer genommenen Erquickung fuhr der alte Bruckmann fort: „Es war kurz nach meinem Eintritte in des Kaisers Dienste und vor der Leipziger Schlacht, als ich mit meinen beiden Pferden durch ein Dorf ritt, weil der Kaiser mit anderen Pferden gefahren war und ich nachkommen sollte. Alle Thore und Läden in den Bauergütern waren geschlossen, das Dorf war rein ausgestorben, nur bei einem Gute, es war vielleicht das größte im Dorfe, standen die Thore

perrangelweit auf, davor eine Menge Kosackenpferde und an den Zäunen lange Piken angelehnt, drinnen in der Stube aber war ein Mordgeschrei. Ich dachte mir gleich, was hier los sein möchte, sprang von meinem Sattelpferde, band meine Gäule an eine Zaunplanke und eilte hinein. Da waren wohl an die Zwanzig von unsern Gardekosacken, die spielten dem Bauer, den sie umringt hatten, jämmerlich mit; auf dem Tische stand eine große Branntweinflasche, doch war sie bereits geleert und die Kerls verlangten mehr karscholke und hieben auf den armen Gutsbesitzer los, der doch keinen Branntwein weiter im Hause hatte. Da fuhr ich unter die Gesellschaft los, brüllte mit fürchterlicher Stimme auf russisch: Auf! der Kaiser kommt! und hieb mit meiner Knute tüchtig drunter hinein. Da sie nun an meiner Livre sahen, daß ich zu des Kaisers Leuten gehörte, fuhren sie Alle wie besessen zur Stube hinaus, auf ihre Pferde und wie der Wind davon, so daß ich in wenigen Augenblicken noch ganz allein mit dem armen Besitzer des Gutes in der Stube stand. Dieser war hoch erfreut, so plötzlich von diesen entsetzlichen Gästen befreit zu sein und seinen bereits tüchtig gebläuten Rücken in Sicherheit zu sehen; aber noch größer war seine Freude, als ich ihn deutsch anredete und auf sein Verwundern ihm sagte, daß ich sein Landsmann, ein Sachse, sei. Er wußte nun erst recht nicht, wie er seine Dankbarkeit ausdrücken sollte und holte endlich ganz oben von der Stubendecke aus einer heimlichen Spalte zwei Thaler hervor, die er dort versteckt hatte; diese wollte er mir aufdringen, doch ich nahm sie durchaus nicht an, versprach ihm aber, wenn ich wieder in die Gegend käme, ihn zu besuchen und eilte davon, damit ich noch zu rechter Zeit an meinem Platze wäre.

Ein zweiter Spaß begegnete mir in Basel. Dort wurde ich bei recht anständigen Bürgersleuten, bei einem Häfner, oder wie wir hier sprechen: einem Töpfer, der aber sein Geschäft im Großen betrieb, einquartiert und wohnte dort vier Tage. Nun hatte ich während meiner ganzen Dienstzeit bei den russischen Majestäten die Gewohnheit, mich ganz als Russen geltend zu machen und nur in außerordentlichen Fällen steckte ich meine deutsche Natur und Abkunft heraus. So geschah es auch hier; ich redete mit den Wirthsleuten die Zeit hindurch, während ich bei ihnen wohnte, nur russisch, was sie natürlich nicht verstanden, und da ich that, als verstände ich ihr Deutsch nicht, meist nur durch Zeichen. Dieß machte die Leute sicher, welche eine besondere Malice auf meinen guten Kaiser Alexander hatten und Abends, wo gewöhnlich noch mehrere anständige Männer zum Besuche hinkamen, da ging das Räsonniren auf den russischen Kaiser frank und frei auf's Schrecklichste los. So war das Ding drei Tage lang gegangen und da ich sah, daß es sonst gute Leute waren, die es mir sonst an nichts fehlen ließen, so hielt ich es doch endlich für meine Pflicht, sie zu warnen und vorsichtiger zu machen. Als sie darum am dritten Abende, es waren vielleicht fünf bis sechs Männer da, so wieder recht im Zuge waren, und mein guter Wirth war der schlimmste darunter, so stand ich in meiner Ecke, wo ich saß, auf, ging an ihren Tisch, stellte mich militärisch vor sie hin und sagte deutsch: „Meine Herren, wenn Sie auf meinen Kaiser oder sonst einen mächtigen Herrn, der noch dazu in Ihrer Stadt ist, räsonniren wollen, so machen Sie das hübsch allein und unter sich ab, es möchte Ihnen sonst einmal sehr schlecht bekommen!" Da fuhren die Männer alle vor Schrecken von ihren Stühlen auf, wunderten sich, daß ich so gut deutsch spräche, versicherten, sie hätten geglaubt, ich verstände es gar nicht und baten mich himmelhoch, sie nicht zu verrathen; am meisten aber waren mein Wirth und seine Familie bestürzt und flehten auf's Beweglichste, ihn nicht unglücklich zu machen. Nun benutzte ich die Gelegenheit, den Herren recht tüchtig den Text zu lesen. „Ich bin ein Sachse," sagte ich, „und Sachsen sind keine Verräther, darum haben Sie von mir nichts zu befürchten, aber ich bitte Sie um Ihretwillen, seien Sie künftig vorsichtig, zumal Sie den Mann, den Sie so grimmig hassen, gar nicht zu kennen scheinen und er es am allerwenigsten verdient!" Und nun hielt ich meinem guten Alexander eine Lobrede, daß die ganze Gesellschaft gerührt wurde. Man lobte meine Rechtlichkeit und bot mir Geld zum Geschenk an, ich schlug es aber rund ab; nur als die Töchter des Wirths, es waren zwei erwachsene hübsche Mädchen, sich erboten, mir meine Wäsche recht schnell in Stand zu setzen, so nahm ich das an; kurz, die Nacht und den Tag, wo ich noch dort im Quartiere lag, wußte man mir nicht genug Liebe und Aufmerksamkeit zu erweisen, und als ich endlich fortging, wurde ich noch mit Schinken, Wein und andern Lebensmitteln auf's Reichlichste versorgt und mußte versprechen, wenn ich wieder einmal nach Basel käme, sie ja zu besuchen und nirgends anders als bei ihnen Quartier zu nehmen, denn ich wäre ein Ehrenmann, den sie nie vergessen würden, sie hätten nun auch eine ganz andere Meinung vom Kaiser Alexander, der gewiß ein guter Herr sein müsse, da er solche brave Dienstleute hätte, und was dergleichen Schnack mehr war. Denn ob das Alles wahr war, weiß ich nicht; durch Basel bin ich zwar später noch einmal gekommen, konnte aber mein Versprechen nicht lösen, weil wir kein Nachtquartier dort machten, sondern bloß durchfuhren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wie die schleswig-holsteinische Angelegenheit auf ungewöhnliche Weise auch zu Privatzwecken ausgebeutet

Digitized by Google

wird, mag folgendes Geschichtchen beweisen. In einem Bezirke Oberbayerns, nahe dem Gebirge, trieb sich jüngst ein Bursche herum, welcher ein autographirtes Schreiben bei sich trug. Der Wortlaut dieses Schreibens ermächtigte ihn, im Namen und speziellen Auftrag des Königs Geldbeiträge zu sammeln, weil er (der König) entschlossen sei, für die Herzogthümer die Waffen in die Hand zu nehmen, dazu aber Geld brauche. Um diesem Auftrage wirksamer nachzukommen, erzählte der Bursche, daß der König seine Leute kennen lernen wolle, drum müßten alle diejenigen, welche nichts beisteuern, ihren Namen auf die andere Seite schreiben und diesen werde der König seine Ungnade merken lassen. Natürlich hütete sich jeder Bauer, sich mit dem Könige zu verfeinden, die fatale Seite blieb unbeschrieben und der Bursche schwindelte nach und nach eine Summe von einigen hundert Gulden zusammen. Aber er war auch großmüthig: er kaufte ein großes Faß Bier, welches er in Gnaden den Bauern überließ mit dem Bemerken, der König schicke ihnen dieses. Leider dauerte die Spitzbubenpoesie nicht lange, die Gendarmerie erfuhr den Handel und der Schwindler, ein beurlaubter Soldat, träumt nun im Militärgefängniß von den schönen Wintertagen, wo er des Königs Agent war und sieht seiner Verurtheilung wegen Betrugs entgegen.

Die Mode, welche jetzt mit jedem Jahre mehr zur Manie wird, Schauspieler nach dem Stücke herauszurufen, rührt aus dem Jahre 1777 her, wo am 20. Juli in der Comédie Italienne zu Paris „Les intrigues d'Arlequin" gegeben wurden. Das Publikum ward von dem neuen Schauspieler Dorsonville so entzückt, daß es ihn nach der Vorstellung noch einmal auf die Bühne zurückrief; er war der erste Künstler, dem solche Ehre widerfuhr.

Wie aus München mitgetheilt wird, wurden im Laufe der letzten Wochen nach und nach eine ganze Reihe von Weinkellern an der Sonnenstraße ausgeraubt. Bemerkenswerth ist der aristokratische Geschmack, den die Diebsbande dabei an den Tag legte, denn nur Champagner, Tokayer u. s. w. fanden vor ihren Augen Gnade. Tischwein u. dgl. blieben unberührt liegen.

Räthsel.

Es ringt in des Tages Gewühl
Im Kampfe des Lebens
Ein Jeder nach anderem Ziel,
Doch Mancher vergebens;
Mich suchen fast Alle, die Zukunft zeigt
Ob ich auch genüge, ob man mich erreicht!

Dem eifrigen Knaben, noch kaum
Entlaufen der Wiege,
Dem Jüngling als herrlicher Traum
Von künftigem Siege,
Dem Manne, so lange der Arbeit Lauf
Steig' ich als begeisternde Hoffnung auf!

Auf blutigem Felde der Schlacht,
In traulicher Liebe,
In der Wissenschaft tiefstem Schacht
Dem geistigen Triebe,
Dem Streiter für alles Edle zumal
Leucht' ich als Ersehntes, als Ideal!

Es jubelt die Lerche mich laut
Im Reiche der Lüfte,
Es kündet's das Blümlein so traut
Durch würzige Düfte;
Ins Gotteshaus wallet die Menge — vom Chor
Als rauschender Hymnus tön' ich empor!

Du findest mich wieder sodann
In des Marktes Halle.
Wo ein Jeglicher fragen kann,
Ob ich ihm gefalle,
Es gibt ja nichts unter dem Himmelszelt,
Was mich nicht habe, so spricht die Welt!

Wie stehe im Reize ich neu
Knüpfst Du mich an Ehren,
Wie werden mit lustigem Schrei
Mich Viele begehren; —
Bin auch ein unscheinbares heilend Kraut
Von des gütigen Schöpfers Hand gebaut!

Soll ich noch weiter Dich führen!
Hier setze ich Schranken,
Ich öffnet' genug der Thüren
Für Deine Gedanken;
Du mußt die Lösung ruhig ergründen,
Ich suche ja selbst, werd' ich sie finden?

Auflösung der Homonyme in Nro. 29:
Der Rechte. Die Rechte. Das Rechte.

Geschichtskalender. 6. Februar 1699. Joseph Ferdinand, Prinz von Bayern, Sohn des Kurfürsten Max Emanuel, vom König Karl II. von Spanien zum Erben der ganzen spanischen Monarchie, nach Philipps V. Testament und nach spanischem Erbfolgerecht, eingesetzt, stirbt, wo er Willens ist, sich nach Spanien zu begeben.

6. Februar 1779. Allianz-Traktat zwischen Frankreich und Nordamerika.

7. Februar 1807. Anfang der Schlacht bei Eilau. Die Russen hatten 12,000 Todte und 10,000 Verwundete.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 33 Montag, 8. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Oh, mein armer süßer Frank," jammerte sie, ihr Gesicht in den weichen Nacken des Kleinen bergend; „wie gerne würde ich den entsetzlichen Menschen verlassen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß er Dich zurückbehält."

Nun war es das große Geheimniß des Hauses, daß Sir Levison seit drei Tagen zu Tode erkrankt und sein Leben davon abhänge, in Ruhe gelassen zu werden. So lautete wenigstens der Bericht an Lord Headthelot oder besser an das betreffende Sekretariatsbureau, denn der berührte Chef selber war gerade abwesend; so meldete man auch allen Besuchen, die bei Sir Levison vorsprachen. Das Wahre an der Sache aber war, daß die ungeheuere Schuldenlast des edlen Baronets ruchbar geworden und er es nicht wagen durfte, sich zu zeigen, im Uebrigen jedoch so gesund und wohl war, als ich Dir, mein freundlicher Leser, zu sein wünsche.

„Meiner Seele! Levison," begann Mr. Meredith, der Einpeitscher des Ministeriums. „Was gibt's denn mit Ihnen? Sie sind ja frisch und munter."

„Es geht mir heute besser," hüstelte Levison.

„Gerade jetzt fällt Ihnen ein, unpäßlich zu sein! Bin ich nicht seit zwei Tagen viermal hier, in einer wahren Fieberaufregung und man sperrt mir die Thür jedesmal vor der Nase zu und man kann Sie nicht sprechen. Heute aber war ich entschlossen, mir den Eingang zu erstürmen und hätte ich das Haus in die Luft sprengen müssen. Nebenbei bemerkt, fällt mir ein, Sie zu fragen, ob Sie sich mit Mylady entzweit haben?"

„Entzweit," brummte Sir Francis finster.

„Mylady ist nämlich gestern gerade im Momente, wo ich von der Thür abgewiesen wurde, in den Wagen gestiegen und ich zog bei ihr sofort Erkundigungen nach Ihrem Befinden ein. Mylady's Antwort lautete jedoch dahin, daß sie weder von Sir Francis, noch von seinem Unwohlsein etwas wisse."

„Lady Levison hat oft wunderliche Grillen," meinte Sir Francis ärgerlich. „Aber sagen Sie mir, was gibt es denn aber jetzt so verzweifelt Dringendes zu thun? Headthelot ist doch abwesend und . . ."

„Hier, nichts, desto mehr anderswo. Attley's Sitz ist erledigt und zu haben."

„Nun?"

„Und Sie hätten seit drei oder vier Tagen schon fort und hinter der Sache her sein sollen. Sie müssen sich um den Sitz bewerben . . ."

„Es konvenirt mir nicht, West-Lynne zu vertreten."

„Warum denn nicht? West-Lynne ist der geeignetste Ort von Allen, deren Vertretung wir für Sie wünschen könnten. Es ist ganz nah' an Ihrer Besitzung."

„Nun, wenn Sie zehn Meilen nahe nennen wollen. Ich werde mich nicht um West-Lynne bewerben, Meredith."

„Headthelot ist heut Früh angekommen."

Levison war überrascht und fragte:

„Was bringt ihn zurück?"

„Ihre Angelegenheit. Ich sage Ihnen, Levison, das wird eine heiße Jagd geben. Er hat gedacht, daß sie zur Stunde längst schon in West-Lynne in voller Thätigkeit sein werden und ist wüthend, daß Sie noch hier sind. Jede Stimme, die wir im Hause mehr zählen, ist Goldes werth und jetzt wollen Sie sich West-Lynne durch die Finger schlüpfen lassen," sagte er. „Sie müssen augenblicklich abreisen, Levison."

„Nein, ich gehe nicht."

„Dann verlieren Sie Ihren Posten. Thornton bewirbt sich dann um West-Lynne und erhält Ihre Stelle bei Headthelot."

„Hat Headthelot Sie zu mir geschickt, um mir dieß mitzutheilen?"

„Freilich hat er es gethan; und er besteht darauf, glauben Sie mir, ich habe ihn nicht leicht ernsthafter gesehen."

Levison überlegte einige Augenblicke. Wäre ihm die Alternative gestellt worden, die Hölle selber zu vertreten, er hätte sie dem frommen West-Lynne vorgezogen. Aber Headthelot und den behaglichen Posten, den er im Vornhinein einnahm, zu verlieren, war so viel als gänzlicher Ruin für ihn, Schuldenarrest und Schimpf und Schande. Es war also nothwendig für ihn, seine bedrohte Stellung im Parlamente in Sicherheit zu brin-

Digitized by Google

gen, und er dachte nach, wie er es über sich bringen würde, dieses West-Lynne wieder zu betreten, und dessen Bekanntschaft wieder einmal zu machen.

„Ich begreife Ihre Weigerung, den Ort wieder zu sehen, der der Schauplatz jener bekannten Geschichte ist, in der Sie eine traurige Rolle gespielt," sagte Meredith. „Aber Privatrücksichten müssen öffentlichen Interessen weichen; das Beste ist, Sie gehen auf der Stelle dahin ab. Der edle Lord glaubt, Sie hätten den Sitz ohne alle Opposition davongetragen, wenn Sie gleich an Ort und Stelle gewesen wären. Jetzt wird es jedenfalls schon einen harten Kampf absetzen."

Sir Francis blickte ihn scharf an, und sagte:

„Einen Kampf absetzen! Wer soll aber die Wahlkosten bestreiten?

„Das ist schon unsere Sorge. Wissen Sie, wer sich bereits um den Ort bewirbt?"

„Nun?" erwiderte er ganz apathisch.

„Nun, so hören Sie, es ist Carlyle."

„Carlyle!" rief Francis betroffen. „Beim Himmel! gegen den kann ich nicht auftreten."

„Nun gut. Sie haben keine Wahl. Entweder unternehmen Sie es, wo nicht, so ist Thornton dazu da."

„Ihm gegenüber werde ich keine Chancen für mich haben. Wenn er als Kandidat auftritt, wird West-Lynne nicht für mich stimmen. Ich weiß überhaupt nicht, ob West-Lynne mich in irgend einem Falle wollen wird."

„Unsinn! Sie kennen doch die Verhältnisse. Die Regierung hat Attley protegirt, sie wird Sie protegiren. Jetzt entschließen Sie sich, Ja oder Nein, Levison."

„Ja . . ." war Levison's Antwort.

Nach einer Stunde war Levison fort. Auf dem Weg nach West-Lynne? Noch nicht. Er schlug eine andere Richtung ein, und begab sich ins Bureau des Staatssekretärs für das Innere. In weniger als dreißig Minuten langte ein Telegramm in West-Lynne an. Es war an den dortigen Polizeichef adressirt und trug die Bezeichnung „geheim," um es als amtlich zu bezeichnen.

Das Telegramm lautete:

„Ist Otway Bethel in West-Lynne? Wenn nicht, wo ist er? Und wann kehrt er dahin zurück?"

Die Antwort kam rasch zurück.

„Otway Bethel ist nicht in West-Lynne. Ist vermuthlich in Norwegen. Sein Reiseziel überhaupt unbestimmt."

Lady Levison vernahm die Nachricht von dem Reisezweck ihres Gatten mit unverhohlener Entrüstung.

„Wenn Sie noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe hätten, würden Sie sich eher eine Kugel durch den Kopf jagen, als dahin zu gehen, wohin Sie eben reisen wollen und dort zu unternehmen, was Sie vorhaben."

Zwietracht und Haß war zwischen den Gatten auf den höchsten Punkt gestiegen; Levison hatte seinem Weibe tausendfältig Grund und Ursache gegeben, ihn zu verachten, sonst hätte sie nicht so zu ihm gesprochen.

„Ich weiß, was Sie beabsichtigen," fuhr die ergrimmte Lady fort. „Eher sollten Sie vor Scham in die Erde sinken, als einem Mann sich gegenüber zu stellen, den Sie so schwer beleidigt haben. Sie haben eine schamlose, eherne Stirne, Sir Francis."

„Wahren Sie Ihre Zunge, Madame."

„Ich habe Monate lang geschwiegen, geschwiegen, weil Sie mein Gatte waren, obgleich ich fast den Verstand darüber verloren habe, daß Sie es sind. Ich werde nicht länger schweigen und Tag und Nacht bitte ich Gott, daß er mich einen Ausweg finden lasse, mich gesetzlich von Ihnen trennen zu können."

„Hätten Sie mich lieber der Blanche überlassen," spöttelte er, „Sie haben einen reinen Diebstahl an ihr begangen, daß Sie mich genommen haben. Sie wußten das damals recht gut."

Sie setzte sich, vor Zorn bebend nieder und strebte ruhig zu scheinen.

„Ueberlegen Sie es erst wohl, Sir Francis, ehe Sie Mr. Carlyle diesen neuen Schimpf zufügen," sagte sie ernst und feierlich.

„Was geht Sie dieser Carlyle an? Sie kennen ihn doch gar nicht."

„Ich kenne ihn dem Rufe nach als einen ehrenhaften, tadellosen Mann, den seine Freunde lieben und den die ganze Welt achtet. Wenn jemals zwei Männer einen grellen Gegensatz bildeten, so sind Sie es und Carlyle. Fragen Sie nur die Wittwe unseres Oheims, über Carlyle's Charakter."

„Wäre ein Anderer mein Gegner gewesen, ich hätte mich nicht viel um die Opposition bekümmert," sagte Levison höhnisch. „Der Gedanke, daß er es ist, spornt mich ganz besonders zum Kampf an; ich werde ihn besiegen."

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht der Besiegte werden," entgegnete Alice Levison, „nicht immer steht dem Bösen das Glück zur Seite."

„Wir wollen sehen," war die höhnische Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprachverhältnisse in Schleswig.

Obwohl die Frage über das Verhältniß der Elbherzogthümer zu Dänemark in ihrer gegenwärtigen Lage mit der Sprachfrage direkt nichts zu thun hat, sondern eine aus dem Erbfolgerechte und alten Verträgen hervorgehende, rein politische ist, so dürfte es doch bei den vielen ganz falschen oder halb wahren Angaben, welche über das Zahlenverhältniß der deutsch und dänisch redenden Bewohner Schleswigs von Freund und Feind

Digitized by Google

in in- und ausländischen Zeitungen verbreitet werden, am Platze sein, etwas genauer auf dieselben einzugehen.

Wenn auch die Schriftsteller über diesen Gegenstand nicht unerheblich von einander abweichen, so stellt sich, selbst wenn wir von Besitz und Intelligenz absehen, ein bedeutendes Uebergewicht der deutsch redenden Bevölkerung heraus. Das Verhältniß der Deutschgesinnten ist aber fast wie 10 zu 1.

Der bekannte Reisende Kohl rechnet in seinen „Bemerkungen über die deutsche und dänische Nationalität in Schleswig"

die ganze Bevölkerung Schleswigs zu	360,000	Seelen,
hierunter Deutschredende	210,000	„
Dänischredende	150,000	„

K. J. Clement, ein geborner Friese aus den Elbherzogthümern, gibt in einer Abhandlung „über die Sprachverhältnisse im Herzogthum Schleswig ꝛc." folgende Zahlen an:

deutsche Stadt- und Landbevölkerung	188,750	Seelen,
Friesen auf der Westseite	70,000	„
also Deutsche und Friesen	258,000	Seelen.

Die dänisch-redende Bevölkerung schlägt Clement auf nur 91,250 Seelen an unter einer Gesammtbevölkerung von 350,000 Seelen.

Die zuverlässigsten und ins Einzelne gehenden Berichte gibt jedoch Dr. H. N. A. Jensen in seinem „Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig" (Flensburg, 1840.) Nach ihm hatten damals von etwa 340,000 Schleswigern 208,000 schriftdeutsche Kirchen- und Schulsprache, und von diesen redeten etwa 27,000 friesisch, 120,000 niederdeutsch, 10,000 dänisch und 51,000 deutsch und dänisch gemischt. Die dänische Kirchen- und Schulsprache herrschte bei etwa 110,000 Einwohnern und bei 22,000 wurden die beiden Kirchensprachen abwechselnd gebraucht.

Man könnte diese Zahlenangaben als von Deutschen ausgehend für parteiisch halten, aber aus einer Denkschrift der dänischen Regierung: „Kurze Darstellung der offiziellen Ordnung der Sprachverhältnisse im Herzogthum Schleswig", welche von derselben im Jahre 1860 mehreren auswärtigen Höfen mitgetheilt wurde, ergibt sich im Ganzen dasselbe Resultat wie bei Jensen, trotzdem die Dänisirungsversuche zur Zeit der Abfassung der Denkschrift in höchster Blüthe standen. In letzterer heißt es wörtlich: „Vergleicht man die angegebenen Zahlenverhältnisse, so ergibt sich, daß das Deutsche im Verhältnisse zum Dänischen im Uebergewicht ist, indem der deutsche Distrikt circa 177,000 Einwohner, der dänische dagegen nur 135,000 Einwohner zählt. Wollte man den gemischten Distrikt gerade durchtheilen und jedem der ungemischten Distrikte 41,000 Einwohner hinzurechnen, so würden die beiden Distrikte resp. 218,000 und 176,000 Einwohner erhalten. Noch günstiger für das deutsche Element stellt sich das Verhältniß, wenn man nur die Städte ins Auge faßt.

Während nämlich die kleine Aeronsköbing mit circa 1700 Einwohnern die einzige rein dänische Stadt ist, gehören die Städte Burg, Friedrichstadt, Eckernförde, Garding, Tönning und Husum, so wie die Städte Schleswig und Flensburg, in denen nur resp. eine dänische Garnisonsgemeinde und eine sogenannte freie dänische Gemeinde vorhanden sind, dem rein deutschen Sprachgebiet an, und sind die übrigen vier Städte des Herzogthums Schleswig, Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Tondern, dem gemischten Distrikte zuzuweisen.

Das numerische Verhältniß der Deutschredenden ist also selbst nach dänischen Quellen ein bedeutend überwiegendes, das numerische Verhältniß der Deutschgesinnten ist aber noch ein bei weitem günstigeres.

Allein der Kardinalpunkt, um welchen sich augenblicklich die schleswig-holsteinische Frage für die europäischen Mächte dreht, ist gar nicht die Sprachfrage, sondern die Zusammengehörigkeit Schleswigs und Holsteins nach völkerrechtlichen, seit einem halben Jahrtausend bestehenden Verträgen, und des Heimfalls dieses Herzogthums nach der Erbfolge an die männliche oder weibliche Linie des Fürstenhauses. Heute noch ist die Frage eine rein rechtliche und politische, wird jedoch ein Vergleich beliebt, so kann sie morgen wieder zur Sprachfrage werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Dr. v. Hornthal †.] Ueber den am 26. Januar in Bamberg verstorbenen Notar Hofrath Dr. v. Hornthal schreibt man der „Allg. Ztg.": J. P. v. Hornthal, der einzige Sohn des 1833 zu Bamberg verstorbenen Oberjustizraths und Mitglieds der Kammer der Abgeordneten auf den Landtagen von 1819 und 1822, war auch seinerseits beim Landtag von 1837 ein durch Beredtsamkeit und umfassende Kenntnisse hervorragendes Mitglied der Kammer gewesen. Außerdem hatte er einen durch langjährige Praxis erworbenen wohlbegründeten Ruf als ausgezeichnet gewandter Sachwalter, juristischer und politischer Schriftsteller und bei Beginn seiner Laufbahn auch als Universitätsprofessor an der juristischen Fakultät zu Freiburg im Anfang der zwanziger Jahre, wo er damals zusammen mit v. Rotteck, Zell, Duttlinger und zuletzt auch noch Welker, zu dessen Berufung von Kiel dahin er eifrig beitrug, gewirkt hatte. Bis zu seinem Tode nahm er an allen Bestrebungen für das engere, wie für das weitere Vaterland, in der letzten Zeit noch an jenen des großdeutschen und des Schleswig-Holstein-Vereins seiner Vaterstadt thätigsten Antheil in Schrift und That.

Digitized by Google

In Paris fand am 28. v. Mts. in der Ecole des Beaux Arts eine Emeute statt. Die mit dem neuen Reglement unzufriedenen Schüler (dasselbe ist trotz zahlreicher Protestationen aufrecht erhalten worden) hatten sich in der Schule so zahlreich eingefunden, daß ein großer Theil keinen Zulaß finden konnte. Im Innern derselben fielen tumultuarische Szenen vor, und als Herr van Nieuwerkerke, Direktor der kaiserlichen Museen, der das neue Reglement unter seine Protektion genommen, es den Schülern vorgelesen, begleiteten ihn die jungen Leute bis zum Louvre, wo er seine Wohnung hat, indem sie ihn verhöhnten und alle möglichen Redensarten gegen ihn ausstießen. Die Polizei, die benachrichtigt worden war, intervenirte; es kam zu partiellen Kämpfen und ungefähr 30 Schüler wurden verhaftet. Die Aufregung darüber ist nicht unerheblich unter den jungen Leuten.

Aus Athen, 23. Jan., wird geschrieben: „Die Kälte und das Unwetter sind in den letzten Wochen im ganzen Lande so anhaltend und so stark gewesen, wie man sich derselben seit Jahren nicht erinnern kann. Dörfer sind beinahe durch den Schnee eingeweht, so daß die Regierung Hülfe schicken mußte; die wenigen öffentlichen Straßen sind durch Schnee verstopft und ungangbar, Menschen sind an verschiedenen Orten erfroren; die Viehzucht, besonders die der Schafe, ist zu Grunde gerichtet."

Aus Mexiko wird der „Allg. Ztg." gemeldet, daß im verflossenen Mai zu Monterey ein Mann, Namens Jose Maria Briseno, gestorben sei, der im Jahre 1701 geboren war, also das enorm hohe Alter von hundertzweiundsechzig Jahren erreicht hatte. Derselbe hatte 120 Jahre in seinem Geschäft gearbeitet, als ihn ein starker Rheumatismus eines großen Theils seiner Kräfte beraubte, so daß er die folgenden 20 Jahre nur leichten häuslichen Beschäftigungen obliegen konnte. Nach dieser Zeit verlor er den Gebrauch der Beine, so wie Gesicht und Gehör und lebte in diesem Zustande noch 22 Jahre.

Prof. Häusser in Heidelberg hat den 5jährigen Berliner Preis für das beste deutsche Geschichtswerk, der in 1000 Thlrn. Gold und einer goldenen Denkmünze auf den Vertrag von Verdun besteht, mit seiner bekannten vortrefflichen „Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen" davongetragen.

[Von „Papa Wrangel"], wie ihn die preußischen Soldaten nennen, behauptet die böse Welt, daß er über die deutschen Sprachgelehrten, Heise, Adelung, Heinsius und wie sie alle heißen, bei Weitem größere Siege erfochten habe, als über das trutzige Dänenvolk. Unter Anderm ist von ihm folgender ergötzliche Dialog aufbewahrt, den er vor Jahren mit einem preußischen Standesherrn hielt, dessen Tochter er gern als Hausfrau heimführen wollte. Er trat — damals noch schüchterner, als zur Zeit, wo die „Säbel haarscharf geschliffen" waren — zum Schwiegerpapa in spe und sagte: „Darf ich Ihnen wohl meinen Schwiegervater nennen?" — „Warum nicht, bester Freund", erwiderte huldreich der alte Herr, „ich wüßte übrigens gar nicht, daß Sie schon verheirathet sind?" — „Ach nein", stotterte der Verwüster der Deklinationen etwas befangen, „so ist's nicht gemeint — aber bitte, nennen Sie mir Ihren Schwiegersohn!" — „Recht gern", erwiderte noch huldreicher der Greis, „das ist der Rittmeister von X." — Nun ward's aber dem wackern Soldaten, der so tief ins Labyrinth der Casus hineingerathen war, ohne einen Ariadnefaden zu finden, zu arg, und er sagte kurzweg: „Geben Sie mich Ihre Tochter zur Frau!" — Das soll denn auch trotz des Accusativs im Dativ geschehen sein, und somit war klar ersichtlich, daß man auch ohne Grammatik Hymens Fackel entzünden kann.

Der greise Held Blücher befand sich in einer Abendgesellschaft von Prinzen und Generalen beim Punsche. Man unterhielt sich köstlich; unter Andern wurde beliebt: Es solle Jeder ein Räthsel aufgeben. Blücher bat ab. Allein die Prinzen setzten ihm zu, denn der alte Marschall „Vorwärts" war bekannt, daß er Herz und Mund am rechten Flecke hatte, deßwegen baten ihn Alle, um wieder einmal einen guten Gedanken von ihm zu hören. „Wohlan", sagte der Feldmarschall, „Wie fängt man's an, wenn man seinen eigenen Kopf küssen will?" Es trat eine Stille des Nachdenkens ein, die bald darauf durch die Worte unterbrochen wurde: „Da müsse man sich selbst im Spiegel küssen." „Dann küssen Sie den Spiegel", bemerkte Blücher, „ich aber meine den Kopf, der das, was wir thun wollen, überlegt, ausdenkt, dem wir dann folgen". Abermals Stille. „Nun, ich will Ihnen die Auflösung sagen." Alle baten darum. Da stand Blücher feierlich auf und trat zum Stuhle seines ehemaligen Chefs vom Generalstabe: Gneisenau und küßte diesen zärtlich auf den Mund. „Sehen Sie, meine Herren, so küsse ich meinen Kopf!" Dieser edle Zug, der allgemeine Rührung verbreitete, ehrt Blücher und Gneisenau, deren Andenken ohnehin in jedem braven Herzen unauslöschlich fest steht, auf gleich erhebende Weise.

Geschichtskalender. 8. Februar 1716. Franz Ludwig, Sohn Philipp Wilhelms, Kurfürsten in der Pfalz und zu Neuburg, wird Kurfürst von Trier.

8. Februar 1813. Die Russen besetzen Warschau. — Die York'schen Truppen ziehen in Pillau ein.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 34 Dienstag, 9. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die verunglückten blauen Augengläser.

Mr. Carlyle und Barbara saßen beim Frühstück, als zu ihrer nicht geringen Ueberraschung Mr. Dill hereintrat. Ihm auf dem Fuße folgte Richter Hare und unmittelbar nach ihm wieder Squire Pinner und endlich Oberst Bethel, der gewissermaßen die Arriergarde bildete. Alle vier kamen einzeln und schienen fast athemlos, so daß man glauben mußte, sie hätten ein Wettrennen untereinander veranstaltet, wer von ihnen am ehesten in dem Hause anlangen werde.

Mr. Carlyle konnte im ersten Augenblicke aus der Neuigkeit, die sie mitbrachten, gar nicht klug werden. Sie sprachen alle zu gleicher Zeit, und noch dazu in der größten Aufregung; und in der That würde des Richters heftige und wüthende Stimme allein hingereicht haben, jedes weitere Wort unverständlich zu machen.

Mr. Carlyle fing endlich einzelne Worte von der besprochenen Angelegenheit auf und sagte in seiner heiteren Gutmüthigkeit:

„Noch ein Zweiter. Opposition? Nun, er soll nur kommen. Wir wollen also die Befriedigung haben, zu erfahren, wer am Ende der Sieger bleibt."

„Aber, Mr. Carlyle, Sie wissen ja noch nicht, wer dieser zweite ist", schrie der alte Dill, „es ist . . ."

„Mit ihm sich in einen Kampf einlassen!" raste Richard Hare. „Er . . ."

„Dieser Kerl verdient ja gehängt zu werden," warf Oberst Bethel ein.

„Man könnte ihn auch ein bischen untertauchen?" setzte Squire Pinner hinzu.

Alle diese sonderbaren Vorschläge und Bemerkungen wurden zu gleicher Zeit vorgebracht. Keiner von den Sprechenden konnte zum Schweichen gebracht werden, bis sie endlich ermüdeten, wodurch der Lärm sich doch ein wenig legte.

Barbara blickte bald den einen, bald den andern der Gäste in Staunen und Verwunderung an.

„Und wer ist denn dieser furchtbare Gegner?" fragte Carlyle noch einmal.

Darauf entstand eine Pause. Jeder von den Gästen besaß zu viel Zartgefühl, um nicht vor den Gedanken zurückzuschrecken, den Namen dieses Mannes in Mr. Carlyle's Gegenwart auszusprechen.

Endlich entschloß sich der alte Dill, seinem Herrn die so lange zurückgehaltene Mittheilung zu machen und sprach mit bewegter Stimme:

„Mr. Archibald, der Kandidat, der auf dem Platze erschien — ist dieser Mensch — Levison."

Eine Scharlachröthe überzog plötzlich Mr. Carlyle's Stirne.

Barbara senkte ihr Haupt, aber ihre Augen sprühten zornentbrannte Blicke.

„Benjamin, der heute mit dem frühesten Morgen seinen Uebungsritt mit den Pferden durch die Stadt gemacht," stotterte der Richter, erzählte mir beim Nachhausekommen, daß an allen Straßenecken Plakate prangen, auf denen in großen Lettern zu lesen ist: „Hoch Levison! Stimmet für Sir Francis Levison!" Ich hätte ihn niederhauen mögen. „Es ist aber doch wahr, Herr, so wahr als ich ein sündiger Mensch bin," betheuerte er, „und einige Bekannte, mit denen ich darüber gesprochen habe, sagten mir, daß er gestern Abends hier angekommen sei. In der That, eine für einen ehrlichen Menschen und einen nüchternen Magen gar zu derbe Neuigkeit."

„Er kam mit dem letzten Train hier an," sagte Mr. Dill, „und ist beim Hirschen abgestiegen. Die Drucker müssen die ganze Nacht gearbeitet haben, um die Plakate fertig zu machen. Er hat auch einen Agenten oder so etwas dergleichen und einen Kerl, der sich ein Regierungsmitglied nennt, mitgebracht."

„Und dabei sich noch rühmen zu können, daß sie bereits gewonnenes Spiel haben, indem die Ansprache an die Wähler eine bloße Formalität sei," setzte Oberst Bethel hinzu, indem er mit seinem Stocke fürchterlich aufschlug, „der Mensch muß von Sinnen sein, hier als Kandidat aufzutreten."

„Es geschah absichtlich, um Mr. Carlyle zu beleidigen," sprach Squire Pinner mit seiner sanften Stimme.

Digitized by Google

„Sie meinen wohl, Squire, um uns alle zu beleidigen," besserte Oberst Bethel aus. „Ich glaube kaum, daß dieser Mann so glatt von hier abkömmt, als er angelangt."

„Ich denke wohl, Carlyle, daß Sie die Sache jetzt mit Eifer betreiben werden," donnerte der Richter.

Mr. Carlyle war ganz still.

„Wir werden uns doch wohl von dieser Bestie nicht abschrecken lassen," raste Oberst Bethel mit seiner Donnerstimme.

„Wir haben heute um zehn Uhr Zusammenkunft beim Hirschen," sagte Mr. Carlyle, auf die an ihn gestellten Fragen nicht unmittelbar antwortend. „Ich werde mich dort bei Euch einfinden."

„Sagten Sie nicht, daß er beim Hirschen wohne?" frug Squire Pinner.

„Ich habe nichts Dergleichen gehört."

„Daß er dort gewohnt hat," korrigirte Mr. Dill, „glaube aber, daß er jetzt schon ausgezogen. Ich habe nämlich den Wirth darüber zu Rede gestellt, und ihn gefragt, wo er denn hindenke, eine solche Personnage unter seinem Dach aufzunehmen, und was die Richter dazu sagen werden, darauf betheuerte er mir mit Thränen in den Augen, daß er den Charakter dieses Mannes nicht gekannt, und jetzt ihn auch keine Stunde länger in seinem Hause dulden werde."

Die Konversation nahm nur noch einen kurzen Verlauf, und die Gäste entfernten sich allmählig. Mr. Carlyle verzehrte ruhig sein Frühstück. Barbara näherte sich ihm.

„Archibald, Du wirst Dich doch nicht durch die freche Handlungsweise dieses Mannes, von Deinen Plänen abhalten lassen? Du wirst Dich doch wohl nicht zurückziehen?" lispelte sie.

„Ich glaube kaum, Barbara. Er hat sich mir in der unverschämtesten Weise auf den Hals geworfen, aber ich denke, das Beste wird wohl sein, mich so wenig um ihn zu kümmern, als um den Staub unter meinen Füßen."

„Recht so," antwortete Barbara, deren Wangen im Stolzgefühle erröthend, sich noch rosiger färbten.

Mr. Carlyle verfügte sich bald darauf nach West-Lynne, und überzeugte sich mit eigenen Augen von der wirklichen Existenz dieser Plakate; sie waren dicht neben seinen eigenen affichirt, trugen wirklich den Namen dieses niedrigen Schurken, der ihm die größte Beleidigung, die ein Mensch dem andern zufügen kann, angethan. Und es gehörte wirklich eine eiserne Stirne dazu, so etwas wagen zu können, wie es seine Frau laut ausgesprochen, und Mr. Carlyle es sich im Stillen gedacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kaisers Vorreiter,

oder:

Ein guter Knecht gefällt dem Könige wohl!

(Schluß.)

Das Dritte, was mir noch einfällt, ist eine Geschichte, wo es mir bald schlecht gegangen wäre, ich aber doch noch mit einem blauen Auge davon kam. Einen besondern Freund und Gönner hatte ich mir an des Kaisers Oberleibjäger, Peter Alexej, erworben und ich war oft mit ihm zusammen; es war auch ein prächtiger und gescheidter Mann und er stand ausgezeichnet gut bei'm Kaiser. Es war auf dem Kriegszuge nach Paris, mitten in Frankreich, als wir nach mehrtägigen tüchtigen Reisetouren in einer kleinen Stadt Nachtquartier machten, wo aber von den Gesinnungen der Leute dort gegen uns eben nicht viel Erfreuliches erzählt wurde. Darum wurden die kaiserlichen Equipagen alle in eine Reihe neben einander aufgefahren und die Gardekosacken bivouaquirten in einer geschlossenen dichten Kette darum. Ich wollte eben mit meinen Pferden in das uns zum Quartiere angewiesene, nicht weit davon liegende große Haus reiten, als Peter Alexej auf mich zugeritten kam und mich dringend bat, ich möchte doch diese Nacht mit ihm in seinem Quartiere schlafen. Er sei in einem einsamen Gartenhause einlogirt und da man hier den Leuten nicht trauen dürfe, so wäre es doch besser, wir Zweie wären beisammen; für meine Pferde solle schon Sorge getragen werden und morgen Früh wären wir all Beide zu rechter Zeit an unserm Platze. Ich wollte erst nicht recht dran, da es aber ein so guter Mann war und er mich gedauert hätte, wenn ihm etwas passirt wäre, so willigte ich endlich ein. Er rief nun sogleich einen Stallbedienten herbei, übergab ihm meine und sein eigenes Pferd und befahl ihm, dieselben pünktlichst zu besorgen, wir aber suchten das ihm angewiesene Quartier auf, das allerdings etwas abgelegen, aber sonst gar nicht übel war. Kaum daß wir ein paar Bissen gegessen hatten, so legten wir uns, denn wir waren todtmüde, zusammen in das große breite Bette, das in einem Gartensaale stand, und schliefen sogleich ein.

Meiner Meinung nach konnte ich kaum ein paar Minuten geschlafen haben, es war aber bereits Früh um zwei Uhr, als ich durch heftige Schläge auf meinen Rücken und einige unsanfte Stöße in's Gesicht geweckt wurde und als ich erschrocken aufspringe, sehe ich als den Urheber dieser freundlichen Liebkosungen einen Offizier vor dem Bette stehen, der furchtbar tobt und flucht, mein Freund aber war bereits außer dem Bette und schon im Ankleiden begriffen. Plötzlich war in der Nacht die Nachricht gekommen, daß die Feinde ganz in der Nähe seien, der Kaiser hatte Befehl zum Aufbruch gegeben, ich war nirgends zu finden gewesen, so

Digitized by Google

hatte man eiligst einem Stalldiener meine Pferde gegeben und Alles war bereits fort, nur den Offizier hatte der Kaiser mit einer Kibitke nach seinem Leibjäger abgeschickt, um diesen nachzuholen. Mir war nun nicht wohl zu Muthe; wie ein Wetter ging es in die Kleider, hinaus, wo der Wagen mit drei flüchtigen Pferden stand, ich stieg auf den Bock, Peter Alexej und der Offizier hinein und so ging es im Fluge dem Kaiser nach; demohngeachtet schien es den Herren im Wagen nicht schnell genug zu gehen und ich bekam von dem Offizier noch manchen Stoß in den Rücken. Auf Feldwegen und über Steine ging es vorwärts, daß oft alle vier Räder in der Luft hingen und ich hatte noch dazu die Angst im Leibe, wie es mir ergehen werde. Ich hatte bis dahin, so lange ich in des Kaisers Dienste war, keine Strips mehr bekommen, diesmal aber, dachte ich, wird Dein Rücken wohl blau werden, und die andern Stalleute, die deßhalb schon längst auf mich neidisch waren, werden sich recht freuen. Endlich bei Tagesanbruch erblickten wir die kaiserlichen Equipagen, die auch im scharfen Trabe vorwärts fuhren, mir aber kribbelte es schon auf dem Rücken; endlich holten wir sie ein und fanden sogleich bei den hintersten Equipagen das Pferd Peter Alexej's angehangen. Dieser bestieg es sofort, ich aber mußte mit dem Offizier bei dem ganzen Wagenzuge vorbei bis vorn an die Spitze, jeder aber der Vorreiter und Kutscher, bei denen wir vorbeirasselten, rief mir höhnisch als Gruß zu: Gottlieb! Strips! Nun mußte ich vornweg fahren, bis das erste Mal Halt gemacht wurde, da sah ich bei'm Absteigen meinen Peter Alexej bei'm Stallmeister stehen, ich warf meinem Freunde einen bittenden Blicke zu und mußte auch sogleich vor meinen Vorgesetzten hin. Schon fühlte ich die Knute auf meinem Rücken, doch Peter Alexej lachte über meinen krummen Buckel, und der Stallmeister fuhr mich nur tüchtig an und sagte mir, daß ich's dießmal nur dem Herrn Peter Alexej und weil ich sonst ein ordentlicher Kerl sei, verdanke, daß ich so durchkäme, wenn's aber wieder vorfiele, wolle er mich zu Tode knuten lassen. Ich dankte für die gnädige Strafe, ging zu meinen Pferden und nahm mir's auf's Heiligste vor, nie wieder eines Herren Schlafgeselle zu werden. — Nun aber, lieber Herr Pastor," schloß mein alter Bruckmann, „werden Sie meine Erzählungen wohl satt haben; es ist über den Geschichten auch schon spät Abend geworden und ich möchte wohl nach Hause. Fällt mir wieder einmal etwas ein, denn es wird Einem nach und nach die Memorie schwach, und es ist schon lange her, so will ich es Ihnen nacherzählen."

Ich dankte dem alten heitern Manne recht herzlich, und nahm sein Anerbieten an.

Die Vorgefechte bei Eckernförde und auf den Höhen vor Missunde am 2. Februar 1864.

Eckernförde, 2. Februar.

Folgender Bericht über das gestrige Gefecht ist den „Schleswig-Holsteinischen Blättern" von einem Augenzeugen zugegangen:

Ich kann Ihnen natürlich nur meine Erlebnisse während des heutigen Tages schildern, bin aber nicht im Stande, einen detaillirten und übersichtlichen Bericht über den ganzen Gang des Gefechtes zu geben. Ein starker Nebel machte jede Fernsicht unmöglich, und über die Ereignisse, welche seitwärts von den Punkten, wo ich mich befand, vorgingen, habe ich keine zuverlässigen Nachrichten erlangen können. Ich berichte nur, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen.

Heute Morgen um halb neun Uhr machte ich mich in Begleitung mehrerer Herren aus Kiel auf den Weg, um die Brigade Mannstein, die etwa eine Stunde früher den Ort verlassen hatte, einzuholen. Eben jenseits Eckernförde stießen wir auf zwei Kavallerieregimenter (Husaren und Ulanen), welche mit großer Mühe ihre nicht geschärften Pferde auf der spiegelglatten Chaussee vorwärts brachten. Es sah gefährlich aus, wenn hie und da einer der Reiter stürzte. Keiner verletzte sich jedoch erheblich.

An dem Punkte, wo der Weg nach Missunde von der Eckernförde-Schleswiger Chaussee abbiegt, war die Infanterie-Brigade konzentrirt. Es befanden sich dort Bataillone vom 15., 35. und 60. Regiment. Die Soldaten hatten auf einer großen Koppel ihre Gewehre in Pyramiden zusammengestellt, hatten mehrere Feuer angezündet, und suchten sich gegen die Kälte durch lustige Sprünge zu schützen. Es gewährte einen wahrhaft militärischen Anblick, als nun auch die Kavallerie auf die Koppel schwenkte und ihre Pferde, nachdem abgesessen, in langen Reihen aufstellte. Es war ein buntes, interessantes Durcheinander. Die Truppen waren in der besten Stimmung. Es wurde getanzt und gesungen und mancher gute und schlechte Witz gerissen. Auf eine Frage, wo sich Friedrich Karl befinde, hieß es: „wo sollt' er wohl sind! der ist immer ganz vorne, wenn's gilt".

Etwa um 11 Uhr (genau kann ich für meine Zeitangaben nicht einstehen) kamen mehrere Adjutanten herangesprengt, und überbrachten dem General von Mannstein den Befehl zum Vorrücken. Die Massen setzten sich in Bewegung. Voran der General, dann folgte ein kleines Häuflein Zivilisten, dann die Infanterie. Den Schluß bildeten die Ulanen und Husaren. „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest uns zum frühen Tod!" Es war ergreifend, den melancholischen Klang dieses alten Soldatenliedes in einem Augenblicke zu hören, wo voraussichtlich Mancher der frischen Bursche

Digitized by Google

die jetzt mit kräftiger Stimme sangen, dem frühen Tode geweiht war.'

Vorsichtig rückten wir vor. Ordonnanzen, den gespannten Karabiner in der Hand, kamen im gestreckten Galopp herangejagt und rapportirten über die Stellung der Dänen.

So marschirten wir durch das Kirchdorf Cosel hindurch. Hinter demselben wurde Halt gemacht. Wir ließen das Gros der Truppen zurück und schlossen uns einem Bataillon des 15. Infanterie-Regiments an, welches Ordre erhalten hatte, sich hinter den letzten Höhen vor Missunde aufzustellen. Schon vor Cosel hatten wir einige Kanonenschüsse gehört. Jetzt donnerte es häufiger. Die Kugeln schwirrten pfeifend durch die Luft und schlugen rechts und links vom Wege in die Erde hinein. Eine Vollkugel, welche dicht über unsern Köpfen weggegangen war, schlug in die Coseler Aue hinein und tanzte zischend auf der Wasserfläche.

Auf den Höhen dicht vor Missunde waren Pioniere beschäftigt, für die Artillerie den Weg zu ebnen und den Erdwall zu durchbrechen. Die Infanterie stellte sich in der Niederung zu beiden Seiten des Weges auf. Die Luft war rauh und kalt. Erst am Abend vorher waren die Truppen nach einem forcirten Marsche in Eckernförde eingerückt. Sie hatten keine Quartiere mehr erhalten können und hatten daher fast gar keine Ruhe gehabt. Nichts destoweniger waren sie von der besten Stimmung beseelt. Als die Kanonenschüsse der Dänen in immer kürzeren Zwischenräumen aufeinander folgten, hörte allerdings das Singen und Scherzen der Soldaten auf. Die Leute wurden immer ernster. Aber nirgends zeigte sich eine Spur von Aufgeregtheit oder gar Zaghaftigkei. Die Gemeinen traten an die Offiziere heran und erkundigten sich nach der Lage der Schanzen, nach der Stärke des Feindes, nach Tragfähigkeit der gezogenen Geschütze u. s. w. Mit der größten Bereitwilligkeit ertheilten die Offiziere Auskunft. Nach Verlauf einer guten Stunde hieß es endlich, die langerwartete Artillerie sei da. Eine endlose Reihe von Geschützen rasselte heran. Oberstlieutenant v. Hartmann (vom 60. Regiment) trat zu den Offizieren vom 15. Regiment und theilte denselben mit, er habe sich nahe an die dänischen Verschanzungen herangeschlichen und habe bemerkt, daß die vorderste derselben (wahrscheinlich der Brückenkopf von Missunde) mit 7 Geschützen armirt sei. Die Kanonade werde jetzt gleich beginnen. Die Füsiliere der Infanterie-Regimenter seien beordert, bis auf etwa 400 Schritt an die feindlichen Werke heranzuschleichen und die Bedienung der Geschütze aufs Korn zu nehmen. Möglicherweise werde es schließlich noch zu einem Bajonnetangriff kommen. Während er noch sprach, hatten schon einige preußische Batterien abgeprotzt und das Feuern eröffnet.

Die Infanterie zog nun etwas weiter westlich um die Höhen herum. Als sie sich, fertig zum Gefecht, in langen Linien aufgestellt hatte, kam ein Sergeant vom 1. Bataillon des 15. Regiments zu mir heran und fragte mich, ob ich sein Testament in Verwahrung nehmen wolle. Dasselbe war auf ein kleines Stück Papier geschrieben und enthielt neben Dispositionen über seine Habe und Güter die Bemerkung: „bitte meiner Schwester in Mühlhausen die Nachricht zu geben, daß ich am 2. Febr. bei Missunde als braver Soldat gefallen bin." „Sie werden sehen, ich komme nicht wieder", fügte er hinzu, als er mir das Papier überreichte. Ich rieth ihm, das Testament dem Bataillonsarzt zu geben, was denn auch geschah. Leider habe ich später nicht erfahren können, wie es dem wackern Sergeanten während des Gefechtes ergangen ist. Hoffentlich hat sich seine trübe Ahnung nicht erfüllt.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Liebesgabe für den kranken Dichter Mosen.] Man schreibt aus Oldenburg, 1. Febr.: Schiller's Tochter, Frau Emilie von Gleichen, welche im vergangenen Jahre so oft unseren Julius Mosen durch Zusendung von frischen Blumen und Kränzen erfreute, brachte auch jetzt den Frühling an das Krankenlager ihres verehrten Freundes. Sie schickte ihm einen kostbaren Fußteppich, von eigener Hand gearbeitet, auf welchem blühende Rosen und Veilchen auf dunklem Grunde in lieblichster, sinnreicher Weise miteinander verschlungen sind, und begleitete diese Liebesgabe mit nachstehenden Versen:

„Rosen sollen Dich begrüßen,
Auf des Lebens dunklem Grunde,
Duftend blühen Dir zu Füßen,
Dir erheitern trübe Stunde.
Auch des Veilchens süße Düfte
Auf der weißen, lichten Stelle
Zaubern Dir die Frühlingslüfte
An die winterliche Schwelle."

(Eingesandt.)

An den Verfasser des Räthsels in Nr. 32 der „Erheiterungen".

Des Räthsels Lösung ist ergründet,
Das in so warmen Bildern ward gebracht,
Dem Dichter sei der Dank verkündet,
Wenn er nur fortan solche Räthsel macht.
Der **Preis**, den er so schön besungen,
Gebührt ihm selbst, er ist errungen.

Geschichtskalender. 9. Februar 1801. Friede zu Luneville zwischen Oesterreich und Frankreich, letzterem das linke Rheinufer überlassend. Das Prinzip der Entschädigung ausgesprochen durch Säkularisation und Mediatisirung. Neue Länderverbindung des pfalz-bayerischen Hauses.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 35 Mittwoch, 10. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Archibald, hast Du die saubere Neuigkeit gehört?“ fragte Miß Corny, die wie ein Schiff mit vollen Segeln auf ihren Bruder losstürmte, um ihm ihre Meinung zu sagen. Ihre Wangen waren geröthet, ihre Augen blitzten, und ihre ohnehin schlanke Gestalt bäumte sich bis zu ihrer höchsten Höhe auf.

„Ich habe schon gehört Cornelia, und wenn ich es noch nicht gehört hätte, so würden mich diese Maueranschläge hier darüber verständigt haben.“

„Ist er nicht von Sinnen?“

„Ich denke, der Mann hat sich verrechnet,“ sagte Carlyle.

„Du wirst wohl jetzt den Kampf aufnehmen,“ sprach Cornelia mit strahlendem Gesichte. „So sehr ich früher dagegen war, so stehe ich jetzt nicht an, alle meine frühern Bedenken zurückzunehmen, und Dir zu erklären, daß ich Dich gar nicht als meinen Bruder anerkennen würde, wenn Du vor ihm das Feld räumen wolltest.“

„Das werde ich auch nicht thun.“

„Gut, Du gehst Deinen geraden Weg vorwärts, und läßt ihn seine Schleichwege verfolgen. Archibald, Du wirst doch jetzt hoffentlich die Wähler ansprechen, und förmlich kandidiren?“

„Nein,“ antwortete Mr. Carlyle, „ich werde auch ohne Ansprache an die Wähler durchdringen, Du wirst Dich überzeugen, Cornelia.“

„Wenn Du, mein gleichgültiger Bruder, nicht so weit herabsteigen willst, oder die Mühe scheust, es selbst zu thun, so würden sich noch genug Leute finden, die für Dich werben möchten. Ich selbst gebe tausend Pfund auf Bier für die Wähler her.“

„Behalte Deine tausend Pfund in Deiner Tasche,“ erwiderte Mr. Carlyle lachend.

„Ich habe nicht Lust, mich auf die Klage wegen Bestechung und Korruption von meinem Sitze vertreiben zu lassen, hier kommt Sir John Dobede angaloppirt, und sein Gesicht leuchtet so feuerroth, wie die glühende Sonne durch den Nebel.“

„Er hat vielleicht auch die Neuigkeit gehört. Ich kann Dir sagen, Archibald, West-Lynne ist in einer solch' aufgeregten Stimmung, wie es schon seit langer Zeit wohl nicht der Fall gewesen.“

Miß Carlyle hatte vollkommen Recht. In ganz West-Lynne herrschte nur eine Stimme der Erbitterung und Entrüstung.

Wie sich das Volk an Mr. Carlyle heranbrängte! Stadt und Land war auf den Beinen.

Aber auch die kleine, aber wohlorganisirte Partei der Regierung blieb nicht müßig, und wie auch das politische Glaubensbekenntniß des Einzelnen oder der Massen beschaffen war, so viel stand fest, daß sich auch für Sir Francis Levison viele Stimmen finden werden.

Barbara begleitete diesen Morgen ihren Gemahl bis ans äußerste Parkthor. Auf dem Rückwege begegnete sie der Gouvernante sammt den beiden Kindern, William sah ganz wohl aus, wie er es überhaupt an jedem Morgen war.

„Mama,“ rief Lucy aus, „wie erhitzt Du aussiehst! Du bist ja heute ganz geröthet.“

„Ich bin verdrießlich,“ antwortete Barbara, und mußte selbst über ihre Antwort lächeln.

„Warum bist Du verdrießlich?“

„Weil Jemand gekommen ist, der sich Deinem Papa in den Weg stellen will; ein zweiter Kandidat.“

„Hat er nicht das Recht dazu?“ frug William, „Papa sagte, das Feld stehe Jedem offen.“

„Es steht allerdings der ganzen Welt offen, nur nicht für ihn, der es zu betreten gewagt,“ antwortete Barbara von ihrem Zorngefühle überwältigt. „Er ist ein niedriger verächtlicher Mensch, einer, den die ganze Welt verachtet und verabscheut. Und dieser hatte die freche Stirne, sich Deinem Vater als Gegner aufzuwerfen!“

„Wie heißt dieser Mann, Mama?“

Barbara besann sich einige Zeit, dann aber mochte sie zur Ueberzeugung gelangt sein, daß die Kinder, wenn sie es auch nicht aus ihrem Munde erfahren, sie es doch gewiß von andern Leuten hören, und sagte daher:

„Es ist Sir Francis Levison.“

War es ein Schrei des Schmerzens, des Schreckens, oder der Ueberraschung, der plötzlich der Gouvernante sich entwand? Er klang vielleicht so, wie sich wirklich der Ausdruck aller dieser Gefühle in einen Ton konzentrirt.

Digitized by Google

Barbara wendete sich sogleich zu ihr; aber sie hatte ihr Haupt niedergesenkt, räusperte und hustete, während sie ihr todtenblasses Gesicht mit dem Sacktuch bedeckt hielt.

„Sind Sie unwohl?“ fragte Barbara freundlich.

Unwohl! O nein, ich danke Ihnen. Etwas, — etwas Staub ist mir in die Kehle gedrungen, und es reizt mich zum Husten.“

Mrs. Carlyle erwiderte Nichts darauf; sie war aber ganz verwundert darüber: denn der Ton, in welchem sie diese wenigen Worte gesprochen, war eben so unsicher, als ihre aschenbleichen Lippen heftig zitterten.

„Sollte sie vielleicht Francis Levison kennen?“ fragte sich Barbara. „Sollte sie die bloße Erwähnung seines Namens so erschüttert haben?“

Madame Vine war an diesem Tage beim Unterricht sehr zerstreut.

Einer der von dieser Angelegenheit am frühesten Kenntniß hatte, war Lord Mount-Severn. Er saß eines Abends in seinem Klub in London, über eine Abendzeitung brütend, als die Namen „Carlyle,“ „West-Lynne,“ seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er wußte, daß Mr. Carlyle die meisten Chancen habe, gewählt zu werden, und er selbst wünschte es aus dem Grunde seines Herzens. Kein Wunder daher, daß er die bezügliche Stelle mit besonderem Interesse und bis zu Ende las.

Er las diese Stelle noch einmal, und wieder einmal, rieb sich inzwischen die Augen, wischte die Brille, und am Ende befühlte und betastete er sich selbst, um sich zu überzeugen, ob er wache oder träume. Denn das zu glauben, was hier als Zeitungsnachricht gestanden, daß nämlich Sir Francis Levison als Gegenkandidat gegen Mr. Carlyle auftrete, und bereits in West-Lynne seine persönliche Bewerbung sehr eifrig betreibe, dieß zu glauben, zu dem konnte er sich unmöglich entschließen.

„Wissen Sie vielleicht etwas Genaues über diese infame Behauptung?“ frug er einen seiner intimen Freunde, „ja infam, in jedem Falle, ob die Nachricht wahr oder falsch ist.“

„Ja, es ist wahr, ich habe es erst vor einer Stunde gehört. Dieser Levison besitzt doch eine Unverschämheit.“

„Unverschämtheit,“ wiederholte der durch diese Nachricht tief erschütterte Graf. „Ich bitte, sprechen Sie nicht so davon. Dieser Hund verdient an den Galgen zu kommen.“

Das Zeitungsblatt weglegen, den Klub verlassen, und nach Hause gehen, war das Werk eines Augenblickes. Der Graf packte schnell die Reisetasche und machte sich hastig in Begleitung seines Sohnes auf die Reise nach West-Lynne. Lord Mount-Severn war fest entschlossen, seine Ansicht über diese Angelegenheit so viel als möglich offenkundig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Leo v. Klenze.

Die Familie des am 26. Januar d. J. in München verstorbenen Hofbau-Intendanten L. v. Klenze stammt aus dem Mecklenburgischen, von wo dieselbe in den Harz übersiedelte. Sein Vater lebte als Justizbeamter in Hildesheim, woselbst Leo am 29. Februar 1784 geboren ward. Vom Vater für die eigene Laufbahn bestimmt, bezog er im Jahre 1800 die Universität zu Berlin, wo er juristische Vorlesungen hörte, nebenbei aber die Bauakademie besuchte. Das Studium der Rechtswissenschaft harmonirte wenig mit des jungen Mannes Neigungen, welche sich mit aller Entschiedenheit der Baukunst zuwendeten und von nicht zu verkennenden Anlagen unterstützt wurden. Des Vaters strenger Sinn, der auf dieser Bahn kein Glück für den Sohn erblühen zu sehen meinte und ihn mit aller väterlichen Strenge davon abzubringen suchte, vermochte auf die Länge den Bitten und Vorstellungen des Sohnes nicht zu widerstehen, und der Tag, an welchem er diesem die erfolgte Einwilligung ertheilte, dem Studium der Rechte für immer den Rücken zu kehren, ward für den angehenden jungen Künstler zu einem wahren Festtage. Drei Jahre nach seinem Eintreffen durfte er endlich ganz der geliebten Kunst leben, und sofort beschloß er, die Welt zu sehen, und machte sich auf den Weg nach Frankreich. Was er aber dort sah, konnte ihn wenig befriedigen. Weder die Bauwerke der altdeutschen Geschmacksrichtung, noch jene der Renaissance in ihren verschiedenen Entwicklungsperioden machten in der Seele des jungen Mannes, der mit wahrhaft leidenschaftlicher Vorliebe der hellenischen Kunst zugewendet war, verwandte Saiten anklingen. Nach einem längern Aufenthalte in Frankreich und dessen Hauptstadt ging Klenze über den Kanal, um in England seine Studien fortzusetzen. Was aber von Frankreich gesagt worden, muß in noch weit höherem Maße von England gelten, und so zog es den Künstler mit ungeschwächter Kraft nach dem gelobten Lande der Kunst und der Künstler, nach Italien, dessen Schönheiten seine empfängliche Seele mit Begeisterung einsog. Fäden, die vielleicht schon bis zum ersten Pariser Aufenthalte zurückreichen, wurden nach der Rückkehr in die Heimath wieder aufgenommen, und das Jahr 1808 fand Klenze in einem Alter von 24 Jahren als Hofarchitekt des Königs Hieronymus von Westphalen, der ihn im Jahre 1810 zum Hofbaudirektor beförderte. Als des immer lustigen Königs Hieronymus Herrschaft über Nacht in Trümmer ging, beschloß Klenze nach Wien zu gehen und berührte auf der Reise dahin auch München. Hier entschied sich sein Schicksal, indem ihm das Glück zu Theil wurde, dem damaligen Kronprinzen Ludwig vorgestellt zu werden. Durch Vermittlung des kunstsinnigen Fürsten ward er im Jahre 1814 schon

Digitized by Google

nach München berufen, und damit hatte er den Boden gewonnen, auf welchem sich der Ruhm seines Genius aufbauen konnte. Der Kronprinz Ludwig war der Erste, der Klenze mit einem größeren monumentalen Bau betraute, mit dem der in den Jahren 1816 bis 1830 hergestellten Glyptothek. Schon im Jahre 1817 nahm Klenze den Palast des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in Angriff, in welchem er dem Geschmacke der Renaissance zu folgen angewiesen war und dessen allgemeine Anordnung einigermaßen an den Palast Farnese in Rom erinnert. Drei Jahre später folgte der Bau der k. Reitschule im römischen Palast-Style. Im Jahre 1822 erbaute Klenze den Bazar, sich an den venetianischen Baustyl anlehnend. Dazwischen fallen die ersten Restaurationsarbeiten am Dom zu Speyer und der Grabmäler der Kaiser Rudolph von Habsburg und Adolf von Nassau dortselbst. Mit dem im Jahre 1824 begonnenen und in sechs Jahren vollendeten Kriegsministerium griff der Künstler in den florentinischen Baustyl hinüber. Die Vollendung der Pinakothek nahm den Zeitraum von 1826 bis 1840 in Anspruch, wovon jedoch die letzten vier Jahre auf die Decken- und Wandgemälde in den Loggien treffen. Klenze nahm sich bei diesem überaus imposanten Gebäude wohl im Allgemeinen den Styl römischer Paläste zum Vorbild, hielt sich jedoch keineswegs streng nachahmend an die gegebenen Formen, sondern unternahm es, dieselben in freier selbstständiger Weise zu reproduziren. Im nämlichen Jahre (1826) legte König Ludwig den Grundstein zum Königsbau, zur Allerheiligen-Hofkapelle und zum Odeon, indem er mit der Ausführung aller drei Bauten Klenze betraute. Beim Königsbau war ihm der Palast Pitti in Florenz, bei der Allerheiligen-Hofkapelle wenigstens für das Innere jenes der St. Rochus-Kapelle zu Palermo und die St. Markus-Kirche in Venedig als Vorbild gegeben, das Odeon endlich mußte äußerlich als Pendant des herzoglich Leuchtenberg'schen Palastes erscheinen. In der Allerheiligen-Hofkapelle ward zum romanischen Rundbogenstyl der italienischen Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts zurückgegriffen. Das von Klenze im Jahre 1830 vollendete Palais des Herzogs Maximilian in Bayern zeigt den römischen Renaissance-Styl. Im Jahre 1832 begann der Meister den Saalbau der k. Residenz gegenüber dem Hofgarten. Er schließt die Gesammtmasse der dieselbe bildenden Gebäude gegen Norden und Osten ab und ist im Style römischer Renaissance durchgeführt. Der Bau dauerte zehn Jahre. Das Hauptgewicht der etwa 900 Fuß langen Fronte liegt in dem aus der Mitte weit hervortretenden reichen und mit aller Pracht, welche wir an Palladios-Palästen bewundern, ausgestatteten Portalbau mit seiner doppelten Arkaden-Halle. Eine bedeutendere Façade dürfte kaum ein moderner Bau der Welt aufzuweisen haben. Das Jahr 1834 führte Klenze nach dem Ziele seiner höchsten Wünsche, nach Hellas, dessen eben errichteten Königsthron ein Wittelsbacher bestiegen hatte. Klenze's Aufgabe dortselbst war, einen Plan, wonach das neue Athen gebaut werden sollte, theils zu prüfen, theils, wo es ihm nöthig schien, umzuarbeiten. Zugleich ward ihm die Fürsorge für die alten Bauten, insbesondere die Akropolis, übertragen. Ein von ihm hergestellter Entwurf für die k. Residenz in Athen mußte aus finanziellen Gründen unausgeführt bleiben. Das Jahr 1835 sah den Monopteros im englischen Garten und die nördliche Fronte des k. Postgebäudes entstehen. An beiden wendete Klenze zum Erstenmale die Polychromie an, ohne dabei sonderlichen Beifall zu finden. Klenze's Ruf hatte sich längst weit über die Gränzen Bayern's und Deutschland's verbreitet. Als ein furchtbarer Brand den kaiserlichen Winterpalast in St. Petersburg zerstörte, war es Klenze, den Kaiser Nikolaus nach der Hauptstadt an der Newa berief und dem er den Bau des neuen Winterpalastes und der großen Isaakskirche übertrug. Klenze's in den Jahren 1843 bis 1851 erbaute Ruhmeshalle gehört zu dem Schönsten, was dieser geniale Architekt je geschaffen, und ist unter diesem Schönsten unzweifelhaft das Edelste und am reinsten Durchgeführte. Die Flügelform des grandiosen Gebäudes, dessen offene Halle von 48 dorischen Säulen getragen wird, erhöht die Wirkung in bedeutendem Maße. Man hat viel davon gesprochen, daß Klenze, als ihm König Ludwig den Bau der Walhalla übertrug, hiefür griechische Formen wählte, statt des dem Grundgedanken des Werkes angeblich angemesseneren deutschen Styles, und vergaß dabei ganz, daß der sogenannte gothische Baustyl jener altheidnischen Anschauungsweise um keinen Schritt näher lag. Doch ist jene Kontroverse längst vergessen, und wer zwischen Straubing und Regensburg die Donau hinan- oder hinabfährt, Der schaut, überwältigt von der Größe des königl. Gedankens, hinan zu dem stolzen Tempel deutschen Ruhmes und deutscher Größe, der sich dort in idealisch schönen Formen erhebt. Noch war die Walhalla nicht vollendet, als im Jahre 1846 König Ludwig beschloß, den schönen Königsplatz in München durch ein Stadtthor zu vervollständigen, dessen ornamentalen Schmuck die Geschichte der Erhebung Griechenlands in den Zwanziger Jahren geben sollte. Klenze ging hiebei von dem Gedanken des Thores als Vertheidigungsmoment aus und gab dem Baue deßhalb zwei Thürme mit einem dazwischen liegenden Haupteingange, für das er die dorische Ordnung wählte. Klenze's künstlerische Thätigkeit fand in der kolossalen Befreiungshalle bei Kelheim einen seines Genius würdigen Abschluß. Klenze's Leben war wie reich an Werken, so auch reich an Glück und Ehren. Von seinen Fürsten geschätzt, hatte er ihnen für manche Auszeichnung zu danken. König Ludwig ernannte ihn im Jahre 1826 zum geheimen Oberbaurath, 1830 zum Vorstand der obersten Baubehörde, 1831 zum wirklichen geheimen Rath, k. Kämmerer und Hofbau-Intendanten und erhob ihn 1833 sammt seinen

Digitized by Google

ehelichen Nachkommen in den Adelsstand des Königreiches.

Mannigfaltigkeiten.

[De Meza.] Der gegenwärtige Oberbefehlshaber der dänischen Armee, Christian Julius de Meza (er ist kein Adeliger), stammt von einer alten portugiesischen Judenfamilie her, die sich vor hundert Jahren in Kopenhagen niederließ und seit 80 Jahren zum Christenthum übergetreten ist. Er ist am 14. Januar in das 73. Jahr eingetreten. Großvater und Vater waren Aerzte in Helsingör, wo er auch geboren ist. Während des englischen Angriffs (1807) diente er bei der Artillerie, nahm aber, da er sich viel mit Sprachen beschäftigt hatte, bald Abschied aus dem aktiven Dienst und blieb bis 1842 als Lehrer bei der Artillerieschule und später bei der Militär-Akademie. Da trat er wieder in Dienst und wurde 1848 Kommandeur der Feldartillerie, stand bei Bau, Schleswig, Nübbel, Düppel und war in allen damaligen Gefechten, wurde Oberst und Brigadechef und übernahm Mitte 1849 den Befehl auf der Insel Alsen, wo er 15,000 Mann kommandirte. Er betheiligte sich dann am blutigen Kampfe bei Fridericia (6. Juli), wurde darauf Generalmajor und Neujahr 1850 Chef der ganzen Artillerie-Brigade. Darauf erkrankte er und konnte nach dem Waffenstillstande kein Kommando übernehmen, schloß sich aber doch dem General Krogh an und suchte nach Kräften mitzuwirken. Er wurde dann General-Inspektor der Artillerie, kommandirender General in Schleswig und Jütland, Generallieutenant und im vorigen Jahre Kommandeur des ersten General-Kommando's in Kopenhagen, bis er zu Weihnachten das Kommando für den bevorstehenden Krieg erhalten hat. Man schreibt ihm große Kaltblütigkeit und viel Vertrauen auf sein Glück zu.

Auch in der kgl. Veterinärschule in München werden umfassende Untersuchungen über Trichinen angestellt. Mit diesen Würmern, welche in krankem Schweinefleisch von Dresden hergeschickt wurden, fütterte man Kaninchen, an denen man täglich die Lebens- und Fortpflanzungsweise der Trichinen beobachtete. Dr. Probstmaier fertigte vorzügliche Präparate, welche in übersichtlicher Weise die Natur dieser neuen unangenehmen Bekanntschaft demonstriren. Den Feind kennt man nun zur Genüge, doch nicht die Mittel, ihn, wenn er sich eingenistet hat, zu vertreiben.

[Jagdgeschichte]. Aus Amönau, bei Wetter in Kurhessen, wird der „Hess. Morgenztg." das traurige Ende eines biederen Reinecke also erzählt: „In der Nacht vom 9. auf den 10. Januar, zwischen 12 und 1 Uhr, gab's plötzlich auf der Hausflur der Wittwe Kraft hierselbst ein so merkwürdiges Geschrei, daß die Frau erwachte, aus dem Bette sprang und ohne vorher ein Licht anzuzünden, vor die Stubenthüre eilte. Hier sah sie etwas Weißes, das sie alsbald für ihre Gans, welche sich gegen ein anderes Thier wehrte, erkannte. Die Wittwe greift rasch zu, um die Streitenden zu trennen; sie erwischte jedoch nicht die Gans, sondern den Feind derselben, einen — Fuchs, den sie am Schwanz in die Stube zieht. Dort läßt derselbe einen Augenblick die Beute los, beißt die Frau, packt dann wieder die Gans und springt in den Hintergrund der Stube. Die Alte ruft nun um Hilfe. Bald erscheinen mehrere Nachbarn, welche mit Stöcken bewaffnet, das Zimmer besetzen, Licht anzünden und den, hinter dem alten Kachelofen versteckten, von ein paar Hunden, trotz heftiger Gegenwehr hervorgezerrten Meister Reinecke erlegen."

Räthsel.

Du magst mit die, Du magst mit das mich gatten,
Stets bin dem Reich der Gegenwart ich fremd.
Mit die gehör ich in das Land der Schatten,
Mit das bin ich ein Alp, der oft den matten,
Gequälten Geist gar wundersam beklemmt.

Mit die, obgleich schon längst in Staub zerfallen,
Hab' ich noch hohe Geltung in der Welt,
Mit das vermein ich in den dunklen Hallen
Der Zukunft zu erspähen, was uns Allen
Der Vorsicht Wille liebend vorenthält.

Werd ich mit die Dir Sporn zu edlem Streben,
So sei Dein Stolz auf mich Dir unverwehrt,
Und trete je mit das ich in Dein Leben,
So sei es nur, um Dir vorauszugeben
Das Glück, die Freude, die Dein Herz begehrt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 32: Preis.

Geschichtskalender. 10. Februar 1342. Ludwig, der Brandenburger, Herzog in Oberbayern, vermählt sich mit Margaretha, genannt Maultasch, Herzog Heinrichs von Kärnthen Tochter und Erbin von Tirol.

10. Februar 1567 wird H. St. Darnley, Gemahl der schottischen Königin Maria Stuart, ermordet.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 36 Donnerstag, 11. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Frühlingsmorgen, nachdem das Frühstück eingenommen, begab sich Lady Isabella mit den Kindern auf einen ihrer gewöhnlichen Spaziergänge. Sie hatten sich aber kaum noch von der Hauswiese entfernt, als sie zwei Herren, oder richtiger gesagt, einen Herrn und einen schlank aufgeschossenen jungen Mann, die Allee entlang auf sie zukommend, bemerkten. Lady Isabella glaubte vor Schreck zusammensinken zu müssen. Denn sie stand auf einmal vor Lord Mount-Severn.

Der Graf blieb stehen, grüßte die Kinder und seinen Hut lüftend, wendete er sich auch mit einem Gruß an die unbekannte Dame.

„Das ist meine Gouvernante, Madame Vine," sagte Lucy.

Madame Vine machte eine stille Verbeugung, wendete sich aber rasch ab, um wieder athmen zu können.

„Ist der Papa zu Hause, Lucy?" fragte der Graf.

„Ja, ich glaube er ist noch beim Frühstück. Ach, wie froh bin ich, daß Sie gekommen."

Lord Mount-Severn ging voraus, den kleinen William, der sich ihm so eifrig angeboten, ihn zum Papa zu führen, an der Hand führend, während der junge Lord Vane über Lucy herfiel und sie herzhaft abküßte. Ein Paar Sommer noch und unsere junge Lady würde kaum ihr Rosenmündchen mit einer solchen Bereitwilligkeit hinreichen.

„Du bist ein allerliebstes Mädchen geworden, Lucy. Hast Du unsern Vertrag vergessen?"

„Nein," antwortete sie lachend.

„Und wirst Du ihn auch nicht vergessen?"

„Nein, nimmer," antwortete das Kind, ihr schönes Köpfchen schüttelnd. „Du wirst Dich davon überzeugen."

„Lucy wird meine Frau werden," sagte er, zu Madame Vine sich wendend. „Es ist ein zwischen uns abgemachtes Geschäft. Ich werde warten, bis sie größer und älter werden wird, denn ich habe sonst Niemanden in der ganzen Welt so lieb, wie meine Lucy."

„Und ich habe auch ihn so lieb," sagte Miß Lucy. „Ja, es ist Alles wahr."

Lucy war noch ein Kind, man konnte fast sagen, in der zartesten Kindheit, und der Viscount war auch noch nicht in dem Alter, in welchem man auf ein solches Geständniß irgend einen Werth legen konnte, dessen ungeachtet durchzitterten diese Worte jeden Nerv der daneben stehenden Gouvernante. Sie sprach, dachte und fühlte in diesem Momente nicht wie Madame Vine, sondern wie die unglückliche Mutter, wie die hartgeprüfte Lady Isabella gesprochen und gefühlt haben würde.

„Sie müssen mit Lucy nicht so sprechen, das wird niemals geschehen können."

Lord Vane lachte.

„Und warum denn nicht?" fragte er.

„Weil es ihr Vater und ihre Mutter nicht zugeben werden."

„Was den Vater betrifft, so wird er es ganz gewiß. Ich bin überzeugt, daß er einwilligt, er hat Lucy auch sehr lieb. Was aber die Mutter anlangt, so wird sie schon nachgeben. Lucy, geh ein Bischen auf die Seite, ich habe der Madame Vine etwas mitzutheilen."

„Hat Carlyle diesen Kerl niedergeschossen?" fuhr er fort, als Lucy weggehüpft war. „Mein Vater ist, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, so eigensinnig und beharrlich, daß er sich vorgenommen, diesen Namen gar nicht über seine Lippen zu bringen, und daher, als wir hier anlangten, weder selbst nach ihm sich erkundigen, noch zugeben wollte, daß ich es statt seiner thue, und ich lechze ordentlich nach diesen Nachrichten."

Sie würde ihn vielleicht gefragt haben, was für ein Kerl er meine, allein sie ahnte schon, wem dieser Titel gelte und die Worte erstarben auf ihren zögernden Lippen.

„Diese Bestie, Levison," rief der junge Lord energisch. „Wenn Carlyle ihm den Leib mit Schüssen siebartig durchlöchern und dann ihn so lange mit Füßen treten würde, bis er den letzten Seufzer ausgestoßen, so wäre dieses eine Behandlung wie er es verdient, und die Welt würde Carlyle noch dafür dankbar sein. Ach, schade, daß ich nicht um einige Jahre älter bin, ich würde auf ihn gezielt und ihn sicher bis ins Herz getroffen haben. Haben Sie auch Lady Isabella gekannt?"

Digitized by Google

„Ja, — nein, — ja.“ Sie war verlegen und wußte kaum mehr, als sie gesprochen.

„Sie war Lucy's Mutter, Sie wissen ja, und ich hatte sie so lieb. Ich glaube auch, daß ich nur deßhalb Lucy so lieb habe, denn sie ist ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Wo haben Sie sie kennen gelernt? Hier?“

„Ich kannte sie blos vom Hörensagen,“ murmelte Lady Isabella, wieder zur Besinnung kommend.

„Ach — Hörensagen! — hat Carlyle diese Bestie schon niedergestreckt, oder ist er noch immer auf den Beinen? Bei Jupiter! wie hat der Kerl sich in West-Lynne einzuschleichen verstanden.“

„Sie müssen sich anderswo Auskunft verschaffen,“ antwortete sie endlich. „Ich weiß nichts von all diesen Dingen.“

Sie wendete sich von ihm mit pochendem Herzen hinweg, nahm Lucy bei der Hand und entfernte sich; während Lord Vane mit Blitzesschnelle dem Schlosse zueilte.

Und nun begann der Kampf, das heißt die Wahlbewerbung, in allem Ernst. Sir Francis Levison, sein Agent und noch ein Freund aus London, der irrthümlich als ein schweres Regierungsgeschütz ausgegeben wurde, in der That aber sonst nichts war, als des Baronets alter Schulkamerad, mit Namen Drake, schlichen in der Stadt herum, wie die Hunde mit abgesengten Schwänzen, den üblen Geruch, in dem sie stehen, wohl kennend, sich immer seitwärts schleppen und verkriechen.

Ihr ganzer Anhang bestand aus einigen zerlumpten jungen Leuten und Frauen, die in ihrem nichts weniger als glänzenden Aufzug eine etwas komische Arrieregarde bildeten, während die andere Partei eine feste Phalanx bildete, in welcher der Grafschaftsadel, die Gentry, die Magistrate reichlich vertreten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht bei Missunde.

(Schluß des nach den „Schleswig-Holsteinischen Blättern“ in Nr. 34 mitgetheilten Berichts eines Augenzeugen.)

Eckernförde, 7. Februar.

Nachdem wir geraume Zeit der eigenthümlichen Musik der Kugeln gelauscht hatten, begaben wir uns wieder auf die Landstraße, wo Pferde und Geschütze sich drängten, und jeden Augenblick eine Stockung eintrat. Während wir uns mit mehreren Artilleristen unterhielten, welche über die unvermeidliche Zögerung ungeduldig waren, stürzte wenige Schritte von uns entfernt ein Unteroffizier (sein Name war Lerm), von einer Musketenkugel durchs Herz getroffen, lautlos zu Boden. Wahrscheinlich hatten sich, begünstigt durch den undurchdringlichen Nebel, der noch immer die Gegend bedeckte, einige dänische Tirailleurs von der Ornumer Mühle her an die Landstraße herangeschlichen. Mehrere preußische Jäger machten sich sofort auf den Weg, um diesen hinterlistigen Burschen das Handwerk zu legen. Mit vieler Mühe wanden wir uns zwischen den immer noch nachrückenden Batterien hindurch. Etwas weiter südlich hielten in einer Niederung die rothen Husaren, schmucke Leute auf schmucken Pferden. Die Offiziere hatten sich auf eine Anhöhe begeben, um von dort den Gang des Gefechtes zu beobachten. Durch den dicken Nebel hindurch konnte man aber nur das Blitzen der Geschütze sehen.

In Cosel, wohin wir endlich gelangten, war rasch ein Feldlazareth im Schulhause eingerichtet worden. Die äußerst zweckmäßig konstruirten Krankenwagen brachten fortwährend Schwerverwundete dorthin. Unter den erstern befand sich der Oberstlieutenant François vom 15. Regiment, mit dem ich noch beim Beginn des Gefechtes mich unterhalten hatte. Ihm war das Kinn zerschossen worden. Der Kirchhof, welcher sehr hoch liegt, war ganz mit Zivilisten bedeckt, die viele Meilen weit hergekommen waren, um sich den Kampf in Gemüthsruhe zu betrachten. Nachdem ich im Wirthshause, wo ein tolles Gedränge von Husaren, Ulanen, Artilleristen und Jägern herrschte, mir glücklich aber mit vieler Anstrengung Frühstück in Gestalt eines Stückes Schwarzbrod und eines Kümmels erobert hatte, begab ich mich wieder auf den Marsch gegen Missunde. Der Nebel hatte sich etwas verzogen. Dafür fiel aber ein feiner, prickelnder Regen, der eben so unangenehm wirkte. Etwa 1000 Schritt hinter Cosel lag ein gefallener Artillerist am Wege. Eine verirrte Kanonenkugel hatte ihn niedergestreckt. Je näher ich dem eigentlichen Schauplatze des Gefechtes kam, desto häufiger begegneten mir Tragbahren mit Todten und Verwundeten. Einem Artillerie-Offizier war durch eine Kartätschenkugel das halbe Gesicht weggerissen worden. Der Anblick der Leiche war entsetzlich. Auch ein Offizier von den rothen Husaren wurde vorbeigetragen (es war ein Graf v. d. Röben oder Gröben, wie mir gesagt wurde). Ein Schuß durch den Unterleib hatte ihn getödtet. Ich ging eine Anhöhe hinauf, von der ich, bei dem fortwährenden Regen allerdings nur in undeutlichen Umrissen, die dänischen Schanzen erkennen konnte. Ein Artillerie-Offizier, dessen Batterie auf dem Wege hielt, gesellte sich zu mir. Er entfernte sich jedoch bald wieder, um zu seinen Leuten zurückzukehren. Während er fortging, platzte eine Kartätschenkugel zu seinen Füßen und bespritzte ihn von oben bis unten mit Erde. Vergeblich bemühte er sich, sein Gesicht zu reinigen. Er sah aus wie ein Mohr, als er unter dem fröhlichen Lachen seiner Leute zu der Batterie zurückkehrte. Ich hielt es jetzt auch für räthlicher, ihm zu folgen.

Etwas weiter zurück auf einem hohen Knick sah ich Mr. Oliphant, den bekannten Berichterstatter der „Daily

Digitized by Google

News", und einige andere Korrespondenten stehen. Zu diesen Herren verfügte ich mich. Auch von dort konnte man den Kampf beobachten. Wir sahen jetzt die Infanterie sich rasch gegen die dänischen Schanzen vorwärts bewegen. Wir glaubten ihre Signalhörner und ihr Hurrah zu hören. Mit der größten Spannung folgten wir ihren Bewegungen. Plötzlich schwiegen die preußischen Geschütze. Aber auf der dänischen Schanze blitzte es an mehreren Punkten hell auf. Die Infanteriemassen bewegten sich zurück. Nur für wenige Augenblicke jedoch. Dann ging es wieder vorwärts. Wir sahen noch einmal die dänischen Geschütze blitzen, und dann entschwand die Infanterie unseren Blicken. Sie hatte sich wahrscheinlich wieder in die Niederungen zurückgezogen. Noch einige Male donnerten die preußischen Geschütze. Dann hörten wir zum Aufprotzen blasen. Die Batterien kamen im Schritt zurück. Auch wir gingen jetzt langsam auf Cosel zu.

Auf einem Kreuzwege vor dem Dorfe hielt Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe. Er grüßte die vorübergehenden Truppen, und rief die einzelnen Offiziere mit Namen. In Cosel selbst formirten sich die Regimenter wieder. Ich traf dort einige meiner Bekannten vom 15. Regiment. Dieselben waren wacker im Feuer gewesen und hatten große Verluste zu beklagen. Ein Lieutenant erzählte, daß beim Vorgehen gegen die Schanzen sein Zug allein 16 Mann verloren habe. Auch das 60. Regiment mußte nach den Angaben der Leute, die ich sprach, außerordentlich gelitten haben. Die Mannschaften waren bei alledem guter Dinge. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die Haltung des preußischen Militärs während des ganzen Tages musterhaft war. Offiziere wie Gemeine benahmen sich mit der Kaltblütigkeit und Sicherheit von alten kriegsgewohnten Soldaten. Sie waren dabei höflich und zuvorkommend gegen uns Zivilisten und zeigten keinen Augenblick irgend eine Spur von Frivolität oder Rohheit. Ebenso fiel mir das gute kameradschaftliche Verhältniß der Offiziere und Soldaten zu einander auf. Diesen überaus günstigen Eindruck machten die preußischen Truppen auf Alle, welche sie heute sahen.

Wissen und Können.

Wär' noch so viel Dir auch beschеert
Vom Wissen, gern' will ich Dir's gönnen —
Wohl hat das Wissen hohen Werth,
Doch Deinen Werth gibt Dir Dein Können!

Ja, plünderst Du auch frisch und dreist
Den Weisheitsbaum an allen Zweigen,
Nur, was Du schufst aus eig'nem Geist,
Ist wahrhaft ewiglich Dein eigen.

Die Geistesarmuth streut herum,
Voll Dünkel, ihres Wissens Krumen;
Sie prahlt mit dem Herbarium
Von fremden, trock'nen Geistesblumen!

Doch wem vom Schicksal Schöpferkraft
Und inn'rer Schaffensdrang gegeben,
Dem dient nur alle Wissenschaft
Als Lebenstrank für eignes Streben!

Er spiegelt nicht wie blanker Stein
Nur ab der Sonne leuchtend Sprühen,
Verwandelt wird's in seinem Sein
Zu frischem Grün und duft'gem Blühen. —

Wär' noch so viel Dir auch beschеert
Von Wissen, gern will ich Dir's gönnen.
Wohl hat das Wissen hohen Werth,
Doch Deinen Werth gibt Dir Dein Können!

Mannigfaltigkeiten.

[FML. v. Gablenz], dessen Name in den Berichten vom Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein oft genannt wird, ist ein Sohn des aus den Befreiungskriege bekannten sächsischen Generals gleichen Namens und trat 1816 in die österreichische Armee ein. 1821 machte er den Zug nach Neapel, 1848 war er zunächst im Stabe des Feldmarschalls Radetzky bei Custozza, Verona und Mailand, trat später aber als Stabschef zu dem in Ungarn gesondert operirenden Korps des damaligen Generals und späteren Feldmarschalls Schlick über, wo er sich bei allen Gelegenheiten jener blutigen und hartnäckigen Kämpfe der beiden ungarischen Feldzüge von 1848 und 1849, namentlich in den Schlachten bei Kaschau, Kapolna, Komorn, Acz und Arad auszeichnete. Die Eroberung von 10 dem Feinde in erstgenannter Schlacht entrissenen Geschützen bewirkte er durch einen eben so geschickt geführten, als klug berechneten Angriff mit zwei dem Schlick'schen Korps zugetheilten Kürassier-Regimentern. Ueberhaupt erlitt dieses Korps von allen österreichischen Heeresabtheilungen allein während des ganzen, zum Theil so unglücklichen ungarischen Feldzugs keine Niederlage, und es wurde ein guter, wo nicht der Haupttheil des Verdienstes hieran dem trefflichen Stabschef des Generals Schlick, dem Major und bald Obersten v. Gablenz, zugeschrieben, 1859 bei Magenta zeichnete sich dieser mittlerweile zum General aufgerückte tüchtige Offizier von Neuem aus, und seine Abtheilung war es, von welcher vor der Eisenbahnbrücke dort dem Feinde das einzige von den Oesterreichern an diesem schlimmen Tage erbeutete gezogene Geschütz entrissen wurde. Tapfer, aber unglücklich focht der General endlich bei Solferino. Der Ruf

Digitized by Google

als einer der befähigtsten österreichischen Heerführer wird ihm in der gesammten österreichischen Armee zugestanden.

[Nach Konstantinopel und Athen.] Die interessante gesellschaftliche Vergnügensreise von Wien nach Konstantinopel und Athen, welche der Redakteur der Wiener Zeitung, k. k. Rath Dr. Leopold Schweitzer, und Franz Tuvora zu Ostern übernehmen, ist vollkommen gesichert, indem sich Theilnehmer jetzt schon in hinlänglicher Zahl gemeldet haben. Die Damenplätze sind bereits bis auf zwei vergriffen. Das Ministerium hat für die Reisegesellschaft einen offenen, an alle Gesandtschaften und Konsulate gerichteten Schutzbrief ausfertigen lassen; zwei Mitglieder der kaiserlichen Familie haben an einen Arzt und einen Künstler, welche sich der Gesellschaft anschließen, Reisestipendien verliehen, und auch zwei Handelskammern senden auf gemeinschaftliche Kosten einen Handels-Eleven mit, damit derselbe den Orient aus eigener Anschauung kennen lerne und seine Erfahrungen für den Handelsverkehr nutzbringend mache. Die Reise wird Samstag den 26. März um 2 Uhr Nachmittags angetreten, und verläßt zur selben Stunde auch das regelmäßig verkehrende Postschiff des Lloyd den Triester Hafen, so zwar, daß beide Schiffe bis Konstantinopel gegenseitig in Sicht verbleiben.

[Statistik der Stenographie.] Nach dem Stenographen-Kalender von Zeibig (Dresden) gibt es gegenwärtig auf den fünf Erdtheilen 10,310 Gabelsberger'sche Stenographen. Davon kommen auf Oesterreich 1935, auf Preußen 952, Bayern 2194, Sachsen 2063 u. s. w. Gepflegt wird die Stenographie in 202 Vereinen, die in Summa 4788 Mitglieder zählen; die übrigen Stenographen gehören keinem Vereine an.

Bei einer Volkszählung im Staate Massachusetts figuriren unter der Rubrik „Stand oder Gewerbe" folgende Bezeichnungen: Allerweltskerl (Jack of all Trades) 5; Geizhälse 2; Philanthropen 2; praktische Christen 1; alles, was Geld abwirft, 2; Dichter 1; Herrscher 1; Wilde aus Borneo 2; Handwerker a. D. 1; Bummler und Skandalmacher (Loafers) 8; nichts, eine große Menge.

In dem ein Stündchen von Zerbst gelegenen Dorfe Bonitz hat sich der interessante Fall ereignet, daß eine Frau von zwei Knaben entbunden wurde, von welchen der eine den 31. Dezember 1863, der andere den 1. Januar 1864 das Licht der Welt erblickte. Der eine Zwillingsbruder muß also ein Jahr früher als der andre in den Militärdienst eintreten und vielfache Verwicklungen können außerdem in juristischen Angelegenheiten vorkommen.

In Kalifornien hat man, nach der Angabe des „Courrier des Etats Unis", eine Pyramide entdeckt, die den ägyptischen Pyramiden ganz ähnlich ist, nur sind die Verhältnisse derselben weit weniger großartig. Die Antiquare vermuthen, daß sie irgend einem Pharao des Landes als Grab gedient haben möge. Sie war ganz leer.

Die in London bestehende königliche Gesellschaft zur Rettung von Menschenleben aus Feuersgefahr hat jetzt ein Netz von 84 Stationen über London ausgespannt, bei deren jeder die ganze Nacht hindurch ein Chef vereilt, der eintretenden Falles binnen wenigen Minuten mit Mannschaften und Rettungs-Apparaten in jedem beliebigen Theile seines Distrikts zur Hülfe bereit ist. Während des verflossenen Jahres waren die Mannschaften der Gesellschaft bei 673 nächtlichen Bränden in Thätigkeit — diese Zahl wird nicht um ein Dutzend hinter der gesammten Anzahl nächtlicher Feuer in der Hauptstadt zurückbleiben — und unter Leitung der Chefs wurden 74 Menschen gerettet, welche ohne diese Hülfe dem gewissen Verbrennungstode anheimgegeben waren.

Die berühmten „Gänse des Capitols" hatten ihrer Zeit die Geistesgegenwart, im richtigen Moment zu schnattern. Die Esel von Chatanooga thaten mehr; sie vereitelten eine Ueberrumpelung und schlugen den Feind in die Flucht. Die amerikanische Kriegsgeschichte wird diese tapfere That der Nachwelt überliefern. Vor dem Lager des unionistischen Generals Hooker befand sich ein Artilleriepark und noch weiter vorgeschoben, ein umschlossener Raum von 300 aufgeschirrten Mauleseln. Die Konföderirten unternahmen einen Ueberfall auf das Lager. Auf die ersten Schüsse wurden die Thiere unruhig; sie erschracken und entsetzten sich. Eins derselben sucht durch die Pallisaden zu entkommen und durchbricht sie; alle anderen folgen. Der Zufall wirft sie in direkter Linie auf den Feind. In der Dunkelheit der Nacht bildet dieser sich ein, von einer größern Cavalleriemasse chargirt zu werden und macht Kehrt, flieht, so lange es die Beine erlauben, läßt die ganze Bagage hinter sich, und außerdem 1600 ganz neue Flinten.

Geschichtskalender. 11. Februar 1761. Schlacht bei Kassel, Herzog Ferdinand treibt die Franzosen aus den Quartieren.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 37 Freitag, 12. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Zuweilen erschien auch Mr. Carlyle Arm in Arm mit Lord Mount-Severn in ihrer Mitte; wenn es der Zufall wollte, daß die sich feindlich gegenüber stehenden Gruppen begegnen sollten, da verschwand der tapfere Sir Francis Levison entweder in der Hausflur oder hinter einer benachbarten Hecke.

Trotz seiner „eisernen Stirne" konnte er doch nicht den Blicken Carlyle's und der ihn umgebenden Jury Stand halten.

Eines Nachmittags beliebte es Mrs. Carlyle, Lucy sammt ihrer Gouvernante zu einem Spaziergang nach West-Lynne aufzufordern. Sie sollte einige Einkäufe besorgen. Lady Isabella entsetzte sich schon bei dem Gedanken, in dem Orte zu erscheinen, wo sich dieser Mann zur Zeit aufhielt. Aber sie konnte sich nicht helfen und ein Unwohlsein vorzuschützen, war nicht denkbar. Auch konnte sie nicht ganz einfach sagen: „Ich habe keine Lust zu gehen." Das ginge schon gar nicht, denn sie war sich ihrer abhängigen Stellung wohl bewußt. Es blieb ihr also nichts anders übrig, als sich dem ausgesprochenen Willen Mrs. Carlyle's zu fügen.

Sie traten ihren Spaziergang an, und als sie an Mr. Hare's Haus vorüber kamen, trat gerade Miß Cornelia aus dem Thore heraus und auf sie zu.

„Ihre Mama ist unwohl, Barbara."

„Nicht wohl," schrie Barbara mit ängstlicher Stimme. „Ich muß hineingehen und sie sehen."

„Sie hatte wieder einen jener lächerlichen Träume," fuhr Miß Carlyle fort, ohne die Gegenwart der Gouvernante und Lucy's zu beachten. „Ich habe es gleich beim Eintreten an ihrem Aussehen bemerkt, jede Fiber an ihr zitterte und sie warf solche stiere Blicke um sich, als sehe sie sich von lauter Gespenstern umgeben. Nachdem sie mir angesehen, daß ich ihren Zustand ganz richtig beurtheilte, gestand sie mir auch Alles ein. Sie läßt sich's nicht ausreden, daß Richard in irgend einer Gefahr gewesen, oder sein wird, so martert und quält sie sich noch jetzt mit diesem peinlichen Gedanken, obwohl ich ihr ausdrücklich sagte, daß Leute, die an Träume glauben, für's Narrenhaus reif wären."

Barbara war ganz entmuthigt. Sie glaubte noch weniger als Miß Cornelia an Träume, aber sie konnte sich doch nicht verhehlen, daß nach mehreren solchen Träumen Richard wirklich mit Gefahren zu kämpfen hatte.

„Ich muß hinein gehen und sie sehen," sagte sie hastig, „wenn Sie nach Hause gehen, Cornelia, so kann Madame Vine mit Ihnen gehen und mich dort erwarten."

„Laß mich mit Dir gehen, Mama," sprach Lucy bittend.

Barbara griff mechanisch nach Lucy's ausgestreckter Hand.

Das Thor schloß sich hinter ihnen und Miß Carlyle und Lady Isabella verfolgten die Richtung nach der Stadt. Sie hatten kaum eine kleine Strecke zurückgelegt, und in eine kleine Ecke eingebogen, als ein ihnen heftig entgegenwehender Wind sich in Isabella's Schleier verfing und ihn auch davontrug.

Isabella in ihrer Hast, wo möglich den Schleier zu erhaschen, fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum, und gerieth unglückseliger Weise dadurch in eine etwas unsanfte Berührung mit ihrer verhängnißvollen Brille. Die blauen Augengläser fielen auf den Boden und lagen zerschlagen zu ihren Füßen.

„Wie haben Sie das angestellt?" rief Miß Cornelia erstaunt aus.

Ja, in der That wie?

Lady Isabella heftete ihre Blicke auf den Boden, auf die Stelle, wo die Trümer ihres Talismanes lagen. Was sollte sie jetzt thun? Der Schleier war drüben über der Hecke, die blauen Augengläser zerbrochen, wie konnte sie es wagen, ihr unbeschattetes Gesicht zu zeigen? Das Gesicht war zufällig damals noch so rosig, wie einst in ihren glücklichen Tagen, ihre Augen hatten noch ihren früheren magischen Zauber.

Miß Carlyle begegnete diesen ausdrucksvollen Blicken und starrte in Verwunderung und Ueberraschung vor sich hin.

„Gerechter Gott im Himmel!" murmelte sie, „welch' eine auffallende Aehnlichkeit."

Lady Isabella fühlte, wie ihr Herz zusammenbrach und schwach zu werden drohte. Und sie hatte in der

Digitized by Google

That auch Ursache, so ängstlich befangen zu sein. Denn das Sprüchwort sagt: „Ein Unglück kommt selten allein," sollte sich leider auch hier bewähren.

In einer Entfernung von kaum einigen Schritten kam ein Mann auf sie zu. Es war Sir Francis Levison.

Würde er sie erkennen?

(Fortsetzung folgt.)

Der Uebergang der Preußen über die Schlei.

Arnis, 6. Febr., Vormittags 10½ Uhr.

So eben ist die Schiffbrücke vollendet und der Prinz Friedrich Karl mit dem Stabe an der Spitze des 3. Husaren-Regiments zur Verfolgung der Dänen aufgebrochen, nachdem bereits in den frühesten Morgenstunden die Avantgarde auf Kähnen übergesetzt war und in Wagen hinter dem flüchtigen Feind her war. Donnerstag Abend erfolgten die Befehle zum Aufbruch des Prinzen am andern Morgen. Zugleich wurden die Brigade Röder (12. Inf.-Brigade, 4. brandenburgische Inf.-Reg. Nr. 24 und 8. brandenburgische Inf.-Reg. Nr. 64) und die Avantgarde nebst allen von Eckernförde bis Missunde und rechts ab lagernden Truppen in Bewegung gesetzt und gegen die zwei Punkte hin dirigirt, auf welchen der Prinz beschlossen hatte, den Uebergang über die Schlei zu forziren, um so dem Feinde in den Rücken zu fallen und ihn von Flensburg und der Insel abzuschneiden. Daß hierdurch die ganze wichtige dänische Stellung an den Dannewerken unhaltbar wurde, wird bei dem Anblick der Karte klar. Um so mehr erwartete man einen gleich heftigen Widerstand an der ganzen Schlei, wie bei dem versuchsweisen Stoß auf Missunde am Donnerstag. Schon in der Frühe am Freitage gingen ein Pontontrain, Infanterie und Artillerie voraus; um 8½ Uhr brach das Hauptquartier, der Prinz zu Pferde voran, bei einem heftigen Schneegestöber, das während des ganzen mühseligen Marsches auf den engen Wegen zwischen den hohen Hecken quer durch ganz Schwansen fortdauerte. Um 1½ Uhr traf die Spitze endlich in Karlsburg, einem Jagdschloß des Herzogs Karl von Glücksburg, des Bruders des Königs von Dänemark, etwa 1500 Schritt vom Ufer der hier etwa 380 Schritt breiten Schlei, schräg über Arnis, ein. Die dort befindliche Fähre war von den Dänen abgebrochen worden, das jenseitige Ufer wurde durch zwei mit Kanonen besetzte Schanzen vertheidigt. Gegen Abend, als der Prinz Albrecht und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eintrafen, sah man noch neues Geschütz in dieselben einführen, da der Anmarsch der Truppen sicher schon vorher bemerkt worden war. Jedermann erwartete ein sehr scharfes und blutiges Gefecht und zunächst jeden Augenblick bis in die Nacht ein Bombardement von Karlsburg vom jenseitigen Ufer und traf danach seine Anstalten. Die Höhen am diesseitigen Ufer, welche das jenseitige und den Punkt, an dem die Brücke unterhalb einer Mühle an Stelle der Fähre gebaut wurde, beherrschten, wurden mit einem Geschützpark von etwa 100 Kanonen besetzt. Zugleich aber mit dem Brückenübergang bei Arnis war ein zweiter Uebergang weiter oberhalb nach der Mündung, Kappeln gegenüber, angeordnet. Hier sollte die Brigade Röder und die Avantgarde in Kähnen übergehen, die zu diesem Zweck durch das Land dahin geschafft waren. Mit dieser Bewegung des rechten Flügels kombinirt, sollte am Sonnabend ein Angriff gegen die ganze dänische Stellung der Dannewerke erfolgen. Bereits um 8 Uhr brachten Bürger von Kappel an die Brigade Röder die Nachricht, daß die Dänen dort ihre Stellung verlassen und den Rückzug angetreten hätten. Die Brigade und die Avantgarde hatten hierauf im Laufe der Nacht auf Kähnen ihren Uebergang gemacht und sofort eine lebendige Mauer gegen Arnis (Arnis liegt etwa 1 Meile von Kappeln) hin am Ufer gezogen, um die Schlagung der Brücke zu decken. Später gegen 1 Uhr ging im Hauptquartier in gleicher Weise durch Schiffer aus Arnis die Nachricht ein, daß auch hier die Dänen ihre Stellung geräumt und die schweren Geschütze (vier Vierundzwanzigpfünder) vernagelt hätten. Sofort wurde auch hier die Avantgarde übergesetzt und in Wagen hinter dem Feinde her befördert. Während des ganzen Abends und der Nacht — bei einem heftigen Schneegestöber — rückten Truppen ein und bivouaquirten rings umher. Am Abend spät war noch eine österreichische Pontonnier-Kompagnie mit den Pontons zum Soutien beim Brückenbau eingetroffen, kam aber nicht zur Verwendung. Mit den ersten Morgengranen waren bereits die Anstalten zum Brückenschlag getroffen, und um 7 Uhr wurde derselbe von der 3. Abtheilung begonnen. Prinz Friedrich Karl hatte um diese Zeit mit der ganzen Suite Karlsburg schon verlassen, leitete am Ufer selbst den Bau und verweilte dort bis zur Vollendung der Brücke. Das Leben und Treiben dort, die Regelmäßigkeit der schwierigen Arbeit (an beiden Ufern stand haltloses Eis) war unbeschreiblich. Joch auf Joch legte sich die Brücke in gerader Linie über den Meeresarm bis zur Landung am jenseitigen Ufer, wo sich die Bevölkerung der kleinen Stadt in zahlreichen Gruppen versammelt hatte. Bis zum letzten Augenblick der Vollendung, die genau um 10 Uhr erfolgte, erwartete man noch immer einen Angriff dänischer Schiffe, da man wußte, daß am Leuchtthurm der Schleimündung ein dänisches Kanonenboot gelegen und Dampfer zwei Tage vorher vor der Eckernförder Bucht gekreuzt hatten. Sobald die Brücke vollendet, gingen Prinz Friedrich Karl, Prinz Albrecht, Prinz Albrecht (Sohn) und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zuerst mit der Suite über. Es erging der Befehl, die Trup-

Digitized by Google

pen so rasch als möglich folgen zu lassen. Zunächst passirte das 3. Brandenburgische Husaren-Regiment mit seinem Kommandeur Graf v. d. Gröben, dann folgten Infanterie und Kürassiere. Prinz Friedrich Karl wurde von den Bewohnern von Arnis auf das Lebhafteste freudig begrüßt und begann sofort mit den Husaren die Verfolgung des Feindes, während der Uebergang des Gros erfolgte. Die Wegabhänge zur Brücke waren von Nässe und Frost so voll Glatteis, daß Asche gestreut werden mußte und die Passage äußerst schwierig war; dennoch wurde sie mit geringen Unfällen ausgeführt. Erst als der Prinz schon die Schlei passirt hatte, traf die Nachricht von Schleswig ein, daß dort die Dänen in Folge des Schlei-Uebergangs bereits in der Nacht ihre feste Stellung verlassen hätten.

Die Kämpfe zwischen Schleswig und Flensburg.

Schleswig, 7. Febr.

Gestern Morgen um 8 Uhr beiläufig setzte sich die österreichische Avantgarde von Schleswig aus in Bewegung: Kaiser-Husaren an der Spitze, Feldmarschall-Lieutenant Gablenz folgte ihr auf dem Fuße. Beim Fußholzer-Krug stieß sie zum Erstenmale um 11 Uhr auf die dänische Nachhut, mit welcher geplänkelt wurde. Von diesem Orte bis Oeversee war die Vorrückung eine fortlaufende Reihe von kleinen Scharmützeln, bei welchen die Husaren Leute und Pferde verloren. Die Dänen, Infanterie und Artillerie, benutzten jeden günstigen Terrainabschnitt zur Vertheidigung. Die Wege waren glatt gefroren und die Husaren hatten große Mühe, sich auf der Straße fortzubewegen. Der Schnee lag 3—4 Zoll hoch. Erst hinter Oeversee kam das Gefecht zum Stehen; die Dänen hatten vor diesem Orte eine sehr günstige Aufstellung an einem hochgelegenen Waldrande besetzt und vertheidigten dieselbe gegen den Angriff der „schwarzgelben" Brigade Nostiz (das Regiment Belgien hat gelbe, das Regiment Hessen schwarze Aufschläge) mit äußerster Hartnäckigkeit. Die beiden Regimenter, welche gewissenmaßen als Musterregimenter galten, kämpften, gleich dem 9. Jägerbataillon mit einer Bravour, die geradezu unvergleichlich genannt zu werden verdient. Jeder Fußbreit Boden wurde mit Blut erorbert, das Hurrah der Stürmenden verstummte keinen Augenblick auf der Linie, und so sehr war jeder Einzelne von Kampflust beseelt, daß sich die aus den Linien zur Rücktransportirung der Verwundeten abkommandirten Leute weigerten, zurückzugehen. Feldmarschallieutenant Gablenz war stets im dichtesten Kugelregen, in der vordersten Linie, und kein Bitten konnte ihn abhalten, sich weniger auszusetzen; in seiner Umgebung wurden Pferde verwundet, die Mäntel und Hüte durchschossen, der General selbst erhielt eine matte Kugel, die an seiner Säbelgurtschnalle abprallte; er hatte Tags zuvor in Lottorf sein Testament gemacht! Wo er sich während der Kämpfe zeigte, empfingen ihn die Truppen mit begeistertem Jubelruf. Im Walde wurde buchstäblich Mann an Mann gekämpft. Neben mir wird in diesem Augenblick ein Neunerjäger, Namens Baudeck, verbunden, ein kleiner schwacher Bursche, der, von drei Dänen angegriffen, einen erschoß und zwei mit dem Haubajonnet erstach, bei dieser Gelegenheit einen Stich in die Schläfe bekam. Dem Obersten des Regiments Belgien, dem heldenmüthigen Herzog Wilhelm von Württemberg, wurden zwei Zehen abgeschossen; das Regiment Belgien wird gegenwärtig von dem siebentältesten Hauptmanne kommandirt. Die Brigade Nostiz hat etwa 600 Mann an Todten und Verwundeten, darunter leider über ein Drittel ihrer Offiziete. Dafür wurden 600 Gefangene, sämmtlich mit den Waffen in der Hand, einschließlich Jütländer und Leute von der Insel, eingebracht. Unter Haufen von 60 bis 100 Mann traf ich keinen einzigen, der Deutsch sprach. Die verwundeten Dänen, die in unsere Hände fielen, wurden auf Wagen zurück transportirt, gleich unseren eigenen Verwundeten, von denen wegen des koupirten Terrains und der eingetretenen Dunkelheit leider gar Mancher noch jetzt vergebens um Hülfe ruft. Die gefangenen dänischen Offiziere geben zum Theil sehr verbissene und trotzige Antworten; so erklärte einer derselben, es hätten uns bei Oeversee nur 800 Mann gegenüber gestanden, während die Gefangenen wenigstens verschiedenen Regimentern angehören. Der Widerstand der Dänen war der Tapferkeit unserer Leute würdig: sie waren gut geführt, kämpften wie Verzweifelnde und standen wie Helden. Von 3 Uhr ab wurde bis zum Einbruch der Dunkelheit gekämpft, und als die Oesterreicher, denen es nicht darum zu thun sein konnte, bei Nacht in dem unbekannten Flensburg in ein Straßengefecht verwickelt zu werden, Miene machten, das Gefecht abzubrechen, gingen sie rasch auf die Absicht ein; sie waren offenbar herzlich froh, nicht weiter gedrängt zu werden. Das Korps des Feldmarschalls v. Gablenz brachte nach dem sehr blutigen und nach großer Ermüdung mit ausgezeichneter Bravour bestandenen Gefecht die Nacht zwischen Oeversee und Schleswig zu. Als sie am andern Morgen in Flensburg einrückten, fanden sie diesen Ort von der preußischen Kavallerie des Prinzen Friedrich Karl besetzt. Die Truppen beider Korps waren nach den Gewaltmärschen auf glatten Straßen und Bivouakiren im Schnee eines Rasttages dringend bedürftig. Sie gingen demnächst gegen die Düppeler Schanzen vor, weil man vermuthete, daß die Dänen sich dort gesammelt hätten. Die Gerüchte und Telegramme über die Besetzung derselben sind bis jetzt unbegründet, ebenso diejenigen über die Straßengefechte in Flensburg. Ganz Schleswig ist mit tiefem Schnee bedeckt, die Fahrwasser in den Buchten aber offen.

Digitize

Ein Eisenbahnzug im Schneesturm.

Die neueste Nummer der „Chigago-Times" bringt folgende Schilderung: „Am 19. Januar gegen 8 Uhr Morgens befand sich der Schnellzug der Michigan-Zentral-Eisenbahn nach dreistündiger Fahrt plötzlich inmitten eines furchtbaren Schneesturmes. Die mächtige Lokomotive, gleich einem die Wogen durchschneidenden Schiffe rechts und links den Schnee in glitzernden Wolken zur Seite werfend, kämpfte eine Zeit lang tapfer gegen die sich aufthürmenden Schneemassen; weiter und weiter ging's in den Sturm hinein, aber langsamer und langsamer setzte die keuchende Maschine ihren Lauf fort. Endlich, nach langem Widerstande, stand der Zug still. Der Zugführer suchte die Maschine rückwärts zu bewegen, aber sie war jetzt wie von einer Riesenfaust umklammert, gegen deren Kraft anzukämpfen sich als nutzlos erwies. Zehn englische Meilen von Chicago entfernt, mußten die Passagiere, unter denen sich viele Frauen und Kinder befanden, auf eine langdauernde Gefangenschaft sich gefaßt machen. Ohne Nahrungsmittel, inmitten einer immer schneidender werdenden Kälte drängten sich die Frauen und Kinder dicht zusammen, während einige beherzte Hinterwäldler aus den Waggons kletterten und mit sogen. norwegischen Schlittschuhen bewaffnet (breite dünne Bretter, welche vor dem Versinken schützen) sich nach den benachbarten Feldern durcharbeiteten um einige Pfähle auszureißen, mit denen alsbald die Oefen in den Waggons geheizt wurden. Durch die Unvorsichtigkeit einiger Passagiere gesellte sich jetzt ein neues Unglück zu den bereits vorhandenen Schrecken — die Decke des Waggons fing Feuer, welches, vom Winde rasch über die anstoßenden Wagen getrieben, den Passagieren einen furchtbaren Tod hätte bereiten können, wäre es nicht den vereinten Anstrengungen der Männer gelungen, des Feuers binnen kurzer Zeit Herr zu werden. Die sämmtlichen Passagiere wurden nun in die noch unversehrten Wagen geschafft und waren hier so dicht zusammengedrängt, daß Viele sich dem Ersticken nahe glaubten. Die Stunden flossen in furchtbarer Eintönigkeit hin. Bereits war die Dämmerung eingetreten und das angstvoll lauschende Ohr der Passagiere hatte Stunden lang schon auf die Ankunft des Michigan-Südbahnzuges geharrt, als plötzlich durch die Stille des Winter-Abends der schrille Ton einer Lokomotive drang. Ein Freudenschrei entwand sich der Brust der armen Gefangenen, und rasch wurden alle Anstalten getroffen, um die Passagiere zu dem etwa 200 Yards entfernten Südbahnzuge zu schaffen. Allein auch dieser saß fest. Nach einer vergeblichen Anstrengung, mit der verdoppelten Last vorwärts zu dringen, blieb der Zug ganz und gar im Schnee stecken; die Maschine fror ein, und es blieb nichts Anderes übrig, als daß einige der beherztesten Passagiere den Weg nach Fremonthouse, einem vier Meilen vor Chicago an der Straße liegenden Gasthofe, zu finden suchten, um von hieraus Hülfe herbeizuschaffen. Sie trafen gegen 2 Uhr Morgens glücklich in dem von Gästen angefüllten Wirthshause ein und erhielten von dem menschenfreundlichen Eigenthümer drei Schlitten zur Disposition gestellt, mit denen sie die Stadt Chicago erreichten. Von hieraus wurden nun sofort zahlreiche Schlitten nach dem Orte des Unglückes abgesendet, welche indessen erst gegen 5 Uhr Nachmittags den eingeschneiten Zug erreichten. 36 Stunden lang hatten die Passagiere ohne Nahrung inmitten einer Kälte von 10 Grad Reaumur zugebracht und viele derselben waren bereits so ermattet, daß sie in die bereitstehenden Schlitten getragen werden mußten. Gegen Mitternacht trafen die Schlitten mit den geretteten Passagieren in Chicago ein und man kann sich die Gefühle dieser Leute vorstellen, mit denen sie in dieser Schreckensnacht sich zur Ruhe begaben.

Mannigfaltigkeiten.

Das Schiller-Denkmal zu Berlin geht endlich seiner Ausführung entgegen. Dieser Tage lag der mit dem Prof. Begas abgeschlossene deßhalbige Vertrag der Stadtverordneten-Versammlung zur definitiven Beschlußnahme vor. Danach wird die Anfertigung desselben dem Hrn. Begas für den Preis von 33,000 Thln. übertragen, wofür derselbe sich auch zur Lieferung des nöthigen Materials verpflichtet. Das Denkmal soll spätestens am 10. November 1869 vollendet sein. Das Model zu dem Denkmal soll bis zum 1. Oktober 1865 fertig sein.

[Livingstone.] Das Londoner Athenäum bezeichnet das vor Kurzem aufgetauchte Gerücht über den Tod des berühmten Afrika-Reisenden als ungegründet; Livingstone sei vielmehr auf der Rückreise nach England begriffen, und werde nur durch ein Fußleiden in der Nähe des Nyassa-See's im Lande der Makololo aufgehalten. Man hofft in einigen Monaten den unermüdlichen Forscher wieder in Altengland zu sehen.

Geschichtskalender. 12. Februar 1386. Jagello, Herzog von Lithauen, tritt sammt seinem Adel zum Christenthum über.

12. Februar 1559. Georg, Graf von Sponheim, tritt vermöge Vergleiches mit seinem Bruder, Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, die Regierung von Simmern an. — Friedrich II. von Zweibrücken-Simmern, als Kurfürst Friedrich III., der Fromme, tritt nach unbeerbtem Ableben des Kurfürsten Ott Heinrichs von der alten Kurlinie, die Regierung der Kurpfalz an.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 38 Samstag, 13. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Ein Sprung in die grüne Pfütze.

Dem Winde ausgesetzt, waren die beiden Damen an einem Punkte angelangt, wo die Straßen sich kreuzten.

Lady Isabella, ganz verwirrt und verlegen, klaubte den Rest ihrer zerbrochenen blauen Brille zusammen, während Miß Corny, die weit weniger verlegen war, noch immer ihre Blicke von dem Gesichte nicht abzuwenden vermochte, das ihr so bekannt zu sein schien.

In diesem Augenblicke jedoch zog das Erscheinen Sir Francis Levisons ihre volle Aufmerksamkeit auf sich. Er war mittlerweile näher gekommen. Mr. Drake und die andern Kameraden begleiteten ihn, während ein ganzer Rudel zerlumpter Kerle von ihnen nicht weichen wollte.

Es war das erste Mal, daß er wieder einmal mit Miß Corny zusammentraf.

Sie warf einen vernichtenden Blick auf ihn, während Sir Francis, als er ihr entgegen trat, den Hut lüftete. Ob er dieß aus Artigkeit, oder in unbewußter Verwirrung oder endlich um sich lustig zu machen, gethan, ist sehr schwer anzugeben.

Miß Corny hielt diesen Gruß jedoch für einen höhnischen Spott und in ihrem Zorne wurden ihre Lippen fast eben so weiß, wie die des armen unglücklichen Geschöpfes, das sich scheu an sie anklammerte und jeden Augenblick erkannt zu werden befürchtete.

„Haben Sie, Francis Levison, diese Beleidigung für mich bestimmt?"

„Fassen Sie es auf, wie es Ihnen beliebt," erwiderte er mit dem ganzen Aufwand seiner Unverschämtheit.

„Wie, Sie unterstehen sich, den Hut vor mir abzunehmen? Haben Sie vergessen, daß ich Miß Carlyle heiße?"

„Es wäre schwer, Sie einmal gesehen zu haben, und es dann wieder vergessen zu wollen."

Diese Worte wurden in einer so spöttisch unverschämten Weise gesprochen, daß die beiden Herren, die sich die Bedeutung dieser Ungezogenheit nicht recht erklären konnten, unbehaglich d'reinschauten, während die zum Tode erschrockene Lady Isabella ihr Gesicht so gut als möglich verbarg, um nicht die Aufmerksamkeit Sir Francis Levisons auf sich zu lenken.

Die Scene hatte überdieß auch einige Zuschauer, darunter mehrere Knechte aus dem Gehöfte Squire Pinner's, herbeigelockt, die mit großem Interesse den Zornergießungen der alten Jungfer lauschten.

Diese hielt mit ihren Schimpfreden nicht zurück und schrie:

„Sie verächtlicher Kerl! Glauben Sie etwa, mich eben so ungestraft beleidigen zu können, wie die guten Leute von West-Lynne? Packen Sie sich sogleich, Sie unverschämter böser Mensch."

Nun hatte Miß Corny bei diesen Worten gewiß nicht gedacht, ein Strafgericht über Sir Francis herauf zu beschwören, allein die breitschultrigen Bauernknechte, die sich in immer größerer Zahl versammelt, schienen ganz anderer Ansicht zu sein.

Miß Carlyle war nämlich in der ganzen Gegend nicht minder beliebt, wie ihr Bruder, und da Squire Pinner, wie es scheint, etwas von „Untertauchen" fallen ließ, so wurde das von einem „Manne aus dem Volke" ausgebrachte omineuse Losungswort: „Untertauchen" rasch aufgefangen, und ehe man sich dessen versah, riefen unzählige Stimmen:

„Taucht ihn unter! Taucht ihn unter! Der Teich ist in der Nähe! Gebt's ihm einen Vorgeschmack von dem, was er verdient? Was hat der Lump in West-Lynne zu suchen? Wie unterfteht er sich, dem braven Mr. Carlyle entgegenzutreten. Was hat er mit Lady Isabella angestellt? Einen solchen Menschen sollen wir zum Vertreter von West-Lynne wählen! West-Lynne mag ihn nicht; es hat einen besseren Mann, und braucht keinen Schurken. Jetzt zugegriffen, Jungens!"

Sir Francis, der von Natur, wie alle bösen Menschen, sehr feig war, wurde todtenbleich und begann zu zittern.

Auch Lady Isabella war sehr aufgeregt.

Zwanzig Paar kräftiger, entschlossener Fäuste ergriffen ihn plötzlich, und schleppten ihn unter dem Ge-

Digitized by Google

heul und Gejohle des wie besessen tobenden und lärmenden Pöbels dem Teiche zu.

Sie schleppten ihn durch eine dem Richter Hare angehörige Hecke zum Teich, um ihn nach alt-englischem Brauch tüchtig unterzutauchen.

Seine Begleiter waren ganz außer Stande, ihm beizustehen, und als sie trotzdem Miene machten, den Baronet diesen kräftigen Fäusten zu entreißen, wurde ihnen bedeutet, sich um ihre eigenen Sachen zu kümmern, und sich nicht einer ähnlichen Behandlung auszusetzen.

Der eine von Levison's Begleitern, ein breitschultriger, kräftiger Mann, der mit einem einzigen Faustschlage einen Menschen hätte niederschlagen können, zog sich trotzdem klüglich aus dem Handgemenge und begnügte sich damit, heftige Drohungen auszustoßen, und auf die Folge eines so gesetzlosen Vorgehens hinzudeuten.

Miß Carlyle hingegen hielt mit majestätischer Ruhe aus und blickte mit grimmiger Haltung dem Treiben des Pöbels zu. Abgesehen übrigens davon, daß sie keine Lust verspürte, für ihn ein freundliches Wort einzulegen, so hätte dieß bei der großen Aufregung der Leute auch nicht viel genützt.

Mittlerweile schleppten ihn die Peiniger zum Teiche, dessen faules, sumpfiges, stinkendes und ekelerregendes Wasser ihn drohend anstierte. Rockschösse waren bereits herabgerissen und auch in einem andern nicht minder wichtigen Kleidungsstücke zeigten sich bedenkliche Risse und Sprünge.

Der eine zog ihn am Kragen, der andere stieß ihn in den Rücken, und ein dritter beutelte ihn mittlerweile tüchtig durch, während der ganze Rudel über ihn herfiel, und ihn mit Schimpfworten und Schlägen verfolgte.

„Jetzt hinein mit ihm, Jungens!“ schrieen die würdigen Kerle, „Gnade! Gnade!“ ächzte das Opfer, dessen Knie vor Angst schlotterten, mit klappernden Zähnen; „nur ein bischen Mitleiden, um's Himmels Barmherzigkeit Willen!“

„Um's Himmels Willen! Was weiß der Kerl vom Himmel?“

Dann hörte man ein Spritzen, ein Plätschern, einen Verzweiflungsschrei, ein Gurgeln und plumps lag Sir Francis Levison mitten im von grünem giftigen Schlamm überzogenen Wasser, wo er nebstdem das seltene Privatvergnügen genoß, eine ganze Menge Nattern, Frösche und Kröten als Delikatessen verspeisen zu müssen. Ein rauhes, spöttisches und höhnisches Gelächter, ein He! Heda! Hurrah! erscholl aus den heiserigen Kehlen Derer, die dieses seltsame Schauspiel zur Erlustigung der lieben Straßenjugend aufführten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

Erzählung aus dem süddeutschen Kanzleileben von Bernard Wörner.*)

I.

Sein Herz trug, wie sich's auch verschanzt,
Gefühle, die Natur gepflanzt,
Zu tief gewurzelt, sie zu mindern;
Do wir die Thränen auch verhindern,
Wenn diese sich in's Auge drängen,
Und wir sie dann zurücke zwängen,
Vom Herzenswasser sich zu wehren;
So trocken doch sie nicht, sie kehren
Zurück zu ihrem ersten Quell
Und weilen unten rein und hell,
Warm, ungesehn und unvergossen,
Doch werther, da sie selten flossen.

Lord Byron.

„An meiner Begutachtung und Empfehlung soll es nicht fehlen, Herr Rohn! Sie stehen nunmehr, wie Sie selbst in Ihrem allerunterthänigsten Bittgesuch anführen, fünfzehn Jahre bei diesem Gerichte, resp. dessen Herren Vorständen im Dienste — zwölf Jahre als Kopist, seit meiner Amtsübernahme aber als Sportelrendant mit einer Zulage von 45 fl. per annum“; — Rohn verbeugte sich dankend wie immer, wenn ihm Herr Landrichter Nebelthau diesen Gnadenakt in Erinnerung brachte, was seit drei Jahren wenigstens jeden Monat einmal — am Zahltag — geschah, „eine Gratifikation, die fast die Gränzen meines geringen Aversums für Schreiber und Bureau-Utensilien übersteigt. Nun, es wird sich bei Ihrem Gesuche sicherlich nicht fehlen. Der Registrator und die drei älteren Kopisten haben gleichfalls um gnädigste Beförderung zu Taxbeamten eingegeben. Hier liegen ihre Suppliken auf meinem Pulte. Ich werde sie auch befürworten müssen, bei Ihnen allein jedoch kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ihre Führung eine tadellose war.“

Rohn zuckte sichtlich zusammen, zog die schlaff herabhängenden Arme fester an und richtete sich aus der demüthigen, unterwürfigen Stellung auf, die er beobachtete. Er hatte „ausgezeichnet, vorzüglich, summa laus, die erste Note in höchster Potenz“ erwartet und eine deßfallsige Bemerkung schwebte ihm auf der Zunge; allein er preßte die Lippen zusammen und schwieg. Was konnte auch ein Hinzeigen auf seine vielfachen, langjährigen Dienste oder selbst ein ernster Protest nützen? Es war stadtbekannt, daß Landrichter Nebelthau keinen Widerspruch duldete und sich bei seinen Untergebenen nie über die Note „tadellos“ verstieg, weil er sich allein vor- und unübertrefflich hielt, eine Ansicht, welche diese wieder vom ersten Assessor bis zum letzten Laufburschen durchaus nicht theilten.

Der Gerichtsvorstand schien den schmerzlichen Ein-

*) Aus dem Morgenblatt der „Bayerischen Zeitung“.

Digitized by Google

druck, welchen seine Worte auf den Skribenten machten, bemerkt zu haben, denn er setzte von selbst erläuternd bei: „Wenn ich tadellos schreibe, Herr Rohn, so wiegt das schwerer, als wenn ein anderer Vorstand „excellentissime" setzt. Sie sollen den Erfolg sehen."

Der Skribent sank in seine demüthige Stellung zurück. Frische Hoffnung schwellte bei diesen Worten des Herrn Landrichters seine Brust.

„Nicht übel geschrieben", fuhr dieser fort, die umfangreiche Eingabe, ein Meisterstück kalligraphischer Kunst, durchblätternd. „In meinen jüngeren Jahren führte ich eine ähnliche Handschrift, nur etwas zügiger."

Rohn verbeugte sich, um ein Lächeln zu verbergen, welches ihm der Gedanke an die fürchterlichen Kratzfüße des Herrn Landrichters entlockte, die selbst geübte Kopisten nur mit Mühe zu enträthseln vermochten.

„Eine schöne Schrift empfiehlt immer", bemerkte der Vorstand weiter und suchte da und dort in dem Schriftstücke. „Ja, haben Sie denn nicht erwähnt, daß Sie vor zwei Jahren das Glück hatten, das Gedicht zu schreiben, welches unserem allergnädigsten Landesvater bei Hochdero Durchreise dahier von zwölf weißgekleideten Jungfrauen überreicht wurde?"

„Ich erlaubte mir, ganz dieselben Worte in der Eingabe zu gebrauchen, welche Sie mir zu notiren die Güte hatten", bejahte Rohn und wollte die bezügliche Stelle aufschlagen.

„Gut, gut!" entschied Nebelthau kurz und legte die Supplik zu den andern, — „dann wird sich's nicht fehlen. Der Herr Referent muß diesen Passus finden. Ihre Anstellung ist sicher und wären für die zu kreirenden Stellen noch 600 Petenten da. Gehen Sie ruhig an ihre Arbeit, die auch für den zukünftigen Taxbeamten dieselbe bleiben wird, — mir nur angenehm, weil die lästige Extradition wegfällt."

Es war äußerst selten, daß sich der Herr Gerichtsvorstand mit einem Untergebenen in lange Erörterungen einließ. Er pflegte die ernstesten Dinge mit wenigen, leicht hingeworfenen, oft unverständlichen Worten zu bescheiden, dem Gutachten des Einzelnen das Weitere überlassend. Mochte alsdann die Sache ausfallen, wie sie wollte, seine Aussprüche fehlten nie. Um so mehr Grund für seine Skribenten, nach solcher Besprechung seinem wiederholten und gehorsamsten Danke trotz der „tadellosen" Befürwortung in stets neuen Wendungen Ausdruck zu geben, bevor er unter tiefen Verbeugungen rückwärts das Zimmer verließ.

Einzelne Bekannte, die dem Skribenten Eugen Rohn begegneten, als er zwei Stunden später vom Amtszimmer heimwärts eilte, blieben auf der Straße stehen und sahen ihm verwundert nach. Sie kannten seine gedrückte Stellung, die keine Sprossen zum Hochmuth baut, sie kannten den Skribenten selbst, der trotz der kräftigen Mannesjahre stets etwas vorgebeugt ging, sich gern an den Häusern hinschmiegte und vor allen Standespersonen der Stadt schon auf sechs Schritte den Hut zog, wobei er den altehrwürdigen Filzhut zur besseren Schonung vorsichtig an der Nebenseite der abgegriffenen Krempe packte. Die langen, schwarzen Locken, die einzige Extravaganz, welche sich der Schreiber erlaubte, waren sorgfältig zurückgestrichen und ließen das schmale, ausdrucksvolle Gesicht, auf welches die dumpfe Zimmerluft ihre blassen, abgewelkten Rosen gezeichnet hatte, noch schärfer hervortreten. Sein Blick ruhte zumeist sinnend am Boden; wenn er ihn aber aufschlug, so sah man in zwei große, schwarze Augensterne, die lebhaft glänzten, den bleichen Zügen Ausdruck, ein gewisses ernstes, festes Wesen einhauchten und doch auch wieder ein weiches, inniges Gemüth durchschimmern ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein.

Schleswig, 8. Febr.

Der Verlust der Oesterreicher bei Oeversee ist weit bedeutender, als wir gestern mitgetheilt haben. Der Verlust des Regiments König der Belgier beläuft sich auf 400 Mann an Todten und Verwundeten. Die Jäger haben über 200 verloren (so sind von der ersten Kompagnie des 18. Jägerbataillons sämmtliche Offiziere bis auf Einen gefallen). Die Husaren, von denen ein Wachtmeister schon dicht hinter Schleswig getödtet wurde, verloren einige fünfzig. Die Todten sind noch immer nicht alle fortgeschafft; der starke Schneefall hat Vielen ein zeitweiliges Grab bereitet. Auf dem Flensburger Kirchhof, nicht weit vom berüchtigten Flensburger Löwen, ist ein großes Grab gegraben, in dem schon über 200 Todte, Dänen und Deutsche, zusammenliegen. Die Oesterreicher sollen beabsichtigen, den Löwen (bekanntlich gesetzt als Erinnerung an den Sieg bei Idstedt) als Trophäe nach Wien zu schaffen. Die Oesterreicher behaupten, selbst in Italien ein ähnliches Gemetzel nicht erlebt zu haben. Ohne ein Schuß zu thun, stürzte sich das Regiment König der Belgier und das 18. Jäger-Bataillon auf das 1. dänische Regiment, das fast ausschließlich aus Kopenhagenern besteht — oder bestand, denn das Regiment existirt nicht mehr. Acht Bataillone Dänen nahmen allmählich an dem Kampfe Theil; Liechtenstein-Husaren unterstützten ihre wackeren Gefährten, und mit dem Säbel und Kolben ging es über den Feind her. Patriotische deutsche Frauen sollten altes Leinen, Binden Charpie ꝛc. sobald als möglich an die Kommandantur nach Schleswig schicken, wo bis morgen Abend Verwundete in Masse liegen dürften. Auf die Bitte des Obersten Sternegg um schleunige Zustellung von Verbandzeug, Instrumenten und Spital-Requisiten hat General v. Hake sofort eine Menge sächsischer Militär-Aerzte mit dem Stabsarzte und ärztlichen Apparaten hieher gesandt. Das

Digitized by Google

gegen hat der sächsische Kommandant von Rendsburg — um einer präjudiziellen Auffassung einer derart polizeilichen Hülfeleistung vorzubeugen — sich veranlaßt gesehen, die Bewachung der von den Oesterreichern im Gefechte von Ober-Seit gemachten 250 Gefangenen für die Zukunft zu verweigern, was nunmehr die Preußen besorgen, da die Oesterreicher keinen Mann Besatzung, sondern nur ein Etappen-Kommando in Rendsburg besitzen. Die bei Oeversee gefangenen Schleswiger werden sofort permittirt. Der Anblick des Schlachtfeldes ist bei der jetzigen scharfen Kälte ein grauenerregender. Der vom Blut rothgefärbte Schnee, die halb vom Schnee verwehten Leichen, Montirungsstücke, todte Pferde, Kanonen, Alles durcheinander! Leider werden von den Blessirten wenige genesen, denn erst nach 4 bis 6 Stunden wurden dieselben aufgelesen und wenigstens in Häuser gebracht und verbunden. Bei der strengen Kälte aber werden bereits die meisten Wunden brandig sein. Die Bravour der österreichischen Truppen ist bewundernswerth. Fünf Tage bereits unter freiem Himmel bivouakirt, bei unzureichender Kost und Mangel an Holz zu Wachfeuern, dann im Sturmschritt einen Marsch von 5 Meilen unter heißem Kampf! Dennoch beste Laune der Krieger und heitere Scherze, wenn gleich auch manche Thräne den gefallenen Kameraden fließt. Die Dänen flohen, alle reichen Vorräthe in Flensburg zurücklassend, unaufhaltsam weiter auf Gravenstein (auf dem Wege nach Düppel) zu.

Heute habe ich in Begleitung eines sachverständigen Offiziers, der als Autorität in seinem Fache gilt, das Dannewirke besichtigt. Sein Urtheil geht dahin, daß diese Werke, über welche selbst im Hauptquartier der Verbündeten, trotz aller Explorationen durch uniformirte und nicht uniformirte Kundschafter, nichts weniger als richtige Begriffe herrschten, in rein technischer Beziehung nicht nur tadellos, sondern geradezu in mustergültiger Weise ausgeführt seien, die Wahl der Punkte dagegen vom strategischen wie vom taktischen Standpunkte aus Stoff zu manchem Tadel darböte. Eine wirkliche Vertheidigung würde mindestens 120,000 Mann erfordert haben, so ausgedehnt sei die Vertheidigungsfronte; die Geschütze und Laffetirungen seien wahre Prachtexemplare; sehr zweckmäßig seien die für die Fortbesatzungen bestimmten, mit Stroh verkleideten Baracken; die Profile der Werke seien in riesigen Dimensionen gehalten, die von den Schanzen 4 bis 10 gebildete Fronte sei ein wahres Sebastopol und als Abschnitt für sich betrachtet absolut uneinnehmbar. Weniger, wenn auch noch immer sehr stark sei die aus den Schanzen 10, 11 und 12 bestehende Vertheidigungsfronte, gegen welche der auf den 6. Febr. anberaumt gewesene Angriff der Oesterreicher hätte gerichtet werden sollen, der gewiß nicht geglückt wäre. Diesen Fall scheinen selbst die Verbündeten vorausgesetzt zu haben, denn es war im Kriegsrathe beschlossen worden, im Falle des Mißlingens des Angriffes vom 6. Febr., denselben am 10. Febr. gegen die Schanzen 16, 17 und 18, am rechten Flügel der Dannewirke-Stellung gelegen, gegenüber von Churburg, zu versuchen. Hier sei die Achillesferse der dänischen Position und hier hätte nach einer kräftigen Beschießung ein Sturm zum Ziele führen können. Dank dem dem Angriffe günstigen Terrain und der unzweckmäßigen Planirung der Werke; hier eingedrungen, hätten die Verbündeten sich gegen die Chaussee, die von Schleswig nach Flensburg führt, wenden und dadurch die ganze dänische Armee gefangen nehmen können. Die auf den Courtinen aufgeführt gewesenen Feldgeschütze sind zurückgezogen worden, dagegen stehen noch heute 72 Geschütze des verschiedensten Kalibers in den Werken, alle sind vernagelt — eine Beschädigung, die sich rasch und ohne Mühe wieder herstellen läßt —; einige sind umgestürzt, bei anderen sind die Räder zertrümmert, das Ladezeug ist unbrauchbar gemacht. Dagegen sind die Munitions-Magazine der einzelnen Forts noch vollgepfropft mit Schießbedarf. Eine gemischte Kommission, aus österreichischen und preußischen Genie- und Artillerie-Offizieren bestehend, ist eben mit der Inventarisirung der zurückgelassenen dänischen Kriegsmaterialien, das in fabelhaften Quantitäten vorhanden ist, beschäftigt. Es ist im Plane, die Geschütze entweder zwischen beiden Mächten zu gleichen Theilen zu theilen oder zur Armirung des in eine Bundesfestung zu verwandelnden Rendsburg zu verwenden. Die Schleifung des Dannewirke scheint im Prinzip beschlossen zu sein. Morgen beginnt die Desarmirung der Werke.

Homonyme.

Steh' ich vor Dir: verzehre mich,
Stehst Du vor mir: vertheid'ge Dich.

Auflösung des Räthsels in Nro. 35:
Die Ahnen. — Das Ahnen.

Geschichtskalender. 13. Februar 1662. Elisabeth, königliche Prinzessin von England, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, die unglückliche „Königin von Böhmen", stirbt (zu London).

13. Februar 1820 wird der Herzog von Berry ermordet.

14. Februar 1459. Friedrich I, der Hundsrücker, tritt vermöge väterlicher Ordnung die Regierung an in Simmern, und in dem Antheile an den Sponheimer Landen von seinem mütterlichen Großvater.

14. Februar 1468 stirbt Johann Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst.

14. Februar 1815. Aufruhr der Janitscharen zu Konstantinopel.

Redakteur: Julius Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 39 Montag, 15. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Das massenhaft zusammengerottete Gesindel war voll Entzücken und wie von Dämonen besessen, führte es gleich den Rothhäuten die wildesten Tänze um ihr tief im Sumpfe versunkenes Opfer aus. Es war dieß ein Schauspiel, wie es das skandalsüchtige Auditorium noch nie gesehen.

Ehe er noch ganz todt war, zog man ihn jedoch aus der grünen Erbsensuppe, wie die kannibalischen Peiniger des edlen Baronets den Sumpf nannten, heraus.

Er war ganz bewußtlos und sah scheußlicher aus, wie eine ertrunkene Ratte, als er mit todtbleichem, kläglichem Gesichte und schlotternden Beinen das Wasser aus seinen zerfetzten Kleidern zu schütteln suchte. Die Arbeiter gingen nun, nachdem sie ihre Aufgabe gelöst, ganz kaltblütig nach Hause, während sich das Gesindel in eine bescheidene Entfernung zurückzog und den weiteren Erfolg der Dinge abwartete.

Vielleicht nicht weniger zitternd und vor Furcht klappernd, schritt Lady Isabella an der Seite der grimmigen Jungfer einher, die sie mit ihren scharfen Augen fortwährend fixirte. Ihr einst geliebter Anbeter spielte in diesem Augenblicke jedenfalls eine saubere Figur, und wenn Lady Isabella sich an seine einstige Schönheit erinnerte, so mußte sie wohl selbst über ihre frühere Thorheit lächeln.

Miß Carlyle sprach kein Wort, warf aber von Zeit zu Zeit durchbohrende Blicke auf Lady Isabella, deren Erröthen sie nicht recht begreifen mochte.

„Diese Aehnlichkeit in den Augen", sagte sie zu verschiedenen Malen zu sich selbst, „ist doch auffallend."

„Wohin gehen Sie, Madame?" unterbrach sie plötzlich ihre stillen Betrachtungen, als sie merkte, daß Madame Vine in einen Laden gehen wollte. Es war dieß der Laden eines Optikers, welchem Madame Vine ihre zerbrochene Brille zum Ausbessern übergeben wollte. Miß Carlyle folgte ihr in den Laden, Lady Isabella zeigte ihm, was an der zerbrochenen Brille zu machen sei, und verlangte eine andere neue blaue Brille, um dieselbe einstweilen zu tragen. Der Optikus hatte keine neue blaue Brille vorräthig, sondern zeigte ihr ein altes Augenglas, das ein Reisender vor Jahren abzuholen vergessen, das sie sogleich kaufte und rasch aufsetzte.

„Aber wozu tragen Sie denn Augengläser?" fragte Miß Corny, der die Sache nicht ganz geheuer schien.

Lady Isabella erröthete und sprach nach einigem Zaudern: „Weil meine Augen zu schwach sind?"

„Aber sie sehen doch so gesund aus, wie andere Augen. Und wozu tragen Sie endlich gefärbte Gläser?"

„Ich bin nun schon daran gewöhnt, und könnte nun keine weißen Gläser mehr tragen."

Wiederum folgte eine lange Pause, welche die inquisitorische alte Jungfer endlich brach, indem sie plötzlich rief: „Sagen Sie mir doch einmal Ihren Taufnamen?"

„Johanna", antwortete Lady Isabella zitternd.

Glücklicher Weise wurde die alte Miß in ihren inquisitorischen Fragen durch einen neuen Zwischenfall unterbrochen. Zwei lärmende Volkshaufen, der eine mit scharlachpurpurrothen Bändern — die Carlyle'schen Farben — geschmückt, der andere mit gelben — den Levison'schen Abzeichen — kamen geräuschvoll die Straße entlang. Der erste Zug war ein stattlicher, und bestand fast aus lauter Gentleman, an deren Spitze Lord Mount-Severn mit Mr. Carlyle einhergingen, während an der Spitze des andern ein von zwei Herren gestütztes Individuum ging, das eher einer ersoffenen Ratte, als einer menschlichen Figur ähnlich sah. Mit den langen herabhängenden Haaren, den schlotternden Beinen und den zerfetzten Kleidern sah Sir Francis wirklich wie eine aus dem Wasser gezogene Ratte aus. Man denke sich dazu noch die unverschämten Gassenjungen, die grunzend, heulend und zischend hinter ihm dreinliefen, und man wird ein Bild von der keinesfalls sehr beneidenswerthen Position gewinnen, in der sich der edle Baronet befand.

Als die „Rothen" diesen grotesken Aufzug gewahrten, blieben sie voll Bestürzung stehen. Lord Mount-Severn pflanzte seinen Zwicker auf die Nase, um recht deutlich zu sehen, was es da eigentlich gebe, und war ganz erstaunt, Sir Francis Levison in diesem Aufzuge zu sehen. Mr. Carlyle kniff die Lippen zusammen, als er ihn erblickte, sprach aber kein Wort, während

seine Begleiter verwundernd fragten, ob denn der edle Baronet einen Eisenbahnunfall erlitten habe.

„Nein, wir haben ihn ein wenig untergetaucht", grinsten die Kerle, und riefen dem armen Schlachtopfer ihrer Rohheit höhnisch zu: „Nur vorwärts, mein Junge! Halte Dich nur brav auf Deinem Gehwerk!"

Die „Rothen," die sich nur mit Mühe des Lachens enthalten konnten, fragten, wer dieses Unheil angestiftet.

„Squire Pinners Leute haben den Anfang gemacht, Hurrah!!"

Der gutmüthige Squire, der das Tagewerk seiner Leute höchst lobenswerth fand, konnte sich nicht enthalten, ihnen seine besondere Anerkennung auszudrücken und rief jubelnd:

„Das ist eine gottvolle Nachricht! Meine Arbeiter sollen das gethan haben! Die Kerle sollen jeder eine Krone zum Versaufen kriegen! Der Teufel hole mich, wenn ich ihnen nicht die versprochene Belohnung gebe."

Der ganz durchnäßte elende Mann beschleunigte seine Schritte, so gut seine kalten schlotternden Beine es ihm gestatten wollten, um sich dem Anblicke seiner Feinde zu entziehen, allein mit Ausnahme des jungen Lord Vane nahm Niemand von ihm Notiz, und er verwünschte seinen bösen Stern, der ihn nach West-Lynne geführt.

Miß Carlyle legte plötzlich ihre Hand auf den Arm ihrer bleichen Gefährtin, und sagte: „Sehen Sie meinen Archibald und diesen erbärmlichen Wicht, der wohl kaum zu athmen verdient? Sehen Sie sich nur die beiden Männer an, und vergleichen Sie den einen mit dem andern. Haben Sie hingeschaut?"

„Ja", stammelte Lady Isabella fast athemlos.

„Das Weib, welches diesen edlen Mann Gattin nannte, verließ ihn, um dem andern nachzulaufen. Glauben Sie, daß sie diesen Schritt bereuet?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Das verwunderte Nachsehen der Freunde hatte seinen guten Grund. Heute marschirte Rohn mitten in der Straße, stramm, elastisch und gehoben, die Locken flatterten frei im Winde, die Augen streiften links und rechts, als wollten sie Bekannte treffen, und die Rechte schlug mit einer Papierrolle den Takt in der Luft zu einem frohen, stillen Lied, das in seinem Herzen klang. Er bog am Ende der Hauptstraße in eine enge Seitengasse und verfolgte sie bis zum letzten Hause. Ein rosiges Bild der Zukunft stieg im Gehen vor seinem geistigen Auge auf. Er sollte fortan auch leben, wohnen, sich des Daseins und der schönen Erde freuen dürfen, wie andere Leute. Die bange Sorge um das tägliche Brod, um Herberge und Gewand sollte nicht mehr an seiner Ferse haften. Eine feste Stellung winkte ihm, die ihrem Träger Ehre und seinem Fleiße Anerkennung zollte. Er sollte . . .

Das heisere Knarren des Hofthores, welches ihn am letzten Hause aufnahm, unterbrach den sprudelnden Fluß seiner Gedanken. Er ging gewöhnlich durch den Hof und nicht durch das Hauptgebäude, um zu seine Wohnung zu gelangen, welche in einem kleinen Rückbau lag, der eine Verlängerung der Winterwerkstätte bildete. Der Hausherr war nämlich ein Steinmetz, ein rauher, brummiger Kamerad, der wenig Worte machte, sich selten sehen ließ und am liebsten seine Pläne und Entwürfe mit einem Fidikus, den er in dem Schaum seines Bierkruges genetzt, auf den Tisch einer Kneipe zeichnete. Um so lauter hallte dagegen vom Morgen bis zum Abend die gellende Stimme seiner Frau durch Haus und Hof und die Gesellen und Lehrjungen scheuten ihr Kneifen und Zetern dreimal mehr als das bärbeißige Brummen des Meisters.

Rohn schritt durch die groteske steinerne Welt, welche in buntem Wirrwar den Boden bedeckte oder chaotisch umherstand. Rohe, eckige Klötze, in deren Mark noch kein Eisen geschnitten, Stufen, Gesimse und Kapitäler, Kränze und Säulen, Rosetten, Becken und gigantische Vasen, die Himmelskönigin mit dem Sternendiadem, der Nährvater Joseph mit der Lilie und St. Nepomuk, der Beschützer der Ströme, fanden sich mitten in der bunten Gesellschaft eines blumenbekränzten Bachus, einer Diana mit Pfeil und Bogen, eines Pan mit der Hirtenpfeife, eines Herkules mit Keule und borstiger Wildhaut, welch letztere Figuren auf phantastischen und phantasiereichen Postamenten ohne Zweifel aus einem alten Rokkokogarten stammten. Rohn's Auge streifte über Alles hinweg zu seinen Lieblingen, zwei stattlichen verwitterten Sphinxen, die einst die Stufen eines Palastes oder einer Brücke geschmückt haben mögen und nun zur Rechten und Linken seiner niedrigen Thüre Wache halten. Die Arbeiter haben sie auf das dringende Ersuchen des leutseligen Miethbewohners eigens hierher postirt und selbst einige fehlende Theile in den Feierstunden ergänzt. Rohn ließ wie zum Gruße die Hand über die schlanken Gestalten der Steinjungfrauen gleiten, passirte den schmalen Hausgang und betrat das Wohnzimmer, um seine Frau mit der frohen Aussicht auf bessere Tage zu erfreuen.

Sein herzlicher Gruß fand keinen Widerhall. Ein Blick genügte. Finstere Linien umstellten seine Augen, seine Stirne drohte in Falten.

Die große Person ruhte wie nach schwerer Arbeit in einem Sessel, der mitten im Zimmer stand, die breiten, ausgearbeiteten Hände auf die Lehnen stützend. Der ganze Körper zitterte vor Aufregung, die Wangen brannten hochroth und dicke Thränentropfen drangen aus den gerötheten Augen.

Digitized by Google

„Du haſt wieder geweint?“ fragte Rohn bekümmert, und unmuthig zugleich. „Soll denn das Unglück mit Gewalt über dich hereinbrechen? Du weißt doch, was der Arzt ſagte: jede Thräne, die du weinſt, iſt ein Tropfen Gift, der dein krankes, entzündetes Auge raſch dem Erblinden zuführen hilft. Um Alles in der Welt, Crescenz, beherrſche dich!“

Statt zu antworten, preßte die Frau beide Hände gegen das Geſicht und brach in ein lautes, gewaltſames Schluchzen aus.

„Crescenz! Crescenz!“ rief Rohn drohend. „Du wirſt wieder nicht nachgeben — die Reue kommt zu ſpät. Voll Freude eile ich heimwärts, um dir zu ſagen, daß ich Taxbeamter werde, daß wieder beſſere Zeiten bei uns einziehen ſollen, und du empfängſt mich . . . Was iſt denn eigentlich vorgefallen? Wo ſind die Kinder? So rede wenigſtens!“

„Die Kinder ſpielen im Höfchen,“ ſchluchzte Crescenz und rang mit ſchwerer Mühe nach Faſſung.

„Nun — alſo! Was weiter?“

„Die Hausfrau . . . . Die Frau Geſchwandner ſprach ein . . .“

Rohn wandte ſich betroffen ab und trat an das niedere Fenſter.

„Wir ſollen uns gefaßt machen, ſagte ſie, ein Hopfenhändler, ein reicher Jude, feilſchte um das ganze Anweſen — wir könnten Knall und Fall wandern müſſen.“

Der Hausvater ſchien Schlimmeres erwartet zu haben. Er wandte ſich um und warf kaltblütig hin: „Kauf bricht allerdings Miethe — ungerecht genug, — aber zuerſt muß der Kauf abgeſchloſſen ſein. Bange machen gilt nicht. Ich ſehe klarer in der Sache: der ganze Auftritt ſchließt wohl mit der Ankündigung einer Steigerung. Nicht?“

„Was denn ſonſt?“ klagte Frau Crescenz und trocknete behutſam die angegriffenen, brennenden Augen. „Die Frau Geſchwandner kam ganz außer ſich, indem ſie rief: wir zahlten ein wahres Bettelgeld, alle Miethen würden jetzt verdoppelt und verdreifacht, und ſie hätte, beim rechten Lichte betrachtet, gar nicht nöthig, etwas zu vermiethen. Das Geſchäft erweiterte ſich jeden Tag und man könne die Geſellen nicht wie Schafe zuſammenpferchen — um eines Schreibers willen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Leiden der Truppen in Schleswig-Holſtein.

Rendsburg, 8. Febr.

Acht Tage hat der Feldzug erſt gedauert und die Oeſterreicher ſind ſchon theilweiſe kaum noch wieder zu erkennen. Wir wollen alle Einflüſſe des Bivouaks, des Marſches, des Kampfes, kurz alles deſſen, was von des Krieges höherer Gewalt bedingt iſt, in Anſchlag bringen; ſo bleibt doch noch ein Ausfall übrig, der nur der ſchlechten Verpflegung in Rechnung zu bringen iſt. Als vor einer Woche dieſe Leute kamen, ſahen ſie friſch aus, und als Montag Nachmittags die Menge Schlachtvieh, Fleiſch, Brod und Reis ihnen zugeführt wurde, ſagte Jeder, da ſehe man doch, daß für einen Soldaten geſorgt werde, es klappe Alles, wie es ſich gehört. Aber es ſcheint, als ob dieſe Ordnung nur ſo lange gedauert habe, als Hauptquartier, Intendantur und Heer Alles hier nahe beiſammen war. Schon am zweiten Tage hörte man, daß einzelne Truppentheile, namentlich die Huſaren, Mangel litten, und ſeit geſtern, nachdem wir Mannſchaften von der Brigade Gondrecourt wieder getroffen, zweifeln wir gar nicht, daß die heilloſeſte Unordnung in der Verpflegung herrſcht. Einzelne Leute klagten bitterlich; und das waren zwar erſchöpfte, aber noch geſunde Leute von einer ſiegreichen Armee! Von der Lage der Kranken und Verwundeten hat in Wien ſchwerlich Jemand eine Vorſtellung. Ohne die preußiſchen und ſächſiſchen Militärärzte wäre hier ſchon vom erſten Augenblick an das öſterreichiſche Lazareth nichts als eine Sterbeanſtalt geweſen. Als vorgeſtern und geſtern aus den Gefechten zwiſchen Schleswig und Flensburg die Verwundeten zu Hunderten nach Schleswig gebracht wurden, boten die Zivilärzte ſofort ihre Hülfe an; es iſt ihnen zwar geſtattet worden, den erſten Verband anzulegen, im Uebrigen aber iſt ihre Mitwirkung ziemlich ſchnöde zurückgewieſen worden; man habe ſie nicht nöthig, hat es geheißen, und ohne beſondere Ordre werde kein Zivilarzt ein öſterreichiſches Lazareth betreten. Die öſterreichiſchen Offiziere gebrauchen für ſich, wo ſie können, Zivilärzte, und als Oberſt Benedek mit einer ungefährlichen Schußwunde nach Rendsburg kam, mußte ein Militärchirurg die ganze Nacht bei ihm wachen, während im Militärlazareth nicht die nothdürftigſten Arbeitskräfte vorhanden waren. Bezeichnend iſt auch folgender Vorfall. Das Kieler Komite ſchickte vorgeſtern fünf Wagen mit Wein, Fleiſch und Früchten, Tabak u. ſ. w. ab, um die Soldaten zu erquicken. Als dieſe in Schleswig ankamen, hielt der Bevollmächtigte des Komites für angemeſſen, ohne Verzug den Truppen, die in der Verfolgung der Dänen begriffen waren, damit zur Hülfe zu kommen. Aber von zwei Wagen waren die Pferde ſo abgetrieben, daß ſie nicht weiter konnten. Das betreffende Komitemitglied wendete ſich an den öſterreichiſchen Etappenkommandanten mit der Bitte, einen Requiſitonsſchein für vier Pferde auszuſtellen, und erhielt zum Beſcheide, wer Sachen zur Armee zu ſchaffen übernommen habe, möge auch zuſehen, wie er ſie hinbringe. Das Hamburger Komite iſt von einer Lazarethverwaltung benachrichtigt worden, es fehle weniger an Charpie als an Wein. Die Hamburger, die in dieſem Punkte ſchon einmal ſonderbare Erfahrungen gemacht haben, haben ſofort Jemanden ausgeſchickt, um

Digitized by Google

die Bedürfnißfrage an Ort und Stelle aufzuklären. Der betreffende Herr ist heute Früh von hier nach Schleswig und Flensburg gereist. Aus Kiel klagt man übrigens auch über die Sorglosigkeit der preußischen Militärmedizinalverwaltung. Die Kieler Aerzte sollen mit ihrem Anerbieten, ein ganzes Lazareth zu übernehmen, wenn auch in höflicher Form, abgewiesen worden sein. Jetzt aber soll man sich anders besonnen haben und den Theil der Kranken u. s. w. der medizinischen Fakultät zur Behandlung überweisen wollen. Auf dem Wege von Lübeck bis hier sollen einmal alle Einrichtungen zu einem Lazarethe verloren gewesen sein.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein französischer Deputirter.] Von der französischen Gränze schreibt man der „Vossischen Ztg.“: „Der Baron Geiger, welcher in der französischen Kammer so beredt für das Recht Deutschlands in Schleswig-Holstein eingetreten, ist ein geborner Bayer und als solcher vor Jahren wegen eines in München stattgehabten Studentenduells landesflüchtig geworden. Seitdem ist derselbe in unserer Nachbarstadt Saargemünd ansässig, wo derselbe die von seinem Landsmann und Schwiegervater Utzschneider in München gegründete Porzellan- und Fayence-Fabrik besitzt. Durch diese von ihm in großartigen Aufschwung gebrachte Fabrik — dieselbe ist die größte ihrer Art in Frankreich — ist derselbe seitdem nicht nur einer der reichsten, sondern auch einer der geachtetsten und einflußreichsten Einwohner des Mosel-Departements geworden. Seine menschenfreundlichen Gesinnungen, seine Theilnahme an allen öffentlichen, gemeinnützigen Angelegenheiten und besonders auch seine gediegene deutsche Bildung und allseitige Thätigkeit haben ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen, ihm zu der bedeutenden Stellung zu verhelfen, die er jetzt einnimmt.

[Ein Justizakt aus dem fernen Westen.] Am 21. Nov. v. J. zu früher Stunde waren die Bürger von Los Angelos (Kalifornien) versammelt und wählten ein Aufsichtskomité, um summarische Justiz an einer Bande auszuüben, welche im Grafschaftsgefängnisse sich in Haft befand. Um 10 Uhr Vormittags marschirten 300 bis an die Zähne bewaffnete Bürger auf den Platz vor dem Gefängnisse, wo sie den Friedensrichter King antrafen, welcher sich ihnen vergebens widersetzte. Nachdem sie ihn in die Unmöglichkeit versetzt, zu handeln, drangen sie durch eine in der Mauer gemachte Bresche in das Gefängniß. Der Akt dauerte gegen 2 Stunden. Man holte nun 5 Gefangene heraus, Kerle, deren Aussehen nicht scheußlich genug gedacht werden kann. Es waren theils Pferdediebe, theils Mörder, Mitglieder einer Bande, welche seit lange die Bürger von Los Angelos beunruhigt hatten, und die, obwohl überführt, durch die langsamen Förmlichkeiten des Gesetzes der verdienten Strafe entzogen blieben. Sie wurden insgesammt vor dem Gefängnisse aufgehängt, ihre Leichen auf einen Wagen geworfen und nach dem Friedhofe geführt. Das Sicherheitskommando erließ hierauf eine Veröffentlichung, worin einer Anzahl Individuen geboten wurde, binnen einer gewissen Frist das Land zu verlassen, wenn sie nicht eine ähnliche Strafe erleiden wollen, wie ihre Kollegen.

[Starker Tabak.] Ein Schuhmacher in St. Georg in Hamburg hatte, wie der „Freischütz“ schreibt, einen österreichischen Soldaten im Quartier, der in keinerlei Weise Anlaß zu Klagen gab. Man konnte freilich mit ihm nicht reden, denn er war ein Böhme, aber man hatte dieß auch nicht nöthig, denn der Mann zeigte sich mit Allem zufrieden. Nur in einem Punkte machte er den Leuten seine Anwesenheit unleidlich: er rauchte einen Tabak, der einen wahren pestilenzialischen Gestank im ganzen Hause verbreitete. Der Schuhmacher wollte gar nicht daran gehen, dem bescheidenen und stets freundlichen Mann in dieser Hinsicht Vorwürfe zu machen, aber seine Frau jammerte über ihre Kanarienvögel, die gewiß von dem Dampf krepiren würden, und sagte, daß sie selbst schon von dem Einathmen desselben sich ganz krank fühle. Da blieb nun nichts übrig, als in der Sache Wandel zu schaffen. Der gutmüthige Schuhmacher wollte dieß aber mit aller Schonung für den Gast ins Werk richten. Er trug seiner Frau auf, eine Partie wohlfeiler Cigarren zu kaufen, und er wollte dem Soldaten begreiflich machen, daß er fernerhin diese, nicht aber seinen schmählichen Tabak rauchen möge. Dieß geschah. Der Böhme war ganz erstaunt und verlegen über ein solches Geschenk, dessen Zweck er, da er plattdeutsch ausgesprochen wurde, durchaus nicht verstand. „O, bitt' ich Ihnen,“ sage er schmunzelnd bei Annahme der Cigarren, „ist zu viel, zu viel! Beliebt ja, so Haufen Tabak zu geben, daß i und Kameraden genug hab.“ Der Schuhmacher verstand nun seinerseits nicht, was sein böhmischer Gast unter dem „Haufen Tabak“ verstand. Da dieser aber immer auf die Thür seines Schlafzimmers zeigte, so mußte sich in diesem der bezeichnete Haufen Tabak vorfinden. Er trat mit dem Soldaten hinein, und dieser deutete auf das Bett, sprechend: „Genug für ganzes Kompagnie!“ Nun war das Räthsel gelöst. Die Seegras-Matratze war defekt, der gute Böhme hatte den Inhalt für Tabak gehalten, lustig Seegras geschmaucht und das ganze Haus verpestet.

Geschichtskalender. 15. Februar 1763. Ende des siebenjährigen Krieges.

15. Februar 1795. Karl Theodor, Kurfürst von Bayern, vermählt sich mit Maria Leopoldine, Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este Tochter.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der K. Weissenbrt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 40 Dienstag, 16. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Daß übrigens Sir Francis zu Fuß gegangen, um zum „Raben", wo er wohnte, zu gelangen — der Hirschenwirth hatte ihm bereits die Thür gewiesen — hatte seine guten Gründe. Als er aus den Händen der Kannibalen befreit, fluchend und schimpfend, am Ufer des Teiches stand, fuhr ein leerer Wagen vorüber, den seine Begleiter auch sogleich in Beschlag nehmen wollten, aber der Kutscher weigerte sich entschieden, den neu ausgepolsterten Wagen so verunreinigen zu lassen, und da im Momente kein anderes Fuhrwerk aufzutreiben war, nahmen ihn seine Begleiter in die Mitte, und schleppten ihn mehr todt als lebendig in sein Gasthaus, wo er froh war, Mr. Carlyle vorläufig nicht weiter entgegentreten zu müssen.

Miß Carlyle sollte heute in Ost-Lynne speisen, und machte sich mit Mrs. Carlyle, Madame Vine und Lucy dahin auf den Weg. Der junge Lord Vane hatte sich ihnen angeschlossen, denn er und sein Vater betrachteten Ost-Lynne als ihr Absteigequartier.

Mount-Severn, der jüngere, gerieth bei der Schilderung dieser Affaire in Entzücken, und die Scene am Teich mit den „Gelben" war ein Hochgenuß für ihn gewesen.

„Du wärst vor Lachen gestorben, Lucy, sag' ich Dir, hättest Du den elenden Köter so von Schlamm triefend sehen können; ich gäbe mein ganzes Taschengeld von sechs Monaten darum, könnte ich eine Photographie von der Figur, die er machte, haben! Lucy lachte herzlich über diese Geschichte! Das arme Kind wußte nicht, wie schwer der „triefende Köter" sich an ihr versündigt hatte!

Als Miß Cornelia sich in dem kleinen Kabinette neben ihrem Schlafzimmer umkleidete, das einst Richard's Versteck für eine Nacht gewesen, klingelte sie nach Justinen. Diese beiden Pieçen blieben nämlich ausschließlich unter dem Namen „Miß Cornelia's Zimmer" zu ihrem Gebrauche reservirt, wenn sie auf kürzerem oder längerem Besuch in Ost-Lynne verweilte.

„War ein hübscher Spektakel das heute in der Stadt, Juste."

„Ja, Ma'am, ich habe davon gehört. Ist ihm Recht geschehen! hätten sie ihn lieber gleich ertränkt, den elenden Menschen; Squire Pinners Knecht, Bill White, ist auf ein Stündchen bei Peters gewesen, und hat es erzählt. Na! der wäre zerplatzt, wenn er's nicht hätte erzählen können, so aufgeregt war der Kerl!"

„Peter ist so außer sich darüber gerathen, daß er vor Freuden geweint hat."

„Geweint?"

„Ma'am, Sie wissen, der Peter hätte das Leben für Lady Isabella gegeben, so verehrt hat er sie. Er meinte, seit Langem hätte ihm nichts mehr so viel Vergnügen gemacht . . . . . und damit fing er zu heulen an, wie ein Kind, und gab dem Bill eine halbe Krone."

„Bill versicherte, er habe ihn bei dem einen Beine gehalten, als man ihn untertauchte. Die Afy hat auch den Spektakel mit ansehen müssen, wenn Ma'am schon verzeihen wollten, daß ich mich unterstehe, diesen Namen vor Ihnen zu nennen; wie sie darauf zu uns hereinkam, ist sie vor Entsetzen in Krämpfe gefallen."

„Wie ist denn die dazu gekommen?" sagte Miß Corny schnippisch, denn ihr Blut gerieth schon wieder in Wallung, als sie des Mädchens Namen hörte. „Ich habe sie nicht gesehen, und bin doch auch dabei gewesen."

„Sie war von ihrer Dame Mrs. Latimer mit einem Auftrag an die Gouvernante hergeschickt worden; ich glaube die Dame hatte Nachrichten aus Deutschland von einer jungen Gräfin erhalten, die sie ihr mittheilen wollte. Afy war den Feldweg gegangen, und gerade am Steg in der Nähe des Teiches, als die Komödie losging."

„Möchte wissen, weßhalb sie darüber in Krämpfe zu fallen hatte?" bemerkte Miß Corny spöttisch.

„Sie sagte, es habe sie gar so angegriffen," antwortete die harmlose Stiefschwester.

„Wahrhaftig, es hätte ihr gar nichts geschadet, wenn man sie gesellschaftshalber mit sammt ihm ein wenig eingetunkt hätte!"

Juste schwieg. Es brachte keinem Menschen etwas ein, Miß Corny zu widersprechen. Ueberdieß konnte sie nicht in Abrede stellen, daß für Schwester Afy eine kleine Kur recht heilsam sein dürfte, wenn sie sich die-

Digitized by Google

ſelbe auch eben nicht ſo energiſch dachte, als das alt-engliſche barbariſche Untertauchen."

„Juſte," fragte Miß Carlyle, plötzlich dem Geſpräche eine andere Wendung gebend, „an wen erinnert Dich die Gouvernante hier im Hauſe?"

„Ma'am," entgegnete das Mädchen etwas überraſcht. „Die Gouvernante? Meinen Sie Madame Vine?"

„Mein' ich etwa Dich oder mich? ſind wir Gouvernanten?" ſchrie Miß Corny heftig. „Wen anders ſoll' ich meinen? als die Madame?"

Juſtine antwortete mit geſenkter Stimme, während der geſtrengen Jungfer ſcharfe Augen prüfend auf ihr hafteten.

„Zu Zeiten erinnert ſie mich an meine verſtorbene Lady, ſowohl im Geſicht als in ihrem ganzen Weſen. Aber ich habe das noch gegen Niemand geäußert, Ma'am, Sie wiſſen ja, der Name Lady Iſabella's darf im Hauſe nicht mehr genannt werden."

„Haſt Du ſie ſchon ohne ihre Brille geſehen?"

„Nein, niemals."

„Aber ich, ich habe ſie heute ohne Augengläſer geſehen, und ich ſage Dir, Juſte, ich war ganz frappirt von der Aehnlichkeit! Man könnte meinen, der Geiſt Lady Iſabella Vane's ſei wieder aus dem Grabe geſtiegen, und gehe auf der Welt herum."

„O! Ma'am, ich bitte Sie, ſpaſſen Sie mit ſo was nicht!" bat Juſte, plötzlich bleich geworden, mit ängſtlicher Geberde.

„Spaſſen!" entgegnete Miß Carlyle mit gerunzelter Stirne. „Wann pfleg' ich zu ſpaſſen, Juſte?" Sie ſprach jedoch kein Wort weiter über die Sache.

„Was iſt denn daran, daß ich höre, William ſei wieder ſchlechter?" fragte ſie endlich nach einer Pauſe.

„Mir kommt es nicht ſo vor, als ob er viel ſchlechter ſei, Ma'am, er iſt freilich recht ſchwach, und beſonders gegen Abend immer weniger bei Kräften, und im Ganzen abgemagert und elend, aber ich kann nicht daran glauben, daß es ſo gefährlich mit ihm ſtehe, als man es machen will."

„Wenn ich glauben ſoll, was man mir davon ſagt, ſteht es wirklich ſehr ſchlecht mit dem Kinde."

„Wer ſagte Ihnen das, Ma'am?"

„Die Gouvernante. Sie war dieſen Nachmittag in völliger Verzweiflung über Williams Krankheit und redete in einem Ton darüber, als ob ſchon Alles verloren ſei."

„Ich weiß es, daß Madame Vine ihn für ſehr bedenklich krank hält; ſie hat auch mit mir ſeit ein paar Tagen öfter darüber geſprochen."

„Möchte mich wundern, wenn er aufkömmt, bemerkte Jungfer Corny mit großer Seelenruhe; er iſt das leibhaftige Ebenbild ſeiner Mutter, die auch ſo ſchmächtig und ſchwächlich geweſen iſt, daß man nie recht wußte, wie man mit ihr daran iſt."

Nach Tiſche, ein paar Stunden ſpäter, ſaßen Miß Cornelia und Lord Mount-Severn auf einem Sopha nebeneinander und nahmen den Kaffee.

Sir John Dobede und ein paar befreundete Gentlemen waren gleichfalls zu Gaſt geweſen. Der junge Vane und Lucy lachten und ſchäkerten miteinander, und ging es überhaupt ziemlich lebhaft und geräuſchvoll her. Miß Carlyle benützte dieſen Augenblick, und wendete ſich zu Lord Mount-Severn und ſprach:

„Iſt es eine unumſtößliche Thatſache und gründlich bewieſen, daß Lady Iſabella todt iſt?"

(Fortſetzung folgt.)

Das Schlachtfeld von Oeverſee.

Schleswig, 9. Februar.

So eben komme ich von Flensburg zurück, wohin ich mich geſtern Früh begab, um mich von dem Stande der Dinge zu überzeugen, und ich will Ihnen in kurzen Worten das Reſultat meiner außerordentlich beſchwerlichen Reiſe erzählen. Eine Meile nördlich von Schleswig, da, wo die Idſtedter Haide anfängt, liegen die erſten im Stiche gelaſſenen Geſchütze; es ſind ausſchließlich Kanonen der ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Armee, und Preußen und Oeſterreich mögen vor 12 Jahren wenig daran gedacht haben, daß ſie das, was ſie den Dänen überlieferten, unter ſolchen Umſtänden wieder erobern würden. Je weiter man nach Norden kommt, deſto häufiger werden die umgeworfenen Kanonen, Pulver- und Munitionskarren, bei Helligbeck, mitten zwiſchen Schleswig und Flensburg, liegen ein paar erſchoſſene ungariſche Huſaren, Blutlachen beweiſen, daß der Kampf hier ſchon angefangen hat. Ich zählte von Helligbeck bis Oeverſee fünf todte Pferde und vier menſchliche Leichen, die noch auf derſelben Stelle lagen, wo ſie vor 36 Stunden gefallen waren. Als ich Oeverſee erreicht hatte, änderte ſich das Bild. Ueberall waren Bauern und Soldaten damit beſchäftigt, Gruben zu graben, überall wurden Haufen von Patrontaſchen und Torniſtern zuſammengeſchleppt. Man hatte mir geſagt, ich würde noch mehrere Hundert Todte liegen ſehen; ich blickte aber vergebens um mich und fing ſchon an zu glauben, daß die Berichte über die Schlacht ſehr übertrieben wären, als ich plötzlich bei einer Biegung des Weges 30—40 Gefallenen im Chauſſeegraben liegen ſah, lauter Oeſterreicher, die, ſo weit ich es im Vorbeifahren unterſcheiden konnte, durch den Kopf geſchoſſen waren. Schaudernd wandte ich mich ab, — aber wohin ich blickte, überall lagen menſchliche Leichen; hier einzelne, dort ganze Reihen — alle in den Kopf geſchoſſen. In einem Walde weſtlich des Weges mußte heftig gekämpft worden ſein, denn die Erde war an vielen Stellen mit Todten bedeckt, — der Schnee an andern Stellen mit Blut getränkt. Hinter

Digitized by Google

dem Walde liegt eine Wiese von 3—400 Fuß Breite; hinter der Wiese läuft ein Zaun, hinter welchem die Dänen festen Fuß gefaßt zu haben schienen, denn ganze Reihen von Oesterreichern lagen unmittelbar vor dem Zaune, ganze Reihen von Dänen lagen dahinter. Das Terrain steigt jetzt und bildet eine Höhe, die etwa fünfzig Fuß erreicht und fast senkrecht nach Süden abfällt. Zahlreiche Leichen österreichischer Jäger beweisen, daß sie einen harten Stand gehabt, ehe sie den steilen Abhang erstiegen und den Feind zum Weichen gebracht haben; nördlich der Höhe ist das Terrain wieder flach, und die gefallenen Pferde, die Dollmans und Husarenkäppis geben Zeugniß für den Kampf der braven Liechtensteiner. So geht es fort bis Flensburg; überall liegen Gefallene, die unter der Schneedecke doppelt geisterhaft aussehen, überall sieht man klaffende Köpfe, gräßlich entstellte Gesichter. Ich sah einen Oesterreicher vom Regiment Belgien, dessen ganzes Gesicht zerrissen und vom Pulver verbrannt war, und als ich einen Offizier dieses heldenmüthigen Regiments nach der Ursache der vielen Kopfwunden fragte, erhielt ich zur Antwort: „Wir sind 3½ Meilen im Laufschritt marschirt und haben den Feind angegriffen ohne einen Schuß zu thun. Er gab sein Feuer auf fünf Schritte Distance ab und unsere Leute hieben ihn mit dem Kolben nieder!“ Jetzt war mir Alles erklärlich. Deßwegen lagen die Oesterreicher in Reihen vor dem Zaune auf der Wiese; deßwegen lagen Reihen von Dänen hinter dem Zaune! Anderthalb Stunden ist mit entsetzlicher Erbitterung gefochten worden; in anderthalb Stunden verloren die Oesterreicher vom Regiment König der Belgier 600 Mann und von den Jägern 700 Mann. Eine Jäger-Kompagnie zählte nach der Schlacht 28 Mann; ein Kadet, ein junger, hübscher Mensch, der mir auf dem Krankenwagen begegnete, hatte es mit drei Dänen aufgenommen. Sie fehlten ihn alle drei; er erschoß einen, stieß den andern nieder, und da ihm das Gewehr entfiel, schlug er mit der Faust den dritten zu Boden. In dieser Weise müssen alle gekämpft haben, sonst wäre der ungeheure Verlust der Dänen, der doppelt so groß als der der Oesterreicher, nicht zu erklären. Eben so brav wie die Infanterie, haben sich die Husaren geschlagen. Im Schleswiger Lazareth liegt einer dieser kecken Reiter, der von fünf dänischen Dragonern angegriffen wurde, zwei von ihnen tödtete, einen in die Flucht jagte und die beiden Anderen verwundete und gefangennahm; er ist selbst in der Hand und an der Schulter verwundet, liegt aber jetzt, seine Cigarre stolz rauchend, neben seinen beiden Gefangenen, und sucht sich mit ihnen zu verständigen, so gut es gehen will. Aber auch die Artillerie hat sich rühmlichst ausgezeichnet und den glänzendsten Beweis geliefert, daß die gezogenen Geschütze selbst Vierundachtzig-Pfünder in kurzer Zeit zum Schweigen zu bringen wissen. Eine Batterie gezogener Zwölf-Pfünder hat in einer halben Stunde eine etwa 4000 Ellen entfernte dänische Batterie Vierundachtzig Pfünder vollständig demontirt. In ernster Stimmung verließ ich heute Morgen Flensburg und hatte den traurigen Anblick der Gefallenen zum Zweitenmale; es lagen heute noch über hundert Leichen auf und an der Chaussee, und in dem eisigen Schneesturme dürfte manche vorläufig den Nachsuchungen der Bauern entgehen, die erst beim Anbruch des Frühjahres zur Erde bestattet werden wird. Die Beute, welche bisher gemacht ist, besteht in circa 100 Geschützen, 3 Millionen Pfund Heu und Stroh, 1200 Zentnern Pulver und neun Schiffsladungen voll Hafer, Speck und Lazareth-Gegenständen; die Zahl der dänischen Gefangenen beträgt etwa 800 Mann. In Schleswig liegen 2000 Verwundete, von denen sehr viele Bajonnetstiche, Kolbenhiebe und Kopfwunden erhalten haben.

Aus dem Gerichtssaal.

Alter schützt vor Thorheit nicht.

Wien, 9. Februar.

Im Hause des Sprachlehrers Kühne lernte Dr. K., Konzipient einer Advokaturs-Kanzlei, eine reiche Erbin, die Besitzerin eines Hauses in der Spiegelgasse, kennen und diese flüchtige Bekanntschaft sollte ihre Folgen haben. Die Dame, ein bereits im vorgerückten jungfräulichen Alter stehendes Fräulein Martini, interessirt sich für den noch sehr jungen, schüchternen Advokaturs-Konzipienten und lud ihn öfters in allen Formen des Anstandes und der Schicklichkeit zu sich ins Haus und Dr. K., welcher einen Kummer im Herzen trug (denn er liebte, und vielleicht hoffnungslos, ein schönes blühendes Mädchen), ließ sich nicht lange bitten, suchte und fand Zerstreuung im Hause seiner guten Freundin, an der Seite des Fräuleins Martini.

Das Fräulein, welches nach einem mehrmonatlichen Umgange mit Dr. K. höchstens einige Seufzer zu hören bekam, hoffte vergebens auf eine Werbung um ihre Hand und faßte daher eines Abends den Entschluß, ihrem schüchternen Adonis den Weg zu bahnen. Die Heirathsfrage wurde vielfach ventilirt und nach mehrstündiger Variation dieses Thema's gelangte die Dame zu folgenden Fragen: „Und wie denken Sie, Herr Doktor, über die Ehe?“ Dr. K. malte Hymens Fesseln mit den rosigsten Farben, das Gesicht der Dame verklärte sich und mit einem Pochen des Herzens frug sie weiter: „Wenn Sie sich die Ehe so schön denken, haben Sie auch schon daran gedacht, sich zu verehelichen?“ Dr. K. seufzte und mit zur Erde gesenktem Blicke antwortete er: Ich habe allerdings schon an eine Verehelichung gedacht, auch bereits eine Wahl getroffen doch — (hier steckte der junge Mann und die Dame fiel hastig ein: „doch“), doch die Dame, die ich erkor, ist reich, sehr reich, indeß ich kein Vermögen besitze. Ich

Digitized by Google

habe sonach zu besorgen, daß man in meiner Liebe etwa die Sucht nach dem Erwerbe von Glücksgütern finden und mich abweisen könnte, und darum trage ich meine Neigung verschlossen in meinem Herzen.

Dieser Unterredung folgte eine kurze Pause und sodann die Verabschiedung, ein herzliches Lebewohl für den Abend. Fräulein Martini schloß, wie die Kriminalisten sagen, aus dem Zusammentreffen von Umständen, daß nur sie die Geliebte des Dr. K. sein könne und war den ganzen Abend in fieberhafter Aufregung. Schon in den frühesten Morgenstunden des nächsten Tages begab sich die Dame zu ihrem Notar, ließ eine Schenkungsurkunde ausfertigen, durch welche sie dem Dr. K. die Hälfte ihres Stadthauses cedirte und ihn so nach allen Formen Rechtens in den Besitz eines Vermögens von 140,000 fl. versetzte. Es erfolgte die grundbücherliche Vormerkung dieser Urkunde durch den Vertreter der Dame, und sobald Alles in bester Ordnung war, sandte sie die Schenkungsurkunde dem Dr. K. zu und schrieb ihm ungefähr: „Hiermit habe ich das ihrer Verehelichung im Wege stehende Hinderniß beseitigt und erwarte, da Sie nunmehr auch ein reicher Mann sind, daß Sie um die Hand der von Ihnen Erkorenen muthig anhalten werden." Dr. K. war überglücklich; er eilte in die Wohnung des Bauunternehmers Dr. Böhm, seines nunmehrigen Schwagers, und hielt um die Hand von dessen Schwägerin (Fräulein Fischel) an. Nachdem zwischen den jungen Leuten längst Alles in Ordnung war und durch den Erwerb der erwähnten Haushälfte der Kaufalnexus auch für die Schwiegereltern hergestellt wurde, stand der Verlobung kein Hinderniß mehr im Wege und Dr. K. belohnte seine edle Wohlthäterin (Fräulein Martini) mit der Zusendung einer Verlobungskarte.

Sobald sich das Fräulein Martini vom Schreck erholt hatte, eilte sie abermals zu ihrem Vertreter und wollte die Schenkung rückgängig machen; doch zu spät. Und da Dr. K. auf das Geschenk gutwillig nicht verzichten wollte, wurde ein Prozeß angestrengt. Beide Instanzen hatten zu Gunsten des Dr. K. entschieden, weil in der Schenkungsurkunde keinerlei Anhaltspunkte für eine bedingungsweise Schenkung ersichtlich sind, und weil die Angaben des Fräuleins Martini, sie hätte diese Schenkung nur darum ausgefertigt, weil ihr Dr. K. ein Eheversprechen gemacht, durch gar nichts unterstützt werden, wodurch ein rechtlicher Anhaltspunkt geboten wäre, die Giltigkeit des Besitzes für Dr. K. in Zweifel zu ziehen.

Mannigfaltigkeiten.

[Dr. H. Marggraff †], als Literaturhistoriker und Dichter bekannt, Redakteur der Blätter für literarische Unterhaltung, ist am 11. in Leipzig einer Brustentzündung erlegen. Er wurde in den letzten Jahren von der Schillerstiftung unterstützt und hinterläßt eine zahlreiche Familie.

Das Offizierkorps des 9. österreichischen Feldjägerbataillons veröffentlicht von Oeversee aus folgenden Nekrolog: „Es ist eine heilige Pflicht, eine gute, schöne That der Mit- und Nachwelt zuzurufen, damit sie ihre Anerkennung finde und das Alter wisse und die Jugend lerne, unsere Heroen im eigenen Vaterlande zu suchen. Oberlieutenant, Bataillonsadjutant Friedrich Laiml Ritter v. Dedina, Zögling der Wiener-Neustädter Akademie, Sohn des k. k. pensionirten Obersten und ehemaligen Kommandanten des Infanterie-Regiments Baron Prohaska Nr. 7, hatte sich schon im Feldzuge 1859 trotz seiner Jugend in der Schlacht von Solferino die Anerkennung seiner Kameraden und Vorgesetzten zu erwerben und hat den auf den blutgedüngten Feldern Italiens gepflanzten Lorbeer hier im hohen Norden um seine Schläfe zu winden gewußt. Am 6. Febr. gegen 3 Uhr Nachmittags fand das Gefecht bei Oeversee statt, welches sich zwischen der Avantgarde des Generalmajors v. Nostitz und den von Flensburg zur Deckung der retirirenden dänischen Armee entsendeten dänischen Hülfstruppen entspann, das 9. Feldjägerbataillon mit Liechtensteinhusaren an der Spitze. Oberlieutenant Laiml zu Pferd ritt auf der Hauptstraße im stärksten Kugelregen vor bis an die Spitze der auf der Straße vorrückenden Jäger-Sturmkolonne; ritt ihr voran; zuerst wurde sein Pferd verwundet, er stürzt mit demselben zu Boden, springt auf und stürmt mit dem Säbel in der Faust voran — erhält einen Schuß in den Fuß — vorwärts, vorwärts stürmt er bis an den Fuß der bewaldeten Höhe; hier im Handgemenge streckt ihn ein Kolbenschlag zu Boden — er rafft sich auf — vom Blute triefend, mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser, vorwärts!" ruft er vorwärts, bis eine Kugel in die Brust des Helden Leben und Laufbahn hemmt. Der Soldat muß im Bewußtsein erfüllter Pflicht seine Befriedigung finden; der Kameraden Pflicht ist es aber, den Namen dieses Helden den Blättern der Geschichte, der Unvergeßlichkeit zu übergeben.

Geschichtskalender. 16. Februar 1468. Entscheidung Herzog Ludwigs von Bayern-Landshut und der übrigen, zu Schiedsrichtern erwählten Fürsten gegen das Recht der Erstgeburt zu Gunsten Herzog's Christoph, welche von Herzog Albert IV. von Bayern-München durch kluge Unterhandlung beseitigt wird.

16. Februar 1545. Kurfürst Moritz errichtet ein Konsistorium in München.

16. Februar 1799. Maximilian Joseph, Herzog von Zweibrücken, nachmals König Max I. Joseph, tritt die Regierung von Bayern an.

Redakteur: Gustav Kessler. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 41 Mittwoch, 17. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Der Graf starrte sie verwundert an. Die Frage kam ihm mehr als sonderbar vor.

„Versteh' ich recht, Miß Carlyle? Ob sie todt ist? Gewiß ist sie es!"

„Als Ihnen die Nachricht von ihrem Tode zukam, haben Sie sich des Genauesten um alle Details erkundigt, und sich die Bestätigung darüber verschafft, nicht wahr Mylord?"

„Freilich habe ich das gethan! Sie ist in derselben Nacht gestorben, als das Unglück auf der Bahn von Cammere stattgefunden hatte, wobei sie entsetzlich verstümmelt worden sein soll."

Nach einer längern Pause fing Miß Corny auf's Neue an; es schien, als sei sie schwer zu überzeugen. „Und es ist wirklich kein Zweifel möglich, Sie haben gültige Beweise, daß sie todt ist?"

„Es war meine Pflicht, mir diese Beweise zu verschaffen, denn außer mir war Niemand mehr auf der Welt, der sich darum bekümmert hätte."

„Und glauben Sie, daß kein Irrthum möglich gewesen sei?"

„Nein, sie ist so gewiß todt, als Sie und ich beim Leben sind. Warum fragen Sie mich dieß?"

Der Graf sprach nur nach seiner innern Ueberzeugung, als er Isabella's Tod für erwiesen erklärte.

„Ich frage . . . . weil mir heute, aber erst heute! der Gedanke eingefallen, ob nicht etwa ein Irrthum obwalten könnte."

„Wäre dieß der Fall, müßte ich es erfahren haben, denn dann hätte sie unfehlbar die Jahresrente bezogen, die ich ihr ausgeworfen hatte. Aber das Geld ist seitdem nicht mehr erhoben worden. Sie hätte mir auch geschrieben, wie ich es mit ihr verabredete. Nein! das arme Geschöpf ist todt, da ist kein Zweifel, und hat seine Sünden mit ins Jenseits hinüber genommen."

Diese Beweisgründe hatten sehr viel Richtiges, und Miß Carlyle ließ sie gelten.

Den folgenden Morgen liefen Lord Vane, Lucy und William auf dem Rasenplatze vor dem Hause um die Wette herum; der junge Viscount war ohne alle Umstände beim Frühstück von Madame Vine und den Kindern erschienen und hatte Letztere hinunter geschwatzt. Der arme kleine Will lief mit den andern, um eben auch dabei zu sein! Seine Füßchen waren aber bald müde, und sein Athem versagte ihm den Dienst. Lord Vane gab Miß Lucy die halbe Streckenlänge Vorsprung, und überholte sie dann trotzdem. Die Wette sollte um fünf Küsse gelten, wenn Lucy sie verlieren würde. Die kleine Miß meinte zwar, einer wäre auch genug, aber der edle Lord verstand sich die fehlenden zu erkämpfen, und bekam so alle Fünfe. Lady Isabella hatte den kleinen, pausbackigen Archie bei sich im grauen Zimmer zurückbehalten, und hielt ihn auf ihren Knien, während sie das Kind mit jener leidenschaftlichen Zärtlichkeit umschlungen hielt, die nur eine Mutter für ihr Kind haben kann, als plötzlich Mr. Carlyle zu ihr eintrat.

„Man stört Sie doch nicht, Madame Vine?" sagte er freundlich lächelnd. Sie ließ Archie zu Boden gleiten, und stand auf. Archie lief zu seinen Geschwistern hinunter.

„Bleiben Sie doch sitzen," sagte Carlyle, auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz nehmend, und ohne Zweifel ihre Schildkrötbrille bewundernd. „Ich komme, Sie Williams wegen zu Rath zu ziehen, Madame Vine. Was halten Sie von ihm?"

Isabella rang nach Athem. Allein zu sein, mit ihm! Sie suchte ihre Stimme zu bemeistern, die zitterte und bebte, als sie antwortete. „Er ist wenig verändert!" murmelte sie; aber sie faßte sich endlich dennoch, und es gelang ihr ruhiger zu werden.

„Sie erwähnten Sir," fügte sie hinzu, „daß noch ein Arzt konsultirt werden sollte."

„Gewiß, ich wollte ihn wieder nach Lynneburg zu Dr. Martin bringen; aber ich bin so sehr mit Geschäften überhäuft, daß ich diese ganze Zeit über nicht daran denken konnte, und auch gar nicht weiß, wann ich einen Tag frei haben werde . . ."

„O lassen Sie mich mit ihm hinfahren," rief sie bittend aus. „Ich glaube, daß wirklich keine Zeit zu verlieren ist. Wir können mit der Bahn hinkommen. O! Sie dürfen ihn mir getrost anvertrauen!"

Carlyle lächelte. „Ohne Zweifel kann ich das, liebe Madame Vine," antwortete er, „und Ihr Vorschlag kömmt mir ganz gelegen . . . wenn es Ihnen nur nicht zu viel Mühe verursacht . . ."

Digitized by Google

Mühe! Wenn ihres Kindes Leben auf dem Spiele stand.

„Lassen Sie uns gleich heute fort," bat sie mit fieberhafter Ungeduld.

„Ich will nur erst sehen, ob Mrs. Carlyle den Wagen nicht für sich braucht," antwortete er. „Es wird besser sein, mit dem bequemen Ponieswägelchen, als in dem vollgepfropften Waggon hinzufahren."

Wie schlug ihr Herz bei diesen Worten in wilder Empörung. Mußte also erst auf Mrs. Carlyle's mögliche Laune Rücksicht genommen werden, wo es sich um das Leben ihres Kindes handelte! Aber nach einigen Augenblicken faltete sie die Hände mit demüthiger Ergebung auf ihrer Brust; war das der geduldige Sinn, mit dem sie ihr Kreuz zu tragen entschlossen gewesen? Sie hatte in letzter Zeit sich selber so oft zu demuthsvoller Geduld ermahnen und diese Frage an sich stellen müssen!

Carlyle kam mit der Antwort zurück, daß der Wagen mit den Ponies zu ihren Diensten stehe.

„John wird kutschiren, und Sie werden in Lynneburg in dem Hotel absteigen, das ich gewöhnlich zu besuchen pflege; Dr. Martin wohnt nur ein paar Häuser weit davon entfernt. Obwohl sie auch dort speisen können, wird es für William besser sein, wenn er noch hier Etwas zu sich nimmt, und nicht so lange zu warten braucht."

„Ganz wohl, ich danke Ihnen, Sir; um welche Zeit können wir wegfahren?"

„Wann es Ihnen beliebt. Etwa gegen zehn Uhr? Denken Sie nicht so?"

„O ja! Sir! Ich danke Ihnen."

„Wofür wohl?" sagte Carlyle lachend. „Daß Sie eine beschwerliche Reise zu machen haben? Ich bitte, das Honorar für den Doktor hier zu übernehmen; eine Guinee . . .", er zog seine Börse; „hier Madame Vine, wollen Sie das berichtigen."

Sie nahm das Geld, das er auf den Tisch gelegt hatte.

„Ganz wohl, Sir!"

„Und . . . Sie können Dr. Martin darauf aufmerksam machen, daß des Kindes Leibesbeschaffenheit ganz dieselbe ist, wie die . . . seiner Mutter," fügte Carlyle mit einem leichten Erröthen bei; „das kann ihn vielleicht bei dem ganzen Verfahren leiten. Er machte selber diese Bemerkung, als er William vor ein oder zwei Jahren in einer Krankheit behandelte."

„Ganz wohl, Sir!"

Er ging weg. Sie schleppte sich hinauf in ihr Zimmer und sank, in bittere Thränen ausbrechend, in einen Stuhl. Welche Verzweiflung zerriß ihr gemartertes Herz auf's Neue? Ach! Sie liebte ihn, den sie auf ewig verloren, nun mit einer Leidenschaft und Inbrunst, die ihr unsägliche Qualen bereiten mußte! Sie liebte ihn, und Alles trennte sie von ihm, und sie war todt und begraben für ihn, während sich ihr Herz in schmerzlichem Sehnen und tödtlicher Eifersucht verzehrte.

Unglückliche Isabella! — So solltest Du nicht das Kreuz auf Deinen Schultern zur letzten Stätte tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben

(Fortsetzung.)

Rohn ließ die letzten Worte unbeachtet und bemerkte in aller Gelassenheit: „Wir bezahlen für zwei Stuben, jede mit der Aussicht in einen Hof, und für eine Schornsteinecke, welche die Stelle der Küche vertritt, vierzig Gulden. Es ist bei den jetzigen Miethpreisen nicht viel, allein dafür halte ich die Bücher des Herrn Gschwandner im Stand, schreibe alle Briefe und Rechnungen und helfe seinen Jungen im Lesen und Schreiben nach. Ich mache seinen Buchhalter und Hauslehrer."

„Und was ist die ganze Woche für ein Gelauf mit diesen Rechnungen und den ungezogenen Rangen!" eiferte Crescenz. „O, ich konnte in meinem Zorne nicht mehr an mich halten, und sagte es ihr einmal rundweg in's Gesicht — der hochgetragenen, unverschämten Person! Da hättest du sehen sollen, wie sie die Arme in die Seite stemmte, mir höhnisch ins Gesicht sah und sich in eine Fluth gottloser Reden ergoß! Ihre Jungen — eiferte sie — bekämen jetzt schon mehr Tausende, als unsere verlumpten, halb verhungerten Würmer Pfennige. Sie könne sich einen Gymnasialprofessor als Hauslehrer halten, ihrem Manne hätten sich zur Buchführung schon arme Skribenten genug um fünf Gulden das Jahr angetragen, und sie hätte gute Lust, uns sofort auszubieten. Ich kam nicht mehr zum Worte — es war rein aus — Alles aus."

„Dir ist dein Recht geschehen," versetzte Rohn voll Unmuth. „Du kennst die Frau Gschwandner und ihre scharfe, schlagfertige Zunge, und immer bindest Du wieder an. Wie oft hab' ich dir schon gerathen, gib dem bösen Weibe keine Antwort, so erstickt es in seinem eigenen Gezeter?"

„Keine Antwort?" fuhr Crescenz zornig auf. „Keine Antwort, sagst du? So, so! Ich soll mich also zu meinem Elend auch noch verhöhnen lassen! Weißt du denn, wie die schlechte Person mich haranguirte und titulirte? Sie sei eine Bürgerstochter, — zeterte sie — achtbarer vermögender Leute Kind und könne vom Morgen bis zur Nacht keine Sekunde die Hände in den Schooß legen. Ich sei eine Magd gewesen, eine pure, ordinäre Küchenmagd, in die sich ein junger Schreiber vernarrt habe, und hätte durchaus nicht nöthig, mit jedem Blinzeln in meinen Triefaugen

Digitized by Google

so zimperlich zu thun. Es stünde mir weit besser an, die müßigen Finger zu rühren und meine vier Kinder nicht im Elend verdarben zu lassen. Krankheit und Faulheit sei zweierlei, und wer thätig sein möge, finde stets eine passende Arbeit . . ."

Crescenz konnte nicht weiter sprechen. Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, so ernst und dringend auch ihr Gatte abwehren mochte. Crescenz, die junge, vordem so starke Frau, träge! Crescenz, die bis zu ihrer Versorgung, wie man das Heirathen zu nennen pflegt, ohne Unterbrechung bei einer Herrschaft gedient hatte und ob ihres robusten Körpers und ihres rüstigen, unermüdeten Zulangens bei allen schweren Arbeiten von der gnädigen Frau Räthin so hoch gehalten wurde! Einen härteren Vorwurf konnte es nicht geben, denn in ihrem Fleiße und in ihrer Kraft bestand ihr einziges und ganzes Verdienst. Die junge Frau schüttelte schmerzhaft den Kopf und weinte trotz der wehen Augen bitterlich vor sich hin. Das Trostlose ihrer Lage schien sie zu erdrücken. Sie fühlte sich doppelt und dreifach elend, wenn sie der zwei ersten Jahre ihrer Ehe gedachte. Wie oft hatte die fleißige Schafferin an einem einzigen Tage zwei Dutzend Strohhüte gewaschen, geschwefelt, mit den glühenden Eisen getrocknet, gebügelt und façonnirt! Ihre geschickte Hand wurde bekannt, gelobt und selbst aus benachbarten Städten schickte man ihr zur Frühjahrsaison ganze Kisten getragener Strohhüte zur Restauration. Wie oft hatte ihr Mann gesagt, daß sie mehr verdiene, als zwei routinirte Schreiber! Es war ihre einzige und höchste Freude, diese Frühjahrsaison. Sie konnte sich geltend machen, und jeden Tage ging Geld ein; man konnte den Appetit der Kinder stillen, Betten, Kleider und Hausrath anschaffen und selbst einen Nothpfennig zurücklegen. Da brach unversehens die schwere Zeit der Noth herein. Das anstrengende Bügeln und der feine, giftige Schwefelstaub erzeugte Husten und heftiges Stechen in der Brust. Der Schwefeldampf und die heißen Dünste, welche von den schweren Bügeleisen aufstiegen, setzten sich in die Augen, daß sie entzündet anschwollen und wie Feuer brannten. Der Arzt sprach sein fürchterliches Veto: nichts mehr waschen, nichts mehr bügeln, wenn nicht Schwindsucht und vor ihr völlige Blindheit eintreten soll! Der Verdienst stockte, die Krankheit und das Augenleiden währten. Doktor und Apotheker verschlangen die Sparpfennige und noch mehr dazu, was ungetilgt im Buche des letzteren stand. Der armselige Gehalt des Mannes reichte nicht einmal zum Leben für Vater, Mutter und vier Kinder. Man schränkte sich ein, man rechnete und sparte, man versagte sich das Unentbehrliche, man lavirte und operirte und stieß immer wieder auf das alte Resultat, daß es jeden Monat weniger reichte und jeden Monat ein neues, größeres Defizit gemacht werden mußte, um das alte zu decken.

Rohn wankte nicht. Sein Muth und seine frohe Hoffnung bildeten eine feste Schutzwehr gegen die Schmähreden der Hausfrau und das Jammern seines eigenen Weibes. Die eine war herrisch, roh und bitterböse, die andere kränklich, ohne inneren Halt und voll Unmuth. So führten denn Beide manchmal Duette auf, die den ohrenzerreißenden Sonaten im Mondschein schwärmender Katzen nichts nachgaben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[van der Kun †.] Einer der bedeutendsten holländischen Ingenieure ist in Rotterdam gestorben, der Chef des Wasserbauwesens, van der Kun. Auch in Deutschland war sein Verdienst anerkannt, und deutsche Fürsten hatten ihn durch die Ertheilung hoher Orden zu ehren gesucht.

Als im Jahre 1680 Friedrich III. von Schleswig-Holstein (Gottorp) die kurfürstlich sächsische Prinzessin Maria Elisabeth heirathete, ließ er einen Gedächtnißthaler schlagen, der sich u. A. auch in der Kieler Münzsammlung findet. Derselbe trägt auf der Rückseite eine Inschrift, welche wieder für den gegenwärtigen Augenblick sehr wohl paßt, und die wir darum hier mittheilen, indem wir nur noch darauf aufmerksam machen, daß die Nessel das holsteinische, die Raute das sächsische Wappenzeichen ist:

Die Nessel und die Raute
Werden allhier vertraute
Gott lass Hollstein und Sachsen
Zusammen wohl aufwachsen!

[Todte Briefe.] Ein süddeutscher Postbeamter macht im „Bremer Handelsblatt" darauf aufmerksam, wie wichtig es ist, sich nicht nur im Briefverkehr mit Entfernterwohnenden, sondern überhaupt im brieflichen Verkehr an die Unterzeichnung des vollen Namens und genaue Angabe des Wohnortes zu gewöhnen. Er weist nach, daß bei allen größeren Postanstalten die Zahl der eingehenden unbestellbaren Briefe, welche wegen mangelnder Unterschrift auch nicht an den Adressanten zurückgesandt werden können und also als „todte Briefe" bezeichnet werden, viel größer ist, als man bei nicht vollständiger Vertrautheit mit der Postpraxis glaubt, und er theilt aus einer reichen Erfahrung Fälle mit, in denen die nothgedrungene Todterklärung von Briefen großes Unheil angerichtet hat. „Mir sind," sagt er, „wahrhaft erschütternde Beispiele mit solchen todten Briefen vorgekommen. Fälle, die mir Tage und Wochen die Gemüthsruhe geraubt haben, weil all' mein Bemühen, den Absender zu ermitteln, vergeblich war u. s. w."

Digitized by Google

In einigen Gegenden Ungarns hat in Folge der strengen Kälte der Nothstand eine erschreckende Höhe erreicht, so namentlich im Alföld. Dem Pesther „Hon“ geht darüber folgende Schilderung aus Karczag zu: „Wie die Agonie eines Kranken stumm und schrecklich ist, so stumm ist bei uns die Noth. Wenn uns in den verflossenen Monaten ein Nothleidender um ein Almosen ansprach, jammerte und weinte er noch. Heute hat er keinen Klagelaut und keine Thränen mehr. Mit schreckhaft abgemagertem Körper, mit spitz hervortretenden Knochen, mit tief eingefallenen Augen schleppt sich der Hungernde von einem verlassenen Hause zum anderen, bis er vielleicht im fünften oder sechsten Hause einen Menschen trifft, von dem er glauben kann, daß er noch ein Stück Brod besitzen dürfte. Der Hungernde braucht kein Wort zu sagen und es kommt auch kein Laut über seine Lippen. Es ist unmöglich, daß, wer noch ein Stück Brod, noch einige Pfennige besitzt, seinen Schatz nicht augenblicklich mit dem wortlosen, abgezehrten, hungernden Bruder theile. Wer wäre aber im Stande, die unzähligen Leidenden mit Almosen zu versehen? Und doch gibt es außer den Herumschleichenden noch eine große Zahl Kranker, Alter und Kinder, die nicht mehr im Stande sind, die kalten Zimmer zu verlassen und für welche an Ort und Stelle gesorgt werden muß, wenn sie nicht verhungern sollen.“

[Eine tragische Geschichte.] Aus Paris wird berichtet: Im Jahre 1859 war von den in Frankreich internirten österreichischen Kriegsgefangenen ein Böhme, Anton Merkel, freiwillig auf einem Pachthofe, wo er Beschäftigung gefunden hatte, in der Nähe von Poraur zurückgeblieben. Er machte später die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, das er, mit Einwilligung von dessen Eltern, zu heirathen im Begriffe stand, als sich ein gewaltiges Hinderniß seinen Zukunftsplanen entgegenstellte. Die österreichische Gesandtschaft verweigerte dem armen Merkel die Ausfertigung seiner Legitimationspapiere, bevor er sich nicht von der Anklage der Desertion vor einem k. k. Kriegsgericht verantwortet habe. Merkel, ein sehr überspannter Kopf, verfiel in tiefen Kummer und nahezu in Verzweiflung, als ihm von den Eltern des Mädchens vor kurzer Zeit bedeutet wurde, ein Verhältniß abzubrechen, das unter den bewandten Umständen nicht zur Heirath führen könne. Vor wenigen Tagen fand man auf dem Felde die Leichen Merkel's und seiner Braut, und daneben ein blutiges Rasirmesser und eine abgeschossene Pistole. Der Unglückliche hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach dem jungen Mädchen, ob nun mit dessen Willen oder nicht, beinahe den ganzen Hals durchschnitten und sich dann eine Kugel durch den Kopf gejagt.

In Meywar (Radschputana) ist unlängst, trotz des strengen britischen Verbots, eine Wittwenverbrennung vor sich gegangen. Die erlesene Satti (Gute, Treue), wie solche Opfer heißen, war die Wittwe eines Brahmanen; sie wollte sich dem Feuertod entziehen, ward aber von ihren Verwandten mit Gewalt zum Scheiterhaufen geschleppt und verbrannt. Die Schuldigen wurden ergriffen und von Hrn. Eden, dem englischen politischen Agenten, zu zwei- bis dreijähriger Deportation verurtheilt.

[Freimaurer-Statistik.] Nach dem „Courrier de Havre“ gibt es jetzt in der alten und neuen Welt zusammengenommen 8258 Freimaurerlogen mit etwa 500,000 aktiven Mitgliedern. Die Zahl der nichtaktiven und zurückgetretenen Mitglieder beläuft sich dagegen auf nahe an drei Millionen.

In Frankfurt fand am 1. Februar die Taufe der Ur-Urenkelin eines im 93. Lebensjahre stehenden Schneidermeisters statt. Der Ur-Urgroßpapa wohnte der feierlichen Handlung in Gesellschaft des Urgroßvaters, des Großvaters und des Vaters des Täuflings in erwünschtem Wohlsein bei.

Wie man sich in Berlin erzählt, hat der König kürzlich an Rothschild in Frankfurt die Anfrage stellen lassen, ob Rothschild geneigt sei, gegen Primawechsel auf den Namen und die Güter des Königs die Zwölf Millionen Anleihe zu übernehmen. „Nein! aber gegen Ministerwechsel“ lautete die Antwort Rothschild's.

Logogryph.

Im wüsten Weltgetriebe
Auf Schlimmes nur bedacht,
Hab' ich im Bund mit Liebe
Doch einst mein Glück gemacht.
Veränderst Du ein Zeichen:
Wohn' ich im fernen Land,
Ein Reiter ohne Gleichen
Im heißen Wüstensand.

Auflösung der Homonyme in Nro. 38:
Gericht.

Geschichtskalender. 17. Februar 1508. Ludwig V., der Friedfertige, tritt die Regierung in der Kurpfalz allein in den übrigen Landen aber in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich an.

17. Februar 1772. Erste Theilung Polens zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 42 Donnerstag, 18. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Das Erscheinen eines russischen Bären in West-Lynne.

Endlich kam der Tag heran, an welchem die Kandidaten ihre Ansprache an die Wähler halten sollten. Mr. Carlyle und seine vielen Freunde hatten sich auf den Balkon des „Rehbock" postirt, von wo aus er an die unten zahlreich versammelte Menge seine Ansprache hielt. Mr. Carlyle war ein einnehmender, gewinnender Redner, dessen Worte in das Herz seiner Zuhörer drangen. Indessen hätte er stottern und stammeln können und jedes seiner Worte wäre darum nicht minder mit stürmischem Jubel begrüßt worden. Er war nun einmal eine beliebte Persönlichkeit, und die ganze Stadt betrachtete seine Kandidatur gleichsam als eine persönliche Angelegenheit.

Sir Francis Levison seiner Seits haranguirte den Pöbel aus dem „Raben". Obgleich ein bequemes altes Gasthaus, hatte es doch keinen Balkon und Sir Francis war daher gezwungen, seine Zuhörer vom Fenster aus anzusprechen.

Um sich verständlicher zu machen, mußte er von dem obersten Fenster herabspringen, und auf dem hervorstehenden Rand des untern Bogenfensters Posto fassen. Da dasselbe aber zufällig mit keinen Fensterflügeln versehen war, konnte er sich nirgends anlehnen, und schwebte gleichsam in der Luft. Um nun nicht auf die Zuhörer herabzupurzeln, mußte er von zweien seiner Freunde gestützt werden, doch geschah dieß mit großen Schwierigkeiten, und mußte einmal sogar unter dem lauten Jubel der schadenfrohen Menge eine Leiter geholt werden, um einen der Herren aus einer fatalen Stellung, aus der er sich nicht hervorarbeiten konnte, zu befreien. Doch ertrug Sir Francis alle diese Unbequemlichkeiten mit stoischem Gleichmuthe.

So standen sie eben eines Nachmittags, wo die Wahlbewegung im höchsten Zuge war. Sir Francis, nebenbei ein herzlich schlechter Redner, ließ seiner Eloquenz die Zügel schießen, während der Haufen grunzend, zischend, lärmend, tobend und applaudirend die Straße einnahm und den Weg versperrte. Sir Francis konnte über Mangel an Zuhörern nicht klagen, denn die guten Leute von West-Lynne machten sich ein Vergnügen daraus, ihn anzuhören, und hie und da zu applaudiren oder auch auszuzischen. An diesem Nachmittage war die Pöbelmenge besonders zahlreich versammelt, denn Mr. Carlyle hatte eben beim Hirschen eine prachtvolle Ansprache gehalten, und seine Zuhörer eilten nun herbei, um die Reihen des gegnerischen Kandidaten zu vermehren. Die Menge war so groß, daß sich die Leute auf die Füße traten und stießen, um nur Etwas hören zu können. Da fuhr plötzlich ein offener Wagen fast in die dichte Menge hinein. Die Pferde, welche vor den Wagen gespannt waren, trugen rothe Abzeichen. Die Dame, die im Wagen saß, war Mrs. Carlyle.

Doch war die Menschenmenge zu dicht, um so leicht auseinandergejagt zu werden. Der Wagen konnte nur im Schneckenschritte vorwärts fahren und blieb häufig ganz stehen.

Auch Sir Francis gerieth mit seinem Redeflusse in's Stocken und mußte warten, bis sich die Verwirrung gelegt. Er verneigte sich jedoch nicht vor Barbara; denn die Erinnerung an die Aufnahme seiner Artigkeiten von Seite der grimmigen alten Jungfer schwebte ihm noch in viel zu lebhafter Erinnerung vor. Ueberdieß schien das kalte Douchebad, das er genommen, seine frühere Unverschämtheit bedeutend abgekühlt zu haben und er blickte daher nicht einmal auf Barbara, sondern wartete das Aufhören der durch den Wagen veranlaßten Störung ruhig ab.

Barbara, deren Gesicht durch das feine mit Spitzenfransen besetzte Parasol gegen die Sonnenstrahlen geschützt war, konnte sich nicht enthalten, einen Blick ächt weiblicher Neugierde auf den verhaßten Mann zu werfen.

In diesem Augenblicke jedoch erhob er seine Rechte, warf den Kopf in einer eigenthümlichen Weise zurück und strich sich das Haar von der Stirne. Seine unbehandschuhte Hand war weiß und zart wie eine Damenhand, während ein glitzernder Diamant an seinem Finger funkelte. Barbara's Wangen färbten sich hochroth und ihre Augenbraunen zogen sich wie von einem heftigen Schmerz durchzuckt zusammen.

„Das ist dieselbe Kopfbewegung, die man immer

Digitized by Google

an ihm in Oft-Lynne wahrgenommen und die Richard auch so lebhaft beschrieben. Jetzt glaube ich aus vollem Herzen, diesen Thorn endlich gefunden zu haben. Er und kein anderer ist es! Richard muß sich gewaltig geirrt haben, als er gesagt, Sir Francis Levison zu kennen."

Diese und ähnliche Gedanken schwirrten ihr so lebhaft durch den Kopf, daß sie fast nur mechanisch die zahlreichen achtungsvollen Grüße erwiderte, die ihr von allen Seiten entgegengebracht worden. Endlich rief eine Stimme:

„Vivat Carlyle! Carlyle für immer!"

Barbara neigte ihr anmuthiges Köpfchen nach allen Seiten und der Wagen konnte endlich passiren.

Mr. Dill, der ein passionirter Wahlagitator geworden, hatte natürlich bei der Rede seines Prinzipals nicht gefehlt.

Als nun die gedrängten Reihen der beiden Parteien durch Barbara's Wagen getrennt wurden, hatte es der Zufall gefügt, daß der alte Dill mit Mr. Ebenezer James vom andern Lager zusammen zu stehen kam. Mr. Ebenezer war eines jener vorkommenden Individuen, die allerlei versuchen, in keinem Stande jedoch auf einen grünen Zweig kommen. Zuerst war er Schreiber in Carlyles Kanzlei gewesen, welchen Posten er aber aufgab, um sich einer wandernden Schauspielertruppe anzuschließen, dann wurde er Handlungsreisender, Prediger einer dissentirenden Gemeinde, Omnibus-Kutscher, Steuerpächter und jetzt war er wieder Advokatenschreiber in der Kanzlei der mit Carlyle konkurrirenden Firma Ball und Treadmann. Im Ganzen ein gutmüthiger, gutherziger, fauler Kerl, hatte er nur den großen Fehler, daß er oft ohne Geld war und seine äußere Erscheinung dann sehr vernachlässigte. Sein Vater war ein sehr geachteter Mann gewesen, der sich etwas Vermögen im Geschäfte erworben hatte, aber er hatte nach dem Tode seiner Frau wieder geheirathet und abermals Kinder bekommen, wodurch er für seinen Sohn aus der ersten Ehe wenig thun konnte, dafür aber desto mehr Aerger mit ihm hatte.

„Nun Ebenezer, wie geht's Ihnen?" fragte Dill nach den ersten Begrüßungen.

„Es geht an, könnte aber besser sein."

„Habe ich Sie nicht gestern in Ihres Vaters Haus gehen sehen?"

„Ich bin aber auch recht bald wieder herausgegangen, denn ich bekomme dort immer mehr Stöße als Kreuzerstücke, doch unterbrechen wir die Beredtsamkeit nicht."

Dieß galt der Rede des Sir Francis, und der alte Dill hörte nun mit ruhiger Miene an, was der edle Baronet vorbrachte, während Ebenezer sein spöttisches Grinsen nicht verbergen konnte. Doch wurden sie plötzlich durch einen eigenthümlichen Laut etwas abseits vom großen Haufen der Zuhörer gelockt und sahen eine Figur ihnen entgegenwackeln, die sie in der Ferne für einen auf den Hinterbeinen wandelnden russischen Bären hielten.

„Ich will verdammt sein!" schrie Ebenezer, nachdem er die Figur lange angestarrt, „wenn das nicht Bethel ist."

„Bethel!" wiederholte der alte Dill, „was ist denn mit ihm vorgegangen, daß er so aussieht?"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatze.

Man errinnert sich, daß vor einigen Monaten in Genf ein Kongreß stattfand, angeregt durch die Erinnerungen, die ein Schriftsteller der franz. Schweiz auf dem Schlachtfelde bei Solferino aufgelesen hatte, um die Mittel zu berathen, wie eine wirksamere schnellere Hilfe der in Schlachten Verwundeten zu organisiren sei. Die meisten Staaten Europa's hatten ihre amtlichen Vertreter dabei, sie lobten die menschenfreundliche Idee in schönen Reden und gingen mit den besten Vorsätzen auseinander. Es sind einige Monate seitdem vergangen und was in der Zeit für die Verwirklichung des Gedankens geschehen, das lehrt nachfolgender Bericht des Korrespondenten der „Voss. Ztg.", der am 7. Früh-Morgens dem Siegeszuge nach Flensburg folgte. Er schreibt: „Heute bei noch dunklem Morgen benutzte ich mit einem Reisegefährten einen Bauernwagen, der sich seiner traurigen Ladung von Blessirten entledigt hatte, um auf blutigem Strohsitz nach dem Schlachtfelde zu fahren. Das war eine traurige Fahrt. Wir hatten Mühe, den uns entgegenkommenden — ebenfalls wieder mit Leidenden beladenen — Wagen auszuweichen. Einzelne Jammergestalten, denen noch Kraft geblieben, schleppten sich zu Fuß den schneebedeckten Weg entlang. In den Dörfern, die wir passirten, ein ungeheures militärisches Gewühl. Während wir die drei Meilen durchfuhren, war der Tag angebrochen. Der Schnee stiebte naßkalt nieder. In den Chausseegräben und auf den angränzenden Koppeln Menschen und Thiere sich in Qualen windend, die ihnen willfährigst zukommende Hilfe kaum zureichend. Hin und wieder erblickten wir fernab vom Wege aus dem tiefen Schnee hervorragende Gegenstände, die noch eine leise Bewegung erkennen ließen, dann aber immer mehr unter dem großen weißen Leichentuch verschwanden, das vom Himmel in kleinen Flocken niederfallend, sich zur stillen Decke wob. Dazwischen über die weite Fläche sich bewegende Soldaten, Aerzte, Landleute — deren Wagen auf der Landstraße hielten — die mit unermüdlichem Eifer Hilfe brachten, die freilich nur im leichten Verbande, in Einflößung von Stärkung an die bestanden, die schon seit dem gestrigen Abende hier ächzten und stöhnten, —

Digitized by Google

dann Transport der Aufgehobenen nach den Wagen, wozu sich namentlich auch die von vier Personen gehaltenen ausgebreiteten Mäntel eigneten. Wir, die wir längst unsern Wagen verlassen und uns den Helfenden angeschlossen, thaten, was in unsern Kräften stand. Die geistige gewaltsame Erregung stärkte uns fieberhaft, obgleich der tiefe Schnee leichtere Bewegung hemmte. Es gelang mir, einem österreichischen Jäger, dem der linke Fuß am Knöchel zerschmettert war, der sich gestern Abend aber hinter einem Knick (bekanntlich die niedern, strauchbesetzten Erdwälle, die die Ackerstücke abgrenzen) selbst verbunden und — wie er sagte — sogar ein paar Stunden geschlafen hatte, auf dem Rücken ein paar hundert Schritte nach dem Transportwagen zu tragen. Trotzdem, daß ihm unzweifelhaft die Amputation des Fußes bevorstand, und seine Schmerzen „sakramentisch" — sein eigener Ausdruck — waren, bewährte der junge Steyrer doch einen wahrhaft heroischen, natürlich mit Flüchen gegen die „Höllenhund' von Dänischen" gewürzten Humor. Jedenfalls war der Dank, den mir der arme Bursche am Wagen abstattete, ein origineller: „Küß' die Hand! Wann's mir mal brauchen, dann schaffen's nur! Ich helf' Ihnen auch!" Gott gebe, daß ich nicht in die Lage komme, ähnliche Hilfe anzunehmen. Was menschliche Hilfe für die armen Brüder — auch die zerfetzten Dänen wurden in jenen Stunden als solche behandelt — nur leisten konnte, geschah. Ich bin ein Thierfreund, und als solcher hat mir das jammervolle Leiden verwundeter Pferde, die ihrem Schicksal überlassen waren, wirklich das Herz zerrissen. Wer von den Anwesenden im Besitz eines Gewehrs war, erlöste die armen Geschöpfe von ihren Leiden durch einen Gnadenschuß. Ich habe dazu drei Revolverschüsse benutzt bei einem ungarischen Husarenpferde, dem eine Kartätschenkugel den Unterkiefer fortgerissen und bei zwei anderen Thieren, von denen dem einen ein Hinterfuß zerschmettert, während dem anderen die Eingeweide aus dem aufgerissenen Leibe getreten. Es lag in dem Stöhnen und in dem Blick des mühevoll erhobenen Hauptes der edlen Thiere eine wahrhaft rührende Bitte, sie von ihrem Leiden zu erlösen. Die Gegend in der wir uns befanden, lag etwa noch eine halbe Meile von Oeversee. Dieser „Vorhof des Schlachtelends" hatte mich — ich gestehe es offen — in eine Stimmung versetzt, die mir auf Augenblicke fast das Bewußtsein raubte. Zu dem allertiefsten Mitleid gesellte sich der bitterste Groll, für den ich in meinem Denken und Sinnen nach Individuen fahndete, die freilich weit außerhalb des Angriffs des Einzelnen stehen, die ich aber gern aus der Ruhe ihres diplomatischen Fauteuils hierher geschleppt hätte, um ihnen die Folge friedenbringender Verträge" zu zeigen oder zu geben. Vom weiteren Norden her rückkehrende Reiter theilten uns mit, daß das Hauptquartier der Oesterreicher und Preußen bereits in Flensburg sei, aber auch daß es dem Rest der Dänen — dem ihr König bereits flüchtig nach Kopenhagen zuvor geeilt war — gelungen sein soll, nach den Düppeler Schanzen zu entkommen. Die drei Stunden, die ich auf dem Blutfelde zubrachte, hatten meine Neugierde in mitleidvollsten Abscheu verwandelt und mir den Besuch in dem nahen Oeversee so verleidet, daß ich mich neben dem Wagen der Verwundeten her auf den Rückmarsch begab, später zum Fortkommen noch eines leeren Proviantwagens mich bediente und jetzt in den Nachmittagsstunden bereits wieder in Schleswig weile, wo Hunderte von Neugierigen aus Kiel, Altona und Hamburg angelangt sind, die das blutige Ereigniß zur Veranlassung einer sonntäglichen Vergnügungstour benutzen. Da nur wenige von ihnen sich zu weiterer Tour nach dem Schlachtfelde verstanden, so wurden von diesen friedlichen Holsteinern die nahen Schanzen des einst als so furchtbar betrachteten Danewerks gestürmt und was dort nicht niet- und nagelfest war, geplündert, ohne daß die dabei stehende österreichische Schildwache Protest eingelegt hätte. Die meisten der fremden Gäste nahmen Jeder ein Kanonenkügelchen, als 32pfündiges Andenken, mit, was bei der Rückkehr einigermaßen das Gewicht des Passagiergepäcks vergrößert haben mag."

Kunst und Literatur.

Die vornehme Dame. Winke und Rathschläge für Erzieherinnen und junge Mädchen von Stand bei ihrem Eintritte in die Welt. Von Ulrike v. Eindhofen, ehemalige Hofdame. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Frau v. Eindhofen, bereits bekannt durch mehrere treffliche Frauenschriften, hat unlängst das vorliegende Werkchen der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn der Leser aber glaubt, dasselbe sei allein nur für die höhere Gesellschaftswelt geschrieben, so irrt er hierin. Die Verfasserin möchte im Gegentheile auch der minder bevorzugten Klasse Gelegenheit bieten, zu prüfen, inwiefern junge Damen jeden Standes aus ihrem Buche Nutzen ziehen können. Redlich bemüht, jungen Mädchen, die in die Welt treten sollen, eine treue Führerin und Rathgeberin zu sein, gibt sie treffliche Fingerzeige und Anleitungen, wie sie sich in den verschiedenen Verhältnissen zu benehmen, wie sie ihre Handlungen einzurichten haben, um den gefährlichen Klippen auszuweichen, die ihnen in der größeren Gesellschaft drohen. Auch Gouvernanten und Erzieherinnen dürfte dieses Buch sehr zu empfehlen sein.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Marschall Wrangel.] Der Oberbefehlshaber der gesammten Armee in Schleswig-Holstein, Feldmarschall v. Wrangel, wird am nächsten 13. April sein achtzigstes Jahr antreten. Außer dem österreichischen Feldmarschall Radetzky, welcher 1848 und 1849 noch in seinem 81. und 82. Lebensjahre bei Mortara und Novara zu siegen wußte, gewiß ein seltener Fall in der Kriegsgeschichte. Die beinahe noch jugendliche Rüstigkeit des Feldmarschalls läßt sein hohes Alter jedoch weniger bedenklich als ohnedieß wohl erscheinen. Feldmarschall v. Wrangel begann seine militärische Laufbahn 1796, indem er nach der Sitte der Zeit mit kaum 12½ Jahren als Junker in das damalige Dragoner-Regiment v. Auer Nr. 6 (gegenwärtig drittes und viertes Kürassierregiment) eintrat. Seine Sporen verdiente er sich 1806, wo er in der Schlacht bei Heilsberg, dem siegreichen Einleitungskampf zu der unglücklichen Schlacht bei Friedland, durch einen Pistolenschuß in der Schulter verwundet wurde, aber sich auch den Pour le mérite verdiente. 1813 wurde ihm in der Schlacht bei Groß-Görschen bei dem bekannten nächtlichen Reiterangriff das Pferd erschossen; doch zeichnete er sich hier wie bei Haynau, Liebertwolkwitz und Wachau in dem Maß aus, daß er zum Major avancirte, und mit dem eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse dekorirt wurde. Bei Eloges schlug er sich mit dem in Vertretung des verwundeten Regimentskommandeurs an diesem Tage von ihm geführten ostpreußischen Kürassier-Regiment (jetzt Nr. 3) durch den Feind, welcher die völlig abgeschnittene Truppe bereits zur Ergebung aufgefordert hatte. Bei dem Gefecht von Clair verlor er wieder vor einem feindlichen Carré das Pferd unter dem Leib. In der Schlacht bei Laon zeichnete er sich von Neuem aus. Schon 1814 wurde er wegen der allerwärts bewiesenen Bravour außer der Tour zum Oberstlieutenant und 1815 ebenso zum Obersten befördert. In der Friedenszeit bis 1848 zum Generallieutenant und Kommandeur des zweiten Armeekorps aufgestiegen, führte er die preußischen und die deutschen Bundestruppen in dem Feldzug jenes Jahres in Schleswig-Holstein, und siegte in dem Treffen bei Schleswig. Weniger glücklich war er in dem Angriff auf Sonderburg, in dem Treffen bei Düppel. Nach dem Waffenstillstand bei Malmö rückte er am 9. Nov. mit den um Berlin zusammengezogenen Truppen in diese Hauptstadt ein, und bildete die militärische Stütze für die Auflösung der damaligen Nationalversammlung; Feldmarschall ist der General seit 1856, wo ihm diese höchste Militärwürde bei Gelegenheit seines damaligen sechszigjährigen Dienstjubiläums verliehen wurde.

[Schwarzer Schnee.] In einer Thalschlucht bei Purkersdorf hatte kürzlich der Schnee ein schwärzliches Aussehen, denn Milliarden ganz kleiner schwarzer Pünktchen bewegten sich auf der Oberfläche desselben. Es waren das ganz kleine Thierchen, die mit freiem Auge nur als kleine Punkte erschienen. Unter dem Vergrößerungsglase konnte man an denselben einen runden Kopf mit langen Fühlfäden und starken Freßkiefern und einen fliegenartigen Leib unterscheiden. Ebenso merkwürdig wie das Erscheinen dieser Insekten in gegenwärtiger Jahreszeit ist auch das Verschwinden derselben. Nach etwa zwölfstündigem Aufenthalte war jede Spur verloren.

Die bayerischen Turnvereine haben dem Vorstand des bayerischen Turnerbundes, Herrn Studienlehrer Georg Hoffmann zu Bayreuth, zum Dank für seine Bestrebungen um die Hebung und Förderung des Turnwesens, so wie für seine kräftige und umsichtige Leitung des großen Bundes, einen werthvollen silbernen Pokal von getriebener Arbeit als Ehrengeschenk durch den Turnverein Nürnberg überreichen lassen.

[Galilei-Feier.] Die Stadt Pisa wird am 18. Febr. ds. Js., als den Tag, an welchem Galileo Galilei dort vor 300 Jahren geboren wurde, festlich begehen, und hat unter Anderm zu dem Ende auch Einladungen an die Universitäten Europa's zur Betheiligung erlassen.

„Opinion nationale" will eine genaue Uebersicht aller zu Ende 1863 auf Erden befindlichen Jesuiten besitzen. Die Gesammtzahl wäre darnach 7529, was um 118 mehr sei als im Vorjahre. Jene Summe vertheile sich folgendermaßen: 2266 Franzosen, 1617 Italiener, 868 Spanier, 584 Deutsche, 576 Belgier, 362 Oesterreicher, 350 Amerikaner, 270 Engländer, 236 Holländer und 139 Irländer.

[Graf Rossi], der Gemahl der weltberühmten Sängerin Sonntag, ist in Brüssel gestorben.

Nach einer Mittheilung im „Boston medic. Journ." ward am 2. Aug. 1863 eine Frau Bradler in Trumhall County, Staat Ohio, von acht Kindern unmittelbar hinter einander entbunden, wovon fünf Mädchen und drei Knaben. Alle Kinder kamen lebend und gesund zur Welt.

Geschichtskalender. 18. Februar 1700 wird der neue Kalender in Deutschland auch bei den Evangelischen eingeführt.
18. Februar 1813. Der König von Preußen genehmigt die Bildung des Lützow'schen Freikorps.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 43 Freitag, 19. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Es war wirklich Mr. Otway Bethel, der eben in seinem Reiseanzuge aus der Fremde heimkehrte. Sein Haupt war mit einer zottigen Pelzkappe bedeckt, während sein Gesicht von einem riesigen Barte beschattet wurde. Er sah in diesem Aufzuge so wild aus, daß der alte Dill sich scheu zurückzog, als ob er fürchtete, er sei ein wildes Thier, das ihn beißen könnte. Endlich fragte er ihn doch nach seinem Namen.

„Man nannte mich früher Bethel," rief der wilde Mann, indem er dem guten alten Dill seine Hand entgegenhielt. „Sie Ebenezer leben auch noch immer?"

„Ich hoffe noch einige Zeit das Pflaster meiner Vaterstadt zu treten. Woher kommen Sie jetzt angesegelt? Vielleicht von einer Ansiedlung im Nordpole?"

„Bin leider nicht so weit gekommen. Aber sagt's mir doch, was geht denn hier los?"

„Wann sind Sie angekommen?" fragte Mr. Dill.

„Jetzt, so eben, mit dem vier Uhr-Train. Aber zum Teufel, was gibt es denn hier?"

„Eine Wahl," erwiderte Mr. Ebenezer.

„Das habe ich schon auf der Station gehört," erwiderte Bethel ungeduldig. „Ich fragte aber, was das hier bedeutet?" und er zeigte mit den Fingern auf den Menschenhaufen, der das Fenster umstand, von welchem Sir Francis herab auf seine Zuhörer zu wirken suchte.

„Es ist das einer von den Kandidaten, der Levison, welcher seinen Athem und seine Rede verschwendet."

„War das von ihm eigentlich nicht dass — unanständigste Unternehmen gegen Carlyle aufzutreten?"

„Niederträchtig, verächtlich war es von ihm," lautete die Antwort des erbitterten alten Dill. „Aber er bekommt noch seinen Lohn; zur Hälfte haben sie es ihm schon eingetränkt, als sie ihn in Richter Hare's sumpfiger Pfütze duckten."

„Er schaute aber auch, wie ein gar elendiglichen Teufel aus, als er ganz durchnäßt durch die Straßen schlotterte. Man mußte ihn, als er zum „Raben" gebracht wurde, in heiße Leintücher einwickeln und eine Maß heißen Branntwein hinuntergießen. Heute scheint er wieder ganz auf den Beinen zu sein."

„Wird er durchdringen?"

„Durchdringen, gegen Carlyle! Was fällt Ihnen aber auch ein? Er hat nicht die geringsten Chancen, und wenn die Regierung ihn pouissirt, muß sie wirklich vernagelt sein, da ihr doch der Einfluß Carlyle's bekannt sein muß. Bethel, ist diese Tracht, in der Sie jetzt herumstolziren, dort in dem Lande, aus dem sie herkommen, Mode?"

„Sie dient bloß gegen die Kälte und gegen magere Börsen. Ich verkaufe Sie Ihnen, James, um den halben Preis. Schauen wir uns auch einmal diesen Levison an. Ich habe den Kerl nie gesehen."

Abermals war der Redner unterbrochen worden, indem durch das mit der Bahn angekommene Gepäck einiger Reisenden ein solches Gedränge entstand, daß die Zuhörer auseinanderstoben.

Dill und seine neuen Freunde wurden zufällig bis in die Nähe des Redners gedrängt.

Otway Bethel starrte ihn mit unverkennbarem Erstaunen an und rief ganz verdutzt:

„Was will der mit dem weißen Taschentuch in der Hand hier?"

„Nun das ist ja Sir Francis Levison."

„Nein," schrie Bethel, „das ist nicht möglich."

In diesem Momente blickte Sir Francis auf und erkannte den wackeren Bethel, der seine zottige Pelzmütze grüßend lüftete.

Sir Francis schien von dieser Erkennungsscene nicht sehr erbaut, verlor jedoch seine Geistesgegenwart nicht einen Augenblick, sondern heftete seinen „Zwicker" ans Auge und starrte Bethel mit den hochmüthigsten, unverschämtesten Blicken an, gleichsam als wollte er damit sagen:

„Wer bist Du Kerl, daß Du Dich unterstehst, Dir solche Freiheiten herauszunehmen."

Trotzdem aber waren seine Wangen und Lippen so weiß wie Marmor geworden.

„Kennen Sie den Levison?" fragte plötzlich der alte Dill den nachdenklich gewordenen Bethel.

„Ja, ich kenne ihn ein Bischen von früher her."

„Ja von damals her, wo er noch nicht Levison, sondern ein ganz anderer war," lachte James Ebenezer. „Nicht wahr Bethel?"

Digitized by Google

Bethel warf ihm einen hochmüthigen Blick zu und sagte:

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr? Kümmern Sie sich doch um Ihre eigenen Geschichten.“

Dann winkte er dem alten Dill freundlich zu und ging seiner Wege, ohne sich um James ferner zu kümmern.

Als Bethel sich entfernt hatte, forschte Dill den leichtsinnigen James ein wenig aus und fragte ihn, ob er Bethel's Benehmen verstehe. James erwiderte lachend, daß er den jungen Bethel nicht begreife, doch sei dies ganz gleichgiltig, da ihn in diesem Momente blos der andere interessire, der nicht immer ein so vornehmer Mann gewesen war, als er es jetzt ist.

„Ich habe bisher das Maul gehalten,“ fuhr James gutmüthig fort, „weil es mich nicht viel gekümmert, darüber mit Jemanden zu plaudern. Ihnen gegenüber will ich kein Geheimniß daraus machen. Werden Sie es glauben, daß dieser vornehme Baron da vor Jahr und Tag ganz vernarrt in Afy Hallijohn gewesen und ihr nachgelaufen ist. Damals hieß er nicht Levison, sondern, wie ich glaube, Thorn. Ein Stutzer, wie jetzt, ritt er gewöhnlich in der Abenddämmerung von Swainson in den Wald, band sein Pferd an einen Baum und koste dann stundenlang allein mit Afy.“

Der alte Dill, der jedes Wort des James mit fieberhafter Ungeduld angehört hatte, fragte ihn endlich, wie er von allen diesen Einzelnheiten so genau unterrichtet sei.

„Nun, weil ich ihn wenigstens ein Dutzendmal gesehen hatte. Ich war damals auch ein stiller Verehrer Afy's und wäre er und dieser mörderische Schuft, Dick Hare, nicht gewesen, so hätte mir Afy vielleicht Gehör gegeben?“

„Haben Sie damals gewußt, daß er Sir Francis Levison heißt?“

„Das nicht; denn, wie ich Ihnen bereits gesagt, nannte er sich Thorn. Als er herkam, um zu kandidiren, war ich bei seinem Anblicke eben so erstarrt, als Bethel vor einer Minute gewesen. Ho, ho, sagte ich mir, ist Thorn also todt und Levison aus ihm geworden?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn, seinen sichern Standpunkt behauptend, hielt sich stets über dem Getriebe der Partheien. Auch jetzt gebot er allen Ernstes: „Kein Wort mehr, Crescenz. Jede Thräne, die du um dieses Weibes willen vergießest, ist eine Sünde. Solchen Schmähreden gebührt nicht Beachtung, sondern Verachtung. Frau Geschwandner soll Gott danken für das unverdiente Glück ihrer Wohlhabenheit und ihn bitten, daß es niemals umschlägt. Heute strömen Regengüsse, morgen siegt und strahlt heller Sonnenschein. Auch für uns werden wieder bessere Tage kommen.“

„Für uns?“ fragte Crescenz ungläubig. „So lange ich nicht mit meinen leiblichen Augen Manna niederregnen sehe, um meine Kinder sättigen zu können, hoffe und glaube ich wenigstens an nichts mehr.“

„Warum denn? Du hast in deiner Aufregung meine Freudenbotschaft gar nicht beachtet. Ich habe gegründete Aussicht, Crescenz, Tarbeamter zu werden.“

Crescenz verneinte mit dem Haupte. „Ja, ja!“ seufzte sie, „gegründete Aussicht mit hundert und hundert Bewerbern, die in der Hauptstadt nahe Verwandte, mächtige Beschützer, einflußreiche Freunde und Konnexionen bis zu Fürsten selbst hinauf haben. Gegründete Aussicht! Geh', ich lasse mich von keinen neuen Hoffnungen mehr betrügen. Wenn du den ersten Monatsgehalt als Tarbeamter hier auf den Tisch zählst, will ich dir glauben und keine Sekunde eher.“

Rohn fuhr unwillig auf und sandte der muthlosen Frau einen strafenden Blick zu, bevor er entgegnete: „Ja wohl, diese Herren haben ihre Vertreter und ich — meine Qualifikation, worauf . . . ich . . . .“

Er verstummte. „Die Note „tadellos“ trat wie ein schwarzes, häßliches Gespenst drohend an ihn heran und ließ ihm das Wort auf der Zunge ersterben.

Crescenz achtete nicht darauf, sondern hob wie zur Bekräftigung die Rechte von der Stuhllehne und versicherte in demselben bittern Tone: „Das kümmert mich alles nichts. Erst haben, dann glauben! Ich war gesund und kräftig, ich arbeitete für zwei und hoffte mit Sicherheit, meinen Kindern ein kleines Vermögen zu ersparen. Das Unglück brach herein, schlug mich mit Krankheit und Finsterniß und bald schon grinzte der Hunger durch die Fensterscheiben. Damals zeigtest du stolz auf deine Kniegeige und versprachst mit dieser, mit deinem Nebenverdienst, den Ausfall zu decken. In der ersten Zeit brachtest du auch manchen Gulden heim, aber nach drei Monaten war Feierabend. Ich sah keinen Pfennig mehr.“

„Doch nicht durch mein Verschulden!“ rief Eugen tief gekränkt. „Der Herr Landrichter verbot mir in Konzerten, Produktionen und bei Theatervorstellungen zu spielen. Nach seiner Ansicht soll der schlecht besoldete Schreiber dieselbe Repräsentation nach Außen geben, wie der Beamte, und wie er sagt, nicht öffentlich — um's Brod geigen. Du weißt doch, daß er mir im Wiederholungsfalle mit Entlassung drohte.“

„Mir Alles gleich,“ wiederholte die unmuthige, kränkelnde Frau mit starrem, unbeugsamen Sinne. „Seit Wochen sitzt der leibhaftige Hunger jeden Tag als Gast am Tische, die Kinder laufen halb nackt, ich verzehre mich vor Elend und Schwäche . . . es müssen Mittel geschafft werden. O, hätt' ich doch noch ein Mal, nur noch ein einziges Mal die guten, fetten

Digitized by Google

Bissen, welche ich bei der Frau Räthin verschmähte! Ich . . . ich wäre heute noch in dem Hause — du hast mich aus meinem Dienste, aus meinem Glücke gerissen . . . du mußt . . .“

Rohn winkte dem eifernden Weibe heftig ab. Ein Bäckerjunge, dessen wiederholtes Anklopfen man überhört hatte, steckte den gepuderten Kopf zur Thüre herein und sah sich neugierig um. „Richtig getroffen,“ sprach er für sich, gleichsam als Resultat seiner Beobachtung, und trat ungenirt ins Zimmer.

„Was willst du?“ fragte Rohn halb ärgerlich, halb froh, der peinvollen Unterhaltung entronnen zu sein.

„Geld!“ antwortete der Kleine kurz und bündig.

Der Skribent prallte bei diesem Schreckensworte vor dem unscheinbaren, bestaubten Gaste zurück wie vor einem bösen Geiste. Crescenz stöhnte und bedeckte ihr breites Gesicht mit beiden Händen.

„Der Meister Rosenbeck sendet mich,“ fuhr der Bote fort. „Ich soll zwanzig Gulden für geborgtes Brod heimbringen. Der Meister kann nicht länger zuwarten.“

Rohn sah mit wehmüthigem Lächeln auf den kleinen Exekutor, der ihm die offene Hand entgegenstreckte. „Nicht einmal zwanzig Kreuzer kann ich dir geben, Junge,“ versicherte er, „noch viel weniger zwanzig Gulden.“

„Ja, und ich soll keine Abschlagszahlung nehmen, hat der Meister gesagt, durchaus nicht!“

„Der Himmel wird dich vor Beidem bewahren. Uebrigens verstehe ich den Rosenbäcker nicht. Er hat mir vor acht Tagen fest versprochen, bis zum Ende des Monats warten zu wollen, wo ich ihm gewiß einen Theil meiner Schuld erstatten werde. Und jetzt kommst du zehn Tage früher daher?“

„Ich kann nichts dazu — Sie selbst tragen die Schuld,“ behauptete der Lehrling. „Vorhin rief mich der Meister hastig ins Ladenzimmer. „Hans, Hans! Hierher, aufgepaßt! Da ist gerade der windige Schreiber vorbeigehüpft, der lange, bleiche, so leicht und fröhlich wie eine Bachstelze! Der Patron muß zu Geld gekommen sein. Augenblicklich läufst du hin und verlangst mein Guthaben! Da ist der Brodzettel. Kommst du mir mit leerer Hand zurück, so soll dich . . .“

Der Junge erhob die Hand, wie sie sein Meister erhoben haben mochte, und die Bewegung bedurfte keiner weitern Erklärung.

„Es ist recht schade, Kleiner, daß die bewunderungswürdige Beobachtungsgabe deines Meisters nicht besser belohnt wird. Ich erhielt heute sichere Aussicht auf Beförderung, aber kein Geld. Du siehst selbst . . .“

„Ich sehe nichts,“ unterbrach ihn der Lehrling naiv und schnitt ein trübseliges Gesicht. „Mein Meister sieht immer zu viel. Es setzt scharfe Risse, wenn ich kein Geld bringe.“

„Ich sage dir, es ist vor Monatsschluß rein unmöglich. Der Herr Rosenbäcker soll sich doch an sein Versprechen erinnern!“

„Mit leerer Hand darf ich nicht heimkommen, Herr! Es setzt Risse, sag' ich Ihnen.“ Und der Junge strich mit der verkehrten Hand seinen Rücken auf und ab, als spüre er jetzt schon gewisse, ihm wohlbekannte Empfindungen.

„So warte!“ sprach der Skribent, den der Humor der Verzweiflung überkam. Er holte einen Bogen Papier herbei, schrieb eine förmliche Schuldverschreibung für empfangenes Brod, vorsichtiger Weise ohne bestimmten Zahlungstermin, und rollte das Blatt zusammen. „So, das bringe deinem Herrn und Meister, und er wird sich ohne Zweifel zufrieden stellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Heinrich Rose †.] Am 27. Jan. erfolgte der Tod Heinrich Rose's, des berühmten Chemikers in Berlin. Rose ist erst 68 Jahre alt gewesen. Er war der Lieblingsschüler von Berzelius und seit 40 Jahren eine beneidete Zierde der Berliner Hochschule. Seine Hauptverdienste sind auf dem Gebiete der anorganischen Analyse zu suchen und was er hier geleistet, hat das Fundament zu dem stolzen Gebäude der neueren Chemie mit abgegeben. Der „Rose'sche Gang“, die Auflösung in Säuren und Niederschlägen der Lösung durch Alkalien und Schwefelwasserstoffgas, bezeichnet hinlänglich seinen Antheil an der analytischen Chemie, über die er in seinem 1851 erschienenen berühmten „Handbuch“ seine reichen und kostbaren Erfahrungen niederlegte.

Aus dem schon erwähnten Prozeß des herzoglich braunschweigischen Diamantendiebs Henry Shaw — entschuldige man die Bezeichnung mit der Thatsache, daß dieser 25jährige Bursche, Günstling und Faktotum des in Paris lebenden Erherzogs Karl war — entnehmen wir noch Folgendes: Der bekanntlich zu 20jähriger Galeere verurtheilte Shaw ist in England geboren, wo der Herzog um die Zeit der Geburt Shaw's gewohnt hat. Von ganz dunkler Herkunft und nachdem er sich in verschiedenen der niedersten Stellungen durch die Welt gebracht, avancirte der „Saltimbanque“ plötzlich zum herzogl. Leibdiener. Wir übergehen, weil früher berichtet, den ziemlich einfachen Hergang des Diamantenraubs im Werth von nahebei 3 Millionen Franks, der nur dadurch ermöglicht ward, daß der sonst seinen Mammon mit Harpagonsaugen bewachende Herzog die äußere Thür des ungemein fest verschließbaren Wandschranks offen stehen ließ und erst Morgens 3 Uhr nach Hause kam, so wie die baldige Habhaftwerdung des

Digitized by Google

Räubers, bei dem man die Hauptsumme bis auf heute noch nicht ermittelte, 150,000 Franks wiederfand; wir beschränken uns auf einige Scenen aus der gerichtlichen Verhandlung, während welcher vom Anfang bis zum Ende der Verbrecher eine frivol heitere Stimmung an den Tag legte und den Gerichtspräsidenten, welcher, vorbeigehend gesagt, nicht an Ueberfülle der Gehirnmasse zu leiden scheint, mit dem kecken Uebermuth eines Favorit-Lakeien zum Besten hielt. Präsident: Warum befinden Sie sich in diesem Saal? Angeklagter: Ohne Zweifel, um ein freisprechendes Urtheil zu vernehmen (allgemeines Lachen). Präs.: Sie lachen auch mit über Ihren Witz? Geben Sie Acht, ein altes Sprichwort sagt, wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Warum verzichten Sie denn auf alle Vertheidigung, und haben auch Ihrem Anwalt untersagt, für Sie etwas zu sprechen? Angekl.: Weil der Herzog nicht da ist, und wenn der eben fehlt, da fehlt mir auch die Beredtsamkeit. Präs.: Der Herzog kann nicht kommen, weil er krank ist. Hören Sie, Ihre Haltung ist spottschlecht. Sie zeigen sich hier als einen Dieb mit eiserner Stirne und verschlimmern nur Ihre Sache immer mehr. Angekl. (gähnend): Wenn ich etwa schon verurtheilt bin, bitte ich, mich gefälligst nach Hause zu lassen. (Neues Gelächter.) Präs.: Ihre Verurtheilung ist ganz gewiß. Ob Sie sich bei den meisten Fragen in ein mysteriöses Schweigen hüllen oder nicht, ist mir ganz gleichgiltig. Wenn ich doch noch zu Ihnen ganz unverdienter Weise rede, so geschieht das in Ihrem Interesse. Vielleicht könnten Sie noch die erschwerenden Umstände beseitigen. Angekl. (lächelnd): Genehmigen Sie, Herr Präsident, meinen tiefgefühltesten Dank. Präs.: Sie haben einem Mädchen, bei dem Sie übernachteten, 1400 Fr. geschenkt, das ist ja doch ein ganz ungewöhnlicher Brauch und Preis? Angekl.: Herr Präsident, man findet auch nicht alle Tage zwei Millionen. (Schallendes Gelächter aller Anwesenden). Präs.: Ganz richtig, meine Bemerkung war nicht recht am Ort; Sie haben Recht, man findet nicht jeden Abend zwei Millionen. Allein, es fehlen von diesem Fund noch mehr als 100,000 Fr., und Sie denken vielleicht bei sich: Gehenkt werde ich doch nicht; nach etlichen Jahren Gefängniß habe ich dann ein schönes Vermögen. Warum und wie haben Sie denn einen Theil der Diamanten verloren? Angekl.: Wenn der Topf zu voll ist läuft er über; auch meine Taschen waren überfüllt, und ich merkte nicht auf solche abfallende Kleinigkeiten. Präs.: Warum verheimlichen Sie denn den Namen des Mädchens, dem Sie die 1400 Fr. gaben? Angekl.: Ich möchte Ihr nichts Unangenehmes bereiten, Hr. Präsident, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, daß dem Fräulein niemals etwas Nachtheiliges daraus entsteht, will ich Ihnen die Ehre ihrer Bekanntschaft verschaffen. (Tobendes Lachen). . . . Das war denn dem ehrwürdigen Diener der Gerechtigkeit doch etwas zu dick; aufspringend rief er: „Das fehlte noch, daß ein Richter, eine Magistratsperson einem Diebe eine Bürgschaft gäbe, seiner Buhlerin und Hehlerin gegenüber die Gerechtigkeit verstummen zu lassen;" worauf der Angeklagte: der Hr. Präsident müsse das freilich weit besser wissen als er, der keine Jura studirt habe. In ähnlichem Tone ging es noch fort, bis zum Urtheilsspruch. Der Vertheidiger Lachaux berührte nur mit kurzen Worten die verführerische Verderbtheit der herzoglichen Haushaltung, und hüllte sich, wie sein Klient, in schweigsames Dunkel, aus welchem nur der Lichtstrahl leuchtete, daß es im Interesse des Herzogs selber liege, seinen Hausdieb nicht für immer im Bagno zu lassen.

In einer zwischen zwei Gemeinden schwebenden Streitsache kam dieser Tage in der schottischen Stadt Thurso eine Zeugin zum Verhör, die um ihr Alter gefragt, die Antwort gab: „Ich bin 102 Jahre alt seit dem 9. Juni ds. Js., alten Styles." Ihr Name ist Peggy Wares, geboren auf der Insel Stroma am 21. Juni 1761. Sie ist rüstig an Geist und Körper, geht noch mit wunderbarer Gelenkigkeit und Schnelligkeit, und gab vor Gericht auf alle Fragen so klare und bestimmte Antworten, daß der Richter nicht umhin konnte, die ehrwürdige Greisin den übrigen Zeugen als Muster hinzustellen.

[Anekdote über Napoleon.] Als vor einigen Tagen der Kaiser, vom General Fleury begleitet, im Bois de Boulogne spazieren ging, flog ein Ballon, von einem Knaben geschleudert, dicht an Se. Majestät vorüber und drohte in den See zu rollen. Der Kaiser hielt den Ballon mit dem Stocke auf, gab den Ballon dem Kinde zurück, welches er küßte und sprach lächelnd: „Sage Deinem Vater, daß der Kaiser Deinen Ballon rettete." — „Werde mich wohl hüten," erwiderte das Enfant terrible, „mein Vater mag den Kaiser nicht leiden!" — „Was thut denn Dein Vater?" forschte General Fleury. — „Nichts — er ist Senator!" — „Lassen Sie uns weiter gehen," fiel der Kaiser ins Wort und zog den General fort — er wollte nicht den Namen des Senators hören.

[Seltene Feier.] In Kaiserslautern feierte am 10. Febr. eine Familie die Geburtstage ihrer drei einzigen Söhne, welche Alle auf den 10. Febr. das Licht der Welt erblickten.

Geschichtskalender. 19. Februar 1473 wird der berühmte Astronom Nik. Kopernikus geboren.

19. Februar 1797 Frieden zu Tolentino zwischen Bonaparte und Papst Pius VI.

Redigirt: Gustav Meissner. — Druck und Verlag der L. Hallenbeck'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nro. 44 Samstag, 20. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Sagen Sie mir aber, was hatte Bethel mit ihm zu thun?"

„Nichts, das ich wüßte. Bethel war auch ein Freund des Waldes, um — nach anderem Wild als Afy zu jagen, hier mag er Thorn begegnet sein, und wie Sie gesehen, hat er ihn eben erkannt."

„Thorn, Levison wollte ich sagen," erwiderte der alte Dill, „schien jedoch über diese Erkennungsscene nicht sehr entzückt zu sein."

„Wie sollte es auch in seiner Lage? Ich selbst, obgleich nur ein armer Teufel, will gleichfalls an so manche wilde Streiche meiner früheren Jugend ungern erinnert werden und wie würde es erst dem Levison gehen, wenn es herauskäme, daß er unter dem Namen Thorn der Miß Afy Hallisohn nachgelaufen ist."

„Aber weßhalb verheimlichte er denn damals seinen Namen?"

„Das weiß ich nicht und kann es auch nicht sagen, ob er Thorn oder Levison heißt."

„Dummes Zeug, Mr. Ebenezer."

Der alte Dill, dessen Kopf von den höchst eigenthümlichen Nachrichten, die er so eben durch Zufall erfahren, ganz eingenommen war, suchte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich von seiner Gesellschaft loszumachen, um mit Mr. Carlyle darüber zu konferiren. Dieß war aber nicht so leicht und er mußte längere Zeit warten, ehe er sich anständiger Weise entfernen konnte.

Endlich gelang es ihm, fortzukommen und in die Kanzlei zu laufen.

Mr. Carlyle saß gerade in seinem kleinen Kabinete und unterzeichnete, die für die Post bestimmten Briefe, als der alte Dill ganz athemlos hereinstürzte.

„Was ist geschehen, Dill, Sie sind ja ganz außer Athem?"

„Es mag sein, Mr. Archibald; denn ich habe so eben eine außerordentliche Nachricht erhalten. Ich habe den Thorn herausgefunden. Wer, glauben Sie, ist er?"

Mr. Carlyle legte die Feder aus der Hand und blickte dem alten Mann starr ins Gesicht, er hatte ihn nie so aufgeregt gesehen.

„Es ist der Mensch, der Levison."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Mr. Carlyle.

Und in der That kam ihm die Nachricht des alten Dill so fremdartig vor, als ob er hebräisch gesprochen hätte.

„Nun, ich rede doch deutlich. Der Levison ist's, Ihr Gegner. Er ist der Thorn, der damals der Afy nachgelaufen."

„Das kann nicht sein," erwiderte Mr. Carlyle langsam. „Wo haben Sie das gehört?"

Mr. Dill erzählte seine Geschichte und berichtete, wie bleich Sir Francis geworden, als Bethel ihn erkannt. Dill hatte es selbst gesehen dieses todtenbleiche Gesicht und erzählte ihm dann endlich die Enthüllungen Ebenezer's, die allerdings vollkommen geeignet waren, Mr. Carlyle's Zweifel zu beseitigen.

„Aber wie kommt es?" fragte Mr. Carlyle nachdenklich, „daß Bethel immer in Abrede gestellt, Thorn zu kennen, oder etwas von ihm zu wissen."

„Er muß dazu seine Gründe gehabt haben," erwiderte Dill. „Sie erkannten einander auch heute, wenn gleich Levison sich den Anschein gegeben, Bethel nie gesehen zu haben."

„Und Bethel, sagen Sie, erkannte ihn nicht als Thorn, sondern als Levison?"

„Daran ist kein Zweifel. Er nannte allerdings nicht den Namen Thorn, aber er war ganz betroffen, als er hörte, der Mann heiße Levison. Wenn zwischen den zwei Leuten nicht irgend ein Geheimniß besteht, so will ich meinen ehrlichen Augen nicht mehr trauen."

„Mrs. Hare hat immer behauptet, daß Bethel in den Mord verwickelt war," sagte Mr. Carlyle mit leiser Stimme.

„Wenn kein anderes Geheimniß als die Mordthat dabei im Spiele ist, so verlassen Sie sich darauf, daß Bethel daran betheiligt war. Jetzt oder nie ist die Zeit da, des armen Richards Unschuld an den Tag zu bringen."

„So ist's. Aber wie packen wir das an?"

Mittlerweile war Barbara eben so aufgeregt und nachdenklich als Mr. Carlyle nach Hause gefahren.

Digitized by Google

Als der Wagen anhielt, sprang sie, ohne erst die Hilfe des Bedienten in Anspruch zu nehmen, rasch heraus und ging ins Haus.

Ihre zusammengekniffenen Lippen und ihre nachdenkliche Miene deuteten an, daß sie entschlossen war, etwas Entscheidendes auszuführen.

Im Vorsaale stieß sie auf William und Madame Vine, die ihr Bericht von ihrem Besuche bei Dr. Martin abstatten wollten, sie lehnte es jedoch ab, jetzt mit ihr zu sprechen und lief raschen Schrittes in ihr Ankleidezimmer.

Madame Vine's vorwurfsvolle Blicke begleiteten sie und sie dachte:

„Weßhalb sollte sie sich auch um William kümmern, ist er doch nicht ihr Sohn!"

In hastiger Eile den Sonnenschirm auf den einen und die Handschuhe auf einen anderen Sessel werfend, setzte sich Barbara an ihren Schreibtisch.

„Ich will ihm schreiben, ich muß ihn hier haben, und wenn es auch nur auf eine Stunde ist," rief sie leidenschaftlich. „Wir müssen einmal darüber ins Reine kommen, jetzt oder nie soll die gänzliche Aufklärung herbeigeführt werden. Ich bin fest überzeugt, daß er der rechte Mann ist. Ganz dieselbe Handbewegung am Kopfe, wie sie Richard so umständlich beschrieben! Und auch der Diamantenring. In jedem Falle werde ich ihn kommen lassen; und ich hoffe, daß es mit Gottes Hilfe nun zum Guten führen wird."

Sie machte sich mit großem Ungestüm an den Brief. Doch hätte sie ihn kaum recht begonnen, als sie wieder hastig von ihrem Sitze aufgesprungen war, um den Wagen zur sogleichen Bereitschaft für sich anzuordnen.

Sie wollte diesen Brief keiner zweiten Person anvertrauen und ihn lieber selbst auf die Post bringen. Der Brief lautete:

„Verehrter Mr. Smith!

Nachdem in der letzten Zeit hier etwas vorgefallen ist, was ihre hierortige Anwesenheit dringend nothwendig macht, so wollen Sie sich nächsten Sonnabend gewiß hierher begeben. Es erwartet Sie im Abenddunkel auf der bekannten Stelle im gedeckten Gange

die Ihrige.

B."

Adressirt wurde der Brief an Mr. Smith in irgend einer Straße in Liverpool. Es war dies die Adresse, die ihr von Richard aufgegeben wurde.

Wie vorsichtig Barbara dabei zu Werke gegangen, kann man daraus ersehen, daß sie selbst im Innern des Briefes nur an „Mr. Smith" schrieb.

„Doch halt," sagte sie zu sich, als sie den Brief zusammfalten wollte. „Ich sollte ihm doch zur Vorsorge eine Fünfpfundnote beischließen, denn es könnte ihm sehr leicht an Mitteln mangeln, seine Reise unternehmen zu können. Und ich glaube kaum, daß ich eine Note von diesem Betrage im Hause habe."

Sie suchte schnell in ihrem Sekretär nach und fand auch keine einzige Fünfpfundnote. Sie stürzte aus dem Zimmer und auf dem Gange begegnete ihr Justine.

„Hast Du vielleicht eine Fünfpfundnote, Justine?"

„Nein, Madame, wenigstens nicht bei mir."

„Madame Vine dürfte vielleicht eine haben, denn unter dem Gelde, welches ich ihr vorige Woche ausbezahlte, befanden sich auch zwei Fünfpfundnoten."

Und mit Blitzesschnelle eilte Barbara ins graue Zimmer.

„Könnten Sie mir eine Fünfpfundnote borgen, Madame Vine? Ich soll eine solche Note in einem Briefe einschließen, und besitze zufällig keine von dieser Höhe."

Madame Vine begab sich sogleich auf ihr Zimmer, um die gewünschte Note zu holen. Barbara, die ihre Zurückkunft daselbst abwartete, erkundigte sich indeß bei William, was Doktor Martin über seinen Zustand gesagt habe.

„Er hat meine Brust untersucht mit . . . ich habe ganz vergessen, wie sie das Ding heißen und sagte: ich soll brav sein und fleißig Leberthran trinken; außerdem könnte ich Portweine und Alles, was mir schmeckt und wozu ich Lust habe, essen und trinken. Er sagte auch, daß er nächsten Mittwoch Nachmittag in West-Lynne sein wird, ich sollte ihn um diese Zeit dort erwarten, weil er mich nochmals zu sehen wünsche."

„Wo sollst Du mit ihm zusammentreffen?"

„Er sagte, entweder in Papa's Kanzlei oder bei der Tante Corny, wie es uns am besten paßt. Madame entschloß sich für Papa's Kanzlei, denn sie meinte, der Papa würde gewiß gerne selbst mit dem Doktor sprechen. Aber, ich möchte gerne wissen, Mama?"

„Was denn", frug Barbara.

„Warum Madame Vine seitdem immer weint. Warum thut sie das?"

„Ich weiß wirklich nicht, warum sie weinen sollte?"

„Ja, aber sie wischt sich immer die Augen unter der Brille ab, und glaubt immer, ich sehe es nicht. Ich weiß wohl, daß ich sehr krank bin, doch was braucht sie deßhalb zu weinen?"

„Dummes Zeug, William! Wer hat Dir gesagt, daß Du bedenklich krank bist?"

„Niemand, es ist so meine eigene Vermuthung, fügte er mit nachdenkender Miene hinzu. „Wenn Justine oder Lucy weinen möchten, das würde doch einen Sinn haben, denn Beide kannten mich doch während meiner ganzen Lebenszeit."

„Du bildest Dir immer Dinge ein, die nicht existiren, Du warst von jeher so. Es hat doch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, daß Madame wegen Deiner Krankheit sich grämen und weinen sollte."

Madame kam indeß mit der Banknote zurück. Barbara dankte ihr, rannte die Treppe hinauf, und in

Digitized by Google

einigen Augenblicken darauf war sie wieder in ihrem Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatze.

Flensburg, 14. Febr.

Heute flatterte zum ersten Male das rothe Fähnlein des kaiserlichen „Generalgewaltigen“ durch die Straßen der Stadt, um Ordnung zu bringen in den endlosen Wagentroß, der sich festgefahren hatte. Der „Generalgewaltige“, eine Art Generalprofoß — der Gensdarmerierittmeister Ellinger bekleidet diese Stelle — hat die Aufgabe, die militärische Polizei zu handhaben, und ist dazu mit dem furchtbaren Vorrechte ausgestattet, gegen Plünderer, Ausreißer und Spione nöthigenfalls von den Waffen Gebrauch zu machen. Das Zeichen seiner Würde ist das rothe Fähnlein, das ihm ein reitender Botenjäger vorträgt. Wo kein Befehl mehr hilft, wie bei festgefahrenen Wagenkolonnen, da zeigt das Erscheinen des „Generalgewaltigen“, wie rasch der verwickelte Knäuel zu entwirren, da Jedermann weiß, daß der Widersetzlichkeit gegen seine Anordnungen blutige Strafe auf dem Fuße folgt, sei es auch nur, um ein warnendes Exempel zu statuiren. Bis jetzt haben die Troßknechte allein dem mächtigen Arme zu thun gegeben. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß er bereits gestern und vorgestern die Straßenpolizei gehandhabt hätte, denn von dem Gewühle, das in den engen Gassen Flensburgs häufig bis zur vollkommensten Stockung alles Verkehrs stieg, kann sich Niemand einen Begriff machen. Generale mußten absitzen, Kuriere blieben stecken, und der sich stauende Strom der Fuhrwerke bildete eine unbewegliche, undurchdringliche Masse, die selbst dem Fußgänger das Weiterkommen unmöglich machte. Heute herrscht endlich Ordnung, und die langen, langen Brückentrains, Munitions- und Proviantkarren — die der ganzen Armee aneinandergereiht, dürften eine Länge von drei bis vier Meilen einnehmen — können flott weiter fahren. Ein derartiges Verkehrshinderniß kann die nachtheiligsten Folgen haben: Befehle kommen nicht an, der Proviant langt verspätet an und vorkommenden Falls kann ein Gefecht verloren gehen, weil die am Vorrücken gehinderten Truppen nicht mehr rechtzeitig auf dem Kampfplatz eintreffen könnten. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Beziehung bei der Armee der Verbündeten keine besondere Ordnung herrschte; freilich war auch in der Regel der Zustand der Wege so abscheulich als möglich.

Feldmarschall Wrangel hat den F.-M.-L. Baron v. Gablenz aufgefordert, um das Kommandeurkreuz des militärischen Maria-Theresien-Ordens einzukommen, über dessen Verleihung das Ordenskapitel entscheidet, während der Kaiser nur das Recht der Bestätigung des Kapitelsbeschlusses hat. F.-M.-L. v. Gablenz hatte nämlich am 6. Februar nur den Auftrag, die Dänen bis gegen Oeversee zu verfolgen und, von diesem Punkte angefangen, sich auf Rekognoszirungen zu beschränken. Statt sich an diese Disposition zu halten, griff F.-M.-L. v. Gablenz mit der zu seiner Verfügung stehenden halben Brigade Rostiz auf eigene Verantwortung den übermächtigen Feind an und lieferte ihm ein hartnäckiges Gefecht, in welchem 5 Fahnen erbeutet, 600 Gefangene gemacht wurden und welches den Weg nach Flensburg den Verbündeten öffnete. Hätte der eben so tapfere als scharfblickende Feldmarschallieutenant seinem Impulse folgen dürfen, so wäre er, wenn auch mit wenigen Truppen, dem in Unordnung gebrachten Feinde auf der Ferse bis nach Flensburg und — den letzten Athemzug von Roß und Mann daransetzend — bis zu den Düppeler Schanzen gefolgt, wo am 7. Februar Morgens das Erscheinen einer einzigen Kolonnenspitze vielleicht hingereicht haben würde, die auf den Angriff noch nicht vorbereiteten, durch Erschöpfung und Schrecken gelähmten Dänen auf die eine oder andere Weise zur Waffenstreckung zu zwingen. Der wahre Feldherr zieht auch die moralischen Faktoren in seinen Calcul. Bei der durch Erschöpfung und den Schrecken erklärlichen Desorganisation der Dänen hätte ein derartiges entschlossenes Vorgehen der Oesterreicher nicht geringe Aussicht auf Erfolg gehabt. Aber dieser war nur durch die unaufhaltsame Verfolgung zu erzielen, 12 Stunden später war die militärische Situation eine ganz andere, und die Düppeler Stellung, die am 7. Februar mit ein paar Eskadronen und einer Hand voll Leuten in der Verwirrung des Rückzuges gleichsam mit einem Husarenstreiche durch Ueberrumpelung zu nehmen war, absorbirt jetzt zu ihrer Beobachtung das ganze Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl. Im schlimmsten Falle hätte die in der Intention des Feldmarschallieutenants gelegene energische Verfolgung nur ein paar Tausend Gefangene geliefert, für eine kleine und schwer ergänzbare Armee, wie die dänische, ein harter Verlust und eine bedeutende Einbuße an Macht. In die Freude des österreichischen Obergenerals über seinen Sieg und die unvergleichliche Tapferkeit seiner Soldaten mischt sich als Wermuthstropfen der Schmerz, daß er so zu sagen auf halbem Wege stehen bleiben mußte.

Gestern besuchte General v. Gablenz die verwundeten Dänen, die, wie er sich überzeugte, auf's Beste verpflegt werden und die er beschenkte. Die meisten sind schwer verwundet, aber alle erdulden ihre Schmerzen in bewunderungswürdiger, selbst dem an derlei Scenen gewohnten Soldaten imponirender Ruhe. „Ihr habt euch brav geschlagen“, sagte der General zu einem Dänen. „Gewiß, Herr General, wir haben unsere Pflicht gethan; aber die Oesterreicher waren noch tapferer, denn

sie haben uns beflegt." Es wurden viele Spione, theils von den Truppen, theils von der Bevölkerung aufgegriffen, aber an keinem einzigen haben die Oesterreicher ein Todesurtheil vollzogen. Man läßt sie entweder mit dem Schrecken als Warnung laufen, oder transportirt sie nach Rendsburg. Ueber Stimmung, Stärke und Dislokation der dänischen Truppen ist man hier stets sehr gut unterrichtet, da es an freiwilligen (so zu sagen: Dilettanten-)Kundschaftern nicht fehlt und außerdem der eigentliche Kundschafterdienst ausgezeichnet bestellt ist — im Gegensatze zu dem italienischen Kriege, wo für schweres Geld keine zuverlässigen Nachrichten aufzutreiben waren. Heute rücken die österreichischen Brigaden auf die Höhe von Hostrup und Oberjersaal vor; es scheint, daß das Vorrücken der Verbündeten selbst über die jütländische Gränze hinaus so lange fortgesetzt werden soll, bis Friedensanträge mit annehmbaren Vorschlägen aus Kopenhagen im Lager eintreffen. Man ist auf weitere kriegerische Ereignisse gefaßt. Erst gestern hörte ich den General v. Gablenz vor der „Stadt Hamburg" einem Offizier vom italienischen Regimente Prinz Holstein, das noch nicht im Gefechte stand, mit fröhlichem Schmunzeln zurufen: „Für euch Italiener wird auch noch Etwas übrig bleiben — ihr werdet auch noch zum Handkusse kommen!"

Mannigfaltigkeiten.

[Eine ganze deutsche Familie von sieben Personen erfroren.] Ungefähr 30 Meilen von der Indianagränze, zwischen Centreville und Crown Point in Indiana, wohnte ein Deutscher, Namens Kreutzer, mit seiner Frau und fünf Kindern, zwei jüngeren Mädchen und einem Säugling. Die Gegend, wo die Familie wohnte, war hügelig und der Schnee hatte die Vertiefungen angefüllt, so daß die Passage selbst für Fußgänger fast ganz gehemmt war. Der Stagetreiber fand, als er von Crown Point kam, daß Kreutzer's Haus abgebrannt war, sah jedoch Niemanden von der Familie. Eine Meile vom Hause entfernt entdeckte er jedoch den Vater mit den zwei Knaben erfroren im Schnee. Die Kinder lagen in den Armen des Vaters, welcher mit denselben hingefallen und wahrscheinlich schon so schwach geworden war, daß er sich nicht wieder aufraffen konnte. Die drei Leichen wurden in die Stage gelegt; ¼ Meile weiter wurde das älteste Mädchen in einer Schneebank erfroren gefunden; die ermattete Mutter hatte das Kind, welches in einen Shawl gewickelt war, wahrscheinlich als es noch am Leben war, dort hingelegt, in der Hoffnung, daß es von einem zufällig vorbei Passirenden gerettet werden könnte; die Leiche wurde in der Stage zu den drei andern Leichen gelegt; in nicht bedeutender Entfernung endlich fand man die Mutter mit den beiden jüngsten Mädchen. Der Körper der Mutter stand aufrecht in einer Schneebank, mit den Kindern in den Armen und das jüngste an der Brust. Die sieben Leichen wurden von dem Stagetreiber nach Centreville gebracht, wo sie von den Einwohnern beerdigt wurden.

In Berlin sind am 15. ds. die Anfertiger und Verbreiter von Photographien in Visitenkartenformat, welche Hrn. v. Bismarck in einer sehr bedenklichen Situation auf dem Bahnhof in Belgard darstellen, wegen Beleidigung des Ministerpräsidenten in Bezug auf sein Amt und wegen Verstoßes gegen das Preßgesetz — die Photographien enthielten weder den Namen des Verlegers noch des Druckers — zu drei Wochen, resp. 14 Tage Gefängniß und 10 Thlr. Geldbuße verurtheilt worden.

[Eine große Familie.] Die größte Familie in Europa dürfte das montenegrinische Dorf Baice aufzuweisen haben. Es heißen nämlich alle Bewohner dieses 200 Wohnhäuser zählenden Ortes Martinovic und sind mit einander verwandt.

Dreisilbige Charade.

Die beiden ersten sind oft todt,
Doch schnell erhalten sie das Leben,
Wenn ihnen nur ein Fünkchen beigegeben.

Die dritte Sylbe ist zwar sichtbar,
Doch nimmer kannst Du sie erfassen.
Sie ist zu finden auf dem Wasser und dem Land,
Auch führt sie Dich an aller Welten Enden,
Kann selbst Dein Hab und Gut in weite Fernen senden.

Das Ganze hat schon vieles Leid gemacht,
Freiwillig Manchem auch den Tod gebracht.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 41:
Kabale. — Kabyle.

Geschichtskalender. 20. Februar 1656. Friede zwischen den katholischen und reformirten Kantonen der Schweiz.

20. Februar 1817. Eintheilung des Königreiches Bayern in acht Kreise, mit acht Regierungen und acht Appellationsgerichten.

21. Februar 1813. Die Russen werden aus Berlin und seiner Umgebung wieder vertrieben.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 45 Montag, 22. Februar 1864.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Zu Hause angelangt, machte sie sogleich Toilette, um die zum Diner bereits versammelten Gäste würdig empfangen zu können.

Mr. Carlyle trat in ihr Zimmer ein.

Barbara, die gleich Vielen, die in Uebereilung etwas unternehmen, Zeit und Muße hatte, ihren Eifer etwas abzukühlen und über die Angelegenheit reiflicher nachzudenken, fing jetzt schon zu zweifeln an, ob sie nicht in ihren Entschluß, Richard kommen zu lassen, sich überstürzt habe.

Sie entschloß sich daher, ihre Bedenken und Zweifel ihrem Gatten mitzutheilen.

„Archibald," begann sie, „ich fürchte, ich habe eine Dummheit begangen."

Er lachte.

„Ich fürchte, wir Alle treiben mitunter dummes Zeug. Was ist's denn?"

Er hatte in einem von Barbara's Lieblingssesseln Platz genommen, und sie stand vor ihm, an seine Schulter gelehnt, das Gesicht etwas mehr nach rückwärts gewendet, so daß er es im Momente nicht sehen konnte. Aus Zartsinn und edler Schonung wollte sie bei dem, was sie ihm jetzt mitzutheilen hatte, absichtlich seine Blicke vermeiden.

„Es ist etwas, was ich schon jahrelange auf dem Herzen habe, Dir mitzutheilen, und das ich jedesmal wieder zurückgehalten."

„Jahrelang!"

„Denkst Du noch an jene Nacht — vor Jahren schon — als Richard verkleidet im „Wäldchen" war?"

„Welche Nacht, Barbara? Er kam ja mehr als einmal."

„Jene Nacht, in welcher Lady Isabella Ost-Lynne verlassen," antwortete sie, indem sie auf keine andere Weise als durch dieses sichere Merkmal jene Nacht in sein Gedächtniß zurückrufen konnte. „Richard kam damals, nachdem er schon von uns Abschied genommen hatte, noch einmal zurück, und erzählte, er sei ihm in der „Bohnenhecke" begegnet. Er beschrieb damals jene eigenthümliche Handbewegung, mit welcher er das Haar von der Stirne wegzustreichen pflegte, und sprach von der blendend weißen Hand und dem Diamantring, wie er im Mondschein gitzerte. Erinnerst Du Dich noch daran?"

„Ja wohl."

„Diese Handbewegung war mir schon dazumal nicht mehr fremd; denn ich hatte diese sehr oft bei einem Manne bemerkt, der um jene Zeit sich in Ost-Lynne aufgehalten. Ich wunderte mich, warum Du es nicht sofort erkannt haben solltest. Seit jener Nacht war jeder Zweifel wegen der Identität Thorn's bei mir geschwunden, und es war bei mir ausgemacht, daß er und Kapitän Levison eine und dieselbe Person sein müssen."

„Aber warum hast Du mir das nicht gesagt, Barbara?"

„Wie konnte ich — damals von diesem Menschen mit Dir sprechen? Als Richard an jenem Abend, wo das Schneegestöber so heftig war, hier gewesen, behauptete er sogar, Sir Francis Levison zu kennen, und ihn mit Thorn beisammen gesehen zu haben, dieß brachte mich wieder von der rechten Spur ab. Heute hingegen, als ich langsam vor dem „Raben" vorüberfuhr, bemerkte ich dieselbe Handbewegung, die Richard so oft beschrieben."

Barbara hielt inne. Mr. Carlyle unterbrach sie nicht, und sie fuhr fort: „Jetzt bin ich fest überzeugt, daß sich Richard geirrt haben muß, als er behauptete, Sir Francis zu kennen, denn wer anders als er konnte damals im Abendanzuge durch die Bohnenhecke gegangen sein, da dieselbe doch von Ost-Lynne aus auf die Straße führt. Es ist ferner bewiesen, daß er dem von Mrs. Jefferson kommenden Wagen begegnete und in demselben Platz nahm, um nach Ost-Lynne zurückzukehren. Entschuldige, lieber Archibald, daß ich Dir alle diese peinlichen Erinnerungen in's Gedächtniß zurückrufe, allein ich muß es, um Dir zu beweisen, daß dieser Levison und Thorn eine und dieselbe Person ist."

„Das weiß ich," erwiderte er ruhig. Barbara war ganz erstaunt, und blickte ihrem Mann verwundert ins Gesicht.

„Wie, Archibald! Du wußtest es schon damals?"

„Ich habe es nie geahnt, sondern erst heute Nachmittag erfahren."

„Ich habe mich oft darüber gewundert, daß Du keine Ahnung hatteſt, wer der eigentliche Thorn ſei.“

„Jetzt wunderte ich mich ſelbſt darüber, Dill, Ebenezer James und Otway Bethel, der eben heute von der Reiſe zurückkam, ſtanden vor dem Gaſthofe und horchten ſeiner Rede, als Bethel ihn erkannte, aber nicht als Leviſon, ſondern als Thorn. Einerſeits war wieder Leviſon ganz außer ſich vor Ueberraſchung und wechſelte die Farbe, als er den Bethel erkannte. Bethel wollte ſich nicht erklären und ging weg, während Ebenezer James dem alten Dill erzählte, daß Leviſon jener Thorn ſei, der ſeiner Zeit der Aſy Halljohn die Kur machte.“

„Aber wie konnte er das wiſſen?“ fragte ihn Barbara athemlos.

„Weil Ebenezer der Aſy gleichfalls den Hof gemacht, und den Thorn oft im Walde geſehen haben muß. Jetzt, Barbara, glaube ich ſelbſt, daß Leviſon den Halljohn getödtet hat, aber ich möchte nur wiſſen, in welcher Weiſe Bethel dabei betheiligt geweſen iſt.“

„Wie ſonderbar iſt es doch!“ rief ſie die Hände mit einiger Verwunderung zuſammenſchlagend, „Mama ſagte mir geſtern, ſie ſei überzeugt, daß eine Entdeckung des Mordes bevorſtehe. Sie hat die gräßlichſten Träume gehabt, in welchen, wie ſie ſagte, Bethel und noch Jemand, den ſie wohl kannte, aber an deſſen Namen ſie ſich nicht erinnerte, eine große Rolle geſpielt. Sie war krank geworden, weil ſie dieſem elenden Traume viel zu viel Glauben ſchenkte.“

„Nach Deiner Heftigkeit zu ſchließen, ſollte man wirklich glauben, daß Du gleichfalls an derartige Träume glaubſt?“

„Das weißt Du beſſer. Aber Du mußt doch zugeben, daß es jedenfalls ſonderbar iſt, wenn es ſich gerade ſo trifft, daß ſobald ſich nur etwas in dieſer Mordgeſchichte ändert, ein Traum faſt immer der Vorläufer der Ereigniſſe wird. Mama hat nie zu andern Zeiten böſe Träume. Bethel, von dem ſich jetzt herausſtellt, daß er bei dem Morde betheiligt geweſen, ſpielt in Mama's Träumen immer eine Hauptrolle, und iſt eine ſtehende Figur derſelben.“

„Doch hätte ich bald vergeſſen, Dir zu ſagen, daß ich um Richard geſchrieben.“

„Das haſt Du gethan?“

„Obgleich ich meinerſeits überzeugt war, daß Leviſon dieſer Thorn ſei, ſo erwarte ich doch nicht, daß ihn Jemand anderer erkennen werde, und der Eingebung des Augenblickes folgend, ſchrieb ich ihm, Samſtag Abends hier zu ſein. Der Brief iſt bereits abgegangen.“

„Wir müſſen ihn verbergen, ſo gut es gehen wird.“

„Aber liebſter, theuerſter Archibald, was können wir thun, um ſeine Unſchuld an den Tag zu legen?“ fragte ſie mit Thränen in den Augen, und mit flehender Stimme.

„Ich kann nicht gegen Leviſon auftreten.“

„Nicht auftreten gegen Leviſon, wenn es Richard gilt?“

Er blickte ſie mit ſeinen kühlen Augen ruhig an und ſprach: „Wie kann ich das anſtellen, meine Theuerſte? Begreifſt Du denn nicht, daß es ausſehen würde, als ob ich mich an ihm wegen des an mir begangenen Unrechts rächen wollte.“ Barbara, die Anfangs etwas rebelliſch dreinſchaute, ſah ihn nun mit thränenfeuchten Augen an, und liſpelte: „Verzeihe mir, Archibald! Du haſt immer Recht. Ich habe dieſe traurige Geſchichte nicht von dem Geſichtspunkte betrachtet. Aber welche Schritte ſollen denn doch gemacht werden?“

„Es iſt das ein ſehr verwickelter Fall,“ ſagte Mr. Carlyle nachdenkend, „warten wir jedenfalls, bis Richard kommt.“

„Haſt Du, lieber Archibald, nicht zufällig eine Fünfpfundnote bei Dir? Ich hatte kein Geld, um es ihm zu ſchicken, und mußte dieſen Betrag von Madame Vine borgen.“

Er zog ſeine Briefkaſche heraus, und reichte ihr das verlangte Geld.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortſetzung.)

Mißtrauiſchen Blickes empfing der Junge die Rolle und trat nicht ohne Zögern ſeinen Rückweg an. Er traute dem Blatte keine rechte Schutzkraft zu und überzeugte ſich, nach Hauſe gekommen, nur zu bald von der Richtigkeit ſeines Vorgefühls.

Ein tiefer Seufzer entrann ſich der Bruſt des Skribenten, als der Lehrjunge weggegangen war. „Das wäre überſtanden,“ ſprach er zu ſich ſelbſt und ſah düſter vor ſich hin.

„Ja, verſchoben, und nicht überſtanden,“ warf Frau Crescenz mürriſch ein. „Der Roſenbäcker wird auf deinen Wiſch viel geben. Der durchſchaut deine Manipulation, die nur Zeit gewinnen will, und anſtatt Aufſchub zu erlangen, haſt du ihn vielleicht erbittert. Was ſoll ich denn mit meinen vier hungerigen Würmlein anfangen, wenn ſich der reiche Bäcker durch dein Geſchreibſel gefoppt glaubt, und kein Brod mehr abgibt? Kannſt du mir helfen? Ich habe kein Holz, keine Kohlen, kein Brod, keine Kartoffeln und keinen Heller Geld zum Einkaufen. Du mußt und mußt Rath und Hülfe ſchaffen, wenn wir nicht zehn Tage lang den ſchwarzen Hunger leiden ſollen.“

Der Hausvater fuhr mit der Hand über die ſorgenvolle Stirne und verſprach, wenn auch zagend, ſein Möglichſtes zu thun.

„Du kannſt es ja leicht machen,“ fuhr die Frau ſanfter und einſchmeichelnd fort, ihr hartes Organ zu einem möglichſt weichen, milden Tone dämpfend. „Ich weiß aus deinem eigenen Munde, daß in deiner Kaſſe

Gelder oder Depositen liegen, die erst nach Monaten zur Ablieferung kommen. Was ist denn Unrechtes dabei, wenn du ein kleines Anlehen bei dir selbst machst? Am Ende des Monats wird es zurückerstattet, und aller Jammer ist gebändigt."

Rohn sah die zutrauliche Sprecherin einen Moment mit großen, starren Blicken an. Seine schmächtige Gestalt hob sich, er streckte die Hand aus wie zur Abwehr, schüttelte ernst die schwarzen Locken und rief mit strenger, durchdringender Stimme: „Nicht eine Silbe mehr, Crescenz! Eher will ich mit meinen Kindern bettelnd durch's Land ziehen, als daß meine Hand fremdes Geld, mir anvertraute Pfänder veruntreut, wie dieses sogenannte Leihen getauft werden muß. Und abgesehen von Allem, das Zurückerstatten ist einmal, zweimal möglich, dann nicht mehr. Es ist eine trügerische Angel, die den Schwachen ins Unglück zieht."

Crescenz, welche wohl den streng rechtlichen, beharrlichen Sinn ihres Mannes kannte, aber ein solch' scharfes Zurückweisen weder erwartet hatte, noch begreifen mochte, stemmte beide Hände auf die Sesselehnen, bog sich weit vor und entgegnete mit zorniger Stimme, während ihr breites, bleiches Gesicht fieberhaft aufflackerte: „So muß mir diese Kniegeige fort! Wir können nicht verhungern. Es ist so wie so nur ein halber Baß, den kein ordentlicher Musikant brauchen kann."

Ihr Gatte, dem diese Worte tief ins Herz schnitten, verneinte entschieden und wiederholt mit dem Haupte: „Laß' das!" mahnte er mit bewegter Stimme. „Ich werde schon irgendwo Geld auftreiben. Das Cello ist ein Vermächtniß, ein theueres Andenken meines seligen Vaters. Bevor dieses um einen Spottpreis in fremde Hände wandert, kommt mein Rock, komme ich selbst."

Er verließ mit diesen Worten hastig das Zimmer, um der widerlichen Sorge ein Ende zu machen, flüchtete in das kleine Hinterstübchen, welches ihm allein gehörte, und schloß die Thüre hinter sich ab.

Rohn trat hin in die Ecke, wo sein theueres Cello stand, zog es aus dem Kasten und sah es lange mit wehmüthigem Blicke an. „Muß ich denn Alles, Alles verlieren, nur ich soll immer derselbe sein? Soll nicht einmal mein Herz sich mehr ausweinen dürfen? O stünde es doch lieber still, dann schwiegen auch seine Klagen!"

Es mußte ihm zu enge werden in den niedrigen vier Wänden. Er stellte das Instrument an den Stuhl, riß rasch die Halsbinde herab und warf sie mit dem Rocke auf das Bett. Da drang vom Hollunderstrauche, der nahe am Fenster stand, hell und freudig eines Rothkehlchens Gesang in das kleine Stübchen. Er sah hinaus, wie das Vöglein, in dichtester Nähe von Ast zu Ast hüpfend, ihm zierliche Verbeugungen machte und sein weiches zschip! zschip! zuflüsterte. Dabei blickten ihn die klaren, schönen, dunkelbraunen Augen so verständig, so theilnehmend, so vertraut an, als könnten sie seinen Schmerz ermessen und theilen.

„Gutes Vöglein, wie hat Gott dich so reich begabt! Was dich in deinem Herzen drängt, das darfst du frei auch singen."

Das Vöglein kannte ihn, und scheute nicht, als Rohn ans Fenster trat, welches in einen kleinen Hof hinausging, in dem Meister Gschwandner die veralteten oder verunglückten Figuren seines Grabsteingeschäftes bewahrte. Am Himmel standen gelblich-graue Wolken und warfen ein fahles Licht auf die bemoosten Leichensteine, die zerbrochenen Kreuze, die verstümmelten Heiligen, die verlöschten Fackeln, die Würfel und Kränze, die zerschmetterten Krüge von Levi, die Hände Aarons und die Trauben Israels. Ein bleicher Strahl fiel auf eine vereinzeltstehende, abgebrochene, verwitterte Säule, die in halbverwaschenen Zeichen die Inschrift trug: „Zu den lichteren Sphären schwang sich empor der lichte Geist."

„Schwang sich empor zu lichteren Sphären!" seufzten langsam und leise seine bebenden Lippen. „Schwang sich empor!" hauchte er noch leiser und die Augen des bleichen Mannes umzog ein feuchter Schimmer.

Geneigten Hauptes ging er vom Fenster zurück. Sein Blick fiel auf das Cello, und mit schnellem Griffe erfaßte er es und gewann den einzigen Stuhl. Rasch fuhr er mit dem Bogen dahin. Grell wie ein Todesschrei wand es sich aus dem Instrumente los. Langsam zog er den Ton nach; aber auf einmal brach das ganze Weh eines gefolterten Herzens hervor. Es war als ob die Noth, der Schmerz einer ganzen Welt Sprache gewonnen hätte und im Hinsterben immer leisere Klagen sich enträngen. Da wandelte sich plötzlich die Weise und eine innige, seelenvolle Melodie drang durch die Trauertöne, wie erster Liebesgesang der Jugendzeit. Welche Phantasien klärten doch das Auge des Spielers, als die Melodie wiederkehrte, und immer reicher und reicher sich entfaltend ein freudiger Jubel sich einmischte! Zum Himmel aufjauchzend sang es vom seligen, ersten Liebes-Mai, von jener sonnenreichen Zeit der Blüthe und der Hoffnung, von jener Gluth und Fülle, wie sie im Dichterherzen wohnt. Dann ward die Weise weicher und weicher, und langgezogene, friedliche Töne schlossen sich an wie ein brünstiges Gebet. Da zuckte es leuchtend durch das dunkler gewordene Zimmer, ein Rauschen im Hollunderstrauche und ein Donnerschlag weckten den Spieler.

Wild fuhr er auf. „Fort, fort, du Traum aus lichterer Zeit, der höhnend mir die Wirklichkeit noch schwärzer malt!" Ein schriller Ton entfuhr dem Instrumente, das er in die Ecke warf. „Wird meine einzige Hoffnung zu Schanden — der letzte Rettungsanker bricht — verflucht sei dann Leben, Lied und Liebe!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Buch der Seelen.

Ach! wie wandeln doch die Menschen heute
An einander kalt und fremd vorbei!
Denken kaum, daß, wer bei Gruß selbst heute,
Eines tief'ren Blickes würdig sei!

Und doch ist ja nur ein Buch der Seelen
Jedes off'ne Menschenangesicht;
Magst Du Heitres, magst Du Ernstes wählen,
Dieses Buch von Weh und Freude spricht.

Sieh das Kind, dem Spiele froh ergeben,
Das jetzt lächelt und um Nichts dann weint,
Sagt es nicht, daß unser ganzes Leben
Leid und Freud' im Menschenherz vereint?

Wie dieß Mädchen anmuthsvoll hinschwebet,
Ihres tiefen Zaubers unbewußt!
Glücklich, wer den reichen Schatz einst hebet,
Der verborgen ruht in dieser Brust!

Doch die Maid dort mit den ros'gen Wangen,
Mit dem Blick, der so verlockend strahlt,
Ach, wie bald verwelkt der Jugend Prangen,
Wenn nicht mehr im Aug' die Scham sich malt!

O, wie schaut so lebensfrisch und munter
Dort der Knabe in die Welt hinein!
Dünkt ihm doch die Welt ein heit'rer bunter
Schauplatz des Vergnügens nur zu sein.

Und ein Jüngling wandelt träum'risch sinnend,
Und sein Auge lächelt sanft verklärt;
O, daß nicht dieß Herz so heiße minnend
Einst sich in Verzweifelung verzehrt!

Sieh den Jüngling, der so stolz dort schreitet,
Mit dem blassen, kecken Angesicht,
Ahnt er, daß daheim man darbt und leidet,
Daß ihm nichts zum künft'gen Glück gebricht?

Unter jenes Baumes kühlem Schatten
Sitzt ein Elternpaar; ein blühend Kind
Spielt zu ihren Füßen; zu dem Gatten
Spricht die Mutter: „Wie wir glücklich sind!"

Und dort wandelt mit gesenktem Haupte
Auch ein Vater, doch das Auge feucht;
Ach! das Kind, das ihm das Lächeln raubte,
Hat frühzeitig ihn zum Grab gebeugt.

Kinder, Greise, Männer, Frauenherzen,
Hier die Unschuld, Falschheit dort und Trug;
Reichthum, Hunger, Wollust, bittre Schmerzen,
Hier der Tanz und dort der Leichenzug.

Aber ach! dem Menschenangesichte
Wird jetzt manche Larve aufgedrückt;
Doch entziffern kann man die Geschichte,
Wenn man tiefer nur ins Auge blickt.

Philipp Kühles.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Kuß für tausend Gulden und ein Gläschen Liqueur für hundert Gulden.] Der in Pesth zu Gunsten der Nothleidenden aufgestellte Bazar, in welchem die Zierde unserer Damenwelt die gespendeten Artikel feilbietet, erfreute sich eines außerordentlichen Zudranges von Kauflustigen. Unter den mannigfachen Artikeln, die einen Absatz fanden, befand sich auch ein ganz eigenthümlicher, nämlich ein Kuß im Werthe von 1000 fl. Herr P. von A. wandte sich nämlich an eine der verkaufenden Damen, die Gräfin Z., mit der Frage, was er kaufen könne, und als diese antwortete, daß er Alles haben könne, sagte er: „Nun gut, so will ich einen Kuß von Ihnen, was kostet er?" „Tausend Gulden", war die Antwort. Das Geschäft war gleich abgeschlossen. Herr A. küßte die Gräfin und erlegte den dafür verlangten Betrag für die Nothleidenden. — Ferner hat der bekannte Hofrath Eduard v. Zsedenyi aus Wien hundert Silbergulden für ein Glas Liqueur eingesendet, daß ihm von der Verkäuferin Gräfin Clarisse Korniß-Karolyi bei der nächsten Gelegenheit kredenzt werden soll.

Der in der „Madrider Zeitung" veröffentlichte Taufakt der neugeborenen Infantin Maria Eulalia Franziska de Azis enthält für dieselbe nicht weniger als 92 Vornamen. Nach der Taufhandlung dekorirte der König im Schlafgemache der Königin seine erhabene Tochter mit dem Ordensbande der Edeldamen der Marie-Louise.

Geschichtskalender. 22. Februar 1623. Nachdem Kurfürst Maximilian I. von Bayern durch die Dämpfung der Oberennsischen Unruhen und durch die Schlacht vor Prag am weißen Berge Oesterreichs Retter geworden war, hatte er für seine vielen Millionen Kriegskosten das ehemalige alte bayerische Land ob der Enns als Unterpfand erhalten, gibt es aber wieder zurück und kauft dafür die altwittelsbachische Oberpfalz, zuerst gar nur auf Lebenszeit, dann gegen 20jährige Verbürgung Oesterreichs. Endlich erfolgt am 25. Februar 1628 in Regensburg die kaiserliche Belehnung mit der Oberpfalz und einigen Theilen der Rhein-Pfalz.

22. Februar 1748 stirbt der letzte Hofnarr in Dresden, Joseph Fröhlich.

22. Februar 1813. Unterredung der Generale Wittgenstein, Bülow und York zu Kanitz wegen Vorrückens gegen die Oder.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 46 Dienstag, 23. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Siebenundvierzigstes Kapitel.
Ein dahinsiechendes Kind.

Im dunklen Zwielichte eines Aprilabends saßen William, Carlyle und Lady Isabella im grauen Zimmer. Es war ein warmer Tag gewesen, doch sind die Frühlingsabende immer noch etwas kühl, und ein lustiges Feuer loderte daher im Kamin. Das Feuer gab keine Flamme mehr; die roth glühenden Kohlen verdampften allmählich, und waren dem Erlöschen nahe. Madame Vine betrachtete übrigens nicht sonderlich das Feuer.

William lag auf dem Sopha, und sie saß nebenan, ihre Blicke auf ihn heftend. Ihre Augengläser hatte sie abgelegt, denn sie waren von ihren Thränen benetzt, zudem hatte sie von ihren Kindern eine Wiedererkennung am allerwenigsten zu befürchten. William war von seiner Fahrt nach Lynneburg und wieder zurück, ermüdet, und lag mit geschlossenen Augen, die sie für schlafend hielt. Plötzlich öffnete er die Augen und fragte:

„Wie lange wird es noch dauern, bis ich sterbe?"

Diese Worte kamen ihr sehr überrascht, und schnitten ihr durch's Herz. „Was meinst Du damit, William? Wer hat Dir etwas vom Sterben gesagt?"

„Oh! Ich weiß es, ich weiß es schon durch die „Geschichten," die sie wegen meiner im Hause machen.

„Sie haben ja gehört, was Hannah in der vergangenen Nacht gesagt hat?"

„Was denn?"

„Als sie mir den Thee brachte, und ich auf der wollenen Decke lag. Ich hatte damals nicht geschlafen, obgleich sie in der Meinung war, daß ich schlafe. Sie sagten ihr noch, sie möge in ihren Aeußerungen künftig etwas vorsichtiger sein, denn es könnte doch der Fall sein, daß ich nicht schlafe."

„Ich erinnere mich nicht mehr daran," sagte Lady Isabella nachsinnend, wie sie den Eindruck beseitigen könnte, die Hannah's Aeußerung, falls er sie wirklich gehört haben sollte, auf ihn hervorgebracht haben mußte. „Hannah spricht zuweilen sehr viel dummes Zeug zusammen."

„Sie sagte, daß ich rasch dem Grabe zueile."

„Sagte sie das? Wer kümmert sich um Hannah, sie ist ein närrisches Ding. Wir werden Dich bald wieder gesund sehen, wenn nur einmal die warmen Tage kommen."

„Madame Vine."

„Was, mein süßes Kind?"

„Wozu wollen Sie mich täuschen? Glauben Sie, daß ich das nicht merke? Ich bin kein kleines Kind mehr. Dem Archibald könnten Sie so etwas erwidern. Sagen Sie mir, steht es denn wirklich schlecht mit mir?"

„Gar nicht schlecht."

„Du bist nur nicht stark genug, und sobald Du etwas kräftiger wirst, bist Du auch wieder ganz wohl."

William schüttelte sein kluges Köpfchen in bedenklichem Zweifel. Er war eines von jenen seltenen Kindern, vor welchen es unmöglich war, Thatsachen zu verhehlen oder zu bemänteln. In seiner Denkungsweise, so wie in rascher und richtiger Auffassung war er Kindern seines Alters weit voraus geeilt. Wäre auch sonst kein Wort in seiner Nähe gesprochen worden, so würde er doch seinen Zustand an der außergewöhnlichen Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, erkannt und beurtheilt haben. Zufällig aber wurden Reden und Blicke in seiner Nähe gewechselt, deren Bedeutung zu errathen ihm keine große Anstrengung kostete. Dazu kam noch Hannah's unvorsichtige und unverhüllte Aeußerung

William glaubte daher im Innern seines Herzens so unzweifelhaft und gewiß an seinen nahen Tod, wie es nur Gott selber wissen konnte.

„Nun, wenn es sonst weiter nichts ist," fuhr er fort, „warum wollte sich Dr. Martin heute nicht in meiner Gegenwart aussprechen? Warum mußte er mich erst in's andere Zimmer schicken, um Ihnen seine Meinung sagen zu können? O, Madame Vine, ich bin so gescheit, wie Sie glauben."

„Ja gewiß, Du bist ein sehr gescheidtes Bübchen, aber zuweilen irrst Du Dich doch," erwiderte sie mit wehmüthigem Herzen.

Digitized by Google

„Wenn Gott uns liebt, so ist der Tod nicht so arg, sagte mir Lord Vane, dessen kleiner Bruder auch gestorben ist."

„Das war ein schwaches, kränkliches Kind, blaß und leidend, seit seiner Geburt gab er gleich wenig Hoffnung am Leben erhalten zu werden."

„Wie! Sie haben ihn gekannt?"

„Ich — ich habe es so gehört," antwortete sie, indem sie ihre unkluge Aeußerung ein wenig abschwächen wollte.

„Und Sie wissen nicht, daß ich sterben soll?"

„Nein."

„Und warum kränkten Sie sich denn von dem Augenblicke an, als wir Dr. Martin verließen? Und warum kränken Sie sich meinetwegen überhaupt? Ich bin ja nicht Ihr Kind."

Diese Worte, so wie der ganze Auftritt überhaupt, überwältigten sie. Von ihren Gefühlen übermannt, sank sie auf ihren Knieen vor dem Sopha nieder und ließ ihren Thränen freien, ungehinderten Lauf.

„Nun da sehen Sie," rief William rasch aus.

„Ach William, ich — ich hatte auch einst so einen kleinen Knaben und so oft ich Dich anschaue, denke ich an ihn und darum weine und jammere ich."

„Ich weiß, Sie haben es uns schon einmal erzählt, er hieß auch William."

Sie lehnte sich über ihn nieder, vermischte ihren Athem mit dem seinigen und nahm das kleine Händchen in die ihrige.

„William, weißt Du, daß Gott diejenigen, die er am meisten liebt, am frühesten zu sich nimmt? Solltest Du auch sterben, so wirst Du in den Himmel kommen und allen Schmerz und Kummer dieser Welt hinter Dir zurücklassen. Es wäre für so Manchen von uns viel besser gewesen, wenn wir in der frühesten Jugend gestorben wären."

„Würde es auch für Sie besser gewesen sein?"

„Ja," antwortete sie in wehmüthigem Tone. „Ich hatte viel Kummer im Leben. Manchmal glaube ich es nicht länger aushalten zu können."

„Also noch nicht ganz vorüber. Haben Sie auch jetzt noch Kummer?"

„Ich habe all mein Lebtag Kummer gehabt und werde ihn auch tragen müssen, bis an mein Lebensende. Siehst du, William, wäre ich als Kind gestorben, so wäre ich dem allen entgangen. O, die Welt ist voll, übervoll von Leiden."

„Von welchen Leiden?"

„Kummer, Krankheit, Sorge, Sünde, Reue und Lebensüberdruß. Ach, ich kann nicht einmal die Hälfte der Leiden herzählen, die uns im Leben zu überkommen pflegen. Wenn Du müde bist, sehr müde, liebster William, freuest Du Dich nicht, und fühlst Du nicht eine Art von Wonne und Glückseligkeit, so ruhig in Deinem kleinen Bettchen liegen und den süßen Schlaf erwarten zu können?"

„Ja, und ich bin sehr müde, so müde."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatze.

Rinkenis, 14. Febr.

Sonntag! — Die guten Glocken verrathen ihn nicht und nicht geputzte Leute; der Sonnenschein, der auf den über Nacht schwarz gewordenen Fluren lagert, möchte es noch am ehesten thun, wehte es nur nicht so unsonntäglich stürmisch. Schnurriges Ding, solch ein Soldaten-Sonntag im Felde! Es wäre Vielen nöthig, ihre Rechnung abzumachen, denn Mancher möchte morgen schon keine Zeit mehr dazu finden. Die Straße ist mit Militärs aller Grade und Waffengattungen belebt, als gälte es nicht dem Jahrmarkte des Krieges, sondern des Friedens. An den Telegraphenstangen klebt „zur Nachachtung" ein Manifest des Prinzen Friedrich Karl, das den Bewohnern der Ortschaften bei sofortiger Todesstrafe den Verkehr mit dem Feinde untersagt. Gruppen von vorüberreitenden und gehenden Soldaten studiren das Proklam und nicken: „He is en Düvelskerl!" Ich war heute am Eckensund oder vielmehr ich flog dahin, denn der starke Wind trieb mich förmlich vor sich her.

Wundervoll breitet sich zur Rechten der Wasserspiegel der Bucht, man erkennt die Bäume drüben, jedes Haus, die Fenster sogar, wo sie sich allmählig zwischen Alnoer und Eckensund zum Wasserdefilée von gleicher Bezeichnung mit letzterem verengt. Kurz vor Alnoer steht ein Schlagbaum träumend, er hat das diktatorische Zufallen verlernt; Chausseegeld „ist nicht mehr." Ein Doppelposten steht hier, wie vor und hinter jeder Dorfschaft; er hat bereits die Schafpelze an und sieht sehr behäbig darin aus. Vor dem Dorfe Alnoer steht ein Pontontrain, der zweite nahe am Strande. Am Strande, da wo die Breite des Wassers nicht, wie es nach oberflächlichen Angaben heißt, 200 bis 250, sondern höchstens 150 bis 180 Schritte beträgt, liegt die Fähre. Die Dänen haben die Kette mitgenommen. Hier wird, wenn nämlich eine solche gelegt wird, die Pontonbrücke geschlagen werden. Vielleicht bringt man auch die Fähre selbst in Thätigkeit, um einen weiter oberhalb vorgenommenen Uebergang zu sekundiren. Heute Nachmittag soll mit dem Batteriebau begonnen werden. Die Dänen sind, trotzdem man mit bloßem Auge jede Katze jenseits erkennen kann, nicht mehr zu entdecken; es erscheint fast unerklärlich, daß sie alle Vorbereitungen zum Uebergang unbehindert zulassen, denn würden sie selbst die zehn Düppler Schanzen zu einem zweiten Sebastopol machen, so hätten sie doch ungeheure Chancen verloren, sobald sie diesen Uebergang aufgeben.

Digitized by Google

Nach und nach werden immer neue Details aus dem Gefecht bei Oeversee bekannt. Der Hauptmann Kastella trug die Fahne seinem Bataillon zum Sturm vor und ließ sie, im Handgemenge muthig einhauend (sein schartig gewordener Säbel ist mit Blut bedeckt) nicht los, obgleich er einen Schuß in den Arm erhalten hatte. Ein Hauptmann des 9. Jägerbataillons, dem ein Schuß durch die Hand gegangen war, wurde stark blutend an FML. Gablenz vorübergetragen, der ihn theilnahmsvoll frug, ob er ihm irgend einen Dienst erweisen könne. „Ja Exzellenz", stammelte der Verwundete, sagen Sie mir, wie es mit meiner Kompagnie steht" — und erst als er die Auskunft erhalten hatte — „nun bitte ich, telegraphiren Sie meiner Frau, daß ich verwundet bin." Rittmeister Fürst Arhemberg von Windischgrätz-Dragonern (dem preußischen Hauptquartier zugetheilt) machte als Volontär die Attaque der Husaren auf die dänische Nachhut mit. Vor Oeversee stürzte sein Pferd verwundet nieder. Ein Husar bemerkte die Gefahr, in welcher der Offizier schwebte, und rasch bat er dem Rittmeister, um ihn vor der Gefangenschaft zu retten, das eigene Pferd an, mitten im heftigsten Feuer abspringend, und hieb sich zu Fuß zu seinen Kameraden durch. Der österreich. Oberstlieutenant St. Julien und ein dänischer Hauptmann, die den Fronten ihrer Abtheilung vorauseilten, stießen bei Oeversee auf einander, und geriethen, bis ihre Mannschaft nachkam, in ein förmliches Duell, wobei es an wuchtigen, regelrechten und künstlichen Säbelhieben, wie auf dem Fechtboden, nicht fehlte, so daß, als Beide im Gewühle niederstürzten, jeder seinen Gegner getödtet zu haben glaubte. Die verwundeten dänischen Offiziere hier im Schlosse sind in den Zimmern neben den österreichischen untergebracht. Oberlieutenant St. Julien, der keine lebensgefährliche Verwundung aus diesem Kampfe davontrug, aber schwer genug, um auf sein Schmerzenslager getragen werden zu müssen, sah im Innern des Schlosses einen dänischen Offizier, der ihn scharf fixirte und der ihm seltsam bekannt vorkam; es war der tapfere Duellant von Oeversee, der im Nebenzimmer gepflegt wird. Die Feinde, die sich getödtet zu haben glaubten, befanden sich lebend einander gegenüber, und nach wenigen herzlichen und kameradschaftlichen Worten reichten sich die Männer die Hände, deren Degen sich vor Kurzem kreuzten. Zum Schlusse noch ein anderes Husarenstückchen. Bei der Verfolgung der Dänen, welche der Generalstabs-Hauptmann Gründorf leitete, stießen die Husaren auf Infanterie, welche sich in den Krug bei Hellebeck warf. Der tollkühne Husar Mathe sprengte über den Zaun in den Hof und machte durch den Schrecken, den er einjagte, 7 Dänen zu Gefangenen, die er mit gespannter Pistole vor sich hermarschiren ließ.

•

Aus dem Militärbriefe eines in dänische Gefangenschaft gerathenen Elberfelders W. H. entnehmen wir Folgendes: „Liebe Eltern! Am 2. Februar rückte von unserem Bataillon die 3. Kompagnie der 7. Jäger-Abtheilung von des Morgens 4 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr in's Gefecht. Unsere Kompagnie kam auf Vorposten, ich hatte den linken Flügel; durch das sehr starke Schneegestöber und durch die eingetretene Dunkelheit, 5½ Uhr, wurde ich von den Dänen abgeschnitten und gefangen. Ein Oesterreicher und ein preußischer Unteroffizier waren in meiner Gesellschaft und theilten gleiches Loos. Wir wurden nach Flensburg transportirt, den 3. Febr. von da auf ein Schiff nach Korsör geführt und kamen nach neuntägiger Fahrt in Kopenhagen an. Ein Wagen brachte uns bald nach dem Kastell. Es ist uns gemeinsam ein Zimmer zum Schlafen und ein anderes zum Aufenthalte während des Tages angewiesen, nur dürfen wir nicht ausgehen, sonst fehlt uns nichts. Der preußische Unteroffizier, welcher durch eine Flintenkugel in der Schulter verwundet war, kam des folgenden Tages zur weiteren Pflege ins Lazareth.

Kunst und Literatur.

Praktische Uebungen für den progressiven Klavierunterricht. Nach pädagogischen, durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen und mit genauer Berücksichtigung der Fassungskraft, auch der weniger fähigen Schüler, unter steter Hinweisung auf die Theorie, von Wilhelm Wedemann. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt. 4 Hefte.

Von diesen praktischen Uebungen für den progressiven Klavierunterricht sind bereits Tausende von Exemplaren im Publikum verbreitet, und wirken seit Jahrzehnten mit großem Erfolge. Auch wir können dieselben allen angehenden Klavierschülern als die besten ihrer Art empfehlen. Von dem ersten Hefte erschienen bereits 12, vom zweiten 8, vom dritten 6 und vom vierten 6 neue, jedesmal verbesserte Auflagen. Dieser ganz außerordentliche Absatz beweist zur Genüge, daß diese sehr korrekten, neuerdings in Typendruck scharf und deutlich ausgeführten und auf starkes Notenpapier gedruckten Uebungen, jetzt vornehmlich beim Klavierunterrichte zu Grunde gelegt und allen anderen vorgezogen werden. An diese Uebungen schließen sich an und bilden eine Fortsetzung zu denselben des nämlichen Verfassers: „**Instruktive vierhändige Klavierlektionen, nach pädagogischen Grundsätzen bearbeitet und allen fleißigen Klavierspielern zur Uebung und Unterhaltung freundlich geboten.**" Auch diese vierhändigen Lektionen haben vielfache Auflagen erlebt.

Digitized by Google

Jene wie diese bestehen je aus 4 Heften und ist der billige Preis für jedes Heft 35 kr.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Herzogin Louise von Parma], die am 1. ds. Mts. in Venedig gestorben ist, war am 21. Sept. 1819 als die Tochter des später ermordeten Herzogs von Berry geboren. Ihr Bruder ist der jetzige Graf von Chambord. Ihre Kindheit verfloß im Glanz des französischen Hofs. Die Verjagung ihrer Familie verdüsterte ihr Schicksal, und die zweite Verheirathung ihrer Mutter, der Herzogin von Berry, mit dem Grafen Lacchesi Palli entzog ihr auch den mütterlichen Beistand. Am 10. Nov. 1845 wurde sie dem Herzog Ferdinand Karl III. von Parma angetraut. Aus dieser Ehe sind vier Kinder entsprossen: Margaretha, geb. am 1. Jan. 1847, Robert, geb. am 9. Juli 1848, Alix, geb. am 27. Dez. 1849, und Heinrich, Graf v. Bardi, geb. am 12. Febr. 1851. Kaum in Parma heimisch geworden, wurde sie durch die Revolution von 1848 vertrieben. Nachdem die österreichischen Bajonette sie zurückgeführt hatten, legte ihr Schwiegervater die Regierung nieder (14. März 1849), und ihr Gemahl wurde nun Herzog von Parma. Fünf Jahre später wurde er sterbend ins Schloß getragen. Hochmüthig und auffahrend, sinnlich und zu Exzessen geneigt, hatte er seine Unterthanen, ohne auf Rang und Stand Rücksicht zu nehmen, mit persönlichen Beleidigungen gleichsam verfolgt und war der Rache eines der von ihm Beschimpften zum Opfer geworden (27. März 1854). Daß sie mit diesem Manne nicht glücklich gelebt haben wird, ist zu vermuthen. Im Namen ihres unmündigen Sohnes Robert übernahm sie die Regentschaft. Sie begann mit klugen und versöhnenden Maßregeln, mit der Herabsetzung der Zivilliste von 1,800,000 auf 600,000 Lire, mit der Ersetzung des allgemein verhaßten Barons Ward (eines englischen Reitknechts) durch beliebtere Minister, der Entlassung von zwei Drittheilen des Heeres, einer neuen Organisation der Gerichte, der Wiederherstellung der aufgehobenen Lehranstalten ꝛc. Ein Mazzinischer Aufstand trieb sie aus dieser Bahn der Mäßigung hinaus. Die Rathgeber, die sich jetzt an sie drängten, konnten ihr nun einreden, daß das Volk durchaus verderbt sei und nur mit Gewalt niedergehalten werden könne. Sie verließ nun ihren bisherigen Pfad der Mäßigung. Die von einem Anviti, Gatti und ähnlichen Werkzeugen der Willkür in Masse verhängten Prügelstrafen, Verbannungen, Verurtheilungen zum Zuchthaus billigte und genehmigte sie ohne Ausnahme. 1859, beim Ausbruch des italienischen Kriegs, mußte sie sammt ihren Rathgebern ihr Herzogthum verlassen. Oberst Anviti wurde, als er zurückzukehren wagte, das Opfer einer scheußlichen Volksjustiz. Nach ihrer Verbannung lebte die Herzogin größtentheils, von der Bevölkerung wegen ihrer Wohlthaten geehrt, auf ihrem Schloß Wartegg im Kanton St. Gallen.

[Der Sultan in Lebensgefahr.] Das Leben des Sultans war unlängst in größter Gefahr. Se. Majestät begab sich nach Eskemedji auf die Jagd. Die Suite des Sultans zerstreute sich während der Jagd im Walde und der Sultan drang ganz allein weit vor, als er plötzlich auf ein Rudel Wildschweine stieß. Er schoß in dieselben und ein wilder Eber kehrte sich gegen ihn und rannte ihn zu Boden. Zum Glück waren zufällig zwei Revierjäger nahe genug, um den Hülferuf des Sultans zu hören. Sie eilten sogleich herbei und kamen noch zu rechter Zeit, um Se. Majestät aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr zu retten. Der Sultan kam mit einigen Kontusionen und dem Schrecken davon. Seine zwei Retter beschenkte er großmüthig und verlieh denselben außerdem eine Monatspension von 500 Piastern. Se. Majestät ist nun unwohl und hütet das Zimmer.

Die Unfälle, welche durch das Fuhrwerk in den Straßen von Paris angerichtet werden, nehmen mit jedem Jahre in dem Verhältniß zu, als die Zahl der Fuhrwerke aller Art sich mehrt. Nach einer statistischen Uebersicht hatte man im Jahre 1861 nicht weniger als 909 Unglücksfälle, von denen 99 mit tödtlichem Ausgange, zu beklagen. Es rollen gegenwärtig an 75,000 Wagen auf dem Pflaster von Paris, und man will berechnet haben, daß durchschnittlich jeden Tag 23 bis 25,000 Wagen in dem von dem Boulevard des Italiens und der Rue de la Chaussee d'Antin gebildeten Winkel sich kreuzen.

In San Francisco sind im Laufe des vergangenen Jahres 52,500,000 Dollars in edlen Metallen angekommen. Davon kamen 12 Mill. aus Washoe, 5 Mill. aus Oregon, Idaho, Washington und Britisch Columbien; 2 Mill. aus Mexiko, und der Rest, 33,500,000 Dollars, aus Kalifornien selbst. Der Export betrug 46 Mill. Dollars, wovon 28,500,000 direkt nach England, 4 Mill. nach China und 2 Mill. nach Mexiko gingen.

Geschichtskalender. 23. Februar 1807 wird Hersfeld auf Befehl Napoleons niedergebrannt.

23. Februar 1813. Nochmaliger Angriff der Russen auf die Festung Zamosc wieder zurückgeschlagen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 47 Mittwoch, 24. Februar 1864.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„So geht's uns allen, wenn wir der Sorgen und Leiden dieser Welt müde und überdrüssig werden, dann sehnen wir uns nach dem Grabe, in dem wir gut ausruhen könnten. Ja William! wir verlangen, schmachten und beten sogar darum; aber Du verstehst das Alles nicht."

„Wir liegen doch nicht im Grabe, Madame Vine?"

„Nein, nein liebes Kind. Unsere Körper liegen da, um einst am jüngsten Tage in Glanz und Schönheit wieder auferstehen zu können. Wir gehen einem geweihten Ruheort entgegen, wo man weder Kummer noch Leiden kennt. Ich wünschte — ich wünschte", setzte sie mit blutendem Herzen hinzu, „wir könnten beide, ich und Du vereint, dort sein."

„Wer sagt denn, daß diese Welt nichts als Kummer bringt, Madame Vine? Ich denke mir diese Welt schön, lieblich und angenehm, besonders wenn an einem heißen Tag die Sonne so lieblich scheint, und die bunten Schmetterlinge herumflattern. Sie sollten einmal Ost-Lynne an einem Sommermorgen sehen, die sanften Anhöhen auf und abgehen, unter dem Schatten der freundlich nickenden Bäume, unter dem freien, weiten, weiten blauen Himmel, und dem Duft der Rosen und Blumen. O, Sie würden das dann nicht eine traurige Welt nennen."

„Eine schöne Welt, die wir gewiß nur sehr ungerne verlassen, wenn sie uns nicht durch Kummer und Leiden überdrüssig gemacht würde. Aber denke Dir diese Welt noch so schön und herrlich — und was ist sie im Vergleiche mit jener Welt, mit dem Himmel."

„Ich habe Leute, die den Tod fürchten, die Zweifel äußern hören, ob sie denn wirklich in den Himmel kommen werden. Aber wenn Gott ein kleines Kind zu sich nimmt, so geschieht es gewiß nur aus Liebe. Das ist ein Land, wie Mrs. Barbauld sagt, wo die Rosen ohne Dornen, und die Blumen ohne Gesträuche wachsen."

„Ach! ich habe diese Blumen gesehen," unterbrach sie William, sich in seinem Eifer aufraffend, „sie sind tausendmal schöner als unsere hier."

„Gesehen die Blumen! diese Blumen werden wir nur im Himmel sehen."

„Ich habe ein Bild davon gesehen. Wir gingen einmal nach Lynneburg, um Martin's Bild vom jüngsten Gericht anzuschauen. Ich meine nicht Dr. Martin," sagte William sich unterbrechend.

„Ich weiß es."

„Es waren drei große Gemälde. Eines davon stellte die Himmelsebenen vor; ich und fast alle andern liebten dieses Bild am meisten. Ach, wenn Sie es nur gesehen hätten, oder haben Sie es vielleicht schon gesehen, Madame Vine?"

„Nein, ich habe aber davon gehört."

„Es stellte, wie Sie wissen, einen Fluß dar, mit vielen Kähnen. Ach wunderliebliche Gondeln, die die Erlösten aufnehmen, und sie nach den Himmelsgestaden bringen sollten. Myriaden und Myriaden von Schattengestalten in weißen Gewändern gehüllt, schwebten von den Wolken getragen über der heiligen Stadt. Und Blumen, Nelken und Veilchen schossen in üppiger Farbenpracht an den Ufern empor, ach viel schöner und herrlicher als auf dieser Erde."

„Wer nahm Dich denn mit, die Bilder anzusehen?"

„Papa, er nahm mich und Lucy mit, auch Barbara — sie war damals noch nicht unsere Mama — aber was glauben Sie Madame, hatte damals Lucy den Papa gefragt?"

„Nun, was fragte sie ihn?"

„Sie fragte, ob Mama unter den Gruppen in weißen Gewändern sich befinde, und ob sie auch in den Himmel gekommen sei? Sie verstehen doch Madame, ich meine unsere Mama Lady Isabella. Wir standen grade vor dem Bilde, und die Leute, die um uns herumstanden, und auch das Gemälde besichtigten, hörten es mit an, was Lucy gesagt."

Lady Isabella ließ das Haupt auf ihre Hände sinken. „Und was antwortete ihr Papa darauf?" frug sie athemlos.

„Ich weiß es nicht mehr, ich glaube, gar nichts, er war in einem Gespräche mit Barbara verwickelt. Aber es war auch sehr dumm von Lucy, denn Wilson hatte es ihr zu wiederholten Malen gesagt, daß sie den Namen Lady Isabella's nie in Gegenwart unseres Papa's aussprechen sollte, auch Miß Warning hatte es ihr gesagt. Und als wir nach Hause kamen, und

Digitized by Google

Wilson davon hörte, sagte sie, Lucy verdiente dafür gebeutelt zu werden."

„Und warum darf man nicht von Lady Isabella in seiner Gegenwart sprechen?" Einen Augenblick später wunderte sie sich selbst darüber, wie sie eine solche Frage habe stellen können.

„Ich will's Ihnen sagen," sagte William leise.

„Sie lief weg vom Papa, Lucy schwatzt einen Unsinn darüber zusammen, und meint sie sei von bösen Menschen geraubt worden — aber sie weiß nichts, und ich, ich weiß Alles — obwohl sie es vielleicht gar nicht ahnen."

„Sie dürfte doch einst unter den Erlösten im Himmel sein, und Du mit ihr."

„Er fiel mit einem tiefathmigen Seufzer ganz erschöpft auf die Sophapolster zurück, und lag ganz ruhig da, auch Lady Isabella saß gesenkten Hauptes in tiefstem Stillschweigen, als sie mit einem Male von William's lautem Schluchzen aufgeschreckt wurde.

„Ich mag nicht sterben! ich will nicht sterben! Warum muß ich denn von da weggehen, und Papa mit Lucy allein zurücklassen?"

Und ein Strom von Thränen begleitete diese wehmüthigen Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

II.

„In meinem Garten sind' ich
Viel Blumen schön und fein,
Viel Kränze wohl d'raus wind' ich
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein"

Eichendorff.

Wer denkt sich heute noch eine etwas bedeutende Stadt ohne Dampfroß und Eisenspuren? Der starre und doch so geschmeidige Schienenweg durchzieht bald die halbe Welt. Er setzt auf kolossalen Stein- oder Eisenträgern über Flüsse und Schluchten, windet sich im Schlangenlaufe um Höhen und Kuppen, und wo die Felsenmassen mit starrer Stirne Halt gebieten, bohrt er sich trotz Nacht und Graus unerschrocken einen Pfad durch ihre Herzkammern und das schrille Pfeifen und Brausen der durch die Tunnels rollenden Züge scheucht und schreckt die Bergmännlein und Kobolde in ihre verborgensten Schlupfwinkel.

Auch die Stadt, in der Eugen Rohn wohnt, hat ihre Bahn, und diese — sie mag es zugestehen oder nicht — einen guten Theil von dem Weh und Leid, welches wir schildern, auf dem Gewissen. Seit nämlich das rastlose Dampfroß an den Mauern der Stadt vorüberzieht, steigen die Preise der Wohnungen, der Viktualien und aller Lebensbedürfnisse von Jahr zu Jahr und scheinen noch lange an keinen Stillstand zu denken. Wehe dem Manne, dessen Einnahme diesen Höhenflug nicht mitmacht, sondern der alten, aus billigeren Zeiten ererbten Besoldungs-Scala hartnäckig treu bleibt! Der Arme reibt sich sorgenvoll die Stirne, studirt und kalkulirt, theilt ein, zählt und zählt wieder die kleine Baarschaft, vertauscht den Abendtrunk aus dem Bräuhause mit frischem Quellwasser, kehrt von der kostspieligen Cigarre zu Pfeife und Kanaster zurück oder stellt die Dose, so viel es auch Ueberwindung kostet, ferners zur Seite. Die besorgte Hausfrau kündigt der Magd, setzt einen und zwei Tage in der Woche mit dem theuren Fleische aus und wendet jeden Groschen dreimal um, bevor er in fremde Hände wandert. Röcke und Kleider werden gewendet, aufgefärbt, ein frischer Besatz muß die schadhaften Stellen verdecken. Und trotzdem gewahren die Gatten mit Schrecken, wie ihr Etat von Monat zu Monat weniger reicht, während Alle, vom Marchand tailleur und Fußbekleidungskünstler bis zum Holzmacher und der Zugeherin sich mit gesteigerten Löhnen gegen die Theuerung wappnen.

Daß Eugen Rohn per excellence zur Klasse dieser Stillstandsmänner zählte, bedarf keiner weiteren Versicherung.

Er ging langsam, in tiefe Gedanken versunken, den sogenannten Wasserweg entlang. Er achtete nicht auf das Grollen des Flusses, der hier, durch Dämme und Mauern eingezwängt, seine Fluthen rascher und tiefer rollt, nicht auf das laute, rege Treiben der Schiffer, welche auf großen Lastschiffen der Stadt Holz, Steine, Kohlen und Früchte zuführen, nicht auf die hohen, alten Häuser, welche den Fluß, der die Stadt in zwei Hälften schneidet, beherrschen und durch ihre südländische, praktische Bauart überraschen. Die Fenster und Thüren der Flußseite münden nämlich in den obern Etagen auf balkonartige Gallerien, welche die ganze Länge der Häuser einnehmen.

Von diesen offenen Gängen genießt das Auge die schönste Aussicht auf den belebten Strom. Hier entfaltet sich auch, namentlich an schönen Sommerabenden, ein trautes Familienleben und selbst viele häusliche Arbeiten werden da verrichtet, wie verschiedene Aushängschilde uns verrathen.

Rohn ging mit jedem Schritte langsamer und blieb mehrmals, in tiefen Gedanken versunken, stehen. Es mußte ein sauerer Gang sein, den er vorhatte.

Die Häuser schieben sich enger zusammen. Eine verwitterte Steinbrücke spannt ihre Bogen fast haushoch zum andern Ufer. Der Fluß macht eine kleine Biegung und treibt die Wellen brandend und schäumend gegen die Pfeiler. Der Wasserweg führt durch den letzten, niederen Bogen der Brücke. Die vorspringen-

den Mauern desselben und das letzte, etwas zurückstehende Haus bilden einen tiefen, dunklen Einschnitt.

Hier blieb Rohn stehen und blickte forschend auf den Weg zurück. Als er sich von Niemand beobachtet sah, trat er rasch an die Wand, und öffnete eine Thüre, die ob ihres mauerartigen Anstriches von Fremden kaum bemerkt wurde. Eine schmale Holztreppe führte zur Gallerie, auf der ihn nicht weniger als sechs roth und weißgefleckte Königshündchen empfingen und ihm bellend den Weg versperrten. Der Luftzug trug ihm ein starkes, liebliches Aroma entgegen. Die kleinen, hitzigen Kläffer rückten seinen Füßen immer näher, so daß er kaum einen Blick auf die Brüstung der Gallerie werfen konnte. Dort gewahrte sein Auge in langen Doppelreihen und herrlicher Blüthenpracht hohe Fuchsien, mit rothen und blauen Blüthenglocken übersäet, schlanke Pelargonien, Moos- und Theeröschen, buschige Hortensien, die schwermüthig das Blüthenhaupt neigten, üppige Levkojen, Cinerarien und flatterhafte Kapuziner, wuchernde Reseden und Nelken, die von den Herzblättern des schmiegsamen Epheu umschlungen, eine stattliche, lebendige Hecke bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatze.

Alsnoer, 18. Februar 1864.

Ein außerordentlich interessanter Kampf fand heute Morgen zwischen 10 und 12 Uhr zwischen dem dänischen Monitor „Rolf Krake" und den gezogenen Geschützen der 2. Magdeburger Festungs-Batterie (Zwölf-Pfünder), unter dem Hauptmann Kipping und dem Premier-Lieutenant Mente, statt. Schon um 9 Uhr ward gemeldet, daß ein Kriegsschiff in Sicht sei, und wir hatten volle Muße, uns zu seinem Empfange bereit zu machen und das Feuer zu beobachten, das von Premier-Lieutenant Mente aus seinen sechs bei Hollnis postirten Geschützen eröffnet wurde. Die Halb-Batterie feuerte rasch, ward aber keiner Salve von „Rolfe Krake" gewürdigt und sah sich zur Unthätigkeit verdammt, sobald der Monitor sich vor der Halb-Batterie von Alsnoer breit legte und seine Geschütze donnern ließ. Es war offenbar seine Absicht, erst die Batterie zum Schweigen zu bringen und dann die Pontonbrücke bei Ekensund zu zerstören, die eine Flankirung der Düppeler Schanzen zulässig macht. Es war ein Augenblick banger Erwartung, als das gepanzerte See-Ungeheuer in einer Entfernung von 1500 Schritten Halt machte und aus drei schweren Geschützen sein Feuer eröffnete. Die Batterie bei Hollnis hatte ihm nichts anhaben können; widerstand sein Eisenpanzer auch unseren Geschossen, so war die Pontonbrücke seiner Zerstörung Preis gegeben, der Angriff auf Düppel um Vieles erschwert. Mit einer fast komischen Ruhe zündete der Hauptmann seine Pfeife an und stritt sich mit dem Feldwebel, ob die Distanze 1400 oder 1500 Ellen betrage; aber ehe der Streit beendet war, sausten 64-pfündige Kugeln dicht über die Brustwehr der Schanze weg. „Gut geschossen," sagte der Hauptmann trocken; „es sind 1500 Schritte, — Feuer!" Die Kugeln flogen über den Monitor weg — es waren nur 1400 Schritte Distanze. Als dieß konstatirt war, schlugen die Kugeln der Batterie mit erbarmungsloser Präzision in das See-Ungethüm ein, anscheinend ohne alle Wirkung, denn es erwiderte mit großer Präzision aus dem Drehthurm und mit dem Mörser auf dem Hinterdeck die Granaten des unerschrockenen Hauptmannes. Die feindlichen Kugeln flogen über die Schanze weg und richteten im Dorfe entsetzliche Verheerungen an; sie streiften die Schanzbekleidung, flogen in die Decke des Pulvermagazins, demolirten das Wohnzimmer des Hauptmannes und durchbohrten mehrere Pontons, die hinter dem Dorfe aufgestellt waren, — aber keine einzige traf die preußischen Geschütze, kein Mann wurde verwundet. Anderthalb Stunden dauerte der Kampf; der Hauptmann ließ nur feuern, wenn die Wahrscheinlichkeit des Treffens vorhanden war, gab daher ein langsames, aber wohlgezieltes Feuer ab. Plötzlich schien mit dem Monitor eine Veränderung vorzugehen; er schien tiefer im Wasser zu liegen, als vorher, seine Schüsse wurden unsicherer, und endlich, nachdem er 60 Kugeln erhalten, von denen etwa 40 getroffen, setzte er Dampf auf und segelte wieder in das offene Meer bei Hollnis vorbei, wo er wieder von dem Premier-Lieutenant Mente empfangen wurde, ohne indessen seine Schüsse zu erwidern. Man konnte deutlich sehen, wie das Hintertheil des Schiffes stark beschädigt war und wie die Mannschaften an den Pumpen beschäftigt waren und einen 5 — 6 Fuß hohen Wasserstrahl auspumpten, so daß ohne Zweifel ein bedeutender Leck entstanden sein mußte. Erst als das Schiff außer dem Bereiche der Geschütze war, legte es bei und blieb mehrere Stunden an derselben Stelle liegen, wahrscheinlich um den erlittenen Schaden auszubessern. Nach diesen, mit Bomben erzielten Resultaten darf man sicher annehmen, daß Vollkugeln, welche aus gezogenen Geschützen abgefeuert werden, selbst auf eine Entfernung von 1400—2000 Ellen ein Panzerschiff wirksam zu beschießen vermögen. — Westlich von Alsnoer fand heute zwischen sechs preußischen Bataillonen und den dänischen Vorposten ein unbedeutendes Gefecht statt, das damit endete, daß die Preußen das Dorf Broacker bleibend besetzten. Die Preußen machten 60 Gefangene. Gestern und heute hat der Feind das Dorf Düppel niedergebrannt.

Digitized by Google

Das ländliche Mahl.

Sanft an den Hügel gelehnt steht einsam die ländliche Hütte,
Steine bedecken das Dach schützend vor feindlichem Sturm;
Weithin schimmern die Fenster im Gold der versinkenden Sonne,
Traulich beschattet der Baum neben der Hütte den Platz;
Unter dem Schatten des Baum's winkt freundlich zur Ruhe die Moosbank,
Ringsum üppiges Grün, manchfach mit Blumen besä't.
Heim nun kehret der Mann vom Felde, erhitzt von der Arbeit
Läßt er sich nieder zur Bank, trocknet den Schweiß von der Stirn;
Während geschäftig die Frau sich schickt, zu bereiten die Mahlzeit,
Springen die Kinder herbei, grüßend und jubelnd vor Freud'.
Hinter der Hecke da steht der Knecht und wetzet die Sense,
Um zu versorgen die Kuh, die da noch brüllet im Stall.
Zierlich decket den Tisch mit reinlichem Tuche das Mädchen
Und in der Schüssel von Blech dampfet die schäumende Milch,
Kräftiges Brod und gelbliche Butter auf zinnernem Teller,
Aepfel und zierliches Obst würzen das ländliche Mahl.
Stille erhebet der Vater den Blick und betet den Segen,
Mutter und Kinder zugleich falten die Händ' zum Gebet.
Nicht mehr denkt man der Mühe des Tags und innerer Friede
Leuchtet aus jeglichem Blick, kündet nur Wonne und Lust.
Loben wir nicht solch ländliches Mahl vor der üppigen Tafel
Großer und edler Herren, schwelgend im schönen Palast?
Fehlen denn auch die Kerzen von Wachs und die glänzenden Lüster,
Welche mit schimmerndem Licht leuchten im prangenden Saal,
Sehet ihr doch im glänzenden Roth die Strahlen der Sonne,
Welche mit feurigem Kuß scheidend die Erde verläßt;
Sehen wir nicht die bunten Tapeten und prunkende Stoffe,
Sehen die Berge wir doch kühn da erheben ihr Haupt.
Statt des belebenden Sangs und der rauschenden Wirbel der Musik
Tönet das munt're Horn fröhlicher Hirten von fern;
Thalwärts zieht die blökende Heerde, es klinget melodisch
Nahend der Glocken Geläut durch die erquickende Luft.
Was ist da besser: wenn Mißmuth führt zur reichlichen Tafel,
Oder ein heiterer Sinn würzet das einfache Mahl?

K.

Mannigfaltigkeiten.

[Neue Oper von Ferdinand Hiller.] Aus Weimar schreibt man der „Kölnischen Zeitung" unterm 8. Febr.: „Gestern Abend wurde auf dem großherzoglichen Hoftheater Ferdinand Hiller's große Oper: „Die Katakomben" gegeben. Dem trefflichen Werke wurde durch eine gute Besetzung (Lavinia — Frau Milde, Lucius — Herr Messert u. s. w.), neue Decorationen und eine sorgfältige Mise en scène unter Dingelstedt's unmittelbarer Anordnung eine schöne Aufführung zu Theil und der Erfolg war vollständig; rauschender Applaus und Hervorruf krönten besonders den zweiten und dritten Akt. Sonntag den 14. ds. findet die erste Wiederholung statt; auch die erste Vorstellung hatte schon mehrere in der künstlerischen Welt bedeutende Fremde angezogen.

[Die alten Germanen in Darmstadt.] Die „Ind. Belge" enthält einen Bericht aus Frankfurt a. M. über die große Landesversammlung zu Darmstadt in Sachen Schleswig-Holsteins. Dieselbe fand statt, schreibt der Berichterstatter, unter freiem Himmel „suivant l'antique usage des Germains" (nach dem alten Brauche der Germanen). Sie sei begonnen und geschlossen worden mit dem patriotischen „Gelegenheitsliede": „Schleswig-Holstein meerum Schlungen" (so druckt die „Independance Belge").

Ein Hamburger Blatt bringt folgendes dänische Urtheil über die verbündeten deutschen Truppen: Wir hatten Gelegenheit, näher mit den in Hamburg durchgekommenen gefangenen dänischen Soldaten zu sprechen, welche sehr gesprächig die verschiedenen Treffen beschrieben. Die „Preußen" gehen drauf los wie auf dem Exerzierplatz und machen sich nichts aus den Kugeln, erzählte unser Mann; aber die Oesterreicher springen gerade wie die Katzen und schießen gar nicht, sondern immer mit dem Bajonett!

Charade.

Wenn einem Thier des Walds du nur ein einzig Zeichen
Wegnimmst, wird alsbald es der ersten Sylbe gleichen.
Kein Wesen ist die zweite; doch jedem Wesen nöthig:
Wenn man's davon befreite, wär' es des Daseins ledig.
Das Ganze, angewendet bei irgend welchen Dingen,
Wird, wenn es ist vollständig, Veränd'rung sicher bringen.

Auflösung der Charade in Nro. 44:
Kohlendampf.

Geschichtskalender. 24. Februar 1556 legt Kaiser Karl V. seine Krone nieder.
24. Februar 1623. Maximilian I. wird Kurfürst in Bayern.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 48 Donnerstag, 25. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung folgt)

Lady Isabella neigte sich über ihn, schlang ihre Arme fest um das zitternde Wesen. Ihre Thränen, ihre Seufzer begegneten und vermengten sich mit den seinen, sie flüsterte ihm süße und besänftigende Worte zu, und hielt ihn derart umschlungen, daß er seinem Schmerz an ihrem klopfenden Busen Luft machen konnte. Nach einer Weile ließ auch der Paroxysmus ganz nach.

„Hurrah!" rief William rasch aus. „Was bedeutet das?

Draußen in dem Vorsaal wurde laut gesprochen, und gescherzt.

Mr. Carlyle, Lord Mount-Severn, und sein Sohn hatten das Speisezimmer verlassen. Sie hatten für diesen Abend eine Komitesitzung in West-Lynne anberaumt, und waren jetzt im Begriffe, sich dahin zu begeben. Kaum hatten sich die Thüren der Vorhalle hinter ihnen geschlossen, als Barbara in die graue Stube kam.

Madame Vine erhob sich rasch, setzte ihre Augengläser wieder auf, und setzte sich mit anscheinender Ruhe auf einen Stuhl nieder.

„Ganz im Finstern! und hier ist das Feuer ausgegangen!" rief Barbara etwas erstaunt aus, während sie sich bemühte, die halbverglimmte Asche zu einer Flamme anzuschüren. „Wer ist das hier auf dem Sopha? Bist Du es William! Du solltest schon zu Bette sein."

„Noch nicht Mama. Ich möchte noch nicht zu Bette gehen."

„Es ist aber schon die höchste Zeit dazu," entgegnete sie, indem sie zugleich die Glocke zog, „wenn Du so lange wach bleibst, wirst Du nicht sobald wieder gesund werden."

William wurde ins Bett geschickt, und Barbara wendete sich nun zu Madame Vine, um sie zu fragen, was Dr. Martin gesagt habe.

„Er sagte, die Lunge sei allerdings angegriffen, doch sprach er sich nicht ganz bestimmt aus; obwohl ich fest überzeugt bin, daß er für sich schon eine bestimmte Meinung darüber gefaßt hatte.

Mrs. Carlyle betrachtete sie nun etwas genauer. Das aufprasselnde Feuer beleuchtete ihr Gesicht, und spiegelte sich vorzüglich in ihren Augengläsern ab. Lady Isabella rückte ihren Stuhl etwas tiefer in den Schatten zurück.

„Dr. Martin kommt nächste Woche nach West-Lynne und wird William nochmals untersuchen. Ich getraue mich aus seinem zurückhaltenden Ton, aus den ausweichenden Antworten entnehmen zu können, daß er auf den allerschlimmsten Fall gefaßt ist, obwohl er es nicht mit Worten ausgesprochen."

„Ich werde mit William nach West-Lynne gehen," sagte Barbara, „mir wird der Doktor die Wahrheit sagen. Ich komme, meine Schulden zu bezahlen," sagte sie, das frühere Gespräch plötzlich abbrechend und eine Fünfpfundnote hinreichend.

Lady Isabella streckte mechanisch ihre Hand darnach aus.

„Weil wir gerade von Geldangelegenheiten sprechen," sagte Barbara im heiteren Tone, „werden Sie mir erlauben, Ihnen sagen zu müssen, daß wir beide, ich und Mr. Carlyle es sehr mißbilligen, daß Sie den Kindern so viele Geschenke machen. Ich habe so oberflächlich die Kosten des Spielzeugs berechnet, und herausgefunden, daß sie einen großen Theil Ihres Gehaltes in Anspruch genommen haben müssen. Ich ersuche Sie, Madame Vine, nicht in dieser Weise fortzufahren."

„Ich habe sonst Niemanden, dem ich mit meinem Gelde ein Vergnügen machen könnte. Ich liebe die Kinder," war Madame Vine's etwas karze Antwort, zudem betonte sie ihre Worte sehr scharf und wollte wahrscheinlich damit andeuten, daß es keiner Vermittlung zwischen ihr und ihren Kindern benöthige, und sie am besten wisse, wie sie ihre Kinder zu behandeln hat.

„Sie haben ja für sich selbst zu sorgen und wenn Sie auch jetzt keine großen Ausgaben haben, so wäre es doch nach meiner Meinung zweckmäßig, an irgend einen kleinen Reservefond zu denken. Nehmen Sie diesen Wink freundlichst hin, denn ich müßte sonst etwas mehr peremptorisch verfahren, und mir Ihre Generosität geradezu verbitten. Es ist sehr schön von Ihnen, gewiß sehr freundlich, aber wenn Sie so wenig an sich denken, so müssen wir es thun."

„So werde ich ihnen von nun an weniger kaufen,

Digitized by Google

murmelte sie. „Ich muß ihnen doch hin und wieder ein kleines Liebeszeichen kaufen."

„Das können Sie allerdings thun, eine Kleinigkeit, hie und da, aber nicht solches kostbare Spielzeug, wie Sie immer kaufen. Haben Sie je eine Bekanntschaft mit Sir Francis Levison gehabt?" fuhr Mrs. Carlyle fort, ihr früheres Gespräch plötzlich abbrechend.

Ein innerer Schauer, eine haßglühende Wange, ein von bitterer Reue beklommenes Herz und eine leise hingehauchte Antwort:

„Nein."

„Ich glaubte aus Ihrem Benehmen bei der Gelegenheit, als ich vorgestern von ihm gesprochen, entnehmen zu müssen, daß Sie ihn kennen, oder wenigstens einst gekannt haben. In der That, kein besonderes Kompliment — werden Sie sich denken — eine solche Bekanntschaft einem aufbürden zu wollen. Also ist er Ihnen ganz fremd?"

Mit schwacher Stimme hauchte Lady Isabella ein kaum hörbares „Ja" hervor.

Barbara hielt einen Augenblick inne und frug dann:

„Glauben Sie an den Fatalismus, Madame Vine?"

„Ja, ich glaube daran," war ihre feste Antwort.

„Ich nicht."

Und doch hatte sie gerade durch diese Frage zum Theil bewiesen, daß sie nicht so ganz und gar vorurtheilsfrei denke.

„Nein, ich glaube nicht daran," setzte Barbara in entschiedenem Tone hinzu, indem sie auf dem so eben von William verlassenen Sopha Platz nahm, und so gegenüber von Madame Vine zu sitzen kam. „Wissen Sie, daß es Francis Levison war, der das ganze Unglück über dieses Haus gebracht."

„Das Unglück," stammelte Madame Vine.

„Ja, er war's," begann sie wieder, indem sie die zögernde Antwort als ein Geständniß beobachtete, daß die Gouvernante entweder gar nichts, oder nur sehr wenig von den früheren Ereignissen wisse. „Er war es, der Lady Isabella ihrer Heimath entrissen; ob sie vielleicht nicht minder bereitwillig war zu gehen, als er, sie zu entführen, das kann ich nicht sagen."

„Oh! nein, nein," rief Madame Vine unwillkürlich und ohne zu wissen, was sie sagte. „Wenigstens, glaube ich, daß nicht . . .", fügte sie dann in der größten Verwirrung hinzu.

„Wir werden das nie erfahren, und was würde es am Ende auch nützen? Eines aber ist gewiß, daß sie nämlich ihre Familie verlassen; nicht minder gewiß ist es, daß sie nicht gegen ihren Willen gegangen. Haben Sie je die näheren Umstände dieser Geschichte gehört?"

„Nein."

Sie wollte eigentlich „Ja" sagen, fürchtete aber dann wieder gefragt zu werden, von wem sie das Alles erfahren habe.

„Er hielt sich damals in Ost-Lynne auf. Dieser Mann mußte im Auslande leben, und durfte es nicht wagen, sich in England, wo er außerhalb des Gesetzes stand, blicken zu lassen, und in seiner bekannten Großmuth bot ihm Mr. Carlyle Ost-Lynne zur Zufluchtsstätte an, wo er vor den Verfolgungen seiner Gläubiger ganz sicher sein konnte, um ihn während dieser Zeit arrangiren zu können. Er war eine Bekanntschaft der Lady Isabella. Und sie haben sich beide, er und sie, sehr dankbar gegen Mr. Carlyle benommen, indem sie mitsammen durchgingen."

„Warum mußte er ihn aber auch zu sich laden!" Diese Worte waren mit reumüthigem Schmerz ausgesprochen.

Mrs. Carlyle hingegen glaubte, daß sie in Form einer Frage an sie gestellt wurden, und erhob sich mit vollem Stolze dagegen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatze.

Egernsund (Ekensund) 18. Februar 1864.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen in einem Bauernhause, während die schweren Kugelgrüße dicht über dem Dache hinsausen. Um ungefähr 8¾ Uhr verrieth weißer Rauch in der Höhe von Hollnis ein avancirendes Dampfschiff; die Batterien von Hollnis beschossen es lebhaft, wie man mit bloßem Auge sehen konnte. Der Steamer, es war das Panzerschiff „Esbern Snare", avancirte indessen, und als er Hollnis passirt hatte, mit full steam und ging direkt auf Ekensund zu. Die beiden Batterien vor Ekensund (zu je 3 gezogenen Zwölf-Pfündern) feuerten lebhaft, schossen aber, da der Dampfer, ohne Feuer zu geben, bis auf 500 Schritt avancirte, meist zu kurz oder zu hoch. Um 10 Uhr wandte sich „Esbern Snare" und ging bei Hollnis, auf's Neue beschossen, wieder durch. Er feuerte, anscheinend mit nicht mehr als 4 Geschützen sehr schweren Kalibers armirt, langsam, größtentheils ebenfalls zu hoch, vorzugsweise nach der Pontonbrücke, deren Belag er vielfältig traf. Die Brücke hatte sich durch eine Veränderung des Wasserstandes in der Nacht in der Höhe von 6 Fuß gehoben, es sollten eben Reserve-Pontons eingeschoben werden, eine Menge von Fuhrwerken hielt vor der Brücke; ich kann augenblicklich nicht sagen, ob sie gedeckt gegen das dänische Feuer waren. In den preußischen Batterien schlugen mehrere Kugeln ein und verwundeten einige Kanoniere. „Esbern Snare" ist zurückgegangen, man fürchte aber, daß er mit anderen Kanonenbooten, die ihm folgen wollten, aber durch Hollnis Batterie zurückgeschreckt wurden, zur Nacht zurückkehrt. Uebrigens konnte man aus vielem Kleingewehrfeuer auf der Halbinsel Broacker schließen, daß die dort avancirenden Preußen (2 Bataillone des 60.

Digitized by Google

Regiments und 1 Bataillon des 35. Regiments, 2 Schwadronen Ulanen und etwas Jäger gleichzeitig im Gefecht engagirt waren. Wäre die Brücke total verloren, so konnten die bei Ekensund stehenden Truppen vorläufig leicht abgeschnitten werden.

Die deutsche Schillerstiftung

hat ihren vierten Jahresbericht veröffentlicht. Wir ersehen daraus, daß in Folge eines Beschlusses der Generalversammlung vom 6. bis 9. Oktober 1862 das Rechnungsjahr der Stiftung, das bislang mit dem 1. Juli begann, mit dem Kalenderjahr in Uebereinstimmung gebracht worden. Das wichtigste Ereigniß des Jahres ist der endliche Abschluß eines Vertrages zwischen dem Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung und dem Hauptverein der Schiller-Lotterie in Dresden, in einer Konferenz am 29. Juni 1863 zu Stande gebracht, bei welcher der Haupt-Lotterie-Verein durch die Herren Bürgermeister Pfotenhauer und Hertel und Herrn Hofrath Ziegler vertreten war. Der Verwaltungsrath war — mit Ausnahme Stuttgarts — vollständig versammelt. Nach diesem Vertrag ist das Erträgniß der Allgemeinen deutschen National-Lotterie, das sich auf 451,248 Thlr. 10 Ngr. 8 Pf. belief, nach zwei Drittheilen, also mit 300,832 Thlr. 6 Ngr. 8 Pf. der aus einer Verbindung des Lotterie-Hauptvereins mit der Dresdener Zweigstiftung" hervorgegangenen „Vereinigten Dresdener Zweigstiftung zur Verwaltung überlassen worden, während ein Drittheil (150,416 Thlr. 3 Ngr. 4 Pf.) der Tiedge-Stiftung zu Dresden zufiel. Das Gesammtvermögen der Vereinigten Dresdener Zweigstiftung beträgt nunmehr 318,250 Thlr. und wird von dieser auf eigene Verantwortung verwaltet. Sie verzichtet aber auf die statutenmäßige Freiheit, ein Drittheil der Jahreszinsen nach eigenem Ermessen zu verwenden, und liefert vielmehr vier Fünftheile derselben an den Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung ab; hat sich aber vorbehalten, die Hälfte des restirenden Fünftheils, das ihr verbleibt, zu kapitalisiren. Bei verschiedenen Stiftungsangelegenheiten haben die Zweigstiftungen nach der Größe ihres Vermögens zu stimmen; der Vertrag bestimmt, daß die Dresdener Zweigstiftung in dieser Beziehung nur der nächst begütertsten gleichgeachtet wird. Auch ist die Unauflösbarkeit der Dresdener Stiftung so wie ihre Untrennbarkeit von der deutschen Schillerstiftung im Vertrag festgestellt. Der Gründer dieses bedeutenden Vermögens der deutschen Schillerstiftung, Major Serre auf Maren, hat leider die Vollendung seines Werks, den Abschluß des Vertrags, nicht erlebt: er war bereits am 3. März zu Dresden verschieden. — Die Stiftung hat keinen namhaften Zuwachs an Mitgliedern erfahren; auch haben neue Zweigstiftungen sich nicht gebildet. Wir zählen deren zweiundzwanzig: Badische Zweigstiftung, Berlin, Breslau, Köln, Danzig, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Königsberg, Laibach, Leipzig, Lübeck, Mainz, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar, Wien. Wir vermissen neben so manchen kleineren Orten mehrere der größern. Da fehlen Hannover, Bremen, Magdeburg, Prag, Würzburg, Kassel u. s. w. — Dagegen hat die Wirksamkeit der Stiftung sehr an Ausdehnung gewonnen. Während 1859 nur 1634 Thaler und 680 fl. O.-W. an fünfzehn Empfänger, 1860 3758 Thaler 1 Sgr. und 530 fl. O.-W. an sechsunddreißig Empfänger, 1861 4069 Thlr. 4 Ngr. und 810 fl. O.-W. an fünfzig Empfänger vertheilt werden konnten, entfielen im letzten Zeitraum 10,764 Thaler 3 Sgr. 6 Pf. und 1190 fl. O.-W. an einundachtzig Empfänger. Bekanntlich verbieten — bis jetzt — die Statuten die Namen der Empfänger zu nennen, ein Zopfstück, das zweifellos von der nächsten Generalversammlung endlich abgeschnitten werden wird. Statutenmäßig müssen die Namen der Empfänger den Vorständen (Komites) der Zweigstiftungen mitgetheilt werden, d. i. ungefähr 200 Mitgliedern. Geheimhaltung wird verlangt, aber Niemand ist darauf vereidet, noch mit einer Strafe bedroht.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Zweigstiftungen die Namen oft früher aus den Zeitungen, als aus den Mittheilungen des Vororts erfahren. Es gibt keine schlechtere Politik, als die lächerliche! Der Bericht sagt übrigens: „daß in den Büchern der Stiftung Namen allerersten Ranges aus der deutschen Nationalliteratur stehen."

Nennenswerth ist, daß der jüngst verstorbene Dr. Marggraf in Leipzig dem Beispiel von H. Kurz folgend, seinen Dank für die empfangene Gabe öffentlich ausgesprochen, und daß M. Hartmann in Stuttgart die dargebotene Gabe nicht angenommen, „um sie Bedürftigeren nicht zu entziehen." — Am 10. November 1863 ist der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung in das Schillerhaus zu Weimar eingezogen, dessen oberes Stockwerk Se. k. Hoh. der Großherzog hat möbliren lassen. Derselbe trägt jährlich noch 250 Thlr. zu den Verwaltungskosten bei und beweist sich fortwährend als warmen und werkthätigen Freund und Förderer der Stiftung.

Was die Münchener Zweigstiftung betrifft, so beträgt nach dem jüngsten Jahresbericht ihr Vermögen 5550 fl. Von der zu Unterstützungen verwendbaren Summe von 300 fl. jährlich, verbleiben ihr 100 fl. (da sie $^2/_3$ an die Zentralkasse einzuliefern hat). Diese wurden im Jahre 1863 einem hochachtbaren Schriftsteller zur Erleichterung plötzlich eingetretener Lebenssorge gegeben. Das Fest der Enthüllung der Schillerstatue in München, an welchem sich die Münchener Schillerstiftung auf den Wunsch Sr. Maj. des Königs Ludwig besonders betheiligte, hat ihr einige neue Mitglieder zugeführt.

Noch sei erwähnt, daß der ausführliche Jahresbericht der deutschen Schillerstiftung in einer Anzahl von Exemplaren in der literarisch-artistischen Anstalt für Mitglieder der Münchener Schillerstiftung anfliegt und dort gratis in Empfang genommen werden kann.

Kunst und Literatur.

Das neue Babylon von Eugen Pelletan. Aus dem Französischen von Dr. Th. Wildberg. Verlag von Louis Levit, Königl. Hofbuchhändler in Bromberg.

Der französische Märtyrer der Presse, „Eugen Pelletan", in allen Zeitungen als Redner im Kongresse für soziale Wissenschaften in Brüssel und im Gesetzgebenden Körper in Paris genannt und excerpirt mit seinen Hauptstellen: „**ganz Frankreich ein circa 300 Meilen weites Buchthaus, — nichts mehr frei, als die Pflastersteine, — Freiheit nur durch Straßenfrechheit der Mädchen ersetzt, — die französische Presse nur eine Form des Schweigens**" ꝛc. — dieser Eugen Pelletan hat im Gefängnisse, wo er für einen im Courrier du Dimanche veröffentlichten Artikel büßte, das jetzige Napoleonische Paris in einem besonderen Buche als „La Nouvelle Babylone" geschildert. Dieses neue Babylon hat in Frankreich, wo man seit Jahren keine freie Herzens- und Gallenergießung in die Oeffentlichkeit kommen ließ, ungemein viel eifrige Käufer und Leser gefunden. — Das Buch ist im Sinne eines „vieux provincial" geschrieben, der Paris nach 30 Jahren zum Erstenmale wieder sieht und es natürlich kaum wieder erkennt in seiner furchtbaren inneren Häßlichkeit und äußerem koketten, lügnerischen Glanze." So leitet „die Gartenlaube" einen größeren Artikel über dieses Werk ein. Bieten die ewig wechselnden und in jeder Beziehung gigantischen Zustände einer Welthauptstadt, wie Paris es ist, an und für sich schon genug des Interessanten und Wissenswerthen dar, um wie viel mehr wird dieß dann der Fall sein müssen, wenn eben dieser Zentralpunkt in sich die Zustände eines ganzen Landes, einer großen Nation wiederspiegelt, denn „Paris ist Frankreich!" Hat auch die einheimische und ausländische Literatur viel Brauchbares und Schätzenswerthes hierüber aufzuweisen — wir ziehen in diesen Kreis die viel gelesenen Sue'schen Mysterien wahrlich nicht mit hinein, welche den an ein wahrhaft kulturhistorisches Werk zu machenden Ansprüchen wohl schwerlich genügen können — so ist doch kein anderes Werk vorhanden, welches das Ganze dieser kaleidoskopischen Bilder umfassend, das öffentliche und Familienleben, überhaupt die Kultur- und Sittenzustände des neuen Babel einer so tiefen Beobachtung, einem so gründlichen Studium unterworfen, und die ganze volle Wahrheit so unverschleiert aufgedeckt hat, als eben Pelletan's Werk, das aus der Feder eines der ausgezeichnetsten jetzt lebenden französischen Schriftsteller geflossen ist. Gleich bei seinem ersten Erscheinen gelang es diesem Buche, die Aufmerksamkeit der höchsten Administrativbehörden Frankreichs auf sich zu lenken und dem Publikum ein so großes Interesse abzugewinnen, daß es innerhalb Jahresfrist fünf starke Auflagen fand. Der deutschen Ausgabe kömmt eine treue und wohl durchgearbeitete Uebersetzung zu statten.

Mannigfaltigkeiten.

[Dr. Michael Sachs †.] Der berühmte jüdische Philolog: Dr. Michael Sachs ist am 31. Januar in Berlin gestorben. Die „Schlesische Zeitung" schreibt über den Hingeschiedenen: Schon seit dreißig Jahren wird der Name Sachs in allen jüdischen und vielen christlichen gelehrten Kreisen mit Hochachtung genannt, und es ist nur streng wahrheitsgemäß, wenn wir sagen, daß das Judenthum schon seit langer, langer Zeit nicht eine so volle und ganze Persönlichkeit, einen so nach allen Seiten hin würdigen Repräsentanten aufzuweisen gehabt hat, wie es Michael Sachs war. Seine gediegene Gelehrsamkeit, welche selbst Alexander v. Humboldt und Schelling ehrend anerkannt haben, hat er in den „Beiträgen zur Sprache und Alterthumsforschung", so wie in der „Religiösen Poesie der spanischen Juden" und in dem „Kommentar zu den Psalmen" an den Tag gelegt, und von seiner seltenen dichterischen Begabung legen die Stimmen von „Euphrat und Jordan", so wie die meisterhafte Uebersetzung der „Festgebete" ein vollgiltiges Zeugniß ab.

[Ein neues Jerusalem.] In China hat man in der jüngsten Zeit eine neue von Juden bewohnte Stadt entdeckt, die eine Million Einwohner zählt. Sie leben genau nach dem Gesetze Mose's und durch besondere Privilegien geschützt mitten unter den Chinesen. Ein englischer Lieutenant, selbst Jude, hat diese bis jetzt unbekannte Stadt entdeckt und gibt im „Jewish Chronicle" die interessantesten Details darüber.

In Tunding (Niederbayern) sind zwei Eheleute in einer Stunde gestorben. Sie waren zusammen 182 Jahre alt.

Geschichtskalender. 25. Februar 1793. Uebergabe der Festung Breda in den Niederlanden an Dumouriez.

25. Februar 1803. Hauptschluß der Reichsdeputation, über die in dem Frieden von Lüneville festgesetzten Abtretungen und Entschädigungen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Mailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 49 Freitag, 26. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Warum Mr. Carlyle ihn geladen, wenn ich recht verstanden habe, Madame Vine? Konnte Mr. Carlyle wissen, daß er einen so verworfenen Charakter besaß? Und gesetzt der Fall, er wußte es, war nicht Lady Isabella seine Frau? Wie sollte er ihrerseits eine Gefahr geahnt haben? Wenn es heute oder Morgen Mr. Carlyle gefiele, ganz Ost-Lynne mit verworfenen Menschen anzufüllen, was würde das auf mich für einen Einfluß haben? Was auf meine Sicherheit, auf meine Liebe und Anhänglichkeit zu meinem Mann? Wo dachten Sie hin, Madame?"

Wo sie hingedacht! sie stützte ihren schwindelnden Kopf auf die Hand.

Barbara fuhr fort:

„Wie ich jetzt im Sitzzimmer so ganz allein gesessen, und über diesen Gegenstand reiflicher nachgedacht habe, da schien es mir, als ob sich die Sache wirklich in einer Weise ereignet, die man gewöhnlich mit dem Worte Bestimmung bezeichnet. Dieser Mann, sage ich, war es allein, der Kummer und Schande über Carlyle's Familie gehäuft, und kein anderer als dieser ist es auch, der gleiches Elend über meine Familie gebracht. Wußten Sie vielleicht schon," Mrs. Carlyle mäßigte hier den Ton ihrer Stimme, „daß ich einen Bruder habe, der in Verbannung — in Schande leben muß?"

Lady Isabella wagte es nicht, diese Frage bejahend zu beantworten. Wer sollte sie, die stockfremde Gouvernante mit Richard Hare's Geschichte vertraut gemacht haben?

„So nennt es wenigstens die Welt — Schande," setzte Barbara in ziemlicher Erregung fort. „Und es ist auch eine Schande — aber nicht so wie die Welt glaubt. Die Schande ruht auf einem andern, auf dem, der das Leid und die Schande auf meinen Bruder geworfen und dieser Andere ist Francis Levison. Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen."

Lady Isabella gab sich freiwillig dazu her, aber sie wunderte sich, was Francis Levison mit Richard Hare's Geschichte zu thun habe.

„Vor langer Zeit, als ich noch ein Kind war, ging Richard der Asy Halljohn nach. Sie haben vielleicht schon die Hütte im Walde gesehen, dort lebte sie mit ihrem Vater und ihrer Schwester Justine. Es war von Richard sehr thöricht, aber die jungen Leute sind nun einmal nicht anders. Es liefen ihr aber noch andere junge Leute nach. Unter diesen befand sich einer, der ihr am meisten den Hof machte, und auch noch weit mehr begünstigt wurde, als Richard. Er nannte sich Thorn und war seiner gesellschaftlichen Stellung nach ein Gentleman.

„Er war ein Fremder in dieser Gegend und kam immer nur heimlich zu Pferde hin zu dem Mädchen. Da brach eine Nacht des entsetzlichsten Mordes heran. Halljohn ward in seiner Hütte erschossen gefunden worden. Richard lief davon. Die Zeugenaussagen lauteten belastend gegen ihn, und das Geschwornengericht sprach ein Schuldig wegen des vorsätzlichen Mordes gegen Richard Hare den Jüngern aus. Wir glaubten Alle, daß er schuldig, das heißt schuldig wohl der That, aber keineswegs der Absicht nach sei. Sogar die Mama, die ihn so liebte, zweifelte nicht an seiner Schuld, aber sie glaubte, es wäre blos ein Werk des Zufalls, keineswegs aber der bösen Absicht gewesen. Ach! das kummervolle Loos, das meine Mama zu tragen hatte", rief Barbara, ihre Hände ringend aus. „Und sie hatte Niemanden, der mit ihr sympathisirte, nicht eine Seele. Ich, ich war, wie ich Ihnen sagte, dazumal kaum mehr als ein Kind und der Papa, der es zuerst hätte thun können und sollen, nahm Partei gegen Richard. Es mochten so ungefähr drei oder vier Jahre der entsetzlichsten Pein vorübergegangen sein, als mit einem Mal Richard heimlich auf einige Stunden in West-Lynne anlangte und wir zum ersten Male erfuhren, daß er ganz unschuldig sei. Der Mann, der diese Schauderthat begangen, hieß Thorn. Richard war nicht einmal dabei anwesend gewesen.

„Die nächste Aufgabe war es nun, diesen Thorn aufzufinden. Niemand konnte über ihn Auskunft geben, wer und was er war, von wo er gekommen und wohin er gegangen, darüber vergingen wieder einige Jahre. Und da erschien wieder ein anderer Thorn, ein Offizier in Ihrer Majestät Diensten, dessen Gestalt ganz genau zu der Personsbeschreibung paßte, die Richard so ausführlich gegeben. Ich und Mr. Carlyle wir glaubten beide, den rechten Mann gefunden zu haben. Doch

Digitized by Google

noch bevor wir daran denken konnten, etwas in der Sache zu beschließen, war Kapitän Thorn auch schon verschwunden."

Barbara machte eine kleine Pause, um Athem zu schöpfen.

Madame Vine schien nicht besonders aufmerksam gewesen zu sein, denn was sollte diese Geschichte für sie bedeuten?

„Wieder gingen Jahre vorüber und da kam jene Periode von Francis Levison's Aufenthalt in Ost-Lynne. Zur selben Zeit war auch Kapitän Thorn auf einen Besuch bei Herbert's angelangt. — Wir — ich und Mr. Carlyle gaben uns alle Mühe, um Etwas über seine Antezedentien zu erfahren, und es war beinahe schon ausgemacht unter uns, daß Kapitän Thorn der Schuldige sei, als wir plötzlich abermals jede Spur verloren. Ich besuchte damals Mr. Carlyle sehr oft in seiner Wohnung, denn die Mama konnte es nicht wagen, in dieser Angelegenheit einen Schritt zu machen, weil der Papa gar so fürchterlich gegen Richard eingenommen war, und da hatte ich oft Gelegenheit, Francis Levison zu sehen. Für jeden andern Besucher, nur für mich nicht, war er unsichtbar, denn sein Aufenthalt in Ost-Lynne war en cachette. Er gab vor, daß er Angst habe, seinen Gläubigern zu begegnen, ich vermuthe jedoch, daß dieß nur ein falscher Vorwand gewesen war und erinnere mich jetzt ganz genau, von Mr. Carlyle damals gehört zu haben, daß Levison in West-Lynne gar keinen Gläubiger gehabt."

„Nun, aus welchem Grunde hatte er doch jede Gesellschaft, jeden Spaziergang gemieden?" unterbrach sie Lady Isabella.

Sie erinnerte sich nur zu gut an jene Zeit. Francis Levison hatte ihr damals oft gesagt, daß die Furcht vor seinen Gläubigern ihm dieses strenge Inkognito aufgelegt habe, obwohl er auch einmal verlauten ließ, daß sie nicht so ganz in der Nähe von Ost-Lynne wären.

„Er hatte für seine eigene Person etwas Aergeres zu fürchten, als seine Gläubiger," entgegnete Mrs. Carlyle. „Sonderbar, während Kapitän Thorn's Besuch bei den Herbert's, erhielten wir von Richard die Mittheilung, daß er es wieder in der gewohnten, heimlichen Weise wagen werde, auf einige Stunden nach West-Lynne zu kommen. Ich theilte Mr. Carlyle diese Nachricht mit, und hatte damals sehr oft mit ihm persönlich zu konferiren. Mama war in einer ängstlichen Unruhe, und auch Mr. Carlyle war eifrigst bemüht, Richards Unschuld an's Tageslicht zu bringen. Denn Miß Carlyle und Papa sind verwandt, und so war auch gewissermaßen der Name Carlyle durch die Schmach, welche Richard über uns brachte, verdunkelt."

Mit bitterem Reugefühl im Herzen erinnerte sich Lady Isabella jener Tage, wo sie von häßlicher Eifersucht gequält, die fleißigeren Zusammenkünfte Mr. Carlyle's mit Barbara in einer andern Weise zu deuten bemüht war. O, wie konnten ihre Sinne so bethört, und ihr Geist so verwirrt sein?

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Schreiben eines Tambours des 4. preuß. Garde-Regiments an seine im Dürener Kreise wohnenden Eltern.

Schleswig-Holstein, 10. Febr. 1864.

Vielgeliebte Eltern, Geschwister und Bekannte! Euren mir längst erwarteten Brief habe ich diese Nacht um halb 12 Uhr in guter Gesundheit erhalten. Ja, liebe Eltern, Ihr glaubt gewiß, ich wäre noch in Brandenburg. O, o, liebe Eltern, was habe ich schon erlebt! Der liebe Gott erbarmt sich über mich und uns Alle. Eine große Schlacht habe ich schon erlebt und noch einige kleine Gefechte, aber der liebe Gott hat uns beschützt. Viele Hundert sind von unseren Kameraden todt geblieben, aber wir haben Schleswig-Holstein erobert. Heute vor 9 Tagen sind wir hier eingerückt; zu 500 Mann in der Scheune, zwischen Kühen, Pferden und Schweinen haben wir geschlafen und im Schnee übernachtet ohne Feuer und Licht. Eine Schlacht war, da haben die Oesterreicher bei 200 Mann verloren; dreimal haben sie attaquirt und Alles vergebens, aber das Viertemal haben sie gewonnen, jedoch blieben von 500 Mann nur 28 unverletzt. Unser Regiment hat das Glück noch gehabt, jedoch sind schon viele Marodeurs bei uns. Wir haben einen Tag 7, den anderen 6 Meilen marschirt, da fielen auf einmal 50 Mann von einer Kompagnie; mir wurde es gelb und grün vor den Augen, da nahm ich eine Hand voll Schnee und aß sie, da ging's schon wieder etwas besser. Zwei Tage haben wir kein warmes Essen haben können, nur trockenes Brod, und das war Zucker, wenn man es haben konnte. Wir kommen in Dörfern an, wo 60 bis 70 Häuser sind, aber kein Mensch darin zu finden, alles todt geschossen und geplündert. Wir kommen bei Leute, die wollen uns nichts geben, weil wir hier Feinde sind, aber da werden die Säbel gezogen und den Leuten gedroht, da geben sie uns das Letzte, was sie besitzen. Doch ich muß die Leute bedauern; sie fangen schon zu weinen an, wenn wir aufs Haus zukommen; einmal bin ich mit gewesen, Lebensmittel zu fordern, unser 3 Mann. Wir kamen in ein Häuschen, wo ein junges, schönes Mädchen saß mit einem Kinde und weinte vor Hunger; ich sagte: Liebes Kind, warum weinst Du? sie sprach: Hunger, das konnte ich verstehen, weiter nichts, weil sie hier Dänisch sprechen, und da wird keine Sau klug draus. Ich hatte noch ein Stück Brod im Beutel, ich nahm die Hälfte und theilte mit ihr. Sie sprang auf und küßte mich,

Digitized by Google

weil sie sah, daß ich ihr gut war und nichts Feindliches von ihr wollte. Das Fleisch nehmen sie den Leuten aus dem Kamin und gehen damit fort ohne Geld und gute Worte, aber mir ist's nicht möglich, die armen Leute zu plündern. Das Herz im Leibe möchte beben, wenn man es bedenkt, aber Viele wollen uns auch vergiften, aber diese müssen was leiden. Ach, liebe Eltern und Geschwister, ich hätte schon längst geschrieben, aber man kann hier in 3–4 Dörfern kein Papier haben, als wie beim Lehrer und Pastor, und das kostet ein Schilling. Unser Geld taugt hier nichts, eine ganz andere Sorte, wir kennen es gar nicht. Ihr schreibt mir, von Paquet schicken; ich habe Gott gebittet, daß es nicht soll sein, denn wir haben doch zu viel für zu sterben, zu wenig fürs Leben. Schickt mir nur nichts mehr, wir schmeißen alles weg, was nur geschmissen werden kann; überall findet man Hosen und Strümpfe vom Feinde, die nehmen wir noch nicht einmal, weil es uns zu schwer ist, 2 Paar Strümpfe habe ich und eine Unterjacke, mehr will ich nicht und Geld brauche ich auch nicht mehr, bis wir wieder nach Preußen zurückkommen. Fünfhundert Meilen bin ich von Euch entfernt, das sind tausend Stunden, ich weiß nicht mehr, in welcher Gegend. Zwei Fuß Schnee liegt hier, so daß die todten Soldaten unter dem Schnee liegen bleiben, Alles schneit zu. Viele werden mit Hunden gesucht, und Tag und Nacht gehen Soldaten über's Feld und begraben die Todten. Den 4. war die erste Schlacht; 400 bis 500 Dänen haben wir gefangen genommen, der sich widersetzte, wurde der Kopf abgehauen. Ach, ein schreckliches Hülfe- und Wehrufen durchtönet Feld und Wald, und Kanonen blitzten des Nachts, daß wir uns immer beteten, diese wären für uns. Die Kugeln pfeifen durch die Luft, wie die Schwalben, dem Einen den Kopf halb ab, dem Andern durch die Brust. Mit Gottes Hülfe bin ich noch am Leben und, liebe Eltern und Geschwister, betet für mich doch jeden Tag und jeden Abend, daß Gott mich beschützt, denn wir fangen zehnmal an einem Vaterunser an, ohne es auszubeten, es ist nicht möglich. Und sagt der Anna, sie sollte nur nicht verzagt sein, ich lebte noch. Wenn ich nur wieder glücklich nach Hause komme. Der Feind hat sich über die Gränze gegeben, Schleswig-Holstein ist frei, wir Preußen haben es erobert durch Tapferkeit, wenn nun nichts anders mehr dazu kommt, dann sind wir geschwinde wieder bei preußischen Leuten. Von Preußen sind wir 50 Stunden weit weg. Wenn wir nur wieder in Preußen wären! Liebe Eltern und Geschwister, Bekannten und Verwandten und Nachbarn! Heute schreibe ich Euch noch einmal, wer weiß, wenn ich noch einmal kann schreiben. Schon lange haben wir alle geglaubt, der Tod wäre bei uns; den ersten Tag, wo wir fortrückten, gaben wir uns gegenseitig die Hand und sagten uns Adjö, aber glücklich zog der Feind sich wieder zurück, das passirte vier- bis fünfmal. — Ja, jetzt möchte ich schließen, denn heute Nacht um 12 Uhr gehen wir wieder in's Gefecht, oder zum Schlachtfeld. Der Tag, den ich wieder bei Euch komme, soll gesegnet sein. Nun leset diesen Brief gut, denn er bedeutet vieles Neues, und Vater und Mutter, Wm., Ca., E., J. C. und alle Nachbarn G., S. H., C. und E. ich sage Euch Allen Adjö bis über eine kleine Zeit; nur nicht verzagt, Gott verläßt keinen preußischen Tambour, und weint nicht über meine Wenigkeit, denn nur ich von Euch Allen muß dieses Ungeheures leiden und dulden; seid deßwegen nicht traurig. Ich entschuldige mein Schreiben, denn im Kriege hat man keine Dinte und Federn und Tische, nur Blei und die Erde zum Tisch. Nun Adjö, lebt wohl! Meine Adresse ist wie sonst, nur in Schleswig-Holstein. Schreibt mir nur Antwort, so schnell als möglich, aber Nichts schicken. Grüßt die Anna, das kleine (Briefchen) gebt der Anna. Adjö, lebt glücklich!

Der todte Soldat.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergeßner
Wie brav er gekämpfet hat.

Es ritten viele Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei!

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Giebt's weder Thränen noch Wort.

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendroth
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'.
„Er hat sich angemeldet,
„Die Uhr blieb steh'n um elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!"

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In ein Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf fremder ferner Au!

Aus den Bifolien von Joh. Gabr. Seidl.

Mannigfaltigkeiten.

[Herzog Wilhelm von Würtemberg,] der heldenmüthige Führer des Regiments „König von Belgien", dem in dem Gefecht bei Oeversee zwei Zehen zerschmettert wurden, ist derselbe Prinz, der, damals noch Hauptmann, in der Schlacht bei Novara, am 23. März 1849, eine schwere Wunde erhielt, indem eine Spitzkugel die Endsehne des Kniescheibenbandes verletzte, den Schienbeinknochen zersplitterte und vor ihrem Ausgange auf der Rückseite des Unterschenkels die Wadenmuskeln und einige Arterien-Zweige verletzte. Vom März bis zum November nach einander in Mortara, Pavia, Mailand, Baden bei Wien, endlich in Karlsruhe und in Schlesien ärztlich behandelt, ward sein Zustand durch fortdauernde Eiterung, welche Fieber und allgemeine Schwäche zur Folge hatte, immer schlechter, und die ersten Aerzte Wiens riethen als einziges Rettungsmittel die Amputation an, während ein berühmter Berliner Arzt die Resektion des Knochens vorschlug. In dieser verzweifelten Lage suchte der Herzog am 13. Novbr. 1849 Hülfe bei dem Naturheilarzt Schroth in Lindenwiese. Der weitbekannte Münchener Arzt, Dr. Steinbacher, war damals gerade in Lindenwiese, um die Schroth'sche Kur genau zu studiren, und untersuchte sowohl den Schwerleidenden, als er auch den Verlauf der mit wunderbarer Geschicklichkeit von Schroth durchgeführten Kur mit größtem Interesse verfolgte. Der ausgezeichnete Erfolg der Behandlung ist am besten aus der Thatsache zu erkennen, daß Herzog Wilhelm am 11. März 1850 vollkommen genesen die Anstalt verließ, und seinem Dank durch ein öffentliches Zeugniß und Empfehlung der Schroth'schen Kur in der österreichischen Armee Ausdruck gab. Der Prinz machte auch im Jahre 1859 den italienisch-französischen Feldzug mit und erhielt, gleichwie er heute mit dem Generalsrang ausgezeichnet wurde, unmittelbar nach der Schlacht bei Magenta, in welcher er mit höchster Tapferkeit kämpfte und leicht verwundet wurde, den Rang eines Obersten des Regiments „König von Belgien". Möge der Prinz auch dießmal eben so kräftig die schwere Verletzung überstehen, damit er seinen alten Heldenthaten neue hinzufügen könne.

Aus Verona hat Feldzeugmeister v. Benedek am 9. Februar ein Schreiben an Feldmarschallieutenant v. Gablenz in Schleswig erlassen, das mit Weglassung der unwesentlichen Stellen folgendermaßen lautet: Lieber alter Freund! Die kaiserliche Armee in Italien jubelt über die Haltung, Tapferkeit und Erfolge des braven österreichischen 6. Armeekorps. Wir haben in Dir den energischen, unternehmenden, verständigen, nachhaltig tapfern Führer längst erkannt, und es freut mich als alten österreichischen Soldaten, als Deinen alten Kameraden, daß auch das Glück Dich begünstigt und in diesem Feldzug Dir so bald die Gelegenheit gegeben hat, Deinen eigenen Werth und den Werth der kaiserlichen Truppen zur schönsten Geltung zu bringen. Die schöne Eigenthümlichkeit der österreichischen Armee hat sich in den beim Kampf betheiligt gewesenen Nationalitäten abermals bewährt. Gut geführt, sind alle unsere braven Truppen brav. Eine eiserne, aber gelenke Hand wird besonders im Krieg unerläßig; und die hast Du, mein Freund, nebst Deinen sonstigen guten Soldateneigenschaften. Wir trauern zwar recht wehmüthig über die Verluste tapferer Kameraden, aber der Jubel über Eure Erfolge überhäuft alles Andere. Und nun grüße ich Dich und Euch Alle als guter Kamerad und auch als Armeekommandant im Namen der mir Allerhöchst anvertrauten Armee. Gott beschütze Euch! Wie immer, Dein aufrichtiger alter Freund. Benedek."

In der letzten Sitzung der Akademie in Paris stellte ein Mitglied den Antrag, die Uebersetzung mehrerer chinesischer Schriften über Acker- und Gartenbau zu veranlassen und zu fördern, da diese Schriften Angaben enthalten, welche für den Betrieb in Frankreich sehr wichtig seien. Bekanntlich hat Liebig wiederholt auf die Ueberlegenheit chinesischer und japanischer Landwirthe im Düngsysteme aufmerksam gemacht.

Wie die „Mailänder Zeitung" anzeigt, hat der Stadtrath von Mailand 1000 Fr. zur Errichtung eines kolossalen Denkmals für Dante Alighieri in Florenz beigesteuert. Das Denkmal, dessen Ausführung dem Bildhauer Enrico Pazzia übertragen ist, soll 1865 vollendet sein und am 600jährigen Geburtstage des großen Dichters enthüllt werden.

Geschichtskalender. 26. Februar 1726. Todestag des vielgeprüften Kurfürsten Max Emanuel von Bayern.
26. Februar 1815 verläßt Napoleon mit 900 Mann Elba.

Redakteur: Gustav Meissel. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 50 Samstag, 27. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Richard kam und es wurden sogleich Anstalten getroffen, daß er sich zur Nachtzeit, wenn die Schreiber sich entfernt hatten, in Mr. Carlyle's Geschäftsbureau einschleichen, sich dort verborgen halten, und die Gelegenheit abwarten sollte, Kapitän Thorn sehen zu können. Das machte nicht viel Schwierigkeiten, denn Mr. Carlyle hatte gerade zu jener Zeit eine wichtige Geschäftsangelegenheit für den Kapitän zu besorgen, und er konnte ihn ganz gut, ohne Verdacht zu erregen, spät Abends bei sich sehen. Es war dieß eine denkwürdige Nacht für Mr. Carlyle, denn es war die Nacht, von welcher sich Lady Isabella's Flucht datirt."

Lady Isabella blickte mit stieren Augen um sich her.

„Ja in der That, es war an jenem Abende, Lady Isabella und Mr. Carlyle waren zu einem Diner geladen und Mr. Carlyle mußte, wenn er Richard behülflich sein wollte, diese Parthie absagen. Er war stets zuvorkommend und freundlich, und berücksichtigte das Wohl Anderer mehr, als das seinige. O! es war eine verhängnißvolle Nacht! Der Papa war auswärts.

„Ich blieb zu Hause bei der Mama und versuchte alles Mögliche, um ihr unruhiges Gemüth zu beschwichtigen, denn seine nächtliche Wanderung durch West-Lynne war nicht ohne Gefahr und nachdem er dieß überstanden, sollte er noch eine kurze Unterredung mit der Mama, die ihn seit Jahren nicht gesehen hatte, in unserm Hause haben."

Barbara hielt in Gedanken vertieft, ein wenig inne. Nicht eine Sylbe sprach Madame Vine, sie wunderte sich noch immer, in welchem Zusammenhange Richard Hare's und Kapitän Thorn's Geschichte mit Francis Levison stehen sollte.

„Ich hielt am Fenster Wache, und bemerkte Mr. Carlyle und Richard nach unserm Garten wandeln, es mochte so ungefähr zwischen neun und zehn Uhr gewesen sein. Das erste Wort, das sie mir sagten, war, daß Kapitän Thorn nicht der Mann sei, von dem Richard gesprochen. Ich fühlte mich durch diese Enttäuschung wie von einem Donnerschlage getroffen. Es war gewiß sehr abscheulich von mir, aber ich hatte schon so sicher geglaubt, daß er der rechte Mann wäre, und nun in meiner Hoffnung wieder getäuscht zu sein, war sehr peinlich. Mr. Carlyle hingegen war mit diesem Resultate sehr zufrieden, denn er hatte eine Vorliebe für den Kapitän gefaßt.

„Richard ging zur Mama und Mr. Carlyle war so freundlich, in ihren Wunsch zu willigen und mit mir im Garten auf und ab zu spazieren. Wir fürchteten nämlich von Papa's Nachhausekunft überrascht zu werden, denn bei seinem Zorne und Widerwillen gegen Richard hätte er ihn dem Gerichte ausgeliefert, wenn er ihn im Hause angetroffen. Im Falle er früher käme, ehe Richard noch das Haus verlassen, sollte ihn Mr. Carlyle am Gartenthore durch ein anzuknüpfendes Gespräch ein wenig aufhalten, während ich indessen mit der Nachricht zur Mama laufen würde, damit sie Anstalt treffe, um Richard zu verbergen.

„Richard verweilte sehr lange bei der Mama, der Papa kam noch immer nicht und ich weiß wirklich nicht mehr bestimmt anzugeben, wie lange wir da im Garten promenirt haben mochten. Es war eine wunderschöne helle Mondnacht."

Die unglückliche Zuhörerin hatte innerlich einen harten Kampf zu bestehen. Die umständliche Erzählung und die ganze absichtslose Mittheilung dieser Einzelnheiten machten es ihr klar, daß der verhängnißvolle Spaziergang im Garten keineswegs in unehrenhafter Absicht, und am allerwenigsten zum eigenen Vergnügen veranstaltet worden war. Warum hatte sie ihrem edlen Gatten so wenig Vertrauen geschenkt? Warum horchte sie auf das, was dieser falsche Mann gesagt, als er sie auf die im Mondschein Promenirenden höhnisch aufmerksam machte? Warum. Ach! warum war sie in ihrem Racheentschluß so voreilig? Hätte sie sie selbst mitsammen gehen gesehen, würde sie gewiß den unglücklichen Schritt nicht gethan haben.

„Richard hatte sich endlich von der Mama verabschiedet, und seine traurige Wanderung wieder angetreten. Mr. Carlyle hatte sich auch entfernt, und ich verweilte noch am Thore, den Papa erwartend. Mr. Carlyle, der beinahe schon zu Hause angelangt war, hatte sich plötzlich erinnert, ein Aktenstück in unserem Hause zurückgelassen zu haben, mußte umwenden, und wieder zurückkommen.

„Mit dem Zurückkommen wollte es dieselbe Nacht

Digitized by Google

gar kein Ende nehmen, denn kaum hatte er sich zum Zweitenmale entfernt, da kam auch Richard ganz aufgeregt und athemlos gelaufen, und erzählte, so eben in der Bohnenhecke dem wirklichen Thorn — Thorn dem Mörder, begegnet zu sein. Die Zweifel, die mir seine Geschichte im ersten Momente entflößten, verschwanden bald und wir rannten Mr. Carlyle nach, um ihn von dieser neuen Wendung der Dinge zu verständigen. Richard beschrieb die Figur des Mannes, die er so eben gesehen, auf's Genaueste, und schilderte seinen Anzug, erzählte von seinen weißen Händen, und dem Diamantring am Finger, und beschrieb vorzüglich die sonderbare Art und Weise, mit welcher dieser Thorn sein Haar von der Stirne zurückzustreichen pflegte.

„Ich hatte diese Schilderung mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört, als mich plötzlich der Gedanke durchzuckte, daß dieser Thorn kein anderer als Kapitän Levison sein könne, indem die Beschreibung auch ganz genau auf ihn paßte.

„Seit jener Zeit fiel es mir immer auf, warum Mr. Carlyle nicht auch auf diesen Gedanken verfallen sei."

Lady Isabella saß da mit offenem Munde, als würde sie den Sinn dieser Worte gar nicht begreifen, und erst nachdem es ihr recht klar geworden, um was es sich handle, entsetzte sie sich über diesen Verdacht, und rief mit einer gewissen Heftigkeit:

„Francis Levison, ein Mörder! O nein, so schlecht er auch sein mag, das ist er nicht."

„Warten Sie", fiel Mrs. Carlyle schnell ein. „Ich wollte Ihnen nicht meinen Zweifel — sondern meine feste Ueberzeugung mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Auf das Lärmen der Hunde öffnete sich die Thüre zum nächsten Zimmer und eine hohe, näselnde Stimme befreite Rohn von den knurrigen Wächtern. „Zampa, hierher! — Betty, zurück!" —

Gegen die Gewohnheit dieser meistens verzogenen Thiere, parirte das Hundepaar sofort und die Sprößlinge folgten, wenn auch zögernd und kläffend, dem älterlichen Beispiel.

„Ah, Herr Rohn, Sie sind's!" rief dieselbe Stimme im Tone der Ueberraschung, und ein ältlicher Herr kam zum Vorschein. Die zitternden Hände zogen den hellblauen Frack, den er in der Eile angezogen hatte, vollends über den breiten Leib, das rothe, fleischige Gesicht hob sich von dem mächtigen Kropfe, der aus der steifen Kravatte drang, etwas empor und affektirte eine schalkhafte Miene, die grauen Augen blitzten über die großen, goldgefaßten Brillengläser. Man mußte sich bei diesem Blicke unwillkürlich abwenden. Während das rechte Auge scharf und stechend seinen Gegenstand erfaßte, drehte sich das linke schielend in die Ecke und schob nur das grelle Weiß des Augapfels in die Höhe. Es drängte sich von selbst die Vermuthung auf, daß der kurzsichtige, aber vermögliche Mann, die großen Scheibengläser nur trug, um das widerliche Spiel seines Augenpaares zu verdecken.

„Ah, Sie bewundern meine Flora! Lauter seltene Exemplare, die neuesten Farben, mit und ohne Schattirung, Alles gefüllt — eine wahre Pracht! Und den Geruch — he? — Er blies die stumpfe, gedrückte Nase auf, um das würzige Aroma in vollen Zügen einzuschlürfen und brach zum unumstößlichen Beleg seiner Worte in ein erkünsteltes Niesen aus.

„Ja, ja, ich schaue nur so," sprach Rohn mit unverhehltem Staunen, trat einen Schritt näher und ließ sein Auge auf den farbenprächtigen Blumensternen und den zahllosen Knospen ruhen, in deren grünen Wiegen die Blüthen schlummerten und sich wie im ahnenden Traume rührten. „Sie sind wohl als ein großer Hundeliebhaber bekannt, Herr Stillkraut, aber daß Sie auch Blumist sind, ahnte ich nicht."

Herr Stillkraut legte die Hände auf den Rücken und sah seinem Gaste mit stolzem, selbstgefälligem Lächeln ins Antlitz.

„Ich muß gestehen," fuhr dieser fort, „es liegt Geschmack im Arrangement, Kenntniß in der Auswahl und selbst ein tüchtiger Kunstgärtner dürfte sich dieser Pfleglinge nicht schämen."

„Nicht wahr? Ha, ha, ha!" stieß der alte Herr kurz hervor und kicherte lustig in sich herein. „Schönsten Dank für das Lob! Es ist mein Verdienst und auch nicht."

„Also gekauft?"

„Ums Geld — die Welt! Das ist mein Grundsatz! Aber umsonst — ist billiger."

„Ich verstehe Sie immer weniger."

Herr Stillkraut lächelte verschmitzt, lugte zwischen den Zweigen hinab, wie um die Hörweite zu ermessen, und sprach mit gedämpfter Stimme: „Dieser schöne Flor steht da, Herr Rohn, erfreut mein Auge und Herz, erneuert sich von Woche zu Woche und ist mir noch dankbar, daß er dastehen und mich entzücken darf."

„Ah — ich beginne zu begreifen. Ein lebendiger Aushängschild . . ."

„Eine neue Spekulation," versetzte Stillkraut würdevoll. „Meine Gallerie ist hoch. Wer die Brücke passirt, muß die Blumen sehen. Man bleibt stehen, bewundert und läßt endlich Erkundigung einziehen. Ich gebe bereitwilligst Auskunft — es ist das meine Pflicht als Kommissionär — preise den Kunstgärtner als ein Genie seines Faches, und der Mann macht sein Geschäft dabei."

„Dieser Gedanke ist auch nicht auf den Beeten

Digitized by Google

des Kunstgärtners, sondern in Ihrem spekulativen Kopfe gewachsen."

„Wer fragt darnach? Er rentirt sich für beide Theile und das ist die Hauptsache," versicherte Stillkraut mit süßem Schmunzeln. „Die Blumen ziehen Leute an, man besucht mich, ein Wort, ein Geschäft gibt das andere. Die grüne Wand schützt vor neugierigen Augen. Hier empfange ich Auftraggeber und Bittsteller, und habe nicht mehr nöthig, Jeden in mein Heiligthum zu führen. Von hier aus beobachte ich die Brücke und den Fluß, die großen Verkehrsadern des städtischen Lebens, denn ein tüchtiger Kommissionär muß mit Falkenaugen alle Räume umspannen. Ein scharfer Blick, rasches Eingreifen, sag' ich Ihnen, sind goldene Hebel."

Der Kommissionär schlug bei diesen Worten, stolz wie ein Triumphator, auf die Taschen seiner weiten Nankinghose, daß es lustig klang, und hielt im nächsten Momente dem Gaste eine Handvoll blinkender Dukaten unter die Augen. „Unter uns!" hauchte er, von einer plötzlichen Furcht befallen, und schob hastig die Goldstücke wieder ein.

„Sie dürfen außer Sorge sein," versicherte Rohn, dessen Blicke unwillkürlich dem Golde folgten. „Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen, auch wenn mich mein Wort, das ich Ihnen bei Gelegenheit einer schriftlichen Arbeit gab, nicht binden würde."

Der alte Herr stieß einen tiefen, unverständlichen Kropflaut hervor, faßte den Skribenten bei der Hand und zog ihn fort ins nächste Zimmer. Hier drückte er ihn sanft auf einen Sessel nieder, Angesichts der possirlichsten Gruppe, die vielleicht je ein Zimmer schmückte. Auf einer altmodischen Kommode ständen, wie eine Fahnenwache, um die Standuhr mit den Alabastersäulen geschaart, acht bis zehn ausgestopfte Königshündchen, alle gleich weiß und roth gezeichnet, in den verschiedensten Stellungen. Der vorderste stand etwas vorgebeugt, die linke Pfote auf der Brust, in der Rechten ein Hausküppchen, und begrüßte die Eintretenden mit grinsender Larve.

„Das ist unser Jolli, unser braver Jolli," seufzte Stillkraut und streichelte zärtlich das Thierchen, als wäre es noch am Leben. „Unser guter, braver Jolli!"

Rohn nickte.

„Der arme Jolli hat uns eigentlich zusammengeführt."

Rohn nickte abermals, mit einem Blicke freundlichen Einverständnisses.

„Als ihn der rohe Schiffsknecht in den Kanal stieß," fuhr Stillkraut bewegt fort, „als sein Herr rath- und thatlos, in tausend Nöthen auf dem Quai hin- und herrannte, als die herzlosen Gaffer den Wucherer, den alten Hundenarren höhnisch verlachten, da ergriffen Sie mit ruhiger Ueberlegung eine Ruderstange und fischten das winselnde Thierchen glücklich heraus."

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen und die Farben.

Ein geistreicher Mann, man sagt, es sei Balzac gewesen, unterhielt sich eines Tages in einer Gesellschaft mit mehreren Personen, und eine Dame bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Denken Sie sich, die Frau v. D. erschien auf dem letzten Balle in einem rothen Kreppkleide! Es ist kaum zu glauben."

„Das ist mir sehr wohl glaublich," fiel Balzac ein. „Man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man sich wundern wollte, daß eine Frau von dem Charakter der Frau v. D. diese glänzende, schreiende Farbe wählt."

„Verrathen denn die Farben den Charakter der Damen, die sie tragen?" fragte Jemand in der Gesellschaft.

„Deutlicher, als Sie vielleicht glauben. Erlauben Sie mir nur einige Bemerkungen. Jeder Charakter oder jeder Geist, wie Sie wollen, wählt eine Farbe, die ihm entspricht. Man kann so ziemlich sicher sein, daß die Frauen, welche amaranthfarbige, orange, zeisiggrüne und dergleichen Kleider tragen, einen zanksüchtigen Charakter besitzen. Man nehme sich vor denen in Acht, welche das Violet lieben und mehr noch vor denen, die gelbe Hüte tragen, so wie vor allen, welche gewöhnlich in schwarz erscheinen, denn dieses ist eine cabalistische Farbe und man muß sich mit den bösesten Gedanken beschäftigen, wenn man sie wählen kann. Das Weiß dagegen ist die Farbe der Charaktere, die keinen Charakter haben; es zeigt fast nichts an, als daß die Dame, die sich gewöhnlich in weiß kleidet, kokett ist. Diese Regel hat fast gar keine Ausnahme; sie läßt sich auch durch die Geschichte nachweisen, denn die Kaiserin Josephine, Mad. Tallien, Mad. Recamier und andere bekannte kokette Frauen waren fast immer weiß gekleidet. Man mustere den Kreis seiner bekannten Damen, und man wird stets diese Regel bestätigt finden.

Rosa ist eine Farbe, welche die Frauen gerne wählen, die das 25. Jahr erreicht haben, oder wohl gar darüber hinaus sind. Die jungen Mädchen mögen diese Farbe fast nie, sie ziehen immer die dunkeln Farben vor, aber nur, weil sie noch kein Verständniß der Eleganz haben. Die Frauen nun, welche Rosa tragen und diese Farbe jeder andern vorziehen, sind im allgemeinen (mein System hat Ausnahmen, wie jede Wahrheit) heiter und geistreich, meist durch Grazie ausgezeichnet. Sie bewegen sich leicht in jedem Kreise und kennen jene leicht getrübte Stimmung nicht, welche man an denen bemerkt, die sich vorzugsweise gern in dunkle Farben kleiden.

Das Himmelblau ist die Farbe der bevorzugten Herzen und der schönen Frauen. Blau liebt man in jedem Alter und es steht jedem Alter gut. Diejenigen, welche Himmelblau wählen, sind im Allgemeinen sanft und nachdenklich; stehen sie noch in der Jugend, so kann

Digitized by Google

man sie für züchtig und rein hatten, sind sie über die Jugendblüthe hinaus, so waren sie gewiß durch Züchtigkeit ausgezeichnet.

Das Perlengrau ist die Farbe derselben Personen, wenn sie traurig sind und sich unglücklich fühlen; in Rosa und Blau kleidet man sich in glücklichen Tagen; das Grau wählt man in der Zeit der Trauer, denn diese Farbe paßt für die leidenden Gemüther, wenn sie keine Reize mehr haben, um sich mit heitern, lachenden Farben zu schmücken, und doch so sanften Herzens sind, daß es ihnen unmöglich wird, sich vom Kopf bis zum Fuß in Schwarz zu hüllen. Das Grau ist eine Uebergangsfarbe, welche früher oder später zu derjenigen führt, welche tröstende Gedanken weckt, zu Blau und Hortensia.

Lila ist eine fast spezielle Farbe für die Frauen, die schön waren und es nicht mehr sind, oder die es schon lange sind, gewissermaßen die Pension der Frauen, welche große Siege errangen. Lila-Hüte tragen meist die Mütter am Hochzeitstage ihrer Töchter und Damen von vierzig Jahren, wenn sie Besuche machen."

Mannigfaltigkeiten.

Die „Bresl. Morgenzeitung" erzählt: „Ein Mann vom Lande erhielt Montags durch die Post einen Brief, der von der Hand seines Sohnes, welcher sich unter den preußischen Truppen in Rendsburg befindet, geschrieben war und vermuthlich eine Todesbotschaft ist, deren Bestätigung nicht lange auf sich warten lassen dürfte. Nach der auf der Rückseite befindlichen Bemerkung des preußischen Feldpostamtes war der Brief in der Montur eines Soldaten, welcher als Leiche auf dem Schlachtfelde lag, gefunden, und sogleich zur Feldpost gegeben, in der richtigen Voraussetzung, daß die Adresse an den Vater des Gefallenen lautete. In der Vorahnung seines Todes hatte derselbe einen Abschiedsbrief an die Seinigen geschrieben, worin er sein letztes Geld, eine Kassenanweisung von 1 Thaler, eingelegt hatte, und ihnen als Erbschaft vermachte. Er konnte nun vermuthlich das Schreiben nicht mehr rechtzeitig zur Feldpost befördern und nahm es daher in die Schlacht mit. Die Kugel, welche seine Brust durchbohrte, beschädigte auch das Schreiben in der Tasche, und mit dieser Kugelspur hat es auch der Vater erhalten, nachdem es das Feldpostamt wegen mangelnden Verschlusses vorschriftsmäßig mit dem Dienstsiegel verschlossen und dieß ebenfalls auf dem Briefe bemerkt hatte."

[Das befestigte Europa.] Die europäischen Staaten müssen sich gegenseitig in ihrem Besitze sehr unsicher; namentlich aber Frankreich am unsichersten fühlen. Europa besitzt nicht weniger als 321 Festungen, darunter Frankreich die meisten, nämlich 119; ihm zunächst kommt Spanien mit 41, Oesterreich mit 32, Preußen 28, Italien 16, Holland 16, Belgien 11, Griechenland 11, England 10, Dänemark 8, Rußland 8, Schweden 6, Portugal 6, Bayern 3, Württemberg, Baden, Darmstadt, Luxemburg je 1. Auf Deutschland allein, inkl. Deutsch-Oesterreich kommen 46 Festungen.

In Mailand wurde, wie die „Armonia" berichtet, dieser Tage eine durch antike Schönheit ausgezeichnete Urne gefunden, welche die Gebeine der drei Heiligen Ambrogio, Gervasio und Protasio enthielt, die der Erzbischof Angelberto im neunten Jahrhundert in dieselbe verschlossen hatte.

Logogryph.

Die Zukunft und Vergangenheit
Im umfanggroßen Reich der Zeit,
Stellt in fünf Zeichen sich Dir dar.

Setz' die zwei letzten nun als Kopf,
Nennst Du mich edel bald, bald Tropf,
Bald theu'r, bald allen Werthes baar.

Oft tritt Dein Fuß mich in den Staub,
Oft glänze ich im gold'nen Laub,
Im Diademe ich im Haar.

Auch nenn' ich einen Ehrenmann,
Der deutsch gedacht und deutsch gethan,
Minister einst in Preußen war.

Auflösung der Charade in Nro. 47:

Reform.

Geschichtskalender. 27. Februar 1813. Allianzvertrag zwischen Preußen und Rußland zu Kalisch.

27. Februar 1814. Die Schlacht bei Bar sur Aube, zu dessen glücklichem Ausgang auch bayerischen Truppen Tapferkeit beitrug.

28. Februar 1471. Herzog Albrecht IV. von Bayern läßt seinen Bruder, Herzog Christoph, durch Nikolaus von Abensberg, Burkhard von Rohrbeck und andere Ritter zu München im Bade in Verhaft nehmen, woraus er erst nach beinahe 20 Monaten entlassen wird. 14 Jahre nach dieser Verhaftung erschlägt Herzog Christoph auf den Angern vor Freising eben jenen Frhrn. Nikolaus von Abensberg, den letzten seines alten Stammes.

28. Februar 1814. Einnahme der Festung La fere in Frankreich durch den preußischen General von Thümen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 51 Montag, 29. Februar 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Sie werden es wohl erklärlich finden," fuhr Mrs. Carlyle fort, „daß ich, so groß auch mein Verdacht war, doch vor Mr. Carlyle den Namen eines Mannes nicht nennen durfte, der sich so schändlich gegen ihn benommen, und Richard blieb so in ewiger Verdammung. Heute wollte es der Zufall, daß ich in West-Lynne mit meinem Wagen an die Stelle gerieth, wo Francis Levison das Volk haranguirte. Und ich sah dieselbe Handbewegung beim Zurückstreichen der Haare mit der blendend weißen Hand, sah den Diamantring, und die Ueberzeugung, daß er der vermeintliche Thorn sei, stand unerschütterlicher als je vor meiner Seele."

„Es ist unmöglich," murmelte Lady Isabella.

„Warten Sie, sage ich," erwiderte Barbara. „Als Mr. Carlyle heute Abend zum Speisen nach Hause gekommen, unternahm ich es zum ersten Male — ihm diese Neuigkeit mitzutheilen. Es war aber für ihn keine Neuigkeit mehr, sondern eine bekannte Thatsache. Heute Nachmittags wurde Francis Levison während seiner Ansprache an die Wähler von zwei Zeugen als derjenige Thorn erkannt, der seiner Zeit der Afy Hallijohn nachgelaufen."

„Es ist doch schrecklich!"

Lady Isabella starrte noch immer Mrs. Carlyle ungläubig an.

„Ja es kommt mir auch entsetzlich vor," setzte Mrs. Carlyle fort. „Er ermordete Hallijohn, dieser elende Mensch, und mein armer Bruder mußte dafür büßen. Als ihm Richard in jener denkwürdigen Nacht in der Bohnenhecke begegnete, da schlich er gerade nach West-Lynne, um dort eine Chaise auszusuchen, die später ihn und seine Reisegefährtin aufnehmen sollte. Papa sah sie im schnellen Trabe davoneilen.

„Er war diese Nacht sehr lange ausgeblieben, und im Rückwege, schon ganz in der Nähe unseres Hauses, sah er einen vierspännigen Wagen schnell dahin rollen.

„Wenn diese unglückliche Lady Isabella nur hätte ahnen können, mit wem sie davongelaufen! Mit einem Menschen, der außer seinen andern schätzenswerthen Eigenschaften auch noch mit einem Morde belastet war. Es ist ein wahres Glück, daß sie nicht mehr am Leben ist. Was würde sie jetzt empfinden."

Und was empfand sie in der That, als sie da so zu sagen auf der Folter saß.

Ein Mörder, und sie hatte mit einem solchen Individuum!! — —

Trotz ihrer ängstlichen Vorsicht, trotz ihrer Selbstbeherrschung wurde sie dennoch leichenblaß, und ein leiser, aber scharfer Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung entfuhr ihren Lippen.

Mrs. Carlyle war ganz erstaunt. Wie konnte diese Mittheilung in solcher Weise auf die Gouvernante wirken? Und der Verdacht, Francis Levison müsse Ihr doch nicht so fremd sein, als sie angegeben, erwachte von Neuem in ihr.

„Madame Vine, stehen Sie vielleicht in irgend einer näheren Beziehung zu ihm?" fragte sie, sich vorwärts beugend.

Madame Vine hatte einen ziemlichen Kampf zu bestehen, bis es ihr gelang, ihren anscheinenden Gleichmuth wieder zu erlangen.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Mrs. Carlyle", antwortete sie. „Ich habe die Eigenschaft, mir alles in lebhaften Bildern vorzustellen. Es ist — wie Sie sagen — gar so entsetzlich."

„Steht er Ihrem Herzen nicht nahe? Kennen Sie ihn?"

„Er ist mir ganz fremd — ob ich ihn kenne? ich sah ihn gestern, als sie ihn in den Teich geduckt. Einen Menschen, wie diesen Levison zu kennen! Es würde mir schaudern, ihm zu begegnen.

„Ja in der That," erwiderte Barbara, „Sie werden wohl merken, Madame Vine, daß ich Ihnen diese Geschichte in größtem Vertrauen mitgetheilt habe, denn ich betrachte Sie, als gehörten Sie mit zu uns."

Es folgte keine Antwort darauf, Madame Vine saß noch immer da, mit der Leichenblässe auf den Wangen, und mit dem gespensterhaften Blick in den Augen.

„Die Geschichte ist so romantisch wie eine Dichtung", begann Mrs. Carlyle wieder. „Ein Glück für ihn, wenn der Roman nicht mit dem Galgen endigt. Denken Sie sich nur einmal, was das heißen würde, Sir Francis Levison gehängt, wegen vorsätzlich begangenen Mordes!"

„Barbara, meine Theure!"

Die Stimme war keine andere, als die Mr. Car-

Digitized by Google

lyle's. Und sie schwebte auf den Flügeln der Liebe fort aus dem Zimmer. Es hatte den Anschein, als hätten die Herren sich noch nicht alle verabschiedet, und sie dachte, daß sie vielleicht noch Kaffee zu nehmen wünschten.

Davon geflogen auf den Flügeln der Liebe zu ihrem angebeteten Gemahl, und sie — die einst vergöttert wurde — ihrer traurigen Einsamkeit überlassend. — Sie sank wieder auf das Sopha, rang verzweiflungsvoll die Hände. In der Beklommenheit ihres blutenden Herzens wähnte sie sich einer Ohnmacht nahe, sie faltete ihre Hände und betete um den schnellen Tod.

Ja es war entsetzlich, wie es Barbara so richtig bezeichnete, diesem Manne, dessen Seele eben so wie seine Hand mit Blut befleckt war, diesem Manne hatte sie einen Archibald Carlyle geopfert!

Wenn je eine Stunde der Vergeltung für ein Weib geschlagen, so war es die, welche Lady Isabella so eben verlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

„Ich begreife nicht, wie Sie immer auf diese Kleinigkeit zurückkommen mögen. Längst haben Sie . . ."

„Nur still! — sag ich," unterbrach ihn Stillkraut eifrig. „Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich thue. Wer Gefühl, wer ein Herz für Thiere hat, der traktirt auch den Menschen, den Mitbruder ächt und recht. Ich habe im Punkte der Untreue Erfahrungen genug gemacht, ich traute zuletzt Niemand mehr, als meinen Hündchen, diesen Freunden ohne Falsch und Hehl. Ihre That aber ließ mich ein fühlendes Herz entdecken und nach jahrelangen Entbehrungen fühlt es ein vereinsamtes Herz doppelt süß, Freude und Leid in eine theilnehmde Brust ausgießen zu dürfen. Ja, diese That hat Ihnen mein ganzes Vertrauen gewonnen, und Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, der einen Blick in mein Geschäft gethan, der Darlehen ohne Schuldschein, ohne eine geschriebene Zeile bei mir stehen hat. Das ist noch Keinem gelungen!"

„Ich danke Ihnen . . ."

„Brrr!" wehrte der Kommissionär heftig, — „ich bin im Flusse, ich muß mich ausreden. Schon bei Ihrem Eintritte wußte ich, warum Sie kommen, und ich sage Ihnen, Ihr Wunsch wird erfüllt, wiewohl die Gränze der berechnenden Klugheit von meiner Seite längst überschritten ist. Glauben Sie denn, anderen Supplikanten, die den Helfer in der Noth noch vor Stunde keines Blickes würdigten, und mit Undank lohnen, hochmüthig auf den Mäckler niedersehend, sobald sie die Flügel wieder heben können, gelingt das auch so leicht? Wie oft schlägt ihr Bitten und Betteln an taube Ohren, und wenn ja, — so müssen sie sich vor dem Herrn des Geldes demüthigen. Er schreitet wie ein König in seinen Gemächern vor ihnen auf und ab, er mißt die armseligen Kreaturen mit finsteren Blicken und diktirt seine Bedingungen."

Und der Kommissionär stieg im Gefühle seiner Macht vor Rohn auf und nieder und warf ihm aus dem spitzen Winkel seiner verdrehten Augen durchbohrende Blicke zu. Der Skribent fuhr unwillkürlich zusammen und athmete tief auf. Er dachte sich an die Stelle der armen Opfer, welche diese Tortur zu bestehen hatten.

„Na, na!" rief Stillkraut, seine drohenden Bewegungen unterbrechend, und legte dem Gaste freundlich die Hand auf die Schulter. „Es ist gar nur ein Scherz. Wir sind und bleiben gute Freunde."

Rohn mußte nun selbst über seine Beklemmung lächeln.

„Das gilt ganz andern Leuten," fuhr Stillkraut, mit beiden Händen agirend fort: „Sehen Sie, der Kommissionär, das nützliche, und der Gelddarleiher, das unentbehrlichste Glied in der menschlichen Gesellschaft, wird zumeist im Leben mit Undank und Verachtung traktirt, und das doppelt und dreifach, wenn ihn die Natur so stiefmütterlich oder verkehrt ausgestattet hat, wie mich. Man glaubt sich alsdann förmlich verstoßen und flüchtet tief gekränkt zu dem Thiere, das seinen Herrn treu und zärtlich liebt. Die Zeit bringt Selbstbeherrschung, die Zeit bringt auch Rosen. Man erträgt jede Unbilde, wie ein Philosoph, man geht durch die Reihen der hämischen Spötter, ohne links und rechts zu sehen. Aber auf einmal schlägt die Stunde der Rache, des Triumphes, und dann müssen die hochgetragenen, herzlosen Kreaturen meine Macht fühlen, sie müssen betteln — um die Gnade des Verachteten."

Rohn verneinte mit dem Haupte. „Sie haben Unrecht," sprach er entschieden und sah dem wohlbeleibten Geldmann, der sich in Eifer gesprochen hatte, ernst ins Gesicht. „Sie haben Unrecht, Sie lassen Ihrer falschen Einbildung die Zügel schießen. Sie schlagen in Ihrem Grolle gegen die Menschen zu hoch an, was nicht böser Wille, sondern Unverstand sündigt, und bringen die Achtung, welche die ersten Familien der Stadt Ihrer Thätigkeit und Geschäftskenntniß zollen, nicht in Anschlag."

Der Kommissionär stand wie betroffen. Die Worte seines Schuldners frappirten und zündeten zugleich. Seine Brust hob sich; seine breite Gestalt strebte in die Höhe, seine Augen leuchteten, als er in die Worte ausbrach: „Bei Gott! — Sie haben Recht. Dieses Vertrauen wiegt schwerer als Gold und Silber. Es ist mein Stolz, die Lichtseite meines verlassenen Daseins. Gibt es doch keinen Anwalt, keinen Arzt, keinen respektablen Geschäftsmann in der Stadt, der mir nicht

Digitized by Google

ehrend und vertrauend zunickte. Ja, ich sage es Ihnen, nur Ihnen allein: hohe und niedere Beamte beehren mich mit ihrem Vertrauen, die höchsten Herrschaften gebrauchen mich zu ihren geheimen Missionen, und in meiner Brust ruhen Geheimnisse, von denen sich Niemand etwas träumen läßt. Doch wozu das Gerede? Sehen Sie, diese Goldfüchse" — er schlug auf seine Taschen — „diese Goldfüchse stammen sammt und sonders von einem großen Unbekannten, der in unserer Stadt wohnt, den sein nächster Nachbar nicht kennt, dessen ganzes Hauswesen aber ich versorge und nach Außen wenigstens allein dirigire."

„Von einem Unbekannten?" fragte Rohn ungläubig.

„Es ist so!" sprach Stillkraut in seinem tiefsten Tone und faltete die fleischigen Hände über seinem Leibe. „Ja, Sie sollen den Hergang erfahren, Sie allein! — Ich luge Abends wie gewöhnlich durch meine blühenden Gardinen. Auf der Brücke steht ein bärtiger, absonderlicher Kamerad, weiß wie ein Eisbär, und musterte links und rechts die Häuser mit forschendem Blicke. Der Patron ist fremd — denke ich bei mir, — er muß etwas suchen. Ein Kommissionär darf keinen Schritt und keine Mühe scheuen. Ich trete durch die Vorderthüre auf die Straße, komme wie zufällig auf die Brücke, an die Seite des Fremden. Es ist ein barsches, brummiges Mannsbild, aber — nur Geduld! — die Worte finden sich allgemach und das Geschäft auch. Am andern Morgen kaufte ich das ganze Kranzfelder'sche Haus sammt Garten, in der Stille der Nacht geschieht der Einzug, und was seit acht Tagen in das Haus kommt, spaziert durch meine Hände."

„Das alte Kranzfelder Haus stößt ja rückwärts an meine Wohnung," bemerkte Rohn verwundert. „Ich gehe doch täglich vorbei, allein es liegt so still und düster da, ausgestorben wie seit Jahren."

„Ja, wer da hineinsehen könnte!" seufzte Stillkraut bekümmert, und sein Kinn senkte sich über den entstellenden Auswuchs des Halses. „Die ganze Woche schon zermartere ich meinen Kopf, sondire und grabe im Stillen wie ein Maulwurf, ohne auch nur den Schein einer Fährte zu entdecken. Reich ist der Fremde, grundreich, denn Alles wird flott in Gold bezahlt, aber unsichtbar, total unsichtbar und undurchdringlich ist er auch. Niemand sah ihn einziehen, kein Auge erblickte ihn seitdem. Mitten im Hausplatz ist eine Barriere aufgerichtet und diese passirt Keiner. Der alte Murrkopf, jedenfalls der dienstbare Geist des Unsichtbaren, hält streng Wache. Gestern wagte ich es, ganz vorsichtig, ganz von fern auf den „gnädigen Herrn" anzuspielen. Da warf mir der Graue einen wilden, fürchterlichen Blick zu, der mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Ich frage zum Zweitenmal nicht mehr."

„Jedenfalls ein unglücklicher Mensch," meinte Rohn, der mit dem Fremden Mitleid fühlte, wiewohl er die Ursache seines Schmerzes nicht kannte. „Das Unglück sucht die Einsamkeit, es scheut die neugierigen Blicke der Welt. An Ihrer Stelle würde ich nicht weiter forschen, sondern mich des ehrenden Vertrauens selbst einer landfremden Herrschaft, und des schönen Verdienstes erfreuen."

„Bah! — ich muß wissen, mit wem ich zu thun habe. Und dann," setzte der Kommissionär mit wichtiger Miene bei und erhob bedeutungsvoll die Hand, „an ein Unglück, wie Sie voraussetzen, glaube ich nicht. Die Fäden dieses Geheimnisses liegen tiefer. Entweder ist der Unsichtbare ein Pseudoprinz, dem die Rache des legitimen Hauses wie einem Kaspar Hauser auf den Fersen folgt, oder ein fahnenflüchtiger General, dem der Feind seinen Verrath theuer genug bezahlt hat, oder ein hoher, politischer Flüchtling aus fernem Lande, der in diesem Winkel der Erde Sicherheit sucht, oder ein rabiater Engländer, der sich die fire Idee in den Kopf gesetzt hat, so und so viele Jahre Niemand sehen zu wollen."

Mit diesem Ausspruche, welcher der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnete, schienen die beiden Herren am Ende ihrer Weisheit angelangt. Sie schwiegen. Stillkraut wandte sich nach der Kommode, pfiff leise durch die Lippen und liebkoste seinen Jolli, den er nicht vergessen konnte, und der Reihe nach dessen stumme Gefährten.

Der Skribent sann still vor sich hin, ob über das Mißgeschick des geheimnißvollen Fremden oder sein eigenes, vermögen wir nicht zu bestimmen. Das letztere behielt jedenfalls die Oberhand, als er sich erhob und dem Kommissionär zum Abschiede die Hand reichte. „Herr Stillkraut," sprach er langsam und stockend, „Ihre Vermuthung von vorhin ist leider zu richtig. Sie sind doch nicht ungehalten?"

„Warum soll' ich? Ihr Kredit läuft, wie schon oft gesagt, bis zu 300 Gulden. Er ist noch nicht erschöpft. Wie viel bedürfen Sie?"

„Nun, zwei solcher Füchslein," meinte Rohn mit schmerzlichem Lächeln, ohne den Satz zu vollenden.

„Nein, nein!" wehrte der Kommissionär mit Hand und Wort, „keine Füchslein, sondern den Werth in klingender Münze. Kaum aus dem Hause, zerschlagen Sie die blanken Fürstenköpfe in elende Scheidemünze, während sie sich bei mir warm betten und ihre Brüder sammeln."

Mit diesen Worten öffnete Stillkraut die Kommode und ließ ein Röllchen Geld in die Hand seines Freundes gleiten.

„Sobald ich mein Ziel erreiche," versicherte der junge Mann, während ein leichtes Roth seine bleichen Wangen überflog, „so werden Sie gewiß sehen, Herr Stillkraut, daß mein . . ."

„Kein Wort mehr!" gebot dieser entschieden. „Ich kenne Sie und Sie kennen Ihren Kredit bei mir. Sie können ihn erschöpfen, bis bessere Zeiten kommen, und werden von mir wenigstens niemals gedrängt werden."

Rohn schied mit herzlichem Danke. Frohbewegt

Digitized by Google

eilte er des Abends nach vollbrachtem Dienste heimwärts, und schüttelte, ohne eine Silbe zu sprechen, alles Geld seiner kranken Frau, die noch auf ihrem Platze saß, in den Schooß, daß es lustig klang und einen lichten Freudenstrahl in ihre harten Züge zauberte.

Mit einem Mal ward Leben in der kleinen Wohnung. Frau Crescenz verließ ihren Stuhl und kommandirte, die älteren Kinder flogen fort und kamen wieder, das Feuer knisterte und prasselte im Kamin, der Tisch wurde gedeckt, und die Mutter selbst trug ein reichliches Mahl auf, wie diese Wände seit längere Zeit nicht mehr gesehen hatten.

Der Vater sah dem Eifer und unvergleichlichen Appetit der Seinen mit stillem Vergnügen zu. Er selbst konnte nichts genießen und zog sich unbemerkt in sein stilles Heiligthum zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Nach Konstantinopel und Athen.] Nachdem die sehr interessante Gesellschaftsreise nach Konstantinopel und Athen, welche die Redakteure, k. k. Rath Dr. Leopold Schweitzer und Franz Tuvora in Wien zu Ostern unternehmen, vollkommen gesichert ist, indem sich Theilnehmer jetzt schon so zahlreich meldeten, daß nur noch wenige Plätze zu vergeben sind, hat das k. k. Ministerium des Aeußern, welchem das Namensverzeichniß der Touristen vorgelegt wurde, für den Führer der Gesellschaft, Herrn Franz Tuvora, Gründer der ersten orientalischen Gesellschaftsreisen, den erbetenen Schutzbrief ausfertigen lassen, der hier im Wortlaute folgt: „Z. 140. An die Internuntiatur in Konstantinopel und die k. k. Gesandtschaft in Athen, dann an die k. k. Konsularämter im osmanischen Reiche, in Griechenland und auf den jonischen Inseln. — Die Herren Redakteure, kaiserlicher Rath Dr. Leopold Schweitzer und Franz Tuvora dahier, organisirten eine Gesellschaftsreise, welche von den daran betheiligten Touristen unter der Leitung des Letzteren, mit Benützung der Südbahn und der Lloydschifffahrt nach Konstantinopel und Athen sowohl zu ihren Vergnügen, als auch zur Wahrnehmung und Förderung kommerzieller und industrieller Interessen unternommen wird. Indem das k. k. Ministerium des Aeußern das gegenwärtige offene Vorschreiben auszufertigen sich bestimmt fand, hält es sich überzeugt, daß einerseits die obenbezeichneten k. k. Missionen und Konsulate dem unter österreichischer Flagge sich vollziehenden Unternehmen ihren Schutz und jeden sonst thunlichen Vorschub, um welchen sie gebeten werden, bereitwillig werden angedeihen lassen, daß aber auch die Gesellschaft ihrerseits von selbst bedacht sein werde, Unannehmlichkeiten, deren Vermeidung in ihrer Macht läge, weder den k. k. Vertretungsbehörden noch den fremden Lokalautoritäten zu bereiten. — Was die Touristen im Einzelnen und die auf sie bezüglichen Fragen persönlicher und jurisdiktioneller Natur anbelangt, so würden Diejenigen von ihnen, welche nicht nach Oesterreich, sondern nach anderen Staaten zuständig sind, die mit der Türkei und Griechenland im Traktatenverbande stehen und dort ihre besondern Vertretungsorgane besitzen, sich in den fraglichen speziellen Hinsichten und Angelegenheiten an die kompetenten Aemter zu wenden haben. Wien, am 9. Febr. 1864. Für den Minister des Aeußern: Der Unterstaats-Sekretär Mayfenbug m. p."

Aus Hamburg, 19. Febr., wird der „Bohemia" geschrieben: „Ich habe das Spital Belle Alliance besucht — es war ein Tanzsaal — dort herrscht die größte Reinlichkeit, so daß ich gar nicht glaubte, im Spital zu sein, es spazieren die feinsten Damen zwischen den Kranken, geben ihnen Cigarren, Geld ꝛc., die Kranken sind größtentheils sehr frohen Muthes, graue Schwestern versehen den Dienst. Einen sonderbaren Fall habe ich erlebt. Zu einem schwer verwundeten Zimmermann, einem Stockungarn, kam eine feine Dame und erklärte, er habe im Hinmarsch bei ihr gewohnt, küßte ihn und weinte; als der Korporal sagte: „Fräulein, er kann ja nicht deutsch," sprach sie seufzend: „O! wir verstehen uns schon, ich kaufe ihn los!" — Im Johanniterspital liegen Offiziere und Kadetten herrlich untergebracht. — Die Stimmung für die österreichischen Soldaten ist hier die beste. Von hier gehen große Transporte mit Lebensmitteln von Privaten nach dem Kriegsschauplatz. Hamburg schwärmt für die österreichische Armee.

Ein 74jähriger Gutsbesitzer in Angers (Frankreich) hat einen sehr sinnreichen Sitzapparat erfunden, der namentlich Touristen und Soldaten willkommen sein dürfte. Derselbe besteht in einem Rohr, das Jeder in der Tasche bei sich tragen kann. Ein Druck auf eine Feder und man hat einen Sessel, der sich mit derselben Leichtigkeit wieder zusammenlegen läßt. Es soll uns nicht wundern, wenn bald die ganze französische Armee mit solchen Sesseln ausgerüstet erscheint. Angeregt ist die Sache bereits. Nun denke man sich aber ein Regiment plötzlich mitten im Felde zu Stuhl.

Geschichtskalender. 29. Februar 1460. Todestag des Herzogs Albrecht III., des Frommen von Bayern.

Redakteur: Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Waillandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 52 Dienstag, 1. März 1864.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Achtundvierzigstes Kapitel.

Mr. Carlyle wird zu einer Straßburger Pastete geladen.

Der Wind strich ächzend durch die großen Pappeln und Ulmen im Park von Ost-Lynne und schüttelte die alten Nußbäume, daß die Aeste krachend zusammenschlugen. Das Wetter hatte sich geändert und die dichten Wolken kündigten einen nahen Regen an; so dünkte es wenigstens einem müden Wanderer, der diesen Samstag Abend auf einem einsamen Fußpfade der Besitzung Mr. Carlyle's zuschritt. Der Mann trug Matrosenkleidung und schwarz gelocktes Haar. Ein ungeheurer Backenbart von gleicher Farbe verbarg einen Theil seines Gesichtes, während der blaue Kragen seiner groben Jacke aufgeschlagen war und Locken und Bart ihrerseits wieder versteckte.

Von oben war ein steifleinen überzogener Hut tief in die Stirne gedrückt, weite, grobe Beinkleider und ein lederner Gürtel vollendeten die Tracht des Seemannes, der auf dem trockenen Land ziemlich zu Hause zu sein schien. Der Fremde passirte die in unserer Geschichte bereits vielfach erwähnte Bohnenhecke und ging durch ein schmales Hinterpförtchen in den Park von Ost-Lynne.

„Laßt sehen," sagte er zu sich selbst, die Thüre zuziehend und den Riegel vorschiebend. „Der gedeckte Weg muß in der Nähe der Akazienbäume sein; dann muß ich mich rechts halten, ob mich wohl einer von ihnen erwarten wird."

Allerdings wurde er erwartet.

Durch den gedeckten Weg in Hut und Mantille, als ob sie einen Spaziergang ins Freie machen wollte, wenn Jemand ihr begegnet und sie ausgefragt hätte, was wohl nicht leicht möglich war, so abgelegen war dieser Winkel des Parks, kam Mrs. Carlyle daher gegangen.

„O! mein armer Bruder!"

In einer innigen Umarmung verschlungen, übermannte das Gefühl die beiden Geschwister, und während Richards Thränen in den abscheulichen Backenbart träufelten, weinte Barbara wie ein Kind.

Nach einer Weile trat Richard ein paar Schritte zurück und betrachtete die Schwester.

„So bist Du denn nun verheirathet, theuere Barbara!"

„O, und die glücklichste Frau auf Erden! Richard, oft frage ich mich, womit ich denn eigentlich ein solches Glück verdient habe! Ohne den Kummer um Dich wäre mein Leben wie ein einziger lichter Sonnentag. Ich hab' das herzigste Kind von der Welt; es ist jetzt fast ein Jahr alt, Gott wird mir bald ein zweites schenken, und mein Archibald . . . o! ich bin mehr als glücklich."

Sie brach bei Archibald's Namen ab; konnte sie doch selbst nicht ihrem Bruder gegenüber von ihrer heißen Liebe zu ihrem Gatten reden!

„Wie geht es im Wäldchen?" fragte Richard.

„Gut, ganz gut, die Mutter ist jetzt bedeutend wohler. Sie weiß nichts von diesem Besuche, denn . . ."

„Ich muß sie diesmal sehen," unterbrach sie Richard. „Du weißt, ich habe sie das Letztemal nicht gesehen."

„Wir werden später darüber reden, Richard. Wie geht es Dir in Liverpool? Was treibst Du da?"

„Frage mich nicht zu viel darüber, Schwester. Ich habe keine regelmäßige Arbeit, sondern finde so dann und wann in den Docks Beschäftigung. Deine Unterstützung kommt immer sehr zu gelegener Zeit; ist das Geld von Dir oder von Carlyle?"

Barbara lachte.

„Wie läßt sich das so genau unterscheiden? Sein Geld ist das meine und meines gehört ihm, wir haben keine gesonderten Kassen, Richard, wir senden es Dir gemeinschaftlich."

„Oft dachte ich, es käme von meiner Mutter."

Barbara schüttelte den Kopf.

„Wir haben nie gewagt, der Mutter zu sagen, daß Du London verlassen hast, oder daß wir Deine Adresse hätten und an Dich schreiben könnten. Das hätte sie zu sehr aufgeregt."

„Wozu habt Ihr mich herbeschrieben, Barbara? Was ist denn los?"

„Thorn ist hier. Du würdest ihn doch wieder erkennen?"

„Ihn, wieder erkennen! rief Richard leidenschaftlich aus.

„Haſt Du etwas davon erfahren, daß ſich in Weſt-Lynne ein Wahlkampf wegen der Abgeordnetenſtelle entſponnen hat."

„Ich habe es aus den Zeitungen erfahren, Carlyle's Opponent iſt Sir Francis Leviſon. Wie konnte dieſer Mann daran denken, hierher zu kommen und ſich Carlyle gegenüber zu ſtellen."

„Ich begreife es auch nicht," ſagte Barbara, „und wundere mich, wie er es aus anderen Gründen nur wagen kann. Zuvörderſt ſage mir, Richard, wie Du dazu gekommen biſt, Leviſon zu kennen. Du ſagteſt, daß Du ihn mit Thorn beiſammen geſehen."

„Ja, ich habe ihn zweimal mit Thorn geſehen."

„Alſo kennſt Du ihn nur vom Sehen? Wer hat ihn Dir gezeigt?"

„Ein Waſſerträger, der mit mir bei dem Platze zuſammengetroffen war, wo die Miethwagen ſtehen. Ich ſah Thorn Arm in Arm mit einem andern Gentleman und zeigte ihn dem Waſſerträger und fragte:

„Kennt Ihr etwa dieſen Herrn da?"

„Den Einen kenn' ich nicht," antwortete der alte Burſche, „aber der Andere iſt Leviſon, der Baronet. Sie ſind immer beiſammen, mir ſcheint, es ſind alle zwei luſtige Vögel."

„Und Beide ſahen auch ganz ſo aus."

Und auf dieſe Weiſe haſt Du Leviſon kennen gelernt?"

„Ja," antwortete Richard.

„Dann, Bruder, hat zwiſchen Dir und dem Waſſerträger ein Mißverſtändniß obgewaltet. Er hat Dir auf den Unrechten hingezeigt oder den Rechten nicht gut angeſchaut. Thorn iſt kein anderer als Francis Leviſon."

Richard riß die Augen weit auf.

„Unſinn, Schweſter!"

„Es iſt aber doch ſo. Längſt ſchon habe ich den Argwohn gehegt, daß er und Thorn identiſch ſein müſſen, beſonders ſeit jenem Abende, als Du ihm in der Bohnenhecke begegneteſt. Deine Beſchreibung jener gewiſſen Handbewegung, mit der er ſich das Haar aus der Stirne zu ſtreichen pflegt, ſo wie Deine Beſchreibung von den weißen Händen und dem glitzernden Diamantenring paſſen ganz auf ihn. Letzten Donnerſtag fuhr ich beim Gaſthofe zum „Raben" vorüber, als er eben das Volk heranguirte und bemerkte dieſelbe Handbewegung. Ich ſchrieb ſogleich an Dich, damit Du unverzüglich kommſt, um dieſen Zweifel aufzuklären."

„Es wäre dies wohl auch nicht nöthig geweſen, denn als Carlyle nach Hauſe kam, und ich ihm mittheilte, was ich gethan, ſagte er mir, er ſelbſt ſei nun auch überzeugt, daß Thorn und Leviſon eine und dieſelbe Perſon ſind; denn Otway Bethel erkannte ihn denſelben Nachmittag, und deßgleichen auch Ebenezer James.

„Ah! die müſſen ihn wohl kennen!" rief Richard haſtig. „James beſonders, denn er war damals oft bei Hallſohn's, und ich Thorn mehr als ein Dutzendmal dort begegnet. Auch Otway Bethel muß ihn geſehen haben, obſchon er das Gegentheil verſicherte."

Plötzlich ſchaute Richard ängſtlich um ſich, und kroch hinter die Bäume; denn die Geſtalt eines Mannes ward am andern Ende der Allee ſichtbar. Barbara lächelte; es war kein anderer, als Carlyle, und Richard kam wieder zum Vorſchein.

„Noch immer voll Angſt und Furcht, armer Richard!" rief Carlyle aus, ihm herzlich die Hände ſchüttelnd. „Er! Er! Sie haben ja Ihr Reiſekoſtüme geändert?"

„Ich konnte mich in dem früheren nicht mehr hierher wagen, da man mich ja bemerkt hatte, wie Sie mir ſagten. Ich habe es geſtern unter der Hand gekauft; zwei Pfund Sterling für die Garderobe da; ich denke, daß ich tüchtig geprellt worden bin dabei."

„Sammt der Lockenfriſur?" lachte Carlyle.

„Es iſt die alte Perücke, nur geölt und gekräuſelt," ſagte Dick.

„Ich mußte dem Barbier fünf Schillinge zahlen für die Arbeit, und da hat er mir mein eigenes Haar, als Aufgabe, noch zugeſtutzt. Ich ließ das Fett nicht ſparen an den Locken, denn das iſt ſo Seemannsbrauch, recht glänzend gewichſtes Haar zu haben. Carlyle, Barbara ſagt mir, daß es ſich nun herausſtellt, daß Leviſon und dieſer Schurke Thorn, ein und dieſelbe Perſon ſind?"

„So ſcheint es, Richard. Demungeachtet dürfte es beſſer ſein, daß Sie Leviſon zu ſehen trachten, ehe irgend etwas unternommen wird, und zwar ſo wie Sie damals Thorn geſehen haben."

„Wann kann dieß geſchehen?" fragte Richard mit ſichtlicher Begierde, endlich! ſein Schickſal ſich wenden zu ſehen.

„Es muß in irgend einer Weiſe, und zwar recht bald werden. Vielleicht können Sie noch dieſen Abend eine kleine halbe Stunde in der Nähe des Raben verweilen, Sie würden dann ſicher Ihren Zweck erreichen, denn er geht dort beſtändig aus und ein. Niemand wird Sie erkennen und an Sie denken, denn alle Köpfe ſind mit der Wahl beſchäftigt."

„Ich werde aber den Leuten auffallen, denn man ſieht wenig Seeleute in Weſt-Lynne."

„Wir haben in letzter Zeit mehr auffallende Figuren hier zu Geſicht bekommen. Da iſt z. B. ein ruſſiſcher Bär, der ſich in den Straßen zeigt, neben dem Sie ganz alltäglich ausſehen werden."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Tod des Martyrers von Apenrade.

Ein Bild dänischer Gewaltherrschaft. Von Gustav Rasch.

Um einen Beweis zu geben, in welcher Art und Weise die dänischen Beamten seit zwölf Jahren in Schleswig mit der Person, mit der Freiheit und mit dem Eigenthum der Deutschen verfahren, wenn sie ihnen in ihren Plänen, ein deutsches Land zu danisiren hinderlich sind, oder wenn es sie überhaupt gelüstet, sich in Besitz ihres Eigenthums zu setzen, habe ich vor zwei Jahren in öffentlichen Blättern die Geschichte des Apothekers Karberg in Apenrade erzählt. Die dänischen Beamten hatten ihn vermittelst einer Reihe perfider Verfolgungen und Gewaltthaten, zu denen das Gesetz die Form hergeben mußte, seines Eigenthums, der Apotheke in Apenrade, beraubt, und ihn aus einem reichen, angesehenen und glücklichen Mann zu einem armen Wahnsinnigen gemacht, der von der Gnade mildthätiger Menschen und deutscher Apothekervereine sein trauriges Leben fristete, bis der Tod endlich seinen entsetzlichen Leiden ein Ende machte. Die Vergewaltigung, welche an dem Mann verübt ward, bildete eine lange Reihe siebenjähriger Verfolgungen, Perfidien und nichtswürdiger Kniffe oft der kleinlichsten Natur, oft roher Brutalität, wie man sie nur in der Leidensgeschichte des verlassenen Bruderstamms in Schleswig findet. Ich schrieb meine Darstellung der Leiden des Martyrers von Apenrade nach einem Manuskript, welches mir ein Mann in Holstein übergab, dessen Name als Arzt, als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Mensch und als Kämpfer für das Recht wie für die Freiheit seines Landes hochgeehrt ist. Das Manuskript war auf Grund der von Karberg über die an ihm geschehene Vergewaltigung zusammengestellten Aktenstücke gearbeitet. An der Glaubwürdigkeit des entsetzlichen Inhalts war also gar kein Zweifel. Das Manuskript reichte aber nur bis zu Ende der Leiden des Apothekers Karberg in Apenrade. Seine Krankheit, sein Leben als Bettler, sein Ende in Wahnsinn und fürcherlichen Schmerzen war darin nur mit wenigen Worten berührt. Der Verfasser des Manuskripts kannte es nicht aus eigener Anschauung, sondern nur durch einzelne ihm bruchstückweise zugegangene Nachrichten.

Die Geschichte des Martyrers von Apenrade war eine fortlaufende Kette so unerhörter Perfidien und Gewaltthaten, daß sie großes Aufsehen erregen mußte. Selbst die kalten und ruhigen Menschen im Norden des deutschen Vaterlands geriethen über die an dem braven Apotheker verübten Gewaltthätigkeiten in Zorn und Erbitterung. Die dänische Regierung hatte die Veröffentlichung der Geschichte Karbergs höchst unangenehm berührt. Mir gingen vielfach Briefe zu, in denen mir mit dem Tode gedroht wurde, wenn ich in der begonnenen Weise in meiner Agitation gegen die dänische Regierung und gegen ihre Trabanten in Schleswig weiter fortfahren würde. Als man sah, daß man weder mit Drohungen noch mit Anerbietungen und Versprechungen bei mir zu dem gewünschten Zweck kam, erschien eines Tags der Amtmann aus Apenrade, der dänische Kammerherr v. Heltzen — derselbe Beamte, der neben dem Medizinalinspektor Schleißner in Schleswig die an dem unglücklichen Karberg verübte Verfolgung geleitet hatte — in Norburg auf der Insel Alsen bei dem Schwager Karbergs, dem Arzt Dr. Eckermann. Dr. Eckermann und Karbergs Bruder waren die zu letzter Stelle auf die Apotheke in Apenrade eingetragenen Gläubiger gewesen, und hatten bei dem von den dänischen Behörden eingeleiteten Zwangsverkauf der Apotheke, wodurch dieselbe um 17,950 Thlr. unter ihrem eigentlichen Werth losgeschlagen wurde, die Summe von 6750 Thlrn. eingebüßt. Der dänische Unterhändler machte dem durch seinen Verlust arm gewordenen Arzt das Anerbieten, ihm die verlorene Summe baar auszahlen zu wollen, wenn er eine zu veröffentlichende Erklärung unterschriebe, daß die von mir erzählte Geschichte seines unglücklichen Schwagers eine von mir in belletristischer Manier ausgeschmückte Erfindung sei. Der brave Arzt hat sich natürlicherweise geweigert, sich zu einem so schändlichen Streich herzugeben. Er schlug die Summe aus.

Aber ich glaube, es ist nun an der Zeit, den Schluß meiner Geschichte des Martyrers von Apenrade zu erzählen; ich meine seinen Tod, dessen, wie ich erwähnte, in dem mir bei meiner frühern Darstellung zu Grunde liegenden Manuskript nur mit einigen Worten gedacht war. Ich habe bei meiner jetzigen Anwesenheit in Kiel einen Zeugen für den entsetzlichen Tod des Martyrers von Apenrade gefunden, dessen Aussage gerade jetzt in Deutschland der dänischen Regierung noch unangenehmer sein wird, als vor zwei Jahren meine Erzählung der an Karberg verübten Vergewaltigung. Ich werde meinen Zeugen selbst sprechen lassen. Mögen seine klagenden Worte von Neuem Haß und Erbitterung in Deutschland gegen die Trabanten der dänischen Regierung in Schleswig hervorrufen! Der „verlassene Bruderstamm" jenseits der Eider bedarf zu seiner Befreiung des Hasses und der Erbitterung. Nur der Haß und die Rache sind im Stand, die Bewegung in Deutschland energischer zu machen.

Karen Thusen aus Barsmark bei Apenrade saß vor mir an einem runden mit Schreibmaterialien bedeckten Tisch in dem eleganten Zimmer der Wohnung einer patriotischen Familie in Kiel. An demselben Tisch saß die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holstein, des Professors Steffensen in Basel, um bei den Erklärungen Karen Thusens gegenwärtig zu sein. Karen Thusen ist ein Mädchen von einigen 30 Jahren, welche 13 Jahre lang die Köchin und Pflegerin Karbergs war. Sie kam im Jahre 1848 in die Apotheke von Apenrade, hat der an dem unglücklichen Apotheker verübten Vergewaltigung in allen ihren einzelnen Stadien beigewohnt, kennt alle Peiniger ihres unglücklichen Herrn,

Digitized by Google

den Amtmann von Heltzen, den Medizinalinspektor Schleißner, den neuen Apotheker Worsan und den Polizeimeister in Apenrade persönlich, reiste mit ihrem Herrn, als er aus einem reichen, glücklichen und angesehenen Mann ein armer kranker Bettler geworden war, von Apenrade nach Norburg auf Alsen, und blieb seine treue und sorgsame Pflegerin bis zu seinem traurigen Tod, der, wie sie mir angibt, erst am 20. April 1860, also fast 5 Jahre nach dem Zwangsverkauf der Apotheke erfolgt ist. Sie hat das ruhige und gleichmäßige Wesen der Schleswigerinnen, welches nicht einmal der Haß und die Rache — ich glaube auch nicht einmal die Leidenschaft der Liebe — aus seinem Gleichgewicht bringen kann. Um, ganz dem Charakter der Schleswiger gemäß sich auch nicht in den kleinsten Unwesentlichkeiten zu irren, hat sie ihr Notizbuch in der Hand, in dem sie die zu ihrer Erzählung nöthigen Data und Zahlen verzeichnet hat. Vor ihr liegt ein Brief Karbergs, den er in seinen letzten Tagen schrieb. Das brave Mädchen hat den Brief mitgebracht, um mir einen Beweis von der Geistesabwesenheit zu geben, welche sich ihres unglücklichen Herrn in seinen letzten Lebensjahren bemächtigt hatte. Die genaueste Wahrheitsliebe ist ein hervorragender Charakterzug in dem Wesen des verlassenen Bruderstamms jenseits der Eider.

(Fortsetzung folgt.

Mannigfaltigkeiten.

Der neuernannte österreichische Kriegsminister, Feldmarschall-Lieutenant Ritter v. Frank, zuletzt Adlatus des kommandirenden Generals in Ungarn, ist ein Mann noch weit unter sechszig Jahren, und hat den weitaus größten Theil seines Lebens im eigentlichen Truppendienst zugebracht. Aus der Pionierschule zu Tulln hervorgegangen, diente er nacheinander bei Hoch- und Deutschmeister, bei Geppert-Infanterie und bei Wallmoden-Kürassiren, dann als Oberstlieutenant und Oberst bei Gyulay-Infanterie. Generalmajor und Feldmarschall-Lieutenant wurde er erst seit dem Feldzug von 1859. Er ist ein Sohn des Wiener Großhändlers v. Frank, dessen Haus in den letzten Zwanziger- und in den ersten Dreißiger-Jahren einer der Mittelpunkte des geselligen Lebens der Hauptstadt war.

Im Jahre 1863 wurde der Tod von 37 Hundertjährigen gemeldet, darunter auch ein Pariser, der mit 104 Jahren verstorbene Graf de Dreux. Ein Journal bemerkt hiezu: „Das war ein sehr langes Leben, wenn man bedenkt, daß in dieser Weltstadt die Stunden wie Minuten verrinnen, mithin jedes Jahr daselbst gleich einem Feldzugsjahre doppelt zählt.“ Zwei dieser Verstorbenen, darunter einer in Oran und der andere in Canada, zählten je 120 Jahre. Als noch lebende Hundertjährige nennt die Statistik den in Chalons wohnenden Obersten Marechal mit 101, zwei Landleute in St. Martin und Poitevinière mit 102, den Veteranen Gallot in Paris mit 106, dessen Frau mit 104, die jüngst erwähnte Zeugin vor Gericht mit 106 und eine Marketenterin in Hauteville mit 117 Jahren, welche unlängst das Bein brach, bei welcher Gelegenheit ein ärztliches Konzilium die Hoffnung aussprach, die Patientin zu retten „Anbetrachts ihrer robusten Konstitution.“ Diese Person hat wohl auch so manchen Feldzug mitgemacht, der doppelt zu rechnen ist.

Die „Mainz. Ztg.“ schreibt aus Mainz: „La Réole“, die neueste Oper von Gustav Schmidt, ist gestern bei uns unter vielem Beifalle zum Erstenmale in Scene gegangen. Die Oper hat ein sehr pikantes, spannendes Sujet, welches füglich für sich ganz gut ein Lustspiel bilden könnte und von Charlotte Birch-Pfeiffer recht geschickt bearbeitet ist. Es ist eine Spieloper im vollsten Sinne des Wortes, die lauter gewandte, elegante Darsteller verlangt, wie sie eben leider auf der deutschen Bühne gar zu selten sind. Ihren schauspielerischen Aufgaben konnten auch hier die meisten unserer Sänger und Sängerinnen nicht genügen, so viel Mühe sie sich auch gaben. Gustav Schmidt, vor zwei Jahren der allgemein geschätzte Dirigent unserer Oper, erzielte damals schon mit seiner Oper: „Die Weiber von Weinsberg“ großen Erfolg; auch die Musik zu „La Réole“ ist interessant und sehr melodiös. Am Schlusse der Oper wurde der Komponist gerufen.

[Politik in der Maske.] Man schreibt aus Paris: Auf dem letzten Balle beim Herzog v. Morny theilte eine Maske im Kostüm einer gefesselten Venetianerin den Anwesenden Vergißmeinnichts aus und auch der Kaiser wie die Kaiserin erhielten ein solches Memento.

Bei der Geburtstagsfeier eines reichen, aber etwas borniirten Gutsbesitzers kam unter Andern auch ein wilder Schweinskopf auf die Tafel, welcher von den Kindern desselben zu dieser Feier angeschafft war und die Inschrift hatte: „Vivat unser guter Vater!“

Geschichtskalender. 1. März 1268 wird die Leipziger Messe von Markgraf Dietrich erneuert.

1. März 1806. Stiftung des k. bayer. militärischen Max-Joseph-Ordens durch König Max I. Joseph.

1. März 1814. Vertrag von Chaumont.

Redaktion: Gustav Kastner. — Druck und Verlag der A. Kastner'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 53 Mittwoch, 2. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Ein russischer Bär?“ fragte Richard, während Barbara herzlich lachte.

„Mr. Otway Bethel ist in einem Anzuge heimgekommen, den das Volk für nichts anders als für eine Bärenhaut halten will; deßhalb wird er seit seiner Rückkehr mit diesem neuen Namen begrüßt. Wird es sich nicht doch endlich herausstellen, Richard, daß er bei dem Morde betheiligt war?“

Richard schüttelte den Kopf. „Unmöglich, Mr. Carlyle, ich habe das immer gesagt. Wenn Sie aber Levison für den Schuldigen halten, welche Maßregeln werden nun ergriffen werden?“

„Darin liegt eben die Schwierigkeit,“ erwiderte der Anwalt.

„Wer wird die Sache einleiten, wer weiter führen?“

„Sie selber, Richard.“

„Ich? stammelte Richard betroffen, Ich! selber?“

Ganz gewiß, wer denn sonst? Ich habe Alles wohl überdacht.“

„Wollen nicht Sie es übernehmen, Mr. Carlyle?“

„Nein,“ war die ruhige und bestimmte Antwort, „ich kann nicht, weil es Levison betrifft.“

„Fluch über den Schurken,“ knirschte Richard. „Aber warum tragen Sie Bedenken, Mr. Carlyle? An Ihrer Stelle würden neun unter zehn Männern die Gelegenheit zur Vergeltung benützen.“

„Für das Verbrechen des Mordes an Hallijohn würde ich keinen Augenblick zögern, ihn bis an's Schaffot zu verfolgen; allein was meine persönlichen Angelegenheiten betrifft, darf ich keinen Finger rühren, obwohl es mich einige Ueberwindung kostet, mich neutral zu verhalten. Sehr oft, seitdem er sich in West-Lynne wieder sehen läßt, hat es der größten Selbstbeherrschung von meiner Seite bedurft, um ihn nicht mit der Reitpeitsche zu züchtigen, bis ihm der Athem ausgeht.“

„Er hätte nur gefunden, was er längst verdient.“

„Ich überlasse ihn der Hand dessen, der da sprach: Die Rache ist mein! Ich glaube ihn des Mordes schuldig, aber eher würde ich mir die Hände auf den Rücken binden lassen, ehe ich sie erheben könnte, ihn auf das Schaffot zu bringen. Obgleich ich nur den Mörder Hallijohn's zur verdienten Strafe ziehen würde, müßte der Verbrecher mir immer eines andern Mordes schuldig erscheinen; und die Welt, in gewohnter christlicher Nächstenliebe, würde Mr. Carlyle ohne Zweifel Glück dazu wünschen, seine eigene Genugthuung dabei gefunden zu haben. Ich werde mich daher ferne halten, Richard.“

„Könnte Barbara nicht die Klage erheben?“ meinte Richard . . . . .

Barbara stand neben ihrem Gatten, ihren Arm in den seinigen geschlungen, und Carlyle blickte zu ihr nieder, als er antwortete:

„Barbara ist mein Weib! das ist genug, um . . . .“

„Dann ist wieder Alles aus, und ich muß die Hoffnung aufgeben, jemals freigesprochen zu werden.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Carlyle. „Der Einzige, der eigentlich für Sie handeln sollte, ist Ihr Vater, aber wir wissen, er wird es nicht! Ihre Mutter kann es nicht; es mangelt ihr dazu die nöthige Energie, und das physische Wohlsein, und wäre auch das nicht, würde sie doch niemals wagen, ihrem Gatten Trotz zu bieten. Meine Hände sind gebunden und Barbara's, als eines Theiles meiner selbst, ebenfalls. So bleiben Sie allein, und müssen selber für sich einstehen.“

„Aber was kann ich denn thun,“ jammerte der arme Richard; „wenn Ihnen die Hände gebunden sind, so ist dafür mein ganzer Körper gefesselt, Hände und Füße, und . . . . . Hals! Der ist stündlich in Gefahr!“

„Sie brauchen sich keiner Gefahr auszusetzen bei dem, was Ihnen zu thun obliegt. Sie müssen sich einige Tage in der Nachbarschaft aufhalten . . . .“

„Das wage ich nicht,“ unterbrach ihn Richard, „unmöglich, das wäre zu gefährlich.“

„Hören Sie mich an, Richard. Sie müssen diese Furcht endlich bezähmen lernen, sonst bleibt Ihnen nichts übrig, als ewig unter dem Banne zu leben; bedenken Sie, es handelt sich um Ihrer armen Mutter Glück und Ruhe nicht minder, als um Ihre eigene Wohlfahrt, ja ihr Leben hängt davon ab. Können Sie glauben, daß ich Ihnen etwas rathen würde, was Sie

Digitized by Google

in Gefahr bringt? Sie haben einmal geäußert, Sie wüßten einen Ort in der Nähe, wo Sie sich einige Tage verstecken können."

„So ist es; aber ich bin immer noch sicherer, wenn ich weit davon weg bin."

„Dort müssen Sie für jetzt Ihre Wohnung aufschlagen. Ich habe die Sache reiflich überlegt, und will Ihnen mittheilen, wie ich glaube, daß die ersten Schritte eingeleitet werden sollten."

„Die ersten Schritte! denen noch Gott weiß wie viele! folgen müssen, wenn es zu was kommen sollte! Nun, und was ist es?"

„Wenden Sie sich an Ball und Treadman, und bewegen Sie dieselben, die Sache aufzunehmen."

Richard stutzte. „Ich verstehe Sie nicht, Carlyle! Eben so gut könnten Sie mir rathen, ich solle mich nur gleich vor die Richter selber stellen! Ball und Treadman werden mich festnehmen, sobald ich mich nur sehen lasse."

„Durchaus nicht, Richard. Ich sage Ihnen nicht, Sie sollen offen und frei in ihre Geschäftskanzlei gehen, wie jeder andere Klient. Leiten Sie die Sache mit Mr. Ball auf freundschaftlichem Wege ein; er ist gut und rechtlich, wenn er es für angemessen findet; theilen Sie ihm die ganze Geschichte an einem dritten Orte privatim bei einer persönlichen Zusammenkunft mit, und fragen Sie ihn, ob er die Sache annehmen will. Gelingt es Ihnen, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Sie unschuldig und der andere der Verbrecher ist, wie die Thatsachen dieß zu beweisen scheinen, wird er diesen Prozeß übernehmen. Sein Kompagnon Treadman braucht es nicht gleich anfänglich zu wissen, und wenn Ball die Sache in Angriff nimmt, ist es nicht nothwendig, daß er auch weiß, wo Sie zu finden sind."

„Ich bin Ball nicht abgeneigt," sagte Richard nachdenkend, „und wenn er nur einmal dahin gebracht ist, sein Wort zu geben, dann kann man auf ihn bauen. Das Schwierige bei der Sache ist nun, wer ihm dieß Wort und Versprechen abnehmen soll."

„Das überlassen Sie mir," sagte Carlyle, „so weit will ich die Pfade für Sie ebnen. Wenn dieß geschehen, ist meine Dazwischenkunft beendet."

„Wie wird er die Sache anpacken? Was meinen Sie?"

„Das geht ihn an, ich weiß, wie ich es thun würde."

„Wie würden Sie es angreifen, Sir?"

„Sie können nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen das mittheile, Richard; aber ich würde eben so Ihretwegen verfahren."

„O, ich weiß! Sie würden geradezu auf's Ziel losgehen, und Levison festnehmen lassen, unter direkter Anschuldigung des begangenen Mordes."

Ein Lächeln überflog Carlyle's Lippen, denn der arme Dick hatte richtig gerathen.

Ein Gedanke durchzuckte plötzlich Richard's Gehirn, ein Gedanke, der ihn schaudern machte. „O! Mr. Carlyle," sagte er im Tone des Schreckens, wenn Ball den Prozeß gegen Levison aufnimmt, muß er sich vom Gericht einen Verhaftsbefehl ausstellen lassen."

„Nun? und dann?"

„Und dann kann man mich auch einfangen, und ins Gefängniß stecken! Sie wissen ja, der Verhaftsbefehl ist noch immer in Wirksamkeit gegen mich."

„Aus Ihnen Richard wird nie ein geheimer Verschworener! Ich kann weder im Voraus bestimmen, noch errathen, wie Ball bei der ganzen Geschichte vorgehen wird. Wenn er aber einen Verhaftsbefehl vom Gericht ausgestellt erhält, um Levison festzunehmen, wenn dieß nämlich in seinem Verfahren nothwendig werden sollte, folgt denn daraus, daß Ball zu den Richtern sagen wird: Meine Herren, Richard Hare ist in der Nähe, man kann auf ihn fahnden und ihn festnehmen? Ihre Furcht rennt mit Ihrem gesunden Verstande davon, Richard."

„Ach! Carlyle! wenn Sie gleich mir seit so vielen Jahren mit dem Stricke um den Hals hätten leben müssen, ohne zu wissen, ob er Ihnen nicht in der nächsten Stunde zusammengezogen wird, Sie würden auch zuweilen Ihren gesunden Verstand verlieren," seufzte der arme Richard demüthig. „Was habe ich nun zuvörderst zu thun, Sir?"

„Vor Allem begeben Sie sich in Ihr Versteck, und verhalten sich dort ruhig bis Montag. Kommen Sie Montag Abend, wenn es dunkel geworden, wieder her. Mittlerweile werde ich mit Ball sprechen. Jedoch muß ich, ehe ich dieß kann, von Ihnen selber hören, ob Thorn und Levison wirklich identisch sind oder nicht."

„Ich will sogleich zum „Raben" hinabgehen," rief Richard aus, „und sobald ich ihn gesehen habe, wieder hier in diese Allee zurückkommen." Mit den letzteren Worten wandte er sich zum Weggehen, als Barbara ihn beim Arme festhielt.

„Du wirst müde sein, Richard?"

„Müde? hundert Meilen weit wollte ich laufen, wenn ich Thorn am Ende der Strecke wüßte, und entdecken könnte, wo er ist. Ich werde vielleicht erst in zwei oder drei Stunden meinen Zweck erreicht haben, aber ich kehre hieher zurück und warte, bis Ihr wieder zu mir herauskommt."

„Du mußt hungrig und durstig sein," entgegnete Barbara mit Thränen in den Augen. „Wie gern möchte ich Dich in's Haus nehmen und beherbergen! Aber ich kann Dir einige Erfrischungen herausbringen."

„Ich bedarf dessen nicht, ich habe, als ich die Bahnstation verließ, ein gutes Nachtessen zu mir genommen. Laß mich gehen, liebe Schwester, ich bin wie im Fieber!"

Richard eilte fort und begab sich ins Stadtviertel von West-Lynne, wo das Gasthaus zum „Raben" befindlich war, und schien ihm das Glück in so weit günstig zu sein, daß er nicht lange zu warten brauchte.

Digitized by Google

Er hatte kaum in der Nähe des Hotels Posto gefaßt, als zwei Gentlemen Arm in Arm aus demselben traten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Martyrers von Apenrade.

(Fortsetzung.)

Karen Thusen erzählte: „Am 1. Dezember 1855 fuhr ich mit meinem armen seligen Herrn in einer kleinen Yacht aus Apenrade nach der Insel Alsen. Dort wohnte einige Minuten von dem Städtchen Norburg auf einem kleinen Landgütchen sein Schwager, der Arzt Dr. Eckermann. Dr. Eckermann war ein nichts weniger als wohlhabender Mann. Sein kleines Vermögen, welches er zur letzten Stelle auf der Karberg'schen Apotheke in Apenrade stehen hatte, hatten ihm die Dänen geraubt. Er hatte zwei geistesschwache Kinder, aber er war gern bereit, seinen Schwager, der ein Bettler geworden war, aufzunehmen. Der Arme war, als ich mit ihm Apenrade verließ, bereits so elend, daß er nicht allein gehen und stehen konnte. Er bewegte sich, nur auf mich und auf einen Stock gestützt, langsam vorwärts. Vierzehn lange Stunden waren wir in dem kleinen Boot an jenem stürmischen und kalten Wintertag auf dem Wasser. Erst um 2 Uhr Nachts landeten wir an der Küste von Alsen. Dann mußte ein Boot nach Norburg geschickt werden, um einen Wagen herbeizuholen. So langten wir erst um 5 Uhr Morgens in Norburg an. Sie können sich denken, wie angegriffen und elend der arme Karberg war!"

„Glauben Sie," unterbrach ich Karen Thusen, „daß die Krankheit Karbergs sich in Folge der Quälereien, deren Opfer er in Apenrade war, so verschlimmert hatte?"

„Gewiß," erwiderte das Mädchen, „davon bin ich fest überzeugt! Karberg hatte sich sein Rückmarksleiden durch Erkältungen, Ueberanstrengungen und Nachtwachen im Jahr 1848 in Apenrade zugezogen, als er Anführer der Bürgerwehr war. Aber dasselbe hatte so rasche Fortschritte gemacht, weil der Amtmann und der Medizinalinspektor Schleißner ihn so schändlich behandelten. Jedesmal, wenn die Kommission in unserm Hause gewesen war, um die Apotheke zu untersuchen, hatte er neue und heftigere Anfälle seiner Krankheit. Ich führte ihn dann, wenn er mit dem Schleißner in der Apotheke umherging, um ihm alle Apothekerwaaren zu zeigen. Außerdem stützte er sich auf einen Stock. Der Medizinalinspektor behandelte ihn bei diesen Untersuchungen immer schlecht."

Ich erinnere daran, daß, um Karberg in einer unerhörten Weise zu chikaniren, die dänische Regierung ein besonderes Sanitätskollegium für Apenrade einsetzte und als Mitglieder desselben den Medizinalinspektor Schleißner und den neuen dänischen Apotheker in Apenrade ernannte. Den Medizinalinspektor Schleißner nennt die von mir veröffentlichte preußische ministerielle Denkschrift „einen der fanatischsten und rücksichtslosesten Eiderdänen, welcher nach seiner Anstellung in Schleswig sofort der Sprachpropaganda die eingehendste Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuwandte, mit großer Rücksichtslosigkeit das Recht der Kommunen verachtete Armenärzte anzustellen, und sowohl diese Stellen als diejenigen der Kreisphysici mit den ihm und den danisirenden Tendenzen huldigenden Subjekten besetzte." Es ist derselbe, der das Irrenhaus in Schleswig danisirt hat. —

„Gegen diesen Schleißner," fragte ich, „hegte Karberg wohl die größte Erbitterung?"

„Ja," erwiderte Karen Thusen, „mein Herr war so gut und so brav, aber wenn er an Schleißner dachte, dann erreichte seine Erbitterung in Norburg den höchsten Grad. „Seine Nieren," rief er, „möchte ich kleingehackt sehen, kleingehackt, auch wenn ich sie essen müßte!"

Der Haß liegt sonst nicht im Charakter der Schleswig-Holsteiner. Mich hat der Mangel an Leidenschaft bei dem Bruderstamm zwischen Elbe und Königsau oft zur Verzweiflung gebracht. Auch heute noch, wo die Erinnerung an die schrecklichen Leiden ihres Herrn wieder lebendig vor ihre Seele trat, war der Ausdruck auf dem Gesicht des Mädchens nicht der des Zorns und der Erbitterung, sondern der Ausdruck des Schmerzes und des Kummers.

„Erzählen Sie weiter!" sagte ich.

„Eine kleine einfensterige Stube in einem Gartenhause," fuhr Karen Thusen fort, „wurde ihm zur Wohnung eingeräumt. Die Aussicht ging nicht auf das Meer, nicht auf den Wald, sondern auf einen Hof. Es war kein anderer Platz für meinen Herrn, da seine Verwandten selbst sehr beschränkt wohnten. In dieser kleinen öden Stube wohnte der arme Karberg, der einst ein so großes schönes Haus hatte, dritthalb lange Jahre, von den schrecklichsten Schmerzen gefoltert. Es waren schreckliche Jahre! Er lebte einsam und allein. Der Schwager war zu viel mit seiner eigenen Praxis beschäftigt. Zuweilen besuchte ihn Pastor Ahlemann aus Schwensberg, welches eine Stunde von Norburg entfernt ist. Er kannte die Frau des Pastors Ahlemann. Sie war die Tochter des Professors Wegscheider aus Halle, wo Karberg studirt hatte. Jeder Besuch war für ihn in dieser Einsamkeit und Abgeschlossenheit immer ein Fest. Briefe erhielt er aus Flensburg. Ich las ihm die Zeitungen vor. Dann ging er eine halbe Stunde spazieren, von mir gestützt, weil er nicht mehr allein gehen konnte. Länger als eine halbe Stunde konnte er sich nicht aufrecht erhalten. Zuweilen schob ich ihn auf einem kleinen Rollwagen nach Norburg vor die Apotheke. Der Besitzer derselben hatte mit ihm in Halle

Digitized by Google

studirt. Dann fuhr ich ihn wieder zurück in seine Einsamkeit. „Ich sehe hier nichts und höre hier nichts," seufzte er oft, „als die Pumpe auf dem Hofe." Die langen traurigen Winterabende waren schrecklich. Die Schmerzen traten oft mit solcher Heftigkeit auf, daß er laut aufschrie. Die Kraft des Morphium, das er täglich nahm, mußte ihm den Schlaf bringen. Aber Morphium ist ein gefährliches Mittel. Am kommenden Abend kamen die Schmerzen nur um so heftiger wieder. Armer Herr, wie hat er gelitten! Und er war ganz arm. Nicht einen Schilling besaß er mehr. Die Dänen hatten ihm Alles genommen. Er lebte von den Almosen der deutschen Apothekervereine. Der Dr. Eckermann gab ihm, was er besaß. Auch er hatte ja durch die Dänen Alles verloren. Aber er war ein unbeschreiblich guter Mann; er gab dem Schwager von seinem wenigen. Er hatte ja selbst seine Leiden, zwei geistesschwache Kinder."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Reliquie von 1793.] Ein in Menschenhaut eingebundenes Exemplar der französischen Verfassung von 1793 ist dieser Tage für 226 Frcs. verkauft worden. Diese schauerliche Reliquie hatte zur Zeit, wo sie verfertigt wurde, ohne Zweifel weniger Werth, indem in jenem blutigen Revolutionsjahr während einigen Monaten in Marly bei Versailles eine Gerberei bestand, wo Menschenhäute verarbeitet wurden.

[Freimaurerei unter den Hindu's.] Darüber ist in Delhi eine interessante Entdeckung gemacht worden. Während der großen Sipahi-Meuterei wurde ein verwundeter englischer Offizier an einen sicheren Ort gebracht und verbunden. Dabei erzählte er, daß er sich verloren geglaubt und vielleicht unwillkürlich das in größter Noth gebräuchliche Maurerzeichen gemacht habe; auch sprach er ein Wort aus, das nur Eingeweihte kennen. Zu seiner Ueberraschung wiederholte ein vornehmer Hindu Zeichen und Wort, und nahm sich des Bruders an. Seitdem haben sich die Engländer viele Mühe gegeben, um der Verbindung unter den Eingebornen, von der sie nicht einmal eine Ahnung hatten, auf die Spur zu kommen. Man weiß, daß in Indien sehr viele Geheimbünde vorhanden sind, aber sie haben keine schriftlichen Urkunden, sondern nur Zeichen und Symbole. Vor dem Ausbruch des großen Aufstandes wurde in geheimnißvoller Weise eine Lotosblume unter den verschiedenen Sipahi-Regimentern herumgeschickt; bald nachher spielten Honigkuchen eine ähnliche Rolle.

Eine von den städtischen Behörden von Venedig niedergesetzte permanente Kommission zur Erhaltung der alten Prachtbauten hat einen trostlosen Bericht erstattet. Die herrlichen Gebäulichkeiten der Prokurazien sind dem zufolge so baufällig, daß ihre Restauration eine sehr bedeutende Summe erfordert und obendrein durch den Umstand noch sehr erschwert wird, daß sie in den Besitz von nahezu 200 Privaten übergegangen sind. Fast noch schlimmer steht es mit dem Dogenpalaste und dem Dome San Marco. Schon seit einigen Jahren darf in der Nähe beider kein Schuß mehr abgefeuert werden, weil man einen Einsturz befürchtet; nun aber befürchtet die Kommission, daß, wenn nicht so schnell als möglich eine durchgreifende Ausbesserung dieser Gebäude erfolgt, sie eines schönen Tages ohne jedes äußere Zuthun von selbst einstürzen werden.

Eine Kinderrevolte hat in einer Kommunalmädchenschule in Neapel stattgefunden. Die Schülerinnen der Volksschule im Stadtviertel Montecalvario, im Alter von 6—10 Jahren, wollten die Entfernung einer ihnen lieb gewordenen Lehrerin nicht dulden, und begrüßten die Lehrerin, welche die Stelle der entlassenen einnehmen sollte, mit dem Rufe: „Nieder mit der neuen Lehrerin!" in so drohenden Geberden, daß diese die Flucht ergreifen zu müssen glaubte. Die rebellirenden Schülerinnen eilten nun an die Fenster und riefen den Straßenjungen zu, die Flüchtige unter Pfeifen und Geheul zu begleiten. Als die Sicherheitswache einschritt, wählten die Kinder eine förmliche Deputation aus ihrer Mitte, die sich zur Quästur begab, um die Wiederkehr der entlassenen Lehrerin zu begehren.

Dreisilbige Charade.

Der Knabe hat mein Erstes zu betrachten,
In erster Zeit, wo er zur Schule muß;
Doch zieht er vor die Letzten zu betrachten,
Im Busch und Wald beim frohen Morgengruß.

O wenn der Fleiß des Ganzen ihn belebte,
Wie würde da sein Wissen bald vermehrt;
Wenn jedes Haus dieß Musterbild erstrebte,
Wär Ruh und Glück auf Erden eingekehrt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 50:
Einst.

Geschichtskalender. 2. März 1813. Der russische General Wittgenstein überschreitet bei Gilstebiese unweit Zellin die Oder und schließt Küstrin ein.
2. März 1814. Einnahme von Bar sur Seine.

Redakteur: Gustav Nessert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 54 Donnerstag, 3. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Da der Gasthof das Hauptquartier eines der beiden Kandidaten war, dachte das müßige Volk des Städtchens, es könne nichts Besseres thun, als den Platz vor dem besagten Gasthofe auch zu seinem Hauptquartier zu erwählen. In Folge dessen war derselbe auch keinen Augenblick von Schwätzern und Gaffern frei, die hin und her schleuderten und dieß bewegte Straßenleben in dem sonst ziemlich stillen West-Lynne äußerst behaglich fanden.

Richard Hare, den Hut tief in die Augen gedrückt, mischte sich unter die Schaar der Herumlungerer und ward nicht weiter beachtet.

Zwei Gentlemen traten aus dem Gasthofe. Die Menge macht eine schwache Anstrengung zu einem „Levison, hoch!"

Richard schrie nicht mit, seine Pulse jagten in höchster Aufregung. Der eine war Thorn; der andere, der Gentleman, den er mit Thorn in London gesehen hatte, und der ihm als . . . Francis Levison bezeichnet wurde.

„Welcher von den Zweien ist Levison?" fragte er einen der Nebenstehenden.

„Kennen Sie ihn nicht? Der den Hut abgenommen hat und sich verbeugt, uns zu danken, das ist der Levison."

Es bedurfte keiner weiteren Frage. Es war der Thorn, den Richard nie vergessen konnte!

Seine Hand, ohne Handschuh, erhob sich, den Hut abzunehmen; sie war weißer als je, diese Rechte, und im Scheine der Gaslaternen funkelte der Diamantenring.

An dieser Hand mit dem Ringe allein hätte Richard nöthigenfalls die Identität des Mannes beschwören können.

„Wer ist der Andere?" fragte er weiter.

„Irgend ein Herr, der von London mit ihm gekommen ist. Er heißt Drake. Seid Ihr gelb, Freund Seemann, oder scharlach und purpurroth?"

„Keins von Beiden," entgegnete Richard. „Ich bin nur ein Fremder, der auf der Durchreise hier ist."

Richard kehrte eiligst nach Ost-Lynne zurück, um Carlyle seine Entdeckung mitzutheilen.

In der kühlen, fast stürmischen Nacht war die unglückliche Isabella, als die Kinder zu Bett gegangen waren und sie einsam mit ihrer Herzensqual in der grauen Stube geblieben, hinausgeschlichen in den Park, die brennende Stirne mit den glühend schmerzenden Gedanken im Abendthau zu erfrischen.

Als ob dieses marternde Feuer in ihrem Innern auch nur für einen Augenblick Kühlung hätte finden können! Sie irrte, wie ein abgeschiedener Geist durch die Laubgänge und Alleen und sah bald in einiger Entfernung einen fremden Mann auf sich zukommen.

Da sie jede Begegnung vermeiden wollte, schlug sie einen Seitenweg ein, aber sie wunderte sich, was zu dieser Stunde eine solche fremdartige Erscheinung hierherzubringen vermochte und wollte abwarten, bis er vorüber sein werde.

Der Mann blieb jedoch in der Allee stehen, ohne weiter zu schreiten, und sie war nun in dem Seitenpfade, der wieder in die Allee einmündete, gefangen.

Nach ein paar Minuten sah sie, wie Mrs. Carlyle neben ihm stand und der Fremde sie zärtlich umarmt hielt.

Lady Isabella verlebte eine seltsame Viertelstunde! Die Unglückselige glaubte an . . . eine Treulosigkeit Barbara Carlyle's gegen Archibald. Mit bitteren Gefühlen verdammte sie das „ehrvergessene Weib," das den Gatten hinterging, im Schooße häuslicher Ruhe und anscheinenden Glückes.

Aber bald kam Archibald zu dem zärtlichen Paare, das sich vertraulich umschlungen haltend, die Allee hinabgeschritten war und zu Isabellens noch größerem Erstaunen ruhig mit Carlyle plauderte; dann sah sie, wie die Drei sich freundlich gute Nacht boten und Carlyle den Arm seiner Gattin zärtlich in den seinigen legend mit ihr zum Hause zurückkehrte; während der Fremde in entgegengesetzter Richtung verschwand.

„War ich von Sinnen?" rief sie mit einem heiseren Lachen aus, „sie treulos! Nein! Nein! So elend sollte nur ich allein sein."

Sie folgte ihnen nach dem Hause.

Die Fenster im Besuchzimmer standen offen, die

Digitized by Google

Vorhänge waren nicht herabgelassen, das Gemach war freundlich erleuchtet; Carlyle und Barbara waren durch diese Thürfenster diesen Abend bei ihren Besuchen im Park aus- und eingegangen.

Lord Mount-Severn war auf eine Woche nach London gereist, das glückliche Paar war allein; der Thee stand bereit, Barbara saß auf dem Sopha, Archibald stand neben ihr, ernst und angelegentlich mit ihr redend.

Bald aber umspielte ein freundliches Lächeln seine Lippen, Barbara sah zu ihm auf mit ihren Augen voll Liebe und Zärtlichkeit, o! sie waren glücklich, ohne daß auch nur die leichteste Wolke diesen reinen Himmel von Glückseligkeit getrübt hätte! Und Isabella! Die unselige Isabella kehrte mit zerknirschtem und gebrochenem Herzen zurück in ihr einsames Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

III.

Fahr' hin, du Welt voll Liebestrug!
Ich lieb' nur dich, du süßes Weh!
Mein Aug', nun weine dir genug,
Mein blutend Herz in Stücke geh'! —

O. v. Redwitz.

Das sind zarte Tage, die man als Supplikant, sobald einmal das Bittgesuch vom Stapel gelassen ist, in zweifelhafter Erwartung einer noch zweifelhafteren Anstellung hinbringt. Bangen und Hoffen zermartern den aufgeregten Geist, tausend quälende Zweifel und Bedenken, muthloses Harren, selten durchleuchtet von einem schwachen Hoffnungsschimmer, und das ungestüme Verlangen nach endlicher Entscheidung machen die Stunden zu Tagen, die Tage zur Ewigkeit. Da und dort tauchen Privatnachrichten auf. Landfremde Namen werden dabei genannt, und unser Herz zieht sich krampfhaft zusammen. Muthwillige Spötter, die sich das Ansehen von „Eingeweihten" zu geben wissen, und herzlose Neider leihen der Fama bereitwillig ihre Dienste, und rapportiren als blanke Münze vage Gerüchte, die von uns gierig aufgefaßt werden, die aber von Allem eher als von unserer Person erzählen. Man stellt sich stark, man hört sie scheinbar mit Gleichmuth an, während schneidender Schmerz die Brust durchzieht und man den Kolporteur für seine freundlichen Mittheilungen zu Boden schlagen möchte.

Eugen Rohn mußte alle diese Anstellungsstadien, die Folter beständiger Angst und Sehnsucht, den Wechsel zündender Hoffnung und tiefster Niedergeschlagenheit durchkämpfen. Sein Name nämlich und der seiner Kollegen von demselben Gerichte wurde im Laufe der Tage von Niemand genannt, wenn auch die muthmaßliche Liste der Glücklichen, der Tarbeamte in spe, noch so verschieden und umfassend lautete. Manchmal freilich bauten die Leidensgefährten im Vertrauen auf das Amtsgeheimniß all ihre Hoffnung gerade auf dieses Nichtnennen, um sich im nächsten Momente wieder um so kleinmüthiger unter das unsichtbare Damoclesschwert der Entscheidung zu beugen. Der Herr Registrator und die drei andern Mitbewerber zählten jeden Tag im stillen Selbsttroste ihre Protektoren nach, während Rohn, welcher sich dieser unschätzbaren Hülfstruppen nicht erfreute, sich auf das schwache Rohr seiner langjährigen Dienstleistungen stützte.

Eugen Rohn hatte, wie man sagt, eine unruhige Nacht verbracht. Schwere Träume störten seinen Schlaf und ließen ihn mehrmals erschreckt vom Lager auffahren. Noch am frühen Morgen, als die Strahlen der Sonne längst die Kreuze und Bogen der Grabsteine mit goldenem Schimmer umsäumten und in seine verhängten Fenster blitzten und die munteren Rothkehlchen ihm vergeblich ihr freundlich lockendes „zschip-zschip!" zuriefen, sah er sich in einem feuchten, dämmerigen Kerker, dessen Fußboden sich lautlos hob, während die Decke sich stetig senkte. Enger und enger wurde der Raum. Er stemmte die Füße auf den Boden, beide Hände in die Höhe und rang mit aller Kraft. Vergebens! Boden und Decke rückten, von einer unsichtbaren Macht getrieben, sich immer näher, sie preßten ihn zusammen. Der Athem ging ihm aus, er hörte das Krachen seiner Knochen und — er erwachte mit lautem Stöhnen, den kalten Angstschweiß auf der Stirne. Der Träumer sah sich bestürzt um und athmete froh auf, als er die Wände seines Stübchens erkannte und sie so ruhig und fest dastehen sah.

Die düsteren Bilder der Nacht pflanzten sich auf den Tag fort. Langsam schlich Rohn das Trottoir entlang nach seinem Bureau. Das helle Tageslicht, die glänzenden Sonnenstrahlen, das geschäftige Treiben der Leute genirte ihn. Er senkte den Blick zu Boden und trotzdem strauchelte sein Fuß über die Steine. Gleich der Schwüle, die Gewittern vorangeht, umfing ihn eine drückende, unerklärliche Stimmung. Er hätte tief aufseufzen mögen und wußte nicht, warum; es lastete ihm mit Zentnerschwere auf dem Herzen, ohne daß er's enträthseln konnte.

Gedrückt betrat Rohn das „Reich der Sporteln," wie er manchmal seine Schreibstube nannte, stellte den Hut vorsichtig auf ein weißes Blatt Papier, streifte die blauen Schreibärmel an die Arme und griff mechanisch nach dem Staubbesen, wie er jeden Tag zu thun pflegte. Er blies und kehrte geschäftig da und dort, um wenigstens das Plätzchen, wo er saß, seinen Pult und Tisch gegen den siegreich vordringenden, unüberwindlichen Staub zu vertheidigen, der selbst seine beiden Fuchsien, mit einer weißlichen Schichte überzogen hatte. Zum Schlusse

Digitized by Google

schlug er, wie um seiner gedrückten Stimmung Luft zu machen und sich selbst zu ermuthigen, mit der Kehrseite des Besens auf einen Stoß alter Akten, der noch vom vorigen Tage dalag, daß es laut dröhnte. Wehe dem Armen! Eine dichte Staubwolke wirbelte zornig empor, tanzte und wogte im Sonnenstrahl und drohte Alles zu verhüllen. Der Attentäter bereute seinen unüberlegten Angriff zu spät.

Das ist nicht der grobkörnige Chausseestaub, der dem Wanderer in das Gesicht fliegt, nicht der trockene Staub des Feldes, welchen ein leichter Regen tilgt, nicht der flockige Staub des behaglichen Wohnzimmers, welchem die Magd allmorgentlich mit Wasser und Wischer steuert, nicht der heiße Staub der Wüste, den der Samum packt und in die Luft wirbelt. Nein! Dieser Staub ist ein feiner, flüchtiger, ein präparirter und unbesiegbarer, er ist — ein Kulturstaub. Dieser Staub ist das unscheinbare und doch stärkste Bindemittel im Amte. Er schlingt um Alles, was dem Dienste geweiht ist, das unzerreißbare Band des stillen Einverständnisses und Sichgenügens. Er kommt nicht zur Thüre und nicht zum Fenster herein — das Bureau selbst ist seine Geburtsstätte. Er wird im Amte, gewissermaßen aus sich selbst gezeugt. Die Akten sind seine Wiege, die Akten sind seine Heimath und sein Horst. Hier entpuppt und vermehrt er sich, ruht behaglich auf ihren Deckeln und schiebt seine Pioniere in sie hinein. Die vergilbten Blätter, welche der Bureaumann und Gelehrte mühsam durchforscht, — sie sind sein Werk. Und wer es wagen sollte, ihn aus seinem Heimgarten zu vertreiben, wird an dem Brennen seiner Augen, dem Spannen und Husten seiner trockenen Brust bald genug fühlen, daß er es mit einem starken, grausamen und unüberwindlichen Feind zu thun hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Martyrers von Apenrade.

(Schluß.)

Karen Thusen schwieg. Sie dachte an diese jammervollen Tage, welche sie mir so eben schlicht und einfach geschildert hatte. Dann fuhr sie fort:

„Eine neue Hoffnung war ihm aufgegangen. Ein weitläufiger Verwandter Karbergs war Arzt in Wandsbeck. Er schrieb an ihn, ob er nicht zu ihm kommen wollte, weil es doch so einsam und traurig in Norburg sei, wo er nur die Pumpe auf dem Hofe sehe. Mit großer Freude nahm Karberg das Anerbieten an. Im Juli des Jahres 1858 fuhren wir beide mit der Fähre nach Sundewitt über, und von dort zu Wagen nach Wandsbeck. Der Arme konnte die lange Fahrt auf der Eisenbahn nicht mehr aushalten. In Wandsbeck hatte er eine mehr heitere Existenz. Die freundliche und stille ländliche Umgebung wirkte um so besser auf seinen Gemüthszustand, weil ich ihn nichts in derselben an Dänemark erinnerte. Er war oft im Garten.

Auch ich fuhr ihn dann und wann in seinem Handwagen. Aber gegen den Winter hin wurde es wieder sehr trübe. Die Besuche wurden seltener. Auch nahm seine Krankheit eine schreckliche Wendung. Mein armer Herr wurde gemüthskrank. Er war nicht schwermüthig, nein, aber seine Gedanken verwirrten sich. Sehen Sie da diesen Brief! Er schrieb ihn in diesen traurigen Tagen."

Das Mädchen legte mir einen Brief vor. Er bestand nur aus einigen zwanzig Zeilen. Der Brief war mit zitternder Hand geschrieben. Sein Inhalt war ganz verwirrt. Zuerst sprach der Arme darin von seiner Armuth, für eine Geldsendung dankend, dann von Todten und Verwundeten. Die Bilder des Kriegs und seiner Schrecken waren wohl vor das umnachtete Auge seines Geistes heraufgestiegen. Dann von seinem Haß gegen die Dänen. Der Brief war ohne Schluß. Die zitternde Hand des Kranken hatte nicht weiter zu schreiben vermocht. Ich gab den Brief dem Mädchen zurück.

„Es trieb ihn nach dem einsamen Norburg zurück," schloß Karen Thusen ihre traurige Geschichte. „Im Herbst des Jahres 1858 bezog er wieder die Stube auf dem einsamen Hofe, wo er nur „die Pumpe sah und hörte." Sein Irrsinn trat nun immer stärker hervor. Aber der Irrsinn wurde für ihn eine Wohlthat. Heitere Bilder zogen in dieser Geistesnacht vor seinem umflorten Augen vorüber. Er träumte von einem schönen Landhause bei Baden-Baden, wo er wohnen würde, und welches ihm gehörte. Und dann erschienen die Dänen in diesen Träumen gar nicht. Die Träume waren eine Wohlthat des gütigen Gottes. Aber sein Haß gegen Dänemark wuchs doch von Tag zu Tag.

Er konnte kein dänisches Wort hören, ohne in den größten Zorn zu gerathen. Und doch war dieß in Norburg zuweilen nicht zu vermeiden. Wenn die Kinder seines Schwagers einmal ausnahmsweise ein dänisches Wort sprachen, mußte ich sie sofort aus der Stube entfernen. Die Schmerzen waren nicht mehr so stark wie früher. Aber dann erwachte seine Erbitterung gegen die Dänen gleichsam von Neuem. In der heftigsten Weise fuhr er auf und verfluchte die Feinde Schleswig-Holsteins und den Medizinalrath Schleißner. Der Tod kam nun heran. Beim Beginn des Frühjahrs, wo die Blumen blühen und die Bäume grün werden, klagte er über Brustschmerzen.

Am 20. April wurden die Schmerzen gegen Abend immer heftiger. Bis Nachts 3 Uhr dauerten seine Klagen. Dann wurde er von Krämpfen befallen. Sie dauerten bis halb 11 Uhr Morgens. Seine Schwester und ich waren die ganze Nacht bei ihm. Dann wurde er still und ruhig. Leicht und sanft trat der Tod zu

Digitized by Google

ihm heran. Das Bewußtsein war geschwunden. Eine Thräne glitt dann und wann aus seinen Augen über die bleiche Wange. In Sonderburg, im Grabe seiner Eltern, wurde er begraben. Er ist nur zwei und fünfzig Jahre alt geworden; dreizehn Jahre litt er an der schrecklichen Krankheit."

Karen Thusen schwieg. Die Erinnerung an die Leiden des Martyrers von Apenrade schien sie tief ergriffen zu haben. Auch die Schwester des Erziehers des Herzogs von Schleswig-Holstein war tief ergriffen von dieser Geschichte voll Jammer und Elend eines von dänischen Beamten zu Tode gemarterten Mannes. Aber „der Däne kennt keine Thräne, ihn schmerzt nicht einmal der Tod der Seinigen." Mein Herz schwoll von Haß und Erbitterung. Der Martyrer von Apenrade verfluchte die Dänen und den Medizinalinspektor Schleißner; doch die Frauen, welche hier mir gegenüber am Tisch saßen, empfanden nur das Gefühl der Trauer und der Wehmuth. Je weiter man von der Elbe nach der Königsau hinaufkommt, desto ruhiger und kälter pulsirt das Blut in den Adern der Menschen. Es war spät geworden. Als ich die lange Holstenstraße hinabging, um nach meiner außerhalb der Stadt liegenden Wohnung zu kommen, war auch in Kiel Alles ruhig und still. Gespensterisch rauschte der Nachtwind in den Falten der deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen.

Mannigfaltigkeiten.

Welche Opfer die deutsche Wissenschaft gebracht zur Erforschung von Zentral-Afrika, geht am besten aus der Aufzählung jener Reisenden hervor, die dort ihr Grab gefunden. Wir lassen nach dem „Globus" die Namen dieser Märtyrer der Wissenschaft in Nachstehendem folgen. Den Tod fanden in Afrika: Friedr. Hornemann aus Alfeld, er ist im Jahre 1800 im Sudan verschollen. Röntjen versuchte 1809 von Marokko aus durch die Wüste nach Timbuktu zu dringen: er ist ermordet worden. Kummer starb am Rio Nobaggo 1816; Joh. Ludwig Burkhardt starb in Kairo 1817; Dr. Hemprich und Prof. Ludwig Liman aus Berlin starben 1820; Dr. Vogel aus Bonn starb 1842 am untern Niger. Dr. Overweg aus Hamburg starb in Kukawa am Tschad-See 1852; Dr. Reitz starb 1853 in Abyssinien; Dr. Schönlein in Liberia; Provikar Knoblecher holte sich den Tod im Sudan und starb in Neapel; Eduard Vogel aus Leipzig ward 1856 zu Wara in Wodoi ermordet; v. Neimanns in Kairo 1858; Dr. Vierthaler starb in Afrika. Albrecht Roscher aus Hamburg ward 1860 am Nyassa-See ermordet; v. Barnim, Sohn des Prinzen Albrecht von Preußen, starb 1846 zu Roseres am blauen Nil; Dr. Bilharz 1862 in Kairo, und Frhr. v. Harnier aus Darmstadt wurden 1862 am weißen Nil von einem Büffel getödtet; Dr. Steudener endlich starb am 10. April 1863 in Wau, einem Dorf bei Bahr el Dschur.

Den „Hamb. Nachr." wird aus Apenrade folgendes Abenteuer mitgetheilt: Am 13. v. Mts. hatte ein Transportführer auf 84 Wagen Naturalien und 60 Stück Ochsen nach der schleswig'schen, westwärts von den Düppeler Schanzen gelegenen Stadt Gravenstein zu führen. Unterwegs gesellte sich ein anständig gekleideter Mann zu Pferd mit einer großen dreifarbigen Kokarde auf dem Hute zu ihm, zeigte sich als ein besonderer Patriot und erforschte im Laufe des Gespräches die Bestimmung des Transportes. Alsbald erbat er sich als Wegweiser, weil sich von Habby ab die Wege öfter trennen und theilen. Nach einem fast sechsstündigen beschwerlichen Marsche kam plötzlich eine deutsche Kavallerie-patrouille, mit einem Feld-Gendarm an der Spitze, querfeldein auf die Straße gesprengt und fragte den Transportführer, wohin er den eigentlich wolle, da er sich nur 200 Schritt vor den dänischen Vorposten befinde. In diesem Augenblick sprengte der verkappte Däne spornstreichs zwischen die Vorposten des Feindes hinein, und nur der Energie des Feld-Gendarmen war es zu danken, daß der Transport noch gerettet wurde.

[Die Zahl der neuen literarischen Erscheinungen,] welche durch das amtliche Organ des deutschen Buchhandels, das „Leipziger Börsenblatt", im Laufe des Jahres 1863 zur Anzeige gebracht sind, beläuft sich auf 11,394; eine Höhe, die bisher noch nicht erreicht wurde und die des vorhergegangenen Jahres um etwa 400 übertrifft. Leicht dürfte in diesem Jahre ein Rückschlag eintreten, und besonders die üppig ins Kraut geschossene Belletristik von der Politik verschlungen werden.

Auf dem Stuttgarter Bahnhof wurde jüngst in einem Salonwagen, der in der Remise stand, ein junger Bursche erhängt gefunden. Er soll schon über acht Tage dort seine Tage beendet haben.

Geschichtskalender. 3. März 1700. Zweiter Theilungsvertrag über die spanische Monarchie, nach König Karl's Tode, in welchem die Seemächte das Haus Wittelsbach, nach dem Tode des Erbprinzen, ganz mit Stillschweigen übergehen und Leopold's I. zweiten Sohn, Erzherzog Karl, berufen.

3. März 1813. Uebereinkunft zwischen Großbritannien und Schweden, wodurch letzteres gegen Südschweden 30,000 Mann zur Bekämpfung des allgemeinen Feindes zu stellen hat. — Die Franzosen ziehen sich aus Frankfurt a. d. O. zurück.

3. März 1814. Treffen von Laubressel, La Guillotière, Soissons.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 55 Freitag, 4. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Die Herren Ball und Treadman waren, wie die Messingplatte an der Thüre ihrer Geschäftskanzlei ankündigte, Rechtsanwälte und Notare. Mr. Treadman, der hauptsächlich die Notariatsgeschäfte besorgte, lebte mit seiner Familie im selben Hause, in welchem die Geschäftskanzlei etablirt war, während Mr. Ball, ein alter Junggeselle, anderwärts wohnte; West-Lynne nannte ihn den Anwalt Ball und er mochte etwa vierzig bis fünfzig Jahre alt sein.

Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit einem schlauen Gesicht und grünen stechenden Augen.

Er nahm ohne viele Skrupel jeden Klienten an, der ihm unterkam; alle schmutzigen und zweifelhaften Streitsachen und Rechts- und Unrechtsfälle, die Carlyle mit keiner Fingerspitze angerührt hätte, fanden bei ihm Aufnahme. Aber, wie Carlyle bemerkt hatte, konnte er zeitweise und gelegentlich auch ein ganz ehrlicher und honneter Anwalt sein, das kam so je nach Umständen bei dem ehrenwerthen Mr. Ball vor, und es stand nicht zu bezweifeln, daß er Richard gegenüber gewissenhaft und ehrlich vorgehen werde. Montag in aller Frühe, um ihn ja nicht zu verfehlen, stellte sich Mr. Carlyle bei ihm ein. Der Advokat Ball hatte eine unbegränzte Hochachtung vor Mr. Carlyle, ganz wie er sie einst vor dessen seligen Vater gehegt hatte, und er verdankte diesen Carlyle's wirklich nicht wenig, da sie ihm zu einer Menge Klienten verholfen hatten, die sie zu wählerisch gewesen anzunehmen.

Obwohl nun beide Herren Stand- und Berufsgenossen waren, standen sie dennoch in gesellschaftlicher Beziehung auf sehr verschiedener Rangstufe; denn während Mr. Carlyle als Gentleman geachtet und von der ganzen Aristokratie der Gegend mit offenen Armen aufgenommen wurde, war und blieb Mr. Ball doch nur ein einfacher Landadvokat.

Ball wußte dieß recht gut und fügte sich auch geduldig in seine untergeordnete Rolle.

Er war gerade über seinem Frühstück her, als Carlyle in sein Zimmer geführt wurde.

„Ei, Mr. Carlyle, so zeitlich?"

„Bleiben Sie, lassen Sie sich nicht stören. Nein klingeln Sie nicht, ich habe schon gefrühstückt."

„Eine köstliche Gänseleberpastete," rief Mr. Ball, der ein großer Feinschmecker war, „eben frisch aus Straßburg angekommen."

Carlyle lehnte die Delikatesse lächelnd ab.

„Ich komme in Geschäften," sagte er, „und nicht zum Schmaus. Ehe ich mich weiter darüber ausspreche, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß das, was ich Ihnen mittheilen werde, das tiefste Geheimniß bleiben wird, falls Sie nicht geneigt sein sollten, die Sache zu übernehmen."

„Jedenfalls haben Sie mein Wort. Was ist es denn? Etwa ein Rechtsfall, der das Zartgefühl Mr. Carlyle's verletzt?" setzte er lachend hinzu. „Ein Klient, der gerne der Ihre sein möchte, den Sie aber mir zuschicken in Ihrer Exklusivität?"

„Es ist ein Klient, für den ich nicht einstehen kann. Wollen Sie indeß glauben, daß es nicht der Sache wegen ist. Es handelt sich um die Geschichte mit Hallijohn. Carlyle beugte sich näher zu dem Advokaten, und die Stimme senkend sagte er: „es handelt sich um den Mörder."

Ball hatte eben den köstlichsten Bissen Pastete zwischen den Zähnen und schluckte ihn vor Erstaunen auf einmal hinunter.

„Was! Das ist ja eine alte Geschichte, die seit Menschengedenken vorbei und abgethan ist," rief er aus.

„Nicht so ganz. Es sind Umstände zu Tage gekommen, die darthun, daß Richard Hare unschuldig war, und daß ein Anderer das Verbrechen begangen."

Carlyle theilte Ball in kurzen Worten mit, wie nach und nach durch eine Unzahl kleiner Nebenumstände unterstützt, sein Glaube an Richard's Schuldlosigkeit sich immer mehr befestigt habe, und wie er längst die ganze Angelegenheit vor die Untersuchungsrichter gebracht haben würde, wäre in dieser langen Frist von so vielen Jahren dieser Thorn, den Richard als den Thäter bezeichnete, aufzufinden gewesen. Nun sei er gefunden, und in West-Lynne.

„Merken Sie wohl, Mr. Ball, ich klage ihn nicht an, ich bezeichne ihn nicht als den Mörder Hallijohn's, ich konstatire Ihnen einfach meinen Glauben an Richard's Schuldlosigkeit. Es kann irgend ein Dritter die That verübt haben. Es war meine bestimmte Absicht

Digitized by Google

gewesen, Richard's Sache zu vertreten, von dem Augenblicke an, als irgend eine Möglichkeit sich zeigte, sie ausfechten zu können. Nun ist der Augenblick da, aber ich bin gezwungen, unthätig dabei zu bleiben."

Mr. Ball zerbrach sich den Kopf, warum Carlyle unthätig bleiben müsse, was ihn indeß nicht darüber aufklärte.

„Ich habe Richard Hare gesprochen," fuhr Carlyle fort. „Ich habe ihm die vorliegenden Gründe auseinandergesetzt, die mein persönliches Einschreiten hindern und ihm gerathen, sich an Sie zu wenden, indem ich ihm versprach, Ihnen vorerst die Sache vorzulegen. Wollen Sie Richard sprechen auf Treu und Glauben, und seine Geschichte anhören, indem Sie bei Ihrem Ehrenwort ihn insgeheim und unbehindert sich wieder entfernen lassen werden, wie er gekommen, wenn Sie nichts für ihn thun wollen?"

„Ich gebe mit größtem Vergnügen mein Ehrenwort, liebster Mr. Carlyle," erwiderte der Antwalt freimüthig. „Es könnte mir nicht im Entferntesten einfallen, dem armen Dick Hare was anhaben zu wollen, und wenn er mich von seiner Unschuld überzeugen kann, will ich Alles aufbieten, dieselbe beweisen zu helfen."

„Sie werden ihn hören und urtheilen, ich will keinen Einfluß auf Sie üben. Ich habe nur meinen Glauben an seine Unschuld ausgesprochen, und Niemand beschuldigt. Richard wollte nicht, ohne erst Ihre Bürgschaft für seine Sicherheit zu haben, mit Ihnen zusammen treffen, habe ich diese, ist mein direkter Antheil an dem weitern Verlauf des Prozesses zu Ende."

„Nehmen Sie mein Ehrenwort, Carlyle, und sagen Sie dem armen Dick, daß er nichts von mir zu fürchten hat."

Nach einigen weiteren fruchtlosen Versuchen Mr. Ball's, das Geheimniß zu ergründen, das Carlyle abhalten mochte, persönlich seinem Schwager beizustehen, fragte Carlyle, wie die Zusammenkunft zwischen Richard und dem Anwalt stattfinden könne.

„Ist er in West-Lynne?"

„Nein, aber ich kann ihn in Kenntniß setzen, wann und wohin er kommen soll."

„Wann aber?"

„Noch diesen Abend, wenn Sie so wollen."

„Dann bestellen Sie ihn zu mir, in dieses Haus, ich wohne ziemlich ruhig, er wird vollkommen sicher sein."

„So sei es," schloß Carlyle, und nach einigen weiteren Worten über die fragliche Angelegenheit, verließ Carlyle den Anwalt, der sein Frühstück mit der Gewissenhaftigkeit eines Sachverständigen beendete.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Während noch Rohn das Ausbreiten des rebellischen Staubes zusah, wurde seine Thüre heftig aufgestoßen, ein kleiner, kahlköpfiger Herr stürmte herein, das volle Gesicht vor Aufregung glühend, die große Messingbrille auf der äußersten Gränze der breiten Nasenspitze. „Da — da steht er und träumt!" rief der kleine Mann heftig und streckte die zitternden Hände vor sich hin. „Wissen Sie es denn noch nicht? Sie haben ausgesportelt und ich — ich hab' ausregistrirt! Ein fremder Schnapphahn, eine gänzlich unbekannte Finanzgröße, der Privatsekretär von dem und dem gnädigen Herrn, ist an diesem Gerichte Taxbeamter geworden. Wir sind durchgefallen, insgesammt durchgefallen! Das haben wir der „tadellosen Aufführung", dieser saubern Qualifikation des Herrn Amtsvorstandes, zu danken. Mein Freund Kurz schreibt mir, daß ihm der Referent offen erklärte, unsere schlecht qualifizirten Gesuche ad acta legen zu müssen, wenn er nicht gegen die zahllos vorliegenden, vorzüglichen Qualifikationen ein himmelschreiendes Unrecht begehen wolle. Da haben Sie's nun! Aber ich — ich lasse mir das nicht gefallen. Ich protestire, ich gehe an's Ministerium, ich appellire bis zum König."

Mit diesen Worten schoß der kahlköpfige Herr wieder zur Thüre hinaus, um mit derselben Vehemenz in ein anderes Zimmer zu brechen und einem andern Unglücksgefährten seine Hiobspost zu bringen.

Rohn stand einige Zeit starr, regungslos, wie eine Marmorstatue. Endlich fuhr er sich langsam mit der Hand über die Stirne, um den wüsten Traum zu verscheuchen. Er trat zögernd an sein Pult, als gehörte er nicht mehr an diesen Platz, er langte mechanisch nach der Feder und sah mit scheuen Blicken auf sie und sein Journal. Die Zahlen und Buchstaben tanzten vor seinen Augen. „Immer und immer Privatnachrichten," hauchte er vor sich hin, den letzten Hoffnungsstrahl erhaschend. „Es kann nicht sein. Ich will zuwarten, ich muß es schwarz auf weiß . . ."

Die Thüre öffnete sich abermals, und der krause Wollkopf eines Laufburschen schob sich mit der lakonischen Meldung durch die Oeffnung: „Zu Seiner Gnaden dem Herrn Landrichter!" — und verschwand wieder.

Der Skribent zuckte zusammen. Eine düstere Ahnung sagte ihm, was bevorstand. Sein Blut kreiste rascher, drängte im Sturmlauf beklemmend nach seinem Herzen, seine Kniee wankten, als er dem Rufe des Boten folgte.

Der erste Gegenstand, auf welchen beim Eintritte in das Bureau des Herrn Landrichters der Blick des Skribenten fiel, war ein blonder Herr, welchen er im Laufe der zwei letzten Tage wiederholt von seinem Fenster aus beobachtet hatte. Der junge Mann mit dem Augenzwicker und dem zierlich gedrehten Schnurr-

Digitized by Google

härtchen, welcher das Amthaus jedes Mal so scharf und auffallend fixirte, hatte also doch etwas in dem Gerichte zu suchen gehabt, und nur den rechten Zeitpunkt erwartet. Er lehnte nachlässig, mit gekreuzten Armen am Tische des Gerichtsvorstandes, wie etwa ein langjähriger Freund desselben und musterte den Schreiber mit halb überlegener, halb gleichgültiger Miene.

Herr Landrichter Rebelthau, erwiderte die demüthige Verbeugung des Eingetretenen mit einem tiefen Laute, der die Mitte zwischen Brummen und Räuspern hielt, legte die ernsteste Amtsmiene an und zog die Brauen in finstere Falten. Ohne den Blick nur ein einziges Mal von dem Dekrete zu erheben, welches vor ihm auf dem Tische lag, ließ er sich langsam und feierlich also vernehmen: „Durch die Gnade unseres Herrn und Fürsten ist Herr Privatsekretär Hugo von Mylius" — er machte eine leichte Verbeugung nach dem Genannten — „zum Taxbeamten an diesem Gerichte ernannt worden und bereit, Angesichts dieses seinem Dienst zu übernehmen. Sie werden also die Uebergabe und zwar ohne Unterbrechung sofort vornehmen. Nachdem aber der Herr Taxbeamte nach seiner eigenen Angabe im Finanzfache seither nicht gearbeitet hat, und um jedwelche Störung im laufenden Dienste zu vermeiden, werden Sie sich für die nächste Zeit mit jeder Aufklärung und sonst nöthigen Hülfeleistung bereitwilligst parat halten, und zugleich von morgen ab, da eine Verminderung des Kanzleipersonals dringend geboten erscheint, Ihren früheren Posten in der Kanzlei wieder übernehmen, womit natürlich die seitherige Extragratifikation nicht mehr verbunden sein kann."

Der Amtsvorstand schwieg, der neue Taxbeamte zuckte spielend mit den Mundwinkeln und der Skribent verbeugte sich, er wußte selbst nicht warum. Jedenfalls sollte es kein Zeichen der Zustimmung und noch weniger des Dankes sein. Ein gemessener Wink der landrichterlichen Hand und er zog sich zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Als Rohn wieder in seine Schreibstube trat, entrang sich ein tiefes, schmerzliches Stöhnen seiner Brust und er wand die Hände wie ein Verzweifelnder. Doch im nächsten Momente stand er ruhig da. Ein neuer Gedanke schien seine ganze Seele zu erfüllen. Er hob den Blick zum Himmel, und aus den großen Augen brach ein lichter, glänzender Freudenstrahl, der verklärend wie Morgensonnenschein das bleiche Antlitz durchdrang. Es war ein stummer Aufblick des heißesten Dankes zu Gott, daß er, dem Andringen seines Weibes widerstehend, auch in den schwersten Tagen der Noth keinen Kreuzer aus der ihm anvertrauten Kasse entnommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Elementarunterricht über orthographische Projektion, oder das geometrische (Linear-) Zeichnen. Nach einer neuen, gründlichen und leichtfaßlichen Methode vorgetragen und den Bedürfnissen der Ingenieure, Maschinisten, Mechaniker, Baugewerken jeder Art zum Selbststudium angepaßt von W. Binns. Zweite vermehrte Auflage, mit 28 Quarttafeln. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Zu den Schriften, welche durch die, erfreulicherweise immer zunehmende Ausbildung der Gewerke hervorgerufen worden sind, gehört auch das vorliegende anerkannt gute Buch. Es hat namentlich den Vorzug, daß es bei dem Leser keine höheren mathematischen Kenntnisse voraussetzt, als er aus einer Elementarschule mitbringt und die man berechtigt ist, bei jedem jungen Gewerbsmann unserer Zeit vorauszusetzen. Es gibt eine vortreffliche Grundlage des geometrischen Zeichnens für den Anfänger und bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze, worin es dem Leser — als Basis alles Maschinen- und Werkzeichnens — einen einfachen, möglichst gedrängten Kursus bietet und demselben dadurch das Verständniß von dergleichen Zeichnungen eröffnet, die ihm theils zur Beurtheilung, theils zur Ausführung vorgelegt werden. Jeder Werkmann wird durch dieses Hülfsmittel in den Stand gesetzt, seine Ideen über irgend einen auszuführenden Gegenstand — und wäre es nur mit einem Stück Kreide auf einem Brette — zu versinnlichen und Anderen dadurch das nöthige Verständniß zu geben.

Mannigfaltigkeiten.

[Dr. Andreas Zipser †.] Der Nestor der ungarischen Naturforscher, der Mineraloge Dr. Andreas Zipser, ist, 81 Jahre alt, in Neusohl gestorben.

Wie Herr Professor Rütimeyer von Basel im „Züricher Intelligenzblatt" mittheilt, hat derselbe unter den thierischen Ueberresten, welche letztes Jahr in den Pfahlbauten bei Robenhausen gefunden worden, zahlreiche Knochen des Ur oder Thur (einer seit dem 17. Jahrhundert ausgestorbenen Thierart), so wie von Bison (Wisent oder Auerochs) entdeckt. Von letzterer Thierart waren ungefähr sechs Individuen angedeutet und besonders zeichnen sich sehr schöne Schädelstücke aus. Weniger zahlreich sind die Reste vom Elen, Bär, Biber und Pferd vorhanden, was die Natur der Pfahlbauten für letztere Thierart rechtfertigt. Der Edelhirsch

Digitized by Google

ist zwar immer am zahlreichsten vorhanden, aber die mannigfaltigen Reste von Kuh, Schaf und Ziege zeigen, daß schon in jenen Tagen die Viehzucht in jenen Gegenden blühte. Vom Hunde, dem steten Begleiter des Menschen, wurden sehr schöne Schädelstücke gefunden. Die kleineren Thiere, wie Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel, Igel, Dachs, Otter, Wildkatze ꝛc., sind ebenfalls unter der Zahl der von den Pfahlbauern erlegten Säugethiere. Mit dem Lanzbogen bewaffnet, die Pfeilspitze von Feuerstein auf der Sehne, erlegte der Jäger jener Zeit auch Vögel aller Art; der Adler, der Storch, der Habicht, der Fischreiher, die Möve, die Ente, das schwarze Wasserhuhn, die Wasseramsel, der Stelzfuß und Staar, die Krähe, der Bussard, ja, selbst die Schneegans ꝛc. wurden ihm zur Beute. Nicht minder bot ihm seine Wohnung einen bequemen Standpunkt, um aus dem See sich Lebensmittel zu holen: der Hecht (in gewichtigen Exemplaren), die Trüschen, der Karpfen, der Barsch, die verschiedenen Weißfische ꝛc. fehlten nicht auf seinem Tische. Aus dem Bache holte er sich den Lachs, der also zu jener Zeit bis an den Pfäffikonsee gekommen ist. Bis jetzt wurden zu Robenhausen 59 Thiergattungen aufgefunden, circa 90 pCt. von allen auf Pfahlbauten aufgefundenen Thierresten.

Aus New-York berichtet die „New-Yorker Handelszeitung" über einen noch glücklich gelöschten Brand auf dem wohlbekannten Hamburger Postdampfer „Germania" (2800 Tonnen) Folgendes: „Der am 10. Januar von Hamburg abgegangene Postdampfer „Germania", Kapitän Ehlers, kam am 29. mit 114 Passagieren hier an. Unterwegs ist er einer großen Gefahr glücklich entgangen. Am 24. gegen Morgen meldete der wachthabende Offizier dem Kapitän, daß aus dem Güterraum Rauch hervorkäme. Sofort ließ der Kapitän Ehlers die Maschine anhalten, um die ganze Dampfkraft für die Pumpen und Spritzen zu verwenden. Der Rauch kam zwischen Theekisten hervor, die nebst anderen Gütern in Southampton geladen waren. Nachdem die Spritzen bedeutende Quantitäten Wasser in der betreffenden Richtung geworfen hatten und eine große Zahl Theekisten hinweggeräumt waren, erreichte man endlich mehrere Kisten in vollen Flammen stehend, und es gelang dann bald, des Feuers Herr zu werden, so daß vom Augenblicke der Entdeckung bis zur gänzlichen Unterdrückung kaum drei Stunden verflossen waren. Die englische Ladung ist durch Wasser sehr beschädigt, die deutschen Güter werden wenig oder gar nicht gelitten haben. Die Passagiere verschliefen sämmtlich die Gefahr; nur ein einziger erster Klasse, ein amerikanischer Kapitän, durch den plötzlichen Stillstand der Maschine geweckt, war Zeuge des Ereignisses und berichtet als solcher, daß sowohl Kapitän Ehlers als die übrigen Offiziere sammt der ganzen Mannschaft im Moment der Gefahr die größte Ruhe bewahrten.

[Der Nachlaß des Malers Delacroix.] Der künstlerische Nachlaß des Malers Eugene Delacroix wird in den letzten Tagen in Paris versteigert. Die Anzahl von Gemälden, Skizzen, Studien und Malereien aller Art, Zeichnungen, Radirungen, Lithographien, welche in diesem Nachlasse enthalten sind, ist ganz erstaunlich. Die Zeichnungen, Aquarelle und Pastelle zählen nahe an 6000, der ganze Nachlaß beweist die außerordentliche Produktivität und die rastlose Schaffenlust dieses bedeutenden Künstlers, dessen Werke zwar häufig von der Kritik mit Recht angefochten worden sind, dessen Talent, besonders als Koloriste, jedoch unbestritten bleiben wird. Der Erlös der Gemäldesammlung, größtentheils von seinem Pinsel, betrug 230,000 Franken.

Die „N. Pr. Ztg." schreibt in einem Bericht über das Gefecht bei Büffelkoppel (auf der schleswig'schen Halbinsel Sundewitt): Das Treffen hat Gelegenheit gegeben, die Vortrefflichkeit der Zündnadelgewehre zu erproben, die den dänischen sog. Dorngewehren nach dem System von Thouvenin, besonders in der Schnelligkeit der Ladung, unendlich überlegen sind. Unsere Leute hatten es sehr bald weg, daß beim Feinde, wenn er seine Schüsse in Masse abgegeben, ein Augenblick der Wehrlosigkeit eintrat. Solche Augenblicke, wie sie bei uns wegen des schnelleren Ladens nicht vorkommen können, wurden immer auf das Geschickteste benutzt, dem Feinde rasch näher zu rücken und ihn mit Geschossen zu überschütten, was meistens ein fluchtartiges Zurückziehen zur Folge hatte.

Bei einem Hospitale Roms starb am 23. Jan. d. Js. eine Frau, Magdalena Annunciata Orofri, welche am 5. Nov. 1742 in der Gegend von Spoleto geboren worden war, mithin ein Alter von 122 Jahren erreicht hatte; bis zu ihrem letzten Augenblicke besaß sie noch ihre vollständigen Geisteskräfte.

Geschichtskalender. 4. März 1813. Die Russen besetzen Berlin unter Fürst Repnin und General Czernitscheff.

4. März 1814. Vereinigung Blüchers und Winzingerodes. — Die Bayern zwingen die französischen Generale, Troyes zu räumen, und richten durch ihre Reiterei des Generals von Diez die feindliche Nachhut, schwere Reiterdivision Kellermann's, Grafen v. Valmy, bei der Kapelle St. Luc, in der Ebene von Malmaison, übel zu.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 56 Samstag, 5. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Neunundvierzigstes Kapitel.

Eine Eingabe bei Gericht.

Am Montag Abend fand endlich die Unterredung zwischen Ball und Richard statt, der Advokat schenkte zwar der Erzählung, die ihm Richard mit allen Einzelnheiten mittheilte, volle Aufmerksamkeit, konnte sich aber nicht leicht entschließen, an die daraus hervorgehende schwere Anklage gegen Sir Francis Levison zu glauben. Richard beharrte jedoch bei seiner Anklage, und führte zur Bekräftigung derselben alle ihm bekannten kleinen Einzelnheiten, aus denen die Schuld Levison's hervorgehen sollte, mit solcher Klarheit an, daß der Advokat schwankend wurde.

So erzählte ihm Richard von seinem Zusammentreffen mit Sir Francis in der Bohnenhecke, und später in London, und wie Sir Francis sich vor ihm gefürchtet, und sogar einen anonymen Brief an den Richter Hare geschrieben, um ihn zu ängstigen.

„Lieber Mr. Richard, ich glaube Ihnen gern Alles, was Sie mir in Bezug auf Thorn erzählt, aber bei alldem bleibt es doch schwer zu beweisen, daß er und Thorn identisch sind."

„Was das betrifft, so brauchen Sie nicht mir allein zu glauben; es ist Otway Bethel da, der es bezeugen kann, wenn er will, und dann kann es auch Ebenezer James leicht beweisen."

„Was weiß er davon?" fragte der Advokat überrascht. „Ebenezer James ist jetzt in unserer Kanzlei angestellt."

„Er hat Thorn seiner Zeit sehr häufig gesehen, und hat ihn auch gleich erkannt. Es wäre am besten, wenn Sie ihn sogleich befragten; oder nehmen Sie vielleicht Anstand gegen Levison aufzutreten?"

„Durchaus nicht, geben Sie mir nur erst positive Anhaltspunkte über die Identität des Mannes, und ich werde sogleich gegen ihn einschreiten, Levison ist schon an und für sich ein geriebener Spitzbube, der den Galgen verdient, ohne daß noch das Verbrechen dazu kommt, das er unter dem Namen Thorn begangen."

„Ich werde übrigens sogleich James holen lassen, um zu hören, was er sagte."

Richard erschrack heftig und rief ängstlich:

„Aber Sie werden ihn doch nicht holen lassen, so lange ich zugegen bin. Er darf mich nicht sehen. Bedenken Sie um Gottes Willen die Gefahr, die für mich daraus entstehen kann?!"

„Bah!" rief der Advokat lachend. „Glauben Sie denn, daß ich nur dieses eine Empfangszimmer habe. Unser einer läßt die Katzen nicht in den Käfig kommen, wohin wir die Kanarienvögel gesteckt. Ebenezer ist gewiß in der Singakademie," sagte Mr. Ball nachdenkend, und richtig fand ihn auch dort der nach ihm ausgeschickte Bote.

„Ist etwas schleunig zu kopiren?" rief Ebenezer, als er in's Zimmer seines Prinzipals trat.

„Nein", erwiderte der Advokat. „Ich wünsche bloß, daß Sie mir eine oder zwei Fragen beantworten, das ist Alles. Sagen Sie mir also, ob Ihnen Sir Francis Levison auch unter dem Namen Thorn bekannt ist?"

„O, ja, er hat auch einmal den Namen Thorn angenommen."

„Wann war das?"

„Zu jener Zeit, wo Hallijohn ermordet wurde. Thorn pflegte sich in der Umgebung des Häuschens herumzutreiben und der Afy Halijohn nachzustellen."

„Ich erinnere mich nicht, ihn je in West-Lynne gesehen zu haben. Wo wohnte er also damals?"

„Er hielt sich nicht in West-Lynne auf, und schien diesen Ort auch absichtlich zu meiden. In der Regel kam er des Abends auf einem prachtvollen Pferde herangeritten, koste und plauderte einige Zeit mit Afy, und ritt dann wieder im schnellsten Galopp nach Hause zurück."

„Wohin denn? Woher mag er wohl gekommen sein?"

„Von der Gegend um Swainson her. Afy erzählte mir oft, daß er zehn Meilen weit herbeikomme. Ich glaube mich übrigens nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er von Levison Park, dem Edelsitze seines Oheims, gekommen sein mag; denn Levison Park ist nicht weit von Swainson."

Der Advokat fand, daß die Sache allmählig auf

Digitized by Google

ihrem früheren Dunkel hervorzutreten beginne, und nachdem er längere Zeit reiflich nachgedacht, richtete er mit ernstem Tone folgende Frage an Ebenezer James:

„Sind Sie fest überzeugt, und haben Sie auch nicht den leisesten Schatten eines Zweifels, daß Sir Francis Levison derselbe Mann ist, den Sie früher unter dem Namen Thorn gekannt?"

„Eben so wenig als ich zweifle, daß Sie Mr. Ball, oder daß ich Ebenezer James heiße. Ich bin von der Identität dieses Mannes so fest überzeugt, als von der unsrigen."

„Sind Sie auch bereit, diese Thatsache vor einem Gerichtshofe zu beeiden?"

„Ich bin bereit und willig, es vor jedem Gerichtshofe zu beschwören. Zu jeder Zeit und selbst schon morgen, wenn ich vorgeladen werde."

„Es ist gut. Jetzt können Sie wieder in Ihre Singakademie gehen. Beobachten Sie das tiefste Stillschweigen über Alles, was ich Sie gefragt."

„Ich werde reinen Mund halten, Sir."

Bis tief um Mitternacht saß Mr. Ball mit Richard Hare in geheimer Konferenz und notirte aus den Angaben Richards jede nur immer bemerkenswerthe Thatsache.

„Im Grunde ist es doch eine Grille von Carlyle", sagte Richard plötzlich, „daß er in dieser Sache nicht interveniren wollte. Glauben Sie es nicht auch Mr. Ball?"

Der Anwalt warf die Lippen in die Höhe und sagte:

„Herr, es ist eine sehr delikate Geschichte. Carlyle war immer entsetzlich ehrbar. Ich an seiner Stelle würde mit Feuer und Schwert auf ihn losgehen, doch denken wir über solche Sachen verschieden."

Am folgenden Tag war Mr. Ball beschäftigt, sich die Angaben, die ihm gemacht wurden, sorgfältig zusammen zu stellen. Dann fuhr er nach Levison Park, um allerlei Erkundigungen einzuziehen und fuhr dann später wieder nach Hause zurück.

Noch am selben Abend reiste Richard nach Liverpool. Momentan war seine Gegenwart nicht nothwendig; doch hatte er nur seiner Schwester Barbara und Carlyle seine genaue Adresse angegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Die Uebergabe, welche dem Befehle gemäß ohne Unterbrechung stattfand, dauerte fast bis zum Bureauschluß am Abend. Um die Mittagsstunde ließ der neue Taxbeamte Imbiß und Wein vom nächsten Gasthofe bringen und machte sich eifrig darüber her. Er lud auch den Skribenten ein, schenkte ein zweites Glas voll und stieß mit ihm an. Rohn that Bescheid und nippte, um nicht unhöflich zu erscheinen, aber der Wein brannte wie Feuer auf seinen Lippen, und das schrille Klingen der Gläser hallte fort in seinen Ohren und weckte ein klagendes Echo in seinem Herzen — es war ja das Grabgeläute seiner letzten Hoffnung. Rohn mußte sich zusammennehmen, um Sportel- und Brandassekuranzkasse, Protokollposten und durchlaufende Posten, Stempelvorrath und Paßformularien, Arbeits- und Dienstbotenbücher, Sparkasseeinlagen, Kollektengelder und wie die Gefälle alle heißen mögen, zu übergeben. Wenn aber nach dem Abschlusse und Aufzählen die Zahlen und Münzen jedesmal auf Kreuzer und Heller stimmten, da sah er wohl einen Augenblick frei und stolz auf, um im nächsten mit einem verhaltenen Seufzer desto muthloser in seinen Jammer zurückzusinken.

Der neue Taxbeamte sah den einzelnen Operationen gleichgültig zu, stieg im Zimmer auf und ab, spöttelte über die alten, wurmstichigen Kästen und Regale, lorgnettirte zum Fenster hinaus nach jeder Dame, die vorüberging, strich, ohne zu kontroliren, die aufgezählten Gelder zusammen und schrieb zur Bescheinigung seinen Namen hin, wo immer Rohns Hand hinzeigte.

Endlich war der letzte Posten übergeben, die Kasse leer. Rohn überreichte den Schlüssel. Seine Hand zitterte, seine Pulse schlugen fieberhaft, sein Herz hätte brechen mögen. Nach einem letzten, wehmüthigen Blick nach dem Pulte, wo er Jahre lang gestanden, nach seinen Fuchsien, die ihm Licht und Leben deuteten, noch einen ringsum, und er packte hastig seinen Hut und stürmte hinaus.

Eugen Rohn rannte durch die Straßen, wie ein Mann, der seinem Geschicke entfliehen will. Den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Hände in den Taschen vergraben, die Locken im Winde wehend, sah er weder rechts noch links und bemerkte nicht, wie viele Bekannte, die sein Loos bereits erfahren hatten, ihm voll Theilnahme nachsahen. Erst als er die Seitenstraße einbog, worin seine Wohnung lag, und ihm nun das Haus des reichen Sonderlings aus dreißig verhängten Fenstern wie aus dreißig geblendeten Augen unheimlich entgegenblickte und weiter unten das weit aufstehende Hofthor des Herrn Gschwandner wie ein offener Rachen ihn anstarrte, wurde sein Schritt langsamer und langsamer, seine Füße schwer wie Blei. Die Hoffnung, des Menschen stärkste Stütze in Kreuz und Leid, hatte den Armen verlassen. Sie war geflohen und nichts geblieben als ein gebrochenes Dasein, ein verzweifelndes Herz, eine leere Hand zum Troste und zur Pflege für Weib und Kinder.

Zagend wie ein Missethäter trat der Hausvater in den Hof. Eine schrille, widerliche Stimme schreckte ihn schon beim ersten Schritte aus seinem dumpfen Hinbrüten auf. „Endlich und endlich!" hallte es ihm

Digitized by Google

gedehnt und unheilverkündend von der Thüre seiner Wohnung her entgegen, und das Aufstoßen eines Stockes gab zu jeder Silbe den Takt.

Ein Blick — der Schreiber prallte zurück und stand wie festgewurzelt. Er sah in das fleischige, hochrothe Vollmondgesicht des Rosenbäckers, der in der Thüre stand, die eine Faust in die Seite gestemmt, mit der andern die Mitte eines gewaltigen Rohres umspannend, damit Jedermann den schweren blitzenden Goldknopf sehen konnte.

„Also doch erwartet!" schnarrte der Bäcker triumphirend und die kleinen, wässerigen Augen, fast eingeklemmt von den buschigen Wangen, leuchteten in hellem Spott. „Na, das muß ich sagen: Sie wissen Ihren Freunden die Zeit lang zu machen. Dreimal hab' ich heute angeklopft, um meine Visite zu machen, und dreimal umsonst. Selbst das Mittagsmahl haben Sie im Stich gelassen, ohne zu bedenken, wie sehr man sich nach Ihrer werthen Person sehnt, — das schöne, gute Mittagsmahl." Der Bäcker strich sich behaglich den runden Leib und schmunzelte wie ein Mann, der auf gute und fette Bissen etwas hält.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Aus einem ihr mitgetheilten Schreiben eines in Kolding befindlichen preußischen Offiziers entnimmt die „Prov.-Ztg. f. Schl." Folgendes:

Kolding, 22. Februar.

Habe ich den Empfang in Flensburg als sehr glänzend gerühmt, so übertraf der in Tondern doch noch Alles. Weißgekleidete Jungfrauen gingen an der Front des Bataillons entlang, bekränzten uns und unsere Degen, was wir lachend geschehen ließen, und überreichten uns ein Gedicht, das ich mir zum Andenken aufgehoben habe; aus den Fenstern regnete es Blumen, grüne Zweige und Schleifen.

Ich lag bei einem Geistlichen im Quartier. Die Familie desselben war von sehr strenger Richtung und den einfachsten Sitten. Die Tochter des Hauses, ein stilles, bescheidenes Mädchen von 17 bis 18 Jahren, war auch unter den bekränzenden Damen gewesen und hieß mich, als ich nach einigen Stunden (ich mußte noch die Wachen aussetzen) in mein Quartier kam, mit solcher Freude, mit in Thränen glänzenden Augen willkommen, daß ich sah, wie hart der Druck auf dem unglücklichen Lande gelastet haben muß, wenn junge Mädchen im Moment der Befreiung einer solchen Hintansetzung weiblicher Schüchternheit fähig sind. Es waren liebe, vortreffliche Menschen, diese Pastorenfamilie; ich schied von ihnen mit dem gern gegebenen Versprechen, sie aufzusuchen, wenn wir uns im Leben wieder einmal nahe kommen sollten, oder wenn ich das Unglück hätte, beim weiteren Vormarsch verwundet zu werden.

In Tondern, wo ich zum Ersteumal seit langer Zeit ein Bett sah, zog ich auf Wache und lag somit wieder auf Stroh. Von Tondern marschirten wir über Lygumkloster nach Calstadt, Apenrade u. s. w. auf die jütische Gränze zu; seit dem 18. sind wir in Kolding.

Hier ist der Schauplatz unseres Handelns ein ganz veränderter, indem wir jetzt auf dem Grund und Boden des dänischen Königreichs stehen, somit in Feindes Land. Die Dekorationen der Bühne sind dadurch auch verändert worden; wo uns in Schleswig in Thränen lächelnde Gesichter und Blumenkränze empfingen, da ballt man hier die Faust in der Tasche und knirscht mit den Zähnen. In Tondern, Flensburg, Hadersleben und wo wir sonst hinkamen, grüßten uns die Damen von den Fenstern aus zuerst, wo wir uns sehen ließen; hier flieht Alles scheu vor uns zurück und fügt sich nur der nöthigenfalls mit Gewalt durchgesetzten Nothwendigkeit, uns in die Häuser aufzunehmen.

Kolding liegt wundervoll; die alte Burg, deren Ruine dem Einsturz nahe ist, die See, die Lage der Stadt in einem tiefen Grunde, Alles dieß verleiht ihr etwas außerordentlich Anziehendes und macht sie gewiß im Sommer zu einem reizenden Aufenthalt. Christiansfelde, wo ich vor einigen Tagen zum Lebensmittelempfange war, ist eine Herrnhuter-Kolonie, und gleicht Neusalz wie ein Ei dem andern: derselbe regelmäße Bau der Häuser, dieselbe langweilig regelmäßige Anlage der Straßen, derselbe dichtbeschattete Kirchhof.

Wrangel hat für uns den Befehl ertheilt, Kolding zu halten, doch vor der Hand nicht weiter vorzugehen; wir werden also aller Voraussicht nach noch einige Zeit hier bleiben. Die Dänen schicken fleißig Patrouillen gegen Kolding vor, und so vergeht kein Tag, ohne daß Gefangene gemacht werden; als gestern die Patrouillen in stärkerer Anzahl kamen, wurden wir alarmirt; kamen aber nicht zum Gefecht, da die Dänen sich verzogen. Ein dänischer Dragoner wurde dabei gefangen.

Mannigfaltigkeiten.

In Danzig hielt der Lieutenant zur See erster Klasse Herr Werner einen Vortrag über die Herstellung systematischer Wetterbeobachtungen für die Nord- und Ostsee. Der Vortragende wies zunächst auf die Leistungen Maury's auf dem Gebiete der physischen Geographie des Meeres und der Meteorologie in ihrer Anwendung auf die Schifffahrt hin. Es seien Wind- und Stromkarten angefertigt, in denen die Witterungsgesetze praktisch veranschaulicht werden. Die Karten basiren auf Tausenden von Beobachtungen intelligenter Kauf-

fahrtei-Kapitäne. Durch die große Liberalität der nordamerikanischen Regierung sind die Maury'schen Bestrebungen und Resultate Gemeingut aller Nationen geworden und dadurch die Reisen in dem hauptsächlich durchforschten atlantischen und indischen Ocean um ¼ bis ⅓ verkürzt. Was für die großen Meere geschehen sei, könne eben so gut bei den kleineren, namentlich der für Preußen und Deutschland so wichtigen Ost- und Nordsee ins Leben gerufen werden. Der Vortragende ist der Ueberzeugung, daß es wahrscheinlich gelingen wird, wenn reichliches Material geliefert wird, in wenigen Jahren durch Feststellung der Witterungsgesetze die Reisen durch Ost- und Nordsee um zwei bis drei Tage zu kürzen. Der materielle Nutzen, welcher daraus der Schifffahrt erwächst, sei, abgesehen von der Sicherung der Reisen, Erhaltung von Menschenleben, sehr groß. Assekuranzen und alle Branchen des Seelebens ziehen Vortheile daraus. Aber selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß eine direkte Kürzung der Reisen sich nicht aus den Resultaten der Beobachtungen ergebe, so muß der indirekte Nutzen der Wetterbücher sehr groß sein, indem die Schiffskapitäne sich allmählich daran gewöhnen, der Meteorologie mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, sie praktisch nutzbar zu machen und auf Grund dieser Kenntnisse stets kürzere und sichere Reisen zu machen, als bisher.

[Ende des Idstedter Löwen.] Der Feld-Korrespondent der „Köln. Ztg." schreibt vom 26. Februar: „Heute habe ich mir Flensburg wieder einmal besehen. Man sieht Truppengattungen aller Art, aber nur in einzelnen Exemplaren, herumstolziren; von geschlossenen Truppen sind nur Elster-Husaren und das zweite Bataillon des 55. Infanterie-Regiments da. Ich war auf dem Kirchhofe, dem sogenannten Idstedter Löwen meine Reverenz zu machen. Da saß er nun, der arme Kerl, auf seinem Granitthrone, des Kopfes und Schwanzes bereits ledig; über Seiner Majestät Rücken stand eine Leiter und in seinem Innern rumorten Schmiede, die Nägel und Nieten zu lösen und den Rumpf alsdann herabzuschleudern. Selbstverständlich folgt der Sockel nach. Die Metallschilder, die seine Seiten zierten, waren schon herausgenommen; am Boden lagen die in Erz schön geprägten Köpfe Krogh's, Schleppegrell's, des Generals, und Lassoe's, seines Adjutanten, der vor Idstedt an seiner Seite fiel, Heyersens, des Chefs der Artillerie, und eine Weihetafel mit einem dänischen Vers. Ich höre, der Leu soll eingeschmolzen werden. Photographen hatten ihn bereits an die Zukunft versichert. Das Grabmal zu seinen Füßen, oder vielmehr das Schlachtendenkmal der bei Idstedt „for Faedrelandet" gebliebenen Kämpfer ist eine sehr geschmackvoll erdachte Anlage. Denken Sie sich ein Oblongum, gebildet von neben und über einander gethürmten Felsblöcken, dazwischen überall, gewissermaßen in die Spalten eingesprengt, Marmortafeln mit Namen, Geburts- und Todesjahr der Gebliebenen. Im Sommer wächst wohl Gras und Moos aus den Steinspalten. Ein paar Schritte entfernt, nur mit einem schlichten, schwarzen Kreuze versehen, birgt ein noch unbekleideter langer Erdhügel die im Tode vereinigten Kämpfer von Bilschau und Oewersee, so weit dieselben nicht an Ort und Stelle bestattet wurden. Und wieder nicht weit davon zurück kündet ein versinkender Stein die Stätte an, wo die Ueberreste des braven Oberst-Lieutenants von St. Paul schlummern; ein weißes Kreuz in der Nähe ist den bei Bau im Jahre 1848 Gefallenen errichtet. Die beiden letzteren Zeichen haben die Dänen stehen lassen, die anderen Gräber der Preußen und Holsteiner aber der Erde gleich gemacht, um Platz für den famosen Löwen zu bekommen. Von dessen Rastrung zu hören, wird große Erbitterung ins Dänenlager bringen."

Räthsel.

Kennst Du den Mann, der nie ein Kind gewesen,
Und dennoch stets der Kinder Freude war;
Den Mann von kaltem, düsterm, ernstem Wesen,
Der doch noch nie erlebt ein ganzes Jahr?
Hemdärmlich steht er draus in Sturm und Eise,
Ihn schützt kein Kleid, doch ist's ihm nie zu kalt;
Und scheint die Sonne — ach, die lästig heiße! —
So schwitzet er am ganzen Leibe bald.
Und wenn die Lüfte warm und milde wehen,
So geht auch er, und doch kann er nicht gehen.

Auflösung der Charade in Nro. 53:
Ameisen.

Geschichtskalender. 5. März 1814. Gefecht von Soissons, Rheims, Oudenaarde

6. März 1325. Edelmüthige Aussöhnung auf der Transnitz zwischen den deutschen Gegenkönigen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen von Oesterreich.

6. März 1645 schlägt der schwedische General Torstensohn die Oesterreicher unter Hatzfeld bei Jankau.

6. März 1714. Friedenspräliminarien zu Rastatt durch den großen Eugen, Prinzen von Savoyen, und den französischen Marschall Villars unterzeichnet. Die Kurfürsten von Bayern und Köln werden restituirt.

6. März 1813. Der französische General Grenier wird bei Belzig geworfen.

6. März 1814. Schwarzenberg in Troyes.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 57 Montag, 7. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Mittwoch in der Früh war der Graf von Mount-Severn wieder zurück. Auch Lord Vane, der eigentlich wieder in die Schule nach Eton hätte zurückkehren sollen, war wieder gekommen, um sich den Jux anzusehen. Papa war Anfangs der Ansicht, der junge Herr sollte in die Schule gehen, hatte aber später doch seinen Bitten nachgegeben und ihm gestattet, den Wahlkampf noch ferner mit anzusehen.

Lord Vane freute sich schon auf das verblüffte Gesicht, das dieser Kerl nach seiner Niederlage machen werde, getraute sich jedoch nichts von dieser Schadenfreude vor dem gestrengen Papa merken zu lassen; denn dieser hielt besonders strenge auf Anstand und adeliges Benehmen.

Um die Frühstücksstunde kam der Graf mit seinem Sohne nach Ost-Lynne und gingen dann in Gesellschaft Mr. Carlyle's nach West-Lynne, wo es gerade sehr lebhaft zuging.

Die Wahl sollte noch in dieser Woche stattfinden, und da jeder einzelne an dem Ausgange derselben das größte Interesse nahm, so herrschte eine große Lebendigkeit in dem sonst so stillen Städtchen.

Mr. Carlyle's Komite hatte sein Hauptquartier im Rehbock aufgeschlagen, wo die Freunde desselben ab- und zugingen. Die Richterbank, die im Eifer für die gute Sache alle ihre richterlichen Obliegenheiten vernachlässigte, hatte entschieden Partei für Carlyle genommen und zeigte sich fleißig an den Fenstern mit scharlachrothen Abzeichen, den Farben der Carlyle'schen Partei.

Arm in Arm mit Lord Mount-Severn war Mr. Carlyle bis vor seine Kanzlei angekommen. Hier entschuldigte er sich bei dem edlen Lord und verließ ihn und seinen Sohn, um die mit der Post angekommenen Briefe zu lesen.

Mittlerweile war der Graf in den „Rehbock" gegangen, während der junge Lord zum „Raben" eilte, um in der Umgebung des feindlichen Lagers herum zu schlendern.

Der junge Mann hatte seine besondere Freude daran, sich dem edlen Baronet gegenüber zu stellen und ihn zu fixiren. Sir Francis schlug dann gewöhnlich die Augen nieder, während Lord Mount-Severn's Sohn ihn mit einer gewissen Keckheit anstierte.

Wie gerne hätte er, wie die andern barfüßigen Burschen seines Alters, den gelben Kandidaten verhöhnt und ausgezischt, aber als Sohn einer so geachteten Persönlichkeit, durfte er keine solche Sprünge machen, und mußte sich ruhig verhalten, obgleich es ihm in den Füßen juckte, sich an dem Hexensabbath, der um ihn herum aufgeführt wurde, zu betheiligen.

Mr. Carlyle hatte sich einstweilen in sein geheimes Kabinet zurückgezogen, die angekommenen Briefe gelesen und auf jeden derselben in kurzen Worten die Antwort hingeworfen. Dann rief er den alten Dill, gab ihm rasch einige Instruktionen und machte Miene, sich wieder zu entfernen.

„Sie sind heute in großer Eile, Mr. Archibald?"

„Ja, man benöthigt mich drüben beim „Rehbock."

„Ehe Sie weggehen, hören Sie nur noch, was mir gestern Abends begegnet ist. Ich habe zufällig einen Streit zwischen Levison und Bethel angehört."

„Wirklich!" rief Mr. Carlyle, der in diesem Momente gerade im Schreibtische einen Gegenstand eifrig suchte und der Erzählung des alten Dill daher keine große Aufmerksamkeit schenkte.

„Das, was ich angehört, genügt schier, Levison und vielleicht auch Bethel an den Galgen zu bringen. So viel ist gewiß, daß sie über Hallijohn's Mord mehr wissen, als wir geahnt. Besonders scheint es mir, daß Levison . . ."

„Halt!" unterbrach ihn Mr. Carlyle. „Ich will von dieser Geschichte lieber gar nichts hören. Levison mag den Mord begangen haben oder nicht. Mir ist es gleichgiltig. Es ist nicht meine Sache und muß mir auch fern bleiben."

Diese Worte erschütterten den guten alten Dill, und er konnte nicht umhin, ihm in vorwurfsvollem Tone zu sagen:

„Aber mittlerweile leidet ja Richard Hare entsetzlich."

„Daß weiß ich."

„Und finden Sie es billig, daß der Unschuldige für den Schuldigen leiden soll."

„Gewiß nicht, aber es ist nun leider häufig so."

Digitized by Google

„Wenn nun Jemand Richard Hare's Sache übernehmen wollte, so könnte seine Unschuld bewiesen werden," fügte der alte Mann mit einem traurigen Blick auf Mr. Carlyle werfend hinzu.

„Das ist schon geschehen."

Dill warf einen frohen, dankerfüllten Blick auf seinen Prinzipal und rief:

„Das ist die beste Neuigkeit, die ich seit langer Zeit gehört. Mein Zeugniß wird wohl nöthig sein."

„Ich übernehme den Prozeß nicht. Sie müssen also Ihre Nachrichten dem Mr. Ball, der für Richard die nöthigen Schritte machen wird, mittheilen. Er hat mit Richard auch schon eine längere Konferenz gehabt."

Dill's Augen funkelten vor Freude.

„Wird er die Anklage gegen ihn erheben?"

„Wie ich Ihnen sagte, ich weiß nichts, und will nichts davon wissen."

„Ach, ja! Ich kann's begreifen, aber ich gehe sogleich in die Kanzlei, Mr. Archibald, und werde den Herren Ball und Treadman haarklein erzählen, was ich belauscht," sagte der alte Mann mit gewaltiger Energie.

„Das ist Ihre Sache!" rief Mr. Carlale lachend, „doch erinnern Sie sich, daß ich Ihnen gesagt, Sie müssen sich an Ball und nicht an Treadman wenden."

Mr. Dill beeilte sich, dem ersten Schreiber die nöthigen Weisungen zu geben, und ging dann raschen Schrittes in die Kanzlei der Herren Ball und Treadman, wo er länger als eine Stunde mit dem älteren Chef in geheimer Konferenz eingesperrt blieb.

Der Gerichtshof, der sich in der Regel um 10 Uhr Vormittags zu versammeln pflegte, trat an diesem Tage, wo alle Welt mit der Wahlbewegung in Athem gehalten wurde, erst um 3 Uhr Nachmittags zusammen und selbst in dieser späten Stunde schien er mehr mit den Wahlen, als mit den ihm vorliegenden Prozessen beschäftigt zu sein. Zwei Fälle, die der durch die Wahlen entstandenen Aufregung ihren Ursprung verdanken, wurden rasch erledigt. Zuerst kamen zwei Weiber an die Reihe, die als hitzige politische Parteigängerinnen im Streite über die beiden Kandidaten die zinnernen Bierkrüge einander ins Gesicht geschleudert hatten.

Dann wurde ein Rudel Gassenjungen vorgerufen, die eine in Stroh ausgestopfte Figur, die den edlen Baronnet vorstellen sollte, durch die Straßen geschleppt, und auf einer Wiese verbrannt hatte, bei welcher Gelegenheit leider die zum Trocknen aufgespannte Wäsche theilweise verbrannte.

Die beiden politischen Damen wurden zu einer wöchentlichen Arreststrafe, die Gassenjungen zu einer tüchtigen Tracht Prügel verurtheilt.

Kaum waren die salomonischen Urtheile gefällt, als Advokat Ball in den Gerichtshof stürmte, und mit großer Aufregung eine geheime Sitzung verlangte. Er gab zu verstehen, daß es sich um einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit handle, dessen delikate Natur es nöthig erscheinen lasse, ihn in geheimer Sitzung anzuhören. Die Richter zogen sich zurück, und da sie vielleicht selbst neugierig waren, die Mittheilung Mr. Ball's zu hören, so bewilligten sie ihm die gewünschte geheime Sitzung.

Nach einer Stunde erschienen sie wieder im Sitzungssaale mit grimmigen und ganz verstörten Gesichtern. Die Eröffnungen Mr. Ball's schienen offenbar einen überwältigenden Eindruck auf den Gerichtshof hervorgebracht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn sah den Meister einen Augenblick forschend an, bevor er sich ruhig entschuldigte: „Ich mußte heute ein Geschäft vornehmen, das nach dem ausdrücklichen Willen des Herrn Amtsvorstandes ohne Unterbrechung zu geschehen hatte. Hier ruht das ganze Geheimniß."

„Herr Gott, dieser gräßliche Amtseifer!" rief der Bäcker mit komischem Pathos. „Es ist doch zu arg, wie sich die Herren plagen müssen. Na, na, der Präsident bleibt dafür nicht aus — ich sag's Ihnen." Der breite Mund des kleinen Fleischkegels verzog sich zu einem halblauten, malitiösen Lachen.

Rohn kam nicht außer Fassung. Nur ein leises Zittern der Stimme verrieth die innere Bewegung, als er entgegnete: „Ihr dreimaliger Besuch und Ihr spöttisches Wesen sagen mir, daß Sie meine Zurücksetzung bereits kennen. Das Alles zugestanden, so glaube ich doch nicht, daß das Unglück dem Gläubiger ein Recht gibt, seinen Schuldner zu verhöhnen."

Der reiche Mann verträgt niemals die Zurechtweisung eines Armen, den er in seine Macht gegeben wähnt. Dem Rosenbäcker schoß plötzlich alles Blut nach dem Kopfe. Die hämische, lächelnde Maske fiel, ein protziges, drohendes Gesicht trat an ihre Stelle. „Und ich glaube," fuhr er giftig auf, „daß ein Schuldenmacher kein Recht hat, sein Wort zu brechen und einen ordentlichen Bürger mit einem nichtssagenden Zettel abzuspeisen, anstatt zur Verfallzeit seine Schuld mit klingender Münze zu decken. Ihre schönen Worte kaufe ich nicht theuer. Zahlen, zahlen" — er streckte die fleischige Hand hin — „zahlen — das ist Männes Rede."

„Ich kann nicht," versicherte Rohn, „wenigstens jetzt nicht. Geben Sie mir noch einige Zeit Nachsicht, bis . . ."

„Und ich kann und mag nicht länger warten," unterbrach ihn der Meister und stieß sein Rohr heftig auf den Boden. „Zahlen oder . . .?"

„Oder?" wiederholte Rohn und sah den Dränger erwartend an.

Digitized by Google

„Oder Sie werden das Weitere durch meinen Advokaten erfahren. Was kümmert denn mich ein Schreiber? Recht muß Recht bleiben."

„Ich habe meine Schuld ja niemals bestritten," begütigte Rohn. Wozu also Klagen und Kosten?"

„Es wird Beschlag auf Ihren Gehalt gelegt."

„Auf meinen Gehalt?" wiederholte der Skribent, und ein schmerzhaftes Lächeln zuckte um seine Lippen. „Auf diese Weise kommen Sie wohl nie zum Ziele. Sie bewirken höchstens, daß dieser Gehalt ganz aufhört — meine Entlassung."

„So muß das Mobiliar und Bettzeug für meine Forderungen haften. Bei mir kommen Sie mit Ihren feinen Episteln und Schreiberpfiffen an den Unrechten. Ich habe schon Rundschau gehalten. Ob es reicht oder nicht — etwas ist besser, als nichts."

„Sie wollten mich also wirklich vollends an den Bettelstab bringen?" fragte Rohn mit klangloser Stimme. „Herr Brand, ich hätte niemals geglaubt, daß Sie, ein reicher, hochangesehener Bürger der Stadt, im Stande wären, eine arme Familie in's Elend zu stürzen, herzlos in den Staub zu treten."

„Ich — ich?" begehrte der Meister heftig auf. „Das muß ich mir verbitten. Mein Ruf steht fest. Den Rosenbäcker kennt die ganze Stadt. Ich bedrücke Niemand, ich achte und liebe meine Mitmenschen, ich gebe meine Almosen. Da sei Gott vor, daß ich Jemand Unrecht thue, aber Ordnung — Ordnung muß sein! Ich will ein Uebriges thun, ich will noch zwei Tage zuletzen, aber dann — ich kann nicht helfen — dann bekommt die Geschichte ihren Lauf."

Der Bäcker zog die Achseln in die Höhe und breitete mit vorgeschobenem Gesichte die Arme aus, wie ein Mann, der das Aeußerste geleistet haben will, rückte den Hut und eilte mit so weiten Schritten, als seine kurzen Beine gestatteten, zum Hofe hinaus.

Der bedrängte Schuldner kam nicht dazu, seine Wohnung zu betreten. Der Zuruf der Hausfrau bannte ihn auf die Schwelle. „Sie — hören Sie!" rief Frau Gschwandner mit gellender, zorniger Stimme, schob dabei ihren Mann aus der Hinterthüre des Hauptgebäudes in den Hof und zog ihn am Arme vorwärts. Der Meister Steinmetz, dem die wirren, staubgepuderten Haare bis in das tiefrothe, aufgedunsene Gesicht hingen, schien auf den Füßen nicht ganz sicher und folgte nur widerstrebend dem handgreiflichen Impulse seiner Ehehälfte.

„So, jetzt wird geredet!" gebot Frau Gschwandner und stellte ihren Mann, der verlegen grüßte, dicht vor Rohn hin. „Jetzt erklärst du ihm, daß zum Ziele ausgezogen wird — auf alle Fälle!"

Der Steinmetz nickte. Ein tiefes unverständliches Brummen sollte das Weitere besagen.

„Und daß die Sachen stehen bleiben — verstanden?" fuhr Frau Gschwandner mit gesteigerter Heftigkeit fort, — „die Tische, Stühle, Schränke, mit einem Wort Hausrath, Betten und Kleider — Alles! Wir müssen ein Faustpfand haben. Sind die Vögel einmal ausgeflogen, so können wir nachsehen und uns warm laufen. Alles bleibt, bis wir bezahlt sind."

Der Steinmetz beschrieb als Zeichen der Zustimmung mit seinem Oberkörper einen schiefen Winkel.

„Die ganze Zeit her war ein großes Rühmen und Prahlen, daß der Herr zum Taxbeamten aufsteigt und dann Alles bei Heller und Pfennig bezahlt wird. Ha, ha, ha! Den Hochmuth hätte ich sehen mögen von der faulen Lumpenprinzeß! Nichts ist's — nichts! Lauter faule Fische und stinkende Butter. Ja, ja, Taxbeamter!" Und das Weib schlug ein gellendes Gelächter auf.

Rohn sah dem bösen Weibe ruhig in das verzerrte Gesicht und die zornfunkelnden Augen. Das Schmähen und Höhnen schien ihm nicht zu gelten. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich an den Meister mit der Frage: „Ist das Ihr Ernst, Hausherr, mit dieser Kündigung?"

„Das versteht sich!" fuhr die unbändige Frau abermals dazwischen und warf ihrem Manne einen Blick zu, so drohend und ingrimmig, daß er wohl oder übel sein „Ja!" und etwas wie von Mangel an Platz stotterte.

„Am Ziel wird gezogen," schrie die Gschwandnerin, mit beiden Armen fechtend, „oder mit Polizei ausgeschafft! Und daß Sie es nur wissen: wir müssen's schriftlich bekommen, schwarz auf weiß — eine rechtsgültige Verschreibung der Möbel und Betten. Jeder ist sich selbst der Nächste. In meinem Hause stehen die Sachen und da bleiben sie. Der Rosenbäck, der grundreiche, durchtriebene Filz, mag sehen, wie er zu seinem Gelde kommt."

Jetzt konnte sich der Skribent die plötzliche, ungestüme Hast der Hausfrau erklären. Sie hatte seine Unterhaltung mit dem Rosenbäcker belauscht. Ein Blick der tiefsten Verachtung belohnte sie dafür und die bestimmte Verweigerung eines solchen Schriftstückes. „Ich rathe Ihnen im Gegentheil," schloß Rohn seine wenigen bitteren Worte, „vor Allem abzuwarten, ob ich bei meinem Auszuge bezahle oder nicht und erst hiernach ihr weiteres Vorgehen zu bemessen."

Rohn wandte sich kurz ab und trat in das Haus. Der Steinmetz sah ihm verdutzt nach. Die Meisterin aber gab ihm in ihrer ohnmächtigen Wuth eine Auslese nicht sehr schmeichelhafter Titulaturen zum Geleite.

Aus dem Wohnzimmer drang lautes Klagen und Schluchzen. Die Mutter und die Kinder weinten laut zusammen. Der Vater konnte es nicht über sich bringen, die Stätte des Jammers zu betreten. Er flüchtete, wie von den Furien gejagt, in sein Stübchen, warf sich auf den einzigen Stuhl und ließ schwer gebeugt sein Haupt sinken, bis es auf dem Cellokasten einen Stützpunkt fand.

Draußen bewegten sich die Blätter des Hollunders säuselnd auf und nieder. Sie flüsterten im Abendwind

Digitized by Google

und klagten sich des Armen Leid und Noth. Rothkehlchen erwachte aus seinem ersten Schlummer, bog das Köpfchen zur Seite und lugte mit den klaren, sinnigen Aeuglein nach dem Nachbar. Es schloß die Augenlider betrübt wieder, denn es sah eine Thräne rinnen über die bleiche Wange des unglücklichen Freundes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Berlin vom 1. März: Die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart des Löwenbändigers Batty zeigte sich am Sountag während der Produktion mit seinen Löwen abermals, und gab gleichzeitig einen Beweis von der Gewalt und Macht des menschlichen Gestes über die rohe thierische Kraft. Herr Batty war mit seiner Produktion ziemlich zu Ende gekommen, denn es handelte sich nur noch um den Schluß derselben, die Sprünge der Löwen über den Kopf des Herrn Batty und den unvermeidlichen Schuß. Die versagten aber plötzlich den Gehorsam und fletschten, ineinandergekauert, mit aufgerissenem Rachen ihren Herrn und Meister an, dessen Geduld endlich zu Ende ging und der durch Schläge mittelst eines Knüppels sie seinem Willen unterwerfen wollte. Im Nu löste sich die dichte Gruppe unter Brüllen und Beißen auf, der große Löwe stürzte sich auf die Brust des Herrn Batty, der diesen gewaltigen Anprall nur mit Mühe pariren konnte, während die Löwin das linke Bein des Herrn Batty sehr unsanft mit der Tatze packte, ihm das Beinkleid zerfetzte und eine ziemlich lange, jedoch ungefährliche Wunde beibrachte. Ein Schrei des Entsetzens durchdrang das gefüllte Haus, und während Jedermann um das Leben des kühnen Mannes besorgt war, feuerte dieser blitzschnell in die aufgeregte Thiergruppe hinein, die durch den Schuß erschreckt, sich dem Willen des Herrn Batty unterwarf, der mit großer Ruhe, doch mit zerrissenen Kleidern, den Kampfplatz verließ, um mit Jubel und Enthusiasmus überschüttet zu werden.

Ein Stückchen Sittengeschichte aus dem 19. Jahrhundert — nicht in Altbayern, sondern in Franken. Im Spätherbst vorigen Jahres erhängte sich in dem in der Nähe des Frankenbergs gelegenen Orte B. ein Mann, der seinen Kindern ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Bei der in diesen Tagen stattgefundenen Auseinandersetzung der Erbmasse liquidirten die beiden Tochtermänner und der Sohn des erhängten je 11 fl. für das Abschneiden ihres erhängten Vaters und Schwiegervaters. Auf vieles Zureden stand der Sohn aus Pietät gegen den Vater von der Forderung ab; die beiden ehrenwerthen Tochtermänner aber dringen auf Ausbezahlung des wohlverdienten Lohnes für den dem Schwiegervater erwiesenen letzten Liebesdienst.

Auf dem Kieler Kirchhofe ist am 16. Febr. ein Denkstein restaurirt worden, unter dem vier Personen ruhen, deren Namen in der Geschichte der deutschen Literatur rühmend genannt werden: der Philosoph Reinhold mit seiner Gattin, Wieland's Tochter, der Dichter Jens Baggesen und seine Gattin, die Enkelin Haller's. Den Denkstein schmückt ein frischer Kranz; denn am 15. Febr. 1764 wurde Jens Baggesen zu Korsör geboren. Däne von Geburt, gehörte er seiner geistigen Entwickelung nach Deutschland an, und dort brachte er auch einen großen Theil seines Lebens zu.

Eine traurige Hochzeit hat vor kurzer Zeit in Köln stattgefunden. Ein junger Mann von anständiger Familie, welcher wegen wiederholter Desertion zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt wurde und sich zur Verbüßung dieser Strafe im Arresthause zu Köln befindet, hatte vor seiner Verurtheilung ein Liebesverhältniß angeknüpft, das nicht ohne Folgen blieb. Braut und Kind fanden Aufnahme bei seinen Eltern. Damit nun das Kind legitimirt werde, gestatteten die zuständigen Behörden die Trauung des beklagenswerthen Brautpaares und diese Trauung wurde im Kölner Rathhause vollzogen. Nachdem dieselbe stattgefunden, wurde der unglückliche junge Mann wieder nach dem Gefängniß gebracht.

Fünf russische Wallfischjäger, die aus dem weißen Meer bei Eröffnung der Schiffahrt ausgelaufen waren, haben in der See von Nowaja-Zemblia im Sommer 1863 die Küsten fast ganz frei vom Eise und die Temperatur so mild gefunden, daß die Matrosen ihre Pelze ablegen mußten. Einige Schiffe drangen bis 77 Grad nördl. Br. vor und die Lootsen behaupteten, man hätte noch weit höher hinauf gehen, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Die fünf Schiffe erlegten 250 Seehunde, 60 Wale kleiner Art und 5 Eisbären.

Ein Vielesser bemerkte einst, daß es doch eine Unwahrheit sei, daß bei Tische der Appetit sich einstelle, er habe nun schon seit drei Stunden gegessen und es habe sich noch kein Appetit eingestellt.

Geschichtskalender. 7. März 1680. Maria Anna Christine, Tochter des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern und der Henriette Adelheid, Tochter des ersten Herzogs von Savoyen, Viktor Amadeus, hält ihr Beilager zu Versailles mit Ludwig, König Ludwigs XIV. von Frankreich Dauphin.

7. März 1814. Schlacht bei Craonne.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 58 Dienstag, 8. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Fünfzigstes Kapitel.

Die verkehrte Welt.

„Diesen Nachmittag sollen wir in Papa's Kanzlei den Doktor Martin treffen," sagte der kleine William eines Tages zu Madame Vine, „wir gehen doch hin, nicht wahr?

„Ich weiß es nicht, ich glaube die Mama wird Dich hinführen."

„Nein, sie sagte heute Früh, Sie müßten mit mir gehen."

Mrs. Carlyle unterbrach das Gespräch, und entschied die Frage dahin, daß die Gouvernante den Kleinen nach West-Lynne bringen werde, da sie Besuche erwarte, und ihr Vorhaben, selbst bei der Konsultation zugegen zu sein, nicht ausführen könne.

Isabella, in Carlyle's Bureau! Eine harte Prüfung mehr zu den bereits überstandenen; aber sie mußte bestanden werden, gleich allen übrigen.

William ritt auf seinem kleinen Pony, Madame Vine ging ihm zur Seite; sie sollten in gleicher Weise den Weg zurück nach Ost-Lynne machen. Carlyle war nicht zugegen, als sie in der Schreibstube ankamen.

Der Knabe lief ohne Umstände in des Vaters Arbeitskabinet, es Madame Vine überlassend, ihm dahin zu folgen. Der alte Dill kam zu ihnen hinein.

„Nun, Master William, wie geht's? Wollen Sie einen Prozeß instruiren, junger Herr, oder einen Wechsel einklagen?" sagte er lachend. „Bitte, setzen Sie sich, Madame."

„Ich bin da, auf den Doktor zu warten, er soll kommen nach mir zu sehen. Wohin ist denn der Papa gegangen, Mr. Dill?"

„Wie sollte ich das wissen," sagte Dill freundlich lächelnd. „Was wollen Sie denn vom Doktor Martin. Es muß Ihnen ja doch besser gehen, bei diesen rosenfarbigen Bäckchen?"

„Ich wollte selbst, daß es mir schon besser ginge," entgegnete der Kleine, „es ist so garstig, diesen Lebertran schlucken zu müssen! Aber, Mr. Dill, was schreien denn die Leute so da beim Polizeiamte unten? Mein Pony hat so zu scheuen angefangen, daß ich zu thun hatte, ihn zu halten; ich habe ihm ein wenig die Peitsche zu kosten gegeben. Sie haben sich um eine gelbe Bandschleife herumgebalgt."

„Ach! da wird nicht eher Ruhe sein, bis die Wahl vorüber ist," antwortete Dill. Ich wollte, es hätte schon ein Ende, und der Mensch wäre aus der Stadt."

„Meinen Sie den Levison?" fragte William, der, beiläufig gesagt, Alles getreulich merkte und nachplauderte, was er über Politik zu hören bekam.

„Ja, den meine ich. Das Merkwürdigste ist," fuhr der alte Dill, als ob er mit sich selber redete, fort, „was den tollen Wicht nur anfechten konnte, sich hierher zu wagen." Heiße Gluth schoß in Lady Isabellen's Wangen. Ja, was veranlaßte den „Wicht" so Vieles zu thun, was er verübt?"

„Wahrhaftig, er wird doch nicht erwarten, es mit meinem Papa aufnehmen zu können!" bemerkte der altkluge Willy.

„Er wird nie und nirgends über einen Ehrenmann den Sieg davon tragen, nein! Gott läßt so was nicht zu," entgegnete eifrig der alte Schreiber.

Da wurde plötzlich ein Fremder in das Kabinet geführt, weil man geglaubt, Mr. Carlyle sei anwesend. Dill nahm den Klienten mit sich in sein eigenes Arbeitszimmer. Mittlerweile hatte Letzterer Zeit gehabt, einen neugierigen Blick auf die Gouvernante zu werfen; die in peinlichster Verlegenheit im Stillen wünschte, sich unter die Erde verstecken zu können.

Sie trug wie gewöhnlich ein schwarzes Seidenkleid, aber Gesicht und Gestalt waren wie immer so entstellend verhüllt, daß ihre stete Besorgniß vor Entdeckung völlig grundlos war. Der breite Strohhut, der die Stirne bedeckte, so wie die blaue Brille vor den Augen, und endlich das schwarze Seidenkleid mit der ungeheuer faltenreichen Mantille boten ein so geschmackloses Ensemble, daß Niemand in dieser Figur die schlanke, reizende Isabella von einst erkannt haben würde.

Carlyle kam endlich und war erstaunt, William mit Madame hier zu finden. „Ich glaubte Sie mit dem Kleinen bei meiner Schwester, Madame", sagte er, „ich hatte Dill gesagt, er solle Sie zu Cornelia führen, nicht wahr, Mr. Dill?"

Digitized by Google

„Nein, Sir!“ erwiderte der Schweißer, der seinem Herrn gefolgt war, „Sie sagten nichts“ . . . . .

„So muß ich es vergessen haben, ich hatte mir vorgenommen, es zu thun. Wie viel Uhr ist es?“

Er sah nach seiner Uhr. Zehn Minuten nach 4 Uhr.

Hat der Doktor eine bestimmte Stunde angegeben; Madame Vine?“

„Nein, ich hörte etwas, von späterer Nachmittagsstunde . . . . .“

Die Gouvernante und William gingen nun zu Miß Carlyle, die nicht zu Hause war, und erst zu Tisch erwartet wurde, wie der Diener berichtete. Das Kind legte sich auf ein Sofa und schlief, ermüdet wie es war, bald ein.

Die Minuten schlichen langsam hin, Isabellen dünkten sie eine Ewigkeit. Alles im Hause war still und lautlos; sie blickte traurig und mit banger Sorge auf das Kind, dessen Gesichtchen nun schneeweiß geworden war.

Es schlug fünf Uhr, und sie hörte Fußtritte im Vorzimmer; aber es waren nicht die des Arztes; ihr Herz hätte minder ängstlich gepocht. Carlyle trat ein.

„Dr. Martin läßt auf sich warten,“ bemerkte er. Dann fiel sein Blick auf den Kleinen.

„Wie blaß er aussieht, sagte er nachdenklich, und diese Schlafsucht! Sollte das nicht ein schlechtes Zeichen sein?“

„Ich dachte, Mrs. Carlyle würde mitkommen,“ bemerkte sie, nur um irgend etwas zu sagen.

„Sie erwartet Besuch, und wenn auch dieß nicht der Fall gewesen wäre, würde ich in ihrem jetzigen Zustande nicht zugegeben haben, daß sie sich ermüdet, besonders da sie heute nicht ganz wohl zu sein schien.“

Wie schnitten diese Worte Isabella in's Herz! Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie der Gegenstand seiner zärtlichen Sorgfalt war! O, wieder ihm zu gehören! und die Vergangenheit . . . . ein Traum! Wie brannte dieser Wunsch ihr in der Seele!

Doktor Martin, das kleine Männchen mit dem kahlen Scheitel kam endlich, besah den kleinen Patienten, fühlte ihm den Puls und beobachtete seine Respiration. Dann ließ er ihn los und sagte:

„So, kleiner Mann, nun kannst Du Dein Schläfchen zu Ende bringen, wenn Du Lust hast. Sag' mir erst noch, ob Du Dich schon etwas besser an den Leberthran gewöhnt hast.“

„Nein, er ist abscheulich zu nehmen,“ antwortete der Kleine, „aber ich bin immer so durstig. Papa, kann ich etwas Wasser bekommen?“

„Geh zu Tanten's Dienstmädchen, sie wird Dir welches geben.“

„Verlange lieber Milch, Kleiner,“ rief ihm Dr. Martin nach, „und trinke kein Wasser.“

Das Kind ging hinaus. Carlyle lehnte am Fenster, und Dr. Martin stand mit gekreuzten Armen vor ihm; Lady Isabella innerlich bebend und bangend neben demselben.

„Was halten Sie von der Sache, Doktor?“ fragte Carlyle.

„Je nun, erwiderte Martin mit einer Amtsmiene,“ der Knabe ist unstreitig von äußerst zarter Komplexion, aber . . . . .“

„Doktor, unterbrach ihn Carlyle in leisem, eindringlichem Tone, ich fordere Wahrheit, die reine, ungefälschte Wahrheit von Ihnen; reden Sie frei und ohne Rückhalt.“

Der Doktor zögerte zu antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

IV.

Daß sich die Wogen senken und heben,
Das ist eben des Meeres Leben;
Und daß es hoffet von Tag zu Tag,
Das ist des Herzens Wellenschlag.

Eugen Rohn stand am nächsten Morgen in seinem Stübchen, zum Ausgange gerüstet. Noch hatte er die Bürste in der Hand, blies aber mehr als er bürstete die Stäubchen von den Aermeln und Schößen seines Rockes, um den abgetragenen Stoff nicht anzugreifen. „Ich werde also wieder abschreiben,“ sprach er mit düsterer Entschlossenheit vor sich hin, — „emsig, unverdrossen feilen und kopiren, so lang die Hand die Feder hält. Es ist ein schweres, mechanisches Geschäft, aber ein entschlossener Wille, das eiserne Gebot des Augenblickes vermögen viel. Ich darf mich ja nur zurückdenken in die langen, langen Jahre, wo mein Geist nichts weiter wußte! Punkt acht Uhr wird die Maschine aufgezogen und arbeitet fort bis zum zwölften Schlage. Sie steht — selbst der Landmann gönnt seinen Zugthieren die Mittagsruhe. Punkt zwei Uhr hebt sie wieder an und schnarrt unverdrossen fort, bis das letzte Konzept mundirt ist. Ja eine richtige Maschine arbeitet rastlos und — geduldig. Wie manchmal sind falsche Fäden in das Muster gewebt! Die Maschine ahmt das Muster arglos nach — sie darf nichts ändern. Da wird der Fehler entdeckt, ein Sturm bricht los im ganzen Hause. Der Amtsvorstand kommt mit den Manualakten in der Hand und deutet dem Assessor mit hoher, fragender Miene und einem vielbedeutsamen Blicke, der in die Seele sticht, darauf hin. Der Assessor blättert vor- und rückwärts, prüft die Schrift und schiebt den Akt entrüstet dem Praktikanten zu. Er

Digitized by Google

schleudert zornig einen Haufen Verordnungen auf dem Tische durcheinander und poltert von Vorstudien unachtsamer Arbeit. Der Praktikant erschrickt. Er sieht seine Qualifikation, die Himmelsleiter, auf der er im Leben emporklimmen muß, in Gefahr. Er reißt die Papiere an sich, bricht in einen Wortschwall aus, macht Schwarz aus Weiß, Weiß aus Schwarz und donnert zornglühend gegen die mechanische Schreibermaschine, die in ihrem hirnlosen Unverstande selbst einen — Klecks nachmale. Jetzt ist die Quelle des Uebels entdeckt. Der Skribent wird zitirt, und wie ein Platzregen stürzen von drei Seiten Vorwürfe und Verweise auf den armen Sünder nieder.

Rohn seufzte tief auf. Sein Muth begann bei diesen Erinnerungen zu entsinken. Unwillkürlich zog es ihn zu dem Platze hin, wo sein Cello stand. Er nahm es aus dem Kasten und ließ den Bogen vorsichtig, kaum hörbar über die Saiten gleiten, damit die verhaßten Klänge das Wohnzimmer nicht erreichten. Und jeder Ton, den ihm die Schwingungen der Saiten entgegenhauchten, trug Frieden und Stärke in seine Seele. Als der letzte Mollakkord in lang gehaltenem Tempo leise verklungen war, fühlte er sich wunderbar gestärkt. Er blickte frei und furchtlos auf, entschlossen, den Schlägen des Schicksals nicht zu weichen. „Vorwärts also!“ sprach er ermunternd zu sich selbst. „Ich will in das alte Geleise zurücktreten, als sei nichts vorgefallen, ja noch mehr: ich will Geld verdienen — der Ausfall muß gedeckt werden. Die Nächte sind lang, meine Arme rüstig und sei das Honorar auch noch so gering, wenn es nur die verlorne Gratifikation ersetzt. Kein Tag soll mir verloren gehen! Heute noch will ich mit Gottes Hülfe Bahn brechen — so oder so!“ —

Er stellte sein Instrument zur Seite, nickte freundlich den Rothkehlchen zu, die auf den Zweigen des Hollunders spielten, und sah lächelnd zu dem Fenster am hohen Nachbarhause empor, das sich zu jeder Zeit, früh und spät, bei dem ersten Klange seines Cello öffnete, und verließ festen Schrittes Zimmer und Haus. Zu frühstücken war er ja seit Jahren nicht mehr gewöhnt, seine Frau zu sehen, trieb ihn kein Verlangen. Seitdem Frau Crescenz durch den Rosenbäcker und die Hausfrau den letzten Schlag und dessen Folgen vernommen hatte, schien sie der Welt abgestorben zu sein. Sie saß regungslos auf ihrem Stuhle, unbekümmert um Alles, was um sie vorging, unbesorgt um Haus und Kinder. Die schlaffen Hände, die halbgeschlossenen Augen vollendeten das Bild der Apathie. Nur in dem harten, breiten Gesichte zeigten sich noch Spuren des Lebens. In seinem Zucken, in seinem Licht und Schatten spiegelten sich abwechselnd Ingrimm und Verzweiflung, bittere Anklagen und ein Heer geharnischter Vorwürfe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Asche Voltaire's.

Die Asche Voltaire's ruhte, wie man allgemein annahm, im Grabgewölbe der Kirche zu St. Genevieve, des Pantheon, das in der Revolutionszeit die Inschrift trug: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Voltaire war am 30. Mai 1778 gestorben. Man hatte ihm, dem Atheisten, ein kirchliches Begräbniß verweigert, und der Abbe Mignat, der ihn in der Abtei von Scellieres (im Juradepartement) beigesetzt, war bestraft worden. Die Revolution hatte dann eine solenne Todtenfeier veranstaltet und seine Gebeine nach Paris in's Pantheon gebracht, wo auch J. J. Rousseau beigesetzt ward. Ein Denkmal vorläufig von Holz und gemalter Leinwand, wurde ihm im Grabgewölbe errichtet. Dasselbe steht noch heute, freilich in sehr verfallenem Zustande; das bronzene, das eigentlich gesetzt werden sollte, ist nie zur Ausführung gekommen, denn 1806 ward das Pantheon wieder Kirche und Voltaire's Asche blieb darin liegen bis auf den heutigen Tag. So hat man wenigstens bisher geglaubt. Jetzt hat eine vom Kaiser angeordnete Untersuchung erwiesen, daß das Grab vollständig leer ist. Man erinnert sich des um das Testament de Marquis de Villette geführten Prozesses, der damit geendet hat, daß die blutsverwandten Erben in den Besitz alles dessen kamen, was bisher jenem Adoptivsohne Voltaire's gehört hatte. In letzter Zeit ist nun Schloß Villette zum Verkauf gestellt worden und Engländer haben für das dort befindliche Herz Voltaire's ungeheuere Summen geboten. Die Eigenthümer sind aber auf kein Gebot eingegangen, sondern haben sich an den Minister des Innern gewandt und dem Staate jene Reliquie zum Geschenk angeboten. Der Kaiser hat dieses Geschenk angenommen, bevor aber die Beisetzung des Herzens im Grabe der St. Genevieve erfolge, die Genehmigung des Erzbischofs von Paris dazu einzuholen befohlen. Der Kardinal ist dem Kaiser für diese Rücksichtsnahme sehr dankbar gewesen, hat aber ausdrücklich bemerkt, daß man im Pantheon von Voltaire nichts mehr finden werde; Genaueres wisse er nicht, nur daß in der Pariser Geistlichkeit die Tradition gehe, im Beginne der Restauration seien die Gebeine Voltaire's aus dem Pantheon fort an einen unbekannten Ort gebracht worden. Nun hat der Kaiser dieser Tage das Grab öffnen lassen; es war in der That leer. Hiemit ist die Sache aber noch nicht zu Ende. Der Kaiser will nun auch der öffentlichen Meinung ihr Recht widerfahren lassen. Es soll nach den Gebeinen geforscht, und wenn man sie nicht mehr findet, was sehr wahrscheinlich ist, ein großes Voltaire-Denkmal im großen Saale der Bibliothek errichtet werden. Ueber den unbekannten Ort, wohin die Gebeine vor 50 Jahren gebracht worden, gibt nun ein seit Neujahr in Paris erscheinendes Blatt, das historische Fragen zu lösen sucht, der „Intermediaire“, aus der Feder des Bibliophilen Jacob eine ausführliche

Digitized by Google

Auskunft, aus welcher wir erfahren, daß in einer Mainacht des Jahres 1814 die Gebeine Voltaire's und Rousseau's aus ihren Särgen genommen, in einen Sack geschüttet, in einem von sechs Personen begleiteten Fiaker nach der Barriere de la Gare, Bercy gegenüber, gefahren und dort auf einem weiten Platze, wo ein Entrepot für den Seinehandelsverkehr eingerichtet werden sollte, in eine bereit gehaltene tiefe, unten mit ungelöschtem Kalk gefüllte Grube geschüttet worden sind. Auch über die Personen, die dieß ausgeführt, gibt Jacob Andeutungen. Der damalige Münzdirektor de Puymorin ist ganz bestimmt dabei gewesen; die anderen Personen sind dem Namen nach nicht bekannt geworden.

Süß und Bitter.

Bald süß, bald bitter ist das Leben:
So süß, wenn uns die Freude lacht,
So bitter, wenn's uns Sorge macht.

Das Süß' und Bitt're zu versöhnen,
Daß uns aus ihm nur Freude lacht:
Das hat ein König einst schön erdacht.

In jeder Wissenschaft erfahren
Kannt' er der Gerste Süßigkeit,
Des Hopfens würz'ge Bitterkeit.

Dieß Süß' und Bitt're schön zu einen
In einem Saft durch Gährungsmacht:
Gambrinus hat's zu Stand gebracht.

Und das Fluid im Perlenglanze
Das nannt' er seinen Gerstensaft,
Der uns noch heut' viel Wonne schafft.

So schuf er noch zum Saft der Reben
Wohl aller Tränke schönste Zier —
Das bittersüße braune Bier.

Laßt es in seinem Urbestande!
Dem Bitter-Süßen im Verein,
Nicht mische sich das Sau're ein.

Und wer sich's nicht zum Trank erkoren,
An dem ist, wenn auch hochgeboren,
Der Hopfen und das Malz verloren.

Miltenberg, im März 1864. G. Aeffken.

Mannigfaltigkeiten.

Man sollte glauben, in London, der hohen Schule der Industrieritter, müsse die Wissenschaft der Gaunerei schon zu solcher Blüthe gediehen sein, daß eine neue Erweiterung ihres Gebietes zu den schwierigsten Problemen gehöre. Schwierig mag es sein, daß es aber keine Unmöglichkeit ist, hat einer der großen Juweliere, durch deren Prachtläden Cornhill glänzt, zu seinem Schaden erfahren. Ein fein gekleideter Herr von respektablem Aeußern tritt in den Laden ein und läßt sich einige goldene Uhren zur Auswahl vorlegen, von welchen eine im Werthe von 40 Guineen Gnade vor seinen Augen findet. Er überreicht dem Juwelier eine Hundertpfundnote in Zahlung und erhält, nachdem die Note für richtig befunden, den Ueberschuß zurück. Kurze Zeit darauf erscheint derselbe Gentleman mit einem eben so respektabel aussehenden Freunde wiederum in dem Laden und freut sich, dem Juwelier einen Kunden zuführen zu können. Der Freund findet jedoch eine Uhr von geringerem Werthe seinen Mitteln angemessener und wählt eine von 24 Guineen aus. In Zahlung überreicht er eine Fünfzigpfundnote. Der Juwelier wird in Folge der ihm dargereichten hohen Noten doch etwas bedächtig und schickt, um sicher zu gehen, sowohl die zuerst als die zuletzt erhaltene Note zu einem in der Nähe gelegenen Bankhause, während er unterdessen die beiden Herren durch Vorlegung von Pretiosen unterhält. Die Noten kommen zurück; der Banquier erklärt sie für untadelhaft. Des guten Geschäftes froh, überreicht der Juwelier nun auch dem Freunde mit Dank den ihm zukommenden Ueberschuß. Nach Verlauf einer Viertelstunde tritt ein Agent der geheimen Polizei zu ihm ein und sagt ihm: „Sie haben diesen Morgen zwei Banknoten im Betrage von 100 und von 50 Pfd. erhalten. Nummer .... und Nummer ....; diese Noten sind gestohlen und ich bitte Sie, mir dieselben auszuhändigen. Doch trösten Sie sich, Sie werden nicht zu Schaden kommen; wir haben die Vögel schon. Kommen Sie mit mir aufs Mansion-house; dort werden Sie Ihre Pretiosen und ihr Geld wieder erhalten. Der Juwelier übergibt dem „Detektive" die beiden Noten und macht sich bereit, mit ihm zu dem bezeichneten nahegelegenen Polizeigerichte zu gehen. Auf der Straße warten seiner zwei andere Detektives, welche die beiden Schuldigen in ihre Mitte genommen haben, und die ganze Gesellschaft tritt durch eine nähere Nebenstraße ihren Weg nach dem Gerichtshofe an. Plötzlich reißen die Verhafteten sich los und suchen ihr Heil in der Flucht, die Polizisten ihnen nach, um sie einzufangen. In Zeit einer Minute sieht sich der Juwelier allein, er wartet und wartet auf die Rückkehr der Männer der öffentlichen Sicherheit. Aber vergebens, fort sind sie. Der Juwelier ist nicht nur seiner Uhren im Werthe von 64 Guineen, sondern auch des auf die Noten herausgegebenen Geldes, etwa 80 Guineen, quitt und die Noten hatte der Detektive, der verschwunden, mit. Die beiden Herren mitsammt den anscheinenden Polizisten waren unter einer Decke spielende Gauner; die Noten waren richtig, und wenn diese Kavaliere mit denselben jeden Tag in solcher Weise 100 Prozent verdienten, so könnten sie reich werden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 59 Mittwoch, 9. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Die Wahrheit schmeckt nicht immer angenehm, Mr. Carlyle."

„Ich weiß das; aber sie ist um so unerläßlicher. Lassen Sie mich das Aergste wissen. Dann . . . . . hat ja das Kind keine Mutter . . . die ein solcher Ausspruch . . . ."

„Ich fürchte das Schlimmste."

„Ist Lebensgefahr vorhanden?"

„Leider, er scheint mit dem Keim der Abzehrung zur Welt gekommen zu sein, die Krankheit verräth sich nur allzu deutlich."

Carlyles Empfindungen traten nicht zu Tage; er war gewöhnt, sie männlich zu beherrschen.

Es konnte kein Zweifel an seiner Zärtlichkeit für seine Kinder obwalten; aber er blieb anscheinend ruhig bei dem Ausspruche des Arztes, und sein gesenktes Auge war von den langen dunklen Wimpern beschattet; Niemand vermochte in seinen Blicken zu lesen, was in seinem Herzen vorging.

Nach einigen Minuten brach er das Schweigen.

„Wie kann diese Krankheit bei dem Kinde Platz gegriffen haben? Sie liegt weder in meiner Familie noch in der . . . . . seiner Mutter."

„Entschuldigen Sie," entgegnete der Doktor. „Seine Großmutter, die Gräfin von Mount-Severn, ist an der Abzehrung gestorben."

„Man nannte die Krankheit nicht so," sagte Carlyle.

„Das will nicht viel sagen, wie man sie benannt hat, es war die Abzehrung, eine langsame, stille, schleichende, aber eine Abzehrung und nichts anderes."

„Und ist keine Hoffnung mehr für das Kind?"

Dr. Martin sah ihn an. „Sie haben mich aufgefordert, die Wahrheit zu sagen."

„Ja, und ich will nichts als diese," wiederholte Carlyle in halb schmerzlichem, halb befehlendem Tone.

„Wohlan denn, Sir, es ist keine Hoffnung mehr. Die Lunge ist angegriffen."

„Und wie lange noch . . ."

„Das vermag ich nicht zu bestimmen," unterbrach ihn Dr. Martin, die Frage errathend. „Er kann sich noch Monate so hinschleppen, ein Jahr vielleicht, möglicherweise tritt die Auflösung früher ein. Quälen Sie ihn nicht länger mit Lernen und Studiren, er bedarf dessen nie . . ."

Dabei warf Dr. Martin einen Blick auf die Erzieherin, da die Weisung eben so gut sie angehen mußte, als Carlyle. Der Doktor war aber sehr betroffen, als er sie betrachtete, und dachte, sie sei einer Ohnmacht nahe; sie war geisterbleich geworden und trotz des dichten Schleiers, der ihr Gesicht bedeckte, konnte man doch deutlich die Todtenblässe desselben wahrnehmen.

„Sie sind nicht wohl, Madame!" rief er aus. „Sie sind nicht wohl! Trouve malade! Nicht wahr?"

Sie wollte sprechen, aber ihre Stimme war erloschen, ihre zitternden Lippen versagten den Dienst.

Dr. Martin eilte auf sie zu, und zog ohne alle Umstände den Schleier von ihrem Gesichte weg und nahm ihr die blaue Brille ab, die sie ihm aber mit der einen Hand wieder entriß und sich in einen entfernter stehenden Lehnstuhl werfend, mit der andern das Gesicht bedeckte.

Carlyle, der nicht wußte, was er aus dem Vorfall machen sollte, trat hinzu.

„Was fehlt Ihnen, Madame Vine?"

Sie setzte unter ihrem Schleier die Brille wieder auf, ihr Gesicht war bleicher als jemals.

„Ich bitte, bemühen Sie sich nicht meinetwegen. Ich leide öfter an Schwindel und krampfhaften Anfällen, so daß ich leidend aussehe, aber das ist vorübergehend, ich bin wieder vollkommen wohl."

Die Herren wandten sich wieder dem Fenster zu.

„Und welche Behandlung ist anzuwenden, und welches Verhalten zu beobachten?" fragte Carlyle den Arzt.

„Ganz wie Sie es damit halten wollen, wie der Knabe am liebsten selber will. Lassen Sie ihn spielen, reiten, spazierengehen oder ruhen, essen und trinken, wie er will, das wird keinen großen Unterschied machen."

„Doktor! Sie nehmen es sehr leicht . . ."

Dr. Martin schüttelte den Kopf.

„Ich gebe meine Meinung ab, wie ich es verstehe. Sie bestanden darauf, die Wahrheit zu hören."

„Etwa ein wärmeres Klima? meinte der betrübte Vater.

Digitized by Google

„Das würde die Katastrophe um eine kurze Zeit verzögern, aber kaum länger als um einige Wochen, sie ganz vermeiden, ist nicht möglich. Und wer sollte ihn begleiten? Sie könnten es nicht und er hat keine. . . Nein, ich würde Ihnen das nicht rathen. Ich wünschte, Sie möchten William's wegen Wainwright sprechen."

„Ich habe ihn diesen Nachmittag gesprochen und ihm meine Ansicht mitgetheilt."

„Wie geht es Mrs. Carlyle?"

„So ziemlich. Sie ist eben nicht vollkommen wohl, wie Sie begreifen werden, im jetzigen Augenblicke . . ."

Dr. Martin lächelte.

„Derlei pflegt vorzukommen. Aber Mrs. Carlyle hat eine eisenfeste Gesundheit und eine starke Konstitution, ah, eine weit stärkere als . . ."

„Als wer?" fragte Carlyle, erstaunt, daß der Doktor so plötzlich abbrach.

„Sie müssen mir vergeben. Da ich's schon angefangen, kann ich ebenso gut damit enden, ich habe so herausgeredet, ohne weiter zu überlegen. Sie ist stärker als Lady Isabella gewesen ist, wollte ich sagen. Nun aber muß ich zusehen, daß ich den Sechs-Uhr-Zug nicht versäume."

„Sie kommen manchmal herüber nach West-Lynne, nachzusehen, wie es mit William steht?"

„Wenn Sie es wünschen mit Vergnügen. Bon jour, Madame."

Lady Isabella verneigte sich gegen ihn, als er mit Carlyle aus dem Zimmer ging.

„Wie anhänglich Ihre französische Gouvernante an den Kleinen ist," wisperte der Doktor ihm zu, als sie durch das Vorzimmer gingen. „Ich bemerkte es schon, als sie mit ihm neulich in Lynneburg war. Haben Sie eben gesehen, welchen Eindruck es auf sie gemacht hat, als ich sagte, es stehe schlecht mit ihm? Merkwürdig das! Guten Tag, Mr. Carlyle."

Carlyle ergriff seine Hand.

„Doktor," sagte er, „könnten Sie ihn mir retten!" und seine Stimme verrieth den Schmerz des geängstigten Vaterherzens.

„Ach! Carlyle! wenn wir ohnmächtige, sterbliche Doktoren diejenigen für diese Welt erhalten könnten, die sich der allmächtige, unsterbliche Arzt da droben für die andere Welt ausgesucht hat. Was für eine hübsche Praxis wir nicht hätten. Denken Sie daran, bester Freund, wie die schwersten Wetterwolken oft geheimnißvollen Segen bringen. Leben Sie wohl."

Carlyle kehrte zur Gouvernante zurück.

„Das sind traurige Aussichten, aber ich glaube, Sie waren besser darauf vorbereitet als ich;" sagte er zu ihr.

Sie saß noch immer wie angebannt auf derselben Stelle. Nun aber stand sie rasch auf, sich dem Fenster nähernd, als ob sie nach Jemanden auf der Straße, der vorüberginge, sehen wollte. Sie sollte mit Carlyle in vertraulicher Weise über Tod und Leben ihres und seines Kindes sprechen. Wie sollte Sie die Fassung behalten, wie das ertragen? Alle Schmerzen, alle Qualen waren rege in ihrem Innern und sie mußte ruhig und gemessen erscheinen!

„Der Knabe ist mir so lieb geworden, Sir," sagte sie, sich nur halb gegen Carlyle wendend, „und des Doktors gar zu hart und schonungslos gethaner Ausspruch hat mich so schmerzlich betroffen, daß ich noch ganz betäubt davon bin."

„Wie gütig es von Ihnen ist, sich so lebhaft für mein armes Kind zu interessiren," sagte Carlyle näher tretend.

Er wollte weggehen, aber sie faßte sich ein Herz und wendete sich zu ihm und sagte mit bebender Stimme:

„Es schien, als sei eine Schwierigkeit vorhanden, den armen William in ein wärmeres Klima zu bringen, weil keine passende Pflege für ihn gefunden werden kann. Vertrauen Sie ihn mir an, Sir, ich werde . . ."

„Er wird nicht reisen, Sie haben gehört, daß Dr. Martin gesagt hat: selbst eine solche Luftveränderung könne sein Leben nicht verlängern."

„Doch, doch, für einige Wochen, mindestens, ist das nicht Etwas?"

„Wohl, aber diese Wochen würden ihn von seiner Familie entfernt halten. Nein! Madame Vine. Wenn ich mein Kind verlieren soll, will ich es wenigstens bis zum letzten Augenblick bei mir wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Es fiel Rohn nicht schwer, im Laufe des Tages, auf welchen zufällig das Geburtsfest des Landesfürsten fiel, seinen gefaßten Entschluß zur Reife zu bringen. Am Morgen ging nämlich der Herr Landrichter in Gallauniform, stolzer als ein Fürst selbst, gravitätisch und breitspurig zur Kirche. Die Skribenten, welche aus der Ferne scheu nach dem Gewaltigen sahen, mußten arbeiten. Kehrte der Amtsvorstand vom Festgottesdienste zurück, so ging er langsamen, gewichtigen Schrittes, glorreich wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht, durch die Amtszimmer und verkündete, daß Seiner Majestät zu Ehren, das Gericht für diesen Tag geschlossen sei. Auch versäumte er niemals, diesen Akt der Benevolenz in der Abendgesellschaft, welche er frequentirte, besonders hervorzuheben, um seine Loyalität und treue Anhänglichkeit an das Fürstenhaus in das rechte Licht zu setzen.

Sobald heute der in Gold strahlende Amtsvorstand

Digitized by Google

die gnädige Entlassung diktirt hatte, machte sich Rohn auf den Weg nach der Wohnung des Herrn Kapellmeisters Springer, wie sich der Tonkünstler am liebsten nennen hörte. Springer war nämlich die Seele jeder Festlichkeit und jeder musikalischen Produktion in der Stadt, Lehrer der höheren Gesangskunst und des klassischen Klavierspieles, wie er stets betonte. Rohn hatte früher selbst längere Zeit als Cellist in seinem „verstärkten Orchester" mitgewirkt, bis die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die gebotenen Konzertgenüsse dessen „verstärkte Reduktion" nöthig machten. Springer war ein vielgesuchter Lehrer, der von Stunde zu Stunde seine Schüler hatte und jede Lektion um einige Minuten früher schließen mußte, um die nöthige Gangzeit von Haus zu Haus zu erübrigen. Er verdankte diese Erfolge mehr seinem ungestümen Redeflusse und seinem überhöflichen, unerschöpflich komplimentösen Wesen gegen Standespersonen, als den wirklichen Leistungen seiner Schüler. Wer also Herrn Kapellmeister Springer treffen wollte, mußte zur Mittagsstunde erscheinen und selbst diese wurde der Heranbildung einiger jungen Virtuosen aus einem nahen Dorfe geopfert.

Als Rohn eintrat, verzehrte der vielbeschäftigte Mann stehend sein frugales Mahl und dirigirte zugleich drei kleine Kunstjünger, welche mit vollen Backen auf ihren Clarinetten die Tonleiter exerzirten. Wie ein lichter Sonnenstrahl leuchtete es über die bleichen Züge des Lehrers, welche der schwarze Krausbart noch bleicher erscheinen ließ, als er Rohn erkannte. Er schob sofort trotz aller Bitten und Einreden die Teller zur Seite mit der festen Versicherung, daß er längst abgespeist habe, während die Jungen über die Notenblätter weg neugierig nach dem Fremden lugten und à tempo ein herzzerreißendes Terzett aus der Fistel loslegten, das außer der Berechnung des Gehörs und jeder Musikschule lag. Der Lehrer wehrte mit Händen und Füßen, um die eifrige Kapelle zu beschwichtigen, und fand, als dies gelungen war, in dem Besuche hinreichenden Anlaß, um für heute die Lektion aufzuheben. Die Schüler hatten gegen diese Ansicht durchaus nichts einzuwenden, packten ihre Instrumente ein und stürmten frohlockend in's Freie.

Sobald das Zimmer leer war, schüttelte Kapellmeister Springer seinem Gaste herzhaft die Rechte und begrüßte ihn nochmals mit den warmen Worten: „Wie schätz' ich mich glücklich, mein lieber Herr Sporteirendant, Sie wieder einmal bei mir zu sehen! Es ist lange her!" . . . Er hob drohend die rechte Hand.

„Bitte, Herr Kapellmeister, nicht diesen Titel!" lehnte Rohn bescheiden ab. „Ich habe keinen Anspruch mehr darauf."

„Bah, was kümmert das mich? Eine kleine Veränderung, ein Mann mehr im Gerichte, aber Sie sind und bleiben der wirkliche und wahrhaftige Sporteirendant, die Seele der rechnerischen Sparte. O, meine Frau Musika führt mich nicht allein in das Heiligthum der Familien, sondern auch durch die Geheimnisse der Schreib- und Amtsstuben. Ich kenne das." Ein stolzes Lächeln, das jeden Widerspruch auszuschließen schien, verklärte die Züge des Musiklehrers.

„Diesmal werden Sie Sich täuschen, Herr . . ."

„Ich täusche mich nicht," unterbrach ihn der lebhafte Mann mit einem vielsagenden Blicke und großem Selbstvertrauen, „so wenig ich mich täusche, daß Ihr geehrter Besuch eine gute Vorbedeutung für mich hat."

„Ich weiß nicht wie . . ."

„Wie mögen Sie noch zweifeln?" rief der Kapellmeister fast enthusiastisch. „Soll ich Ihnen einmal prophezeien? Sie kommen" — er sprach jede Sylbe mit scharfer, sicherer Betonung — „Sie kommen vom Herrn Kommissionär Stillkraut, der mit Recht so große Stücke auf Sie hält. Das ist einmal ein lieber, allerliebster Herr, dieser Stillkraut. Der Vertrauensmann hoher und höchster Herrschaften, ein hellblickender, unfehlbarer Rathgeber in jeder Lage und Noth des Lebens, ein wahrer Trostengel für geldbedürftige Seelen, die Menschenkenntniß selbst, die personifizirte Gefälligkeit, ein Praktiker par excellence, ein wahres Quodlibet alles Guten und Schönen, ein ächtes und rechtes Universalgenie, das sich dem Wohle seiner Mitbürger opfert. Denken Sie, Herr Rendant: selbst in der edeln Musika ist Herr Stillkraut kein Böotier! Wir verplauderten neulich eine volle Stunde über die musikalische Indolenz der Stadt, so daß ich die Lektion bei dem Herrn Bürgermeister nachholen mußte. Der weitläufige Mann eröffnete mir bei dieser Gelegenheit ungeahnte Lichtpunkte, und ich erwarte von seiner seltenen Güte jeden Tag nähere Notizen. Darum sei es wiederholt: Sie kommen von ihm — in seinem Auftrage."

„Ich habe Herrn Stillkraut seit mehreren Tagen nicht gesehen," versicherte Rohn, „und muß wirklich bitten . . ."

„Um Alles in der Welt, Herr Rendant, nur keine Entschuldigung — nicht, nur nicht!" bat der Kapellmeister übereifrig und ohne die Worte seines Besuches näher zu beachten. „Geschäfte, Geschäfte, vollauf vom Morgen bis zur Nacht. Wer kennt das nicht? Es gehen Tage, Wochen hin, bis man den Freundesgang zu besorgen vermag. Bitte, keine Sylbe davon! Der Beglückte vergißt Alles und dankt zum Voraus tief bewegt ob des großen, unerwarteten Auftrages, der ihn überraschen wird. Ich bin nur begierig, was der gute Herr für uns ausgemittelt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von dem Leibarzt Sr. Majestät des Königs Ludwig, Herrn Dr. Tutschek, ist ein zweiter ausführlicher

Digitized by Google

Brief aus Algier in München eingetroffen, der wieder viel des Interessanten enthält. Die mittlere Temperatur im Schatten war dort im Januar Nachmittags über 10 Grad Reaumur. Der Unterschied zwischen der höchsten und niedersten Temperatur übersteigt nie 5 Grad. Dagegen beträgt die Differenz zwischen schattigen und sonnigen Stellen meist 15 bis 16 Grad. Gewöhnung thut hier sehr viel und der Fremde kann nur staunen, wenn er die leichtgekleideten Araber diese Uebergänge ohne Nachtheil jeden Tag sieht. Darum lernt man es auch nach und nach natürlich finden, daß dieselben Leute die Nacht über unter den zugigen Arkaden des Gouvernementsplatzes an den Häusern angelehnt, zu unförmlichen Knäueln zusammengeballt und bloß von ihren oft zerlumpten Burnussen eingehüllt, herumliegen und so süß schlafen, als wir in unseren warmen Betten. Bemerkenswerth findet Schreiber in der Stadt Algier die Seltenheit der starken Windstöße. Zum Schluß folgt eine anziehende Erzählung eines Stückes dortigen Volkslebens, der wir Folgendes entnehmen: „Wenn man an einem Mittwoch Morgens durch das Thor Bab-el-Oued einen Spaziergang gegen die Vorstadt St. Eugene macht, so sieht man ungefähr halben Wegs an einer Stelle des felsigen, gegen 15 Fuß hohen Meeresufers, längs welchem sich die Fahrstraße hinzieht, eine Anzahl Menschen versammelt, die auf den Strand hinabschauen. Daselbst sitzt und kauert und steht und hantirt ein buntes Durcheinander von Mohren, Jüdinnen, verschleierten Maureskn, Arabern, sich halb auskleidend und in das Meer watend, hier zwei alte Maureskn mit Räuchergefäßen, eine schöne, junge Jüdin bearbeitend, dort knieende Mohren, mit bizarren Zeremonien lebende Hühner in der Luft schwingend. Es handelt sich um einen Opferdienst zur Heilung von Krankheiten oder um Prophezeihungen. Nimmt das zu Tod verwundete Thier seinen Weg gegen das Meer oder gar in dieses hinein, so ist dieß von günstiger Bedeutung; flattert es aufwärts, so hofft man nicht viel von der Wirkung des Opfers, mit dessen Blut sich die Heilung Suchenden bestreichen. Der Lohn für die Bemühung der Opferpriesterinnen wird in Geld entrichtet. Die Anwesenheit fremder Zuschauer beirrt das Treiben in keinem Augenblick, und es kommen da bisweilen Entblößungen zur Anschauung, deren Möglichkeit nur Der begreift, welcher einen tieferen Einblick in die Sitten dieser halbbarbarischen Völkerschaften geworfen hat."

[Ein Toast.] In Prag fand im deutschen Kasino ein Bankett zur Verfassungsfeier statt. Bei demselben brachte unter Anderem der Abgeordnete Brinz den folgenden Toast: „Dem Deutschland geschieht es recht, daß es in der Reihe der Trinksprüche so spät daran kommt. Wo und wie wir es anschauen, es nimmt sich schlecht aus, und das Blut unserer Soldaten scheint fast umsonst geflossen zu sein! Als ich heute vor einem Jahr die ehrenvolle Aufforderung erhielt, einen Trinkspruch auf Böhmen auszubringen, da habe ich unsere Landesbrüder der anderen Zunge aufrichtig in mein Gebet eingeschlossen; heute bitte ich, die Dänen in's Gebet einzuschließen, ihr Trotz und ihr Uebermuth ist unsere letzte Hoffnung. (Stürmischer Beifall.) Meine Herren, König Lear hatte drei Töchter, zwei derselben liebte er sehr und bevorzugte sie auf jede Weise, die dritte aber behandelte er verächtlich. Die zwei Töchter, die er liebte, die haben ihn verlassen, die dritte aber wurde seine Stütze in seiner Noth, in seinem Elende. Mit Deutschland geht es fast eben so, wenn nicht noch schlimmer, denn auch in der dritten Tochter scheint sich Deutschland verrechnet zu haben. — König Lear verfiel in Wahnsinn. Nun mit Deutschland mag es nicht so schlimm kommen, aber unverkennbar hat sich in Deutschland der Gemüther eine Vertiefung der Gedanken und Gefühle bemächtigt. In diese Vertiefung der Gedanken einzugehen, erlassen Sie mir. Was aber die Vertiefung der Gefühle anbelangt, so ist eines der edelsten der Gefühle die Vaterlandsliebe; denn je schlechter es dem Gegenstande geht, desto glühender schlagen ihm die Herzen entgegen. In diesem Augenblicke schlagen ihm alle Herzen feuriger und erregter entgegen, und eines von ihnen ruft ihm mit voller Brust zu: „Deutschland hoch!"

Charade.

Mein Erstes geht und steht und liegt,
Zum Sitzen hat's sich nie gefügt.
Mein Zweites eins und vielgestaltig,
Ist unterthan und doch gewaltig.
Mein Ganzes, das beschützend wacht,
Und einen Theil des Ganzen macht,
Ist unentbehrlich in der Schlacht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 56:
Schneemann.

Geschichtskalender. 8. März 1793 besetzen die Preußen unter General v. Möllendorf die Republik Danzig.

8. März 1813. General Morand zieht sich nach Hamburg.

8. März 1814. Bombardement Hüningens.

9. März 1797. König Max I Joseph von Bayern vermählt sich in zweiter Ehe mit Prinzessin Friederika Wilhelmine Karoline von Baden und Hochberg.

9. März 1814. Sieg Blücher's über Napoleon bei Laon.

Redakteur: Gustav Meissel. — Druck und Verlag der L. Holland't'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 60 Donnerstag, 10. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

William's Köpfchen guckte zur Thüre herein.

„Ist er fort? Ja? Ich habe nicht hereinkommen mögen, so lang er da war. Ich fürchtete, er gibt mir wieder von seinem Leberthran."

Carlyle setzte sich und nahm den Jungen auf die Knie, legte seine Stirne an die seidenen Locken des Kindes, und sagte liebevoll:

„Mein herziger Junge, die Arznei wird Dich stark machen."

„Aber ich glaube es nicht, Papa, daß sie's thut. Sagt Dr. Martin, daß ich sterben muß?"

„Wer hat Dir etwas vom Sterben gesagt?"

„Ah . . . Jemand hat schon davon gesprochen."

„Wir müssen trachten, Dich zu heilen und gesund zu machen, statt Dich sterben zu lassen, mein guter Willy," antwortete der Vater, ohne zu wissen, was er in seinem Schmerze dem Kinde sagen sollte. „Du weißt, wir sind immer in Gottes Hand, in gesunden, wie in kranken Tagen."

„Ja Papa, das weiß ich."

Carlyle hob das Kind auf den Boden nieder und übergab ihn Madame Vine.

„Sorgen Sie für ihn," sagte er, und ging in das Vorzimmer.

Aber William lief ihm nach, und bat, er solle ihn zu Fuß mit nach Hause nehmen.

Er hatte nicht das Herz, dem armen Kind einen Wunsch zu versagen, man machte sich nach einiger Zeit, die Carlyle noch seinen Geschäften zu widmen hatte, auf den Weg. Der Kleine hielt seines Papa's Hand, Isabella mußte neben ihm gehen.

Als sie an dem Postgebäude vorüber kamen, welch' ein Zusammentreffen! Ein Mann kam aus demselben und stand ihnen Aug in Aug gegenüber, aber nur eine Sekunde lang, denn er eilte in größter Verwirrung längs der Mauer davon . . .

Es war Francis Levison.

„Möchte nicht so ein häßlicher, böser Mann sein, wie der da, Papa," bemerkte William, nachdem er sich nach ihm umgesehen hatte. „Nicht wahr, Du auch nicht Papa?"

Carlyle antwortete nicht, und sie sah ihn unwillkürlich an. Er sah vollkommen gleichgültig aus, doch spielte ein unaussprechlich verächtlicher Zug um die Lippen.

Am Thorgitter des Wäldchens stand Richter Hare, als sie vorüberkamen und schien da frische Luft zu schöpfen.

William sah Frau Hare auf einer Gartenbank sitzen und lief auf sie zu, alle Kinder liebten die gute, liebreiche Frau Hare. Der gestrenge Richter sah nicht bleich, das wäre ein zu milder Ausdruck, sondern zitronengelb aus. Seine beste Perrücke war in sonderbarer Unordnung und sein ganzes imperatives und selbstbewußtes Wesen schien von ihm gewichen.

„Hören Sie, Carlyle, das ist unglaublich!" rief er diesem in einem ungewöhnlich sanften Tone zu. „Ich war diesen Nachmittag nicht bei der Sitzung, aber Vinner hat von . . . von einer Anzeige erzählt, die dem Gerichte in geheimer Sitzung gemacht wurde! Aber das kann ja nicht wahr sein, das ist unmöglich, das ist zu weit hergeholt. Was wissen Sie denn?"

„Nichts. Mir ist von der Anzeige nichts bekannt."

„Man will herausgefunden haben, daß Dick nicht der Mörder Hallijohn's gewesen," fuhr der Richter leiser fort, sich sorglich umsehend, ob Niemand ihn hören könne.

„O!" entgegnete Carlyle.

„Sondern, daß Levison den Mord verübt hat, Levison."

Aber Carlyle antwortete nur mit einer Geberde, sein Gesicht blieb unbeweglich wie immer. Nicht so das einer Person, die neben ihm stand.

„Aber das kann nicht sein, sage ich."

„So weit es Richard's Schuldlosigkeit betrifft, ja, davon war ich längst überzeugt," sagte Carlyle ruhig.

„Und ebenso von Levisons Schuld?" erwiderte Richter Hare mit weit aufgerissenen Augen.

„Darüber gebe ich keine Meinung ab," lautete die kalte Entgegnung Carlyle's.

„Ich sage, das ist rein unmöglich, Dick kann nicht unschuldig sein. Sie mögen mir eben so gut beweisen wollen, daß die Welt das Unterste zu oberst gekehrt, und daß die Sonne einen andern Lauf genommen hat."

„Das pflegt zuweilen der Fall zu sein, glaube ich,

lieber Mr. Hare. Daß Richard kein Mörder iſt, wird in Kurzem vor aller Welt bewieſen werden."

„Wenn der Andere es iſt . . . da werden Sie doch die Gelegenheit ergreifen, denn . . ."

„Nein, ich werde ihn ſeinem Schickſale überlaſſen," ſagte Carlyle mit verächtlicher Miene, „ereilt ihn die gerechte Strafe, gut, ich werde ihn nicht auf die Anklagebank bringen."

„Kann Dick ſchuldlos ſein," wiederholte der Richter nachdenklich. „Warum blieb er dann weg, und kam nicht zurück, ſeine Unſchuld zu beweiſen."

„Das konnte er nicht, es mangelten ihm die Beweismittel. Und Sie, Richter Hare, hatten ja einen Eid geſchworen, ihn auszuliefern!"

Der Richter ſah merklich niedergeſchlagen darein.

„O! Carlyle!" ſagte er in ſeiner unüberlegten Weiſe, „welch' ſchreckliche Vergeltung wäre das für ſie . . . geweſen, wenn ſie noch lebte."

„Die Vergeltung bleibt für Niemanden aus," ſagte Carlyle, und ergriff des kleinen William's Händchen, um weiter zu gehen. Der Kleine hatte Frau Hare geküßt, und war wieder herzugelaufen. Sie grüßten Mr. Hare, und ſetzten ihren Weg weiter fort.

Iſabella wankte mit ſchlotternden Knien neben Vater und Kind einher; ſie war im Innerſten zu Tode getroffen.

Richter Hare ſchaute ihnen nach, er konnte ſich von ſeinem Erſtaunen gar nicht erholen.

Richard unſchuldig! Richard, den er zu ſchmachvollem Tode ſchleppen laſſen wollte. Und jener Andere der wirkliche Mörder! Die Welt hatte das Unterſte zu oberſt gekehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortſetzung.)

„Hier waltet ein Mißverſtändniß," behauptete der Skribent, „und ich bitte deßhalb . . ."

„Nicht bitten, mein Verehrteſter, durchaus nicht, ſondern befehlen, nur befehlen!" eiferte Springer. „Ich und mein ganzes Haus ſtehen zur Dispoſition."

„Abſchriften, wünſche ich, Notenabſchriften," brach endlich der Skribent heraus, um einmal den Standpunkt klar zu machen. „Ich wollte Sie erſuchen . . ."

„Nur befehlen!" unterbrach ihn der unverbeſſerliche Muſiklehrer abermals mit einer tiefen Verbeugung. „Kopien in jeder Zahl, in kürzeſter Friſt, ſtarkes, weißes Papier, große, ſcharfe Schrift, ſelbſt für ſchwache Augen auf gewöhnliche Diſtanz lesbar . . ."

„Ich bitte um's Wort!" rief jetzt Rohn außer ſich und faßte den dienſteifrigen Künſtler an beiden Händen, um ihn gleichſam für einige Sekunden zur Ruhe zu bringen. „Ich bin degradirt, Herr, wieder einfacher Schreiber und das mit ſtarkem Gehaltsverluſte. Die Noth ſucht Auswege, Nebenverdienſte, und ich wollte Ihre gütige Vermittlung anrufen, um Beſchäftigung im Notenabſchreiben zu erhalten."

Der Muſiklehrer ſtand einige Augenblicke betroffen, ob in Folge der Enttäuſchung oder aus Furcht vor einem neuen Konkurrenten, laſſen wir dahingeſtellt. Dann aber öffnete er die nächſte Thüre und machte eine einfache Handbewegung, wie man bei Vorſtellungen zu thun pflegt. In dem Zimmer ſaßen um einen runden Tiſch ſeine ſechs mehr oder weniger erwachſenen Töchter, zum Theil mit Sticken, zum Theil mit Abſchreiben beſchäftigt. „Sie verſtehen mich, Herr Rendant", ſprach Springer und zog die Thüre wieder an ſich. „Starke Familie, große Ausgaben, kleines Einkommen! Alſo muß jedes Familienglied nach Kräften ſein Scherflein beitragen. Sechs Handſchriften — eine ſchöner als die andere — und nicht der vierte Theil beſchäftigt! Ja, ja, Herr Rendant!" ſeufzte der blaſſe Muſiklehrer, — die ſchönen Tage des verſtärkten Orcheſters, die Tage, wo ich Muſikſtücke zum Abſchreiben weggeben konnte, ſind längſt vorbei. Tänze, Hopſaſa, Trallala kaufen ſich die Herrſchaften um wenige Groſchen im erſten beſten Buchladen. Für klaſſiſche Kompoſitionen beſteht kein Sinn. Will ich von einem Eleven, und ſei er noch ſo befähigt, eine Sonate von Mozart, eine Symphonie von Beethoven, Piecen von Haydn, Clementi, Händel oder gar eine Fuge von Bach vortragen laſſen, ſo können Sie darauf wetten, daß binnen fünf Minuten Papa und Mama gähnen, und in zehn Minuten ſüß ſchlummern, während ſich die jüngeren Glieder der Familie unvermerkt aus dem Zimmer ſchleichen; laſſe ich aber einen Strauß, Lanner, la pluie de perles, eine Pechpolka, eine Mazurka, einen Radetzkimarſch, einen Champagnergalopp in vollen Zügen herunterſchlagen, ſo ſollen Sie ſehen, wie alle lauſchen, wie ſich das Geſicht der gnädigen Frau aufklärt und vor Wonne ſtrahlt, bei dem Gedanken an den Triumph, welchen das Töchterlein in der nächſten Soiree ohne Zweifel erringen wird. So iſt es, mein Herr, und jeder Tag bringt mir neue, traurige Erfahrungen."

Der Kapellmeiſter ſprach noch viel und lang von dem traurigen Standpunkte, welchen die Stadt im idealen Reiche der Töne einnahm, und verſicherte hoch und theuer, daß ſich ſein werther Gaſt kein unfruchtbareres Feld als Notenabſchreiben wählen könne.

Dieſer dankte für die freundliche Aufklärung, bat um Entſchuldigung, wenn er beläſtigt habe, was aber Herr Springer durchaus nicht gelten ließ und verließ die Wohnung des artigen Mannes um eine Hoffnung ärmer.

Rohn wanderte durch die belebten Straßen, blieb da und dort vor den Auslagen ſtehen, um die reichen,

zierlich arrangirten Luxusartikel zu bewundern, studirte die prunkenden Aushängschilde und verlor sich schließlich in enge, menschenleere Seitengäßchen, um allein mit sich und seinen Plänen den rechten Zeitpunkt zu erwarten. Er wußte nämlich, daß Herr Professor Dr. Spannried, zu dem sein nächster Plan stand, regelmäßig ein Mittagsschläfchen machte und vor halb zwei Uhr nicht zu sprechen war. Endlich schien ihm der richtige Moment gekommen, und er steuerte voll reger Erwartung seinem Ziele zu.

Der ehemalige Schüler des Herrn Professors durfte nicht lang warten. Er betrat sichtlich verlegen das ihm wohlbekannte Studirzimmer, in dessen Mitte ein Schreibtisch stand, auf dem Bücher und Skripturen wie im Wettkampfe sich aufthürmten, und dessen Wände bis zur Decke Bücher in allen Größen und Uniformen tapezirten. Es war ein stilles Heiligthum der Gelehrsamkeit, das nicht wenig zur Vermehrung des Respektes beitrug, den sein Hoherpriester bei Schülern und Laien zu behaupten wußte. Professor Spannried, eine große, hagere Gestalt, so steif wie seine Cravatte und seine spitzigen Vatermörder, drückte beim Eintreten des Besuches, wie in wichtige Spekulationen vertieft, die Augenlider zusammen, was ihm ein ungemein gelehrtes Ansehen gab und die gelbe, pergamentartige Haut des Gesichtes noch straffer spannte.

Der Skribent grüßte ehrfurchtsvoll mit Wort und Verbeugung und brachte seine Bitte um Beschäftigung im Abschreiben, so gut es gehen mochte, stotternd und verwirrt vor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Riesenballon, der jetzt in Paris angefertigt wird, geht seiner Vollendung entgegen. Das Ungethüm wird den Namen „Adler" und das Wappen des Kaisers führen. Vier kolossale Adler breiten ihre Flügel an der Peripherie des Ballons aus, die Spannung der Flügel mißt 37 Fuß. Der Durchmesser der aus Weiden geflochtenen kreisförmigen Gondel beträgt 13 Fuß. Im Zentrum derselben befindet sich ein Ofen von 7 Fuß Durchmesser, durch welchen die in den Ballon treibende Luft erhitzt wird. In der Gondel können 20 Personen bequem sitzen, und die Gondel selbst ist nicht mit flachsenen oder hanfenen Stricken, sondern mit Metalldrähten befestigt, ähnlich den in der französischen Marine verwendeten. Die Nähte des Ballons haben eine Gesammtlänge von mindestens 6 französischen Meilen (etwa gleich 1¼ deutsche Meile). Zwei Monate lang haben 100 Frauen daran zu nähen gehabt, was einer Arbeitszeit von 5500 Tagen gleichkommt. Bei der beabsichtigten Ausstellung des Ballons im Industriepalast wird man genöthigt sein, ihn in der Breite aufzublähen, da er, wenn man dieß in der Höhe versuchen wollte, zweimal so hoch sein wird wie das Hauptschiff des gedachten Gebäudes.

Dem Briefe eines kranken Soldaten im preußischen Lazareth zu Hadersleben vom 25. v. Mts. entnimmt die „Volks-Zeitung" folgende Notiz: Einen außerordentlichen Eindruck machte es auf uns, daß von den hier anwesenden hohen Offizieren nur der Oesterreicher Hr. v. Gablenz unser Lazareth besucht hat, obwohl nur einige österreichische Patienten unter uns sind. Der liebenswürdige General erstreckte seine Freundlichkeit nicht auf seine Landsleute, sondern erkundigte sich bei uns allen, wie es uns geht, und hinterließ beim Abschied circa 60 Thaler an Geschenken für unsere Soldaten. Unser Kamerad N. aus Westphalen, gewiß der reichste Soldat unserer Armee, war von Gablenz' Liebenswürdigkeit so entzückt, daß er sich zwei Thaler aus dem Gablenzschen Geschenk als Andenken erbat, was er denn natürlich durch ein Geschenk aus seiner Tasche für die ärmeren Kameraden reichlich vergütete. Weiß Gott, wir können hier wie im Felde von unsern Kampfesgenossen viel, sehr viel lernen.

Bekanntlich machte ein britischer Oberarzt auf den Schlachtfeldern des Krimkrieges die Beobachtung, daß die von einer Kugel ins Herz getroffenen Leichname ein theils trotziges, theils auch lächelndes Antlitz zeigten, während dasjenige der von irgend einer Klinge Durchbohrten verzerrte Schmerzenszüge enthielt. Der Beobachter erklärte diesen Unterschied so, daß der Schuß ins Herz gar keine Zeit zu einer schmerzlichen Empfindung gebe, während der Stich ins Herz, von Menschenhand geführt und deßhalb langsamer, vielleicht eine oder zwei Sekunden lasse, innerhalb derer sich der Gesichtsausdruck noch gänzlich verändern kann. Nun hat ein dänischer Arzt auf dem Schlachtfelde von Oeversee beobachtet, daß die erschossenen Oesterreicher viel ruhiger und mancher sogar „malerisch schön" aussahen, indessen bei den ebenfalls erschossenen Dänen das Gegentheil der Fall, und er leitet dieses daher, daß sich die Dänen glatter, die Oesterreicher aber gerippter oder gezahnter Kugeln bedienen.

Vor einigen Wochen verstarb zu Soest der Rittmeister Varnisius. In dem großen Befreiungskriege von 1813—15 war der Verstorbene in mehreren großen Gefechten und den namhaftesten Schlachten betheiligt, und wie seine Kampfgenossen sagen, schlug er tüchtig drein. Sein treues Roß hat sich in jener Zeit die Liebe und Dankbarkeit seines Herrn in so hohem Grade erworben, daß ihm bis zu seinem Tode das wohlverdiente Gnadenbrod verabreicht wurde; aber nicht genug

Digitized by Google

hiermit — nach dem Tode des treuen Begleiters in Kampf und Gefahr konnte sich der Krieger von seinem Lieblinge nicht trennen; jetzt nach dem Tode des ersteren fanden sich unter seinem Nachlasse in einem Sacke wohl verwahrt die Gebeine des treuen Braunen!

Amerikanische Blätter bringen eine Uebersicht der Verluste der Unionsarmee in den Hauptschlachten des Jahres 1863. Obwohl die offiziellen Angaben bezüglich der Schlacht bei Chancellorsville und der letzten Treffen in Tennessee und am Potomak noch fehlten, ergab sich doch die furchtbare Gesammtzahl von 77,598 Mann. Indeß handelt es sich dabei doch keineswegs bloß um Getödtete. Deren erscheinen vielmehr nur 9202; ferner wurden aber 50,465 verwundet, — und bei dem Mangel an guter Pflege haben ohne Zweifel sehr viele derselben das Leben eingebüßt; endlich kamen dazu 17,931 Vermißte, wonach sich obige Gesammtzahl ergibt. Die stärksten Verluste brachte die Schlacht bei Gettysburg, 23,186 (worunter 2834 Todte), die bei Chicamauga 15,851 (1644 Todte), Fredericksburg 12,321 (1138 Todte) und Stones River 11,578 (1553 Todte).

Berliner Blätter berichten folgende fabelhafte Heldenthaten der preußischen Garde: „Die Grenadiere Thom und Funck stürzten in dem Gefecht bei Nübel schwer verwundet, blieben aber demungeachtet im Gefecht und schossen weiter; eben so der Füsilier Krämer von der 10. Kompagnie desselben Regiments, der in dem Gefecht am Koograben einen Schuß in die Stirn erhielt, sich jedoch sofort erhob, nach seinem Gewehr fragte und sich der Kompagnie wieder anschloß. Dem Feldwebel Wind wurde von einer Kanonenkugel der Kopf scharf vom Rumpfe getrennt, er lief aber dessenungeachtet mit gefälltem Bajonett noch 20 Schritte vorwärts und stürzte erst dann zusammen. Dem Hornisten Rauch fuhr eine Kugel in den Mund und am Nacken heraus. Nun hielt er sich mit flacher Hand hinten das Loch zu und blies weiter.

Vor einigen Tagen kam in Ulm ein in der Geschichte der Arzneikunde gewiß seltener Fall vor. Eine Nähterin, welche im August 1861 eine Nähnadel mit einem Stück schwarzer Seide zufälliger Weise verschluckte, bekam vor etwa zwei Tagen ein Rothlauf am linken Fuße. Beim Ausbruche desselben kam die vor drei Jahren verschluckte Nähnadel mit dem Seidenfaden zum Vorschein. Die Nadel hatte ihr während dieser langen Zeit niemals körperliche Schmerzen verursacht.

In den zwischen Berlin und Eydtkuhnen kursirenden Salonwagen der Kurierzüge sollen fortan mittels Entfernung der Zwischenlehnen entsprechend aufzustattende Schlafplätze hergerichtet werden, sofern die nöthigen unbesetzten Plätze dazu vorhanden sind. Behufs Benutzung dieser Schlafvorrichtungen ist zu dem Fahrbillet erster Klasse für die betreffende Strecke ein sogenanntes Schlafbillet zum tarifmäßigen Preise derselben Klasse zu lösen.

In dem Braunkohlen-Lager bei Thumsenreuth unfern Erbendorf, in der bayer. Oberpfalz, hat Herr Bergmeister Dr. C. W. Gümbel ein neues Erdharz entdeckt, dem er den Namen „Enosmit" beilegte, wegen seines Geruches nach Campher. Dasselbe kommt theils in braungelben staubförmigen Massen vor, oder in festen derben Stückchen und sieht aus wie gewöhnliches Faßpech.

Zu Melbourne, Australien, fand, einem der neuen Sängerhalle zugekommenen, sehr reichhaltigen Programme zufolge, am 28. und 29. Dezbr. v. Js. das deutsche Turn- und Gesangfest der australischen Vereine statt, nachdem das erste vor Jahresfrist gegebene sich so großen Beifall erworben hatte.

Die beiden ältesten Bischöfe in der katholischen Kirche sind zur Zeit der Bischof von Rio Janeiro in Brasilien und der Erzbischof von Freiburg im Breisgau, beide mehr als 90 Jahre alt, während der Bischof von Vich in Spanien — er zählt erst 26 Jahre — der jüngste ist.

[Eine Mißgeburt.] In Wien wurde am 2. d. die Modistin Johanna B. von einem todten Kinde entbunden, das eine seltsame Mißgestaltung zeigte. Bei demselben befand sich nämlich das Gehirn außerhalb der Hirnschale. Der Leichnam wurde in das pathologische Museum zur Aufbewahrung überbracht.

„Welches ist das größte Wunder in der Bibel?" fragte Jemand in einer Gesellschaft eine Dame. Ein junger, sehr vorlauter Mensch, welcher in der Nähe stand, antwortete sogleich: „Daß Elias nicht verbrannte, als er in einem feurigen Wagen gen Himmel fuhr." — „Nein!" widerlegte ihn Jener, „daß Bileams Esel eher redete, als er gefragte wurde."

Geschichtskalender. 10. März 1793 wählt auf Vorschlag von St. Andre der Konvent ein Revolutionsgericht, in welchem die Anhänger Marats über Leben und Tod verfügen.

10. März 1814. Zweiter Schlachttag von Laon. Blücher erkrankt.

Redakteur: Gustav Wolfert. — Druck und Verlag der L. Waitlandschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 61 Freitag, 11. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Einundfünfzigstes Kapitel.

Miß Carlyle und Miß Afy in großer Toilette.

Ganz West-Lynne war Donnerstag Morgens in größter Bewegung. Die Straßen waren gedrängt voll Neugieriger aus der Stadt und Umgegend, das Landvolk hatte sich zahlreich eingefunden. Hoch und Niedrig, Wähler und Nichtwähler bezeugten ihre lebhafteste Theilnahme an der bevorstehenden Kandidatenwahl und jeder ergriff die Gelegenheit, sich einen Festtag zu machen.

Der Umstand, daß Levison als Gegenkandidat Carlyle's aufgetreten, verlieh der ganzen Sache ein eigenthümliches Interesse, und mit ungewöhnlicher Spannung erwarteten deßhalb die Bewohner West-Lynne's und der ganzen Nachbarschaft das Resultat der diesmaligen Wahl.

Barbara fuhr mit den Kindern zur Stadt, die Gouvernante wäre gerne zurückgeblieben, aber sie war unentbehrlich. Mrs. Carlyle konnte sich an einem Tage, der so bewegt zu werden versprach, nicht mit den Kindern beschäftigen. So stieg sie neben Barbara ein, den dichten Schleier vor dem todtenbleichen Gesichte.

Man hielt vor Miß Cornelia's Hause. Ein fröhliche Gesellschaft war dort bereits versammelt. Lady und Miß Dobede, die Herbert's, Frau Hare und viele andere Bekannte, denn das Haus war sehr günstig gelegen, und man konnte die Volksmenge von dort aus sehr gut übersehen, überdieß drängte sich Jedermann herzu, Miß Carlyle seine Achtung und Theilnahme zu bezeugen.

Cornelia war in großer Toilette. Sie trug ein schweres Brokat-Seidenkleid, und auf der Frontseite einer besonders kunstvoll arrangirten Haube prangte eine Schleife, eine Schleife in scharlach und purpurroth, deren Umfang an die Flügel einer Windmühle erinnerte. Es war fast die einzige Gelegenheit in Miß Corny's Leben, bei der die Jungfrau es jemals nöthig erachtet hatte, sich zu putzen. Barbara trug keine Schleife, sondern einen duftenden Strauß scharlach- und purpurfarbiger Nelken, den ihr Carlyle selber diesen Morgen gebracht hatte.

Carlyle sah von der Straße aus die Damen alle am Fenster des großen Empfangzimmers und kam auf einen Augenblick herein; er war eben auf dem Wege zum Stadthause. Händeschütteln, freundliche, herzlich gemeinte Wünsche, munteres Lachen empfing und begleitete ihn wieder bei seinem Weggehen. Barbara schlich ihm nach, ihm ein zärtlicheres Lebewohl mitzugeben.

„Gott segne Dich, mein theurer Archibald und das Schicksal möge Dir günstig sein."

Das Geschäft des Tages wurde endlich in Angriff genommen.

Mr. Carlyle wurde von Sir John Dobede vorgeschlagen, und von Mr. Herbert unterstützt. Lord Mount-Severn, der einer der geschäftigsten war, wäre gern als Proponent und Sekundant zugleich aufgetreten, aber er besaß keinen lokalen Einfluß, weil er in der Gegend fremd war. Sir Francis Levison war ebenfalls von zwei Gentlemen von Rang vorgeschlagen.

Die Probewahl, die durch Händeerheben stattfindet, fiel zu Gunsten Carlyle's aus, und zwar im Verhältniß von zwanzig zu eins. Die Freunde des Baronets forderten, daß man unverweilt zur Abstimmung selber schreite, welche an einem andern passenderen Orte vor sich gehen sollte, da die Stadthalle nicht Raum genug bot, die große Menschenmenge zu fassen.

Mit Schreien, Lärmen und Drängen eilte nun Alles der Wahlbühne zu, wo die Kandidaten die Wähler nochmals ansprechen sollten. Kandidaten, Proponenten und Sekundanten, Gentlemen und Volk, alles drückte und stieß einander im Gedränge. Carlyle ging Arm in Arm mit Dobede, dieser hatte wieder den andern Arm in den Lord Mount-Severn's geschlagen, aber es war rein unmöglich, in Ordnung und Ruhe zum Wahlplatze zu gelangen, der Weg dahin führte vor Cornelia's Haus vorüber. Der junge William Vane, der beiläufig bemerkt, im dichtesten Gedränge war, warf einen Blick auf die Fenster desselben, und schwenkte seinen Hut nach den Damen hin, indem er jubelnd schrie:

„Carlyle in Ehren für immer!"

Die Damen lachten und winkten ihm mit den Tüchern, Sträußen und Farbenschleifen zu. Die Menge stimmte in hundertfachem Echo ein.

Digitized by Google

„Carlyle hoch! Carlyle in Ehren für immer!“

Barbara's Augen entrollten Freudenzähren, sie lächelte durch diesen Perlenschleier zwei liebenden Augen unten zu, die freundlich herauf grüßten.

„Welch' glänzende Versammlung von hübschen Weibern da droben,“ lispelte Mr. Drake dem Sir Francis ins Ohr. „Wie die Frauen zu ihm stehen! Ich sage Ihnen, Levison, Sie und die Regierung haben einen Narrenstreich begangen, es mit Carlyle aufzunehmen; der Meinung bin ich längst gewesen. Sie haben so wenige Chancen gegen ihn, als ein Strohhalm gegen einen Windstoß. Sie hätten besser gethan, sich bei Zeiten zurückzuziehen.“

„Wie ein Hasenfuß das Feld räumen? Nein,“ entgegnete Levison ärgerlich, „ich will es ausfechten.“

„Eine reizende Frau, Carlyle's Weibchen,“ bemerkte Drake weiter, Barbara mit Bewunderung anstierend. „Sagen Sie mir, Levison, war seine Erste auch so hübsch?“

Aber Sir Francis nahm die Frage übel auf und sah finster d'rein.

Ehe er indessen antworten konnte, drängte ein Polizeimann in voller Uniform sich durch die Menge, und die Hand auf des Baronets Schulter legend, sagte er in lautem, bestimmtem Tone.“

„Sir Francis Levison, Sie sind mein Gefangener!“

Levison dachte an nichts Anderes, als daß irgend ein Gläubiger sich seiner Person versichern wolle. Aber schon dieser Gedanke reichte hin, ihn in Wuth zu versetzen.

„Die Hand weg, elender Wicht, wie kann er sich unterstehen? . . .“

Eine rasche Bewegung, ein leichtes Gerassel wie von irgend einem Metall herrührend, ein Summen der näherstehenden, erstaunten Menge, und die Handschellen hemmten jede weitere Bewegung des edlen Baronets. Drake brachte vor Staunen keine Silbe hervor; er konnte keine Hand rühren, sonst hätte er den Polizeidiener zu Boden geschlagen.

Ein Dutzend schmähender Stimmen erhoben sich gegen denselben.

„Ich bedaure ungemein, auf öffentlicher Straße und in solcher Weise meiner Pflicht nachkommen zu müssen,“ entschuldigte sich der Diener der Gerechtigkeit, halb gegen Sir Francis, halb gegen die ihn umgebenden Gentlemen gewendet; „aber ich konnte ihm gestern Abends nicht beikommen, und doch habe ich den Verhaftsbefehl schon seit gestern fünf Uhr Nachmittags in der Tasche. Sir Francis Levison, ich verhafte Sie auf die Anklage des vorsätzlich an Georg Hallijohn begangenen Mordes.“

Die Menge wich entsetzt und wie gelähmt vor Bestürzung zurück; die Worte des Polizeimannes würden in raschem Laufe hin und zurück, nach allen Richtungen, zu Jedermanns Kenntniß wiederholt, die Aufregung stieg auf's Höchste.

Die Damen an Miß Cornelia's Fenstern gewahrten, daß irgend etwas vorging, ohne den Zusammenhang zu errathen.

Einige wurden beim Anblicke der Handschellen bleich, und Mätie Pinner, ein höchst nervöses Fräulein kreischte laut auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben.

(Fortsetzung.)

Dr. Spannried faßte den Bittsteller scharf in's Auge und sann etliche Sekunden nach, bevor er ernst und gemessen erwiderte: „Ein Professor weiß, was er denkt, will und spricht. Sie hätten mir vor Jahren folgen und fortstudiren sollen, anstatt auszutreten. Sie hatten mehr Talent, als zehn Andere und würden jetzt ohne Zweifel eine bessere Stellung im Leben einnehmen und ausfüllen. Ich habe Ihnen damals ausdrücklich gesagt: Audaces fortuna adjuvat — mit dem Muthigen ist Gott. Jetzt kommt die Reue zu spät.“

„Herr Professor kannten meine Verhältnisse, die Lage meiner armen Mutter, als der Vater starb . . .“

Ihre Mutter wäre dem Elend nicht erlegen, ei positum — gepriesen sei das Weib, das sein Dasein opfert, um dem Sohne den Weg zum Tempel der Musen zu bahnen! Doch tempi passati — es ist zu spät.“

„Ich glaubte,“ nahm Rohn den Gegenstand seiner Bitte schüchtern wieder auf, „namentlich Herrn Professor mein Anliegen unterbreiten zu sollen, weil Sie als anerkannter, berühmter Schriftsteller ihre Kopien und Auszüge zu neuen Werken unmöglich selbst herstellen können und ich als Ihr ehemaliger Schüler ausgerüstet mit einigen Vorkenntnissen der alten und neuen Sprachen, wenigstens richtig mundiren könnte.“

„Anerkannter — berühmter Schriftsteller!“ wiederholte der Professor und ließ das Haupt sinken, während sich ein Zug bitterer Ironie um die schmalen Lippen ausprägte. „Berühmter Schriftsteller! — Ich wollte, Herr Rohn, ich wäre ein Knownothing, wie der Amerikaner sagt, ein Nichtswisser, ein Charlatan! Der wahrhaft gelehrte Mann — vir sapiens bleibt heut zu Tage unbeachtet und kann darben, während freche Eindringlinge — homines novi, — welche die Früchte seines Fleißes und seiner Forschungen wie unverschämte, räuberische Spatzen herausstehlen und zu Faden schlagen, welche vorgeben, dem Volke die Wissenschaft mundgerecht zu machen, zu populariſiren, wie der terminus technicus heißt, mit seinen mühsam gewonnenen Resultaten brilliren und fette Prozente einstreichen. Zu

Ihnen gesagt, Herr Rohn: da liegt mehr als ein vollendetes Manuskript" — er schlug heftig mit der Hand auf die zusammengebundenen Papierstöße — „und kann keinen Verleger finden. Es ist ein Jammer, denn meine wichtigsten Abhandlungen liegen brach wie über: „die besuchtesten Tavernen Roms zur Zeit Nero's — über die Oellämpchen der Griechen und Römer, über deren Ursprung, und welche Oele am gebräuchlichsten waren, — über den langjährigen Zankapfel der Philologen, ob Horaz in seiner ersten Satyre über die Last des Lebens der Soldaten, graviter armis oder graviter annis schrieb, — merkwürdige Bruchstücke des Sektionsberichts über Cajus Julius Cäsar — und so habe ich noch ein ganzes Dutzend weltbewegender Fragen erschöpfend beantwortet. Wäre es seichte, aber flimmernd aufgeputzte Waare mit prunkendem prahlerischem Titel, sie florirte längst in so und so vielen Auflagen auf dem Büchermarkte. Das schmerzt und beugt, allein der ächte, treue Jünger der Wissenschaft hält aus, er lebt nur um seiner Studien willen, wenn er auch auf jeden Erfolg in der Oeffentlichkeit verzichten muß."

Rohn wußte nicht, was er auf diese niederschlagenden Argumente bemerken sollte. Er trat einen Schritt zurück, verbeugte sich verlegen und sprach so Etwas von beständiger Bereitschaft.

„Ich danke für Ihr freundliches Anerbieten," fuhr Professor Dr. Spannried fort, „und bedaure nur, Solches nicht acceptiren zu können. Große Werke ruhen, wie gesagt, und kleinere Abschriften, Exzerpte und Noten lasse ich im Disziplinarwege von meinen Discipulis fertigen. Hat ein Schüler seine Aufgabe lässig gemacht oder sich im „Mündlichen" nicht gehörig vorbereitet, so muß er zur Pönitenz diese oder jene Stelle, welche ich gerade bedarf, so und so oft abschreiben nach dem alten Sprichwort: Semel scriptum, decies lectum. Die schönste Abschrift nehme ich alsdann zu den Skripturen und werde so immer hübsch prompt und billig bedient."

Der Bittsteller hatte genug gehört. Er bat den Herrn Professor gleichfalls um Entschuldigung ob der verursachten Störung, was dieser mit einer gnädigen Neigung des Hauptes anerkannte, und verließ um Vieles muthloser den stillen Tempel der Gelehrsamkeit.

Eugen Rohn ging zum Thore hinaus, suchte die entlegensten Pfade der nahen Anlage auf und sann düster vor sich hin. Seine trostlose Lage, die Zukunft seiner Familie ließ keinen andern Gedanken aufkommen. Bald ging er langsam, schleichend, wie mit gelähmten Gliedern, bald stürmte er hastig vorwärts, mit den Armen in der Luft fechtend, als wollte er ein bestimmtes Ziel erstreben. Er schmiedete in seinem Geiste Pläne auf Pläne, um Plan und Plan als unausführbar wieder zu verwerfen, er studirte wie ein Spekulant auf neue, außerordentliche Hülfsquellen, ohne welche zu entdecken, er quälte und zermarterte sein Gehirn, bis kein richtiger Gedanke mehr den andern fand. Erschöpft sank er zuletzt unter einem großen üppigen Jasminbosquet, das ihn mit seinen dichten Blättern überschattete, auf eine Bank, um in dumpfem Hinbrüten langsam die Zeit verrinnen zu lassen. Er wollte nämlich noch einen Gang, den letzten, nach dem Hause des Herrn Advokaten Dr. Cervelli wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Sir Moses Montefiore] wird bald nach England zurückkehren, da er nun den Hauptpunkt seiner Mission erreicht hat. Am 1. Febr. hatte er die gewünschte Audienz bei dem Sultan von Marokko. Schon seit sechs Tagen befand er sich in der Hauptstadt, und es war ihm auf Befehl des Sultans, welcher in alter Strenge an der Heiligkeit der Gastfreundschaft festhält, der kaiserliche Palast Sidi Ben Dri's, mitten in einem Orangengarten gelegen, zur Wohnung angewiesen worden. Während der Audienz saß der Sultan nach marokkanischer Sitte zu Pferde, und zwar auf einem makellos weißen Streitrosse, was als ein gutes Vorzeichen begrüßt werden konnte. Denn die Farbe des Pferdes ist der sicherste Barometer der kaiserlichen Stimmung; ist der Sultan bester Laune, so wählt er ein weißes Pferd; ist er nicht ganz gut gelaunt, ein graues; und sitzt er auf schwarzem Rosse, so möge seine Umgebung sich nur vor einem Ausbruche seines Zornes hüten. Mit der Farbe seines Rosses stimmte der freundliche Empfang überein, den er dem verdienten Sir Moses Montefiore gewährte; er sprach seine Freude aus, einen Mann, der sich einen so weithin bekannten und gerechtfertigten guten Namen erworben habe, vor sich zu sehen, und empfing die ihm überreichte Petition in gnädigster Laune. Vier Tage nachher erhielt Sir Moses einen kaiserlichen Ferman, worin der Sultan seinen jüdischen Unterthanen Gleichheit vor dem Gesetze und unparteiische Rechtspflege angedeihen zu lassen gelobte. Es heißt in demselben: „Alle Juden in unserm Reiche, in welche Lebenssphäre der Allmächtige sie auch hi gestellt haben mag, sollen von unseren Statthaltern, Verwaltern und allen anderen Unterthanen so behandelt und angesehen werden, daß die Wagschalen der Gerechtigkeit in gleicher Schwebe bleiben, und es sollen vor den Gerichtshöfen die Juden mit allen anderen Menschen auf gleicher Stufe stehen, so daß auch nicht ein Bruchtheil des kleinsten denkbaren Theiles von Ungerechtigkeit auf einen derselben fallen soll. Auch soll kein Jude, Handelsmann oder Handwerker gegen seinen Willen zu irgend einer Arbeit gezwungen werden.

Digitized by Google

[Wie eine Rossini'sche Arie entstand.] Dem Wiener „Wanderer" entnehmen wir folgende artige Anekdote: „Rossini wurde in Wien mehrmals an die Tafel des Fürsten Metternich gezogen. Dieser ließ bei solchen Gelegenheiten den Ernst des gewichtigen Staatsmannes bei Seite und liebte es, wenn man fröhlich war. Das Gespräch war auf die deutsche Musik gekommen, welche Rossini so hoch verehrte, daß er äußerte, er könne nicht deutsch komponiren, und da bat er denn den Fürsten Metternich, er möchte ihm doch ein deutsches Lied vorsingen, das er als Thema zu einer heroisch-tragischen Arie für seine neue Oper „Semiramis" verwenden könnte. Anfangs lehnte der Fürst die Bitte ab und meinte, er könne sich auf keine passende Melodie besinnen. Indeß drangen wiederholt die anwesenden Damen in den Fürsten. Bereitwillig endlich, flüsterte er seiner schönen Nachbarin die Worte zu: „Dem Italiener wollen wir einen recht heroisch-tragischen Streich spielen." Lieber Maestro, sagte er, ich kann mich nur auf ein einziges deutsches Lied besinnen, vielleicht können Sie davon Gebrauch machen; es ist eine Melodie des höchsten Schmerzes und der Verzweiflung. Darauf sang Fürst Metternich das einst in allen Spinnstuben gesungene Lied: „Freuet euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht." Rossini war begeistert von der reizenden Melodie und nahm sie als Thema sowohl in der großen Arie mit Chor der „Semiramis", als auch in die Ouverture. Ueberall machte die Melodie den tiefsten tragischen Eindruck, aber die Deutschen konnten nie begreifen, wie die Königin von Assyrien, während sie den Tod ihres Gemahls beweint, singen kann: „Freuet euch des Lebens."

[Vom Kriegsschauplatz.] Ein pfiffiger Westphale versteckte einen großen Schinken, der ganz voll Trichinen war, in einem Knick. Dann stellte er sich hinter einer alten Weide auf die Lauer und sagte: „Täuw! se warrn woll kommen!" Richtig! nicht lange dauert's, da fällt ein ganzes Bataillon Dänen 'rein und entdeckt den Schinken. Wenn der Däne „Sinken" sieht, ist gar kein Halten mehr. Sie schneiden den Schinken mit ihren Säbeln in Scheiben und fressen ihn auf. Da kommt unser Westphale ganz fidel hinter seiner Weide hervor und eh' er noch was sagen kann, stürzt das ganze Bataillon Dänen todt zu seinen Füßen! Da fängt unser Westphale vergnügt an zu singen: „Wenn dat nich good vor de Dansker is ꝛc." — Am schlauesten hat es aber ohne Zweifel ein Berliner gemacht. Der hatte das Unglück, ganz allein unter 60 dänische Soldaten zu gerathen. Schon wollten sie ihn niedermachen, da rief er schnell gefaßt aus: „Im Namen des hohen Deutschen Bundestages, ergebt Euch!" Da fingen die Dänen so fürchterlich an zu lachen, daß sie sich in wenigen Sekunden sämmtlich halb todt gelacht hatten. Unser Berliner aber band sie, wie sie so hülflos waren, zu je 15 mit einer Strippe zusammen, trug sie mit Juchhei ins Lager und sagte zu seinen Kameraden: „Nu soll een Mensch sagen, der Bundestag thäte nischt vor Schleswig-Holstein!"

[Die eiserne Maske.] Die „France" bringt aus der „Sammlung bisher nicht veröffentlichter Briefe Benjamin Franklins" neue Aufschlüsse über „die eiserne Maske", unter welcher man bisher bald einen Sohn Ludwigs XIV. mit der Herzogin de la Vallière, bald den Enkel Heinrichs IV., den Herzog von Beaufort, bald den Herzog von Monmouth, bald Fouquet, Lauzun, Matthioli oder einen Zwillingsbruder Ludwigs XIV. vermuthete. Nach Franklins Angabe, die einer Unterredung mit dem Herzog von Richelieu entnommen, war die eiserne Maske ein Sohn des Herzogs von Buckingham und Anna's von Oesterreich, und seine — Aehnlichkeit mit Ludwig XIV. der Grund der Gefangenhaltung. Da der Herzog von Buckingham beinahe unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Frankreich 1628 ermordet wurde, und die eiserne Maske 1703 starb, so hätte der Gefangene ein Alter von 75 Jahren erreicht.

In dem Archiv eines aufgehobenen Klosters in Madrid hat man kürzlich eine für die Lebensgeschichte des spanischen Dichters, Miguel de Cervantes, interessante Urkunde gefunden. Die beschuhten Dreifaltigkeitsmönche (trinidarios calzados) bemühten sich um Loskaufung gefangener Christen aus Algier. Nach der erwähnten Urkunde bezahlten am 31. Juli 1579 die Mutter und die Schwester Miguel's dem Kloster zu seiner Loskaufung 300 Dukaten zu 11 Realen oder 112,500 Maravedi's. Der berühmte Spanier war nämlich in Gefangenschaft bei dem Schiffshauptmann Almani. Die Mutter nennt sich Leonor von Tortinas, Wittwe des Rodrigo von Cervantes; sie steuerte 250 Dukaten, die weiteren 50 schoß die Schwester Andrea von Cervantes zu. Die zwei Mönche, welche das Geld in Empfang nahmen, hießen Franz Juan Gil und Franz Anton de Cabella. Die zwei Zeugen waren Juan von Cuadros und Jouan von der Penna. Der Notar, vor welchem der Empfangschein ausgestellt wurde, nennt sich P. von Avapa Zunnigal.

Geschichtskalender. 11. März 1703. Kurfürst Max Emanuel von Bayern besiegt den österreichischen General Schlick unsern Passau's bei der eisernen Birn.

11. März 1818. Einzug des russischen Generals Wittgenstein in Berlin.

11. März 1814. Treffen bei Macon; Napoleons Rückzug.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Mailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 62 Samstag, 12. März 1864.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sie wurden bleich die hübschen Frauenwangen! Aber was ihr Erbleichen im Vergleich zu der erdfahlen Blässe, die Francis Levison's Gesicht entstellte. Seine Bestürzung war jämmerlich anzusehen, seine Mienen verzerrt bis zur Unkenntlichkeit; ein oder zwei Mal erschien er dem Ersticken nahe, so röchelnd ward sein Athemholen; dann plötzlich fiel sein verwirrter Blick auf Otway Bethel, der seines frühern grotesken Aufputzes entkleidet, in seiner Nähe stand.

„Verräthischer Hund! Das ist Dein Werk," rief er ihm zu.

„Nein! Bei . . . ." Ob Otway Bethel bei Jupiter oder Juno hatte schwören wollen, blieb auf immer unentschieden, denn ein anderer Polizei-Offizier hatte ihm, in ähnlicher summarischer Weise wie Levison, ebenfalls ein paar Handschellen angelegt.

„Mr. Otway Bethel, ich verhafte Sie als Mitschuldigen an dem Morde Georg Hallijohn's."

Es war, als sei die ganze Versammlung ringsum mit den Beiden verhaftet worden, so starr und stumm aufhorchend stand Alles da. Oberst Bethel, aus den Reihen der scharlach- und purpurfarbenen brechend, drang in die der gelben ein. Er wußte wohl, wie ungerathen dieser sein Neffe war, aber ihn mit ein paar Handschellen vor sich zu sehen, das hatte er nie erwartet!

„Was soll das bedeuten?" fragte er die Polizeimänner in befehlendem Tone.

„Wir haben nur unsere Schuldigkeit gethan, Sir," antwortete einer von ihnen; „das Gericht hat gestern die Verhaftsbefehle gegen diese zwei Gentlemen erlassen; sie sind des Mordes an Georg Hallijohn verdächtig."

„In Gemeinschaft mit Richard Hare?" rief der alte Oberst, erstaunt von dem Einen der Verhafteten auf den andern blickend.

„Es ist bereits erwiesen, daß Richard Hare nicht dabei betheiligt gewesen," erwiderte der Polizeimann. „Man behauptet, er sei unschuldig; ich weiß es nicht."

„Ich schwöre, daß ich unschuldig bin," schrie Otway Bethel außer sich.

„Desto besser, Sir, Sie brauchen das nur zu beweisen," erwiderte ihm der Polizeimann höflich.

Miß Carlyle und Lady Dobede lehnten sich weit zum Fenster hinaus; die Damen konnten ihre Neugierde nicht länger bezähmen. Mrs. Hare stand neben ihnen.

„Was gibt es," rief Miß Corny hinab zu den Untenstehenden, „was soll der Lärm?"

„Dem schönen Herrn, der Parlamentsmitglied werden wollte, hat man eben die Handschellen angelegt, ihm und dem jungen Bethel zusammen," antwortete bestimmt und deutlich ein Mann aus dem Volke.

„Man sagt, die Zwei haben den Hallijohn umgebracht, und die Schuld auf den Richard Hare geschoben, der es nicht gethan hat."

Ein schwacher Schmerzensschrei entfuhr den Lippen der armen Mrs. Hare; Barbara flog zu ihrer Mutter.

„O! liebe, liebe Mama! fasse Dich, laß Dich durch diese Nachricht nicht zu sehr angreifen. Richard ist unschuldig, und es wird nun gewiß auch bewiesen werden, daß er es ist!!"

„Archibald," rief sie in ihrer Angst hinunter zu Carlyle, der sie doch nicht hören konnte, „komm und sprich der Mutter Trost und Beruhigung zu!"

Carlyle aber sah, daß Barbara nach ihm verlangte und ihm winkte; er machte sich daher von seinen Freunden los, indem er ihnen sagte, er werde in wenigen Augenblicken zurück sein, und bahnte sich seinen Weg zum Hause; die Menge wich ehrerbietig zurück, als er vorschritt.

Sie brachten die Mutter in ein anderes Zimmer, aus der Nähe der fröhlichen Besucher und Carlyle schloß die Thüre hinter ihnen, damit sie ungestört bleiben könnten; nur er und Barbara waren bei Mrs. Hare, die fast ohnmächtig war und Madame Vine, die man um ein Riechfläschchen geschickt hatte. Barbara kniete zu den Füßen der Mutter, Archibald beugte sich über sie, ihre Hände liebevoll in den seinen haltend.

Madame Vine wäre gerne hinaus geschlüpft, aber Carlyle hatte in der Zerstreuung den Thürschlüssel abgezogen.

„O, Archibald, sagen Sie mir die Wahrheit! Sie werden mich nicht täuschen," sagte sie angsterfüllt; „ist endlich die Zeit gekommen, in der seine Unschuld erwiesen wird?"

Digitized by Google

„Ja!“

„Iſt es möglich, daß dieſer ſchlechte, verrätheriſche Menſch der Schuldige iſt?“

„Bei meiner Ehre, ich glaube, daß er es iſt,“ erwiderte Carlyle um ſich blickend, ob ihn Niemand hören könne. „Was ich aber Ihnen und Barbara ſage, würde ich ſonſt Niemanden auf der Welt mittheilen. Ich will nicht ſein Racheengel ſein. Theure Mrs. Hare, faſſen Sie Muth! Glücklichere Tage ſtehen Ihnen nun bevor.“

Barbara legte das Haupt der weinenden Mutter an ihren Buſen und ſprach ihr in den liebevollſten Ausdrücken Troſt ein.

„Ich muß wieder weg, liebes Herz,“ flüſterte Carlyle ſeiner Gattin zu, „laß ſie nicht allein, und verhüte, daß ihr kein voreiliges Geplauder zu Ohren komme.“

Er ſchloß die Thüre auf, und ging wieder auf die Straße hinab.

Madame Vine ſaß da, einer Bildſäule gleich; ihr Herz war zu Eis erſtarrt.

Unter Geſchrei und Lärmen der begleitenden Menge wurden die Gefangenen beim Polizeigerichte in Unterſuchungshaft untergebracht.

Leviſon's Partei ſtrich in tiefſter Beſchämung ſeinen Namen ſogleich von der Kandidatenliſte weg, auf der er, wie nun alle Welt einſtimmig behauptete, beſſer niemals figurirt hätte. Daß er keinen Falls irgend welche Chancen gehabt, ernannt zu werden, ſtand ja ohnedieß feſt.

Noch ein kleiner Zwiſchenfall an dem denkwürdigen Wahltage dürfte vielleicht ebenfalls Erwähnung verdienen.

Man hat Miß Corny in ihrem prachtvollen Seidenkleide und der ſchleifengeſchmückten Haube am Fenſter bewundert, wie ſie ſtolz lächelnd dageſtanden, über des Bruders Triumphe.

Aber kein Zweifel, hätte ſie gewußt, wer über ihr aus einem Fenſter des zweiten Stockwerkes herausgeſchaut, ſie würde ſich zu einem thatkräftigen Einſchreiten veranlaßt geſehen haben, deſſen Folgen ſich nicht voraus hätten ſehen laſſen. Es war niemand Anderer, als die nichtsnutzige Dirne,“ die Aſy Hallijohn! Sie war von Miß Corny's Dienſtmädchen eingeſchmuggelt worden, und ſtand da oben, in ihrer ganzen Herrlichkeit, in einem grün und weiß geſtreiften Popelinkleide mit Falbeln bis an die Taille hinauf, und mit einer Krinoline, die alles vernünftige Maß weit überſchritt. Ein Phantaſiehütchen ſchwebte auf dem Hinterkopfe, und eine ſchmucke Feder und ein wehender Schleier wiegte ſich auf demſelben; dazu trug ſie buttergelbe zarte Handſchuhe, und ein moſchusduftendes Spitzentaſchentuch! Es war ſehr gut für Miß Corny's Seelenfrieden, daß dieſer Akt von unverſchämter Keckheit ihr ewig ein Geheimniß blieb.

So ſtand die unternehmende Mamſell Aſy da, ſtolz wie eine Sonnenblume, ſich und ihre ganze Unwiderſtehlichkeit den bewundernden Blicken des einfachen, gutmüthigen Volkes unten zur Schau ausſtellend.

„Er iſt ein bildſchöner Mann, das iſt nicht zu leugnen,“ bemerkte ſie zu Miß Carlyle's Dienſtmädchen, als Sir Francis vor dem Hauſe angelangt war.

„Der ſchreckliche Menſch, der gegen Mr. Carlyle auftreten wollte!“ rief die Magd aus.

„Was iſt das?“ ſchrie Aſy plötzlich. „Warum ſtehen ſie ſtill? Das ſind zwei Polizeidiener! O!“ kreiſchte Aſy, „ſie legen ihm am Ende noch Handſchellen an. Was hat er denn verbrochen? Was mag es geben?“

„Wo? Wer? Was?“ riefen alle Dienſtmädchen in Erſtaunen und Neugier durcheinander.

Sie horchten, ſie ſchauten; Aſy ſtand da, alle Farbennüancen von Weiß und Roth abwechſelnd im Geſichte ſpielend. Aber ſie vermochte nicht zu errathen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der ganzen Scene habe. Die Antwort des Mannes, welcher Miß Carlyle darüber aufklärte, war nicht bis zu ihren Ohren gedrungen.

„Was ſagte er?“ fragte Aſy.

„Gerechter Gott!“ ſchrie eines der Dienſtmädchen, die ein ſchärferes Gehör hatte als Aſy, „er ſagt, daß ſie ihn gefangen nehmen, weil er der Mörder Ihres Vaters ſei. Mamſell Aſy! Sir Francis Leviſon und auch Otway Bethel.“

„Was?“ kreiſchte Aſy entſetzt.

„Er ſagt, Leviſon ſei der Thäter,“ fuhr das Mädchen fort, ſich hinausneigend, um beſſer zu hören, „und der junge Richard Hare iſt unſchuldig daran geweſen.“

Aſy begriff langſam den Sinn der gehörten Worte; zweimal ſchnappte ſie nach Luft, als wollte ſie erſticken, und dann fiel ſie mit einem lauten Schrei zu Boden.

Mamſell Aſy war ohnmächtig geworden.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortſetzung.)

Wiewohl ein verhältnißmäßig noch junger Mann, ſo galt doch Cervelli allgemein für den geſuchteſten und reichſten Advokaten der Stadt und Umgegend. Er zählte den hohen und niedern Adel und die Ariſtokratie der jüdiſchen Handelswelt zu ſeinen Klienten. Die erſteren ſchafften Anſehen, brachen Bahn und Verbindung bis zum Hof, was der jüngſt erworbene Ehrentitel „Hofrath“ zur Genüge bekundete. Die zweiten brachten ein glänzendes Einkommen. Durch geſchickte Verbindung beider hoffte der ehrgeizige Mann die Perle ſeiner Wünſche zu erringen, das Adelsdiplom. Er hielt es bereits für kein übertriebenes Kompliment mehr,

Digitized by Google

wenn devote Leute ihn als „Herrn Baron“ begrüßten. Kutscher und Diener waren längst uniformirt und es fehlte nichts zu seinem vollständigen Glücke, als das glänzende Wappen am Wagenschlage und die Krone mit den fünf Sternen auf den Mützen seiner Diener.

Hofrath Dr. Cervelli führte selbstverständlich ein nobles Haus und hatte sein Publikum gezogen, daß eine Audienz bei ihm der eines Präsidenten nicht viel nachstand. Am Vormittag war Sprechstunde, doch wurden „kleine Kläger“ und Landleute außer in besonders schweren, weitsehenden Prozessen den Herren Konzipienten überwiesen. Am Mittag wurde, Personen von Distinktion ausgenommen, vor Schluß der Tafel, welcher um vier Uhr erfolgte, bei ihm selbst Niemand vorgelassen. Fuhr der Herr Hofrath um diese Zeit nicht aus, so konnten Petenten in seinem Privatkabinet, wo der Herr Anwalt die Zeitungen las und bei einer Tasse Mocca eine ächte Havanna rauchte, Zutritt finden, was jedoch immerhin für eine spezielle Gefälligkeit galt.

Als sich Rohn gegen vier Uhr dem Hause des Herrn Dr. Cervelli näherte, bemerkte er schon von fern die Equipage, welche, zur Abfahrt bereit, auf der Straße harrte. Er beschleunigte seine Schritte und lief schließlich mehr, als er ging, am Wagen vorbei auf die Einfahrt zu. Unter dem Thore rannte er mit dem Herrn Hofrath selbst, der ihm entgegenkam, zusammen. Beide prallten zurück. Der Skribent sammelte in seinem Schrecken Worte der Entschuldigung und bat gehorsamst um eine kurze Audienz. Der Hofrath, welcher den weiland Rendanten vom Gericht her kannte, trat als ein umsichtiger Geschäftsmann, und um keine Zeit zu verlieren, mit demselben in den großen Hofraum zurück, wo sie vor Lauschern gesichert waren.

Der Skribent schilderte mit wenigen Worten seine Lage und bat schließlich um Arbeit, um Abschriften, die er zu Hause fertigen könnte. Schon während der letzten Worte hatte Herr Cervelli entschieden mit Hand und Haupt verneint und dieser Bewegung entsprach auch sein mündlicher Bescheid. „Das geht nicht,“ sprach er rundweg ab. „Ich habe einmal Arbeiten außer dem Hause fertigen lassen und nie wieder. Abgesehen von der Unsicherheit, von Unterschleifen und von der Unordnung in der Registratur, so hat man die Akten niemals zur Hand, wenn es Noth thut. Und dann, Herr Rohn, bedenken Sie doch; Ich und Ihr Vorstand stehen auf dem gespanntesten Fuße. Sobald Herr Landrichter Rebelthau erfährt, daß Sie nur eine Zeile für mich kopirten, werden Sie sofort entlassen.“

Daran hatte der Bittsteller in seinem eifrigen Streben, Arbeit zu finden, nicht gedacht. Er sah mit Schrecken die Richtigkeit dieser Bemerkung ein und wußte keinen Einwand zu erheben.

„Ich würde Sie allerdings,“ fuhr der Hofrath großmüthig fort und strich mit der Hand durch seinen blonden Schnurrbart, „in einem solchen Falle nicht im Stiche lassen und in meine Kanzlei aufnehmen, was jedoch immerhin mit pekuniären Opfern von Ihrer Seite verbunden sein dürfte.“

Rohn machte unwillkürlich eine dankende Verbeugung.

„Leider habe ich Personal im Ueberfluß, eigentlich zu viel,“ setzte der Hofrath hastig bei, als reute ihn sein Ausspruch wieder, mit Buchhalter und Registrator zwölf Mann und werde täglich von neuen Supplikanten bestürmt. Sechs meiner Skribenten dienen um das halbe Honorar, zwölf Gulden monatlich, zwei beziehen keinen Heller. Es sind Volontärs, die sich in den Dienst einschießen wollen. Noch ein paar Jahre — ich versichere Sie — und es kommt so weit, daß man den Anwälten Prämien bietet, wenn sie junge Leute in ihre Kanzleien aufnehmen mögen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dem Briefe eines österreichischen Offiziers, den die Wiener militärische Zeitschrift „Der Kamerad“ veröffentlicht, entnehmen wir folgende Schilderung vom Kriegsschauplatze in Schleswig: Die Leute scheinen hier zu Lande sonderbare Begriffe über die Oesterreicher gehabt zu haben. Vielleicht tragen noch Traditionen aus Wallensteins Zeiten dazu bei. Die heiterste Scene aber erlebten wir bei einem Pfarrer in Klepleff, ein Nest im Moraste, seitwärts von der Chaussee zwischen Flensburg und Apenrade, wo man nie ein dänisches, geschweige denn ein anderes Militär gesehen. Der Seelenhirt kannte nur den Krieg aus „Wallenstein's Lager“, welches Werk er, wahrscheinlich in der Vorahnung drohender Gefahren, in der letzten Zeit fleißig gelesen zu haben schien, da wir es auf dem Pulte aufgeschlagen fanden. Zitternd und bebend empfing er uns mit der Betheuerung, sein Sprengel zähle nur 500 Seelen, die Gegend sei überdieß arm, sehr arm und er der ärmste Mann in derselben. Wir erklärten ihm, daß uns Das sehr wenig anginge, und baten um ein Abendbrod. In der Eile wurden einige Enten aufgetragen, welche wir mit einem Bärenappetit verschlangen. Dieß schien sein letztes Restchen Muth zu rauben, denn unter keiner Bedingung war er dazu zu bringen, sich an unsern Tisch zu setzen, sondern kauerte sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers, wo er wahrscheinlich Gebete vor sich hinmurmelte. Als wir vom Tische aufstanden, sprang er wie ein Gummiball auf, und man brauchte gerade kein Physiognomiker zu sein, um aus seiner Jammermiene den Gedanken zu lesen: „Jetzt haben sie sich satt gegessen — nun geht das Morden und Brennen an.“ Er traute kaum seinen Ohren, als wir ihm unter Händedruck gemüthlich eine gute Nacht wünschten. Am nächsten Morgen war der Hochwürdige schon zutraulicher. Als wir aber beim Abmarsche von Zahlen

Digitized by Google

sprachen, fuhr ihm der Schreck in die Glieder, da er uns Mißverstand und glaubte, wir wollten außer der freien Zeche auch noch bezahlt sein. Er stotterte wieder die Geschichte von der armen Gegend und von dem ärmsten Manne heraus und konnte kaum den Frost überwältigen, als er über unsere Absichten vollkommen ins Klare kam.

In einem Brief eines Unteroffiziers vom Infanterieregiment Hessen an einen Freund bei Wels wird über das Schicksal eines Gemeinen vom k. k. 9. Jägerbataillon folgende interessante Mittheilung gemacht. In der Affaire bei Oeversee gerieth der Gemeine Schober vom 9. Jägerbataillon in feindliche Gefangenschaft. Drei dänische Infanteristen nahmen ihn in die Mitte, um ihn der Armee, die bereits voraus war, nachzuliefern. Es dunkelte bereits. Unser Mann ging wenig erfreut in Mitte seiner Feinde, die ihn auf alle mögliche Weise neckten. Endlich reißt ihm die Geduld, wüthend springt er gleich einer Hyäne auf seinen Vordermann los, entreißt ihm den Säbel, haut ihm damit den Arm lahm, schleudert im selben Moment die Spitze des Säbels auf seine Hintermänner, ohne sie jedoch, wie es schien, zu verwunden, und ergreift mit ächter Jägergeschwindigkeit die Flucht. Ein nahe gelegenes Wäldchen soll ihm Schutz gewähren. Allein seine Gegner wollen ihre Beute nicht lassen und eilen ihm von Wuth und Rache getrieben nach. Kaum hatte unser Jäger das Wäldchen erreicht, so wirft er sich unter eine dichte schneebedeckte Hecke, die ihn glücklich den Blicken seiner Verfolger entzieht. Sie eilen an ihm vorüber. Kaum hatte Netz der Flüchtling wahrgenommen, so kriecht er aus seinem Versteck und erklettert mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchens eine nahestehende Tanne, indem er besorgte, seine Verfolger möchten umkehren und die Hecke durchsuchen. Allein sie hatten seine Spur verloren, unser Baumbewohner sah und hörte nichts mehr von ihnen. Der Frost packte ihn an allen Gliedern, dennoch konnte er sich nicht entschließen, sein lustiges Quartier zu verlassen, aus Furcht, abermals in Feindes Hände zu gerathen. Endlich aber hält er's nicht mehr aus, Hände und Füße begannen zu erstarren, er steigt herab und sucht durch Bewegung einige Wärme in seine Glieder zu bringen. Scheu wie ein gehetztes Wild lauscht er bei jedem Schritte nach allen Gegenden, ob nicht etwa Gefahr für seine Freiheit drohe. So irrte er die ganze Nacht herum und traf gegen Mittag glücklich bei seinem Regiment wieder ein.

Im Gasthofe zum „Adler" belustigten sich eines Abends die Gäste mit Räthselaufgeben. Jean, der Kellner, hörte aufmerksam zu; man forderte ihn auf, ebenfalls eins aufzugeben. „Wohlan", sagte er, „mein Vater hat's gezeugt, meine Mutter hat's geboren, und doch ist's weder mein Bruder noch meine Schwester, wer ist dieß?" „Das sind Sie selbst" — war die Auflösung. Der Kellner bejahte. — Einer aus dieser Gesellschaft ging eines Abends in einen andern Gasthof, und da eben Räthsel aufgegeben wurden, trug er das des Kellners vor. „Das sind Sie selbst", rief man ihm zu. „Gefehlt", war seine Antwort, „es ist der Kellner Jean im „Adler".

Dem neuernannten Hoftheater-Intendanten wurde das Theater-Personal vorgestellt. Der Kassier, ehemaliger Bouffon der Oper, noch immer wegen seiner muntern Laune bekannt, hatte eine große Kupfernase. Der Intendant befragt ihn um Kassaverhältnisse und äußerte scherzhaft, indem er dessen Nase fixirte: Er möge doch nicht so viel Kupfer annehmen. Es ist kein Kupfer, anwortete der Kassier. Ich hielt es Anfangs auch dafür, zeigte es aber einem Sachverständigen, dem Kupferschmiedmeister N. Dieser lachte mich aus und sagte: Wer das für Kupfer hält, der muß ein rechtes Rindvieh sein.

Logogryph.

Ein Fischchen blieb an einer Angel hangen;
Bald ward ich selbst in einem Netz gefangen:
Weg war mein Herz, dahin war meine Ruh.
Man zog das Netz nicht zu, nein! es ward aufgeschlagen —
Ich soll den Fisch, ich soll das Netz dir sagen?
Setz nur zu Sieben noch den Achten zu!

Du räthst es nicht? Nimm von den Achten wieder
Drei vorn hinweg, so tönt es süße Lieder,
Nimmst du noch Eins, so sind sie weiß und rund,
Doch zu gewisser Zeit auch gelb, roth oder bunt.

Auflösung der Charade in Nro. 59:
Fußvolk.

Geschichtskalender. 12. März 1799. Feierlicher Einzug des neuen Regenten, Max Joseph (König Max I. Joseph) in das verwaiste München und Bayern.

12. März 1813 verlassen die Franzosen Hamburg unter General St Cyr, bei der Annäherung der Russen.

12. März 1814. Einnahme von Rheims durch St. Priest.

13. März 1802. Die Aufhebung der Klöster der k. k. Bettelmönche in Bayern wird beschlossen.

13. März 1814. Verlust von Rheims.

Redakteur: Gustav Heffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 63 Montag, 14. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Mr. Jiffin.

Als Asy Hallijohn wieder zu sich gekommen war, wurde sie in derselben Weise, wie sie hereingebracht worden, wieder aus dem Hause geschmuggelt.

Sie war eine durchwegs elastische Natur, und als der Schlag, die Ueberraschung, die Wirkung der Hitze, oder was es immer gewesen sein mochte, vorüber waren, wieder ganz die Vorige.

Sie trippelte mit ihrem koketten Wesen über den Weg nach Hause zu ihrer Herrin, Mrs. Latimer; das Spitzentuch in der einen Hand, und mit der andern ihre Falbeln in die Höhe hebend, das gestickte Unterkleid und die feinen Lackstiefelchen mit den ellenhohen Absätzen zu zeigen. Asy machte jede, noch so unsinnige Mode mit.

Nicht weit von Miß Carlyle's Wohnung befand sich ein Laden, in welchem Käse, Butter und Schinken verkauft wurden. Es war ein ganz respektables Geschäft, und von einem ebenso respektablen Verkäufer und Herrn geführt. Er war ein junger, sanfter Mensch, dieser Herr, dem bei einigen Geschäften in London das Glück nicht abhold gewesen, und der nun hier die Handlung an sich gebracht hatte.

Sein Vorgänger hatte sich ein hübsches Sümmchen dabei erworben, und man prophezeite Mr. Jiffin ein Gleiches.

Wenn wir sagen, daß Miß Carlyle den Laden mit ihrer Kundschaft beehrte, glauben wir der Qualität der dort zum Verkaufe gebotenen Waaren das beste Zeugniß ausgestellt zu haben.

Als Asy an dem Laden vorüber kam, stand Mr. Jiffin eben vor der Thüre desselben.

Asy blieb stehen. Mr. Jiffin war einer ihrer eifrigsten Bewunderer und sie, die auf der Welt kein höheres Glück kannte, als sich bewundern zu lassen, hatte bereits öfter freundlichst Mr. Jiffin dafür zugelächelt, und ihm Rede und Antwort gegönnt.

„Guten Tag, Miß Hallijohn," rief er ihr freudig zu, und schlug eiligst die weiße Schürze, die er vorgebunden hatte, zurück, so gut es nur immer thunlich war, als er ihr die Hand entgegenstreckte, denn Asy hatte sich mehr als einmal äußerst unliebsam über diese weiße Schürze geäußert.

„Ei, Mr. Jiffin, wie geht es Ihnen?" sagte Miß Asy mit vornehmem Kopfnicken, sich stellend, als bemerkte sie ihn erst jetzt. Sie ließ sich herab, mit den Fingerspitzen ihres buttergelben Handschuhs Jiffin's Rechte zu berühren, während sie abwechselnd mit dem Spitzentuch und dem Schleier und den Ringellocken manöverirte, und eine ganze Batterie koketten Kreuzfeuers auf ihr unglückliches Opfer spielen ließ.

„Ich dachte, Sie hätten Ihren Laden gesperrt, und sich auch einen Feiertag gemacht."

„Das Geschäft will versehen sein," antwortete Jiffin, in Bewunderung ihrer zahllosen Reize versenkt, die heute in besonders blendendem Lichte strahlten! Hätte ich aber vermuthen können, daß Sie ausgegangen waren, würde ich vielleicht mein Glück versucht haben, Ihnen zu begegnen . . ."

Der ehrliche Butterhändler redete aus dem Herzen, und war auch seine Bewunderung redlich und aufrichtig.

Asy wußte das. „Der Einfaltspinsel!" dachte sie, „er ist geradezu ein Schafskopf!"

„Meine größte Freude auf der Welt, Miß Hallijohn," fuhr der verliebte Käsemann fort, „ist, wenn Sie vor meinem Laden vorbeigehen; es ist mir gerade, als ob die Sonne aufginge!"

„Du mein Himmel," entgegnete Asy mit einem gezierten Lächeln, „ich kann nicht begreifen, welche Freude das für Sie sein kann? Uebrigens hätten Sie mich vor einer Stunde vorbeikommen sehen müssen, wenn Sie Augen gehabt hätten. Ich bin zu Miß Carlyle gegangen," setzte sie mit der Miene einer Dame hinzu, die bei Herzoginnen Morgenbesuch abstattet.

„Wo hatte ich nur meine Augen?" rief Mr. Jiffin mit unbeschreiblichem Leidwesen aus; „gewiß in einer der verwünschten Buttertonnen! Wir haben ein Malheur damit gehabt, Miß Hallijohn, ich muß mehrere wieder zurückschicken."

„O!" sagte Asy, über diese geschäftliche Bemerkung das Näschen rümpfend, „ich verstehe mich nicht auf Buttertonnen, dergleichen ist nicht meine Sache."

Digi Google

„Natürlich, natürlich," beschwichtigte sie Jiffin. „Aber, wer das Geschäft versteht, für den sind sie sehr profitabel . . . ."

„Was hat das Schreien zu bedeuten?" fragte Asy, da aus einer gewissen Entfernung her sich ein entsetzlicher Lärm vernehmen ließ, der eine geraume Weile währte.

„Es ist das Jauchzen der Wähler, die dem neuen Parlamentsmitgliede für West-Lynne, Mr. Carlyle, ein Hoch bringen. Sie wissen doch, daß er gewählt ist?"

„Nein, ich weiß nichts davon."

„Mr. Carlyle ist ein ehrenwerther Mann! Gott segne ihn! Es gibt nicht viele seines Gleichen."

„Sind das lauter Kundschaften? Du mein Himmel! Sie werden genug zu thun haben, sie Alle abzufertigen; Ihr Ladenbursche wird nicht zurecht kommen damit, ich will Sie nicht länger aufhalten."

Und Asy rauschte mit einer graziösen Schwenkung ihres Taschentuches und einer ditto ihrer zahllosen Falbeln an dem geblendeten Butterhändler vorbei, der ihr noch lange nachsah, ehe er sich entschließen konnte, in seinen Laden zurückzukehren, wo vier bis fünf Dienstmädchen auf die verlangte Waare warteten.

„Er ist am Ende keine ganz schlechte Partei," sagte Mamsell Asy zu sich selbst, als sie weiter ging.

„Natürlich würde ich meine Nase nicht in die Bude stecken, außer um Etwas anzuschaffen, wie andere Kunden. Es ist ein besonderer Eingang, Gott sei Dank! Man sagt, daß das Zimmer über dem Laden wunderschön eingerichtet ist, mit Spiegelchiffoniers und Brüsseler Teppichen, und Mahagoni-Möbeln, ganz salonmäßig.

Das Sprechzimmer hinter dem Laden ist ebenfalls nett möblirt, und ich wollte mir's schon herrichten, wenn's nicht nach meinem Geschmack wäre. Er müßte mir ein Piano für den Salon anschaffen; das sieht elegant aus, wenn man auch nicht selber spielt; und zwei Mägde müßte ich mir halten; wenn ich schon heirathe, thue ich's nicht, daß ich von einer schmutzigen Person bedient sein soll, welche Magd „für Alles" ist. Der Jiffin ist so ein Lamm, der würde zu Allem ja sagen; ich bin überzeugt, er ließe mich im ganzen Hause das Unterste zu oberst kehren, wenn ich nur seine Bude ungeschoren lasse; die soll er haben, wie er will.

„Die schmierige Bude ist sein Departement, das Uebrige gehört mir. Möchte wissen, zu was man überhaupt einen Mann braucht, als daß er für einen arbeitet? In allem Uebrigen ist er einem ohnedieß nur eine Last! Wie viele Zimmer das Haus wohl hat? Ich brauche ein großes luftiges Schlafzimmer, ich könnte nie in einem Kabinet schlafen; wenn kein Zimmer da ist, das groß genug ist, lasse ich aus zweien eins machen.

„Und ein schönes Bett will ich haben, mit Damastvorhängen, und einen Mahagonischrank, und einen großen Ankleidespiegel, nebst der Toilette . . . .

„Vielleicht lasse ich auch ein kleines eisernes Bett für ihn in einen Winkel meines Schlafzimmers stellen; getrennte Schlafstellen sind jetzt in der eleganten Welt Mode. Werden sehen! Er ist keine schlechte Partie! Das Aergste ist der Name Jiffin! Joe Jiffin! Wie kann ich's überleben, Frau Joe Jiffin zu heißen? Nicht daß . . . . . Du mein Himmel! was wollen Sie von mir?"

Asy's Luftschlösser wurden plötzlich durch Mr. Ebenezer James unterbrochen. Dieser Gentleman, der ihr rasch nachgegangen war, zupfte sie an ihren Falbeln rückwärts am Kleide, ihr kund zu geben, daß Jemand hinter ihr sei.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben.

(Fortsetzung.)

Bei dieser trostreichen Eröffnung fand es der Petent für gut, zu schweigen. Er wollte sich zurückziehen, um den Herrn Hofrath nicht länger von seiner Spazierfahrt abzuhalten.

„Was ich sagen wollte," rief dieser, im Gehen sich nochmals wendend, „Ihr Gang dürfte trotzdem nicht vergeblich gewesen sein. Ein Bäckermeister hat heute darauf angetragen, eine Klage wegen Schuldforderung gegen Sie einzureichen. Wenn Sie Sich an Herrn Schmalz, meinen dritten Konzipienten, wenden wollten, der diese Bagatellgeschichten verhandelt, so könnte vielleicht ein Arrangement getroffen werden. Der Kläger ist in seinem Rechte, und Sie werden gut daran thun, die Sache baldigst zu ordnen. Man liebt derartige Casus bei dem Amts- und Kanzleipersonal nicht, und wenn Herr Landrichter Nebelthau die Klage in die Hand bekommt, was nicht zu vermeiden ist, so dürften die Folgen keine angenehmen sein. Ich rathe Ihnen deßhalb, die Sache in Güte zu bereinigen."

Mit dieser väterlichen Ermahnung, die leichter gesprochen, als auszuführen war, rückte der Herr Hofrath Doktor Cervelli den Hut, schlüpfte vollends in seine gelben Glacées und ging nach seinem Wagen.

Der Skribent hatte keine Sehnsucht nach der Klage des Rosenbäckers, der nicht einmal die von ihm selbst gesetzte, dreitägige Frist überwinden konnte, verzichtete gern auf die Eröffnungen des Konzipienten Schmalz und benützte den hintern Ausgang des Hauses, um sich ungesehen zu entfernen.

Der enttäuschte Mann flüchtete aus dem Gewühle der Stadt wieder nach der Anlage, auf dieselbe versteckte Bank, von der er ausgegangen war, um mit sich und seinem Grame allein zu sein. Er war und blieb allein. Die Gesellschaft meidet stille, einsame Stätten und den Unglücklichen umringen keine schmeichelnden Freunde. Er war und blieb allein, bis der Abendwind mit em-

Digitized by Google

sigem Flüstern und kühlem Wehen durch die Blätter zog, bis die Dämmerung ihre Schatten dichter und dichter ausbreitete, selbst bis die Sterne zur hohen Himmelswacht aufzogen und mild glänzend auf den Verlassenen niederblickten, der keine Heimstätte zu besitzen schien.

Endlich erhob sich Rohn. Ein tiefer Seufzer entrann sich der gequälten Brust, dem ein wehmüthiges „In Gottes Namen!“ antwortete, das seine Lippen hauchten. Langsamen Schrittes suchte er den Heimweg durch die Anlage und die nun stillen Straßen der Stadt.

Als sich der einsame Wanderer seiner Wohnung näherte, gewahrte er eine dunkle Gestalt, die wie eine Schildwache vor dem geschlossenen Hofthor auf- und abpatrouillirte. Er blieb stehen, in banger Erwartung, ob nicht ein neuer Dränger hier Posto gefaßt habe, um ihn beim Nachhausegehen zu packen. Es war zu spät! Der Nachtwandler hatte ihn bereits entdeckt und avancirte im Sturmschritt, daß sich die etlichen zwanzig, staffelförmig abfallenden Krägen und Krägelchen des Mantels, welcher ihn umhüllte, im Nachtwinde hoben und bauschten und wie ein gespenstiger Ballon daherschwebten.

„Um des Himmels willen — wo bleiben Sie denn?“ schnarrte der Angreifer schon auf mehrere Schritte im heftigsten Zorn. Der bestürzte Schreiber athmete leicht auf, sofort die Stimme und das breite Gesicht des Kommissionärs Stillkraut erkennend, der die rechte Hand drohend erhob und mit der andern fest und ernstlich seinen Arm packte, wie um sich seiner Person zu versichern. „Wo stecken Sie denn eigentlich den ganzen Tag über? Ist das eine Manier für einen soliden Ehemann? Ich verfolge Sie seit drei Stunden, wie der Jäger die Fährte des Marders, ich suchte Sie wie eine Perle. Ich war im Gerichte, auf dem Markte, in der Anlage, ich lief die Wirthshäuser ab, ich trample nun schon eine kleine Ewigkeit da hin und her, in tausend Nöthen, wie auf glühenden Kohlen — und Sie schlenkern Gott weiß wo herum.“

„Ich habe Beschäftigung gesucht, einen Nebenerwerb,“ entschuldigte sich Rohn in aller Ruhe.

„Sie haben nichts zu suchen,“ polterte der Kommissionär und schüttelte halb freudig, halb ärgerlich den gepackten Arm, „weil Sie nichts finden. Sie sind zu schüchtern, zu ungeschickt, ein unmündiges Kind, der Mörder Ihres eigenen Glückes. Aber Gott hat Ihnen Freunde gegeben“ — und Stillkraut schlug sich stolz auf die Brust, daß die große Brille zitterte, — „Freunde, die den rechten Moment zu packen wissen.“

„Sie setzen mich mit jedem Worte mehr in Erstaunen . . .“

„Und Sie mich,“ unterbrach ihn der Kommissionär heftig, „mich durch Ihr eiskaltes Gesicht, in dem kein Tropfen warmen Blutes mehr zu rinnen scheint. Während ich glühe, bebe vor Freude, stehen Sie da wie eine vertrocknete Mumie, wie ein gläserner Automat. Ich kenne Ihr Tarbeamtenmalheur und lache dazu, denn der Weg zu Glück und Reichthum führt am seltensten durch staubige Kanzleistuben. Frischen Muth in's Herz und aufgerüttelt die trägen Glieder! Was Sie vergebens hofften und heute jedenfalls vergebens suchten — ein Kommissionär hat's längst in den Händen.“

„Wie? — Sie — Sie hätten?“ rief Rohn in freudiger Bestürzung und umklammerte krampfhaft die Hand des erregten Sprechers.

„Eh!“ wehrte dieser mit schmerzhaftem Lächeln und zog vorsichtig seine Hand zurück. „piano!“ wir brauchen unsere gesunden Glieder noch länger.“

„O reden — reden Sie doch!“ bat Rohn ungestüm drängend. „Es ist der einzige Ausweg, die letzte Rettungsplanke — ich vergehe . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Rinkenis, 6. März.

Im Hinblick auf die demnächst bevorstehenden Ereignisse dürfte eine kleine Beschreibung der Düppeler Position von Interesse für unsere Leser sein. Sie wird durch zehn Schanzen und den Brückenkopf von Sonderburg gebildet. Die Flensburg-Sonderburger Chaussee und die Apenrader-Sonderburger Landstraße vereinigen sich hinter den Schanzen, eine kleine Achtelmeile vor dem Brückenkopf. Von den 10 Schanzen sind 6 geschlossene, drei offene; zu ersteren zählen Nr. 1, Nr. 2, Nr. 4, Nr. 6, Nr. 9 und Nr. 10, zu letzteren Nr. 3, Nr. 5, Nr. 7 und Nr. 8. Nr. 10 liegt zwischen dem Apenrader Wege und dem Alsener Sund; zwischen den beiden obengenannten Straßen befinden sich die Schanzen Nr. 5, 6, 7, 8 und 9; zwischen der Flensburger Chaussee und dem Wenningbund die Schanzen Nr. 1, 2, 3 und 4. Die Schanzen Nr. 2, 3, 5, 6 und 8 liegen in erster Reihe, 1, 4, 7 und 9 in zweiter, jedoch bedeutend höher als die ersten fünf, welche somit eingesehen und beschossen werden können. Ein eventueller Sturm der ersten, unter solchen Verhältnissen sehr schwer zu haltenden Befestigungslinie wird also wohl eine sofortige Ausdehnung des Sturmes auch auf die zweite Linie bedingen. Als letztes Reduit auf dem Festlande haben die Dänen dann noch den mit allem Raffinement der modernen Fortifikationskunst befestigten Brückenkopf, welcher zwei (nicht eine) nach Sonderburg auf Alsen führende Schiffbrücken deckt. Nördlich von Sonderburg befindet sich dann wieder eine Schanze, eine zweite bei Bosager, eine dritte bei Rönhof, diese am Alsener Sund. Die letzt-

Digitized by Google

genannten sind offene Schanzen. Die geschlossenen Schanzen sind, so viel man weiß, sämmtlich Sechsecke und mit starken Blockhäusern versehen; die offenen bilden halbe Sechsecke, oder, was bezeichnender sein mag, lange Fronten mit je zwei kurzen Flanken. Man sieht, es ist eine äußerst starke Position, zu deren Angriff geschritten werden soll und muß, und die noch stärker durch die Flankirung von feindlichen Schiffen im Wenningbund, und, auf der nördlichen Seite von Alsen aus wird. Die Alsener Küste erhält immer noch neue Befestigungen. Mit guten Fernrohren kann man vom westlichen Sundewitt aus die dänischen Soldaten arbeiten sehen. Die Dänen sind übrigens Meister in der Erfindung neuer Hindernisse, welche die stürmenden Soldaten im wirksamsten Kartätschen- und Flintenfeuer aufhalten sollen. So haben sie nicht nur Wolfsgruben, spanische Reiter, Eggen und Fußangeln, sondern auch noch ein Hinderniß erfunden, das sogar einen ungentilen Charakter hat. Sind nämlich die Eggen und Fußangeln fortgeräumt, die spanischen Reiter und Wolfsgruben passirt, so kommt man an einen förmlichen Drahtzaun, bestehend aus ziemlich großen fünf bis sechs Schritt voneinander stehenden Pfählen, durch welche drei bis vier dicke Drähte gehen. Zwischen dieser sinnreichen Erfindung, um deutsche Leiber einzeln zur Zielscheibe dänischer Büchsen zu machen, und dem Graben der betreffenden Schanzen treibt noch eine andere Perfidie ihr höllisches Spiel. Hier nämlich befinden sich untereinander befestigte Bretter, durch welche, natürlich mit der Spitze nach oben, 7—8 Zoll lange Schwertnägel geschlagen sind. Bis an die Spitzen der Nägel hat man diese Bretter mit loser Erde bestreut! Daß außerdem noch Minen vorhanden sind, darf wohl angenommen werden; indeß, nach moderner militärischer Anschauung, braucht der Respekt vor Minen, diesem gewaltigen Schreckniß in früheren Festungskriegen, nicht mehr so übermäßig groß zu sein. Ein arges Hinderniß jedoch bieten noch die dänischen, aus der Kontre-Escarpe und Escarpe des Grabens hervorragenden Pallisaden, bestehend in kurzen Balken, aus deren Kopfenden vier haarscharf geschliffene, gekreuzte Schwerter hervorragen. Das ist im Großen und Ganzen die berühmte Düppeler Position, welche sich über ein Terrain von wenig mehr als einer Viertelquadratmeile erstreckt.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine tragische Geschichte.] Die „Breslauer Zeitung" erzählt: „Die Frau eines Tuchmachers hat einen einzigen Sohn, der seinerzeit als Reservist zu der Garde, wo er früher gedient hatte, eingezogen und mit seinem Regiment nach Schleswig gerückt war. Die besorgte Mutter schickte nun vor einiger Zeit dem fernen geliebten Sohne eine Unterstützung von fünf Thalern zu, erhielt den Brief aber wieder zurück, weil der Adressat nicht hatte aufgefunden werden können, vermuthlich weil die Adresse unrichtig oder falsch angefertigt und der Name undeutlich geschrieben sein mochte. Die Frau mißverstand die Zurücksendung des Briefes dahin, daß ihr Sohn nicht mehr hätte aufgefunden werden können, weil er todt oder vermißt sei, und beschloß daher im tiefsten Schmerz, sich das Leben zu nehmen. Sie stürzte sich auch in der That in einen gefüllten Graben, und starb an den Folgen des Schrecks und der Erkältung, die sie sich zugezogen hatte, obgleich sie bald dem nassen Element entrissen wurde. Kaum war die Frau begraben, als Nachricht von ihrem Sohne einging, daß er sich wohl und munter beim Heere befinde.

[Ein astronomisches Uhrwerk] von ausgezeichneter und reicher Arbeit, in mittelalterlichem Styl, ist dieser Tage in der Auktionshalle von Paris versteigert worden. Baron Rothschild erstand es für 25,500 Frks. Das Kunstwerk stammt aus der Sammlung des verstorbenen Michelin aus Provins, und ist früher von Du Sommerard in seinem Buche über die Künste des Mittelalters ausführlich beschrieben worden.

In einem Nachruf an Karl Frhrn. v. Prokesch-Osten heißt es: „Wie ein Held hat er gekämpft und war er gestorben. Eine Kugel zerschmetterte ihm vor dem zweiten Sturmangriff den linken Arm. Er, der zum ersten Male im Feuer stand, legte ihn auf den Rücken, ermunterte, wie ein alter Soldat, seine Leute zum Schritthalten, und führte sie über die zwei nächsten Knicks weg bis auf Armslänge an den Feind hinan. Hier sah ihn sein Oberst stürzen. Drei Kugeln, alle tödtlich, müssen ihn wohl zu gleicher Zeit getroffen haben. Dort sitzend, fand ihn ein Kamerad nach dem Gefechte. Er hatte sich nicht zurücktragen lassen. Vom Arzte verlangte er die Wahrheit zu hören, vom Geistlichen die Sakramente zu empfangen. Die letzten Grüße aufzutragen, sprach er die letzten Worte. Den Mantel mit dem rechten Arm um sich ziehend, lag er laut- und klaglos, bis ihn der Tod erlöste. Klar und schnell im Urtheil, großherzig und muthig im Handeln, glich er in den entscheidenden Eigenschaften außerordentlich seinem ausgezeichneten Vater."

Geschichtskalender. 14. März 1647. Ulmer Waffenstillstand zwischen Bayern, Frankreich und Schweden in Kurfürsten Max I. von Bayern äußerster Noth abgeschlossen, jedoch Deutschlands Sache und Integrität nicht aufgebend.

14. März 1798. Frankreich erhält das linke Rheinufer.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 64 Dienstag, 15. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Wie geht's, Asy?" fragte Ebenezer, „ich habe Sie heute bei Mrs. Latimer gesucht, weil ich nicht wußte, daß Sie aus seien. Ich sah Sie am Fenster bei Miß Carlyle."

„Ich brauche weder Sie noch Ihres Gleichen," sagte Asy schnippisch.

„Mich da kurzweg Asy zu rufen! Ich habe Ihnen schon neulich gesagt, als Sie mir mit Ihrem Unsinn gekommen sind, daß Sie mir aus dem Weg gehen sollten! Man hat mir schon hinterbracht, daß Sie dem Jiffin gesagt haben, ich sei eine alte Flamme von Ihnen."

„Nun, das ist nichts als die Wahrheit," lachte Ebenezer, „waren Sie etwa nicht mein Schätzchen?"

„Nein, nie!" kreischte Asy zornig. „Ich war damals mit Leuten auf freundschaftlichem Fuße, die viel mehr wahren als Sie, und wären eben diese Leute nicht mit im Spiele gewesen, hätte ich Sie nicht einmal angeschaut; Sie Landstreicher Sie!"

„Und was war die Mamsell?" entgegnete Ebenezer mit bedeutungsvollem Tone, jedoch in der besten Laune von der Welt.

Asy ward scharlachroth, und erhob ihre flinke Hand mit drohender Geberde. Wären sie nicht auf öffentlicher Straße gewesen, Mr. Ebenezer hätte unstreitig einige Ohrfeigen bekommen. Asy ließ indeß ihre Hand wieder sinken, und entschloß sich zu einem Waffenstillstande.

„Wenn Sie glauben, daß Ihre infamen Nachreden mir hier etwas anhaben können, irren Sie sich sehr, Mr. Ebenezer," sagte sie verächtlich; „ich bin zu sehr geachtet in der ganzen Stadt. Sie bemühen sich daher umsonst."

„W) haben Sie denn eigentlich gegen mich, Asy? Mir fällt es nicht ein, Ihnen Uebles nachzureden, wäre es gar nicht im Stande, selbst wenn ich es versuchen wollte, wie Sie sagen," fügte er mit einem gutmüthigen Lachen hinzu. „Bin selber zu oft in der Patsche gewesen, um andere Leute darein bringen zu können."

„Lassen Sie das gut sein; gehen Sie Ihre Wege, es bringt einem keine Ehre, wenn man auf öffentlicher Straße mit Ihnen spricht."

„Schon recht, ich werde Sie sogleich von meiner Gesellschaft befreien, obwohl, was die Unbescholtenheit betrifft, die Mamsell Asy nicht gar so hochnäsig zu thun braucht. Indessen . . . muß ich Ihnen nur noch sagen, daß Sie heute um drei Uhr Nachmittags im Gerichtssaale zu erscheinen haben. Ich rathe Ihnen, nicht wegzubleiben."

„Im Gerichtssaale, ich? Weßhalb?"

„Bleiben Sie nicht weg," wiederholte Ebenezer. „Sie haben gesehen, wie der Levison, ihre alte Flamme, aufgegriffen worden ist . . ."

Asy stampfte zornig mit dem Fuße.

„Nehmen Sie sich in Acht, was Sie reden, Ebenezer James. Er meine Flamme! Ich werde Sie auf Ehrenbeleidigung verklagen, Sie . . ."

„Keine Dummheiten, Mamsell Asy, setzen Sie sich mir gegenüber nicht auf's hohe Roß, es hilft Ihnen ein für allemal nichts. Sie wissen, wo ich Sie und ihn getroffen habe. Die Leute hier meinten, Sie wären dem Dick Hare nachgelaufen, ich wußte es besser, aber ich sagte es keinem Menschen, das ging mich nichts an, und ist auch jetzt nicht meine Sache. Levison, früher Thorn genannt, sitzt des Mordes an Ihrem Vater angeklagt, im Gefängniß, und Sie sind vorgeladen worden, Zeugenschaft abzugeben."

Eine merkliche Wendung war plötzlich in Asy's Wesen vor sich gegangen. Ihr hochmüthiger Blick hatte sich zu einem scheuen und demüthigen, um nicht zu sagen, entsetzten, verändert.

„Ich weiß nichts von der Mordthat," stammelte sie, nach Fassung ringend, „ich werde nichts aussagen."

„Sie müssen, Mamsell Asy," antwortete er, ihr ein Papier in die Hand schiebend. „Hier ist die gerichtliche Vorladung, Ball dachte, Sie würden ohne dieselbe nicht kommen wollen."

„Ich werde nie gegen Levison aussagen," rief sie aus, die Vorladung in Stücke reißend, und dieselbe auf die Straße schleudernd. „Ich schwöre, daß ich das niemals thun werde. Und Sie! Wollen Sie nicht am Ende dabei helfen, einen Unschuldigen an den Galgen zu bringen, während Dick Hare der Verbrecher ist? Nein! Hundert Meilen weit will ich lieber laufen, und mich verstecken, bis Alles vorbei sein wird! Meine

Lebtage werd' ich den Streich nicht vergessen, den Sie mir da gespielt haben, Ebenezer James!"

„Ich? Sie werden doch nicht denken, daß ich was damit zu thun habe? Lassen Sie sich doch das nicht beikommen. Mr. Ball hat mir die Vorladung gegeben, sie an Sie zu bestellen, und der Auftrag hätte eben so gut von einem andern Schreiber besorgt werden können, das ist reiner Zufall. Könnte ich Ihnen in Etwas nützen, thäte ich's doch herzlich gern!"

Afy rannte davon, indem sie ihm heftig winkte, sie in Ruhe zu lassen.

„Bleiben Sie nicht weg," wiederholte Ebenezer warnend.

„Ich werde kein Zeugniß ablegen," schrie sie wüthend, „sie bringen mich nicht mit zehn Pferden in ihren Gerichtssaal."

Ebenezer James sah ihr nach.

„Hat die Afy einen Kopf, wenn sie sich ihn aufsetzt! Sie ist im Stande, auf und davon zu laufen, daß Niemand sie mehr einholt. Einfältiges Ding! wenn sie sich nicht selber verräth bei den Verhören, ist es gar nicht nothwendig, daß über sie und Thorn etwas Näheres herauskömmt, das gehört nicht zur Geschichte. Da ist Mr. Ball. Je nun! ich muß ihm ausrichten, was mit seiner Vorladung geschehen ist."

Afy kam in Windeseile zur Wohnung Mrs. Latimer's. Nachdem sie einige allzu damenmäßige Artikel ihrer Toilette rasch von sich gethan, ging sie zu ihrer Gebieterin, die ein Unwohlsein ans Zimmer gefesselt hielt.

„O! Ma'am," fing sie mit kläglicher Stimme an, „was ich für herzzerreißende Nachrichten bekommen habe! Eine Tante von mir ist im Sterben und verlangt nach mir, ich muß mit dem nächsten Train fort."

„Mein Gott!" rief die kranke Dame nach einer Pause unangenehmen Erstaunens aus, „wie kann ich jetzt ohne Dienstmädchen bleiben?"

„Es handelt sich um Leben und Sterben Ma'am," sagte Afy, das Taschentuch, eines ohne Spitzen, an die Augen drückend, als sei sie in tiefsten Schmerz versetzt, „natürlich würde ich sonst um keinen Preis gerade jetzt, wo Ma'am krank sind, weggehen."

„Wo wohnt denn diese Tante? Wie lange bleibst Du denn weg?"

Afy nannte die nächste Stadt und hoffte bis morgen Abend wieder zurück zu sein.

„Was ist das für eine Tante?" fuhr Mrs. Latimer fort, „ich dachte, Du hättest weiter keine Verwandten als Justinen und Mrs. Kane."

„Ich habe nie von ihr reden wollen," antwortete Afy, mit weicher Betonung, „Familienzwistigkeiten haben uns lang auseinander gehalten, gerade das macht es mir um so wünschenswerther, ihr ja den letzten Wunsch nicht zu versagen."

Afy's Fabel war eben nicht schlecht erfunden, wenn man bedenkt, in welch' geringer Frist sie dieselbe aufbringen mußte. Mrs. Latimer willfahrte ihrer Bitte.

Afy flog die Treppe hinauf in ihre Stube, wechselte die Kleider, packte das Nöthigste in eine kleine Reisetasche, steckte etwas Geld zu sich und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenbahn-Tunnel durch den Mont-Cenis.

Die englische Fachzeitung „The Engineer" veröffentlicht in ihrer jüngsten Nummer einen Bericht von Mr. Thomas Sopwith jun. über den berühmten Durchstich durch den Mont-Cenis, der von so großem Interesse ist, daß er eine allgemeine Verbreitung verdient. Wir theilen daher Folgendes daraus mit:

Dieser außerordentliche, über anderthalb deutsche Meilen lange Tunnel, muten durch einen Riesenberg in Savoyen, bildet das Schlußglied von der Viktor-Emanuel-Eisenbahn und ist bestimmt, Frankreich und Italien in direkte Eisenbahn-Verbindung zu bringen. Diese Eisenbahn ist auf französischem Boden schon bis zu St. Michel und auf italienischem bis Susa bereits fertig und im Verkehr, sie wird, sobald dieser Tunnel beendet, und damit die ganze Eisenbahnlinie eröffnet ist, den schleunigen Post- und Handelsverkehr mit Indien über das mittelländische Meer, einen italienischen Hafen-Eisenbahnpunkt und Marseille vermitteln.

Man hatte während der letzten zwanzig Jahre schon so manche Linien in Vorschlag gebracht und ventilirt, um die große durch die Alpen gebildete Barriere zu durchschneiden, von allen hatte aber die durch den Mont-Cenis die größte Möglichkeit ihrer Ausführbarkeit für sich und es handelte sich dabei nur noch darum, ob dieser Berg durch eine Reihe von geneigten Ebenen oder durch einen Tunnel durchkreuzt werden sollte. Seit dem Jahre 1857 kam nun bei dem Tunnelbau, für den man sich entschied, ein neues Bohrsystem vermittelst Dampfmaschinen an Stelle der ebenso mühsamen wie langsamen Menschenkraft zur Anwendung. Bei der absoluten Unmöglichkeit, von der Höhe des Berges herab Schachte in den Berg zu schlagen, blieben als die einzigen Angriffspunkte der Anfang und Ausgang des Tunnels übrig. Dabei trat dann sehr bald wieder die neue Besorgniß hervor, daß die mangelnde Luftventilation die Ausführung des Tunnels wenn nicht gänzlich unmöglich machen, so jedenfalls erheblich erschweren werde. Glücklicher Weise war diese Furcht unbegründet, zumal in zahlreichen Kohlenminen weit größere Schwierigkeiten mit der Luftventilation mit Erfolg vielfach bereits überwunden worden sind. So fand denn auch der Franzose Sommeiller den bewährten Ausweg heraus, daß man mit Luftdrucks-Maschinen arbeitete, indem bei ihnen die entweichende frische Luft gerade die Bedürfnisse der Arbeiter an solcher ausglich.

Der Tunnel ist an beiden Enden ungefähr 23 bis 24 Fuß breit und hoch und in beinahe halbkreisförmigem Bogen ausgeführt. Die genaue Länge desselben beträgt 75,992 englische, also etwa ein und fünf Achtel deutsche Meilen. Er wird bei Modane ganz aus Stein, bei Bardonnesche, auf italienischem Gebiete, dagegen nur die Seitenwände aus Stein und die Wölbung aus Ziegelsteinen gebaut. Auf der italienischen Seite liegt ferner der Tunnel 434 Fuß höher als auf der französischen.

Man erwartet, daß, sobald der Tunnel beendet ist, ein beständiger und regelmäßiger Luftzug von Norden nach Süden darin sein wird, da das Südende nicht bloß höher gelegen, sondern dort auch die Luft eine gereinigtere und mehr der Hitze ausgesetzte ist, als bei der Einfahrt in Modane im Schatten des Berges der Fall. Bei Modane liegt der Eingang ferner 328 Fuß über der Thalsohle.

Beim Sprengen des Berges wird nach Sommeillers System Schießpulver mit großem Nutzen angewandt. Seine kompakte Bohrmaschine wiegt nicht mehr als 6 Zentner und bohrt in 20 Minuten ein Bohrloch von fünf Viertel Zoll drei Fuß tief in den Felsen, wozu zwei Minenarbeiter mindestens zwei Stunden gebraucht hätten. Dazu hat er dann noch eine bewegliche Stütze eingeführt, die elf solcher Maschinen auf einmal trägt, von denen jede einzeln für sich von den andern unbehindert und alle gemeinschaftlich zu gleicher Zeit in einer Gallerie von zehn Quadratfuß arbeiten. Diese Stütze wird jedesmal beim Sprengen der Bohrlöcher weggerückt. Die äußerst genial konstruirte Luftdruckmaschine besteht sodann aus zwei Theilen, einem Zylinder, der die Bohrer gegen die Felsen treibt, und einer rotirenden Maschine, welche das Ventil (valve) von dem stoßenden Zylinder in der Weise in Bewegung setzt, daß sie bei jedem einzelnen Stoße den Bohrer um die Axe dreht und den stoßenden Zylinder, je nachdem es nöthig ist, vor- oder zurück bewegt. Sie gab 250 Stöße in einer Minute von zwei bis zu sieben und einem halben Zoll Tiefe. Bei aller Einfachheit in der Konstruktion dieser Maschinen ist doch die von ihnen verrichtete Arbeit eine so harte, daß sie häufigen Störungen dadurch ausgesetzt sind und deßhalb ein ziemlicher Vorrath solcher Maschinen bereit gehalten werden muß. Der dabei angewandte Luftdruck beträgt fünf Atmosphären über den atmosphärischen Druck und wird dem Vorderkopf der vorgerückten Gallerie mittelst einer Röhre von $7^{1}/_{2}$ Zoll Durchmesser zugeführt. Diese Gallerie ist endlich der einzige Ort, wo die Maschinen zur Anwendung kommen, indem die Verbreiterung des Tunnels zu seinem vollen Umfange, die Maurerarbeit u. s. w. durch Handarbeit ausgeführt wird.

Man geht nun mit dem System bei dem Werke vor, daß zunächst auf einmal 30 Löcher in dem Vorsprunge der vorgeschriebenen Gallerie gebohrt, dann die Gallerie und die Maschinen entfernt werden, worauf eine bestimmte Mannschaft die Bohrlöcher mit Pulver ladet und explodiren läßt, welche demnächst von der, die Trümmer fortschaffenden Mannschaft abgelöst wird. Das Bohren dauert regelmäßig 6—8 Stunden, das Sprengen $1^{1}/_{2}$—2 und das Entfernen des gesprengten Gesteins 3 bis 5 Stunden, so daß binnen jedesmal 24 Stunden zwei vollständige Bohrungen stattfinden. Etwa alle drei Monate wird von jedem der Observatorien von den beiden Ausgangspunkten aus eine Ausgleichung der Richtung des Tunnels vorgenommen. Es werden ferner in der Nähe der Mitte des zu sprengenden Vorsprunges noch 3 oder 4 etwa 4 Zoll Durchmesser habende größere Löcher außerdem gebohrt und nicht mit Pulver geladen, sie dienen vielmehr bloß dazu, den Felsen in ihrer Umgebung zu erschüttern, und sie bewirken, sobald die Löcher in der Mitte gesprengt werden, eine größere Aushöhlung des Felsens, von der aus die übrigen Löcher ringsumher weiter zur Explosion gebracht werden.

Die Felsentrümmer werden in kleinen Wagen fortgeschafft.

Am 30. Juni 1863 war der Tunnel bei Modane 1093 Met. (ca. 3500′) und bei Bardonnesche 1450 Met. (ca. 4600′) tief bereits ausgeführt und der Fortschritt im Bohren war täglich $4^{7}/_{10}$ Met. (ca. 14′), so daß nach diesem Maßstabe 9 Jahre und $2^{1}/_{2}$ Monate noch darüber vergehen werden, bis der Tunnel fertig sein wird, doch läßt sich noch eine Vermehrung der Beschleunigung um 2 Met. (ca. $6^{1}/_{2}$′) sehr wohl erwarten, da die besprochenen Maschinen auf der italienischen Seite erst $2^{1}/_{2}$, auf der französischen vollends bloß $^{1}/_{2}$ Jahr in Anwendung waren und doch immer neue Verbesserungen beständig erfahren, überdieß ziemlich viel Zeit zu Experimenten verwandt werden mußte, und endlich auch die arbeitenden Mannschaften noch nicht so eingeübt waren, wie jetzt, so daß man wohl annehmen kann, daß so etwa jetzt in 6 Jahren dieser Riesentunnel vollendet sein wird. Ja der Unternehmer Sommeiller hofft sogar schon in 4 Jahren damit fertig zu werden. Im Ganzen sind täglich 2540 Mann bei diesem Unternehmen beschäftigt.

Innerhalb jener vorgeschobenen Gallerie ist die Luftventilation ganz vortrefflich, die von der Maschine ausgestoßene Luft reicht vollkommen aus; weiter zurück dagegen klagen die mit dem Ausbau des Tunnels beschäftigten Mannschaften über mangelnde Luftventilation, doch hat man durch den Durchstich eines Kamins den Luftzug hergestellt.

Das ganze Unternehmen wird auf Kosten der italienischen Regierung ausgeführt, doch bezahlt die französische Regierung die Hälfte von der Länge des Tunnels mit 79,380,000 Frs. an dieselbe zurück, sobald der Tunnel innerhalb 25 Jahren fertig wird, mit Zuschüssen, falls der Tunnel früher als in 15 Jahren beendet sein sollte.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Duell mit tragischem Ausgange] hat vor wenigen Tagen in Breslau zwischen zwei Studenten stattgefunden. Ein dortiger Student der Philosophie, Namens Richard Hoppe, Mitglied der Burschenschaft „Arminia", aus Frankfurt an der Oder gebürtig, war mit einem Korpsstudenten in so argen Zwiespalt gerathen, daß ein Duell als einziges Sühnemittel unvermeidlich war. Der Tag, an welchem der Zweikampf stattfinden sollte, wurde bestimmt — auf Schläger sollte losgegangen werden. Bald nach Beginn der Mensur erhielt aber Student H. nicht unbedeutende Verletzungen am Hinterkopfe und im Gesicht, so daß der Kampf nach verhältnißmäßig kurzer Zeit beendet werden mußte. Im Beisein eines Arztes wurde der Verwundete bald in seine Wohnung geschafft, wo die nöthigen Operationen vorgenommen wurden. Mit großer Aufopferung hielten die Bundesbrüder Tag und Nacht Wache am Lager des Kranken. Aber selbst der rastlosen Thätigkeit der Aerzte gelang es nicht, den Unglücklichen am Leben zu erhalten — eine hinzugetretene Gesichtsrose machte diesem schon nach 14tägigem Krankenlager am 6. d. ein Ende.

[Lebensregeln eines Seilers an seinen Sohn.] „Merke auf, mein Sohn, auf die Lehren, die ich Dir mit auf die Wanderschaft geben will, und beherzige sie! Weiche nie ab vom Pfade der Tugend, denn nichts ist so fein gesponnen, es kommt an's Licht der Sonne und ein Galgenstrick nimmt selten ein gutes Ende. Wenn Dich das Schicksal auch manchmal arg durchhechelt, so verliere nie den Faden Deiner Geduld, selbst wenn alle Stricke reißen sollten; aber auch im Glücke sei nicht übermüthig und haue niemals über die Schnur! Laß Dich nicht am Narrenseile herumführen und sei stets kurz angebunden! Halte Dich fern von allen politischen Wirren, daß Du nicht in arge Verwicklungen gerathst, denn sei eingedenk, daß Du als Seiler stets rückwärts gehen mußt. Wenn Dich böse Buben umgarnen wollen, so folge ihnen nicht, sondern halte sie Dir mit einem derben Tauende vom Leibe! Sei auch stets auf Ordnung bedacht, daß Alles, was Du thust, wie am Schnürchen geht. — Und so leb' wohl, mein lieber Sohn, und nimm meinen Segen mit und den väterlichen Wunsch, daß Dein Lebensfaden sich abspinnen möge ohne Knoten!"

Der Hamburger „Börsenhalle" wird geschrieben: „Einer der Lehrer an der Real- und Gelehrtenschule zu Harderkleben, der Pastor Johansen, verlangte auf die Frage: „Wer sind die Sünder?" von seinen Schülern die Antwort: „Das sind die Deutschen — sie gehen sämmtlich den Sündenweg." Der Turnlehrer Schönberg veranstaltete Schießübungen mit seinen Zöglingen; als Zielscheibe war ein deutscher Soldat aufgestellt, und Herr Schönberg feuerte die Gymnasiasten mit den Worten an: „Ram ham i forte Hjerte" („Trefft ihn in sein schwarzes Herz!"). Noch vor drei Wochen ereignete sich in Hadersleben ein empörender Fall. Die Primaner der dortigen Gelehrtenschule hatten an der Klassenwand eine riesige dänische Kokarde befestigt. Als einer ihrer Kommilitonen, der Sohn des deutschen Kaufmannes Brincken, ins Schulzimmer trat, empfingen sie ihn mit den Worten: „Jeder Ehrenmann kann diese Kokarde küssen — ein Lump, wer es unterläßt!" Als Brincken sich weigerte, diesem terroristischen Verlangen nachzugeben, wurde er von etwa zwanzig seiner Mitschüler zu der Kokarde hingeschleppt und sein Mund auf das verhaßte Symbol gepreßt."

Die Zahl der Projekte, mit welchen die österreich. Minister in Folge des Krieges in Schleswig-Holstein fortwährend überschüttet werden, sind Legion. Kürzlich trat ein Friseur auf und versprach für eine Belohnung von 25,000 fl. die Soldaten hieb- und kugelfest zu machen, wenn auch nicht auf absolute Weise, doch so, daß nur noch ein Fünftel der bisherigen Verwundungen vorkommen soll.

In Leipzig hat sich ein „Komite für Hermann Marggraff's Hinterlassene" gebildet, dem u. A. Buchhändler Dr. Eduard Brockhaus und Prof. Wuttke angehören und welches sich zum Ziel gesetzt hat, die Zukunft der zahlreichen, durch den unerwarteten Hingang ihres Ernährers beraubten, hilflosen Familie Marggraff's sicherzustellen. (Er hat bekanntlich außer einer Wittwe 10 noch sämmtlich unversorgte Kinder hinterlassen.) Das Komite richtet, wie es bereits in Leipzig mit besten Erfolge für diesen Zweck gewirkt, an „alle wohlwollenden und edeldenkenden Männer im übrigen Deutschland" die dringende Bitte, es durch Beiträge in diesem Streben unterstützen zu wollen.

Geschichtskalender. 15. März 1238. Erlöschen des Wittelsbachischen Seitenzweiges der Grafen von Ballay mit Otto III.

15. März. 1722. Anna Christina Louise, Tochter des Pfalzgrafen Theodor zu Sulzbach und dessen Gemahlin, Marie Eleonore Amalie, Tochter des Landgrafen zu Hessen-Rothenburg, hält ihr Beilager zu Bercelli mit Karl Emanuel Viktor, Kronprinzen von Sardinien und Piemont.

15. März 1813. Einzug des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen in Breslau.

Redakteur: Gustav Nessert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 65 Mittwoch, 16. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

An der sonnigen Seite des Trottoirs schlenderte gemächlich ein Polizeimann. Er kam die Straße herüber zu Mamsell Afy, die er oberflächlich zu kennen so glücklich war.

„Guten Tag, Miß Hallijohn! Was für prächtiges Wetter! Nicht wahr?"

„Nun freilich," entgegnete Afy, ärgerlich, aufgehalten zu werden. „Entschuldigen Sie, ich kann jetzt nicht mit Ihnen plaudern, ich habe Eile!"

Je schneller sie aber ging, desto rascher schritt er neben ihr her. Afy's Schritte verdoppelten, verdreifachten sich an Geschwindigkeit, sie rannte wie toll, er rannte mit ihr.

„Warum so pressirt?" fragte er.

„Nu! Das geht Sie schwerlich was an! Jedenfalls brauchen Sie nicht gerade jetzt mit mir zu laufen. Alles hat seine Zeit. Ich werde ein andersmal ein Stündchen mit Ihnen plaudern."

„Man sollte denken, Sie laufen, um den Bahnzug nicht zu versäumen!"

„Ganz richtig, wenn Sie schon so neugierig sind und es wissen müssen. Ich mache eine kleine Landpartie."

„Auf wie lange?"

„Hm! Vielleicht bin ich morgen schon wieder zurück. Ist's wahr, daß Mr. Carlyle gewählt ist?"

„Ja wohl. Nicht diesen Weg, ich bitte . . ."

„Nicht diesen Weg? Ist er nicht der nächste zum Bahnhof? Er schneidet alle Seitengassen ab."

Der Polizeimann legte seine Hand sanft auf Afy's Arm. Sie dachte, er wolle sie zurückhalten und könne sich nicht so schnell von einer so liebenswürdigen Nähe trennen.

„Lassen Sie doch jetzt den Unsinn, wenn ich Ihnen schon sage, daß ich keine Zeit habe! Weg mit der Hand," setzte sie ärgerlicher werdend hinzu, denn die Hand hatte sie fester gefaßt.

„Ich bedauere, ein weibliches Wesen in ihrer Delikatesse verletzen zu müssen, namentlich Sie, Miß Hallijohn, aber ich darf Sie nicht gehen lassen. Meine Instruktion lautet, Sie freiwillig oder mit Gewalt in den Gerichtssaal zu bringen, wo Ihre Zeugenschaft für diesen Nachmittag verlangt wird."

Kein Gespenst, wenn es nämlich überhaupt Gespenster gäbe, könnte todtfahler aussehen, als Afy Hallijohn nach dem, was Sie eben vernommen. Sie fiel zwar nicht in Ohnmacht, wie ihr heute schon einmal begegnet war, aber sie dachte vor Entsetzen den Geist aufgeben zu müssen. Ein gellender Schrei wollte ihr entfahren, sie drängte ihn jedoch mit Geistesgegenwart zurück, denn sie besann sich, daß sie auf offener Straße war, sie wollte dem Polizeimanne entfliehen, aber sie ergab sich mit ziemlicher Besonnenheit in das Unvermeidliche.

„Ich kann keine Zeugenschaft abgeben, ich weiß nichts!"

„Ich weiß noch weniger," entgegnete der Mann, „und ebensowenig, wozu man Ihre Gegenwart braucht. Wenn wir Instruktionen erhalten, können wir nicht erst fragen, was sie zu bedeuten haben. Ich hatte Befehl, Sie zu bewachen und nicht aus der Stadt zu lassen, wenn Sie es versuchen wollten, davonzugehen und Sie in den Gerichtssaal zu bringen, das hab' ich auch so höflich als möglich gethan."

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich durch ganz West-Lynne mit Ihrer Hand auf meinem Arme da spazieren werde."

„Ich will Sie loslassen, Miß Hallijohn, wenn Sie mir versprechen, nicht ausreißen zu wollen. Sie sehen, es würde Sie nichts nützen, wenn Sie davonlaufen wollten, denn ich hätte Sie mit ein paar Sprüngen eingeholt, und überdem würden Sie nur um so größeres Aufsehen erregen."

„Ich will ruhig hingehen," sagte Afy, „lassen Sie mich los."

Sie hielt Wort. Afy war nicht so einfältig, zu glauben, daß an ein Entwischen zu denken sei. Sie war in die Hand der Philistiner gefallen, und mußte sich auch darein fügen. So ging sie denn auch ganz ruhig mit ihm durch die Straßen, als ob er ein Galan wäre, der sie begleitete. Er trug ihr artig und dienstefrig die Reisetasche nach.

Miß Carlyle's entrüsteter Blick fiel auf das Paar, als es an ihren Fenstern vorbei kam, sie konnte nicht begreifen, wo der Vorgesetzte des Polizeimannes die Augen haben mochte.

Digitized by Google

Asy ward einstweilen in ein kleines Zimmerchen gebracht, in welchem die Zeugen zu warten hatten, bis sie vorgerufen wurden. Sie überlegte die Sache von allen Seiten, theils um zu überlegen, welche neue Fabel sie Mrs. Latimer aufzutischen hätte, theils auch, um mit sich ins Reine zu kommen, was sie vor Gericht sagen könne, und was sie nicht sagen sollte, ohne sich bloszustellen.

Allein, wenn wir dieß letztere Wort gebrauchten, möge der Leser nicht meinen, daß Asy an dem Morde irgend wie betheiligt gewesen, sie war so unschuldig daran als Du, Freund Leser, und ich selber, sie glaubte an Levison's Schuldlosigkeit und hielt Richard Hare für den Mörder ihres Vaters.

Nur war die schöne Asy sich bewußt, daß ihr Thun und Lassen zu jener Zeit nicht allzu grell beleuchtet werden durfte, weil sie dabei in keinem besonders günstigen Lichte vor der sittenrichterlichen Strenge der guten Leute in West-Lynne erscheinen konnte . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Stillkraut machte eine hastige, abwehrende Handbewegung, beugte sich etwas vor und sprach mit gedämpfter Stimme: „Der große Unbekannte da nebenan, der reiche geheimnißvolle Herr sucht einen Sekretär. Mir wurde von dem Kammerdiener, Hausmeister oder was der Brummbär sein mag, der Auftrag, einen verschwiegenen, charakterfesten, wo möglich des Französischen kundigen Mann gegen gutes Honorar zu suchen. Ich machte bedenkliche Mienen, erklärte den Auftrag für sehr schwierig und schlug endlich den Retter meines braven Jolli als die einzige verläßige und brauchbare Persönlichkeit in der Stadt vor. Also! Sie sollen heute Abend noch, und wenn es zehn Uhr wird, sich vorstellen und Ihr Amt beginnen. Also!"

Stillkraut, der längst zu viel gesprochen hatte, ließ dem überraschten Freunde keine Zeit, um eine Silbe zu erwidern, sondern zog ihn fort nach dem großen, stillen Hause, das im tiefsten Dunkel lag. Ein Zug der Glocke und die Thüre öffnete sich. Wenige Worte und der Schreiber sah sich einem kleinen, breitschulterigen Alten übergeben, dessen finsteres, narbenreiches Gesicht mit der kühn gebogenen Nase und den grauen, lauernden Augen, dessen Zobelmütze, die tief in der faltigen Stirne saß, und dessen pelzverbrämter Wamms, aus dem der Knopf eines Revolvers schimmerte, nicht sonderlich einluden. Der Hausplatz war der Mitte nach durch ein starkes, eisernes Gitter abgesperrt. Der Alte schloß auf, gab einer gewaltigen Bulldogge, die knurrend sich zum Sprunge rüstete, ein Zeichen, daß sie still zurückwich, und winkte Rohn zu folgen, während Stillkraut das Haus verließ.

Die breite Stiege, welche nach der obern Etage führte, war von einer matten gedämpften Lampe beleuchtet und mit Teppichen belegt. In einzelnen Nischen standen Marmorstatuen, die geisterhaft aus dem dunkeln Schatten vortraten und verlassen und trauernd in den öden Raum starrten. Die Absätze der Stiegen zierten Vasen, in denen Rohn die vergilbten Reste längst verdorrter Blumen gewahrte. Es war unheimlich dieses lautlose Hinaufsteigen, dem die verlängerten Schatten an den fahlen Wänden wie äffende Gestalten folgten.

Oben führte der schweigsame Alte seinen Begleiter in eines der ersten Zimmer, und zeigte, sich zurückziehend, nach einem Stuhle. Das Gemach war einfach möblirt. In der Mitte stand ein Schreibtisch und darauf eine Lampe mit eigenthümlich konstruirtem, tiefem Schilde, so daß nur der Tisch Licht erhielt und alles Andere in tiefem Schatten blieb. Die Thüre zum nächsten Zimmer stand offen. Das Zimmer selbst war in tiefe Finsterniß gehüllt, so daß das schärfste Auge nichts zu unterscheiden vermochte.

Rohn durfte nicht lang harren. Aus ziemlicher Entfernung — es mochten noch vier bis fünf Zimmer ineinandergehen — ließen sich langsame, unregelmäßige Schritte vernehmen, die bald lauteren, bald leiseren Schall gaben, wie wenn Jemand sich eines Stockes oder einer Krücke bedient. Die Schritte kamen näher und näher und knarrten zuletzt, im anstoßenden Gemach, wobei das vorsichtige Aufstoßen eines Stockes sich deutlich unterscheiden ließ. Es entstand eine kurze Pause, und ein schmerzhaftes Aechzen drang heraus, wie wenn sich ein Verwundeter schwerfällig niederläßt. Zugleich fragte eine tiefe, hohle Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, matt und langsam: „Sie sind der Herr, welchen man zum Sekretär empfiehlt?"

Rohn bejahte und verbeugte sich, ungewiß, ob diese Bewegung beachtet würde oder nicht.

„Meine Korrespondenz ist auf das Nothwendigste beschränkt, weil ich nicht anhaltend zu diktiren vermag. Dagegen sollen Sie mir Auszüge und Zusammenstellungen aus Familienpapieren machen, die ich mit der Zeit zu einem gerichtlichen Akte bedarf."

Rohn bejahte abermals.

„Wären Sie wohl auch im Stande," ließ sich der Unsichtbare nach kurzer Pause vernehmen, „mir, wenn die Auszüge vollendet sind, zwei bis drei Stunden des Abends mit kräftiger, ausdrucksvoller Stimme vorzulesen?"

„Zu dienen! Diese Auszüge sollen mich jedoch nicht hindern, es jeden Abend zu thun."

„Gut! — Ich lasse mir keine Bedingungen vorschreiben, und bin nicht gewöhnt zu feilschen. Wenn Ihnen die

Digitized by Google

Plage mit einem alten Patron nicht lästig wird, so sollen Sie zufrieden sein."

Rohn athmete froh auf, betheuerte seinen vollsten Eifer und stellte Alles dem „gnädigen Herrn" anheim.

„Sie werden mir also morgen einen Eid auf das Evangelium schwören, daß Alles, was Sie in diesen Räumen sehen und hören, schreiben und lesen, ein heiliges Geheimniß für Sie ist und bleiben muß."

Bei diesen Worten ließ sich ein ängstliches, lang gehaltenes Grohnen aus der Ferne hören, das mehr thierischen als menschlichen Lauten glich und schauerlich durch die leeren Räume hallte. Ein eisiges Fröstein überlief den jungen Mann.

„Wie heißen Sie?" fragte der Unsichtbare laut und hastig, wie um die Unterhaltung zu beendigen.

„Eugen Rohn."

„Eugen! — Rohn — Rohn!" schrie er plötzlich wild auf, zornig brüllend, daß man die schwache Stimme nicht mehr erkannte. „Bis hieher wagst Du zu dringen, verruchter Mörder meines Glückes und meiner Ruhe? Fort, fort! — Du weichst nicht, elendes Werkzeug meiner habgierigen Feinde? Meine Hand ist schwach, sie zittert, aber Gott . . . die Rache . . ."

Eine rasche Wendung, der Stock fiel auf den Boden. Ein zorniges Stöhnen und ein Säbel rasselte ihm nach, der ohne Zweifel beim Herabholen von der Wand seiner Hand entglitt. „Licht, Licht, Juan!" Ein heftiges Tasten an der Wand, und im nächsten Moment knackte der Hahn eines Pistols.

Rohn war entsetzt aufgesprungen. Die Fassung verließ ihn nicht. Der Gedanke an plötzlichen Wahnsinn schoß durch seine Seele. Bei dem Knacken des Pistols stürzte er zur Thüre hinaus, die Stiege hinab.

„Er ist wahnsinnig geworden!" rief er dem keuchenden Alten zu, der, den Revolver in der Faust, den Hund am Halsband, die Stiege heraufeilte.

Der Alte erhob den Lauf, als wollte er ihn für immer verstummen machen, und zeigte drohend nach der Thüre, die, wie von einer geheimen Feder geschnellt, aufsprang. Rohn stürzte hinaus. Ihm nach hallte das Anschlagen des Hundes, zornige Flüche in einer fremden Sprache und das Rasseln der Thüre, welche dröhnend wieder ins Schloß fiel.

Betäubt vom Schrecken, blieb Rohn einen Augenblick in der einsamen, dunkeln Straße stehen und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er mußte sich besinnen, wie ihm geschehen, wie er so urplötzlich, in Gedankenschnelle auf die Straße versetzt wurde. Wie ein Träumender taumelte er sodann vorwärts nach seiner Wohnung. Kein süßer Schlummer deckte diese Nacht seine müden Augenlider.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „Hannover'sche Kurier" erzählt folgende Geschichte von der Eisbahn. Den bekannten Violinvirtuosen Joachim, der täglich von seinem Fenster aus auf der March die Schlittschuhläufer ihrem Vergnügen nachjagen sah, wandelte neulich die Lust an, auch einmal auf dem Eise dahinzugleiten, und er begab sich daher auf die Bahn. Bald tritt da zu ihm ein Bahnfeger mit der Frage, ob er ihm ein Paar Schlittschuhe anschnallen solle? Joachim willigt ein, macht aber dem Bahnfeger dabei die Bemerkung, daß er noch nicht laufen könne, welches Bedenken aber Herr Düllmeyer damit beseitigt, daß er bei ihm sei und ihm den nöthigen Unterricht schon geben wolle. „So, Herr Joachim", sagte nach beendigtem Anschnallen Herr Düllmeyer, „nu stellen Se sich mal uf die Stritschau — so — nu smietet Se das Bein sau und dat andere sau herrut — und da lopet Se henn." Joachim folgte dem Rathe des Herrn Düllmeyer und schmiß das eine Bein rechts, das andere links heraus, allein ehe er das linke Bein vollständig herausgeschmissen hatte, fiel er unsanft auf das Eis. „Ja! ja!" — sagte darauf Herr Düllmeyer, ihn wieder auf die Beine stellend, „so licht is dat nicht, als Viggelinspeelen."

In der Wochenschrift „Once a Weel" findet sich eine Erklärung der häufigen Erscheinung, daß Seeleute so gern eine Katze mit auf ihre Fahrten nehmen. Die Vertilgung der Ratten ist nur ein untergeordneter Zweck neben den beiden Hauptgründen. Die Seeversicherungen bieten für den Schaden, welchen Ratten dem Kargo anthun, keinen Erfolg; kann aber der Eigner der beschädigten Güter beweisen, daß das Schiff ohne Katze an Bord in See gestochen ist, so hat er das Recht, von dem Kapitän Ersatz zu fordern. Zweitens wird ein Schiff, welches ohne eine lebende Kreatur an Bord auf dem Meere angetroffen wird, als herrenloses Gut betrachtet und ist der Admiralität, den Findern oder der Krone verfallen. Häufig aber ist es vorgekommen, daß, nachdem ein Schiff von der Mannschaft verlassen worden, irgend ein Thier, ein Hund, Kanarienvogel und am öftersten eine Katze — weil diese vor dem Wasser einen so großen Abscheu hat — das Schiff vor dem Schicksal, als herrenloses Gut weggenommen zu werden, bewahrt und dem Eigenthümer sein Besitzrecht erhalten hat.

[Unglückliche Gletscherfahrt.] Wie der „Bund" aus sicherer Quelle von Wallis vernimmt, benützten die beiden bei der Ligne d'Italie beschäftigt gewesenen jungen Ingenieure Gosset von Wabern bei Bern und Boissennet, ein Russe, einen der letzten

Sonntage im Monat Januar um den Haut de Cry (im Munde des Volkes Pic d'Ardon genannt) zu besteigen. Als Hauptführer hatten sie den renommirten Gletscherführer Johann Bennen von Lax requirirt, und außerdem wirkten drei Mann aus Ardon, unter welchen ein Gemsenjäger, mit. Als die Expedition nur noch etwa 350 Fuß vom Gipfel des Berges entfernt war, wich auf einer mit Schnee bedeckten Schlucht plötzlich der von der Sonne erweichte Grund, es bildete sich rasch eine furchtbare Grundlawine von ungewöhnlicher Größe und riß die gesammte Expedition in eine Tiefe von mehr denn 2000 Pariser Fuß mit sich. Herr Boissonnet fand augenblicklich den Tod, er wurde im Schnee erstickt oder von den rollenden Eisblöcken erdrückt. Bennen, der Hauptführer, lag Tags darauf noch in der Lawine begraben; 25 Mann aus Ardon, welche am genannten Tag zu seiner Auffindung ausgegangen waren, kehrten unverrichteter Dinge zurück. Wie durch ein Wunder kamen Herr Gosset, so wie die drei Mann aus Ardon mit mehr oder weniger leichten Verletzungen davon.

Der Schneider Tomäscheck in Berlin ließ vor acht Jahren durch seinen Bruder sein Leben überaus hoch versichern und spielte den Kranken und Todten, indem er an seiner Stelle ein Plättbrett in den Sarg legen und feierlich begraben ließ, während er selbst sich heimlich nach seinem Vaterlande Böhmen begab und dort die von der betreffenden Lebensversicherungsgesellschaft ausgezahlte und mit seinem mitschuldigen Bruder getheilte Prämie gemüthlich verzehrte, bis ein Zufall die Entdeckung dieses in seiner Art einzigen und genialen Betruges herbeiführte. Nachdem Tomascheck dafür eine achtjährige Gefängnißstrafe verbüßte, erschien er dießmal plötzlich vor Gericht nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger und Opfer einer noch schlaueren Berliner Schwindlerin, die seine Leichtgläubigkeit und Galanterie gegen das weibliche Geschlecht benutzt hatte, um ihn selbst zu prellen. Die ganzen Verhandlungen erhielten unwillkürlich einen komischen Anstrich; besonders erregte die Aeußerung eines Zeugen Heiterkeit, wonach die Angeklagte auf die Frage, ob sie Tomascheck die Ehe versprochen, folgende charakteristische Antwort gab: „Was denken Sie sich denn? Ich sollte das alte verstorbene Plättbrett heirathen? Das fehlte mir noch! Ich habe Tomascheck nur auf den Schwindel genommen, und gedenke es noch mit mehr Männern so zu machen, denn ich habe Allen Rache geschworen."

Ein artiges Geschichtchen, das aber als verbürgt gelten darf, erzählte ein Offizier, der es in Christiansfeld an der Tafel des Feldmarschallieutenant v. Gablenz gehört hatte. Der Kronprinz von Preußen gedachte die Vorpostenkette abzureiten und wurde von einem österreichischen Posten angehalten. „I bitt halt schön um die Losung", sagte der Posten. „Ich bin preußischer Offizier", antwortete der Kronprinz. „Ja, aber die Losung!" „Ich bin General", sagt der Prinz auf die rothen Streifen des Beinkleides zeigend. „Ja, aber die Losung", wiederholt dringend der Posten. „Die habe ich vergessen", gesteht der Prinz, worauf ihn der Mann abzusteigen ersucht und als Arrestanten erklärt. Gleich darauf aber kam der zur Begleitung des Prinzen kommandirte österreichische Oberst und befreite ihn. Lachend ritten die Herren dann weiter. Der Posten durfte als solcher das ihm für die gewissenhafte Pflichterfüllung vom Prinzen angebotene Goldstück nicht nehmen, und so nahm es für den Soldaten der Oberst in Empfang.

Sinngedicht.

Der Mensch soll, wenn er kann, auch für den Nächsten sorgen,
Drum schieb' ich eine Gab' zu mir an jedem Morgen,
Und wer sich mir zuerst am Tag' dann naht, dem neuen,
Den mag die milde Gab', die kleine, schnell erfreuen,
Du fragst, ob ich auch labe nur die schuldlos leiden?
Dieß, Freund, laß ohne Frag' den Himmel ich entscheiden.

C. Schober.

Zweisylbige Charade.

Die Erste meiner Sylben schafft
Uns Sicherheit vor Wind und Regen.
Die Zweite hemmt der Füße Kraft,
Dich weiter vorwärts zu bewegen.
Das Ganze sieht man in der Welt
Nur allzu oft den Krebsgang gehen,
Und wo's die Frauen nicht verstehen,
Da ist die Erste schlecht bestellt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 62:
Schleie. — Schleier. — Leier. — Eier.

Geschichtskalender. 16. März 1544. Friedrich II., der Weise, folgt, vermöge im Jahre 1524 getroffener brüderlicher Verabredung in der Regierung über die Kurpfalz.

16. März 1813. Das russisch-preußische Bündniß wird dem französischen Gesandten notifizirt. — Blücher rückt in Sachsen ein. — Aufruf Ludwigs XVIII. von England aus an die Franzosen.

Redakteur: Gustav Nestler. — Druck und Verlag der L. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 65 Donnerstag, 17. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Der Gerichtssaal.

Die Richter nahmen ihre Sitze ein. Die für die Richter bestimmten Bänke waren übervoll, indem der gesammte Gerichtshof sich bei einem so außerordentlichen Falle auf seinen Sitzen eingefunden hatte. Der Gerichtssaal selbst reichte kaum hin, um die große Anzahl der Neugierigen zu fassen, und war gepfropft voll Menschen. Sir Francis Levison's Freunde waren wie ein Mann erschienen. Sie glaubten nicht ein Wort von der gegen ihren Freund vorgebrachten Beschuldigung und hielten die ganze Geschichte für ein faules Manöver der Gegenpartei.

Lord Mount-Severn, der bei der Gerichtsverhandlung zugegen sein wollte, hatte einen der reservirten Sitze nahe bei den Sitzen des Gerichts erhalten, während sich sein Sohn einen der besten Plätze im Saale erkämpft hatte. Den Vorsitz führte Richter Hare, der heute ungewöhnlich ernst und grimmig dareinschaute.

Er war unbeugsam, aber auch unparteiisch und selbst, wenn er seinen Sohn vom Galgen hätte retten können, würde er doch den Angeklagten Levison aus Vorliebe für sein eigenes Fleisch und Blut nicht schuldig erklärt haben. Auch Oberst Bethel, eben so unbeugsam und ernst wie Richter Hare, saß auf der Richterbank.

Mr. Ball eröffnete die Verhandlung mit dem Berichte, den ihm Richard von dem Thatbestande geliefert, erwähnte jedoch den Namen des letztern mit keiner Sylbe. Befragt, wer ihm diese Mittheilungen gemacht, erklärte er, es sei jetzt noch nicht an der Zeit, seine Quelle anzugeben. Da es sich aber hauptsächlich darum handelte, die Identität Thorn's mit Levison nachzuweisen, so wurde der Kläger aufgefordert, diesen Nachweis zu liefern. Er erklärte, daß Ebenezer James vollkommen in der Lage sei, diesen Nachweis in beglaubigter Weise zu liefern.

Derselbe wurde vorgerufen und von Richter Herbert sofort in's Examen genommen.

„Was wissen Sie von dem Gefangenen, Sir Francis Levison?" fragte er ihn.

„Nicht viel, denn ich kannte ihn bisher nur unter dem Namen Kapitän Thorn."

„Kapitän Thorn?"

„Ja, Asy Hallijohn nannte ihn Kapitän, obgleich er, wie ich glaube, nur Lieutenant gewesen sein mag."

„Woher wissen Sie das?"

„Von Asy. Sie war die einzige Person, die von ihm sprach."

„Und haben Sie ihn oft in dem sogenannten Abteiwäldchen gesehen?"

„Ich habe ihn dort, so wie auch in Hallijohn's Häuschen zu verschiedenen Malen gesehen."

„Haben Sie ihn damals, als Sie ihn nur unter dem Namen Thorn kannten, gesprochen?"

„Zwei oder dreimal. Ich sprach ihn Thorn an und er antwortete mir auch, so daß ich keinen Zweifel darüber hatte, daß dieß auch sein rechter Name sei. Otway Bethel," hier warf er einen Blick auf Mr. Otway, der in seinem zottigen Anzuge paradirte, „kannte ihn ebenfalls nur unter diesem Namen. Auch Locksly muß ihn gekannt haben, denn er war immer nur im Walde zu treffen."

„Sonst kannte ihn Niemand?"

„Der arme Hallijohn selbst kannte ihn auch unter dem Namen Thorn. In meiner Gegenwart sagte er einmal zu Asy, er wolle diesen verfluchten Stutzer Thorn nicht in seinem Hause sehen. Ich erinnere mich auch an die schnippische Antwort, die Asy ihrem Vater gegeben."

„Das kommt hier zur Sache. Kannte sonst Niemand den Thorn?"

„Ich denke, Asy's ältere Schwester, Justine, hat ihn gut gekannt. Am besten mag ihn wohl der junge Richard Hare gekannt haben."

Der alte Richter Hare warf grimmige Blicke um sich, als wollte er seinem fernen Sohne drohen.

„Was hatte Thorn so oft im Walde zu thun?"

„Er machte der Asy den Hof."

„Um sie zu heirathen."

„Nun das wohl nicht. Ich glaube kaum, daß er je eine solche Absicht hatte. Er kam in der Regel auf

Digitized by Google

einem prachtvollen Pferde von Swainson oder dessen Umgebung hergeritten."

„Für was hielten Sie ihn?"

„Ich dachte, daß er sich in vornehmen Kreisen bewegen müsse. Daran war kein Zweifel. Sein Anzug, sein Benehmen, sein Ton, kurz Alles an ihm verrieth den eleganten Kavalier. Er schien nicht gern beobachtet werden zu wollen, und mied geflissentlich jede Veranlassung, wo er bemerkt werden könnte. Er kam auch deßhalb selten zu einer andern Zeit, als in der Abenddämmerung."

„Haben Sie ihn dort in der Nacht vor Hallijohn's Ermordung gesehen?"

„Nein. Ich war an diesem Abende nicht dort, und konnte ihn daher auch nicht sehen."

„Ist je eine Vermuthung, oder ein Verdacht in Ihnen aufgestiegen, daß er den Mord begangen haben konnte?"

„Nie! Richard Hare war des Mordes angeklagt, und es fiel mir nie bei, zu zweifeln, daß er diese That nicht begangen habe."

Mr. Rubiny, der die Interessen seines Klienten Levison zu vertreten hatte, richtete hier an den Zeugen die Frage, wie lange es wohl nun schon sein möge, seitdem er den Angeklagten gesehen.

„Etwa ein Dutzend Jahre, oder so was mag es wohl schon sein," erwiderte Ebenezer.

„Trotz dieser langen Reihe von Jahren, die dazwischen liegt, glauben Sie doch beeiden zu können, daß Sir Francis Levison jener Thorn sei?"

„Ja, ich beschwöre es, ich bin von seiner Identität eben so fest überzeugt, als von der meinigen.

„Ohne ihn seit jener Zeit gesehen zu haben. Das ist ein Unsinn!"

„Das sage ich auch nicht," erwiderte Ebenezer.

Die Richter spitzten neugierig die Ohren. Endlich fragte einer von ihnen:

„Haben Sie ihn seitdem hie und da gesehen?"

„Ja, ich habe ihn einmal in London gesehen. Es mögen etwa achtzehn Monate nach dem Morde verstrichen sein."

„In welchem Verkehr sind Sie mit ihm gestanden?"

„In gar keinem. Ich sah ihn bloß rein zufällig."

„Und für wen hielten Sie ihn; für Levison oder für Thorn?"

„Für Thorn natürlich. Ich hatte nie eine Ahnung davon, daß er Levison heißt, bis er hier erschien, um als Gegenkandidat Mr. Carlyle's aufzutreten."

Ein wilder, roher Fluch entfuhr fast den Lippen Sir Francis Levison's, als er diese Worte hörte, und er hatte große Mühe, seinen Ingrimm zu verbergen. Welcher böse Geist hatte ihn aber auch verleitet, seinen Hals in die Löwenhöhle zu wagen.

Abgesehen von dem Widerwillen, den er stets empfunden, dem von ihm so schwer beleidigten Mr. Carlyle entgegenzutreten, hatte ihn auch noch ein eigenthümliches Gefühl bestimmt, sich fern von West-Lynne zu halten. Und nun war er doch freiwillig in den Ort gekommen, den er um jeden Preis hätte meiden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Oeversee, 9. März.

Wie schnell vergessen sind die Todten, so lange es täglich neue Opfer giöt! Es wird eine Zeit kommen, sobald der Verkehr in die alten bequemen Geleise geleitet, Niemand den Comfort der Reise mehr zu entbehren braucht, wenn die jetzt dunkeln Wälder und Triften grünen werden und die Natur die Obhut der sandigen Hügel übernommen hat, die jetzt so nackt hervorragen, nun der Schnee seine Decken aufgenommen, — es wird dann eine Zeit kommen, wo aus dem fernen Oesterreich, Ungarn, dem Banat und Böhmerlande, aus Venetien und dem treuen Steiermark manche Wallfahrt stiller, tief betrübter Seelen hieher sich wenden, hier beten, vom stachlichten Ginsterstrauche ein Blatt pflücken, aus blutgetränkter Erde eine Handvoll mitnehmen und sich dann beruhigt wieder zur Heimath hinweinen wird. Noch ist diese Zeit nicht da. Der Schnee ist fort, das Terrain ist kaum wieder zu erkennen, die weißen Flächen erweitern eben so sehr dem Auge das Bild, als der dunkle Boden es zusammenzieht. Die einzigen Furchen im Boden sind die von der Kugelspur gezogenen, die Saatkörner solcher traurigen Ernte liegen trotz der fleißigen Sammler überall noch verstreut. Dicht neben der plumpen dänischen Miniekugel, stark genug, einen Wallfisch zu zerreißen, bettet sich die dreifach geriffelte Jägerkugel Oesterreichs; Granatstücke aus dem dänischen Geschütze, Hahnenfedern, zerfetzte Jägerhüte und Käppis der Jäger, Tornisterriemen und Tornister, nur kaum noch Waffen mehr, künden die Stellen, wo sich Oesterreich mit Seeland „faktisch geraufft hat". Dort, nahe am Krug vor Oeversee, lag ein Verbandplatz — der wenig gehaute Schnee, der Wind, mit Einem Worte: die Zeit hat die Halme verweht, hier und da aber hält sie ein braunrother Kitt zusammen — Blut ist ein ganz besonderer Saft. Für Andenkensucher ist hier, wie auf Meilenausdehnung, Beute genug zu machen, Uhrschlüssel, Kleidungsfetzen — man muß nur nicht Alles komplet haben wollen. Die Leute, die seufzend unter den Messern der Aerzte dort ihre kleine Erbschaft hinterließen, setzten gern ohne Codicill Jeden zu ihrem Erb-Nachfolger ein. Am Spiegel des Krugs stecken verschiedene Briefhülsen an den braven Gondrecourt, den Neidischen, der nicht genug hatte am Glanztage vor dem Königsberge,

Digitized by Google

Rechts und links der Straße, wo der Schnee weggegangen, sind doch die Stempel der Sohlen von Steiermarks und Böhmens Kindern stehen geblieben bis an die Lisière des dunkeln, seinen Fuß im Königssee badenden Waldes. Noch sehe ich sie liegen an diesen Knicks, die treuen Schwarzgelben, die kein Hinderniß kannten, als den Tod. Zum frischen Laden war ihr Arm ausgestreckt, sie verstanden ihre Beschauer über die Schmerzen zu täuschen, die sich in ihren letzten Kampf mischten. Furchtbare Position, wenn eine frische Truppe sie zu besetzen Zeit behielt, furchtbare Position für den Defensor, wenn die Kavallerie des Angreifers, wie hannover'sche Cambridge-Husaren aus, 48 den Umweg um den Königssee nach Bilschau macht. Der Fußbreit Erde hat hier erstritten werden müssen. Will irgend eine Armee später ein Gefechtstrain für ihre Kriegsspiele, zu ihrer Instruktion kopiren, sie kann kein geeigneteres finden, als das von Oeversee. Es gibt Küchenlateiner militärischer Erkenntniß, die von mangelhaften Dispositionen zu erzählen haben, die Oesterreich für den Angriff getroffen, von Diversionen, die Alles entschieden hätten mit Einem Schlage; dahin spielt scheinbar, aber auch nur scheinbar, der Pendel unserer vorigen Reminiscenz; das furchtbare Wetter jenes Nachmittags, der Zustand der Wege, die Ermattung von Pferd und Menschen sind eben Faktoren, die jede unter anderen Bedingungen gesicherte Disposition über den Haufen werfen und nichts frei lassen können, als den Stier bei den Hörnern zu fassen, wie es Oesterreich hier mit Erfolg, wenn auch mit seinen Opfern gethan. In gleicher Weise mögen Flensburger Stadt-Strategen behaupten, es sei de Meza sein Recht geschehen; wir müssen dabei stehen bleiben, sein Rückzug war meisterlich, und diese Arrieregarde von Oeversee verdiente, seinen Namen als Chef zu ewigem Gedächtniß zu führen. Freilich, auf dem rocher de bronce eines Pöbels zu fußen, mag den Fuß auf so glatten Eisflächen schneller gleiten lassen, als stützte ihn eines erkenntnißfähigen Volkes Hand und Huld. Zerknickt sind noch die Zweige im Walde: wie schön wird die Drossel im Lenz ihr Lied dort pfeifen; zertreten die Pfade: wie mancher Jäger wird dort über versiegten Blutquell dem Wilde nachstreifen, — hier sind die letzten Wiesen, wo Dänemark abzog und Oesterreich seine Todten zählte. Es ist nicht Alles, was dort dunkel aus den Schneeresten schimmert, Sumpfquell, manch rothe Faser kündet auch hier vom Soldatenende. In jenes kleine Häuschen schwankten, die Hand auf der klaffenden Wunde, Hunderte hinein; sie gingen nicht weit, hinter dem Hause aufgeschichtet lagen damals ihre Leichen. Möge nie Jemand roh an diesen Stätten vorübergehen, ohne ihrer zu gedenken, noch mehr, möge nie Jemand mit gerunzelter Stirn und Thränen im Auge fragen dürfen: „Wofür, warum?" (Köln. Z'g.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem Feldspital wird folgende harmlose Anekdote erzählt: Ein preußischer General kommt in's Militärspital zu Hamburg und fragt die in dem ersten Saal Liegenden: „Juten Morjen, Kinder, — liegen hier wohl Preußen?" — „Nein Herr General", antwortete ein Verwundeter im reinsten Wiener Dialekt, „mir sein Oesterricher." — „Danke, also wohl daneben?" Der General tritt in den zweiten Saal. „J'n Morj'n, Kinder, — hier also sind die Preußen?" — „Nein, Herr General", antwortete ein Blessirter, „sein wir Oesterreicher von ungarisches Regiment, heißt nur Preußen." „Ah so! Adieu!" Der Herr General tritt in den dritten und letzten Saal. „Also hier sind die Preußen, juten Tag, Kinder, wie geht's? — „Dank schön", antwortet Einer aus dem Bett, „gehte schon besser, — aber mi sein me keine Preußen, sein mi Oesterreicher von böhmisches Jägerbataillon! Da drin, in Zimmer kleine, liegte Preuß." „Na endlich", ruft der General und in's Zimmer tretend, wo wirklich ein kranker, preußischer Soldat liegt, spricht er zu diesem: „Juten Tag, mein Sohn, — es freut mich, Einen unserer Tapfern zu sehen, bist Du schwer verwundet?" „Nein, Herr General", antwortete der Kranke, verwundet bin ich nicht, ich habe die Diarrhoe."

[Die Deutschen in den Vereinigten Staaten.] Der „Baltimore Wecker" veröffentlicht die folgende statistische Tabelle, den Prozentbetrag der in Deutschland geborenen Bevölkerung in jedem Staat der Union nach dem Census von 1860 ergebend: Wiskonsin 15.97, Indiana 14.94, Minnesota 10.59, Illinois 7.65, Missouri 7.50, Ohio 7.19, Kalifornia 7.10, New-York 6.61, Maryland 6.39, Jowa 5.71, Michigan 5.18, New-Jersei 5.03, Pensylvania 4.74, Distrikt Kolumbia 4.33, Kansas 4.03, Louisiana 3.48, Texas 3.40, Kentucky 2.36, Oregon 2.06, die Territorien 1.86, Connecticut 1.85, Delaware 1.18, Massachusetts 0.81, Virginia 0.66, Rhode Island 0.47, South Karolina 0.38, Tennesse 0.35, Florida 0.34, Alabama 0.27, Arkansas 0.26, Mississippi 0.25, Georgia 0.23, New-Hampshire 0.13, North Carolina 0.8, Vermont 0.7, Maine 0.6. Die totale fremdgeborne Bevölkerung der Union war 4,136,175 oder 13.15 pCt. der gesammten Bevölkerung. Engländer bildeten 1.37 pCt., Irländer 5.12, Deutsche 4.14. Die Zahl der in Deutschland geborenen war 1,301,137 Der „Korrespodent" welcher die vorstehende Tabelle mittheilt, schätzt die Zahl der Deutschen, einschließlich ihrer in diesem Lande gebornen Kinder auf 4 Millionen.

[Eine Mesalliance.] In Petersburg macht außerordentliches Aufsehen die Heirath des jun-

Digitized by Google

gen Fürsten Galitzin. Dieser junge Mann, der Sohn des ehemaligen russischen Gesandten in Madrid, der Enkel des in Moskau vor Kurzem verstorbenen Sergei Galitzin, einer der glänzendsten Jünglinge des ganzen weiten Kaiserreichs, der Erbe eines ungeheuren Vermögens, hat trotz der Gegenbemühungen und Rathschläge, welche von allen Seiten ihn zu beeinflussen suchten, eine Zigeunerin geheirathet, die seit einer langen Reihe von Jahren in den Kaffeehäusern der Hauptstadt zu singen pflegte. Die ganze vornehme Welt ist außer sich über diese Verbindung, aber sie ist geschehen nach aller Form des Rechtes, und in Rußland gibt es keine Ehescheidung. Die Heirath des jungen Mannes steht übrigens nicht so ganz vereinzelt in der Chronik der vornehmen russischen Familien. Vor etwa 20 Jahren heirathete ein junger Trubezkoi, den man wegen seiner tollen Streiche den Wilden zu nennen pflegte, indem er wegen derselben zwölfmal aus dem Offizierstande zum Gemeinen zurückversetzt worden war, eben auch eine junge Zigeunerin, und war von dem Augenblicke an ein besonnener und gesetzter Mann. Wir wollen sehen, ob das Mittel auch hier von Wirksamkeit ist.

[Ein Lottogewinnst.] In Cremona trug sich unlängst folgende erbauliche Geschichte zu: „Einer armen jungen Frau träumte vorigen Monat, ihr verstorbener Mann bringe ihr drei Nummern. Sie verkaufte nun den einzigen Werthgegenstand, der ihr noch übrig geblieben, ein Kruzifix aus Elfenbein, und setzte den Erlös in das Lotto; die drei besetzten Nummern kamen wirklich, und sie bekam 9000 Lire. Während sie die Verwendung des Geldes in ihrem Sinne überlegte, empfand sie Gewissensbisse über ihre Handlung, welche ihr einen ischariotischen Beigeschmack zu haben schien. Sie suchte sich bei einem Gewissensfreunde näher zu belehren, welcher sie natürlich in ihrem Zweifel noch mehr bestärkte und ihr rieth, das Geldsäckchen um Mitternacht auf den Friedhof zu tragen, wo ihr der Schatten ihres Mannes erscheinen und ihr die Bürde abnehmen werde. Eine Gestalt in weiße Linnen gehüllt, stellte sich wirklich dort ein, und nahm aus ihren Händen das Säckchen. Die Arme ging getröstet und erleichtert, als ob ihr ein zentnerschwerer Stein abgenommen wäre, wieder nach Hause. Sie erregte durch ihr vielleicht von der nächtlichen Erscheinung angegriffenes Wesen bei zwei Sicherheitswächtern, die ihr begegneten, Verdacht, wurde ausgeforscht, und da sie die Sache glaubwürdig erzählte, entlassen; man begab sich zum Hause des Rathgebers. Dieser erschien in kurzer Zeit und wurde auf eine Polizeistation geführt, wo man bei ihm einen Pack Linnenzeug, einen Flügel von Pappe und die 9000 Lire fand.

In der vorletzten Woche hat sich auf Sylt folgender Vorfall zugetragen, der auf die Entschlossenheit der Bewohner ein herrliches Licht wirft. Kapitän Hammer, der seit Jahren wegen seines dänischen Fanatismus berüchtigte Befehlshaber des bei Sylt stationirten Zollkutters, landete mit einem Kanonenboot zwanzig bewaffnete Seeleute bei Kettum, begab sich zum dortigen Landvogt, einem früheren dänischen Offizier Tvede, und verlangte die Herbeirufung derjenigen Sylter, welche dem Herzoge Friedrich VIII. die Huldigung der Insel überbracht hatten. Sie kamen, mit ihnen aber eine Menge Sylter, welche Verdacht schöpften. Hammer erklärte nun, daß, wenn die Huldigung nicht widerrufen würde, er die Deputirten als Gefangene mitnähme. Das Anerbieten wurde natürlich zurückgewiesen, das Volk aber bedeutete ihm, daß man die Deputirten nicht gutwillig würde abführen lassen. Der Kapitän ließ nun seine Mannschaft laden und drohte, er würde, sofern Widerstand geleistet würde, schießen lassen. Da trat der Kapitän Lassen auf ihn zu, mit den Worten: „Schießen Sie nur, ich werde die erste Leiche sein, Sie sind die zweite!“ Hammer war auf einen solchen Widerstand offenbar nicht vorbereitet; er stutzte und wollte sich mit seinen Leuten auf das Boot zurückziehen; aber nun traten die Sylter mit der Erklärung hervor, er sei jetzt ihr Gefangener. Hammer ließ sich endlich auf eine Kapitulation ein und erwirkte sich freien Abzug gegen das schriftlich auf der Landvogtei abgegebene Versprechen, daß er die Insel hinfüro nicht wieder betreten wolle.

Weibertreu.	**Männertreu.**
In Euch ist Stetigkeit	Ihr Männer, o fürwahr
Ihr Frauen bei Scherz und Leid,	Ihr bleibet wandelbar,
Der hat sich gut bewährt,	Wer Männerworten traut,
Wer Frauen Wort verehrt,	Der hat auf Sand gebaut.
Als felsenfest ist kund	Stets was der Mann verhieß,
Die Red' aus Frauen Mund,	Ein Lufthauch leicht zerblies,
Der Sang von Weibertreu	Er sei verpönt hinfort
Alt ist er, ewig neu.	Der Spruch: Ein Mann, ein Wort.

(Dieses Scherzgedicht hat auch einen Sinn, wenn man die Zeilen durchgehend liest, so daß der Zeile der ersten Spalte die der zweiten unmittelbar zu folgen hat.)

Geschichtskalender. 17. März 1793 wird Gustav III., König von Schweden, von Ankarström auf einem Maskenballe erschossen.

17. März 1807. Ausfall der preußischen Garnison mit 1200 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde aus der Festung Glatz gegen Niederhansdorf hin, welchen eine bayerische Abtheilung zurücktreibt und dabei 2 Kanonen erobert.

17. März 1813. Preußens Kriegserklärung an Napoleon und Aufruf des Königs an sein Volk zum Kampfe.

17. März 1814. Napoleon marschirt nach der Aube gegen Schwarzenberg.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 67 Freitag, 18. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Zeuge, Sie können sich vielleicht über die Identität des Mannes, den Sie in London gesehen, geirrt haben. Vielleicht ist es nicht derselbe Thorn gewesen, den Sie hier gesehen haben."

Mr. Ebenezer James lächelte auf eine eigenthümliche Weise, und sagte mit einem Nachdruck:

„Ich habe mich nicht geirrt; denn ich kann es beschwören."

Hierauf war sein Verhör geschlossen. Rufen Sie Aphrodite Hallijohn.

Unterstützt von ihrem Freunde, dem Polizeidiener, erschien die erwähnte Dame. Auf Ansuchen Mr. Ball's mußte Ebenezer James während der Zeugenaussage Asy's den Saal verlassen.

Mr. Ball hatte ohne Zweifel seine guten Gründe dafür.

„Wie heißen Sie?"

„Asy," erwiderte sie, indem sie wüthende Zornesblicke auf die Richter schleuderte, und sich sorgfältig hütete, den beiden Angeklagten, denen sie den Rücken zuwendete, in's Gesicht zu schauen.

„Ihren vollen Namen bitte ich, Sie wurden doch wohl nicht Asy getauft?"

„Ich heiße Aphrodite Hallijohn. Sie Alle wissen das eben so gut, als ich. Wozu stellen Sie solche nutzlose Fragen an mich?"

„Beeiden Sie die Zeugin!" rief Richter Hare, der bisher kein Wort gesprochen.

„Ich will nicht beeidet werden!" schrie Asy.

„Sie müssen schwören," rief Richter Herbert.

„Aber ich sage Ihnen ja, daß ich nicht will," rief Asy, außer sich vor Aufregung.

„So müssen wir Sie wegen Mißachtung des Gerichtshofes in's Gefängniß sperren."

Diese Worte lauteten so schonungslos und strenge, daß Asy kreideweiß wurde.

„Junges Weib," sagte ein anderer Richter, „war Ihre Hand bei dem Morde Ihres Vaters im Spiele?"

„Wie können Sie mich etwas so Widernatürliches fragen?" schrie Asy in höchster Aufregung.

„Er war der gütigste Vater", rief sie, ihre Thränen mühsam zurückhaltend. „Ich liebte ihn zärtlich, und hätte sein Leben mit Aufopferung des meinigen gerettet."

„Und doch verweigern Sie eine Zeugenschaft abzulegen, die dem Gerichte behilflich sein soll, seinen Mörder der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern."

„Ich verweigere die Auskunft zu geben nicht deßhalb. Ich möchte gewiß gern sehen, daß sein Mörder gehängt wird, und möchte auch selbst zur Hinrichtung gehen. Aber wer kann wissen, was Sie mich da noch fragen, um Dinge fragen, die weder Sie noch sonst Jemanden was angehen. Darum will ich dieselben nicht beantworten."

„Wir haben es nur mit dem Morde allein zu thun, und werden auch nur solche Fragen stellen, die darauf Bezug haben."

Nach kurzer Ueberlegung rief Asy: „Nun gut! Beeiden Sie mich also!"

Wenn gleich unwillig, ließ sie sich doch beeiden. Asy, die unbeeidet keine Skrupel gehabt hatte, die Lügen schäffelweise zu produziren, betrachtete den Eid als eine sehr ernsthafte Sache und fühlte sich nun, nachdem sie beeidet war, auch gezwungen, die volle Wahrheit zu sagen.

„Auf welche Weise wurden Sie mit dem Kapitän Thorn bekannt, den Sie um jene Zeit öfter gesehen?"

„Sehen Sie, da fangen Sie schon an, solche Fragen zu stellen!" rief die enttäuschte Asy. „Was hat er mit der Geschichte zu thun. Er hat ja doch den Mord nicht begangen."

„Sie haben geschworen, auf alle Fragen, die man an Sie stellen wird, der Wahrheit getreu zu antworten", lautete die unerbittliche Antwort.

„Wie sind Sie mit Kapitän Thorn bekannt worden?"

„Ich habe ihn in Swainson zufällig beim Pasteten-bäcker getroffen."

„Und da hat er sich gleich in Ihr hübsches Gesichtchen verliebt?" frug Mr. Ball, der das Verhör mit der Zeugin aufnahm, sehr artig.

Dieser ihrer Schönheit gespendete Weihrauch ließ sie schier auf ihre bisherigen Bedenken vergessen, und sie erwiderte daher mit einem Lächeln, das berechnet war, den ganzen Gerichtshof zu bezaubern: „Ja, er hat sich in mich verliebt."

„Und hat er von Ihnen erfahren, wo Sie leben, um Ihnen dann den Hof machen, und jeden Tag zu Ihnen herüber reiten zu können?"

„Nun ja; ist das etwa ein Unrecht?"

„Gewiß nicht," erwiderte Mr. Ball in gemüthlich heiterem Tone, um die Zeugin bei guter Laune zu erhalten. „Wollte Gott, daß mir ein solches Glück beschieden würde. Haben Sie ihn um jene Zeit unter dem Namen Levison gekannt?"

„Nein. Er sagte er heiße Thorn, und ich habe es ihm auch geglaubt."

„War Ihnen sein Aufenthalt bekannt?"

„Nein, davon sprach er nie. Doch glaubte ich, daß er sich zweitweilig in Swainson aufhielt."

„Aber Du mein Gott! Was für ein fesches Hütchen haben Sie heute angezogen!"

Asy, deren Hauptfehler eine ungemessene Eitelkeit war, wurde durch Mr. Ball's Bewunderung ihres Hutes ganz für ihn eingenommen, und warf einen herausfordernden Blick um sich, gleichsam, um auch das ganze Auditorium zur Bewunderung ihrer eleganten Toilette aufzufordern. Mr. Ball fuhr fort:

„Wie lange hat es gedauert, bis sie seinen wirklichen Namen entdeckten?"

„Nicht länger als einige Monate, nachdem ich seine Bekanntschaft gemacht."

„Das geschah wohl, wie ich vermuthe, nach dem Morde?"

„O ja." Mr. Ball zwinkerte vergnügt mit den Augen, und fuhr fort:

„Welche andere Herren waren in jener Mordnacht außer Thorn im Walde?"

„Richard Hare war dort, und auch Bethel und Locksley. Sonst habe ich Niemand gesehen, bis dann später nach dem Morde, ein ganzer Haufen Leute ins Haus drang."

„Waren Bethel und Locksley auch Sklaven ihrer Reize, wie die beiden Andern?"

Asy schüttelte unwillig den Kopf, und rief:

„Nein bei Gott. Mit Leuten solchen Gelichters habe ich mich nicht abgegeben."

„War Thorn oder Hare an jenem Abend bei Ihnen im Zimmer?"

Asy zögerte mit der Antwort: denn trotz aller Eitelkeit kam ihr diese Frage bedenklich vor, und sie hielt daher mit ihrer Antwort zurück.

„Zeugin, erinnern Sie sich Ihres Eidschwures!" donnerte ihr Richter Hare entgegen. „Wenn mein — wenn Richard Hare an jenem Abend bei Ihnen gewesen, so sagen Sie es nur gerade heraus. Aber nur keine Zweideutigkeiten!"

Vor Schrecken ganz erstarrt, stammelte Asy: „Thorn war bei mir."

„Und wo war Richard Hare?"

„Das weiß ich nicht. Er kam zu mir, aber ich schickte ihn weg und wollte ihn nicht einlassen. Wahrscheinlich schlenderte er dann im Walde herum."

„Ließ er eine Flinte bei Ihnen zurück?

„Ja. Es war das Gewehr, das er meinem Vater zu leihen versprochen. Ich habe es im Zimmer bei der Thür niedergestellt. Wie er sagte, war es geladen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

V.

Fast soll er Verfolgung leiden,
Sich ein Märtyrthum bereiten,
Opponiren keck der Wuth
Des Staats in seiner Rachegluth.
Hudibras.

Eugen Rohn machte sich am andern Morgen frühzeitig auf den Weg, um seinen Gönner, den Kommissionär Stillkraut, von dem erlebten Schrecken und unverdienten Mißgeschick in Kenntniß zu setzen. Er fand verschlossene Thüren, und sein Klopfen verhallte ungehört. Er kam am Abend, am zweiten und dritten Tage wieder, ohne Einlaß zu finden. Er rief den Namen des Herrn, die Namen der Hunde, welche sonst so gern laut anschlugen, durch die Thüre. Seiner Stimme antwortete nur ihr eigenes schwaches Echo. Endlich traf er im untern Hausgange, der auf die Straße führte, ein altes Mütterchen, das gegen freies Logis als Pförtnerin da wohnte und Herrn Stillkraut in seinem Hauswesen hülfreiche Hand leistete. Die Alte wußte nichts Sicheres, ließ aber eine geheimnißvolle Wichtigkeit, ein gewisses Vertrautsein mit dem Hausherrn durchschimmern und suchte den Mangel an reellen Nachrichten durch Floskeln und Expektorationen zu verdecken. „Wo Herr Stillkraut ist?" wiederholte sie langsam und anscheinend empört über diese Frage. „Ja, wer das bei einem solchen Manne wissen könnte? Ueberall und nirgends — da wählen Sie nach Belieben! Kein Doktor kann am Morgen wissen, welche Patienten ihn während des Tages bestürmen, und Herr Stillkraut, der Wunden in seiner Art heilt, kann nie vorhersagen, ob nicht außerordentliche Aufträge, plötzliche, ungeahnte Vorfälle ihn da oder dorthin berufen. Ein so gesuchter Geschäftsmann ist niemals Herr über seine Zeit."

„Sonst könnte man mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen," bemerkte Rohn, „Herrn Stillkraut zu gewissen Stunden zu treffen, aber seit zwei Tagen klopfe ich umsonst an seine Thüre. Seine Wohnung ist ja wie ausgestorben, nicht einmal die Hunde geben mehr einen Laut."

Digitized by Google

„Natürlich nicht, weil sie ausquartirt sind," berichtete die Alte mit großer Lebhaftigkeit, „ausquartirt in meine leere Kammer. Der gute Mann mußte sich von seinem Thierchen trennen, zum Erstenmal vielleicht in seinem Leben. Es ging hart her, Thränen standen in seinen Augen, als er mir die losen Kläffer auf die Seele band. Und wie kennen und spüren die kleinen, unvernünftigen Kreaturen seine Abwesenheit? Vor Sehnsucht und Harm heulen und winseln sie den lieben, langen Tag in ihrer Kammer, wie viele vernünftige Menschen nicht thun, wenn Jemand stirbt."

„Also ist Herr Stillkraut verreist?"

„Ja freilich — Knall und Fall — in einer höchst wichtigen Angelegenheit, wie Sie sich wohl denken können."

„Wann wird Herr Stillkraut zurückkehren?"

„Das weiß Niemand — er selbst nicht," erhärtete die Alte mit erhobener Hand. „Vorgestern wurde er mitten in der Nacht von einem Unbekannten geweckt und abgeholt. Der gute Mann kam gegen Tagesgrauen heim, aber in welch leidenschaftlicher Aufregung? Seine Lippen bebten, seine Hände und Kinn zitterten. Er eilte die Stiege hinauf, begann Kisten und Kasten sorgfältig zu versperren und disputirte unaufhörlich mit sich selbst. „„Es ist ein Elend mit solchen Menschen!"" rief er ein über das andere Mal. „„Man muß sie in ihr Verderben rennen lassen — in Gottes Namen! Jeder gute Zug, ihr Schicksal zu wenden, wird ein neuer Anstoß zum Unglück. Wahre Nachtvögel, geborene Kinder des Unglücks, deren Tritt Unheil bringt, wo er eine Schwelle berührt, ja deren Namen schon Schrecken und Elend wie eine pestartige Krankheit verbreitet!"" So raisonnirte er fort und fort, knöpfte sich fest in seinen Rock und Mantel, lockte listig die Hundchen in die Kammer, gab mir den strengsten Auftrag und eilte nach dem Bahnhof."

Rohn wußte wohl, wem dieses Selbstgespräch des Kommissionärs galt, und forschte vorsichtig weiter, um den Grund der plötzlichen Abreise zu erfahren.

„Es ist freilich eine wichtige, geheimnißvolle Reise," versicherte die Alte mit einer Miene, welche andeuten sollte, daß sie die Angelegenheit recht gut kenne, aber das Geheimniß ihres Herrn zu bewahren wisse. „Ach Gott!" seufzte sie, „wenn er nur gesund und wohl wiederkehrt. Es ist eine wahre Schande, wie der gute Mann seit einiger Zeit geplagt und überlaufen ist. Und jetzt auch noch geheime Agentschaften in weiter Ferne, bei Nacht und Nebel! Wenn er nicht bald, recht bald wiederkehrt, so vergehen seine Hundchen vor lauter Trauer und ich stehe vor Nichts ein."

Der Skribent merkte wohl, daß die geschwätzige Pförtnerin nichts wußte, was sie nicht geplaudert hätte, und empfahl sich. Es waltete kein Zweifel, daß seine Person mit dem heftigen Selbstgespräch des Kommissionärs in inniger Beziehung stand. Ob sich aber auch zwischen ihm und der plötzlichen Abreise Berührungspunkte fanden, ließ sich nicht ermitteln. Er sann hin und her, legte sich jedes Wort der alten Frau noch einmal zurecht, und fand schließlich mit einiger Bestimmtheit nur die traurige Vermuthung heraus, daß auch sein letzter Gönner sich von ihm geschieden habe, um den Verdienst in dem Hause des reichen Fremden nicht zu verlieren. Hart und trostlos, unheimlicher als die Nacht, starrte ihm die Zukunft entgegen. Die Tarbeamtenstelle war unrettbar verloren, sein Gehalt nicht unbedeutend reduzirt, seine Pläne und Spekulationen nach Nebenverdienst unter dem rauhen Hauche der Wirklichkeit wie Seifenblasen zerplatzt, die Wohnung gekündigt, die Gläubiger geduldlos. „Schreiben — schreiben!" stöhnte der hart bedrängte Mann vor sich hin, während er, gebeugt an Geist und Körper, nach dem Amte eilte. „Es ist der letzte Rettungsanker, bricht auch der, so versinkst du mit Weib und Kindern in ein endloses Meer des Elends." Und der langjährige Sportelrendant feilte als gewöhnlicher Kopist wieder rastlos und unverdrossen mit der Feder, wie ehedem, ja fleißiger als jemals. Er legte am Morgen und am Mittag von selbst eine Arbeitsstunde zu, so daß seine Kollegen laut murrten und ihn mit verächtlichen Blicken ansahen, und stand zugleich dem neuen Taxbeamten, der keine Idee von seinem ganze Dienste hatte und bei jedem Anlasse den Gerichtsdiener nach seinem Vorgänger schickte, bereitwilligst zu Gebote.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus St. Louis vernimmt man, daß der dreijährige amerikanische Kampf doch auch seine Früchte trage. Die Neger erklären bereits ihren Herren, daß sie an diesem oder jenem Tage gehen werden, und Niemand getraut sich, sie zurückzuhalten. Ein Sklavenhalter in Missouri hatte auf diese Weise 40 Neger eingebüßt und bat die noch übriggebliebenen 20 fast fußfällig, sie möchten doch gegen einen täglichen Lohn von $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Dollars über die Ernte bleiben. Aber der Aelteste von ihnen erklärte rundweg: „Onkel Sam (Spitzname für die Vereinigten Staaten) braucht uns noch viel nöthiger." Und sie gingen. Man sieht daraus, daß der Krieg in drei Jahren Resultate erzielt hat, welche die aller humanste Gesetzgebung selbst in fünfzig Jahren nicht zu Stande gebracht hätte. Uebrigens mehren sich die Anzeichen, daß die Feindseligkeiten bald eingestellt werden. Die Noth im Süden ist trotz einer reichen Ernte doch wahrhaft fürchterlich. In der Hauptstadt der Rebellion, Richmond, kostet nach dortigen Marktberichten das Faß Mehl, das im ganzen Norden um $4\frac{1}{2}$ Dollar zu kaufen ist, gegen 100 Dollars, also mehr als das Zwanzigfache. Kleider und Schuhe sind fast um gar keinen Preis mehr zu haben, weil Alles

Digitized by Google

für die Armee arbeitet. Während Gold im Süden auf beinahe 1000 Proz. Prämium steht, Papier also thatsächlich werthlos ist, hält sich seit den letzten zwei Monaten das Gold im Norden zwischen 40 und 50 Proc. Prämium. Doch ist es nicht dieser Umstand allein, der mehr als alle andern geeignet ist, den Süden zur Unterwerfung zu zwingen. Die siegreichen Armeen im Westen und Süden brechen der Empörung immer mehr den Hals.

[Ueber die Betrügereien der amerikanischen Militärbeamten] werden kaum glaubliche Dinge erzählt. Als Beispiel möge das folgende Stückchen dienen: „Bei Washington befindet sich ein großes Pferdedepot, in dem gewöhnlich 5—6000 Stück stehen. Von hier aus wird die Kavallerie und Artillerie remontirt — erstere braucht durchschnittlich 6 Pferde auf den Mann und das Jahr — hieher werden auch die kranken und abgetriebenen, aber noch nicht ganz dienstuntauglichen Pferde zur Kur und Auffütterung gebracht. Eine ordentliche Kontrole über Ab- und Zugang wurde nicht geführt, und daher war es schon lange ein öffentliches Geheimniß, daß einige Offiziere ein glänzendes Geschäft machten, indem sie Pferde einzeln und rudelweise verkauften. Endlich wurde diese Transaktion doch zu öffentlich betrieben, so daß der Kriegssekretär sich genöthigt sah, eine Untersuchungskommission zu ernennen. Nun war guter Rath theuer, aber ein „smarter" Yankee (unser „ein richtiger Junge") weiß stets einen Ausweg. Eine schöne Nacht entstand im Pferdelager eine Panik, sämmtliche Rosse, angeblich 5000, brachen aus und stürzten in wilder Flucht nach der Potomakbrücke. Die hier stationirte Wache versuchte vergebens, sie aufzuhalten; sie brachen durch, wobei aber viele in den Fluß gedrängt wurden und in den Fluthen umkamen. 1200 Pferde sollen angeblich im Potomak ertrunken sein. Natürlich befinden sich unter dieser Zahl auch die vorher verkauften. Mit den armen Kreaturen war auch die ganze Untersuchungkommission in's Wasser gefallen. Der Amerikaner lacht über solche Transaktionen und verdammt nur denjenigen, der so dumm war, sich fangen zu lassen.

In Köpenik bei Berlin war ein Dieb, Namens Schulze, aus der Haft entsprungen. Da er erst in der Nacht eingeliefert worden und ein Signalement noch nicht aufgenommen war, so forderte man deßhalb von Berlin die Personalakten desselben ein. Diese konnten aber nicht herausgefunden werden, weil in Berlin nicht weniger als achtzehntausend Individuen Namens Schulze als bestraft erscheinen.

In London machte man seit einigen Jahren die betrübende Bemerkung, daß die Sterblichkeit fortwährend zunahm und das vergangene Jahr zeichnete sich in dieser Beziehung ganz besonders aus. Die wissenschaftlichen Untersuchungen führten allenthalben zu der gleichen Ursache dieser betrübenden Erscheinung, und jetzt hat der Stadtrath die Hauseigenthümer und Miether von Lokalitäten auffordern lassen, ihre Wasserleitungen abzuändern und statt der Röhren von gewöhnlichem Blei solche von verzinntem Blei anzuwenden, um das Trinkwasser der Gesundheit weniger schädlich zu machen.

Das Dienstmädchen eines Gewerbetreibenden in Berlin begab sich neulich Abends in den Holzkeller ihrer Herrschaft, um zum nächsten Tage Brennmaterial zu holen. Kaum hatte sie den stets unverschlossen erhaltenen Keller betreten, als sie mit ihrem Fuß einen weichen Gegenstand berührte. Gleichzeitig erhob sich dicht vor ihr eine dunkle Gestalt. Das Mädchen schrie um Hülfe. In demselben Moment fühlte sie aber auch schon eine feuchte behaarte Hand auf ihrem Gesicht, deren Nägel sich in ihr Kinn und ihre Lippen einkrallten. Inzwischen erschien Hülfe in Gestalt eines großen Hundes, welcher dem Dienstherrn des Mädchens gehört. Gleichzeitig eilten Leute mit Licht herbei. Im Keller angelangt, fanden sie das Mädchen blutend am Boden, während der Hund knurrend und bellend den fremden Gast bewachte, der, die Zähne fletschend, sich auf einen Holzstoß retirirt hatte. In letzterem wurde zur allgemeinen Heiterkeit der vor einiger Zeit entsprungene Affe eines in der Nähe wohnenden alten Herrn, der eine wahre Menagerie von Thieren besitzt, entdeckt. Außer einigen Kratzwunden hat das vor Schreck in Ohnmacht gefallene Mädchen keine weiteren Verletzungen davon getragen.

[Der glückliche Zufall.] A. „Hast denn Du nicht in der Zeitung gelesen, daß in Deinem Orte die Viehseuche ausgebrochen ist?" — B. „Noch ka Wort! Aber froh bin i, daß i jetzt g'rad net derham bin."

Geschichtskalender. 18. März 1508 Wilhelm IV., der Standhafte, tritt unter Obervormundschaft seines Oheim's, Herzogs Wolfgang, bis 1511, die Regierung von Bayern an.

18. März 1560. Albrecht VI., der Leuchtenberger, Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Bayern, cedirt die durch seine Heirath mit Mechtild von Leuchtenberg erworbene Landgrafschaft Leuchtenberg, vermöge Vergleiches, an seinen Bruder, den Kurfürsten Max I., welcher schon früher hierauf eine kaiserliche Expektanz erlangt hatte, gegen die Reichsgrafschaft Haag, welche ihm und seinen zwei geistlichen Söhnen aber nur nutznießlich überlassen wird.

18. März 1795 macht der kurländische Landtag das Herzogthum Kurland zu einer russischen Provinz und bestimmt den Herzog Peter zur Thron-Entsagung.

18. März 1813. Tettenborn rückt mit den Russen in Hamburg ein und stellt die republikanische Verfassung wieder her.

18. März 1814. Treffen von Fère-Champenoise. — Blücher rückt vor.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waltandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 68 Samstag, 19. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Wie lange sind Sie beisammen geblieben, ohne von Ihrem Vater gestört zu werden?"

„Er hat uns durchaus nicht gestört. Ich habe ihn auch nicht eher gesehen, als bis er todt war."

„Waren Sie denn die ganze Zeit über nicht im Hause?"

„Nein. Wir haben einen kleinen Ausflug gemacht. Dann empfahl sich Kapitän Thorn und ich blieb noch ein wenig länger aus."

„Haben Sie das Gewehr losgehen gehört?"

„Ich saß gerade im Nachdenken versunken auf einem Baumstamme, als ich einen Schuß hörte. Ich legte demselben jedoch keine Wichtigkeit bei, weil ich gar keine Idee davon hatte, daß es sich um das Leben meines Vaters handelte."

„Was hatte der Kapitän im Hause geholt, als er Sie verließ. Was hatte er denn vergessen?"

Es war dieß ein sozusagen auf's Geradewohl abgeschossener Pfeil, der jedoch seine volle Wirkung hervorbrachte. Als kluger Kopf hatte Mr. Ball alle Mittheilungen, die ihm sowohl von Richard, als auch von andern Leuten gemacht wurden, genau abgewogen und seine Schlüsse daraus gezogen. Deßhalb machte er mit dieser Frage einen Versuch, der auch vollkommen gelang, denn Asy ging in die Falle, indem sie sagte:

„Thorn hatte seinen Hut vergessen, sonst gar nichts. Es war ein warmer Sommerabend und er ist daher ohne Hut hinausgegangen."

Mr. Ball glaubte nun noch einen zweiten Pfeil auf's Geradewohl abschießen zu können und fragte in ganz gemüthlicher Weise:

„Er hat Ihnen wohl, wie ich glaube, so viel von der Geschichte erzählt, um Sie von der Schuld Richard Hare's zu überzeugen?"

„Davon brauchte er mich nicht erst zu überzeugen. Ich wußte es ohnedieß so gut, wie alle Welt."

„Natürlich," erwiderte Mr. Ball anscheinend ganz gleichgültig. „Hat Kapitän Ihnen gesagt, daß er den Mord verüben gesehen?"

„Er hat seinen Hut geholt und ging etwas weiter in den Wald hinein, als er plötzlich einen Streit im Hause hörte, und die Stimme meines Vaters erkannte. Unmittelbar darauf erfolgte ein Schuß, und obgleich er noch keine Ahnung von dem angerichteten Unheil hatte, vermuthete er doch, daß Etwas vorgefallen sein müsse."

„Wann hat er Ihnen dieß erzählt?"

„Noch in derselben Nacht; aber etwas später."

„Wie ist es gekommen, daß Sie ihn noch in derselben Nacht sahen?"

Asy zögerte Anfangs mit der Antwort, allein nach vielem Drängen gab sie folgende wichtige Auskunft:

„Ein kleiner Junge kam zu mir ins Haus und sagte, daß ihm ein fremder Herr eine Sixpence gegeben, um mir zu sagen, er wolle mich im Walde sprechen. Ich ging an die bezeichnete Stelle und fand Thorn. Er fragte mich um die Ursache der so ungewöhnlichen Bewegung im Hause, und ich erwiderte ihm, daß Richard Hare meinen Vater umgebracht habe. Darauf erwiderte Thorn, daß das wahrscheinlich der Mann sei, dessen Stimme er im Streite mit meinem Vater gehört."

„Das war also die Erklärung, die Ihnen Thorn von jenem blutigen Drama gegeben?"

„Es war dieß auch die richtige Erklärung, denn wer sonst sollte meinen Vater getödtet haben als Richard Hare? Es ist ein wahrer Skandal, daß Sie jetzt dem Thorn es in die Schuhe schieben wollen."

„Betrachten Sie den Gefangenen genauer und sagen Sie mir, ob Sir Francis Levison derselbe Mann, den Sie früher unter dem Namen Thorn gekannt?"

„Ja. Aber darum ist er noch nicht des Verbrechens des Mordes schuldig."

„Natürlich," erwiderte Mr. Ball sehr wohlwollend und fuhr dann fort: „Wie lange sind Sie mit Kapitän Thorn in London geblieben. Sie wissen ja, während des kurzen Besuches, den Sie ihm dort abgestattet."

Asy schaute ihn groß an und würdigte ihn keiner Erwiderung.

Mr. Ball, der abermals einen Schuß in's Blaue machen wollte, fuhr daher ganz unbefangen fort sie zu fragen, wie lange sie bei Thorn in London verweilt, nachdem sie die Stätte des Mordes verlassen, um ihren Verehrer aufzusuchen.

Digitized by Google

„Wer wagt es zu behaupten, daß ich bei ihm gewesen? Wer kann sagen, daß ich ihm nachgelaufen?“ erwiderte Asy mit vor Zorn glühenden Wangen.

„Ich behaupte es,“ entgegnete Mr. Ball, indem er von ihrer Verwirrung Notiz nahm und sich einige Anmerkungen in seinem Buche machte.

„Lassen Sie das Leugnen, es führt zu nichts. Jeder von uns besucht dann und wann einen Freund.“

„So was Unverschämtes habe ich noch nie gehört!“ schrie Asy in höchster Aufregung. „Wohin soll ich denn wohl gelaufen sein?“

„Weib!“ donnerte ihr Richter Hare mit einer Stimme entgegen, an der eine gewisse Aufregung nicht zu verkennen war. „Erinnern Sie sich an Ihren Eid und sagen Sie mir, ob Sie bei dem Gefangenen Levison, oder bei Richard Hare gewesen sind?“

„Ich bei Richard Hare! schrie Asy in höchster Aufregung. Eine unnennbare Furcht überfiel sie plötzlich und wie Espenlaub zitternd, rief sie mit ängstlicher Stimme:

„Wie unterstehen Sie sich, mir mit dieser grausamen Lüge vor's Gesicht zu treten? Ich beschwöre es, daß ich Richard Hare seit jener Mordnacht nicht gesehen. Ich schwöre, ihn seit jener Zeit nicht gesehen zu haben. Ihn besuchen! Da wollte ich lieber dem Scharfrichter einen Besuch machen.“

In dem Tone, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel Wahrheit, daß Richter Hare, welcher bisher noch immer an die Schuld seines Sohnes geglaubt, wankend zu werden begann und nachdenklich wurde. Ganz West-Lynne hatte geglaubt, daß Asy dem Richard Hare nachgelaufen, während nun das Gegentheil bewiesen wurde. Was werden die Klatschschwestern, die dem armen Richard dieses sein Betragen mit Asy so sehr verargt, nun sagen, wenn sie erfahren werden, daß er ganz unschuldig war.

Advokat Ball sagte nun in einschmeichelndem Tone zu Asy:

„Nicht wahr, Sie sind nicht mit Richard Hare gewesen? West-Lynne ist immer so boshaft. Sie waren nur auf Besuch bei Kapitän Thorn, wie dieß eben bei jungen Damen zu geschehen pflegt.“

Asy ließ den Kopf hängen und schien Alles über sich ergehen lassen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

König Max in Wien.

Vor einigen Jahren war König Max in Wien anwesend und verweilte viele Stunden täglich in der Bildergallerie am Belvedere. Einfach bürgerlich gekleidet, erkannte Niemand in dem äußerlich anspruchlosen Mann den König eines Reiches; der Eifer und Ernst, mit welchem er der Betrachtung der Kunstgegenstände oblag, ließ vermuthen, daß er, von Beruf Künstler, Vorbilder großer Meister studire. Ein junger Maler, den ein gleicher Zweck täglich in die Kunstgallerie führte und der den König täglich da erblickte, näherte sich demselben mit jener Vertraulichkeit, welche Gemeinsamkeit der Bestrebungen einflößt, und ließ sich mit demselben in ein Gespräch über Kunst und Kunstgegenstände ein. Die Anschauungen des Königs imponirten dem jungen Mann und entzückt rief derselbe aus, dem Könige von Bayern die Hand reichend: „Wir müssen Freunde werden!“ Der König reichte dem Kunstnovizen die Hand und erklärte, sich glücklich zu schätzen, ein Freund eines so strebsamen jungen Mannes zu sein; „aber“, versetzte derselbe: „Sie müssen noch Vieles lernen!“ „Bah,“ sagte der Künstler, „lasse das Sie bei Seite, nenne mich einfach Du. Ich heiße Huber und Du, wie ist denn Dein Name?“ — „Ich heiße Wittelsbach,“ versetzte der König. — „Wittelsbach, den Namen kenne ich nicht, und doch glaube ich eine Kunstzelebrität vor mir zu haben. In Deinem Alter, mein bester Wittelsbach, muß man es schon zu etwas gebracht haben oder man bringt es nie zu etwas.“

„Das gebe ich zu“, erwiderte der König, „aber die Verhältnisse“. —

„Ja die Verhältnisse,“ unterbrach der Maler. „Du meinst das Geld, das leidige Geld, hat auch bei mir einen Haken. Wenn ich Geld hätte, ich müßte ein Rafael werden.“

„An Geld fehlt es mir eigentlich nicht,“ versetzte der König, „aber andere Dinge übten einen mächtigen Einfluß auf mich, die mich von der Kunst, der ich mit Leib und Seele angehöre, abzogen, z. B. die Politik.“

„Bah! wer wird denn Politik treiben,“ erwiderte Huber. „Weißt Du, Bruder, ich möchte bei Dir Etwas pumpen.“

„Mit Vergnügen. Wie viel soll ich Dir leihen?“

„Meinetwegen fünf Gulden.“

„Aber, Freundchen, ich habe kein Geld bei mir.“

„Da geht es Dir gerade so wie mir.“

„Wenn Du bis morgen warten willst, will ich Deinem Verlangen nachkommen, ich will Dir, wenn Du willst, mit mehr dienen.“

„Ich möchte heute noch das Geld brauchen, denn, mein lieber Wittelsbach, mir geht's schwach, mein Magen knurrt, wie ein ungeschmiertes Rad und Farben kann ich nicht essen.“

„Wo wohnst Du?“ Der junge Mann nannte seine Adresse.

„Längstens Mittags sollst Du das Geld haben, erwarte mich in Deiner Wohnung.“

Mit dem Glockenschlage 12 Uhr erschien ein Bedienter in Livree bei Huber. „Herr Wittelsbach“, so meldete er, „läßt sich entschuldigen, er kann nicht selbst kommen, doch läßt er Sie grüßen und überschickt Ihnen dieses.“ Der Bediente legte ein Packet Noten, es

Digitized by Google

waren 300 Gulden, auf den Tisch des erstaunten Künstlers und entfernte sich.

Am nächstfolgenden Tage suchte Huber seinen neuen Freund in der Bildergallerie auf. Der Freund erschien nicht. Ein Saaldiener, an den sich Huber um Auskunft wandte, löste das Räthsel. Als Huber den Namen seines Wohlthäters erfuhr, war er sehr überrascht und entschloß sich, an den König von Bayern seinen Dank abzustatten, doch hütete er sich, ihn Du zu nennen. Die Antwort auf dieses Schreiben folgte bald, es enthielt die Zusicherung einer Jahrespension von 300 Gulden.

Friedrich Friesen,

geboren 1785 zu Magdeburg, mit Jahn, Harnisch, dem Unterzeichneten u. A., Lehrer an Plamann's Pestalozzi'scher Lehr- und Erziehungsanstalt, ging am Anfang des Jahres 1813 zu Felde, trat in die Lützower Freischaar ein, und ward Lützow's Adjutant. Im März 1814 gerieth er bei einer Ueberrumpelung der Freischaar in den Ardenner Wald, wo er sein ermüdetes Pferd am Zügel führen mußte. Er traf am 15. März, Nachmittags 4 Uhr, auf eine Streifpartie des Landsturms, die mit ihm in Streit gerieth; er widersetzte sich, und ward dabei mittelst eines Flintenschusses durch's Herz getödtet. Sein Leichnam ward nach dem Dorfe La Lobbe gebracht, wo ihn der Maire, gerührt von seinen edlen Zügen, anständig begraben ließ. Lange Zeit waren wir hier in Berlin über sein Schicksal in Ungewißheit. Erst 1816 erfuhr der Freiherr v. Bietinghof, sein Waffengefährte und Freund, welcher beim Besatzungsheere in Frankreich stand, und mit ihm verabredet hatte, daß die Gebeine dessen, der in Frankreich fallen würde, von dem Anderen nach Deutschland gebracht werden sollten durch einen seiner Krieger, der ihm das Dienstsiegel des Lieutenants Friesen brachte, welches er bei einem Bauer gefunden hatte, daß Friesen getödtet sei. Bietinghof, von dem Bauer an den Maire in la Lobbe gewiesen, hörte hier von diesem den Verlauf von Friesen's Tod und Begräbniß. Er ließ das Grab öffnen, fand zwar den Körper verwesel, erkannte jedoch an dessen Größe, an einer Stirnnarbe, und an einer Zahnlücke die Gebeine seines theuren Freundes. Er sammelte die Ueberreste, und führte sie 26 Jahre lang mit sich herum, bis er 1842 sich in Berlin niederließ. Der König gewährte ein kostenfreies Begräbniß auf dem Friedhofe des Berliner Invalidenhauses. Am 15. März 1843 war der Sarg, in welchem sich die durch kunstgeübte Hand geordneten, mit Blumen und Lorbeerkränzen geschmückten Gebeine befanden, in einer Halle des Invalidenhauses aufgestellt. Viele Freunde Friesen's hatten sich versammelt, unter Anderen: August, Bellermann, Beuth, Deibel, Eiselen, Förster, Klantsch, Marggraff, O. Etzel, Kurte, Bietinghof, Windekind, Zenne. Letzterer sprach einige herzliche Worte am Sarge. Der Prediger Seidig hob am Grabe die Verdienste Friesens um die Jugend des Vaterlandes hervor, und segnete die Gebeine ein. Ein eisernes Kreuz, vom Kriegsministerium auf dem Grabe errichtet, führte die Inschrift: Friedrich Friesen, Lieutenant und Adjutant im ehemaligen Lützow'schen Freikorps, geb. 27. September 1785 in Magdeburg, geblieben 15. März 1814 bei la Lobbe in Frankreich u. s. w. Wie Arndt und Schenkendorff ihn in Liedern besungen, ist bekannt. F. L. Jahn schrieb von ihm in der Vorrede zur deutschen Turnkunst, 1816: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte, ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und reißend, ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, in's freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Keinem zu Liebe, und Keinem zu Leide: eben wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größte aller Gebliebenen.

Dr. F. Marggraff.

Mannigfaltigkeiten.

[Med. Dr. Heinrich August Gruber †.] In Johanngeorgenstadt in Sachsen starb am 7. ds. der letzte Schüler Schillers, der Nestor der sächsischen, vielleicht der deutschen Aerzte, jubil. Bergphysikus, Med. Dr. Heinrich August Gruber, Ehrenmitglied des Leipziger Schillervereins ꝛc. ꝛc. Er besuchte die Universität Jena in den Neunziger-Jahren und wohnte Schillers Vorlesungen bei.

[Eine Schwindlergeschichte.] Am 18. April ds. Js. wird im gerichtlichen Feilbietungswege eine bei Gmunden in großartigem Maßstabe angelegte, aber nur zum Theil ausgebaute Papiermühle unter den Hammer kommen und damit die Schlußscene zu einer großartigen Schwindlergeschichte geliefert werden, welche mehr als 40 Familien bedeutend in ihrem Vermögen heruntergebracht hat. Zu Ende des Jahres 1862 kam nämlich ein hübscher Mann im Alter von 26 Jahren und elegantem Aeußern, der sich G. Rubens nannte, nach Gmunden, stieg daselbst in einem Gasthofe ab und sprach

Digitized by Google

sich bald dahin aus, daß er gekommen sei, um in jener Gegend eine großartige Papierfabrik anzulegen und mittelst eines durch Aktien aufzubringenden Kapitals in Betrieb zu setzen. Als seinen eigenen Fond zeigte er Aktien einer Berliner Papierfabrik im Betrage von 25,000 Thalern und Werthpapiere auf sein Guthaben an seinen Bruder, einen Papierhändler in Köln, im gleichen Betrage. Dieser Besitz einerseits, wie anderseits sein feines Benehmen verschafften ihm bald viele Freunde unter der wohlhabenden Klasse und nun kaufte er im Frühjahre 1863 unweit Gmunden eine große Wirthschaft mit bedeutender Wasserkraft, wo er den Bau einer großen Papiermühle begann. Dieß verschaffte ihm Kredit zum Absatze vieler Interims-Antheil-Scheine, die er auf Beträge von 100, 500 und 1000 Thaler lautend, ausfertigte. Als das Aufbringen von Kapitalien in dieser Weise etwas schwieriger zu gehen anfing, suchte er die Vorzüge seiner Person in anderer Weise geltend zu machen und führte sich in wohlhabenden Familien ein, scheinbar in der Absicht, eine Heirath zu schließen, in Wahrheit aber, um den Eltern reicher Mädchen, wenn diese eine Verbindung schon nahe glaubten, nicht unansehnliche Darlehen, in einzelnen Fällen sogar Beträge bis zu 20,000 fl. abzulocken. Auch kaufte er große Quantitäten Waaren auf Wechsel, angeblich um sie seinem Bruder nach Köln zu senden, und war dann am 1. Juli 1863 unter Mitnahme eines großen Theiles der erschwindelten Gelder plötzlich verschwunden, wobei er sogar vergaß, seinen Arbeitern den letzten Wochenlohn auszuzahlen. Die Schuldenmasse, die er hinterließ, beträgt über 350,000 fl. Die nunmehr zum Verkauf bestimmte Papiermühle wird auf 180,000 fl. geschätzt. Rubens soll nach Amerika gegangen sein.

In dem Hause des Großuhrmachers Reeg zu Koburg hat vor einigen Tagen eine Gasexplosion stattgefunden. In der Morgenstunde nahmen die Bewohner einen starken Gasgeruch wahr, der aus einem unbewohnten Parterrezimmer zu kommen schien. Herr Reeg wollte sich von der Ursache des Geruchs überzeugen und ging mit dem Licht in jenes Zimmer. Kaum eingetreten, explodirte das Gas und erschütterte das ganze Haus und die umliegenden Nachbarhäuser, zertrümmerte Fenster, riß Thüren aus den Angeln, schleuderte Herrn Reeg in die anstoßende Küche und verletzte ihn nicht unerheblich. Leicht entzündliche Gegenstände brannten alsbald lichterloh, doch wurde das Feuer bald gelöscht.

[Zwei Konkurrenten.] Ein Gastwirth auf dem Markte in B. ließ an sein Schild Melonen malen mit der Ueberschrift:

„Hier in den Melonen
Ist herrlich zu wohnen."

Ein anderer Gastwirth, der ihm gegenüber wohnte, wählte darauf zu seinem Zeichen eine Zwiebel und setzte darunter:

„Man wohnt in der Zwiebel
Wohl auch gar nicht übel."

Vor dem Schwurgerichte in München gab ein Zeuge am 1. ds. Mts. eine komische Definition seines Standes. Präsident: „Wessen Standes?" Zeuge: „Ich war Hausknecht." Präsident: „Und jetzt?" Zeuge: „Nichts, Privatier."

Die in Nr. 66 der „Erheiterungen" erzählte Anekdote von Cremona wird, wie das „Mainzer Journal" berichtet, von italienischen Blättern als eine Erfindung bezeichnet.

Auf dem Ball.

Beim Ball hüpft jüngst, fein und stutzermäßig,
Der Baron Piperl ganz zierlich und nett
Zum „Lieserl" und ladet's zum Tanz regelmäßig:
„Hab' ich vielleicht die Ehr' beim nächsten Menuett?"
S' Lieserl lächelt, schmunzelt und koquettirt:
„I' dank — sagt's — bin die ganze Nacht schon verakkordirt."

Sylben-Räthsel.

Hans und Peter saßen in der 2 3 und tranken 1 2 1; da sprach Hans zu Peter, gebe mir Dein Lieschen zum Weibe, daß ich Dich 3 1 3, doch Lieschen stand auf der 2 1 und sprach 1 2 3, lieber Vater! ich mag ihn nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 65:
Haushalt.

Geschichtskalender. 19. März 1813. Davoust läßt zwei Mittelpfeiler der Dresdener Elbbrücke sprengen. — Aufruf zur Gründung einer hanseatischen Legion. — Lübeck sagt sich von der französischen Herrschaft los.

20. März 1813. Winzingerode in Bautzen. — Gefecht bei Colditz zwischen Durutte und den Kosacken.

20. März 1814. Schlacht bei Arcis, in welcher bayerische Tapferkeit rühmlich zum Siege verhilft.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 69 Montag 21. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Richter Hare's rauhe Stimme wurde abermals vernehmlich und er rief:

„Beantworten Sie die Frage: Waren Sie bei Thorn?"

„Ja," antwortete Afy mit schwacher Stimme.

Mr. Ball hustete und sprach dann mit einschmeichelnder Stimme:

„Wie lange hat er mit Ihnen gelebt? Hat er mit Ihnen zwei, drei Jahre gelebt."

„Was war dabei für ein Unrecht, wenn es mir beliebte, in London zu leben und einen alten Freund, der sich von Zeit zu Zeit zu einem Morgenbesuche einstellte, zu empfangen? Wen kümmert es? Und was ist daran Unrechtes frage ich?"

„Gewiß war dieß kein Unrecht. Ich meinerseits sehe darin sicherlich keines," entgegnete Mr. Ball mit den Augen zwinkernd. „Doch sagen Sie mir, wußten Sie damals, wo er Ihnen diese Morgenbesuche abstattete, daß er Levison heißt? Sagte er Ihnen je, aus welchem Grunde er den Namen Thorn angenommen?"

„Aus Laune, wie er sagte. Als er mich zuerst im Zuckerbäckerladen sah, fiel ihm ein, sich mir nicht unter seinem eigenen Namen aufzuführen. Er wählte den nächstbesten Namen und behielt ihn dann auch schon, ohne daß ihm je einfiel, daß er nur unter diesem Namen gekannt sein wolle."

„Das glaube ich selbst," sagte Mr. Ball trocken. „Miß Afy für jetzt hätten wir genug von Ihnen gehört."

Im Momente, als die Zeugin sich entfernte, sagte er einem Gerichtsdiener leise in's Ohr, Ebenezer James wieder vorführen.

Dieser erschien und nahm Afy's Platz ein.

Mr. Ball begann das Verhör abermals mit einer gleichsam absichtslos hingeworfenen Frage, indem er zu Ebenezer James sagte:

„Sie haben den geehrten Herren so eben mitgetheilt, daß Sie den Thorn ungefähr achtzehn Monate nach dem Morde in London gesehen haben. Dieß muß während Afy's Aufenthalt in London gewesen sein. Haben Sie sie auch gesehen?"

Mr. Ebenezer schien bei dieser Frage wie aus den Wolken gefallen. Da ihm nämlich Afy's Aussage unbekannt war, so wunderte er sich, auf welche Weise ihr Aufenthalt in London dem Gerichte bekannt geworden war und er stammelte daher:

„Afy!"

„Ja, Afy;" erwiderte Mr. Ball mit scharfer Betonung. „Der hohe Gerichtshof weiß bereits, daß Afy sich nach ihrer Entfernung aus West-Lynne zu Thorn und nicht, wie man allgemein glaubte, zu Richard Hare begab, und ich frage Sie daher, ob Sie damals Afy gesehen, die seiner Zeit noch immer mit Thorn in Verbindung gestanden?"

„Allerdings habe ich sie gesehen."

„Wo denn? Erzählen Sie das genauer."

„Ich ging eines Tages in eine entlegene Vorstadt und sah eine Dame in ein Haus gehen, die ich sogleich erkannte. Es war Afy, die dort in einem sehr elegant eingerichteten Quartiere wohnte. Sie lud mich sogleich zu einer Tasse Thee und ich folgte der Einladung auch auf der Stelle."

„Haben Sie dort bei ihr auch Kapitän Levison gesehen?"

„Ja, ich sah den Thorn, wie er damals hieß. Afy sagte mir nämlich, daß ich mich um acht Uhr entfernen müsse, weil sie um diese Zeit einen Freund erwarte, der auf ein Stündchen mit ihr zu plaudern komme. Aber im Gespräche verstrich uns die Zeit so schnell, daß es acht Uhr schlug, ohne daß ich noch Anstalt getroffen hatte, mich zu entfernen. Afy schob mich daher schnell zur Thür hinaus und ich hatte das Hausthor kaum hinter mir, als ein Kab angefahren kam, aus welchem Thorn herausstieg, das Thor mit einem Hausschlüssel öffnete und verschwand. Das ist Alles, was ich weiß."

„Nachdem Sie aber wußten, daß alle Welt die skandalöse Entfernung Afy's dem Richard Hare zur Last legte, so hätten Sie ihn bei Ihrer Rückkehr nach West-Lynne von diesem Verdachte rein waschen können?"

„Es handelte sich nicht um meine eigene Angelegenheit, und ich hatte daher kein Recht, sie bekannt zu machen. Afy ersuchte mich, Niemanden zu erzählen, daß ich sie in London gesehen, und ich versprach es ihr

Digitized by Google

auch. Was übrigens Richard Hare betrifft, so war es gleichgültig, ob ein kleiner Skandal mehr oder weniger auf ihm lastete, nachdem er sich in der Hauptsache, nämlich vom Verdachte des begangenen Mordes nicht weiß waschen konnte."

„Noch eines," unterbrach ihn der Advokat des Angeklagten, als der Zeuge Miene machte, sich zurückzuziehen. „Sie sagen, daß es damals, als Sie den Angeklagten sahen, bereits acht Uhr gewesen. War es schon finster?"

„Ja."

„Wie so wußten Sie also, daß es Thorn gewesen, der aus dem Kab gestiegen, und ins Haus getreten ist."

„Ich bin dessen ganz gewiß. Nicht weit von Thorn befand sich eine Gaslampe, und ich konnte ihn also ebenso gut sehen, als am hellen Tage. Ich erkannte ihn überdieß auch an seiner Stimme, und hätte einen Eid darauf schwören können, daß er es ist, weil er seinen gewöhnlichen Diamantring am Finger trug, der im Gaslichte glitzerte und funkelte."

„Sie sagen, daß Sie ihn an der Stimme erkannt. Sprach er denn mit Ihnen?"

„Nein. Aber er sprach mit dem Kutscher. Sie hatten einen kleinen Disput mitsammen. Der Kutscher behauptete, Thorn hätte ihm nicht genügend bezahlt, indem er ihn für die zwanzig Minuten, die er auf der Straße warten mußte, nicht entschädigt. Thorn fluchte und warf ihm endlich noch einen Schilling hin."

Der nächste Zeuge war ein Mann, der früher als Reitknecht bei dem verstorbenen Sir Peter Levison bedienstet gewesen war. Seine Aussage ging dahin, daß der Angeklagte, Francis Levison, im Spätsommer und auch im Herbste desselben Jahres, in welchem Hallijohn getödtet wurde, einige Besuche bei seiner Herrschaft gemacht habe, daß er sehr oft und immer gegen Abend einen Spazierritt nach der Richtung von West-Lynne unternommen und jedesmal erst nach Verlauf von drei bis vier Stunden ganz erschöpft, das Pferd abgehetzt und schäumend, zurückgekommen sei. Auch habe er, Zeuge, zu verschiedenen Malen zwei Briefe, die Mr. Levison unbedachtsamer Weise aus der Tasche fielen, aufgefangen und sie ihm zurückgegeben. Diese Briefe waren ohne Poststempel und mit der von einer Frauenhand geschriebenen Adresse: „Kapitän Levison" versehen. Auf die an den Zeugen gerichtete Frage, ob er dazumal von dieser Mordgeschichte gehört habe, antwortete derselbe, daß er davon gehört, und daß diese Nachricht damals in der ganzen Gegend große Sensation erregt habe. Zu jener Zeit, in welcher diese Mordthat ruchbar geworden, habe Mr. Levison seine Besuche ganz eingestellt und sei wieder nach London zurückgekehrt.

„Ein ausgezeichnetes Gedächtniß!" bemerkte der Advokat des Angeklagten ironisch.

Der Zeuge, ein ruhiger, achtbarer Mann, erwiderte, er habe thatsächlich ein gutes Gedächtniß gehabt; überdieß erinnern ihn gewisse Umstände daran, daß Levison's Abreise unmittelbar nach jener Mordnacht stattgefunden haben müsse.

„Erzählen Sie diese Umstände!"

„Eines Tages, als Sir Peter eben in den Stallungen war, und bemerkte, daß sich sein Neffe zur Abreise vorbereite, forderte er ihn auf, seinen Aufenthalt zu verlängern, und fragte endlich, was ihm durch den Kopf gefahren, daß er so schnell fort wolle. Mr. Levison erwiderte, daß ihn unerwartete Geschäfte plötzlich nach London zurückrufen. Während sie so sprachen, kam der Kutscher in großer Aufregung, und erzählte, daß Hallijohn aus West-Lynne von dem jungen Hare ermordet worden.

„Ich erinnere mich noch recht gut, daß Sir Peter sagte, es müsse ein Zufall gewesen sein, da er nicht glauben könne, der Mord sei ein absichtlicher gewesen."

„Erinnern Sie sich sonst an noch was?"

„Es wurde noch allerlei gesprochen. Unter andern hörte ich, wie Mr. Levison den alten Herrn fast beschämt um Geld bat, und fünf oder zehn Pfund von ihm verlangte. Sir Peter schien über diese Forderung sehr ungehalten zu sein, und fragte ihn, was er denn mit der Fünfzigpfundnote gemacht, die er ihm erst am Tage zuvor zum Geschenke gemacht. Mr. Levison erwiderte, er habe dieses Geld einem Kameraden schicken müssen, um ihm eine Schuld zu bezahlen. Sir Peter wollte ihm dieß nicht glauben, und sagte, er habe das Geld gewiß auf eine leichtsinnige Weise verschwendet. Dieß stellte Mr. Levison allerdings in Abrede; schien jedoch sehr verwirrt, so wie er an jenem Morgen überhaupt sehr zerstreut war."

„Hat er die fünf oder zehn Pfund Sterling, die er verlangte, auch erhalten?"

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, daß mein Herr, der überhaupt Niemanden was abschlagen konnte, wenn er auch oft lärmte und tobte, ihm das Geld gegeben haben wird. Mr. Levison reiste auch noch in derselben Nacht nach London ab."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der neue Tarbeamte erwarb sich, etwa den Herrn Landrichter ausgenommen, der ihn mehr zu fürchten, als zu lieben schien, mit seinem absprechenden, hochfahrenden Wesen keine Freunde. Um so lebhafter dominirte der ungenirte junge Mann, der seinen Worten Gewicht zu geben wußte, über das niedere Personal und spielte mit seinen glatten, aristokratischen Manieren selbst den Herrn Assessoren gegenüber eine gewisse imponirende Rolle. Ging ihm das Geringste gegen

Digitized by Google

den Strom, so pochte er mit frecher Stirne auf den Einfluß seiner hohen Protektoren, laut prahlend, wie er diesen und jenen Uebelstand schon zu beseitigen wissen werde. Am allerwenigsten jedoch konnte sich mit dem neuen Gebieter der grauköpfige Gerichtsdiener Oberniederhuber, ein alter Wachtmeister mit vier Kapitulationen, verständigen, bei dem der Gerichtsvorstand als Rittmeister, der erste Assessor als Lieutenant ohne „Baron", der zweite aber als Junker rangirte, und alles andere Personal sich in die niedern Chargen der Eskadron vertheilte und derem ersten Wachtmeister selbstverständlich und ordonanzmäßig pariren mußte.

Der Gerichtsdiener Oberniederhuber hatte gleichfalls vor Eröffnung der Eisenbahn sieben fette Jahre gesehen. Damals passirten nämlich jeden Tag lange Vaganten- und Sträflingstransporte in dem Gerichtshause aus und ein, deren Verpflegung und Verköstigung ihm oblag. Es war ein einfaches und einträgliches Geschäft, das selbst den Prozenten einer Apotheke spottete, denn der Gerichtsdiener war für seine Pfleglinge Pascha und Gastwirth zugleich. Erdreistete sich je einer der Gäste in seinem Gasthause zur „geschlossenen Gesellschaft" über die schlechte Hafergrütze oder die fehlende Fleischportion zu raisonniren, so folgte dem Worte auf dem Fuße eine handgreifliche, nachhaltige Belehrung, die dem Kühnen jede Klage für die Zukunft verleiden mochte. So war Oberniederhuber nicht durch seinen Gehalt und die Exekutionsgebühren, sondern durch sein „Gasthaus" in kurzer Frist ein vermögender Mann geworden, stattete seine erwachsenen Kinder glänzend aus und reservirte sich noch ein ansehnliches Sümmchen für seine alten Tage. Jetzt freilich sausten die Vaganten und Sträflinge auch wie andere Leute mit dem schnaubenden Dampfroß an der Stadt vorbei, ohne Nachtlager, ohne Rasttag, oder kehrten höchstens zum sogenannten Mittagsbrod ein, um mit dem nächsten Zuge wieder weiterzudampfen. Und doch behauptete der brummige Graubart steif und kühn, daß er noch lange nicht mit dem ersten Assessor tausche, während vor wenigen Jahren seine finanzielle Statistik selbst den Herrn Gerichtsvorstand über die Achsel ansah. Kein Wunder, wenn dieser Mann eine gewaltige Achtung, eine mächtige Hand, wie man zu sagen pflegt, im Gerichtshause hatte, und ein Ueberfluß von Artigkeit und Komplimenten nie zu seinen schwachen Seiten zählte.

Der neue, des Dienstes unkundige, aber um so herrschsüchtigere Taxbeamte, dem der alte Oberniederhuber durchaus nicht das Offizierspatent, sondern höchstens den leeren Kragen eines Aktuars zuerkannte, liebte es, seinen Diensteifer durch eine lärmende, in die Augen fallende Wichtigthuerei zu manifestiren. Er läutete zehnmal in jeder Stunde, und wenn seinem Rufe nicht sofort Folge geleistet wurde, ärmte die Glocke unablässig durch das Haus. Oberniederhuber, der unumschränkte Potentat des Wartzimmers und in den Augen der Landleute und Parteien der Allgewaltige des Hauses, zog zornig seinen grauen Schnurrbart zwischen die Zähne, brummte vernehmlich genug von einem naseweisen Springinsfeld und absichtlichen Chikaneur, ließ läuten, wer da läutete, und wandelte ruhig seine Bahn.

Dieser Mangel an Respekt und Gehorsam, wie der Taxbeamte sehr übel vermerkte, führte schon in den nächsten Tagen zu einer sehr heftigen Kollision. Der Herr von Mylius läutete und riß, als Niemand erschien, mehrere Minuten lang zornig an seiner Glocke, daß es stürmisch durch die Gänge hallte, und sprang schließlich, als selbst das Sturmläuten nicht fruchtete, vor seine Zimmerthüre, laut schreiend und fluchend. Auch der Herr Gerichtsvorstand trat mit entrüsteter Amtsmiene auf seine Schwelle, um zu sehen, wer so die Ruhe des Gerichtes zu stören wage. Als Dritter erschien endlich der Gerichtsdiener auf dem Kampfplatze, auf sein Rohr gestützt, langsam und gemächlich.

Der Taxbeamte im Gefühle seiner Würde und vom Zorne übermannt, brach sofort in einen Strom von Anklagen aus, die sich wie schäumende Sturmwellen überschlugen und in den herbsten Ausdrücken ergehen ließen. „Ich kann mir ein solches isolentes Benehmen," schloß er seine heftig sprudelnden Worte, „von diesem arroganten Menschen, diesem ausgemachten Grobian durchaus nicht gefallen lassen. Ich werde und muß mein Recht weiter suchen, wenn der Herr Gerichtsvorstand nicht energisch Abhülfe und Satisfaktion schaffen."

„Und ich auch," bemerkte der Gerichtsdiener, welcher den Redefluß des Anklägers mit keiner Silbe unterbrochen hatte."

„Sie haben die Befehle des Herrn Taxbeamten als Gerichtsdiener zu befolgen," entschied der Landrichter kurz, ohne sich weiter auf eine Untersuchung des Sachverhaltes einzulassen.

„Ich werde mein Recht suchen," wiederholte der Gerichtsdiener mit starker Stimme, die jedoch merklich zitterte. „Ich will nicht Grobheit gegen Grobheit setzen, aber Ihnen" — er wandte sich an seinen Gegner — „Ihnen sage ich, daß ein alter Soldat, der seine vier Kapitulationen gedient und Pulver gerochen hat —" er schlug mit der rechten Hand auf die Brust, daß seine Ehrenzeichen klangen, — „daß ein alter Soldat sich von Niemand kujonniren läßt. Nur schön stat, Herrchen! Der alte Oberniederhuber hat's nicht nöthig und ist nicht dazu angethan, jedem hergelaufenen Schreiber seinen Bedienten zu machen. Und dann — über den arroganten Menschen und den Grobian reden wir noch ein anderes Wort vor dem Herrn Untersuchungsrichter. Ich werde meinen Anwalt schon zu finden wissen."

Mit dieser Drohung wandte sich der alte Oberniederhuber, wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht, ab, ging und ließ die beiden Herren verblüfft stehen.

Digitized by Google

„Herr Landrichter!“ rief der Tarbeamte in tiefster Entrüstung.

„Ich werde einschreiten müssen,“ entgegnete dieser zögernd. „Der Mann scheint sich im Vertrauen auf seine Dienstjahre zu überheben oder es macht das Alter seinen Einfluß geltend. Seine Quieszenz hätte ohnehin früher oder später eintreten müssen. Ich werde sie heute noch beantragen.“ —

Das geschah nun freilich nicht, so zufrieden sich auch der Herr v. Mylius mit diesem Urtheil gezeigt hatte. Landrichter Nebelthau pflegte solche Entschlüsse nicht ein-, sondern zwei- und dreimal zu beschlafen, bevor er handelnd eingriff. Er fürchtete sich, dem protegirten Tarbeamten abzustehen, und wollte doch auch dem alten Gerichtsdiener, der Jahre lang seine rechte Hand gewesen, nicht wehthun. Oberniederhuber half dem geplagten Vorstand am andern Morgen selbst aus der Verlegenheit. Er überreichte nämlich ein förmliches Quieszenzgesuch, mit ärztlichen Zeugnissen belegt. „Haben Recht,“ bemerkte der Gerichtsvorstand, Beifall nickend, „ganz Recht — werde selbst bald folgen.“

Das Gesuch ging noch an demselben Tage an ein hohes Ministerium ab, von einer tüchtigen Befürwortung unterstützt, welche die langjährigen, treuen Dienste des Veteranen glänzend hervorhob. Zum ersten Male seit seiner Vorstandschaft hatte Landrichter Nebelthau nicht „tadellos“ geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Anekdote von Murat.] Folgende Anekdote, welche der neapolitanische Geschichtsschreiber, General P. Coletta, von König Joachim (Murat) erzählt, wäre geeignet, eine erfreuliche und rührende Probe von dessen Edelmuth abzugeben, wenn nicht eben so wohl geschmeichelte Eitelkeit, eine jenem tapfern König in hohem Grade innewohnende, namentlich in Bezug auf seine Gestalt und sein Aeußeres sich selbst in phantastischem Aufputz kundthuende Eigenschaft, die Triebfeder zu seiner dort geschilderten Handlungsweise gewesen sein könnte. „Während der König mit dem größern Theil seines Heeres (1810) in Calabrien stand, weil diese und auch die andern Provinzen des Reichs fortwährend vom Raubwesen belästigt waren, traf er eines Tages in der Ebene von Palme einen Mann, der gefesselt von Gendarmen geleitet wurde. Er fragte, wer das sei; der Gefangene aber, dem andern zuvorkommend, sagte: „Majestät, ich bin ein Räuber, aber der Verzeihung würdig. Denn gestern, als Ew. Majestät die Berge von Scilla erstieg und ich hinter einem Felsblock verborgen stand, konnte ich Sie tödten; ich hatte auch den Willen und legte schon das Gewehr auf Sie an, aber der große und stattliche Anblick Ihrer königlichen Person hielt mich zurück. Hätte ich gestern den König erschossen, so wäre ich heute nicht Gefangener und dem Tode nahe.“ Der König begnadigte ihn; der Räuber küßte das Knie seines Pferdes, ging frei und lustig von dannen und lebte seitdem ehrlich in seiner Heimath.“ Die genannte Sorgfalt für eine gefällige äußere Erscheinung scheint sich bei König Joachim, der, nachdem er bei tausend glänzenden Waffenthaten seines vielbewegten Lebens nie verwundet worden, endlich als Landfriedensbrecher (1815) zu Pizzo in Unteritalien hingerichtet ward, im 48. Jahre seines Alters, selbst auf seinen Leichnam erstreckt zu haben. Den Soldaten, die in zwei Gliedern aufmarschirt waren, rief er zu: „Schont das Gesicht! Zielt aufs Herz!“ Die Besorgniß, sein Gesicht und der Kopf müßte durch die Schüsse furchtbar entstellt werden, war es offenbar gewesen, die ihm jene Worte eingegeben.

Das unterseeische Schiff Le Plongeur, welches augenblicklich bei Rochelle liegt, erregt das allgemeine Interesse durch die Eigenthümlichkeit seines Baus. Dieß Taucherschiff, welches dazu bestimmt ist, im Meere in einer größeren Tiefe zu ankern, hat eine Länge von 44½ Metres; seine totale Höhe beträgt 3 Met. 60; wenn es schwimmt, so senkt es sich 2 Met. 80 ins Wasser, so daß es demnach nur um 80 Centimeter über den Wasserspiegel hervorragt; seine Form nähert sich sehr derjenigen eines großen Fisches. Es wird durch eine Maschine von etwa 80 Pferdekraft in Bewegung gesetzt. In dieser Maschine nach einem ganz neuen System wird der Dampf durch gepreßte Luft ersetzt. Es befinden sich im Innern des Fahrzeugs weite Reservoirs, von denen einige zur Pressung der Luft, andere zur Aufnahme des zum Untergehen nöthigen Wassers dienen. Ein Theil der äußern Hülle des Schiffs kann durch einen besonderen Mechanismus vom übrigen Theil gelöst werden und als Rettungsboot dienen, welches fest genug ist, die gesammte Mannschaft, aus 12 Mann bestehend, aufzunehmen. Es herrscht demnach bei den Operationen alle mögliche Sicherheit. Das Taucherschiff ist vorn mit einem gewaltigen Sporn in Form einer Röhre versehen; dieser Sporn enthält eine leere Patrone, in welcher man Pulver oder eine zündende Bombe anbringen kann.

Geschichtskalender. 21. März 1799. Sieg der Oesterreicher bei Ostrach unter Erzherzog Karl über die Franzosen unter General Jourdan.

21. März 1813. Lüneburg verjagt die französischen Behörden.

21. März 1848. Maximilian II., König von Bayern, übernimmt die Regierung des Reiches in Folge der Abdankung seines Vaters, Königs Ludwig I.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 70 Dienstag, 22. März 1864.

Bayern!
Blicht in die Gruft Eures Königs!

Ach, Er! Der hohe Edle! Den wir so gerne hatten
Und nannten uns beglücket — Er steht im Buch der Schatten! —
O, weinet Ihm und schluchzet und singet Trauertöne
Bayerns Söhne!

Wer kennt Ihn nicht, den Guten! Deß Blut nur für uns wallte?
Nicht seines Namens Zauber? — Warum verblich so balde
Uns Er, der edle König? Uns, Seinen treuen Bayern?
Held aus Scheyern!

Wenngleich Er uns verlassen, Er bleibt für alle Zeiten!
Sein Trennen war nur Gehen, jedoch kein wahres Scheiden;
Denn ewig zeigt Geschichte und Seiner Liebe Saaten
Maxen's Thaten!

Fürwahr ein wahrer Vater der Väter Seiner Kinder!
War Bayern jemals froher und stiller und gesünder,
Als unter Seinem Scepter, den milde und gelungen
Er geschwungen?

Sein Herz schlug nur für Bayern (— und ach, es ist gebrochen!)
Für Ruhe, stillen Segen! Darum Er einst gesprochen:
„Den Frieden will ich haben! Entweich' des Krieges Wolke
Meinem Volke!"

Er sprach's und — that's! — Und sehet, was Königswort entsprossen,
So reiche, süße Früchte! Wer hat sie nicht genossen?
Des Friedens stiller Wohlstand und heimisch Glück beschauen
Bayern's Gauen.

Er sah's und hatte Freude: Er schied so sanft von hinnen
Und einem Volke glücklich durch Seiner Liebe Sinnen. —
Genieß' in jenen Hallen, Du, stille, sanfte Wonne,
Bayerns Sonne.

Ach, Er! Der hohe Edle! Den wir vor Kurzem hatten
Und nannten uns so glücklich — Er weilt im Reich der Schatten!
O, weinet d'rum und schluchzet und singet Trauertöne
Bayerns Söhne!

L. Sch...d, r.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Der nächste Zeuge, der vorgerufen wurde, war der alte Dill. Seine Aussage lautete ungefähr wie folgt:

„Als er am letzten Dienstag Abend von einem Besuche, den er im Hause des ehrenwerthen Mr. Beauchamp gemacht, spät nach Hause gegangen, hätte er plötzlich ein Geräusch gehört, welches, wie er sich hinterd'rein überzeugte, aus dem Zusammentreffen Sir Francis Levison mit Otway Bethel entstanden war.

„Sir Francis schien nämlich bei Mondscheinbeleuchtung einen kleinen Spaziergang gemacht zu haben, als er ganz zufällig auf Bethel stieß.

„Es kam zwischen ihnen zum Wortwechsel. Bethel beschuldigte Sir Francis, daß er ihn über die Achsel angesehen, worauf dieser zornig erwiderte, daß er nichts von ihm wissen wolle.

„Sie waren gewiß froh, daß ich in der Nacht von Hallijohn's Ermordung etwas von Ihnen wissen wollte. Denken Sie noch daran, daß ich Sie an den Galgen hätte bringen können. Ein Wort von mir und es wäre um Sie geschehen."

„Sie dummer Narr!" rief Sir Francis mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „wie können Sie sich einbilden, daß Sie mich an den Galgen bringen können, ohne ihren eigenen Hals in die Schlinge zu stecken? Haben Sie Ihren Hehlerlohn nicht schon bereits empfangen? Wollen Sie nun vielleicht noch etwas Geld erpressen?"

„Sauberer Hehlerlohn! Eine elende Fünfzigpfundnote," schäumte Bethel.

„Wie oft habe ich mich seitdem nicht darüber verwünscht, daß ich das verfluchte Geld im Momente der Verwirrung berührt. Ich konnte der armen Frau Hare seitdem auch nicht ins Gesicht sehen; denn ich wußte ganz gut, daß es in meiner Hand gestanden, ihren Sohn aus Henkershänden zu befreien."

„Um an seiner Stelle an den Galgen zu kommen."

„Nein, um Sie an den Galgen zu bringen."

„Wie es Ihnen beliebt, aber so viel ist gewiß, daß, wenn ich an den Galgen komme, Sie Ihrerseits nicht zurückbleiben werden. Sie wissen wohl am besten, daß

Digitized by Google

es für Sie keine Entschuldigung und keinen Ausweg gibt, wenn ich d'ran komme."

Der Advokat des Angeklagten erhob zwar die heftigste Einsprache gegen die Zulässigkeit dieses Zeugnisses; der Gerichtshof bedeutete ihm jedoch, sich in den ihm gebührenden Schranken zu halten, und ihn mit seinen Belehrungen zu verschonen.

Auch Obrist Bethel wurde durch Mr. Dill's Zeugenaussage heftig erschüttert, und fragte den würdigen alten Schreiber, ob er seiner Sache auch sicher gewesen! als er behauptete, daß Otway Bethel mit Sir Francis Levison eine Unterredung gehabt.

Mr. Dill schüttelte betrübt den Kopf, und sagte mit tiefbekümmerter Stimme:

„Halten Sie mich für fähig, daß ich sagen werde, Jemanden gesehen zu haben, wenn er es nicht gewesen? Wollte Gott, daß ich nicht Zeuge dieser Unterredung gewesen, obgleich Richard Hare's Unschuld dadurch vielleicht an den Tag gebracht wird."

Sir Francis war dem Gange der Verhandlung bisher mit hochmüthigem, kavaliermäßigem Wesen gefolgt, und ließ seine mit Diamantringen besetzten zarten Finger fleißig vor den Augen der Zuhörer spielen. Ob die Diamanten übrigens bei seinen häufigen Geldverlegenheiten ächt waren, schien sehr fraglich zu sein. Ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, und während der ganzen Zeugenaussagen lächelte er ironisch, als wollte er sagen: Die Zeugen können höchstens beweisen, daß ich mit Mademoiselle Asy meine Abende zugebracht, aber es ist Euch denn doch nicht möglich, mir den Mord aufzudisputiren. Als Mr. Dill jedoch sein schwer in die Wagschale fallendes Zeugniß abgelegt, war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen, und er begann endlich Angst zu bekommen.

Als das Verfahren geschlossen war, sagte der Advokat des Angeklagten im zuversichtlichen Tone zu den versammelten Richtern:

„Euer Gestrengen werden wohl Bürgschaft für Sir Francis annehmen?"

„Bürgschaft?"

Die Richter blickten einander verwundert über diese unverschämte Zumuthung an, worauf der Advokat seine Forderung noch einmal mit dem Bemerken wiederholte, daß das Gericht doch wohl eine Bürgschaft für einen Mann von Sir Francis Levison's Position nicht ausschlagen werde.

Der Gerichtshof lehnte jedoch dieses Ansinnen im entschiedensten Tone ab, und erklärte, daß er selbst von dem Lordkanzler keine Bürgschaft für einen solchen Mann annehmen würde.

Mr. Otway Bethel, der bei sich wußte, daß Niemand es der Mühe Werth halten werde, für ihn Bürgschaft zu leisten, gab sich daher auch keine Mühe, von dem Gerichtshofe die Annahme derselben zu erbitten, und wurden auch beide Gefangene als des Mordes an Halliyohn verdächtig erklärt und den Geschwornen überwiesen.

Asy hatte mittlerweile im Zeugenzimmer Zeit gehabt, über ihre Position nachzudenken, allein nach reiflicher Ueberlegung fand sie, daß es am Ende Niemanden etwas angehe, wenn sie in London einen guten Freund zum Thee empfangen, und sie nahm sich daher auch vor, Jeden, der sie darüber zur Rede stellen würde, so tüchtig den Kopf zu waschen, daß den Klatschmäulern bald der Mund gesperrt werden wird.

„Nun, wie ist die Geschichte ausgegangen?" fragte sie den eben eintretenden Mr. Ball, der als Junggeselle mit großer Artigkeit behandelt wurde: denn obgleich Mr. Jiffin für alle Fälle herzuhalten bestimmt war, so glaubte sie doch die Augen stets offen haben zu müssen, um sich keinen Mann entgehen zu lassen.

„Sie sind beide wegen absichtlich verübten Mordes vor die Geschwornen gewiesen worden."

Diese Mittheilung erregte Asy's Zorn im höchsten Grade, und sie schrie:

„Ist das nicht ein Skandal, zwei ganz unschuldige Menschen mit einer solchen Anklage beladen vor die Geschwornen zu weisen!"

„Ich muß Ihnen, liebe Miß Asy, sagen, daß Sie am besten thun, diese irrigen Anschauungen je eher desto besser aufzugeben. Levison's Schuld ist heute so viel als bewiesen worden, und selbst wenn die Beweise nicht ausreichend gewesen wären, hat er und Bethel sich einander so tief „dreingebracht," daß sie Richard Hare's Unschuld bereits vollkommen bewiesen haben."

Asy's Gesicht wurde leichenfahl, und eine unsägliche Angst und Besorgniß überfiel das bisher so hochmüthige, eitle Wesen.

„Das . . . kann . . . nicht . . wahr sein", stammelte sie betroffen.

„Es ist nur zu wahr. Thorn hat die That verübt, die Sie bisher dem armen Richard Hare zur Last gelegt haben. Richard hörte den Schuß im Walde fallen, und sah den von seiner ruchlosen That erschreckten Thorn geisterbleich und ängstlich davonlaufen. Glauben Sie mir darum auch, daß es Thorn gewesen ist, der Ihren Vater umgebracht."

Asy fuhr erschreckt zusammen, als sie hörte, daß Thorn wirklich der Mörder ihres Vaters gewesen. Die Wahrheit dieser Mittheilung drang sich ihr mit so überzeugender Gewalt auf, daß sie einen tiefen Schmerzensschrei ausstoßend in Ohnmacht fiel.

Mittlerweile erhob sich außerhalb des Gerichtshofes ein entsetzliches Gejohle. Die Gefangenen wurden nämlich abgeführt. Die bewaffnete Macht mußte aufgeboten werden, um Sir Francis Levison gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Wie ein feiger Verbrecher zitternd suchte er sein leichenfahles Gesicht vor den johlenden Pöbelmassen zu verbergen. Wollte

Digitized by Google

man ihn vielleicht noch einmal in der Pfütze untertauchen?

Sollten sie ihn vielleicht bei lebendigem Leibe in Stücken zerreißen und die Erde verfluchen wollen, weil sie sich nicht öffnete, um ihn zu verschlingen? Von diesen trübseligen Gedanken befreite ihn endlich die Polizei, die ihn der Menge entführte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn, der das Quieszenzgesuch des alten Veteranen aufgesetzt und geschrieben hatte, saß am Abend in seinem Stübchen, sorgenvoll, gebeugten Hauptes, das starre Auge auf den Boden geheftet. Er hatte nicht abgelassen, seine Lage zu überdenken und mit zahllosen Entwürfen seinen Geist zu martern, bis er — um so zu sagen — keines rechten Gedankens mehr fähig war. Seine Stirnadern liefen an, und schlugen rascher, sein Kopf schmerzte ihn, wie von einer eisernen Schraube umspannt, so oft er einen neuen Plan fassen und dessen Ausführung ernstlich zergliedern wollte. Mehr als einmal streckte er die Hand nach seinem Cello aus, um das gequälte Herz im sanften Hauche der Töne zu kühlen und ihm Ruhe zuzusingen, und immer zog er sie erschreckt wieder zurück, wie auf unrechter That betroffen. Weh ihm, wenn ein einziger Ton in das Wohnzimmer drang! Frau Crescenz saß vom Morgen bis zum Abend in ihrem Sessel. Keine Thräne netzte ihr Auge, kein Wort der Klage trat über ihre Lippen, aber jeder Zug in dem finstern, mürrischen Gesichte, jede Bewegung des schwerfälligen Körpers, jeder Blick war ein Vorwurf, eine Anklage. Frau Crescenz hielt bei jedem Bedürfnisse einfach die offene Hand hin, ohne zu fragen, woher er die Mittel schaffe. Konnte der Arme nicht entsprechen oder bat um Geduld, so drang sie immer und immer mit harten Worten auf den Verkauf der Kniegeige und schmähte auf den unbegreiflichen unerhörten Starrsinn, der Weib und Kinder gewissenlos einem unnützen Rumpelkasten opfere.

Trotzdem vermochte es Rohn nicht, für die Dauer seiner Sehnsucht zu widerstehen. Er beugte sich langsam zurück, öffnete den Kasten und schlug Saite um Saite leise mit dem Finger an. Er trieb Minuten lang dieses einfache Spiel und glaubte ordentlich zu fühlen, wie mit jedem Tone, der unter seiner Hand entsprang und verklang, ein Theil der Last von seinem Herzen wich. Plötzlich aber griffen seine Finger, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, gewaltsam in die Saiten, daß sie wild rauschten und dröhnten. Er sprang auf und schlug sich mit der Faust heftig vor die Stirne: „O ich Thor!“ rief er, sich selbst anklagend. „Ich quäle und quäle mich und sehe das Glück nicht, welches sich von selbst bietet. Was nützt ein falscher Stolz im Kampfe mit Hunger und Noth? Ich schenke dem Herrn Landrichter Nebelthau seine Gratifikation und seinen Taxbeamten, wann ich nur dieses Ziel erreiche. Und bei Gott! Man wird doch meine fünfzehnjährigen Dienstleistungen und meine Geschäftskenntniß nicht mit der eines alten Feldwebels oder Gendarmen in Vergleich ziehen wollen? Gerade ich könnte als Gerichtsdiener im Taxamte, in der Registratur, in der Kanzlei und allüberall hilfreiche Hand leisten. Es ist keine Sekunde zu verlieren. Heute noch gebe ich um den Posten ein — direkt an das Ministerium. Der alte Oberniederhuber wird schauen, wenn ein Skribent sein Nachfolger wird.“

Rohn, von diesem glücklichen Gedanken mit der Gewalt des Sturmwindes erfaßt, suchte seine letzten Groschen zusammen und eilte in die Stadt, um sich Stempelpapier zu verschaffen. Nach seiner Rückkehr transportirte er einen Tisch in sein Stübchen und schrieb sofort die Eingabe nieder. Er schilderte im Eingange seine durch die Ernennung des Taxbeamten erfolgte, unverschuldete, mit schweren pekuniären Opfern verbundene Zurücksetzung. Er zählte sodann seine Dienstjahre und alle Sparten auf, in denen er schon gearbeitet hatte, und stützte sich für seinen Fleiß und seine Geschäftskenntniß auf die Urtheile aller Bekannten am Gerichte von jetzt und jemals. Er mußte hiebei wohl oder übel die eigenthümliche Praxis des Herrn Landrichters Nebelthau, bei dem „tadellos“ als die höchste Potenz des Lobes galt, berühren und that dieß so schonend als möglich. Zum Schlusse schilderte er seine unglücklichen häuslichen Verhältnisse, die kranke, halb erblindete Frau, unfähig, etwas zu verdienen und ihre vier unmündigen Kinder zu verpflegen, und die trostlose, entsetzliche Zukunft, der er mit seiner Familie unrettbar verfallen mußte, wenn ihm die unterthänigst gehorsamst erbetene Gerichtsdienerstelle nicht allergnädigst verliehen würde.

Der Bittsteller hatte seine Lage so warm, so lebhaft und ergreifend geschildert, daß ihm beim Durchlesen Thränen in die Augen traten. Voll festen Vertrauens faltete und siegelte er die Eingabe und trug sie noch in der Nacht zur Post. Auf sein dringendes Ersuchen übernahm der diensthuende Beamte trotz der späten Stunde das Schreiben, wog es prüfend mit der Hand und wünschte ihm, als kenne er dessen Inhalt, einen glücklichen Erfolg. Rohn dankte wiederholt und zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück. Die hohe, gefurchte Stirne aber und das finster eingesunkene Gesicht des Postbeamten, das ein schwarzer Vollbart wie ein düsterer Schleier umspannte, und in dessen tiefen Linien sich die Schriftzeichen langjährigen, schweren Grames ausprägten, begleiteten ihn auf dem Heimwege. Sollte den bleichen, so ernst blickenden, still gefälligen

Digitized by Google

Mann eine noch schwerere Bürde niederdrücken, als ihn selbst? Die Fama erzählte, daß er, ein junger, tüchtiger Jurist, in Folge eines unseligen Wortwechsels seinen besten Freund im Zweikampfe erstochen habe. Die Haft warf ihn aus der Carriere, die That tödtete den Frieden seines Herzens, und Niemand sah mehr ein Lächeln um diese Lippen spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Krankenbette.

Im Winter sagte man mir:
Daß gesund ich wieder werde,
Wenn der milde sanfte Frühling
Schwebe nieder auf die Erde.

Holder Lenz, Du bist gekommen
Jetzt mit allen Herrlichkeiten,
Doch Du brachtest nicht Genesung
Mir von meinen schweren Leiden.

Nun so hör' denn meine Bitte
Noch um diese kleine Gabe:
Lasse Blumen doch ersprießen
Mir auf meinem frühen Grabe.

15./III./64. Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

In New-York ist seit einiger Zeit eine Versicherungsgesellschaft in das Leben gerufen, welche eine eben so originelle als eigenthümliche Versicherung für Selbstmörder zum Zwecke hat. Diejenigen nämlich, welche die Absicht haben sollten, ihrem eigenen Leben selbst ein Ende zu machen, können dasselbe für den Todesfall durch Selbstmord mit beliebigen Summen zu sehr mäßigen Prämiensätzen versichern und bekommen die Policen-Inhaber das Kapital demnächst unweigerlich von der Gesellschaft ausgezahlt, wenn — und das ist das Originelle — der Versicherte mindestens zwei Jahre, vom Tage der geschlossenen Versicherung ab, mit der Ausführung seines Entschlusses sich das Leben zu nehmen, wartet und die Prämien pünktlich bezahlt. Die Gesellschaft rechnet nämlich auf den allgemeinen Erfahrungssatz, daß eine Ueberlegungsfrist von zwei Jahren vollkommen genügend ist, Jemand von dem Entschluß, sich das Leben zu nehmen, gänzlich abzulenken und daß diese Leute später ihr Leben sorgsam behüten.

In dem Programm über das Leichenbegängniß des Königs Max II. fand sich die Bestimmung: „Fünfundzwanzig Männer in der Gugel." Zur Erklärung des letzten Wortes diene die dem Schmeller'schen bayerischen Idiotikon entnommene Mittheilung, daß dasselbe aus dem lateinischen cucullus (Kugel, Kogel, Gugel) gebildet ist, und die Kappe oder Kapuze an einem Rock oder Mantel, die über den Kopf gezogen werden kann, dann den Mantel selbst mit einer solchen Kappe bedeutet. Westenrieder sagt in seiner Beschreibung von München: „Wer eine Wappe führt, dem hängt man sie (bei seinem Leichenbegängniß) um den Sarg, und seine Hauptkläger gehen in Gugl, d. i. in einem langen schwarzen Mantel und solcher Kapuze über den Kopf."

[Ein Geschenk an die Kronprinzessin von Preußen.] Feldmarschall v. Wrangel hat der Frau Kronprinzessin von Preußen eine dänische Geschützkugel übersandt, welche bei einer Rekognoszirung in der Nähe des Kronprinzen einschlug. Die Kugel hat in dem Wohnzimmer der Frau Kronprinzessin ihren Platz erhalten. Auch eine Danebrogfahne ist aus Schleswig im kronprinzlichen Palais eingetroffen.

Die Dänen haben auch kleine Revolver-Geschütze, „Espingole" genannt. Das Geschütz hat drei Läufe, die bei 1½ Zoll Durchmesser je 20 Kugelschüsse auf einmal als Ladung erhalten. Ist der Drellauf gerichtet, so zündet man von der Mündung aus an, und die einzelnen der je 20 Kugeln eines Laufes gehen in Pausen von je einer Sekunde aus dem Rohre. Der Schuß auf 600 Schritte soll noch sehr gut sein. Die Lassettirung ist wie die der gewöhnlichen Geschütze.

Am 12. ds. wurde der älteste Mann Pest's, Ladislaus Farkas, begraben; er erreichte das seltene Alter von 118 Jahren. Als 34jähriger Mann hatte er der Bestattung Maria Theresia's beigewohnt und durchlebte die Regierungsepoche von sechs Monarchen aus dem Hause Habsburg. Seit 20 Jahren wurde er durch den wohlthätigen Frauen-Verein unterstützt.

In Paris wird sich ein eignes Haus zum Verkauf von ächtem, garantirtem Jordanwasser für vornehme Taufen ꝛc. aufthun.

Geschichtskalender. 22. März 1804. Verstärkung der bayerischen Artillerie, für die schon Thompson, Graf v. Rumford Manches gethan, und um die später Manson, Colonge, Comeau, Reichenbach, Zoller, Lidder, Prinz Luitpold ꝛc. sich viele und große Verdienste erworben.

24. März 1813 besetzen die Russen Neustadt-Dresden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 71 Mittwoch 23. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Feuer.

Miß Lucy hatte heute irgend eine Unbedachtsamkeit wegen, die sie sich bei Tante Cornelia zu Schulden kommen lassen, ihre Strafe. Es war dieß der Mrs. Carlyle hinterbracht worden, als die Kleine nach Hause kam und sie wurde daher für heute bei Brod und Wasser in die Kinderstube beordert. Miß Corny war eben keine sehr nachsichtige Tante.

Barbara hatte eben ihre Toilette vollendet, und sah mit den scharlach- und purpurfarbigen Nelken im Haar, und dem ähnlichen Strauße am Busen reizend aus.

Ein festliches Gastmahl sollte heute Carlyle's Freunde in Ost-Lynne versammeln, und die schöne Hausfrau hatte sich sorgfältig dazu geschmückt.

Nun blickte sie etwas ungeduldig nach ihrer Uhr, es war halb sieben, die Gäste noch nicht gekommen, und um sieben Uhr war die bestimmte Tafelstunde.

Da klopfte leise Madame Vine an die Thüre des Toilettenzimmers. Sie kam, um Gnade zu bitten für Lucy, der versprochen worden war, auf ein halbes Stündchen in den Salon kommen zu dürfen, um die Damen, wenn sie nach dem Dessert das Speisezimmer verlassen, und sich in den Salon begeben, sehen zu dürfen. Nun war die Kleine in größten Schmerz versetzt, daß die gehoffte Freude zu Wasser werden sollte, und Madame Vine bat für sie bei Mrs. Carlyle um Verzeihung und um die Erlaubniß, die Kleine ankleiden zu dürfen.

„Sie sind viel zu nachsichtig gegen das Kind, Madame," sagte Barbara. „Ich glaube Sie würden Sie gar nie strafen. Wenn sie fehlt, muß sie doch zurechtgewiesen werden."

„Sie ist untröstlich über ihr Vergehen, und verspricht, nie wieder unfreundlich sein zu wollen; wirklich, sie weint und schluchzt, als ob ihr das Herz brechen wollte."

„Das geschieht nicht aus Reue darüber, sondern weil sie heute Abend nicht in den Salon kommen darf und diese Strafe sie kränkt."

„Ich bitte, ihr dieselbe für heute zu erlassen. . . . ."

„Wir wollen sehen. Ah! sehen Sie doch, Madame Vine, was ich da eben für ein Unglück gehabt habe; ist es nicht Jammerschade?"

Barbara hielt ihr einen kleinen prachtvoll gearbeiteten Handspiegel hin; eine der Blumen aus den in Gold getriebenen Guirlanden, die ihn einrahmte, war abgebrochen.

Madame Vine besichtigte den Schaden und rief:

„Ich habe eine Art Kitt, mit dem man das Ganze leicht wieder herstellen kann, ich kann das in ein paar Minuten repariren."

„Das wäre mir sehr erwünscht", entgegnete Barbara freundlich; bringen Sie den Kitt und machen Sie das sogleich, ich habe eine besondere Abneigung gegen derlei schadhafte Nippsachen. Soll ich Sie zu gewinnen suchen, das Unglück gut zu machen?" fügte sie lachend hinzu. „Miß Lucy's Pardon für die ergänzte Blume? Nun? Ich sehe, es geht Ihnen so nahe, liebe Madame Vine!"

Madame Vine eilte fort, den Kitt zu holen. Als sie die Stücke in ihren bebenden Händen hielt, um sie aneinander zu fügen, plauderte Barbara unbefangen mit ihr weiter.

„Justine sagte mir, daß die Guirlande da schon einmal zerbrochen gewesen sei. Aber es muß so gut zusammengekittet worden sein, daß man es gar nicht zu unterscheiden vermochte. Mr. Carlyle hat den Spiegel für seine erste Frau gekauft, als er nach seiner Vermählung mit ihr in London war und sie hat die Blume abgebrochen. Ja, wenn Sie so zittern, bringen Sie die Arbeit nicht zuwege. Was ist Ihnen?"

Was ihr sein mochte? Ach! alle Erinnerungen lebten mit ihrer furchtbaren Stärke in der Unglücklichen bei dieser an sich so unbedeutenden Veranlassung wieder auf. An derselben Stelle hatte sie einst den Spiegel durch eine rasche Bewegung mit dem Aermel ihres Kleides auf den Boden geworfen; Carlyle war bei ihr, er hatte ihr Leid, ihr fast kindisch heftiges Leid über den Unfall mit zärtlichen Küssen zu beschwichtigen gesucht. Sollten jetzt ihre Hände nicht zittern?

Digitized by Google

„Ich bin etwas schnell die Treppe hinauf und herunter gegangen," entschuldigte sie sich bei Mrs. Carlyle.

Im selben Augenblicke hörte man Carlyle und seine Gäste nach Hause kommen und Thüren öffnen und schließen, als sich dieselben in ihre Zimmer begaben. Lord Mount-Severn's fröhliche Stimme übertönte alle andern. Carlyle kam zu Barbara herein, und Madame Vine wollte sich eiligst entfernen.

„Bleiben Sie nur, und machen Sie das Ding fertig, weil es schon angefangen ist," sagte Mrs. Carlyle zu ihr.

„Sieh nur Archibald, was mir begegnet ist."

Carlyle sah zerstreut auf den Spiegel in Madame Vine's schneeweißen, zitternden Händen; er schritt auf sein Ankleidezimmer, dessen Thüre er öffnete, und dann schweigend die Hand ausstreckte, um seiner Gemahlin zu bedeuten, daß sie ihm folge.

Barbara ging mit ihm hinein.

Nach einer Weile kehrte sie zu Madame Vine zurück, die indeß ihre Arbeit vollendet hatte; sie nahm ihre Handschuhe und zog sie langsam an. Die Gouvernante bemerkte, daß sie geweint hatte.

„Ich konnte mich der Freudenthränen nicht enthalten," sagte sie zu derselben, „als Mr. Carlyle mir eben sagte, daß die Schuldlosigkeit meines armen Bruders nun endlich vor aller Welt erwiesen worden ist. Lord Mount-Severn war bei der Verhandlung zugegen und sagte, daß die beiden Angeklagten des Mordes vollkommen verdächtig erklärt wurden; Papa hat präsidirt; ich bin erstaunt, daß er es gethan hat."

„Und ist Etwas gegen sie bewiesen worden?" fragte Madame Vine in ihrer lispelnden, kaum vernehmbaren Weise.

„Ueber Levison's Schuld herrscht nicht der mindeste Zweifel, aber Otway Bethel's Antheil an der Sache ist noch eine unentschiedene Frage. Beide sind in Untersuchungshaft, und sollen demnächst von den Geschworenen abgeurtheilt werden. O! dieser Levison! Alle seine elenden Streiche kommen nach und nach zu Tage!"

Madame Vine sah durch ihre Brille erstaunt auf Mrs. Carlyle; diese hatte nämlich in größter Aufregung gesprochen.

„Werden Sie es glauben," fuhr Barbara fort, indem sie ihre Stimme senkte, „daß, während ganz West-Lynne der Meinung war, daß diese erbärmliche Asy mit Richard davon gelaufen sei, sie diese ganze Zeit mit Levison zugebracht hatte? Advokat Ball hatte heute dieß Geständniß aus ihr herausgebracht. Ich kenne die genaueren Details der Geschichte nicht; Mr. Carlyle hat sie mir nicht mittheilen wollen, er meinte, die Thatsache allein sei genügend."

„Mr. Carlyle hatte vollkommen Recht."

„Alles kömmt heraus, eine Schlechtigkeit nach der andern," fuhr Barbara fort. „Ich mag nicht, daß Mr. Carlyle all' dieß anhören muß; freilich ist es nicht zu vermeiden, aber es muß ihn entsetzlich berühren, ihn sowohl als Lord Mount-Severn. Sie war denn doch einst seine Gattin und die Mutter seiner Kinder; und zu denken, daß sie . . . . er muß ihretwegen es bitter empfinden, daß dieser . . . . . doch," suhr Barbara mit einem Anfluge von Stolz in den Mienen fort, als wollte sie nicht mißverstanden sein, „Mr. Carlyle ist einer der wenigen Männer, die durchwegs so ehrenhaft und schätzenswerth sind, daß kein Schatten von Lady Isabella's Schmach auf ihn fallen kann."

Der erste Wagen mit gebetenen Gästen rasselte in den Hof, Barbara eilte zu Carlyle's Thüre.

„Archibald, hörst Du?"

„Ich werde sie nicht lange auf mich warten lassen, klang die lachend gegebene Antwort, aber man wird hoffentlich einem Manne, der eben erst in ein Parlamentsmitglied umgeschaffen worden, einige Minuten nachsehen."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Gatrup, 18. März.

Endlich haben die Preußen Gelegenheit gehabt, sich in einem größeren Gefechte mit den Dänen zu messen. Gestern Mittag gegen 12 Uhr ging eine Abtheilung des Feindes nach dem Dorfe Rackebüll und dem Gute Alle-Mölle, um diejenigen Gebäude einzuäschern, die in der Schußlinie der Schanzen lagen; fast zur selben Zeit waren Preußen nach dem Dorfe Düppel gegangen, um den Kirchthurm, auf welchem gewöhnlich dänische Scharfschützen postirt waren, nieder zu brennen; die Dänen, die dieß zu verhindern suchten, wurden ebenso wie die, welche nach Rackebüll gegangen waren, zurückgeworfen, und die beiden Brigadiers von Göben und von Reden gaben schon Befehl, den Rückzug anzutreten, als plötzlich fünf Regimenter Dänen aus den Schanzen hervorbrachen und Rackebüll sowohl wie Düppel eroberten. Die Preußen, die bereits zum größten Theile ihre alten Quartiere erreicht hatten oder mit dem Abkochen beschäftigt waren, griffen rasch zu den Waffen; General v. Göben führte seine Brigade nach Rackebüll, General von Reden griff Düppel an, und nach einem hartnäckigen Kampfe, der bis gegen acht Uhr Abends dauerte, waren die Dänen auf's Haupt geschlagen und in ihre Schanzen zurückgeworfen. Die Preußen haben sich mit großer Bravour geschlagen; trotz der Ueberlegenheit des Feindes, trotz des heftigen Geschützfeuers der Dänen, das nicht erwidert werden konnte, und trotz der vortheilhaften Stellung, welche die Dänen nach gewohnter Weise schnell verbarrikadirt hatten, stürmten die braven Westphalen und Rheinländer eine Position nach der anderen mit dem glän-

Digitized by Google

zendsten Erfolge, und heute, wo sie sich nach dem heißen Gefechte ausgeruht haben, brennen sie vor Begierde, den letzten Schlag zu führen. Es gereicht mir zur ganz besonderen Freude, dieß berichten zu können; die Preußen haben sich den Oesterreichern ebenbürtig gezeigt, und das ist eine Thatsache, die ihnen zur vollen Ehre gereicht. Wie groß der beiderseitige Verlust ist, läßt sich noch nicht bestimmen; sicher ist, daß die Dänen 278 Mann Gefangene verloren haben, unter denen sich eine Menge Reservemänner befinden, die einen höchst kläglichen Eindruck machen; bei Nackebüll sind 60 dänische Leichen gefunden, in den Häusern liegen überall Verwundete, von denen die Hälfte schwerverwundet ist; wie es bei Düppel aussieht, habe ich noch nicht in Erfahrung gebracht; ich glaube aber, daß der Verlust des Feindes, inkl. der Gefangenen, sich auf 500 bis 600, und der der Preußen auf 100 Mann belaufen wird. Düppel und Nackebüll sind jetzt von Preußen besetzt; ihre Vorposten stehen so dicht vor den Schanzen, daß sie mit bloßem Auge jeden einzelnen Kanonier erkennen können. Das Wetter, das bisher so über alle Vorstellung schlecht war, ist plötzlich umgeschlagen; die Wege trocknen in der scharfen Frühlingsluft schnell auf und die Mannschaften arbeiten mit einem Eifer an den Schanzen und Parallelen, der deutlich beweist, wie sehr ihnen daran liegt, den Tag des entscheidenden Kampfes näher zu rücken. Wahrhaft rührend sind die Beweise von Sympathie, welche den Truppen von allen Seiten gegeben werden. Auf der Feldpost kommen täglich Geldsendungen „für Preußen, die vor dem Feinde stehen“ an; Frauen und Kinder leeren ihre Spardosen für die Verwundeten; in Hamburg hat ein Verwundeter, dem die Hand amputirt wurde, und der während der Amputation ausrief: „Wer soll meine Frau und mein Kind jetzt ernähren?“ ein ganzes kleines Vermögen bekommen! Offiziere, die im Dienste ergraut sind, haben oft Mühe, ihre Rührung zu unterdrücken, und ich hörte, heute Morgen einen Obersten v. W. sagen, daß „eine ähnliche Theilnahme wohl selten an den Tag gelegt worden sei; 1848 sei reich an Beispielen der Opferwilligkeit gewesen, aber die Gaben, die jetzt gespendet würden, überträfen alle Vorstellung.“ Körbe von Leckerbissen, Wein und Cigarren werden den Kommandeurs für sich und ihre Mannschaften zugeschickt. Ich selbst habe gestern glänzendes Fiasko gemacht, als ich mit einer achtzehn Pfund schweren gebratenen Kalbskeule einen Obersten in Nuenbüll traktiren wollte; der brave Mann hatte Proviant der leckersten Sorte für eine ganze Woche, und hätte recht gern ein dîner aux beaux restes geben können! Meine Cigarren waren schlechter als seine, und aus Furcht, mich in allen Stücken zu blamiren, theilte ich den Wein, den ich mitgebracht, unter die Soldaten aus. Glauben sie aber nicht, daß ich selbst diese Schätze eingekauft hatte; einige Flensburger Bürger, die in Erfahrung gebracht, daß ich nach Satrup ginge, luden auf meinen Wagen, was irgend Platz hatte, und als ich endlich abfuhr, riefen sie mir nach: „Lassen Sie uns wissen, woran es den Soldaten fehlt; sie sollen Alles haben, was wir geben können!“

Ein Spaziergang auf dem Gasteig bei München.

Nicht schöner zeigt sich Stadt und Dom
Als von der Höh', die ich beschreite;
Der Garten gibt dem Iserstrom
Ein langes liebliches Geleite.

Schon regt sich Saft und Lebensdrang
In tausend Knospen, Nadeln, Rinden.
Was steht da nicht auf Berg und Hang,
Und ringsum welches Wohlbefinden!

Es zieht mich da und dorten hin:
Zum Lebensbaum, zur Purpurweide,
Zum Föhrenbusch und Tannengrün,
Zum Buchenstrauch im Winterkleide.

Die Eichenjugend wächst heran,
Die Linden strecken ihre Kronen,
Bald webt sich neu der Wiesenplan,
Den Sammenteppich muß man schonen.

Und erst der Quell, so mild und rein,
Der kommt dem Wandrer wohl zu statten;
Arkadisch murmelt's durch Gestein,
Und Ruhebänke steh'n im Schatten.

Wo sonst Geröll, wo jäher Sand
Den Gang zur Alpensicht verleidet,
Winkt jetzt ein paradiesisch Land,
Von dem das Herz mit Wehmuth scheidet.

Wer das erschaffen aus Gestein,
Wem wir verdanken so viel Blüthe,
Muß mit Natur befreundet sein,
Und ähnlich ihr, ein Born von Güte.

Wer also pflanzt, wer also hegt
Mit immer gleicher Vaterliebe,
Den hat Gemeines nie bewegt,
Den adeln best're höh're Triebe.

So denkt wohl Mancher, der hier weilt,
So dacht' auch ich auf meinem Gange,
Als sich die Märzluft plötzlich theilt
Vor übermächt'gem Glockenklange.

Ich stand und sah, mir ward so schwer:
Ihr Pflanzen, wer wird euer warten?
Ihr habt ja keinen Vater mehr,
Ein Waisenhaus ist dieser Garten!

Digitized by Google

O wenn ihr wüßtet, was geschah,
Ihr müßtet zögern, euch zu schmücken;
Das Aug', das euch am liebsten sah,
Kann sich am Grün nicht mehr erquicken.

Verkündet ihr den Glockenruf,
Ihr luft'gen Sänger würdet trauern:
Der euch die Frühlingswohnung schuf,
Wohnt selbst nun hinter düstern Mauern.

Vom Felsen rauscht's so lustig klar,
Wer hält nicht klagend an der Stelle?
Ihm, der des Bronnens Schöpfer war,
Ist sie versiegt, die Lebensquelle.

Von Schritt zu Schritt, an jedem Ort
Ergibt sich immer gleiche Mahnung:
Nur die Natur grünt ruhig fort,
Von Menschenelend ohne Ahnung.

(Punsch.)

Mannigfaltigkeiten.

[Justizrath Braun †.] Man schreibt aus Koburg, 20. März: Gestern Nachts starb hier nach langem Leiden der Rechtsanwalt Justizrath Philipp Braun, der unermüdliche Agitator zur Herabsetzung des Kohlentarifs, ein Mitbegründer der hiesigen großen Aktienbrauerei, der auch große Verdienste für das Zustandekommen der Werra-Bahn hat; ein Mann von fleckenlosem Charakter und ungewöhnlicher persönlicher Liebenswürdigkeit.

Der Senator de Saulcy, Mitglied des französischen Instituts, und der Abbe Michon sind von einer langen und fruchtreichen Expedition in Palästina und dem transjordanischen Arabien auf der Rückreise nach Frankreich begriffen. Sie waren im Stande, mit vollständiger Freiheit die innere Ringmauer des Salomonischen Tempels, welche bisher nur einige wenige Reisende heimlicherweise besuchten, in den Bereich ihrer Forschungen zu ziehen, Gerüste zu erbauen und Abdrücke zu nehmen, und die der Feuersbrunst, welche den Tempel bei der Einnahme Jerusalems durch Titus zerstörte, entgangenen kostbaren Ueberreste der Salomonischen Architektur zu zeichnen. Die wichtigste dieser Arbeiten aber ist die Ausgrabung und vollständige Aufdeckung der unter dem Namen „Grab der Könige" bekannten umfangreichen Nekropole. Das Sühne-Denkmal, welches der König Herodes auf diesen Gräbern hatte errichten lassen, nachdem sie entweiht worden waren, um die darin enthaltenen Schätze zu rauben, ward, inmitten der Trümmer, die den Haupteingang versperrten, wieder aufgefunden. Außerdem haben die Reisenden das Glück gehabt, eine noch unverletzte, mit vieler Kunst versiegelte Leichenkammer zu entdecken, in welcher der Sarg eines Königs von Jerusalem beigesetzt war. Eine prachtvolle Inschrift in hebräischen Buchstaben aus der ältesten Zeit ist auf dem Vordertheile des Sarkophags eingegraben. Der königliche Leichnam, welchen dieser kostbare Marmorsarg enthielt, zerfiel in Staub, als die äußere Luft in die Höhle eindrang. Dieses Denkmal, einzig in seiner Art und wie kein europäisches Museum ein ähnliches besitzt, ist im Louvre angekommen mit den andern während der Expedition entdeckten Alterthümern.

Bei der jüngsten Anwesenheit des Erzherzogs Ferdinand Max von Oesterreich und seiner Gemahlin in Paris waren, als die letztere die Gallerie von Versailles besuchte, im Voraus die Gemälde, welche die Schlachten von Magenta und Solferino darstellen, mit Vorhängen verhüllt worden.

Räthsel.

Lediglich Dem nur zu lieb, was auf mir ist, haben die Menschen
Mich; doch (sonderbar scheint's) fertigen einfach und schlicht
Jenes sie stets und mich meist zierlich, ja kostbar mit Armen,
Lassen das Köpfchen mir hohl, bin ich für Laien bestimmt;
Dien' ich der Kirche, dann trag ich es stolz und scharf in die Höhe;
Tret' ich der Krone zu nah, hänget man sicher mich auf.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 68:
Erlaube.

Geschichtskalender. 23. März 1189. Allgemeiner Aufbruch der Deutschen, darunter viele bayerische Edle, von Regensburg zum dritten großen Kreuzzug unter Kaiser Friedrich Barbarossa.

23. März 1813. Blüchers Aufruf an die Sachsen, sich mit den Preußen und Russen zu vereinigen. Die Sachsen können sich nicht entschließen, dem Aufrufe zu folgen.

23. März 1814. Napoleon rückt auf St. Dizier, Blücher an die Marne.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waillandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 72 Donnerstag, 24. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Barbara ging in das Empfangszimmer hinab. Lady Isabella blieb mit dem Spiegel in den Händen zurück .... Immer und täglich neue Wunden! Todeswunden für ihr Herz! Sollte ihre Strafe nimmer enden? Nein! An diesem Orte, den sie aufgesucht, und der ihr nur Qualen bieten konnte, die sich stündlich erneuern mußten, ward ihre Strafe zu einer ewigen Verdammniß.

Die Gäste waren Alle gekommen, mit Ausnahme von Mr. und Mrs. Hare's. Barbara erhielt von der Mutter ein Billet, das ihr meldete, daß der Vater nicht wohl genug sei, zur Tafel zu kommen.

War das ein Wunder? Wenn die Vergeltung so schwer auf Lady Isabella lastete, wie konnte sie bei ihm gänzlich ausbleiben? Richard, sein armer, unschuldiger Sohn, unschuldig im vollen Sinne des Worts, wenn wir den Fehltritt ausnehmen, daß er in Asy verblendet gewesen, war von ihm mit unnatürlicher Härte verfolgt worden. West-Lynne und die öffentliche Meinung überhaupt müssen dieser Grausamkeit eingedenk bleiben, und Richter Hare hielt viel auf die öffentliche Meinung! Seine Vaterliebe für Richard, die er so gewaltsam unterdrückt und die sich fast in Haß verwandelt hatte, kehrte mit verdoppelter Stärke in sein Herz zurück, und begann mit dem erwachten Gewissen in dem alten Starrkopfe einen schweren Kampf zu kämpfen. „Ich ... ich ..... hätte ihn darüber auch zu Tod hetzen können, weißt Du Anna?" sagte er diesen Abend, in seinem Lehnstuhle sitzend, und sich den Schweiß von der Stirne trocknend, während er zum Erstenmale in seinem Leben geduldig mit seiner Frau plauderte und sein Unrecht zu bereuen anfing.

„Aber, nun ist ja Alles vorbei, lieber Richard," sagte die gute, liebevolle Gattin zu ihm, während Thränen der Rührung über ihre Wangen perlten.

„Aber ich hätte es thun können, wenn er sich hier blicken ließ!" wiederholte der Alte, vor sich hinstarrend.

„Gräme Dich nicht mehr, lieber Richard, das bringt das Vergangene nicht zurück. In kurzer Zeit werden wir ihn wieder zu Hause, bei uns haben, und dann können wir ihn ja für alles ausgestandene Ungemach entschädigen."

„Und wie kann er heim kommen? Vielleicht ist er todt! Wer weiß, wo er ist? Todt, vielleicht todt!"

„Nein, Vater, er lebt, wir werden ihn wiedersehen, wenn es Zeit sein wird. Carlyle kennt seinen Aufenthalt, kannte ihn seit Jahren, wie er mir heute sagte, er hat ihn sogar zuweilen gesehen. O! Richard, er ist uns allen ein so theurer Freund, dieser Archibald."

„Ah! Und diese Hexe, die wird auch darum gewußt haben, wenn er es wußte, Barbara hat Glück gehabt. Im Grunde ein gutes Mädchen, ein recht gutes Ding, obschon sie zuweilen zuviel ihrem eigenen Kopfe folgt."

Mrs. Hare wußte gar nicht, wie ihr geschah; sie erkannte an Ton und Art ihren Gatten kaum wieder, so durch und durch verändert fand sie ihn heute.

„Aber Anna, ich kann noch immer nicht recht daran glauben! Wenn er wirklich unschuldig ist, warum konnte er das nicht vor Jahren schon beweisen? Es ist schon so lange her! Glaubst Du, daß er es ist?"

„Längst, längst, theurer Richard," entgegnete die glückliche Mutter lächelnd, „glaubte ich und Carlyle das."

„Hm. Carlyle! Das ist etwas. Sein Urtheil ist richtig! Ist sein Zimmer gelüftet und in Ordnung?"

„Wessen Zimmer?"

„Des armen Dick's!"

„Du vergißt, mein Freund," erwiderte Frau Hare erstaunt, „daß er jetzt noch nicht kommen kann; erst muß die Schwurgerichtssitzung vorüber und die Andern schuldig gesprochen werden, und insolange seine Unschuld nicht so zu Tage gebracht worden, kann er ja nicht nach Hause kommen!"

„Richtig!" antwortete Richter Hare, wie aus einem Traume erwachend.

Es war ein frohes, heiteres Mahl in Ost-Lynne, und es schlug Mitternacht, als der letzte Wagen mit den letzten munteren Gästen wegfuhr. Ungefähr zwei Stunden später, als das Haus ruhig im Mondlicht und seine Bewohner im tiefen Schlafe lagen, hallte plötzlich der schrille Ton der stark und heftig gezogenen Hausglocke durch die friedliche Stille.

Die erste Person, die den Kopf zum Fenster hinausstreckte, war Wilson.

Digitized by Google

„Gibt es Feuer?“ schrie sie im größten Schrecken hinunter. Wilson hatte eine absonderliche Furcht vor Feuersgefahr, und schon mehr denn einmal das ganze Haus in Allarm versetzt, indem sie behauptete, sie rieche schon den Rauch. So wiederholte sie auch jetzt: „Gibt es Feuer?“

„Ja,“ antwortete eine tiefe Stimme unten, und der Mann, dem sie gehörte, trat aus der Thürwölbung, wo er bisher gestanden.

Wilson wartete auf keine weiteren Details. Sie packte das jüngste Kind, einen prächtigen Jungen von ungefähr zwölf Monden, der gleich seinem Brüderchen Archie, dem er übrigens auf's Haar ähnlich sah, ein arger Störenfried in der Kinderstube zu werden versprach, und Wilson viel zu schaffen machte, mit der einen Hand, Master Archibald mit der andern, und rannte hinaus auf den Korridor, während sie so laut, als sie es vermochte, Feuer! Feuer! Feuer! kreischte. Dann eilte sie in William's Zimmer und zerrte ihn aus dem Bette, ebenso Miß Lucy, riß die Thüre zu Madame Vine's Zimmer auf, und schrie in einem fort: Feuer! Feuer! Ohne alle Umstände rannte sie mit den vier Kindern in Mr. und Mrs. Carlyle's Schlafgemach. Unterdessen hatten die Kinder, erschrocken und entsetzt wie sie waren, weniger über Wilson's Lärmen und Schreien, als über die Blitzesschnelle, mit der sie die Treppen hinuntergeschleppt und gezerrt worden, gleichfalls ein herzzerreißendes Geschrei erhoben. Madame Vine, welche glaubte, es müßte mindestens schon das halbe Gebäude in Flammen stehen, erschien zunächst, einen Shawl über die Schultern geworfen, hinter ihr Justine. „Feuer! Feuer!“ schrie Wilson immer fort, „wir müssen Alle miteinander verbrennen.“

Die arme Mrs. Carlyle, so plötzlich aufgeschreckt, sprang aus dem Bette und im Nachtgewande hinaus auf den Hausflur. Jedermann trug so ziemlich nicht viel mehr Toilette als sein Nachtgewand; wenn es sich um Lebensgefahr handelt, hat Niemand Zeit nach seiner besten Garderobe zu langen. Mr. Carlyle, der in aller Eile in seine Inexpressibles geschlüpft war, kam auch auf den Hausgang heraus.

Er warf einen raschen Blick auf das Vorhaus unten, und als er sah, daß die Treppe völlig sicher sei, und man unbehindert dahinab entfliehen könnte, ward er auch ruhiger. Alles schrie und lärmte um ihn herum, was den Schreck und die Verwirrung nur noch erhöhte. Der Vollmond beleuchtete durch die Gangfenster den Hausflur und die Korridors, aber eine andere Helle war nicht zu sehen.

„Wo ist das Feuer,“ rief er aus, „ich rieche nichts und sehe nichts davon. Wer hat zuerst Lärm geschlagen?“ Da antwortete ihm die Hausglocke, die dießmal mit verzehnfachter Stärke erschallte, als zuvor. Er öffnete eines der Gangfenster: „Wer ist unten? „Ich! Sir!“ antwortete eine Stimme, die er sogleich für die eines Bedienten Richter Hare's erkannte. „Dem Herrn ist plötzlich sehr schlecht geworden, und die Frau schickt mich, um Sie und Miß Barbara Sie sollten sich beeilen, zu kommen, wenn Sie ihn noch beim Leben treffen wollen.“ „Miß Barbara!“ Es war dem guten Jasper geläufiger, in einem Augenblicke der Aufregung Miß Barbara bei ihrem alten Namen zu nennen.

„Sie sind's, Jasper! Ist Feuer bei uns im Hause? Sehen Sie nichts?“

„Nein, ich sehe nichts, Sir, ich höre nur ein schreckliches Geschrei d'rinnen.“

Carlyle schloß das Fenster, er fing an zu argwohnen, daß die ganze Gefahr nur in der Furcht allein bestehen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der laufende Monat schloß, es verfloß der erste, zweite und dritte Tag des nächsten. Niemand wird darin Außerordentliches sehen. Es liegt so im Laufe der Zeiten, deren rollendes Rad keine Macht der Erde zu hemmen vermag. Und doch sah Eugen Rohn im Laufe jedes dieser Tage wenigstens zehnmal in den gemeinsamen Kanzlei- und Termin-Kalender, ob man denn auch wirklich den Zweiten oder Dritten schreibe. Es ließ sich nicht abläugnen, und sein bekümmerter Blick schweifte über den Kalender weg zu seinen Kollegen, um gleich besorgten, ängstlich fragenden Mienen zu begegnen. Der Herr Registrator trippelte jede Viertelstunde in das Zimmer, um einen Stoß Akten zu bringen, den Niemand verlangt, oder um seine Feder zu suchen, die er nicht da gelassen hatte. Gegen seine Gewohnheit reichte der alte Herr jedesmal eine Prise herum und sah Jedem, der schnupfte, scharf forschend in die Augen, „hm, hm, hm!“ meinte er, nach einem abermaligen Rundgange hart vor Rohn stehenbleibend. „Man befindet sich? Excellentissime?“

„Nach Umständen!“ lautete die zweideutige Antwort, die nicht ohne Seufzer vom Stapel lief.

„Schöne Zeiten das — he?“

„Ich finde nichts Erbauliches daran?“

„Sie scheinen mir auch mit der Zeit nicht fortzuschreiten,“ drohte der Registrator, den Zeigefinger erhebend. „Jede neue Organisation verschlingt naturgemäß die vorausgegangenen Verbesserungsexperimente. Wer nicht mit dem gewaltigen Strome der Zeit fortschwimmt, wird erdrückt oder auf trockenen Sand gespült.“

„Mit der letzten Behauptung erfahren Sie von uns wenigstens keinen Widerspruch“, versetzte Rohn traurig.

Digitized by Google

Der kleine Mann trommelte stark auf seine Dose. „Was liegt daran? fuhr er fort. „Für mich alten Knaben ist die Sonne des Glücks längst untergegangen und die jungen Herren da darf ein Irrlicht nicht muthlos machen. Die weite Welt, die Zukunft steht Ihnen offen, welche in ihrem Schoße noch Organisationen und Beförderungen genug birgt".

Kein freudiger Hoffnungsstrahl klärte bei diesen Worten die bekümmerten Züge der Umstehenden. Niemand schien diese frohen Aussichten zu theilen.

„Wer lange hofft, lebt lang", bemerkte dagegen ein hagerer Kopist, der die langen Arme gekreuzt hatte, mit bitterem Unmuthe. „Gebt mir die gute, alte Zeit wieder, wo man am Letzten oder Vorletzten auf seinen Gehalt rechnen und seine Verbindlichkeiten erfüllen konnte".

Der Registrator, ein schlauer Beobachter der Windrose, welche zukünftige Stürme im Amte zu signalisiren pflegt, und deren leise Schwingungen nur tiefes, langjähriges Studium zu enträthseln vermag, schmunzelte still vergnügt. Er hatte seine Absicht erreicht, ohne Jemand direkt zu fragen. Keiner der Herren war also noch bezahlt, folglich nicht etwa er allein mit Absicht übergangen worden. Selbst der Senior des Kanzleipersonals konnte sich zu dieser Zeit nicht sicher fühlen, und der Herr Landrichter hatte eine eigene Manier, solche unliebe Geschäfte einzuleiten, daß der verschuldende Anstoß stets auf Seite des Entlassenen blieb. „Nun, nun, beschwichtigte er freundlich mit Hand und Wort, „es wird sich schon geben. Der Herr Gerichtsvorstand scheinen uns im Geschäftsdrange vergessen zu haben."

In diesem Augenblicke sprang die Thür auf. Der Tarbeamte stürmte mit der Frage herein: „Ist der Gerichtsdiener nicht da?"

„Abwesend, wie der Herr Baron sehen", referirte der Registrator demüthig, mit serviler Verbeugung. „Vielleicht im Botenzimmer . . ."

„War denn das hier immer so?" unterbrach ihn der Tarbeamte zornig. „Ich habe schon gestern meine Quittung zum Rentamt geschickt und bin bis zur Stunde noch nicht im Besitze meines Gehaltes. Heute sende ich zum Letztenmal — — Der Rentbeamte soll nicht glauben — —". Er stürmte wieder hinaus, wie er gekommen, und warf die Thüre klirrend ins Schloß.

„Der Mann thut sich leicht," bemerkte der Registrator mit offener Ironie und machte eine empfehlende Bewegung nach der Thüre, „sehr leicht und zum Kommando wie geboren. Warum auch nicht? Herr Rohn macht den Dienst, Herr von Mylius streicht den Gehalt ein und Alles geht seinen Gang."

Rohn fühlte den Stachel, der in diesen Worten lag und zahlte sofort mit doppelter Münze heim. „Ich erwarte nur die Entscheidung auf Ihre Beschwerde," antwortete er trocken, „um sofort diese Hülfeleistung einzustellen."

Der Registrator stutzte. „Meiner Beschwerde?"

„Was sonst? Als Sie mir die Nachricht von der neuen Ernennung brachten, schwuren Sie hoch und theuer, daß Sie sich eine solche Ungerechtigkeit nicht gefallen ließen, daß Sie den Weg der Beschwerde einschlagen und bis ins Kabinet verfolgen würden. Und das mit Recht. Als der Aelteste in unserer Kanzlei sind Sie der am meisten Zurückgesetzte."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Alexander Calame †.] Man schreibt aus Genf, 20. März: Die Kunstwelt Genfs, ja Europa's, ist von einem schweren Verlust betroffen worden. Gestern starb in Mentone, im Fürstenthum Monaco, Alexander Calame, der große Landschaftsmaler, einer der Mitbegründer der neuern Genfer Schule. Calame's Gesundheit war längst durch angestrengtes aufreibendes Arbeiten erschüttert; im vorigen Herbst hatte er sich, Heilung suchend, nach dem Süden begeben; dort hat ihn ein allzu frühzeitiger Tod der Kunst, seinen Schülern und seiner Familie entrissen.

Ein Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" schreibt: Ich kehre eben aus Veile und Kolding zurück, wo ich volle Gelegenheit gehabt habe, mich zu orientiren. Da ich der dänischen Sprache vollkommen mächtig bin, und vielleicht deßwegen für einen Dänen gehalten wurde, fiel es mir nicht schwer, Gespräche anzuknüpfen und die Stimmung der Einwohner zu sondiren; aber ich gestehe, daß ich trotz meiner vieljährigen Bekanntschaft mit den Dänen einen solchen Fanatismus, wie er mir überall entgegentrat, nicht für möglich gehalten hätte. Flüche und Verwünschungen gegen die deutschen Räuber, Spitzbuben, Diebe u. s. w. hört man selbst von „schönen Lippen" ausstoßen, und das ganze Volk ist in einer wahrhaft krankhaften Aufregung. Die Männer lassen sich den Bart wachsen, und wollen ihn erst abnehmen, wenn die Deutschen über die Elbe zurückgeworfen sind (!), auf keine deutsche Frage wird geantwortet, wenn der Säbel dem Fragesteller nicht zu Hülfe kommt; die unsinnigsten Gerüchte von dänischen Siegen, Gefangennehmung des preußischen Kronprinzen u. s. w. werden wie Sprüche des Evangeliums geglaubt, und wenn Jemand auch nur Miene macht, einen Sieg der Deutschen für möglich zu halten, so wird er „Verräther" und „deutschgesinnter Hund" genannt. Es kann nicht fehlen, daß eine so fanatische Bevölkerung sich den Haß ihrer zeitweiligen Beherrscher

zuzieht, und es ist eine Selbstfolge, daß Oesterreicher und Preußen, die unter anderen Umständen schonend aufgetreten sein würden, jetzt keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne den „Feind" ihren Groll empfinden zu lassen. Alle und jede Ausfuhr an Lebensmitteln, Pferden, Leder u. s. w. ist verboten; wohin die Truppen kommen, werden enorme Requisitionen an Geld und Lebensmitteln ausgeschrieben; wo ein Soldat sich an den Tisch setzt, muß der Hauswirth von der vorgesetzten Speise zuerst genießen; wer sich gegen die Truppen vergeht, wird ohne viele Umstände kriegsgerichtlich behandelt; mit einem Wort, die Dänen haben Wind gesäet und müssen Sturm ernten und dieselbe Nation, die 14 lange Jahre einen grausamen Druck auf Schleswig ausgeübt hat, erfährt jetzt die Züchtigung, die sie in so reichem Maße verdient hat. In wenigen Tagen werden die Düppeler Höhen fallen; schon jetzt haben einzelne preußische Batterien ihr Feuer eröffnet, und der Kanonendonner rollt weit über Land und Meer; wo auf den gänzlich aufgeweichten Landstraßen die Pferde die schweren Mörser nicht weiter bewegen können, spannen die Soldaten sich vor, um ihre Schanzen schneller zu armiren; gegen Fridericia rücken die preußischen Garden mit Belagerungs-Geschütz, und schrecklich wird das Blutbad sein, welches die verhöhnten und zur Wuth entflammten Deutschen unter den Dänen anrichten werden. Ob aber mit dem Fall von Fridericia und Alsen der Friede erzwungen sein wird? Wer die Hartnäckigkeit und den Fanatismus der Dänen kennt, wird sich zweimal besinnen, ehe er diese Frage mit Ja beantwortet.

In dem Gefecht bei Veile zwischen Oesterreichern und Dänen am 8. März erhielt der österreichische Oberlieutenant Rathlew von Belgieninfanterie, ein geborner Holsteiner, Sohn des Justizrathes Rathlew in Kiel, einen tödtlichen Schuß durch den Orden der eisernen Krone in die Brust und ist auch bereits seiner Wunde erlegen. Er war schon bei Oeversee von einem Schuß getroffen worden, dessen Gewalt nur durch das Portemonnaie abgeschwächt wurde, und war erst wenige Tage vor dem letzten Gefecht wieder in die Reihen der alliirten Armee eingetreten. Das eiserne Kreuz hatte er sich in der Schlacht bei Solferino erkämpft. Am 15. fand zu Kiel die feierliche Beerdigung desselben statt. Die zahlreichen Flaggen, welche die Straßen schmückten, waren zum Zeichen der Trauer auf halbe Stange gesetzt und größtentheils mit Flor versehen. Dem Leichenzuge voran schritt die Musik des Leibgrenadier-Regiments, hinter dem Sarge folgten die Offiziere; auf einem Kissen wurde das Band des Ordens der eisernen Krone getragen, welche der tödtliche Schuß bei Veile vom Ordensbande abtrennte, so daß nur noch das Band übrig blieb. Im Uebrigen bestand der Zug aus den Truppen, den Studenten mit der Universitätsfahne, den schleswig-holsteinischen Kampfgenossen und den zahlreichen sonstigen Leidtragenden. Wohl selten hat die Stadt einen so feierlichen und zahlreichen Leichenzug gesehen; die vortrefflichen Eigenschaften des Verstorbenen und die Begeisterung für die Sache, um deretwillen er starb, nahmen die Sympathie der Bevölkerung in ungewöhnlichem Grade in Anspruch.

In der Freitag-Nacht wurde ein Berliner Einwohner plötzlich durch ein verdächtiges Geräusch aus seinem Schlafe aufgeschreckt. Er glaubte das Klirren von Schlüsseln und das Knarren einer Thüre zu vernehmen. Schnell gefaßt, war er auf den Beinen. Vorsichtig schlich er sich in das Nebenzimmer, wo er an seinem Schreibsekretär, der bereits geöffnet war, eine dunkle Gestalt erblickte, die eben im Begriffe war, die Schatulle des aus der Ruhe Gestörten zu erleichtern. Ohne sich zu besinnen, stürzte er auf die Gestalt los und packte sie im Genick fest. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß er ein weibliches Wesen in der Faust hatte, und erkannte er in demselben seine eigene Frau. Dieselbe, eine sehr putzsüchtige Dame, welche von ihrem Mann knapp gehalten wird, soll zu diesem Schritt durch die vielen Mahnbriefe, welche ihr wegen restirender Kleiderrechnungen von verschiedenen Gewerbtreibenden zugegangen waren, verleitet worden sein. Die Dame hat übrigens aus der Ueberraschung, welche ihr der Gatte bereitet ein hitziges Fieber davon getragen.

Der deutsche Turnverein in Paris, der seit kurzer Zeit erst ins Leben getreten, hatte dieser Tage ein Schauturnen veranstaltet, dem zahlreiche Gäste aus der deutschen Welt, so wie auch verschiedene französische Turnfreunde beiwohnten. Der junge Verein legte höchst erfreuliche Proben seiner turnerischen Tüchtigkeit ab, sowohl was die Uebungen im Allgemeinen, als auch was die Leistungen einzelner Mitglieder betrifft. Es scheint dem deutschen Turnverein besonders die Aufgabe gelingen zu wollen, deutschem Wesen und Streben an der Seine eine heimische Stätte zu gründen; er verdient durch sein wackeres, unermüdliches Streben auf dem für derartige Unternehmen nicht allzu günstigen Boden der französischen Hauptstadt die wärmste Theilnahme der Heimath.

Geschichtskalender. 24. März 1545. Reichstag zu Worms, auf welchem die Protestanten die Zusicherung der Gewissensfreiheit fordern.

24. März 1814. Marsch der Alliirten auf Paris beschlossen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandtschen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 73 Freitag, 25. März 1864.

Am Charfreitag.

1.

In der heißen Mittagsstunde
Lischt das Licht des Himmels aus,
Finsterniß in weiter Runde,
Schreckensnacht und Todesgraus.
Jesus hängt in Kreuzesqualen,
Keinen Laut vernimmt das Ohr.
Um die hellen Sonnenstrahlen
Hängt ein schwarzer Leichenflor.

Finster ist das Herz in Sünden,
Finster ist die böse That;
Finsterniß umgibt den Blinden,
Wenn er sich dem Abgrund naht.
Dunkel sind des Richters Wege,
Unerforschlich, doch gewiß;
Des Gerichtes Donnerschläge
Fallen aus der Finsterniß.

Düstere Gestalten schleichen
Langsam über Golgatha;
Krieger, die vor nichts erbleichen,
Stehen stumm und ängstlich da.
Thiere, welche scheu sich nähern,
Halten jeden Laut zurück;
Selbst die Schaar von Pharisäern
Senket ihren finstern Blick.

Rings auf den entfärbten Bäumen
Schweiget bang der Vögel Chor;
Mahnend an des Himmels Räumen
Tritt der Sterne Glanz hervor.
Aufgehört hat alles Höhnen,
Keinen Odem hört man geh'n;
Dort nur tönt ein leises Stöhnen,
Wo die drei Marien steh'n.

So bis in die neunte Stunde
Währete die Finsterniß,
Bis der Herr mit eig'nem Munde
Dieses Schweigens Band zerriß.

Da mit klarem Angesichte
Hat die Sonne sich gezeigt,
Und im vollen Abendlichte
Hat der Herr sein Haupt geneigt.

Wenn wir unterm Kreuze stehen,
Hüllt die Sonne sich in Nacht;
Doch du wirst sie wiedersehen,
Wenn du hörst: es ist vollbracht!
Herr, laß unsre Augen hangen
Nur an deinem Angesicht;
Wenn die Sonn' ist untergangen,
Sei du ewig unser Licht.

Dr. H. Puchta.

* * *

2.

Das Antlitz, so der Liebe heil'gen Segen
Uns zugewandt, die Lippen auserkoren
Zum Licht zu leiten uns, die wir verloren —
O seht, kein Leben wird sie mehr bewegen!

Blut netzt die Hand, durchbohrt von harten Schlägen,
Die Hand, die aus der Hölle dunkeln Thoren
Den Sünder riß, und Huld ihm zugeschworen,
Und Licht verbreitet auf des Lebens Wegen!

Wie kann die Sonne leuchten, wo er scheidet? . . .
Wie könnte es die Erde still ertragen,
Daß so viel Schmerz ihr Heiland für sie duldet!
Nacht muß es sein, wo Tod die Liebe leidet!
Und schweigt die Menschheit, soll's der Himmel sagen:
Wie er geliebt, und was ihr Wahn verschuldet!

M. A. Nickel.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Wer hat Dir zuerst gesagt, daß Feuer im Hause ausgebrochen ist?" fragte er Wilson.

„Der Mann, der geläutet hat," schluchzte Wilson, „Gott sei's gedankt, die Kinder sind gerettet!"

Carlyle verlor etwas die Geduld über dieses ganze

Digitized by Google

Mißverständniß. Sein geliebtes Weib zitterte vor Schreck am ganzen Körper, und er wußte nur zu gut, daß sie eben nicht in der Lage war, nöthiger oder unnöthiger Weise erschreckt werden zu dürfen. Sie klammerte sich an ihn und fragte ihn angsterfüllt, ob ein Entfliehen möglich sei.

„Sei ruhig, geliebtes Herz, es ist gar kein Feuer!“ beschwichtigte er sie. „Ihr könnt Euch Alle wieder zur Ruhe begeben,“ sagte er dann zu den Uebrigen. „Und wenn Wilson ein anderes Mal das Haus wieder in Alarm setzen will, so sei sie so gütig, erst nachzusehen, ob hinreichender Grund dazu vorhanden ist.“

Barbara, noch immer voll Angst und Ungewißheit, wandte sich zum Fenster und öffnete es. Aber Mr. Carlyle war fast eben so behende, als sie selber, das Fenster mit der einen Hand wieder niederzulassen, und sie mit der andern davon wegzuziehen. Es wäre vielleicht das Aergste von Allem gewesen, ihr diese Nachricht unvorbereitet zukommen zu lassen.

Mittlerweile war eines der Dienstmädchen die Treppe hinabgegangen und hatte die Hausthüre geöffnet. Jasper, der Schuld an der ganzen Verwirrung war, ward eingelassen, und Barbara seiner ansichtig, ehe Carlyle es verhindern konnte. Sie dachte natürlich an nichts Anderes, als daß ihrer Mutter etwas zugestoßen sein müßte.

Er zog sie in ihr Schlafzimmer und brachte ihr langsam und vorsichtig die Nachricht bei.

„Täuschest Du mich auch nicht, Archibald,“ rief sie in Thränen ausbrechend, „ist der Vater noch am Leben?“

„Am Leben?“ entgegnete er heiter, „was fällt Dir ein! wer wird denn gleich an Gefahr denken? Kleide Dich an, mein theures Herz, und laß uns schnell hinfahren, die Mutter zu beruhigen.“

In diesem Augenblicke dachte Barbara an William. Sonderbar, daß sie die erste war, der dieser Gedanke kam, noch ehe Madame Vine, noch ehe Carlyle sich so weit gesammelt hatten. Sie lief wieder hinaus in den Korridor, wo der arme Kleine noch immer erschrocken und fröstelnd stand.

„Mein Gott! das kann sein Tod sein,“ schrie sie, ihn vom Boden aufhebend. „Ach, Wilson, was hast Du gethan. Sein Nachthemdchen ist feucht und kalt.“

Sie trug die Last, die ihr doch viel zu schwer sein mußte, in ihr eigenes Bett. Wilson war nicht im Stande, ihr in diesem Augenblicke in etwas behülflich zu sein oder ihre Vorwürfe anzuhören. Sie lehnte am Stiegengeländer und bestand mit Jaspern ein hitziges Wortgefecht.

„Ich habe Ihnen kein Wort von Feuer gesagt,“ wehrte der Diener in größtem Unwillen ab.

„Freilich haben Sie's, ich habe das Fenster in der Kinderstube aufgemacht und gefragt. Gibt es Feuer, da antworteten Sie „Ja.“

„Sie haben gerufen: „Ist's der Jasper?“ Was hätte ich sonst antworten sollen, als „Ja!“ Feuer! Wo hätte denn Feuer sein sollen? Etwa im Park?“

„Wilson, bringe die Kinder zu Bett,“ befahl Carlyle, der in die Hausflur hinab ging. „John, den geschlossenen Wagen anspannen, schnell. Madame Vine, kann Ihnen nicht Justine den schweren Jungen da abnehmen? Halten Sie ihn doch nicht länger auf dem Arme.“

Als Carlyle zu Barbara in das Schlafzimmer zurückkehrte, hatte er Madame Vine mit Archie in den Armen, zitternd und erschrocken dastehend gefunden, sie begriff noch immer nicht den Zusammenhang der ganzen Allarmscene. Justine, die anfing, dieselbe zu verstehen, hatte Lucy mit den Armen umschlungen gehalten und näherte sich der Gouvernante, ihr den kleinen Archie abzunehmen. Barbara hatte Licht gemacht und dem kleinen William sein Nachthemdchen ausgezogen, indem sie ihn in ihr eigenes Jäckchen hüllte. Sie zog sich in größter Eile an.

„Fühle nur Williams Hemd an, Archibald, wirklich diese Wilson . . .“

Ein schriller Aufschrei plötzlichen Schreckens ließ sich vom Gange her vernehmen und Carlyle war mit einem Satze wieder draußen, das Mindeste, was er befürchtete, war, daß die Gouvernante den kleinen Archie auf den Boden hatte fallen lassen. Aber es hatte keine derartige Katastrophe stattgefunden. Wilson war mit dem kleinsten Kinde und Lucy bereits oben, Madame Vine ebenfalls nicht mehr da. Archie lag auf dem weichen Teppiche auf dem Korridor, auf der Stelle, wo Madame gestanden hatte, denn Justine hatte, als sie den Knaben aus deren Armen nehmen wollte, ihn vor Schrecken auf den Teppich gleiten lassen. Sie hielt sich mit schlotternden Knieen und kreideweißem Gesichte an der Ballustrade, die Augen stier und den Mund offen dastehend, als blicke sie nach etwas Entsetzlichem hin. Der kleine Archie hatte sich nicht weh gethan und sich auf seine festen kräftigen Beinchen erhoben, und schaute verwundert um sich.

„Nun, Justine, was hast Du denn?“ rief ihr Carlyle zu. „Du sieh'st ja aus, als sähest Du Gespenster?“

„O! Herr!“ wimmerte Justine, „ich habe ein Gespenst gesehen.“

„Seid Ihr denn heut Alle toll?“ entgegnete Carlyle, der nicht begreifen konnte, was dieß wieder zu bedeuten habe. „Du hast ein Gespenst gesehen?“

Justine fiel auf die Knie, als habe sie nicht länger die Kraft, sich aufrecht zu erhalten und faltete die Hände auf der Brust. Hätte sie zehn Gespenster gesehen, sie konnte nicht mehr darnieder geschmettert aussehen. Sie war ein treues, anhängliches und vernünftiges Mädchen, der phantastische Einfälle eben nicht ähnlich sahen, und Carlyle blickte sie erstaunt an.

„Justine, was soll das? Was ist es, das Du ge-

Digitized by Google

ehen hast?“ fragte sie Carlyle, sich freundlich zu ihr herabbeugend.

„O! mein bester Herr! Der Himmel sei uns allen gnädig,“ war die räthselhafte Antwort.

„Justine, Du sollst nie sagen, was es ist!“

Sie antwortete nicht, sondern stand zitternd auf und nahm Archie's Hand und ging langsam mit ihm die Treppe hinauf, indem sie leise schluchzte und nicht zu beachten schien, daß der kleine mit nackten Füßchen auf dem Teppich trippeln mußte.

„Was hat sie denn?“ flüsterte Barbara, Justinen mit den Augen folgend, „was meint sie wohl mit dem Gespenst?“

„Sie muß eine Geistergeschichte gelesen haben, die ihr jetzt im Kopfe spukt!“ sagte Carlyle. „Wilsons Narrheit hat das ganze Haus angesteckt. Beeile Dich, Barbara, der Wagen ist angespannt!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Dr. Döllingers Trauerrede.

München, 21. März.

Es sind heute gerade 16 Jahre, schreibt die „Isar-Ztg.“, daß König Max den Thron seiner Väter bestiegen. Wir können keinen besseren Rückblick auf diese segensvolle Periode für Bayern geben, als mit Auszügen aus der eben erschienenen Trauerrede des Dr. Döllinger, welche, dem Gedächtnisse des höchstseligen Königs gewidmet, folgendermaßen beginnt:

„Wir lesen im ersten Buche der Könige:

„Er wandelte vor dir in Treue und in Gerechtigkeit und in Geradheit des Herzens, und du bewahrtest ihm deine große Barmherzigkeit, und gabst ihm einen Sohn, der da sitzet auf dem Throne.“

Dieß sind die Worte, welche die Schrift dem Könige Salomon in den Mund legt über seinen Vater David, und wenn König Ludwig II. von seinem nun in Gott ruhenden Vater Maximilian II. dieselben Worte sprechen will, so wird ganz Bayern wie mit Einer Stimme Ja und Amen dazu sagen. Das Volk hat noch nicht Zeit gehabt, sich zu erholen von dem betäubenden Schlage, der so plötzlich und unerwartet ihm seinen Führer und Landesvater entrissen hat; es hat noch kaum die ganze Größe des erlittenen Verlustes in Gedanken auszumessen vermocht. Das aber darf jetzt schon an dieser geweihten Stätte, welche keine Schmeichelworte, sondern nur einfache, schmucklose Wahrheit verträgt, vorausgenommen werden als das einmüthige Zeugniß der Nation, als der Wahrspruch des allgemeinen Volksgerichtes, welches von nun an in jedem Hause und in jeder Hütte Bayerns gehalten werden wird: Die sechszehn Jahre, welche wir unter dem milden und gerechten Scepter Maximilian II. verlebt haben, sind gesegnete Jahre, sind Jahre des Friedens nach innen und außen, des wachsenden Wohlstandes und eines steten Fortschreitens in der Ausbildung unserer Einrichtungen gewesen. Und daß dieß so gekommen, das verdanken wir nächst Gott unserem Könige.

Der Redner geht nun auf den Regierungsantritt des höchstseligen Königs in der Sturm- und Drangperiode von 1848 und 1849 über, auf die durch König Max beseitigte Gefahr der Reichsverfassung für Bayern und bemerkt:

Wie sehnlich wir auch eine bessere, festere Verfassung für Gesammtdeutschland wünschen, wie bereit wir auch sein mögen, jedes billige und vernünftige Opfer für die Ermöglichung dieses Zieles zu bringen, das darf man uns nicht zumuthen, daß wir unser Bestes und Eigenstes dafür hingeben sollen, unsere Freiheit und staatliche Selbstständigkeit, unsere nationale Eigenthümlichkeit. Wir wollen Deutsche sein und ein lebendiges, kräftiges Glied des deutschen Staatenkörpers, aber damit dieses Glied lebendig und gesund sei und bleibe, muß es auch bayerisch, daß heißt, das sein dürfen, wozu Gott und unser Boden, unsere Abkunft und unsere Geschichte uns gemacht hat. Es wäre nicht weise, sichere Güter und Besitzthümer zu gefährden oder preiszugeben für das ungewisse Gut einer ungeschichtlichen, theoretisch konstruirten Reichseinheit, von der es zweifelhaft ist, ob sie überhaupt jetzt noch erreichbar sei, und nicht minder zweifelhaft, ob sie, wenn erreicht, nicht als ein Unsegen für die deutsche Nation sich erweisen würde. Hörten wir auf, Bayern zu sein, so würden wir auch aufhören, ächte und tüchtige Deutsche zu sein. Wir würden als Volk zu einem faden Salze werden. Seit jenen Tagen der Spannung, der Aufregung und der Gedankenverwirrung sind ruhigere, bessere Zeiten gekommen. Bayern und sein König konnten sich nun in ungestörter Ruhe und besonnener Ueberlegung dem Ausbau unserer Verfassung, der Ergänzung, Fortbildung und Erneuerung unserer Gesetze und Einrichtungen widmen. Und hier, wenn wir unser Loos mit dem Geschicke anderer Staaten vergleichen, wie viel Stoff zum Danke gegen Gott, dann aber auch zum Danke gegen unsere Könige bietet dem unbefangenen Blicke sich dar? Wir haben nun fast ein halbes Jahrhundert einer ruhigen und naturgemäßen durch keine Gewaltsamkeit von oben oder von unten unterbrochenen Entwicklung unseres Verfassungslebens zurückgelegt. . . . Es hat zuweilen einen Kampf gegeben zwischen der Landesvertretung und der Krone, aber friedliche Verständigung hat noch jedesmal den vorübergehenden Mißklang in Harmonie aufgelöst. Darin, in diesem ungestörten Fortgenusse und Fortbau unserer Verfassung, dieser glücklichen Vermeidung jedes gewaltsamen Bruchs mit der Vergangenheit, dürfen wir Bayern uns jenem Inselvolke vergleichen, welches mit so gerechtem Stolze

Digitized by Google

seines staatlichen Lebens und der in hundert und siebzig Jahren nicht mehr unterbrochenen, gesetzlichen Kontinuität seiner Thronfolge und seiner Verfassung sich rühmt. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein merkwürdiger Rechtsfall.] Die „Bresl. Ztg." schreibt unterm 12. März: Daß die Verurtheilung Unschuldiger durch die Assisen möglich ist, bezeugt folgender Fall: „Bald nach Einführung der Geschworenengerichte bildete eine der ersten Verhandlungen beim Schwurgericht in Gleiwitz die Anklage wider den Bergarbeiter Krzogiel aus dem Kreise Pleß wegen Raubanfalls und Mordversuchs. Das Publikum verfolgte damals den Prozeß mit großem Interesse, weil einestheils der Angeschuldigte als Theilnehmer der berüchtigt gewesenen Pilarski-Weiser'schen Räuberbande bezeichnet wurde, anderntheils die Verwegenheit in der Ausführung des Verbrechens ein großes Aufsehen erregte. Der ꝛc. Krzogiel wurde, nachdem er von dem damals Beraubten als Mitthäter rekognoszirt war, zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurtheilt, welche er auch in der Gefangenenanstalt zu Ratibor seit vierzehn Jahren abgebüßt hat. Da er in der ersten Zeit seiner Haft vergebens versuchte, die Beweise seiner Unschuld zur Ueberzeugung zu bringen, schienen ihm späterhin jede weiteren Schritte fruchtlos und er ließ dann die Sache auf sich beruhen. Vor einiger Zeit wollte es der Zufall, daß Krzogiel einem neuen Gefängnißbeamten zugetheilt wurde, dessen Humanitätsgefühl für den zu so schwerer Strafe Verurtheilten angeregt wurde. Durch die unermüdlichen Bemühungen des genannten Beamten kam auch wirklich Krzogiel's Schuldlosigkeit vor das Tageslicht, denn es wurde der Nachweis geliefert, daß Krzogiel zur Zeit, als das Verbrechen von ihm verübt sein sollte, sich im Gefängniß zu Pleß befunden hat, wo er wegen einiger Vergehen eine einjährige Gefängnißstrafe abbüßte. Die Angelegenheit, welche durch Requisition an das hiesige Schwurgericht gewiesen worden ist, kam bei der gestrigen Sitzung zur Verhandlung, bei welcher sich durch die klarsten Aussagen und Beweise die Wahrheit der gemachten Angaben herausstellte und die Freisprechung auf Antrag des Staatsanwaltes erfolgte. Der Unglückliche, der während der vielen Jahre, die er unverschuldeterweise im Gefängnisse zubrachte, an den Händen gelähmt ist, befindet sich in der mißlichsten Lage, zumal sein weniges Besitzthum zur Deckung der Gerichtskosten dienen mußte."

In Melbourne wurde am 27., 28. und 29. Dezember das zweite deutsche Turn- und Gesangfest gefeiert, dessen Beschreibung sich in der „Australischen Turnzeitung", herausgegeben vom Melbourner deutschen Turnverein, findet. Es waren 26 Preisgaben eingesandt, unter denen viele von Silber und hohem Kunstwerth. Den ersten Preis erturnte Alexander Püttmann. Wir erfahren dabei, daß es deutsche Turnvereine in Melbourne, Mary-Borough, M'Cullums-Creek, Majorca, Ballarat, Tannuda, Adelaide u. s. w. gibt, die an den Gaben Theil genommen und zum Theil das Fest beschickt hatten. Am Bankett nahmen 236 deutsche Damen und Herren Theil; der erste Toast war „das Vaterland!" der zweite „Deutschlands Frauen!" Gedichte, die eine schwärmerische Liebe zum deutschen Vaterland verrathen, liefen von vielen Seiten ein. Eines sandte Dr. Mücke aus Tannuda. Der musikalische Kampf beim Fest war nicht minder reich und eifrig als der am Reck und Barren. Orchestermusik, Soli auf Flöte, Hoboe, Piano, Chöre, Quartettgesang, Lieder wechselten mit einander ab, dazu kamen endlich „lebende Bilder". Das Fest ward mit einem Epilog geschlossen, dessen letzte Verse lauten:

„Nur eins noch bleibt — des Festes schönste Weihe,
Die alle Herzen mit Begeisterung füllt;
Ein Gruß ans Vaterland, ans große, freie,
Wie's auch die Zukunft langsam sich enthüllt!
Und dieser Gruß von diesem fernen Strande,
Er juble hin: Gut Heil dem Vaterlande!"

Der Gouverneur, Sir Charles Darling, seine Familie und viele Engländer waren als Gäste eingeladen.

Altdeutscher Spruch.

Wer nicht Lust hat zu einem wackern Pferd,
Und auch nicht Lust zu einem blanken Schwert,
Und nicht Lust zu einem schönen Weib,
Der hat fürwahr kein Herz im Leib!

Geschichtskalender. 25. März 1802. Friede von St. Amiens zwischen Frankreich, Spanien, England und den Niederlanden.

25. März 1813. Kutusow in Kalisch. — Kutusow's Aufruf an die Deutschen, worin er den Rheinbund für aufgelöst erklärt. — Uebergabe der Festung Czenstochau. — Die Herzöge von Mecklenburg erklären ihren Anschluß an Preußen und Rußland.

25. März 1814. Hitziges Treffen bei La Fere-Champenoise gegen die Franzosen, in welchem sich Prinz Karl von Bayern und Feldmarschall Fürst Wrede durch Entschlossenheit, Tapferkeit und Hingebung auszeichnen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 74 Samstag, 26. März 1864.

Am Charsamstag.

Ausgedulbet hast Du an dem Pfahle,
Den die Bosheit in die Erde schlug!
Jesus habe Dank! — die Erde bebet
Und der Himmel seufzt: es ist genug!
Deine frommen Augen sind geschlossen,
In der friedevollen Todesnacht;
Alle Deine Feinde sind verschwunden
Bei dem großen Wort: es ist vollbracht!

So verläßt der Mensch am Scheidewege
Dieses Lebens dornenvolle Bahn
Und der freie Geist, zum Glück erschaffen,
Schwingt sich triumphirend himmelan.
Jede Leidensstunde geht vorüber,
Jeden Kummer nimmt die milde Zeit;
Alles eilet hin zum letzten Ziele,
Nähert sich der stillen Ewigkeit.

Gleich der Lilie im Abendrothe
Sinkt Dein blasser Leichnam hin zur Ruh;
Freunde weinen um die schöne Hülle,
Und die Liebe schließt Dein Grabmal zu.
Ach! geliebt, beweint von hinnen gehen,
Ist des Menschen schönes, letztes Lob.
Bald verwittert in dem Sturm der Zeiten
Jedes Denkmal, das die Kunst erhob.

Bitter wurde Dir der Kelch gereichet
In dem Garten zu Gethsemane;
Doch im stillen Felsengrabe findest
Du Ersatz für jedes Erdenweh.
So umdämmert uns die Kummerwolke,
Oft im schönen Garten der Natur;
Doch es harrt ein Grab für müde Seelen:
Dort versieget jede Thränenspur.

Düster war Dein Lebenstag hienieden,
Doch ihm folget eine sanfte Nacht.
Herrlich, göttlich groß hast Du vollendet
Und Dein Gott hat Alles wohl gemacht.

Menschenvater! laß mich Dir vertrauen,
Gut ist Alles, was Dein Rath beschließt!
Jede Nacht wird sich in Licht verwandeln,
Wo die neue Lebensquelle fließt.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Drei Monate später.

Der Frühling war vorüber. Der Sommer neigte sich zu Ende, und die letzten heißen Tage des Monats Juli bekundeten auch seine letzten Herrscherlaunen. Was hatten die letzteren Monate seit dem April, wie Carlyle ins Parlament gewählt worden, wohl Neues gebracht? —

Gewiß, sie waren nicht ohne Ereignisse dahin gegangen. Richter Hare's Unwohlsein erwies sich als Lähmung. Nicht leicht wird ein Vater ungestraft mit unnatürlicher Härte gegen sein Kind verfahren.

Den unbeugsamen Richard Hare traf die Vergeltung. Er erholte sich zwar nach und nach wieder, aber er ward nie mehr der starke, energische Mann von ehedem.

Der Schrecken, den Jaspers nächtliche Sendung nach Ost-Lynne dort verursacht hatte, da man seine Meldung von dem Unwohlsein des Richters für eine Anzeige, daß das Haus in Flammen stehe, hielt, hatte Niemanden erheblicheren Schaden gebracht, als dem kleinen William und Justinen. Ersterer hatte sich so heftig erkältet, daß sein Uebel mit vergrößerter Schnelligkeit um sich griff; letzteres schien aus Schrecken tiefsinnig geworden zu sein. Sie ging wie im Traum umher, konnte stundenlang in sichtlicher Geistesabwesenheit vor sich hinstarren und, wenn man sie dann plötzlich anredete, fuhr sie wie erwachend in die Höhe und schauderte wie in Fieberfrost zusammen.

Mr. Carlyle reiste, sobald Richter Hare außer Gefahr war, was ungefähr zehn Tage nach dem Schlag-

anfalle, der ihn auf das Krankenbett geworfen hatte, der Fall war mit seiner Gattin nach London.

Sie nahmen William mit nach der Hauptstadt, theils um dort noch einige Aerzte zu Rathe zu ziehen, theils weil Mr. Carlyle sich durchaus nicht von dem Kinde trennen wollte.

Justine und noch einige andere von der Dienerschaft gingen zur Bedienung mit nach London.

In London fanden sie die ganze höhere Gesellschaft in förmlichem Aufruhr über Sir Francis Levison's Verhaftung; man wollte kaum daran glauben und die abenteuerlichsten Geschichten waren darüber in Umlauf.

Die fashionable Saison war gerade auf ihrem Höhepunkt angelangt, weßhalb denn auch die Sache ein verhältnißmäßig größeres Aufsehen erregte, als es vielleicht zu einer andern Zeit der Fall gewesen wäre. Man sprach länger als acht Tage von Sir Francis Levison.

Am Abende ihrer Ankunft meldete man Mr. und Mrs. Carlyle den Besuch einer Dame an, die ihren Namen nicht nennen wollte.

Sie ward hereingeführt und das Aeußere der jungen, schönen Dame erinnerte Carlyle lebhaft an eine Freundin seiner ersten Frau, Namens Blanche Challoner. Doch diese war es nicht!

Die Fremde sah Carlyle scharf ins Gesicht.

„Wollen Sie meine Zudringlichkeit entschuldigen?" fragte sie, „ich wende mich an Sie, als ein hilfloses Geschöpf, das Ihrer Güte vertraut, ich ... bin Lady Levison."

Barbara erröthete.

Mr. Carlyle bot der Dame artig einen Stuhl und blieb vor ihr stehen.

Sie setzte sich einen Augenblick, erhob sich aber sogleich wieder in sichtlicher, innerer Aufregung von ihrem Sitze.

„Ja! ich bin die Unglückliche, die diesen Mann ihren Gatten nennen muß. Daß er ein schlechter, boshafter Mensch ist, wußte ich längst schon, aber leider nicht, daß er auch ein Verbrecher sei. Ich höre es von allen Seiten, aber ich kann von Niemand Genaueres darüber erhalten; Lord Mount-Severn will nicht darüber sprechen und verweigerte mir geradezu jede Auskunft. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie, Mr. Carlyle, heute in London ankommen würden und entschloß mich daher, Sie darum zu bitten."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Dr. Döllingers Trauerrede.

(Fortsetzung.)

Ueberblicken wir, fährt Dr. Döllinger in seiner Gedächtnißrede fort, was Alles an Gesetzen, Einrichtungen, Verbesserungen unter König Maximilian II. zu Stande gekommen, so muß schon die Menge sowohl als die Größe und die tiefgreifende, theilweise umgestaltende Bedeutsamkeit dieser Errungenschaften unser Erstaunen erregen. Wohl dürfte, wenn wir nicht schon einige Jahre günstiger Erfahrungen vor uns hätten, mancher bedenklich fragen: ob nicht etwa das richtige Verhältniß der Gewalten zu stark verrückt sei, ob diese oder jene Einrichtung nicht zu tief einschneide in das bisherige Volksleben. Aber wir vertrauen auf die alte Treue, auf die nüchterne Mäßigung, auf den konservativen Sinn unseres Volkes. Was zuerst die Verfassung betrifft, so wurde das Wahlrecht allgemein, die Vertretung nach Ständen in der zweiten Kammer wurde beseitigt, beiden Kammern wurde das Recht, Vorschläge für neue Gesetze einzubringen, gewährt; zugleich wurde die Freiheit und Selbstbewegung der Kammern in wichtigen Punkten erweitert, und die Einführung des permanenten Gesetzgebungsausschusses erleichterte das Zustandekommen der neuen Gesetzgebung. Auch die Entlastung des Bodens erfolgte, und der zinsbare Grundhold wurde in einen freien Grundeigenthümer verwandelt. Nicht minder Großes und Gewichtvolles kam auf dem Gebiete der Rechtspflege zu Stande. Die ganze Rechtspflege hat in Bayern eine neue Gestalt erhalten. Sie ist gleichförmig und prompt geworden. Einheitliche, humane Gesetzbücher, verbunden mit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens haben beim Volke Kenntniß der Gesetze und Achtung vor dem Gesetze erhöht. Diese Oeffentlichkeit und das Institut der Schwurgerichte hat zugleich der ganzen Bevölkerung volles Vertrauen auf die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Justiz eingeflößt. Nur in seltenen und immer seltener werdenden Fällen kann der Verbrecher noch der verdienten Strafe entgehen. Durch das neue Polizeistrafgesetzbuch ist der frühern Willkür despotischer Beamten wirksam vorgebeugt, und der Grundsatz: „Keine Strafe ohne Gesetz" vollständig durchgeführt. Alle Bayern sind vor dem Gesetze gleich. Privilegirte Stände gibt es nicht mehr. Die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung ist vollbracht und das Volk ist, wie zur Theilnahme an der Strafrechtspflege, so auch durch die Distriktsräthe und die Landräthe zur Theilnahme an der Verwaltung herbeigezogen. Auch die zweifelhafteste, bestrittenste der neuen Institutionen, das Notariat, zu welchem die Regierung lange die Hand zu bieten sich weigerte, wird doch, man muß es hoffen, zuletzt noch die Volksmeinung sich gewinnen und die Lichtseiten stärker als die Schattenseiten hervortreten lassen. Gleichzeitig ist die großartigste Vermehrung der Verkehrsmittel, ist eine gerechtere Vertheilung der Steuern erfolgt. Und obgleich das Lotto aufgehoben, die Besoldungen der Beamten erhöht wurden, die Bedürfnisse der Armee größere Summen verschlangen, befinden sich die Einkünfte des Landes in dem blühenden Zustande eines stetig fortschreitenden Wachsthumes.

Fürwahr, es ist ein reiches und vollbeschriebenes

Digitized by Google

Blatt in der Geschichte Bayerns, welches die Regierung des zweiten Maximilian dem künftigen Geschichtsschreiber Bayerns überliefert, und die Nachwelt wird einst verwundert fragen: Wie konnte nur in so kurzer Zeit so Großes vollbracht werden, ohne Gewalt, ohne Umwälzung, ohne die geringste Störung der öffentlichen Ordnung und ohne bleibende Unzufriedenheit der von den Aenderungen betroffenen Stände und Volksklassen? Die Antwort dürfte etwa lauten: Das war möglich durch die Eintracht zwischen König und Volk, durch das Heranziehen und harmonische Zusammenwirken der besten Kräfte des Landes. Weil der König im Ganzen weise und glücklich war in der Wahl seiner Räthe und Diener, und weil das Volk klug und einsichtig war in der Wahl seiner Vertreter, darum hat Bayern sich das hohe Lob erworben, welches ihm jetzt im Auslande gezollt wird, daß es „ein Musterland legislativer Entwicklung geworden ist. . . ."

Wenn ich hier der Segnungen gedenke, welche Bayern unter dieser Regierung genossen hat, dann darf eine derselben um so weniger vergessen werden, als sie an sich schon selten unter den Menschen sich findet, und als wir durch die Mißtöne, welche aus andern Ländern zu uns herüberklingen, immer wieder daran gemahnt werden. Ich meine den religiösen Frieden, die vollständige Abwesenheit aller konfessionellen Beschwerden und kirchlichen Reibungen. Auch hier hat der König mit seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Gerechtigkeitssinne das Beste gethan. Die beiden christlichen Bekenntnisse sind frei in ihren eigenen Angelegenheiten, beide werden, wo sie mit den staatlichen Dingen in Berührung treten, nach den gleichen Gesetzen behandelt. Die Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind gemäß den Grundsätzen des einen oder des anderen Bekenntnisses, und weder zum Nachtheil der Kirchen, noch zur Beeinträchtigung der Staatsgewalten und Staatsinteressen geordnet. Und endlich steht das Prinzip der vollen Gleichberechtigung und Gleichstellung der Katholiken und Protestanten nicht bloß, wie anderwärts, auf dem Papier, sondern es ist im wirklichen Leben und in allen den Beziehungen, in welchen die Religionsverschiedenheit von Einfluß sein könnte, so vollständig und in so unparteiischer Weise durchgeführt, daß Bayern denjenigen, welche an der Möglichkeit oder Haltbarkeit einer solchen aufrichtigen Gleichstellung zweifeln — und ihre Zahl ist noch immer Legion — getrost zurufen kann: Kommet und sehet.

König Maximilian wollte in Wahrheit konstitutioneller König sein. Auch er hat es empfunden, daß der Besitz einer schrankenlosen Gewalt kein zu erstrebendes Gut sei, kein Segen, weder für den Träger, noch für die Untergebenen. Absolute Macht eines gebrechlichen, irrthumsfähigen Menschen über Andere ist ein Nessusgewand, welches unvermeidlich den beschädigt und verschlimmert, dem sie gegeben ist. Derjenige, der sie nicht mißbrauchte, müßte mehr als ein Mensch, müßte ein Gott sein. Die hl. Schrift sagt von Gott: „Du hast Alles nach Maß, Ziel und Gewicht geordnet." Und darum soll auch die fürstliche Gewalt, gerade weil sie von Gott ist, Maß haben und Schranke.

„Ich will Friede haben mit meinem Volke", hieß im Grunde: ich halte mich nicht für unfehlbar und nicht für allmächtig, und weil ich weder das Eine noch das Andere bin, so ist es billig und gerecht und nothwendig, daß ich, wenngleich Träger der höchsten Gewalt, doch dem Willen des Volkes Rechnung trage, wenn dieses Volk in Dingen, die sein eigenstes Wohl und Wehe betreffen, und in denen ihm daher ein vollwichtiges Urtheil zukommt, einmüthig und beharrlich auf seiner Ansicht besteht, und auf wiederholtes Befragen die gleiche Antwort gibt. So geschah es, und der glückliche Ausgang hat Beide gerechtfertigt, die Nation und den König.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Cypresse
auf das Grab meines Freundes, des Dichters
Gustav Stoll,

geboren den 27. August 1821 zu Obernburg, gestorben den 18. März 1864 zu Aschaffenburg.

Aber wohl Dir! — köstlich ist Dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
v. Schiller.

Du schiedst dahin — die Leier ist zersprungen,
Und ausgesungen hast Du Lied und Sang;
Des Lebens Kampf hast Du nun ausgerungen,
Das Dich mit Schmerzen und mit Leid umschlang.
Laß Dir vom Freund dieß Trauerlied jetzt bieten
Auf's frühe Grab als treuer Freundschaft Zoll.
Leb' wohl, und schlaf' im Erdenschooß in Frieden
Nach langem Dulden nun, mein Gustav Stoll.

„Moosröslein" hast Du kunstgerecht gesungen
Und Märchen aus dem heim'schen Sagenkreis;
Ihr Klang ist zu der Leser Herz gedrungen,
Sie flüstern über Deinem Grab noch leis.
Du sangst von Lust, tiefblutend oft im Herzen,
Und sagtest nicht, wie sehr Du kummervoll;
Dein Lied schmückt Dir das Grab, Du Sohn der Schmerzen,
Als Immortelle nun, mein Gustav Stoll.

Wohl Dir, Dein Dornenpfad ist rückgeleget,
Den Dir des Schicksals granse Tücke bot;
Wohl Dir! — nicht mehr vom Lebenssturm erreget,
Ruht jetzt Dein Herz im ew'gen Morgenroth.
Wohl Dir! — verkannter Dulder, treue Seele!
Dem auch für mich die Brust voll Liebe quoll;
Im Lenz, wenn's Vöglein singt mit voller Kehle,
Weih' ich Dir Thränen, theurer Gustav Stoll.

Digitized by Google

Wenn ich durchlese Deine schönen Lieder,
Da glüht ein Hochgefühl mir in der Brust;
Denn in dem Herzen klingen sie mir wieder,
Wie Harmonie des Leides und der Lust.
Was Du gefühlt, das muß ich auch empfinden,
Und jeder Klang tönt mir im sanften Moll;
Dann wünscht' ich, daß ich könnt' im Lied Dir winden,
Den Lorbeerkranz auf's Grab, mein Gustav Stoll!

Du warst ein deutscher Dichter, hast gesungen
So manches Lied dem deutschen Vaterland;
Vom Barbarossa hat's so frisch geklungen,
So patriotisch und so kunstgewandt.
Des Vaterlandes Heil bracht' Dir Entzücken,
Wie's jedem deutschen Manne bringen soll;
Drum soll Dir auch den Grabeshügel schmücken,
Ein deutscher Eichenkranz, mein Gustav Stoll!

Leb' wohl! — leb' wohl! — dort hast Du nun gefunden
Das Ideal, das hier Dein Geist umschloß;
Es fühlt Dein Herz nicht mehr des Schicksals Wunden,
Der ird'schen Leiden bist Du frei und los.
Der Lenz erwacht, bald blühen duft'ge Maien
Auf Deinem Grab als letzten Wunsches Zoll;
Und aus der Ferne will der Freund hier weihen
Dies Lied als Blume Dir, mein Gustav Stoll.

Würzburg, 23. März 1864.

Julius Ruttor.

Anmerkung. Es wäre zu wünschen, daß die im Manuskript hinterlassenen Gedichte Gustav Stoll's, deren poetischer Werth unbestreitbar anerkannt ist, herausgegeben würden. Der Ertrag würde für seine in Dürftigkeit hinterlassene Familie als Unterstützung zu verwenden sein!

Mannigfaltigkeiten.

[Aus dem preußischen Lager.] Aus dem Kantonnements-Quartier Ulderup gingen dieser Tage Herrn Dickopf in Köln mehrere in gebundener und ungebundener Rede abgefaßte Briefe zu, welche den Dank für ein von demselben an die Mannschaften des westphälischen Pionier-Bataillons Nr. 7 gesandtes Fäßchen Josephshöfer enthalten. Wie sehr eine solche Spende noth that, besagen folgende Verse:

Der Krieg ernähret den Krieg, pflegt man zu sagen,
Doch wandert häufig wenig in den Magen,
Ein Stückchen Brod mit Speck und Branntewein
Mußt' oftmals unsre einz'ge Nahrung sein,
Denn der Avantgarde schnellem Flug
Folgte nur langsam der Wagen Zug.
An Essen zwar es jetzt nicht fehlet,
Doch häufig uns der Durst noch quälet,
Und gar mit einem guten Schoppen
Da sind wir gänzlich auf dem Pfroppen;
Denn aus dem Brunnen, nicht in der Schenke,
Holt man das landesübliche Getränke,
Wovon ein guter rhein'scher Magen,
Kaum Morgens kann ein Glas vertragen.

[Friedrich Hebbel's Grabstein.] Die Ruhestätte Friedrich Hebbel's (am evangelischen Friedhofe nächst Matzleinsdorf zu Wien) wurde am 18. März, als an dem Geburtstage des Verewigten, mit dem Monumente geschmückt. Dasselbe ist von hartem Sandstein, an der obern linken Seite des Steins ragt ein abgebrochener Eichenstamm mit einem frischen Zweige hervor, welcher wieder um das ganze Monument seine Blätter breitet. In der Mitte des Monuments ist ein aus weißem karrarischen Marmor gehauenes aufgeschlagenes Buch eingelegt, dessen Lettern die Inschrift zeigen: „Friedrich Hebbel, geb. 18. März 1813, gest. 13. Dez. 1863." Der Aufstellung des Monuments wohnten zahlreiche Notabilitäten bei. Die Ausführung durch den Bildhauer Streschack ist eine gelungene.

Räthsel.

Ich kenn' ein eigen Brüderpaar,
Die gleichen einander auf ein Haar.
Sie stammen von einer Mutter her,
Sie sind gleich groß, sie sind gleich schwer,
Sie sind gleich zierlich von Gestalt
Und einer gleich dem andern alt;
Sie verschlingen täglich Fleisch und Bein,
Doch sind sie fast nichts als Haut allein;
Und wenn auch beide ganz recht — da sieh!
So ist es doch der eine nie.

Auflösung des Räthsels in Nro. 71: Leuchter.

Geschichtskalender. 26. März 1799. Treffen bei Verona zwischen den Oesterreichern unter Kray und Kaim und den Franzosen unter Moreau. Der Sieg war unentschieden.

26. März 1813. Die Franzosen räumen Dresden, welches von Winzingerode besetzt wird. — Der Vizekönig von Italien drängt die Russen bei Werben an der Elbe zurück.

26. März 1814. Treffen von St. Dizier.

27. März 1813. Die preußische Kriegserklärung wird an Napoleon übergeben. — York marschirt von Berlin ab. — General Bandamme in Bremen.

27. März 1814. Napoleon wendet sich gegen Paris.

27. März 1818. Kaiser Alexander eröffnet zu Warschau den polnischen Reichstag.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 75 Montag 28. März 1864.

Maximilian II.

Wohl glaubt das Land die Schreckenskunde kaum,
Und neue Hoffnung gab sich neuen Raum
Beim Ruf: „Der König krank! — Er in Gefahr!“ —
Da wollt es Gott! — und ach! — der Edle war! —
Und Trauer, — tiefe — deckt das Bayernland,
Denn alle Herzen waren Ihm verwandt,
Dem König hehr, dem König gut und mild,
Deß' Aeuß're glich der Seele edlem Bild! —
So menschenfreundlich war Sein hoher Sinn,
Er gab sich ganz dem Volk in Liebe hin,
Und schaute Er das selbstgeschaff'ne Glück,
So glänzte hell voll Freude da Sein Blick!
Sein Herz, das für Erhabenes nur schlug,
War ein Juwel, wohl keinen schönern trug
Ein zweiter Fürst, und dieser Edelstein
Er glänzt am Himmel jetzt mit mildem Schein! —

Den Künsten und den Wissenschaften hold
Lohnt Er ihr Streben nicht allein mit Gold,
Er zierte auch die Brust, die Edles schuf, —
Die Welt erklang von des Mäcenen Ruf.
D'rum schaarten gerne sich um Ihn zumal
Die Dichter, Künstler und Gelehrten all,
Die Männer, deren Namen Jeder kennt
Und späte Nachwelt noch mit Achtung nennt.
Wohl manch' ein edler Wettstreit da entstand,
Wo Waffen waren Geist, Gemüth, Verstand,
Und wo gepflegt voll Begeist'rung sie
Die göttliche, erhab'ne Poesie! —

Italia barg jüngst den Königs-Gast,
Und gönnte Ihm nach mancher Sorge Rast,
Dort pflegt' Er der Gesundheit hohes Gut,
Indeß Sein Sinnen in der Heimath ruht,
D'rum kehrt Er wieder eilig und so gern,
Als rief das Volk dem König, seinem Herrn! —
Nicht lag Ihm mehr am Herzen eig'nes Glück,
Nur nach den Seinen sehnt Er sich zurück.
Und als Er kam, ertönte überall
Der Jubel und der lauten Freude Schall,
Man wußt' es wohl: Er wird ein Retter sein,
Wenn Einer, — Maximilian — allein!

Im Norden droht dem Bruder-Volk Verrath, —
Wohl rüstet sich der König da zur That, —
Er war's, — der für Bedrängte Recht begehrt
Mit ernstem Wort, bevor Er griff zum Schwert, —
Denn nur Despoten scheuen nicht den Krieg,
Das Unglück all, das stets aus ihm entstieg; —
Doch die Entscheidung sollt' Er nimmer seh'n,
Es hieß Ihn Gott von Seinen Treuen geh'n! —
Der Tod zerriß der Liebe schönen Bund! —
Ja laut're Wahrheit geb' es weithin kund:
„Von Eintracht war mit seinem Volk umhüllt
Der König Max, — der vielbeweint, — verschied.“

Auf Bayerns König blickt ihr Fürsten all,
Ihr Fürsten, wahrlich groß ist eure Zahl,
Die ihr statt Liebe — Haß und Zwietracht streut,
Gefühllos bleibt bei eurer Völker Leid,
Auf Bayerns König blickt, — nicht schuldbewußt,
Von Unrecht frei und rein war Seine Brust! —

Ja Er war Schirm, — Er war des Rechtes Hort,
Er machte wahr Sein königliches Wort:
„Nur Friede zwischen meinem Volk und Mir,
Des Volkes Liebe sei des Königs Zier!“
Ein König, der gesprochen solch ein Wort
Nie! — niemals stirbt, — er lebet ewig fort,
Nicht währt so lang sein Monument von Erz,
Als warme Lieb' im Volke allerwärts!

Ja, ruh' in Frieden Maximilian!
Und Gott vergelt es Dir, was Du gethan! —
Doch Bayerns Volk verzage nicht im Schmerz,
Ermanne dich und weihe neu dein Herz
Dem Erben Seiner Tugend, — Seinem Sohn
In gleicher Treue steh' um Ludwigs Thron,
Und neue Liebe sei dem Sohn zu Theil!
Dem jungen König Ludwig! Heil! Heil! Heil!

Friedrich Friedreich.

Digitized by Google

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Lady Levison hatte in abgebrochenen Sätzen und in einem Tone geredet, der ihre innere Bewegung nur zu deutlich verrieth.

Mr. Carlyle antwortete nicht sogleich.

„Sowohl Sie als ich sind schwer von ihm beleidigt worden."

„Mr. Carlyle. Aber ich habe mir mein Schicksal selber zugezogen. Sie nicht! Meine arme Schwester, Blanche, die er grausam verrathen hatte, — und wenn ich davon spreche, so geschieht es eben nur, weil alle Welt davon weiß, — hat mich vergebens vor ihm gewarnt. Ebenso seine Großmutter, die nun gegen neunzig Jahre alt sein muß. Sie kam noch den Tag vor meiner Trauung, mich zu beschwören, zurückzutreten und mir zu sagen, daß, wenn ich seine Frau würde, ich es unfehlbar mein ganzes Leben lang bereuen müßte. Es war noch Zeit zum Rücktritt, aber ich wollte nicht! Ich wollte Niemand hören, ich war verblendet von Eitelkeit, Thorheit, ja, ich wollte über meine arme Schwester triumphiren! Arme Blanche! Und ich habe ein Kind! Ein Kind, das seines Vaters Namen erben soll! Mr. Carlyle," fuhr sie fort, sich zu ihm neigend und die Hände faltend, während ihr Gesicht einer Marmor-Statue glich, „wird . . . . man ihn verurtheilen?"

„Bis jetzt ist noch nichts Bestimmtes gegen ihn erwiesen," entgegnete Carlyle mitleidig.

„Wenn ich nur die Scheidung von ihm erwirken könnte!" rief sie leidenschaftlich aus. „Ich hätte sie seit der Zeit unserer Verheirathung schon hundertmal erlangt, denn ich hatte hinreichende Gründe dazu, aber ich wollte den Eklat und den Skandal nicht an den Namen meines Kindes heften. Könnte ich nur den Namen dieses unschuldigen Opfers ändern. Sagen Sie mir, bleibt mir kein Ausweg, um meine Ehre zu retten?"

„Ach! es blieb der unglücklichen Frau wirklich keiner übrig!

Carlyle ging gar nicht auf die Frage ein. Er richtete noch einige theilnehmende Worte an sie und schickte sich zum Weggehen an, denn er hatte schon bei ihrem Eintreten den Hut in der Hand gehabt und eben ausgehen wollen. Sie vertrat ihm jedoch den Weg und rief:

„Sie werden mich nicht verlassen, ohne mir Genaueres über den Prozeß mitgetheilt zu haben! Ich bitte Sie, thun Sie es nicht! Ich bin im vollen Vertrauen zu Ihnen gekommen, endlich Alles zu erfahren."

„Dringende Geschäfte rufen mich," erwiderte er, „aber wenn dieß nicht selbst der Fall wäre, müßte ich Ihr Begehren ablehnen, sowohl um Ihrer als meiner selbst Willen, Mylady! Der bloße Name dieses Mannes, selbst vor Ihnen auszusprechen, würde meine Lippen wie mit Brennesseln berühren; fordern Sie nicht, daß ich einer Dame gegenüber Gefahr laufe, Höflichkeit und Sitte zu verletzen."

„O! jedes Wort des Hasses, das Sie gegen ihn aussprechen, würde ein Echo in meiner Brust finden, jeder Ausdruck der Verachtung mir sympathisch klingen . . ."

Barbara war unangenehm berührt von dieser Maßlosigkeit in Lady Levison's Haß.

„Er ist Ihr Gatte, wie es auch sein mag . . ." flüsterte sie.

„Mein Gott! Ja! darin liegt sein größtes Verbrechen gegen mich. Mit dem Bewußtsein dessen, was er war, was er verübt, mich zu bethören, sein Weib zu werden! Sie sollten mich beklagen, Mrs. Carlyle; als Frau und Mutter müssen Sie Mitleid mit mir empfinden. Wie darf solch' ein Mensch eine Ehe schließen! Hatte er nicht ohnehin der Sünden genug auf dem Gewissen, mußte er noch mit kecken, frechen Lügen mein Lebensglück zerstören? O! er hat ein entsetzliches Unrecht an mir verübt und Schmach und Schande auf sein schuldloses Kind vererbt!"

Barbara war fast erschrocken von so viel Heftigkeit, aber sie hätte dem Himmel danken sollen, daß sie nicht im Stande war, diese Heftigkeit zu begreifen.

Lady Levison's angeborne Gutmüthigkeit, die Zurückhaltung und feine Sitte der wohlerzogenen Dame, war in den Kämpfen, die sie bestanden und täglich zu bestehen hatte, untergegangen. Dieser letzte Schlag hatte das Maß voll gemacht und Lady Alice Levison verlor eben so alle Fassung und allen Halt, elend und hilflos und gebrandmarkt, wie sie nun auf der Welt dastand, als wäre sie das Weib eines gemeinen Kärners gewesen. Es gibt Unrecht und Kränkungen, die den Hohen wie den Niederen im gleichen Maße außer Fassung bringen.

„Er ist aber Ihr Gatte," wiederholte Barbara noch einmal.

„Er ist es durch schändlichen Betrug geworden und ich will mich vor aller Welt von ihm lossagen," entgegnete Lady Levison. „Es kann keine moralische Verpflichtung geben, die mich darin hindern könnte. Er hat Schmach und Schande und gänzlichen Ruin über mich und sein Kind gebracht und man soll nicht denken, ich hätte Theil daran genommen. Wie haben Sie es nur über sich gebracht, Mr. Carlyle, sich nicht an ihm zu vergreifen, als er die Frechheit hatte, sich in West-Lynne zu zeigen?

„Ich kann es nicht sagen. Ich habe mich oft selber darüber gewundert."

Er verließ das Zimmer, nachdem er noch einige beschwichtigende Worte an die Unglückliche gerichtet hatte, Lady Levison blieb mit Barbara allein; letztere mußte endlich den Bitten der aufgeregten Dame willfahren

Digitized by Google

und ihr die Umrisse der Schauergeschichte geben; aber sie gab auch nur diese, sorgfältig Asy's Namen vermeidend, dessen sie nur bei der tragischen Szene des verhängnißvollen Abends selber erwähnte.

Lady Levison hatte ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen.

„Hatten Sie und Mr. Carlyle ihn für schuldig."

„Ja."

„War seine erste Frau, Isabella Vane, denn von Sinnen," fragte sie plötzlich die erstaunte Barbara.

„Wie so? . . ."

„Daß sie ihn verlassen konnte, um des Andern willen! Das kann nur im Wahnsinn geschehen sein. Ich könnte es begreifen, wenn eine Frau aus Liebe zu Mr. Carlyle Sir Francis Levison weglaufen würde, aber daß es umgekehrt sein konnte, ist mir ganz unerklärlich."

Mit diesen Worten verließ Lady Levison auf eben so bizarre Weise das Zimmer, als sie es betreten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der kleine, runde Herr zog die Brauen zusammen und biß sich auf die Lippen. Es reute ihn sichtlich, daß er solche drohende Worte gesprochen hatte. „Ach ja!" seufzte er, „in der ersten Hitze, in der Aufwallung des Zornes. Doch das siedende Blut kühlt sich, man überlegt ruhiger. Die Zurücksetzung schmerzt freilich immer, aber — wer seine Vorstände verklagt, Herr Collega, bestraft sich selbst. Ob Recht oder Unrecht, der Schaden bleibt jederzeit dem Untergebenen. Wie dann, wenn ein hohes Ministerium eine solche Beschwerde zur näheren Untersuchung herabreicht, was ohne Zweifel geschehen wird? Ganz wohl, es wird inquirirt, ich bekomme vielleicht sogar Recht, aber Herr Landrichter Rebelthau gibt mir den Laufpaß und dagegen beschützt mich keine Macht der Erde."

„Die Sache läßt sich von zwei Seiten nehmen," bemerkte Rohn kühl. „Ich mag das drohende Renommiren und Beschweren auch nicht, ohne deßhalb mein Recht fallen zu lassen. Ich habe mich in einer erneuten, submissesten Eingabe direkt an ein hohes Ministerium gewendet."

Die Schreiber standen frappirt und sahen einige Sekunden mit wahrer Ehrfurcht zu dem Manne auf, der so furchtlos sein Ziel verfolgte. Im Herzen stimmten Alle bei, und der Registrator, den dieser kühne Schritt wegen der zukünftigen Vakaturen nicht wenig alterirte, wandte sich ärgerlich ab. Rohn kam nicht dazu, den Gegenstand seiner Petitionen näher zu erörtern. Ein Laufbursche entbot ihn zum Herrn Gerichtsvorstand.

Der Skribent erschrack über die feierliche, ernste Haltung und den strengen, gemessenen Blick, womit ihn Herr Landrichter Rebelthau stehend, die linke auf den Schreibtisch gestützt, in der Rechten ein erbrochenes Packet Papiere, empfing und längere Zeit schweigend musterte, bevor er die kurze Anfrage stellte: „Sie haben um die vakante Gerichtsdienerstelle eingegeben?"

Der Untergebene bejahte.

„Darauf hat ein hohes Ministerium verbeschieden, daß direkte Eingaben, mit Umgehung der vorgesetzten Behörden, durchaus unstatthaft sind, daß Gerichtsdiener-, Eisenmeister- und Botenstellen den älteren in diesen Sparten verwendeten Gehülfen und gedienten Militärs vom Feldwebel ab reservirt werden, und daß das niedere Amts- und Kanzleipersonal nur im Kanzleifache seine Weiterbeförderung zu suchen hat."

Landrichter Rebelthau pausirte längere Zeit, um gleichsam schon durch den Vortrag diese amtlichen Aussprüche von seiner Privatansicht zu scheiden. „Ich weiß nicht", fuhr er endlich mit erhöhter Stimme fort, „ob man mehr die Kühnheit gewisser Individuen oder die herablassende Güte eines hohen Ministeriums bewundern muß, welches auf solche unerhörte Insinuationen anstatt strenger Verweise noch aufklärende Resolutionen ertheilt. Doch das ist Sache der Regierung und man wird am Ende schon finden, wohin diese übel angewandte Benevolenz und Popularität führt. Ein zweiter Punkt aber kommt hiebei noch in Betracht, der zunächst mich berührt. Sie haben nämlich in Ihrer Eingabe meine Qualifikation kritisirt, sich über meine Noten beschwert."

„Nicht beschwert, Herr Landrichter", vertheidigte sich Rohn, dem die ganze Wucht dieser Worte sogleich auf die Seele fiel, „nicht beschwert, sondern . . ."

„Sie haben sich beschwert", unterbrach ihn Rebelthau heftig aufbrausend mit starker, scharf markirter Stimme, die Papiere in seiner Rechten als corpus delicti schwingend, — „gegen mich beschwert, weil ich hier zur Ver — ant — zur Erklärung aufgefordert werde."

Das Wort Verantwortung brachte der stolze Mann nicht über seine Lippen. Es trieb ihm dunkle Zornesgluth ins Antlitz und machte seine Stimme beben.

„Herr Landrichter, ich bitte Sie . . ."

Ein finsterer Blick, eine entschieden abwehrende Handbewegung ließen den Untergebenen verstummen, und Rebelthau fuhr in sich steigernder Aufgeregtheit fort: „Dieser Fall kommt mir heute in meiner langjährigen Amtspraxis zum Erstenmal vor und ich schäme mich, daß er überhaupt an meinem Gerichte vorkommen konnte. Man sieht es ungern, wenn Beamte gegen ihre Vorgesetzten Beschwerde führen, — daß aber ein Schreiber, ich sage ein Tagschreiber, seinen Vorstand und Brodgeber bei dem Ministerium verklagt, daß ist in den Annalen unserer Gerichte unerhört."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Dr. Döllingers Trauerrede.

(Fortsetzung.)

Mit beharrlicher Vorliebe, meinte der Redner, hatte König Ludwig die bildende Kunst in seinem Lande gehoben und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gefördert. König Maximilian war weit entfernt, den Werth der bildenden Künste, ihren Einfluß auf das Volk zu unterschätzen, oder die Pflege derselben zu vernachlässigen. Ein redender Beweis davon ist neben vielem Andern das köstliche Geschenk, welches er seinem Volke und seiner Hauptstadt mit dem bayerischen National-Museum gemacht hat. Es war ein preiswürdiger Gedanke, eine solche in ihrer Art einzige kulturhistorische Gallerie Bayerns zu begründen, Alles, was unsere Vorfahren in früheren Jahrhunderten künstlerisch geleistet, die Werke, in denen sie ihre Ideen verkörperbildet, ihren Gefühlen plastischen Ausdruck gegeben haben, diesen Spiegel ihrer Sitten, ihres Glaubens der Nation vor Augen zu stellen, und zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Aber die Hebung der Wissenschaft lag doch unserem Könige mehr am Herzen. Er traute ihr größere Kraft, mächtigeren, tiefer eingreifenden Einfluß auf den Gesammtzustand der Nation zu. Wer ihm nahe stand, weiß, daß er in keinem andern Gebiete so aus innerster Herzensneigung, so ganz nach eigenem Ermessen erwogen, gewählt und beschlossen hat, als hier. In freigebiger Unterstützung oder Hervorrufung wissenschaftlicher Unternehmungen hat er wohl, wenn man den Maßstab der ihm und der Andern zur Verfügung stehenden Mittel anlegt, alle Fürsten seiner Zeit, vielleicht auch die berühmtesten der Vorzeit übertroffen. Die Geschichte war die Wissenschaft, der unser König vorzugsweise seine Gunst und Liebe zugewandt hatte. Denn daß sie, recht gelesen und verstanden, die beste Lehrmeisterin der Könige wie der Völker sei, war ihm nicht entgangen. Was er insbesondere für den Anbau der deutschen Geschichte mit fürstlicher Freigebigkeit gethan, das allein schon müßte seinen Namen dem dankbaren Andenken der ganzen Nation bis auf späte Jahrhunderte überliefern. Hier wie in seiner politischen Haltung zeigte er, daß jene deutsche Gesinnung, jene freudige, der vergangenen Größe unserer Nation gezollte Huldigung, jener warme und lebendige Eifer für das Ansehen, für die Ehre und das Gedeihen des ganzen Deutschlands, jene gerechte Würdigung der Vorzüge unseres Volkscharakters, kurz jenes patriotische Gefühl, welches König Ludwig ihm als Erbtheil überliefert hatte, auch in seiner Seele tief gewurzelt sei. Und mit der gleichen verständigen, liebevollen Fürsorge hatte er auch die Geschichte und die spezielste Kunde Bayerns in seine pflegende Obhut genommen. Daß die ächte Wissenschaft, die der Natur oder die der Geschichte, in einen unauflöslichen Widerstreit gerathen würde mit der Religion, daß die letztere dadurch ernstlich beschädigt und untergraben werden würde, das hielt der König nicht für möglich, und eine derartige Besorgniß ließ er nicht aufkommen. Für ihn gab es keinen absoluten Widerspruch zwischen Glauben und Wissen, zwischen Wissenschaft und Religion, zwischen den Offenbarungen, welche die Natur und denen, welche die heilige Schrift und die Kirche darbieten. Er glaubte, daß Gott sich sowohl in der Natur bezeuge, als in der Geschichte der Menschheit, wenn auch das umwölkte Auge des Forschenden ihn zu sehen und anzuerkennen sich oft weigere. Die Richtung auf einen trost- und ideenlosen Materialismus, welche in der Naturforschung des Tages sich vielfach geltend macht, hielt er für eine allerdings sehr schädliche, jedoch vorübergehende Verirrung, welche sicher noch durch die Wissenschaft selbst wieder werde überwunden werden. Aber er meinte, und er hat es ausgesprochen: die religiöse Auffassung und Erkenntniß der Natur und der Menschengeschichte werde zuletzt doch siegreich bleiben, und aus allen Verirrungen der Menschen, aus allen Prüfungen der Forschung endlich doch geläutert hervorgehen und die Herrschaft behaupten. Wenn der König ausgezeichnete Gelehrte nach Bayern zog, wenn er besonders die Lehrstühle der hiesigen Universität mit hervorragenden, aus dem Auslande gerufenen Männern besetzte, so hat dieß zwar damals in weiten Kreisen Mißstimmung erregt, und war wohl die einzige unter seinen Maßregeln, über welche während einiger Zeit die Meinungen im Volke sehr getheilt waren. Man wähnte, bei so zahlreichen Berufungen und bei der geringen Zahl der zu besetzenden Stellen müsse nothwendig jede Aussicht für jüngere einheimische Gelehrte schwinden. Man fürchtete auch in einzelnen Fällen nachtheilige politische Einwirkungen. Aber welcher Unbefangene könnte verkennen, daß auch in dieser so wichtigen Angelegenheit die Absicht des Monarchen rein und gut war. Er wollte der nachwachsenden Generation eine Schule eröffnen, welche dann später aus den eigenen einheimischen Kräften sich erhalten und ergänzen könnte. Er wollte zugleich jene geistigen Kräfte wecken und beleben, an welchem der bayerische Volksstamm keineswegs arm ist, welche aber freilich nur allzu oft schlummern oder unentfaltet und ungebraucht allmählich verkümmern. Zudem hat die heilende Zeit jetzt schon viel zur Lösung der anfänglichen Spannung beigetragen. Niemand mag mehr läugnen, daß Bayern durch jene Berufungen auch sehr willkommene Erwerbungen gemacht habe, und früheres Mißtrauen ist vielfach den Gefühlen wechselseitiger Achtung und aufrichtigen Vertrauens gewichen.

Geschichtskalender. 8. März 1759. Kurfürst Maximilian Joseph III. gibt die Stiftungsurkunde der Akademie der Wissenschaften in München.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 76 Dienstag, 29. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Barbara's Aufenthalt in London währte kaum drei Wochen, denn sie konnte, triftiger Gründe halber, nun unmöglich länger vom Hause entfernt bleiben.

Carlyle jedoch blieb in der Hauptstadt bis gegen den Schluß der Session, obwohl er von Zeit zu Zeit auf einen kurzen Besuch nach Ost-Lynne kam. Im Monate Juli kehrte er gänzlich nach Hause zurück, wo er ein kleines, allerliebstes Töchterchen mehr vorfand, das so hübsch und herzig war, als Bärbchen einst selber mit sechs Wochen gewesen sein mochte.

Aber William's Kräfte schwanden täglich mehr dahin. Die Londoner Aerzte hatten nur Dr. Martin's Ausspruch bestätigen können; es war augenscheinlich, daß das arme Kind seinem Ende immer näher rückte.

Ein anderes Wesen, das zu Ost-Lynne weinte, litt und büßte, siechte gleichfalls dahin; es war die unglückselige Lady Isabella.

Sie brach zusammen unter der Last des Kreuzes; es war zu schwer gewesen! Hätte sie mit mehr Sanftmuth und Ergebung getragen, was sie sich selber auferlegt hatte, es wäre wohl anders gekommen und ihr Körper wäre der erdrückenden Wucht ihrer Schmerzen nicht erlegen. Aber sie kämpfte dagegen an, sie empörte sich dawider; so vielen Qualen widerstand ihr zarter Körper nicht.

Als Herr und Frau Carlyle nach London abgereist waren und die täglichen, ja stündlichen Aufregungen, welche ihre falsche Stellung in Ost-Lynne mit sich brachten, sich besänftigten, trat die Reaktion in ihrer ganzen Stärke ein. Die unausgesetzte Spannung ihrer Gefühle, ihres Geistes, ihrer Nerven, ließ nach; aber an die Stelle derselben war die gefährliche Apathie der Verzweiflung getreten. Jene fortwährende Aufregung hatte sie nicht sinken lassen, ihr scheinbar die Kraft geliehen, fest zu stehen; nun aber, wo sie vorüber war, verließ sie auch jene trügerische Stütze und sie verfiel mit erschreckender Schnelligkeit dem Uebel, das ihrer Mutter frühen Tod gebracht hatte. Niemand bemerkte, wie sie nach und nach dahin siechte, keine ausgesprochene Krankheit bekundete ihr Leiden oder das nahende Ende. Sie erfüllte unausgesetzt ihre Pflichten als Erzieherin der heranwachsenden Lucy, obwohl sie manche Stunde dem kranken William widmete, die sie ihrem Zöglinge abbrach. Fühlte sie ihren Zustand? Erkannte sie ihn? Zum Theil und hätte Jemand gefragt, an welchem Uebel sie leide, die Antwort hätte lauten müssen:

„An einem gebrochenen Herzen."

Die Juli-Sonne brannte. Es war einer der heißesten Tage des Monats. Mamsell Asy Halljohn kam die Straße herab geschritten, stolzer und eitler, als je. Asy glänzte in hübscherem Gefieder und stolzirte selbstbewußter denn je, einher.

Sie war aus dem Verhör eben nicht so ganz lilienweiß für die Anschauungsweise der Bewohner von West-Lynne hervorgegangen. Abgesehen von der pikanten Episode ihres Aufenthaltes in London, war Miß Asy Halljohn, wenn auch nicht direkt eines falschen Zeugnisses, aber doch irgend so etwas Aehnlichem, überwiesen worden. Es ist allerdings war, daß sie, als die Todtenschau nach dem Morde vorgenommen wurde, nicht beeidigt wurde, und Richard war darüber im Irrthume, wenn er geglaubt, daß sie ihre damalige Aussage beschworen.

Sie hatte versichert, daß an jenem Abend außer Richard Hare Niemand im Häuschen anwesend gewesen sei, denn sie wollte Thorn's Namen nicht erwähnen. Nicht, daß sie auch nur den leisesten Verdacht gehabt hätte, daß er bei der ganzen Geschichte betheiligt sein könnte; wir müssen ihr hierin gerecht werden und wiederholt erwähnen, daß sie Richard Hare für den Thäter hielt. In diesem Punkte sprach Asy nur ihrer Ueberzeugung gemäß. Als sie aber vom Gericht eidlich befragt wurde, ward sie gezwungen, einzugestehen, daß sie in einigen Punkten und Nebenumständen eine falsche Aussage abgelegt hatte.

Alles dieß kam unter die Leute und Asy stand in der öffentlichen Meinung von West Lynne in eben so ungünstigem Lichte als je zuvor.

Sie stand in Person mit energischer Gegenwehr für ihre angegriffene Ehre ein; wenn man ihren glänzenden Vertheidigungsreden zuhörte, glaubte man eine verfolgte

Digitized by Google

Unschuld, eine makelreine Märtyrerin vor sich zu haben. Sie fand auch Leute, die ihr Glauben schenkten und sich ihrer annahmen.

Mrs. Latimer indessen gehörte nicht zu diesen Letzteren; ihr Glaube war erschüttert; sie entließ das Opfer der Verhältnisse mit der mildernden Vergünstigung, ihr einen Monat Aufsagefrist zu gewähren, und dem Akte dienstherrschaftlicher Gerechtigkeit die Spitze abbrach und ihm den entehrenden Schein einer plötzlichen Ungnade raubte. Unter ihre wärmsten Vertheidiger und Verfechter zählte Miß Hallijohn den ehrenwerthen Mr. Joe Jiffin. Wenn er auch Anfangs etwas gestutzt und gezweifelt hatte, als er die Mähre, die sich das Volk erzählte, vernommen, so hörte er doch auch ihre Vertheidigung an, und Asy mischte die Farben ihrer Erzählung mit so vielem Talent und Geschick, daß er, der ehrliche Mr. Joe Jiffin, überzeugt, ergriffen, hingerissen, sich selber, seine Hand und seinen Käseladen zu Miß Asy's Füßen legte. Und wäre aus dem Chor der seligen Geister und himmlischen Heerschaaren der Seligste der Seligen herab zur Erde gekommen, um gegen Asy zu zeugen, Mr. Jiffin hätte von dem Augenblicke an demselben nur ein taubes Ohr geliehen.

Wer war stolzer als Asy? Wer konnte mehr über dieses Volk von West-Lynne triumphiren als sie? Sie logirte sich bei respektablen Leuten ein und begann ihre Vorbereitungen zu der bevorstehenden Vermählung zu treffen, die natürlich in einer Auswahl von unwiderstehlichen Hüten und Anzügen bestanden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn fühlte und sah im Voraus, mit welchem Urtheil diese in heftiger Erregung ausgestoßenen Worte schließen würden. Er raffte sich aus seinem starren Entsetzen auf, um wo möglich den verderbenbringenden Schlag abzuwenden, und rief, einen Schritt vortretend, die Hand auf dem Herzen: „Herr Landrichter, um der Gerechtigkeit willen beschwöre ich Sie, mich anzuhören. Ich bitte Sie . . ."

„Mich vorerst ausreden lassen," nahm der Gerichtsvorstand mit kaltem Hohne den Satz auf, seine gewohnte, ruhige und hohe Redeweise wieder gewinnend. „Ich will nicht von einer Klage sprechen, die ein gewisser Advokat, Namens Cervelli, bei diesseitigem Gerichte gegen Sie anhängig gemacht hat, ich will nicht von Undank sprechen, der dem Chef Beförderung und jahrelange Gratifikationen mit niedrigen Denunziationen vergilt, sondern ich betone nur das freche Ueberspringen jeder Rücksicht, aller herkömmlichen und gesetzlichen Schranken, die frivole Mißachtung und Verläumdung des Amtsvorstandes, die an diesem Gerichte wenigstens und unter meiner Direktion nicht zum Zweitenmal vorkommen soll. Sie sind von dieser Stunde an aus dem Kanzleiverbande dieses Gerichtes entlassen. Ihr Honorar wird Ihnen ohne Abzug zugestellt werden. Sie sind unwürdig, ferner in den Räumen dieses Hauses zu arbeiten und ich rathe Ihnen, solche nur auf eine gerichtliche Vorladung hin wieder zu betreten, damit Sie sich nicht der Schande aussetzen, von Ihrem Konkurrenten, dem neuen Gerichtsdiener, ausgewiesen zu werden."

Rohn erhob sprachlos beide Hände. Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, seine Pulse schienen zu stocken, es preßte ihm die Brust zusammen wie mit eisernen Klammern, er öffnete den Mund zum Sprechen, aber keine Silbe trat über die bleichen Lippen.

„Kein unnützes Wort!" schloß Landrichter Nebelthau, der dieß beobachtete, mit eiserner Strenge und zeigte gebieterisch nach der Thüre. „Sie sind und bleiben entlassen. Adieu!"

Der Gerichtsvorstand wandte sich kurz ab, ging mit starken, dröhnenden Schritten nach dem Nebenzimmer, wo seine Handregistratur aufgestellt war, und schlug die Thüre hinter sich zu.

Rohn stand wie vernichtet. Die Wände tanzten vor seinen Augen, der Boden wankte unter seinen Füßen. Er wußte nicht, wie ihm geschehen, und nicht, wie er von dieser Schreckensstätte kam. Er sah den Gerichtsdiener nicht, der in nagelneuer Uniform, der Befehle des Herrn Amtsvorstandes harrend, im Gange stand und den Schreiber mit triumphirenden Blicken musterte, er sah die gespannten, neugierig forschenden Mienen seiner Kollegen nicht, als er mechanisch seine Schreibereien zusammenrichtete, den Hut ergriff und unsicheren Trittes, mit einem halblauten „Adieu!" Kanzlei und Gerichtshaus verließ.

Der unglückliche Mann erwachte erst aus seiner dumpfen Betäubung, als er sein Stübchen, die letzte Zufluchtsstätte, erreichte und sein Auge auf das Cello fiel, welches geöffnet am Fenster lehnte. Die vier Saiten waren mit einem scharfen Instrumente durchschnitten und hingen wirr und lose um den Kasten. Es fuhr bei diesem Anblicke wie ein schriller, schneidender Mißton, wie ein scharfer, spaltender Riß durch seine Seele. Er fühlte sich abgetrennt vom Leben, ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft. Dort die gebietende Macht, welche mit einem Worte seine Lebensstellung vernichtet hat, hier die rauhe, gefühllose Hand, welche er nur zu gut kannte, die den letzten, harmonischen Klang, der ihm Ruhe in die Seele goß, der für ihn die einzige Freude des Lebens umschloß, für immer verstummen ließ. Es packte ihn ein gewaltiger, dämonischer Ingrimm, seine Brust hob und senkte sich stöhnend, seine Pulsadern schlugen zum Zerspringen, seine Fäuste ballten sich krampfhaft, seine Augen leuchteten unheimlich, als er wie ein gescheuchtes Reh aus seinem Stübchen floh, dessen Wände sich verstand auf

Digitized by Google

ihn zu stürzen schienen, und hinaus stürmte ohne Ziel und Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Dr. Döllingers Trauerrede.

(Fortsetzung.)

Auch die kirchliche Wissenschaft sollte in dem befruchtenden Regen, der vom Throne herab auf die Gefilde des menschlichen Forschens und literärischen Gestaltens fiel, nicht leer ausgehen. Noch kurz vor seinem Tode hatte der König eine jährliche Summe aus seiner Kasse bestimmt, aus welcher jüngere, den höheren theologischen Studien an der Münchener Universität sich widmende Männer des geistlichen Standes unterstützt werden sollten.

Zu den großartigen Entwürfen, mit denen er sich besonders in den letzten Jahren seines Lebens trug, gehörte auch die Errichtung eines Kollegiums für Priester, welche, etwa nach Art der französischen Oratorianer, in freier, den Wiederaustritt gestattender Verbindung gemeinschaftlich unter einem Obern lebend, sich vorzugsweise mit der Pflege der Theologie und überhaupt der irgendwie mit der Religion in Beziehung stehenden Wissenschaften beschäftigen würden. Auch den Plan zu einer neuzuerbauenden Kirche, welche er dieser gelehrten geistlichen Brüderschaft zu übergeben gedachte, hatte er bereits gefaßt.

Wir sehen: auch das Wohl und Gedeihen der Kirche lag dem Könige am Herzen. Er selbst hatte den einfachen, demüthigen Glauben an Jesus Christus, den Weltheiland, sich bewahrt. In diesem Glauben lebte er; in ihm starb er einen schönen, gottergebenen Tod. Die Frage: wie stehst du zu Gott? hatte auch er sich vorgelegt, und wenn er, was jährlich zweimal geschah, seine Beichte ablegte und die heilige Kommunion empfing, dann war ihm die Vorbereitung dazu und die Erforschung seines Gewissens eine ernste und heilige Angelegenheit, die er mit aller Sorgfalt vornahm. Er wußte wohl, was es heiße, das Gewissen eines Königes erforschen. Er hatte es nicht verkannt, daß die Erhabenheit seiner Stellung seine Verantwortlichkeit vor Gott verschärfe, seine Pflichten vervielfältige und erschwere. Von seinen Entschlüssen, das wußte er, hing oft das Wohl und Wehe von Millionen ab; ein einziger, von ihm begangener Fehlgriff konnte eine unabsehbare lange Kette von unheilbringenden Folgen nach sich ziehen. Und er, der ohne alle Ueberhebung sich für das hielt, was er war, für einen gebrechlichen, der Möglichkeit des Irrens nicht entrückten Menschen, wo sollte er Beruhigung, wo freudige Festigkeit finden, als in dem sehnsüchtigen, vertrauensvollen Aufblicke zu Dem, der, um mit der heiligen Schrift zu reden, die Herzen der Könige in seiner Hand hält, und sie lenkt wie Wasserbäche. Nie duldete er daher, daß ein irreligiöses Wort in seiner Gegenwart gesprochen wurde. Selbst auf Jagdpartien im tiefen Gebirge trug er Sorge, daß ihm und seinem Gefolge der sonntägliche Gottesdienst nicht verloren ging. Die Auswahl der rechten Männer für die bischöfliche Würde gehörte in seinen Augen, wie er selbst äußerte, zu den schwierigsten Pflichten seines hohen Amtes.

Der Wiederschein dieser religiösen Gesinnung hat sich denn auch in dem Privatleben des Königs unverkennbar gezeigt. Wenn wir bedenken, wie schwer zu Zeiten andere Nationen durch die Aergernisse eines entsittlichten Hofes gelitten haben, dann fühlen wir uns zu erneutem Danke gegen Gott aufgefordert, daß er uns einen König geschenkt hat, dessen Familienleben ein reiner Spiegel stiller und häuslicher Tugenden gewesen ist. Der Hof war unter ihm eine geweihte Stätte geworden, in welcher eheliche Treue und ungetrübter Friede wohnte, und welcher das Laster mit seinem Pesthauche und seinem Modergeruche sich nicht nahen durfte.

So wird denn das Bild dieses Fürsten nicht nur uns, die wir unter ihm uns zufrieden und glücklich fühlten, sondern Allen, die ihm nahe gekommen, mit unauslöschlichen Zügen eingegraben bleiben. Sein fürstlicher Anstand, seine anmuthige Leutseligkeit, seine theilnehmende Güte, die freundlichen, aufmunternden Worte, die so oft und so wohlklingend von seinen Lippen flossen, sein reges, allem Wissenswürdigen zugewendetes Interesse, das Alles ist noch frisch und lebendig in unserer Erinnerung. Und was würde er erst geleistet haben, wenn ihm festere Gesundheit beschieden gewesen wäre, wenn nicht ein hartnäckiges Kopfleiden ihm die besten Tagesstunden geraubt, jede anhaltende Geistesanstrengung ihm unmöglich gemacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein glückliches Land.

Nennt das Land, wo Fürstenmilde
Liebe in das Volk gestreut
Und es glücklich unterm Schilde:
Friede und Gerechtigkeit.

Wo der Edle, wie der Bauer
Steh'n vor dem Gesetze gleich, —
Und das Volk als eine Mauer
Schützt den Herrscher und sein Reich.

Wo mit ihren sieben Weihen
Gerne weilt die edle Kunst,
Ihre Keime wohl gedeihen
Angestrahlt von Fürstengunst.

Digitized by Google

Wo nach ächter Christenweise
Wohlthun in die Hütten dringt,
Und der Landmann selbst im Schweiße
Hinter seinem Pfluge singt.

Wo das Feld mit reichen Garben
Hundertfach die Saat belohnt, —
Aber wo die Trägen darben,
Die das Mühen nicht gewohnt.

Bayern war's — nach Innen Güte
Doch nach Außen Kraft und Muth, —
Bayern war's, — als Max regierte,
Der in Frieden selig ruht.

Würzburg den 18. März 1864.

Friedrich Friedreich.

Kunst und Literatur.

Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper, unter dem Einflusse der menschlichen Hand (Daktylomantie.) Von Carus Sterne. Mit 23 Illustrationen. Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Wir wünschen diesem Buche von Herzen eine siegreiche Wirkung, weil es den edelsten Zweck, den der Aufklärung, verfolgt. Der Titel selbst verleitet zwar zu dem Glauben, man habe es hier mit einem Anhänger der Wahrsagekunst zu thun, welcher seine „Wissenschaft" zu Markte bringt. Das wäre jedoch eine voreilige Annahme. Es ist vielmehr ein ruhig prüfender Gegner des gerade in unserer Zeit blühenden Humbug, welcher mit verständiger Einsicht Wahres vom Falschen, Irrthum von Wahrheit sondert. „Jeder Irrthum", sagt der Verfasser, „ist eine Staffel zur Wahrheit und die Kenntniß der mannigfachen Irrthümer der Zeiten ein treffliches Mittel zur Heranbildung und Läuterung des menschlichen Geistes. Freilich kommt hier Alles auf eine sachgemäße Entwicklung und Darstellung dieser Irrwege des Verstandes an, und wer ohne Ariadnefaden sich hineinbegibt in das Labyrinth des Aberglaubens, verirrt sich leicht selbst in dem Gewirr der dunklen Gänge". Dies vorzügliche Buch bringt nun Mittheilungen über die verschiedenen Zweige der Wahrsagekunst, unter denen wir „das magische Pendel" — die „Wünschelruthe" — das Metallfühlen" — und „das Tischrücken" hervorheben. Von besonderem Interesse ist das Kapitel von der „Kunst des Wasserspürens". Bekanntlich hat ein Franzose, der Abbe Richard, auf seinen Reisen in dieser Kunst neuerdings ganz außerordentliche Erfolge erzielt. Der Verfasser gibt nun eine Erläuterung des Richard'schen Systems, aus welcher sich Jeder über diese so viel angestaunte Kunst genügend orientiren kann.

Wir theilen mit dem verdienstvollen Verfasser die Hoffnung, daß seine Schrift das Ihre dazu beitragen möge, allen Vorurtheilen für künftig den Boden zu unterhöhlen.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Theatervorstellung seltener Art] fand kürzlich im Admiralsgarten zu Berlin statt. Es wurden nämlich zwei Stücke: 1) Harlequin als Marmorstatue, und 2) Pierrot, wie er lacht und weint, aufgeführt. Das Seltsame dabei ist, daß sämmtliche Schauspieler, die in diesen Stücken mitwirkten, taubstumm waren. Man konnte wirklich hier im wahren Sinne des Wortes Mimik in den feinsten Nuancen sehen und lernen. Für die meisten Schauspieler wäre dieß gewiß ein großer Genuß gewesen. Arrangirt ist dieses Theater von dem Vorstand des Taubstummenvereins, Geh. expedirenden Sekretär im Finanzministerium, Fürstenberg (auch taubstumm), der mit unermüdlichem Fleiß für das Wohl der Taubstummen sorgt. Der Zweck ist: ein Kapital zu sammeln, um ein kleines Krankenhaus, Asyl für alte Taubstumme beiderlei Geschlechts, so wie mit einer kleinen Kapelle verbunden, zu errichten. Alles fehlt bis jetzt. Der Verein hat nach jahrelangem Sparen circa 1500 Thlr. zusammen. Nach der Vorstellung wurde getanzt. Es war eine Freude, so viele Unglückliche (circa 200) sich so vergnügt bewegen zu sehen.

[Kleine Neuigkeiten aus Paris.] Die Nachricht, daß die Herzogin von Berry, die Mutter des Grafen von Cambord, durch die mißlungenen Spekulationen ihres Gemahls ihr ganzes Vermögen verloren habe, hat in den legitimistischen Kreisen Frankreichs große Aufregung verursacht. Es wurde im Faubourg St. Germain eine Subskription eröffnet, welche in wenigen Tagen drei Millionen Francs eingetragen hat. Der Herzog von Luynes hat allein eine halbe Million subskribirt, indem er sagte, er verdanke sein ganzes Vermögen dem Könige von Frankreich, und sehe es als seine Pflicht an, wenigstens zum Theile seine Schuld abzutragen. Der Graf von Chambord hat die angebotenen Summen angenommen, jedoch nur unter dem Titel eines Darlehens. Er hat seiner Mutter eine Jahrespension von 100,000 Francs ausgeworfen.

Geschichtskalender. 29. März 1857. Anlegung einer Türkensteuer wird auf dem Landtage zu Torgau beschlossen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 77 Mittwoch 30. März 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Die Wohnung, die Asy bezogen hatte, war sehr hübsch und in direkter Sichtweite von Miß Carlyle's Fenstern. Asy spielte die Dame des Hauses. Hier durfte Mr. Jiffin zuweilen des Abends seiner reizenden Verlobten einen Besuch abstatten, den sie nur in Gegenwart irgend einer „Freundin" empfing, die das Dekorum vertreten sollte. Wahrhaftig man hätte glauben können, sie komme schnurstraks aus einem Nonnenkloster so zart und voll dezenter Rücksichten war Mamsell Hallijohn.

„Die Elenden!" rief Mr. Joe Jiffin voll edlen Unwillens aus, und er meinte damit alle Bewohner des Städtchens West-Lynne, „die boshaften Lästerzungen! sie ist so rein und unbescholten wie ein Engel."

Asy schritt also, wie wir gesagt, in der heißen Julisonne die Straße hinab. Sie warf einen zufriedenen Blick auf Jiffin's Haus, denn es war sowohl von innen als von außen bedeutend verschönert worden, um sie würdig zu empfangen. Neues Gepäcke und neues Mobiliar kamen mit jedem Bahnzuge an.

Sie winkte dem entzückten Bräutigam, der sie von seinem Laden aus gesehen hatte und nun herausstürzte.

„Das geht Alles so flink von Statten, Miß Asy, Alles wird noch diese Woche fertig. Die Tapeten im Salon sind aufgezogen und nehmen sich prächtig aus. Die Goldleisten machen sich herrlich. Wollten Sie nicht einen Augenblick heraufkommen, Alles anzusehen?"

„O! mein Werthester!" entgegnete Asy entrüstet. „Mit Ihnen hinaufgehen, Mr. Jiffin! Ist West-Lynne nicht schon barbarisch genug mit mir verfahren? Sie verstehen derlei Dinge gar nicht."

„Ich fürchte, es ist so," entgegnete der arme, kleine Mann kläglich. „Vergeben Sie mir, Miß Asy, ich wollte Sie nicht verletzen ..."

„Ich wünsche sehr," bemerkte Asy mit großem Aufwande von stolzen Mienen und Geberden, „daß Sie endlich diese entsetzlichen weißen Schürzen entfernen."

Mr. Jiffin hustete in peinlichster Verlegenheit. Das war ein gar schwieriger Punkt.

„Ich thue ja ohnedieß Alles, was Sie von mir begehren, Miß Asy! Sie wissen, ich möchte Ihnen ja auch hierin willfahren ... aber ich würde alles Fett ... auf meine Beinkleider ..."

Asy stieß einen Schrei jugendlichen Schreckens aus und wendete ihre sittsamen Wangen nach einer andern Seite hin.

„Meiner Westen gar nicht zu gedenken," fuhr der Butterhändler in größter Verwirrung fort. „Da ist das Schinkenausschneiden und die Arbeit mit den Butterstonnen und der Schmutz von den Käsefaiben und die Brühen von dem Pöckelfleisch, das Alles ist lauter Fett, Miß Asy. Dazu bricht dann und wann ein Ei entzwei, das geht nun einmal nicht anders! Ich versichere Sie, Miß Asy, wenn ich die Schürzen nicht trügen, müßt ich jede Woche ein paar neue Beinkleider haben, und dann erst würde ich noch lange nicht so anständig und sauber aussehen ..."

Asy stöhnte aus tiefster Seele. Ob des verletzten Zartgefühls, des Gesprächsstoffes, oder der angedeuteten Sünden gegen Anstand und Sauberkeit wegen, vermochte Jiffin nicht zu unterscheiden.

„Sie gehen doch morgen mit dem Frühzuge nach Lynneburg, Miß Asy?" fragte er, um auf ein anderes Thema zu kommen.

„Natürlich! Alle Welt geht hin. Die Gerichtsverhandlung beginnt um neun Uhr und da muß man früher am Platze sein. Haben Sie auch schon das Gerücht gehört, das über Richard Hare verbreitet wird?"

„Nein, welches Gerücht?"

„Ganz West-Lynne ist voll davon. Man sagt, er soll auch abgeurtheilt werden."

„Hat man ihn denn aufgefunden?" rief Jiffin ganz erstaunt.

„Ich weiß nichts Genaueres darüber. Man hatte ihn todt gesagt, wie Sie wissen. Wer von den Zweien der Schuldige ist, er oder Levison, ist wohl einerlei," setzte sie stolz, den Kopf zurückwerfend, hinzu. „Meiner Meinung nach sind sie von jeher nichts als ein paar Taugenichtse gewesen, die ich mit keiner Feuerzange hätte anrühren mögen!"

Mit ihrer Krinoline das Pflaster segnend, segelte Asy weiter.

Wenn sie mit dieser ungeheuren Krinoline morgen in den Gerichtssaal, der gedrängt voll Menschen sein

Digitized by Google

wird, zu kommen gedenkt, kann es unmöglich ohne Unannehmlichkeiten für Miß Afy ablaufen.

Nach einigen Schritten begegnete sie Mr. Carlyle.

„Ei Afy? Sie werden also wirklich endlich heirathen?"

„Jiffin hat sich's in den Kopf gesetzt, Sir. Ich weiß es noch nicht ganz bestimmt, was ich thun werde. Der Jiffin bildet sich nun einmal ein, daß es kein Mädchen gibt, die mit mir zu vergleichen wäre. Ich könnte von ihm haben, was ich nur will, und wäre es Gold und Silber statt Speise und Trank, er ist so bis über die Ohren in mich verliebt. Aber denken Sie nur, einen Mann zu haben, der eine weiße Schürze vorgebunden hat . . ."

„Entsetzlich!" entgegnete Mr. Carlyle ganz ernsthaft.

„Indessen ist die Versorgung ganz annehmbar," sagte Afy umspringend. „Er hat ein ganz elegant eingerichtetes Haus, und ich werde mir zwei Dienstboten halten, und selber Nichts thun, als Toilette machen und Bücher aus der Leihbibliothek lesen. Er verdient eine Menge Geld!"

„Eine ganz annehmbare Versorgung das, in der That" entgegnete Carlyle. „Aber Afy, nehmen Sie sich in Acht, daß Sie ihm nicht all' sein Geld durchbringen."

Afy's Blick senkte sich unwillkürlich vor dem seinigen, obgleich er sie heiter lächelnd ansah.

„Das werde ich auch nicht," nickte Afy bedeutungsvoll. „Aber Sir," fragte sie etwas rasch abbrechend, „was geht denn eigentlich mit der Justine vor?"

„Ich weiß es selber nicht," antwortete Carlyle ernst geworden. „Es muß jedoch irgend was mit ihr vorgehen, denn sie ist völlig verändert."

„Habe ich doch in meinem Leben keine solch' auffallende Veränderung gesehen, wie an ihr! Ich habe ihr auch gestern gesagt, sie sehe gerade so aus, wie Jemand, der ein schreckliches Geheimniß auf dem Herzen hat."

„Es ist wirklich eher etwas dergleichen, als irgend etwas Anderes der Fall."

„Sie ist jedoch verschlossen, wie ein Buch mit sieben Siegeln," fuhr Afy fort, „aus der bringt man nichts heraus, wenn sie nicht reden will. Sie hat mich abgetrumpft und gemeint, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten bekümmern, und mir keine abgeschmackten Ideen in den Kopf setzen. Wie befindet sich Mrs. Carlyle und das Kleine, Sir?"

„O, Alles wohl und munter, guten Tag, Afy."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Dr. Döllingers Trauerrede.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wer von denen, die jemals mit unserm Könige in geschäftlichen Dingen verhandelten, hätte nicht den Eindruck von ihm empfangen, daß nicht nur ein sehr gewissenhafter, sondern auch ein wahrhaft bescheidener Fürst ihm gegenüber stehe. Das stolze Gefühl der Herrschergewalt pflegt den Mächtigen der Erde gar oft zuzuflüstern, daß sie des Rathes nicht bedürfen. Der Wunsch, das Gelüste wird bei ihnen alsbald zum Willen und Vorsatz, und das Gewollte gilt ihnen sofort ohne Bedenken für vernünftig und gerecht. Nicht so unser König. Daß er gerne um Rath fragte, daß er, wenn ihm verschiedene Ansichten vorlagen, oft lange und sorgfältig abwog, wissen wir Alle. Er neigte eher zur Aengstlichkeit, zur Bedenklichkeit, zum zögernden Hinausschieben in nothwendig gewordenen Entscheidungen, als zur leichtfertigen Sicherheit und Selbstgewißheit. Ohnehin aber liegt es ja einem Könige nahe genug, mitunter auch um Rath zu fragen, um aus dem gegebenen Rathe Charakter und Denkweise des gefragten Mannes zu erkennen und dessen Befähigung für dieses oder jenes Amt oder Geschäft zu bemessen.

Das Staatsschiff Bayerns ist jetzt den reinen, unschuldigen Händen eines sehr jugendlichen Steuermanns anvertraut. Aber die älteren Glieder unseres Königshauses, und die erfahrenen, lange erprobten Räthe und Diener seines königlichen Vaters stehen ihm helfend, rathend, dienend zur Seite, die ganze Nation trägt ihm ihre Liebe und ihr Vertrauen entgegen, er wird Den anrufen, durch welchen die Könige regieren, und das Volk wird sein Gebet mit dem des Königs vereinigen, und Gott wird Bayern nicht verlassen. Jetzt aber gilt es, daß die alte Treue unseres Volkes sich einmal wieder bewähre, und in reinem Lichte strahle, daß wir alle, jeder seiner Sphäre und Stellung gemäß, um den Thron uns schaaren, ihn deckend und schirmend und jegliche Ungebühr von ihm abwendend. Der verdiente nicht den Namen eines Bayern zu tragen, der etwa wähnen möchte, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, der Jugend des Monarchen und der Neuheit seiner Regierung etwas abzupressen, eines seiner Kronrechte ihm zu schmälern oder zu entreißen. Der gesunde Sinn des Volkes und die noch nicht erloschene Ehrfurcht vor dem Throne wird es nicht gestatten, daß tumultuarische Versammlungen mit trotzigen Worten und zudringlichen Forderungen schon die ersten Tage oder Wochen der neuen Regierung verbittern, und unserm jugendlichen Monarchen, statt ihm die drückende Krone mit den weichen Rosen der Volksliebe zu umwinden, die Dornen des Mißtrauens und der Scheu vor dem eigenen Volke in's Haupt drücken. Die Ehe zwischen dem Könige und seinem Volke ist eben erst geschlossen, er

Digitized by Google

ist nun unser und wir sind sein; der unauflösliche Bund für Leben und Tod ist besiegelt. Sorgen, machen wir, daß die schöne Zeit der ersten Liebe nicht getrübt und entweiht werde durch politischen Hader. Vergessen wir es nicht, die Eindrücke, die der Monarch jetzt von seinem Volke empfängt, werden ihn und uns begleiten durch sein ganzes Leben, und unsere Söhne noch werden die Früchte davon kosten. Was dem Lande Bayern vor Allem Noth thut in dieser Zeit einer umwölkten Gegenwart, einer ungewissen und dunkel drohenden Zukunft, das ist ein starkes Königthum, ein Thron, welcher ruhe auf dem Felsengrunde der grundsätzlichen Treue, der gewissenhaften Hingebung der Unterthanen, und nicht auf dem Flugsande einer trügerischen Popularität, welche mit Konzessionen an Tagesmeinungen viel zu theuer erkauft wäre. Wir bedürfen eines Königthums, das auch im Sturme fest stehe, wie eine Eiche, nicht aber gleich einem schwanken Schilfrohre von jedem Windstoß veränderlicher, da oder dort sich kundgebender Volksstimmung bald so, bald anders gebeugt werde.

Und so tragen wir denn dem Sohne unsere Huldigung, unsere Ehrfurcht und unsern Gehorsam entgegen. Dem Gedächtnisse des verewigten Vaters aber weihe jetzt und künftig von jedem Bayern dargebracht der wohlverdiente Tribut der Ehre, des Dankes und der nie erlöschenden Liebe.

Kunst und Literatur.

Wir glauben uns den Dank aller auf Sparsamkeit hinzielenden Haushaltungen zu erwerben, wenn wir auf ein Buch aufmerksam machen, dessen sehr ausführlichen Titel wir hier vollständig mittheilen. Es heißt: **„Benutze Alles und laß in der Wirthschaft nichts umkommen!** Oder wie man aus den Resten der Mahlzeiten schmackhafte Gerichte nochmals und mit aller Nettigkeit auf den Mittags- und Abendtisch bringen kann. Nebst praktischen Vorschlägen zur bedeutenden Ersparniß in jedem Artikel des hauswirthschaftlichen Bedarfs, denen zufolge bei erhöhter Behaglichkeit die Hauswirthschaftspflichten vereinfacht, der Gewinn der Arbeit vermehrt und der gesammte Aufwand einer Familie um den vierten Theil verringert werden kann. In langjähriger Erfahrung gesammelt und herausgegeben von Herrmann und Sophie Körner." Weimar, Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

In diesem Titel ist eigentlich schon der ganze Inhalt des praktisch-brauchbaren Buches dargethan und es genüge zur Empfehlung desselben allein unsere Mahnung: „Ihr Hausfrauen und Alle, die Ihr einer Wirthschaft vorzustehen berufen seid, lernt dieses Buch kennen, — es wird Euch und Eurem Hausstande zum Segen gereichen!"

Mannigfaltigkeiten.

Von einem Elberfelder vom 7. preußischen Jägerbataillon ist ein Schreiben aus Satrup vom 7. März eingetroffen, welches unter Anderem sagt: „Wehe den Dänen, wenn wir aneinander kommen! Gestern haben sie uns wieder einen Jäger verrätherisch erschossen; zwei Jäger schlichen sich ungesehen an die Vorpostenkette und zwar bis auf 30 Schritt, sie wollten den Doppelposten aus Menschlichkeit nicht niederschießen, und stellten deßhalb die Aufforderung, sich zu ergeben, der auch nachgekommen wurde. Die Dänen legten die Gewehre weg, die Jäger gehen, ohne etwas Arges zu denken, auf sie zu, da greift der eine Däne sein Gewehr wieder und schießt einem unserer Jäger mitten durch die Brust, so daß er sofort todt war. Der Getroffene war Familienvater und hat zwei Kinder. Einige Minuten später, und die beiden Dänen hatten auch ihr Leben, von unsern Kugeln getroffen, ausgehaucht. Wir werden jetzt eher einen Dänen auf 6 Schritt niederschießen, als zu Gefangenen machen, denn so was muß gerächt werden."

[Ein Musterverein für Arbeiterbildung.] Der Bremer Arbeiterbildungsverein „Vorwärts" erstattet so eben seinen 17. Jahresbericht. Der Verein zählt eben 1129 Mitglieder; er unterhält Schreib-, Rechnen- und Zeichnen-Unterricht; deggleichen Unterricht in Gesang, Buchhaltung und Stenographie. Die Bibliothek des Vereins zählt 1700 Bände: im Lesezimmer sind 40 Zeitschriften aufgelegt. Freundlichem Entgegenkommen verdankte der Verein Konzertvorträge, Vorlesungen ꝛc. Die Sparkasse des Vereins nimmt Einlagen von 6 Groten (9 kr.) an entgegen; gegenwärtig sind bei ihr 1900 Thlr. belegt. Einnahme und Ausgabe des Vereins betrugen im Jahre 1860 2544 Thlr. 17 Gr.

Um seine Photographiensammlung zu bereichern, hatte ein Apothekerlehrling in Posen in der dortigen Zeitung an junge Damen, welche geneigt wären, eine Stellung als Reisegesellschafterin nach Italien ꝛc. ꝛc. anzunehmen, die Aufforderung ergehen lassen, ihre Adressen nebst Photographien einzusenden. Da derselbe sich bei seiner Handlung des Mißbrauchs eines fremden Namens, so wie eine absichtliche Täuschung ehrenhafter Familien hat zu Schulden kommen lassen, so ist die Sache der Staatsanwaltschaft übergeben worden, und man wird ihm wegen Betrugs den Prozeß machen.

Digitized by Google

Aus Königsberg, 18. März, schreibt man: Die sandigen Dünen des Haffs sind zu kalifornischen Goldbergen geworden, in denen es neulich einem Maurergesellen glückte, einen Klumpen reinen Goldes zu finden. Wie ein darüber eingelaufener Bericht erzählt, war es hinter den Ruinen des Schlosses Balga — dort, wo vor Zeiten die Wasser einen weiten Landstrich verschlangen, wo der Fund geschah. Der Klumpen soll 28 Pfund wiegen. Morgen schon wird sich ein Kommissär von hier aufmachen, um an Ort und Stelle den Thatbestand und nöthigenfalls die Rechte des Fiskus zu vertreten.

Wie versichert wird, hat eine Gesellschaft dem englischen Ingenieur Nathan Thomson die Benutzung seines Patents für Frankreich abgekauft. Es handelt sich um den Bau von eisernen Schiffen durch Maschinen, 20 Maschinen genügen zur Fabrikation von allen Stücken eines Schiffs, welches nach dem neuen System gebaut ist. Hinsichtlich der Schnelligkeit der Ausführung leisten diese Maschinen Fabelhaftes. In einigen Tagen kann ein 150 Tonnen tragendes Schiff gebaut werden und vom Stapel laufen. Die Ersparung beläuft sich auf 40 Prozent.

Der Maria-Theresien-Orden wurde vor hundert Jahren für ganz besondere militärische Verdienste gestiftet. Wie selten er verliehen wird, geht daraus hervor, daß Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz der 93. Kommandeur und Generalmajor Graf Gondrecourt der 784. Ritter dieses Ordens ist. Seit der Stiftung wurden außerdem 41 Großkreuze verliehen.

In Böhmen lebt in einem Dorfe des Schlauer Kreises ein Schmied, welcher seit einiger Zeit sein Weib regelmäßig ohne Grund prügelt, was bei den Einwohnern des Ortes, insbesondere bei dem weiblichen Theile, stets den größten Unwillen hervorruft. Als nun vor einigen Tagen Blaubart Schmied abermals seine Faust an dem Rücken seiner Ehefrau versuchen wollte, stürmte, wie auf Verabredung, eine Menge verheiratheter und lediger Frauenspersonen in die Stube und richtete ihn derartig zu, daß er sich kaum mehr bewegen konnte. Zum Abschiede hinterließen sie ihm die Drohung, daß er jedesmal, so wie er seine Frau schlage, auch immer seine Prügel zur Vergeltung bekommen werde.

Die Theuerung ist in Texas ungeheuer. Ein Neger empfängt 6 Dollars Tagelohn. In San Antonio wird ein Dutzend Eier mit 2 Dollars, ein Yard Kattun mit 6 Dollars, ein Pfund Butter mit 7 Dollars bezahlt.

In der Nähe von Algier haben die Fischer einen Finnfisch, eine Wallfischart (balaenoptera), gefangen, der über 57 bayerische Fuß lang ist, sich aus dem atlantischen Ozean in das Mittelmeer verirrt und bei zu hitziger Verfolgung eines Raubes auf dem Sand des weithinaus seichten Ufers sich festgerannt hätte.

In Cineo in Andalusien starb dieser Tage ein Landmann Namens José Palemo, im Alter von 118 Jahren, 2 Monaten und 3 Tagen. Derselbe gedachte sich nächstens mit seiner Nichte zu verheirathen.

Ein Privatbrief aus Schleswig erzählt folgende Anekdote: Ein österreichischer Offizier frankirte auf der Post in Flensburg einen Brief und legte zur Bezahlung einen preußischen Thaler auf den Tisch. „Preußisches Geld nehmen wir nicht", sagte der noch von den Dänen eingesetzte Postbeamte. Der Offizier ließ den Bureau-Chef des Postamts rufen und beklagte sich über die Insolenz des Subalternen, worauf dieser, ein Herr Moltke, ganz kaltblütig erwiderte: „Nein, wir nehmen nicht preußisches Geld." Als aber der Offizier hierauf entrüstet sagte: „Mein Herr, nehmen Sie eine österreichische Ohrfeige?" erinnerte sich der Beamte, daß das dänische Regiment aufgehört habe, und wechselte eiligst den preußischen Thaler.

Räthsel.

Ich bin auf der Welt, um geschlagen zu sein,
Doch bin ich damit nicht gemeinet;
Nur wenn man mich macht, dann gilt es mir selbst,
Weil Schlagen und Stoßen mich einet.
Der Ebenheit Bild, gar fest gefügt,
Dien' ich viel schwerem Bemühen,
Doch auch der Lust, und dann wohl auf mir
Die Wange mag fröhlich glühen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 74:

Stiefel.

Geschichtskalender. 30. März 1795. Maria Wilhelmine Auguste, erste Gemahlin des Königs Maximilian Joseph von Bayern, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, Mutter des Königs Ludwig I., stirbt.

30. März 1814. Paris wird von den verbündeten Mächten eingenommen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 78 Donnerstag, 31. März 1864.

Trauerklage

auf den Tod

Seiner Majestät des Königs Maximilian II.

Ist's möglich, daß als Leiche Dein treues Volk Dich denkt,
Du König in der Liebe, Du ächter Edelstein!
Ist's möglich, daß Dein Volk zur stillen Gruft Dich senkt,
Zum Todesschlaf Dich bettet im kalten Marmorstein?
Bang klagen Glockenklänge, indeß Dein Geist entwich;
Laut schluchzt Dein treues Volk, dem kein's an Liebe glich.
O daß Du uns verließest, Du ächter deutscher Mann —
Warum that'st Du den Deinen so herben Kummer an!

Das war ein deutscher Fürst, um den die Klag' erschallt,
Ein Ritter sonder Tadel — ein ächter Schyrensohn:
Sein Scepter war die Liebe, und Liebe die Gewalt,
Die in des Volkes Herzen erbaut des Königs Thron.
Bang klagen Glockenklänge, daß Er zur Ruhe ging,
Laut schluchzt Sein treues Volk, weil Ihn der Tod umfing;
Daß wir in Wehmuth klagen um Dich Du deutscher Mann:
Das hat des Volkes Liebe — die Deine hat's gethan!

„Mit meinem Volke Frieden!" Du hast Dein Wort erfüllt —
Nun ruhst in Gottes Frieden Du Friedenskönig aus.
In Deinem Sarkophage von Lorbeer dicht umhüllt
Da schlummere Du im Frieden im heil'gen Gotteshaus!
Bang klagen Glockenklänge, — das beste Herz — es brach,
Laut schluchzt Dein treues Volk und rief' Dich gerne wach.
Dann wollten wir frohlocken um Dich Du gold'ner Mann! —
Doch ändert unf're Liebe, was Gottes Hand gethan?

Denk', König, Dir die Bayern als einz'ges großes Herz,
Da steige nun hinab zur stillen Grabesruh!
Das ist ein Königsgrab, viel edler denn von Erz,
Denn Liebe hier Dich bettet, und Liebe deckt Dich zu.
Bang klaget Glockentöne, klagt durch die deutschen Gau'n!
Laut schluchze treues Volk, den König todt zu schau'n!
Leb' wohl! Wenn auch gestorben, bist Du für uns nicht todt —
Schon glänzt in Deinem Sohne uns neues Morgenroth.

W. H.

Digitized by Google

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sechsundfünfzigstes Kapitel.
Die Verurtheilung.

Der Saal, in welchem die Schwurgerichtssitzungen in Lynneburg stattfanden, war sehr geräumig. Dieß war auch sehr gut, denn sonst wären viele Leute, die gekommen waren, um den Verhandlungen gegen Sir Francis anzuwohnen, enttäuscht worden.

Die mit dem Prozesse innig zusammenhängenden Nebenumstände verliehen der ganzen Verhandlung ein erhöhtes Interesse. Die Stellung des Angeklagten, seine früheren Beziehungen zu Lady Isabella, der noch immer auf Richard Hare's Namen haftende Ausspruch der Geschwornen, die Länge der seitdem verstrichenen Zeit, und endlich die Rolle, die Afy in diesem Prozesse spielte, hatte die allgemeine Neugierde auf's Höchste gespannt. Dazu kam noch der Umstand, daß Jedermann begierig war, zu wissen, wie weit sich Bethel's Betheiligung am Morde erstreckte, und den Grad seiner Schuld zu kennen.

Von weit und breit waren die Leute herbeigeströmt, um bei der Verhandlung zugegen zu sein. Freunde von Mr. Carlyle, Freunde des Angeklagten, so wie endlich auch viele Freunde der am Prozesse meistbetheiligten Familien waren herbeigeeilt, um ihre Neugierde zu befriedigen. Auch Obrist Bethel und Richter Hare hatten reservirte Sitze eingenommen.

Einige Minuten nach neun Uhr nahm der Gerichtshof seinen Platz ein.

Im Saale hatte sich mittlerweile das Gerücht verbreitet, daß Otway Bethel gegen seinen Mitangeklagten als Zeuge auftreten und gegen ihn aussagen werde.

Abgemagert, bleich und elend sah Sir Francis aus, als er auf der Anklagebank seinen Platz einnahm. Seine längere Kerkerhaft hatte nicht sonderlich beigetragen, seine persönlichen Vorzüge ins vortheilhafteste Licht zu setzen, und spiegelte sich überdieß ein so peinlicher Ausdruck der Furcht in seinem Gesichte ab, daß man den Blick unwillkürlich von ihm abwenden mußte. Er war schwarz gekleidet und ein Diamantring glitzerte an seinen weißen Fingern. Die ausgezeichnetsten Advokaten waren sowohl für den Kläger, als für den Angeklagten beschäftigt. Die früheren Zeugenaussagen sind uns bekannt, und brauchen daher nicht erst wiederholt zu werden.

Die Identität des Gefangenen mit Thorn war durch die Aussage von Ebenezer James vollkommen hergestellt. Auch Afy bewies es, und sagte überdieß aus, daß Thorn an jenem Abende bei ihr gewesen. Auch Sir Peter Levison's Stallknecht wurde noch einmal verhört. Doch reichten alle diese Zeugnisse nicht hin, um die Schuld des Angeklagten zu beweisen. Afy mußte noch einmal wiederholen, daß Thorn, nachdem er sie in der Mondnacht verlassen, zurückgekommen war, um seinen bei ihr vergessenen Hut zu holen. Doch bewies dieß noch immer nicht viel gegen den Angeklagten.

Der von Mr. Dill belauschte Streit zwischen Sir Francis und Bethel wurde gar nicht mehr beachtet und die Zuhörer begannen schon zu fürchten, daß die Anklage auf schwachen Füßen gebaut sein müsse, wenn keine gewichtigeren Momente gegen Sir Francis vorgebracht werden konnten. Da rief plötzlich der Advokat des Klägers: „Lassen Sie Richard Hare hereinkommen!"

Die Anwesenden, welche den Richter Hare kannten, wunderten sich darüber, daß er sich beim Aufruf seines Namens nicht erhoben, um dem Rufe Folge zu leisten, aber weit mehr wunderten sie sich über die Todtenblässe, die sein Gesicht bedeckte, als er den Namen seines Sohnes nennen hörte. Ein blonder, angenehmer Mann mit einer gefälligen und freundlichen Miene trat vor die Schranken. Es war Richard Hare, der seine frühere Stellung im Leben und damit auch den Anzug eines Gentleman wieder angenommen hatte. Mit dem groben Arbeiteranzuge hatte er auch die rohen Manieren des Arbeiters abgelegt, und benahm sich wieder wie ein feingebildeter Mann.

Eine eigenthümliche Bewegung entstand bei seinem Anblicke im Saale. Alle Welt wollte den verbannten, todtgeglaubten Richard sehen. Aus der Brust seines Vaters entwand sich bei seinem Anblick ein tiefer Seufzer; doch hatte Niemand Zeit, ihn zu beachten, alle Welt erhob sich geräuschvoll, um Richard zu sehen.

Der vorsitzende Richter drohte den Saal räumen zu lassen, wodurch es ihm endlich auch gelang, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Da Richard sich noch immer, ohne es zu wissen, in gerichtlichem Gewahrsam befand, so wurden zwei Gerichtsdiener beordert, hinter ihm Platz zu nehmen. Nachdem Richard beeidigt worden war, nahm der Vorsitzende das Verhör mit ihm auf.

„Wie heißen Sie?"

„Richard Hare, einziger Sohn des Herrn Richter Hare."

„Sind Sie derselbe, gegen den ein Spruch der Geschwornen wegen böswilligen Mords gefällt wurde?"

„Derselbe, Mylord," erwiderte Richard frei und offen. Merkwürdiger Weise schien ihn seine frühere Befangenheit ganz verlassen zu haben, und er sprach auch mit ziemlicher Ruhe.

„In diesem Falle muß ich Sie, Herr Zeuge, aufmerksam machen, daß Sie auf keine Frage, die dahin zielt, Sie zu belasten, Antwort zu ertheilen gezwungen sind."

„Mylord," erwiderte Richard mit inniger Bewegung, „ich wünsche jede wie immer, an mich gestellte Frage zu beantworten, denn ich habe nur die eine Hoffnung,

Digitized by Google

daß die volle Wahrheit über jene Unglücksnacht heute vollständig an den Tag kommt!"

„Betrachten Sie den Gefangenen genau und sagen Sie mir, ob Sie ihn kennen?"

„Ich weiß jetzt, daß er Sir Francis Levison heißt; bis vor Kurzem habe ich ihn nur unter dem Namen Thorn gekannt."

„Erzählen Sie die näheren Umstände des Mordes, so weit Ihnen dieselben bekannt sind."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

VI.

Es wüthet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
Die Windmühl' schwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

— — Das Maß ist voll, die Zeit ist aus;
Jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!
Chamisso.

Schwarze, verderbenschwangere Wetterwolken zogen mit dumpfem Grollen von Ost und West am nächtlichen Himmel heran. Die flimmernden Sterne flüchteten sich vor den gewaltigen Mächten, die mit unheimlicher Hast Kolonnen auf Kolonnen thürmten, mit einzelnen fernen Schlägen ihre wilde Kampfeslust drohend hinüber und herüber riefen und ihre fliegenden Plänklerketten weit hinaus über Berg und Thal und tief hinab bis zu den höchsten Dachgiebeln der Stadt entsendet hatten. Näher und näher rückten im Zentrum die sturmgerüsteten Massen. Ueber dem weiten Bergkessel, in welchem die Stadt friedlich schlummerte, stießen die feindlichen Heeressäulen mit entsetzlichem Anprall auf einander. Sekunden lang schien der ganze Himmel ein blendendes Feuermeer. Schlag auf Schlag krachten die Donnergeschütze, ihre schauerlichen Weisen hallten und dröhnten endlos fort. Die Erde schien unter dem infernalischen Krachen und Rollen zu beben, die rastlos niederschießenden, sich kreuzenden Blitzstrahlen sie in ihren Grundfesten zu spalten. Entfesselt schlugen sich in titanenmäßigem Anprall des Himmels Gewalten, die Tod und Verderben auf die erschreckte Stadt zu schleudern drohten. Ihr Glück war das unbeschreiblich Gewaltige des Zusammenstoßes der entgegengesetzten Strömungen, die in Sekunden zermalmen und vernichten, oder an dem mächtigeren Gegner zerschellen. Schon nach wenigen Minuten zuckten die Blitze vereinzelter durch den Raum, die Donnerschläge krachten langsamer und weniger heftig. Man sah beim Leuchten der Blitze, wie die Wolkenmassen von Westen zerfetzt in wilder Flucht dahin jagten, während die tiefer gehenden Schichten, vom unerbittlichen Gegner bestürmt, rissen, sich öffneten und mit mächtigem Brausen in Strömen auf Wald und Feld, Gärten und Stadt niederstürzten. Hageldicht, wie prasselnde Schlossen rauschten die Wassergüsse nieder, schlossen sich, kaum den Boden netzend, schäumend und gährend zusammen, strömten zischend, wie siedendes Erz, das die fesselnden Formen durchbrochen, nach den tieferen Einschnitten und Gräben und wälzten von da die rasch angeschwollenen, schmutzigen, mit weißlichem Gischt gesäumten Sturzwellen nach dem Flußbett. Die heimischen Wogen steigen grollend aus der Tiefe und stürzen, mit der wilden, entfesselten Springfluth ringend, von ihrem Strudel erfaßt, mit wildem, zornigem Brausen vorwärts. Es ist schauerlich schön, wenn von Zeit zu Zeit ein Blitz den schwarzen Wolkenschleier zerreißt und mit seinem grellen Lichte über die geschlängelten, zackigen Wellen zuckt, deren Schaumkämme wie blitzende, vielfarbige Diademe funkeln, eine leuchtende, sprühende Linie, so weit das Auge reicht, deren Ränder mit Gold und Purpur besäumt sind. Man vergißt über diesem Anblicke die Angst der Schiffe, welche stöhnend am Anker haften, wie trunken hin- und herschaukelnd, und mehr als einmal ihre Seitenwände dröhnend gegen die starken Mauern schlagen, welche innerhalb der Stadt den Fuß an vielen Stellen einzwängen. Man vergißt die Gefahr, welche die mächtig rauschende Sturmfluth der Stadt bringen kann, man vergißt die Leute, welche mit gesträubten Haaren und angsterfüllten Mienen sich in die empörten Elemente wagen, um ihre Habe zu bergen.

Eine Gestalt aber konnte das Auge trotz des wildbewegten, prachtvollen Schauspiels nicht übersehen. Sie ging am Damme hin und her, bis zu dessen Steinkanten bereits die schäumenden Wasser aufspritzten, allein und langsam, als wenn der Himmel im goldenen Abendroth prangte und sanfte Zephire fächelten. Die Kopfbedeckung hatte, wie es schien, des Sturmes Wehen mit fortgenommen, die Locken flatterten im Winde, die Schritte hemmten sich manchmal, und die Hände hoben und senkten sich im langsamen Fall, wie Prediger eine Grabrede mit Aktionen zu begleiten pflegen. Schoß ein Blitz hernieder, so beleuchtete er ein entstelltes, geisterhaft bleiches Antlitz, das mit schmerzhaftem Lächeln bald hinaufsah zu dem schwarzen, grollenden Himmel, bald sehnsüchtig hinab in den dunkeln, tobenden Wasserschlund.

Der Zorn des Himmels, das Krachen des Donners, das Brüllen der vom Regen gepeitschten Wogen fand Wiederhall in seinem Innern. Es war wüst und leer, durch keinen Strahl der Hoffnung und des Trostes erleuchtet. Das Herz des Verlassenen glaubt nicht mehr an menschliche Hülfe, seine eigene Kraft und Zuversicht aber hat das Elend gebrochen. Die Vergangenheit liegt wie ein blasses Traumbild hinter ihm,

Digitized by Google

die Gegenwart ist unerträglich, die Zukunft schwarz verschleiert, doch nur mit einem durchsichtigen Schleier, durch den Hunger und Noth in tausend Gestalten grinsen. Der schützende Genius wich von seinem Pfade, es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts. Der Geist Gottes schwebte nicht mehr über den Tiefen dieses Herzens. Wie Musik klang ihm das dumpfe Brausen der Fluthen, das Stöhnen der Schiffe, das Schlagen der Wogen, die sich schäumend über einander wälzten. Die blendenden Lichter, welche im Blitzstrahle die Wasserschichten durchzitterten, blendeten sein Auge, wie Gold und Perlen die bunten, wechselnden Farben, welche im Feuer des Himmels auf dem bewegten Spiegel brannten, zogen ihn an wie köstliche Blumen. Sein Blick bohrte sich tiefer und tiefer in das kochende Grab, und der Geist Sauls schlug die schwarzen Flügel um seine umnachtete Seele. Es zog ihn näher, es regte sich im Grunde und es hob sich höher und höher, und es rauschte herauf und sah ihn an so lockend, so traut und freundlich. Er breitete die Arme aus, er hob den Fuß, er beugte sich vor — — und sah im Grunde seine verlassenen hungernden Kinder, sein krankes hilfloses Weib, mahnend und flehend die Hände erhoben. Er prallte, sich gewaltsam aufraffend zurück und traf auf einen Gegenstoß, der ihn fast über den Quai geschleudert hätte. „Wer da?“ rief ihn eine zornige Stimme an, und bei dem Leuchten eines der letzten Blitze, die niederzuckten, standen die beiden Männer, welche so hart und unvermuthet auf einander gestoßen waren, Aug in Aug.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einem Privatbriefe entnimmt die „Kreuzzeitung“ über den Vormarsch gegen Fridericia Folgendes: Die Nacht war stockfinster, ein richtiger Frühjahrsregen schlug uns so in die Augen, daß wir nicht die Ohren von den Pferden sahen und in Zeit von fünf Minuten naß bis ins Mark waren. Dabei war bei dem Ausmarsche aus Kolding das Straßenpflaster so glatt, unsere Pferde durch den Trubel so scheu (wenn 20,000 Mann allarmirt werden, ist es nicht still), daß wir alle Augenblicke Gefahr liefen, zu stürzen, zumal wir in scharfem Trabe vorgingen. Auf der Chaussee ging die Beschwerde erst recht los; wir hatten zu arbeiten, daß wir vorwärts kamen. Die Räder der Geschütze sanken bis an die Achsen, Menschen und Thiere bis an die Kniee in den grundlosen Morast (aber diese Bezeichnung ist nicht genug, es war der schönste zähe Ton, der nicht losließ, was er einmal gefaßt hatte). Unsere Leute mußten in die Räder fassen und die alten Buchsen förmlich herausheben. Denkt Euch dazu noch den ganzen Weg voll Wagen, Truppen, den Resten weggeräumter Verhaue ꝛc., dabei einen Regen, der einem die Seele weich machte, und Ihr habt ein Bild unseres Marsches . . . Gegen halb 7 Uhr ungefähr wurde es Tag, der Regen hatte nachgelassen und am Himmel sah man einen schönen rothen Streifen, es war die aufgehende Sonne; ein Kanonier stimmte das Lied „Morgenroth“ an, Alles fiel ein; ich kann sagen, daß nie ein Lied einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat, wie dieses unter den jetzigen Verhältnissen! Hinterm Glase Bier läßt sich leicht singen: „Stirbt ein braver Reitersmann“; wenn es aber dem Gefecht entgegengeht, singt man das Lied mit mehr Gefühl . . . Einen hübschen Anblick gewährte es, als ein Bataillon (ich glaube, es waren die Spandauer) mit voller Musik ins Feuer rückte; die Leute warfen Helm und Mütze in die Luft, schrieen Hurrah und sangen: „Friederikus Rex unser König und Herr!“ Als sie bei uns vorbei kamen, riefen wir ihnen ein festes Hurrah zu, das sich dann über die ganze Linie ausdehnte.

Wenn Männer in den Zeitungen Frauen suchen, warum sollten sich im freien Amerika die Frauen nicht revanchiren? Miß Georgine Mecleanam hat den Rubicon muthig überschritten. An der Spitze einer der gelesensten Zeitungen erläßt sie folgenden Aufruf an Heirathslustige: „Bürger Amerikas, werdet ihr gleichgültig bleiben, wenn eine Dame eures Landes, hübsch, gut erzogen, jung und musikalisch, ja eine Künstlerin, — ein Geschöpf, welches Alles besitzt, was eine Frau benöthigt, um vom Manne geliebt zu werden, — gezwungen ist, Zuflucht bei den Männern zu nehmen, um einen Gatten zu finden? Auf! säumet nicht länger, Euere Devise sei jetzt: „Vorwärts! die Ehe oder den Tod!! Ein furchtsames Herz hat noch nie eine schöne Frau erobert.“

Aus Paris wird von wohlunterrichteter Seite mitgetheilt, daß dem dortigen Kupferstecher Dulos die Erfindung eines Verfahrens gelungen ist, um jede Handzeichnung augenblicklich vertieft und erhaben auf Kupfer zu übertragen, und durch die Kupferdruck- wie Buchdruckerpresse zu vervielfältigen. Das Verfahren soll Alles, was bisher in der Heliographie, Zinkographie und Photolithographie u. s. w. geleistet worden ist, in Schatten stellen.

Rossini soll auf das Titelblatt seiner neuen demnächst zur Aufführung gelangenden Messe folgende Randbemerkung geschrieben haben: „Ich hoffe, daß diese Messe für alle meine Sünden gezählt werden und mir die Pforten des Paradieses erschließen wird. Amen.“

Geschichtskalender. 31. März 1814. Einzug der Verbündeten in Paris.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 79 Freitag 1. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Ich hatte an jenem Abend ein Stelldichein mit Afy Hallijohn und ging in das Häuschen, um sie zu sehen," fuhr Richard Hare fort.

„Halt!" unterbrach ihn der Advokat des Angeklagten. „War Ihr Besuch an jenem Abende ein geheimer?"

„Zum Theil. Mein Umgang mit jenem Mädchen war meinen Eltern unangenehm, und ich trug daher Sorge, daß sie keine Kenntniß von meinen Besuchen erhielten. Ich muß leider gestehen, daß ich meinem Vater eine Lüge sagte, um mein Wegbleiben zu entschuldigen. Als er mich, die Flinte am Arme, das Haus verlassen sah, fragte er mich, wohin ich gehe, und ich erwiderte, daß ich mit dem jungen Beauchamp auf die Jagd gehen wolle."

„Aber Sie sind nicht auf die Jagd gegangen?"

„Nein. Ich nahm meine Flinte, die ich dem Hallijohn zu leihen versprochen. Als ich das Häuschen erreichte, wollte mich Afy nicht einlassen, weil sie, wie sie sagte, viel zu beschäftigt sei. Ich war jedoch überzeugt, daß Thorn gerade bei ihr gewesen. Sie hatte mich schon mehr als einmal nicht einlassen wollen, und wie ich mich dann nachträglich überzeugte, war immer Thorn's Anwesenheit die Ursache meiner Zurückweisung."

„Ich glaube, Sie waren eifersüchtig auf Thorn?"

„Ich gebe dieß auch gern zu, ob er aber auch auf mich eifersüchtig war, weiß ich nicht."

„Welcher Natur war Ihre Freundschaft für Afy Hallijohn?"

„Ich liebte sie so, wie ich ein Mädchen in meinem eigenen Stande geliebt hätte. Ich hätte sie zwar nicht im Widerstande gegen meine Eltern geheirathet, aber ich sagte ihr, wenn sie warten wolle, bis ich mein eigener Herr sein werde, so würde ich sie zu meiner Frau nehmen."

„Sie hatten also keine schlechten Absichten auf Afy?"

„Ich achtete sie und ihren Vater viel zu sehr, um unehrenhaft an ihr handeln zu wollen."

„Erzählen Sie nun die näheren Umstände jenes Abend."

„Afy wollte mich nicht einlassen, und ich hatte daher einen kleinen Wortwechsel mit ihr. Endlich ging ich weg, gab ihr die Flinte, und sagte ihr, daß dieselbe geladen sei. Sie stellte das Gewehr an die Wand des Zimmers, und ich ging dann in das Gehölz, fest entschlossen, abzuwarten, ob Thorn bei ihr sei oder nicht, denn sie hatte ihn vor mir verläugnet."

„Locksley traf mich im Gehölze, und fragte mich, weßhalb und wozu ich mich denn verstecke. Ich gab ihm keine Antwort, sondern ging weit weg fort, fast ganz aus der Sehweite des Häuschens. Eine halbe Stunde später hörte ich in der Richtung des Häuschens einen Schuß. Ich dachte, daß Jemand noch in so später Stunde Fasanen schieße. In diesem Momente sah ich Otway Bethel zwischen den Bäumen hervorkommen, und gegen das Häuschen zulaufen. Das war, Mylord, der Schuß, der Hallijohn getödtet hat."

„Konnte der Schuß nicht von Otway Bethel abgefeuert worden sein?"

„Unmöglich, er war zu weit entfernt. Bethel verschwand, aber gleich darauf kam er in größter Aufregung und Verwirrung gelaufen. Mit todtenbleichem Gesichte und stieren Augen keuchte der fast athemlos gewordene Thorn vor mir vorüber, eilte zu seinem an einem Baume angebundenen Pferde, schwang sich rasch hinauf, und sprengte im rasenden Galopp auf und davon. Ich wunderte mich zwar über sein auffallendes Benehmen, eilte ihm jedoch nicht nach, sondern lief schnell und in der Absicht zum Häuschen, um der Afy ihre Doppelzüngigkeit vorzuhalten. Kaum beim Häuschen angelangt, sprang ich mit einem Satze die beiden Treppen hinauf, und stolperte über den todt ausgestreckten Leichnam Hallijohn's. Meine losgeschossene Flinte lag auf der Schwelle."

In diesem Momente herrschte im Gerichtssaale eine so tiefe Stille, daß man eine Nadel herunterfallen hätte hören können. Richard fuhr in seiner Aussage fort: „Das ganze Häuschen schien mir wie ausgestorben zu sein. Ich rief der Afy, aber sie kam nicht zum Vorschein. Ich raffte in der Verwirrung die Flinte vom Boden auf, und lief eiligen Schrittes aus dem Häuschen, als Locksley, der gerade aus dem Walde kam, meiner ansichtig wurde. Ich wurde noch verwirrter, schleuderte in meiner Angst die Flinte von mir, und lief auf und davon."

„Aus welchen Gründen haben Sie sich so schnell entfernt?"

Digitized by Google

„Ein panischer Schrecken hatte mich überfallen, der mir, wie ich jetzt glaube, meine Vernunft geraubt haben muß, da ich doch sonst unmöglich so thöricht gehandelt hätte, als ich es gethan. Aus Furcht, daß meine Flinte bei der Leiche gefunden werden könnte, hatte ich sie aufgegriffen, und als ich Locksley erblickte, verlor ich die Besinnung in einer solchen Weise, daß ich das Gewehr wieder von mir schleuderte. Ohne meine unselige Furchtsamkeit hätte nie eine Anklage auf vorsätzlichen Mord gegen mich vorgebracht werden können."

„Fahren Sie fort!"

„In meiner hastigen Flucht stieß ich auf Bethel. Ich wußte, daß er gleich nach dem Schusse zum Häuschen geeilt, und vermuthete, daß er dem von dort flüchtig davoneilenden Thorn begegnet sein müsse. Er leugnete jedoch, zum Häuschen gegangen zu sein, sondern sagte, daß er sich wieder dem Walde zugewendet und im Gehölze vertieft habe. Ich glaubte ihm und reiste noch in derselben Nacht von West-Lynne ab. Es war dieß ein thörichter, verhängnißvoller Schritt, das Resultat meiner Feigheit. Ich glaubte nämlich, daß man mir den Mord zur Last legen konnte, und wollte mich auf einige Tage entfernen, um abzuwarten, welchen Verlauf die Sache nehmen werde. Darauf folgte eine gerichtliche Untersuchung der Leiche und der Ausspruch der Geschwornen, daß ich des vorsätzlich begangenen Mordes schuldig sei. Unter solchen Umständen hielt ich es für das Beste, zu bleiben, wo ich war."

„Ist das die Wahrheit, soweit Sie Kenntniß davon erlangt?"

„Ich schwöre, daß dieß die reine und volle Wahrheit ist, soweit ich davon Kenntniß habe," erwiderte Richard mit tiefer Bewegung. „Ich könnte sie nicht feierlicher behaupten, wenn ich vor Gottes Richterstuhl stünde."

Richard wurde nun einem heftigen Kreuzverhöre unterzogen, aber seine ursprüngliche Aussage wurde dadurch nicht im Entferntesten erschüttert und gab es wohl im ganzen Gerichtssaale keinen Menschen, der nicht von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß Richard die volle Wahrheit ausgesagt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn traute kaum seinen Blicken. Er sah in das erhitzte brennende Gesicht des Kommissionärs Stillkraut, der den Hut tief in die Stirne gedrückt, die oberste Schichte seiner Mantelkrägen wie eine Kapuze über den Kopf geschlagen, die beiden Fäuste zum Schutze vorstemmend ihn scheu musterte.

„Was? — Sie sind's? fragte Stillkraut gedehnt, unwillig den Kopf und die Kragenpyramide schüttelnd. „In diesem Wetter — — am Wasser lustwandelnd? Wo in aller Welt mag Sie Ihr Unstern noch hintreiben?

„Er hat sein Möglichstes bereits geleistet", versetzte der Skribent tonlos. „Ich bin von heute an entlassen, Herr Stillkraut, ohne Brod und Stelle."

„Oder sollte ihn wirklich sein Glücksstern unter dem grausigen Sturme der Elemente in meine Hand geführt haben?" fragte der Kommissionär sich selbst, ohne von der Hiobspost seines Freundes die geringste Notiz zu nehmen. „Im Grunde genommen, ja, er ist es eigentlich, dessen verhängnißvoller Name den gnädigen Herrn in unbeschreibliche Aufregung versetzte, auf das Krankenbett warf, und sein hitziges Temperament mit Schreckensbildern, mit Spannung und Furcht umfing, daß er auf den wohlweisen Rath des Herrn Direktors sich sofort entschloß, sein einziges, blödsinniges Kind gegen mächtige Feinde, gegen die gewissenlosen Erbschleicher, welche ihm nachstellen, zu sichern. Ja, Herr Rohn", wandte er sich an diesen, „Sie sind, ohne es zu wollen, der Urheber einer großen That geworden und dürfen vor Allem in das Geheimniß eingeweiht werden. Wie Sie mich hier sehen, so mußte ich Tag und Nacht reisen, um einige Dokumente beizuschaffen, die in anderen Städten deponirt waren.

„Seit drei Stunden bin ich dem Eisenbahnwagen entsprungen, traf den reichsten Mann, der seit Menschengedenken hier residirte, noch am Leben und jetzt ist das Testament errichtet. Der Herr Direktor haben es in seinen Grundzügen entworfen, der Herr Spitalpfarrer aufgenommen, ersterer, seine Assistenz-Aerzte und ich als Zeugen unterschrieben. Nur noch die Schlußklausel und ein Zeuge dafür fehlen, um das Dokument siegel- und urkundenhaft hinzustellen, daß alle Advokaten der Welt sich vergeblich mit ihren Spitzfindigkeiten die Köpfe daran zerbrechen sollen. Es ist Gefahr im Verzug und ich wollte, gedrängt von den Umständen, eben heimeilen, um meine Miethfrau, die alte Plaudertasche, zu holen. Die Schwätzerin mag nun bleiben, wo sie ist. Ihnen gebührt das Verdienst, und Sie sollen und müssen als Zeuge unter dem denkwürdigen Schriftstücke stehen."

„Ich?" fragte Rohn, von einem eigenthümlichen Grauen befangen.

„Das Testamente wird verschlossen dem Gerichte übergeben", fuhr der Kommissionär fort, ohne sich in seinem Eifer um diesen Ausspruch zu kümmern. „Wenn aber über kurz oder lang das Siegel springt, dann wird die ganze Stadt aufjubeln und hoch halten die Männer, welche ihrem wohlthätigsten Institute, dem Spital, enorme Reichthümer zuwenden halfen. Sie müssen mit . . ."

„Ich?" wiederholte Rohn mit verstärkter Stimme und trat einen Schritt zurück, ich sollte noch einmal

Digitized by Google

dieses düstere, unheimliche Haus betreten, wo man mich mit dem Tode bedrohte, aus dem ich wie ein Verbrecher flüchten mußte?"

„Dummes Zeug!" brummte Stillkraut unwillig und faßte den Freund fest bei der Hand. „Pures, blankes Mißverständniß! Sie führen aber denselben unseligen Namen, wie ein Todfeind dieses reichen, unerforschlichen Fremden, von dem er sein Lebensglück zertrümmert glaubt. Heute finden Sie den gnädigen Herrn in einem beleuchteten Zimmer, krank auf seinen Polstern ruhend. Er wird Sie nicht kennen, Ihr Name wird nicht genannt, sondern nur geschrieben. Treten Sie frei und sicher auf! Das Weitere ist meine Sorge."

Rohn verneinte entschieden mit dem Haupt und entgegnete ernst: „Ich sehe keinen Grund, warum ich zum Zweitenmal den Schritt wagen sollte, der mir so verhängnißvoll zu werden drohte."

Der dicke Herr stampfte mit dem Fuße, kollerte zornig in sich hinein, wie ein Truthahn, und schüttelte den Arm seines Begleiters mit dem heftigen Ausrufe: „Wissen Sie, wie man ein solches Benehmen nennt? Ich will mich nicht ausdrücken, sondern nur kurz fragen: „Haben Sie denn gar kein Interesse für das Wohl Ihrer Vaterstadt? Bedenken Sie doch, daß unserer schönen Spitalstiftung und durch diese der Stadt und ihren Armen eine Erbschaft von einer halben Million zufließt und die Anstalt keine Gegenleistung zu übernehmen hat, als den Schutz und die Pflege eines armen Geschöpfes, das mehr einem Thiere, als einem Menschen ähnelt!"

„Ich wünsche der Stadt alles Gute, viele tausend Millionen, aber . . ."

Stillkraut machte eine heftige, abwehrende Bewegung. „Pfui, schämen Sie sich! Wer wird in diesen Jahren einen Hypochonder machen, so eine Skrupelfiltrirmaschine, die mit Stöhnen und Aechzen die Luft verdirbt, sich und aller Welt gram? Da sehen Sie mich an, einen alten Burschen, der Ihr Vater sein könnte! Seit drei Tagen und drei Nächten kam kein Schlaf in meine Augen, ich aß und trank nicht, ich ruhte und rastete nicht, bis das große Werk zu Stande gebracht war. Das nennt man praktisch ins Leben eingreifen, und eine solche That wiegt schwerer, als lange Jahre, die eine Bureaumaschine in gleichmäßigem Tempo zwischen Aktenstößen abarbeitet. Also — kommen Sie!"

„Nun, wenn es sein muß", versetzte Rohn kurz und unwillig, aber eingedenk der Verpflichtungen, die er dem Kommissionäre schuldete.

„Guter Wille ist Goldes werth", flüsterte dieser mit eigenthümlicher Betonung und zog seinen Begleiter mit sich fort. Er hatte die Mantelkrägen zurückgeschlagen. Der Mond, welcher aus den zerklüfteten Wolken brach, beleuchtete sein breites, auf das Lebhafteste erregtes Gesicht, in dem alle Muskeln wie konvulsivisch arbeiteten.

Das rechte Auge schob sich geheimnißvoll nach den Schläfen und zog das Weiße wie einen Schleier vor, das linke spiegelte um so greller mit bedeutsamem Blinzeln nach dem Begleiter empor. Aus weiter Ferne hallten zum Abschiede die letzten Donnerschläge, die Springfluthen minderten sich, und des Mondes Silberstrahl, der kosend ihre Spiegelfläche küßte, schien das grollende Rauschen zu besänftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Unglück von Sheffield.

Die besonders durch ihre Stahlwaaren berühmte Fabrikstadt Sheffield liegt im Westriding (westlichen Bezirk) der nordenglischen Grafschaft York, an den Flüssen Don (Dun) und Sheave. Das große Reservoir der „Sheffield-Water-Company" (Bradford-Reservoir), welches die Stadt und Umgegend mit Trinkwasser versorgt, liegt in beträchtlicher Höhe über derselben bei dem Dorfe Matlock, 5—6 englische Meilen von Sheffield, in dem von den Hügeln Lorley und Stannington gebildeten Winkel, von welchem zwischen diesen Hügeln ein steil abfallendes Thal ausläuft. Das Reservoir bedeckt, beträchtlich länger als breit, einen Flächenraum von 70—80 Hufen (acres), und faßt, wenn es ganz gefüllt ist — was aber in den letzten Tagen nicht der Fall gewesen sein soll — über elf Millionen Kubikfuß Wasser. Die Eindeichung desselben gegen das Thal hin war ein kolossaler Bau von 40 Fuß Dicke, einer durchschnittlichen Höhe von 85 Fuß, und 300 Ellen lang. Der Behälter schien gegen jeden Unfall gesichert, war es aber leider nicht, und wirklich sollen schon seit geraumer Zeit ominöse Gerüchte über dessen Zustand in Umlauf gewesen sein. Indessen die das Werk beaufsichtigenden zwei Ingenieure hatten es am 11. März Abends, wie gewöhnlich, besichtigt, und dasselbe, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben, um 9 Uhr verlassen, als ihnen ein Feldarbeiter mit der Anzeige nacheilte, daß er einen Bruch im Damm bemerkt habe. Sie kehrten um, und fanden den Bruch unerheblich; bald aber stellten sich schlimmere Zeichen ein, und man versuchte nun durch Sprengung ein Wehr zu öffnen, um dem Wasser einen unschädlichen Abfluß zu verschaffen. Es war zu spät: bald vor Mitternacht barst der Damm in einer Weite von 110 Ellen, und einer Höhe von 70 Fuß, und mit dem furchtbarsten Donnergetöse stürzte sich die ganze Wassermasse in's Thal, zunächst die meistens von Fabrikarbeitern bewohnten Dörfchen Hillsborough-Bridge und Malin-Bridge

Digitized by Google

überfluthend, und ihre Häuschen mit den im Schlaf überraschten Bewohnern wegschwemmend. Aber nicht bloß diese leicht gebauten Cottages stürzten vor dem Andrang der 16—18 Fuß tief daherwogenden Wassermasse, sondern auch massiv gebaute Fabriken, Schmieden und Wirthschaftsgebäude. Von da wälzte sich der Strom, auf welchem Leichen und Trümmer aller Art trieben, in die Stadt, und richtete auch hier entsetzlichen Schaden an, doch mehr an Eigenthum, als unter der Bevölkerung, welche sich meistentheils retten konnte. Der Schrecken und die Größe des Unglücks wurden durch das Dunkel der Nacht begreiflicher Weise bedeutend vermehrt. Wie die ganze von der Ueberschwemmung betroffene Umgegend Sheffields aus gartenähnlicher Kultur in eine wüste Schlammfläche verwandelt ist, so hat das ganze Thal des Don, bis über Doncaster hinab, mitgelitten. Ganze Dörfer sind weggeschwemmt, und in Sheffield waren noch am Sonntag durch die angetriebenen Trümmer viele Straßen gesperrt, in denen Menschenleichen, todtes Vieh, Möbel und Gebälke durcheinander lagen. Unter Anderem wurde die schöne Kettenbrücke in der Stadt fortgerissen. Die letzte telegraphische Depesche der „Times" aus Sheffield vom Sonntag Abends sagt: „Man schätzt jetzt den Verlust an Menschenleben auf mehr als 250, und den Schaden an zerstörtem Eigenthum über eine halbe Million Pf. Sterl. Von Bradfield, wo das Reservoir zerbarst, bis auf 12 bis 14 Meilen, die Flüsse Don und Sheave abwärts, ist das Land wüst gelegt. Zwischen Matlock und Hillsborough, auf einer Strecke von vier englischen Meilen, sind die meisten Menschen verunglückt. Ganze Reihen Häuser sind da weggerissen, und in dreien derselben allein 25 Menschen umgekommen. Von manchen Häusern, die dagestanden, ist jede Spur verschwunden. Zwischen Wardsend und Sheffield am Don sah man die Todten zu 10, 13 und 14 in den Fabrikmühlen oder im Schlamme liegen. In Neepsend sind 900 Morgen Gartenfeld verwüstet, und ganze Familien fortgespült. Ein amtlicher Bericht gibt die Zahl der bis jetzt aufgefundenen Leichen auf 156 an, von denen 70 identifizirt sind; viele werden noch vermißt. Die Noth in den überschwemmten Bezirken ist groß, denn Hunderte haben von ihrem Eigenthum buchstäblich nichts gerettet, als das Nachtkleid, worin sie schliefen. Eine Geldzeichnung für die Nothleidenden ist eingeleitet, und morgen wird ein Meeting stattfinden."

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Hase †.] Die Wissenschaft hat einen ihrer ältesten und verdienstlichsten Vertreter in Frankreich verloren. Hase, der gelehrte Philologe, ist in dem hohen Alter von 84 Jahren gestorben, und hatte noch bis in die letzte Zeit seine Vorlesungen in der Sorbonne und in der kaiserlichen Bibliothek gehalten. Er war aus Sulza, bei Naumburg, gebürtig, lebte aber seit 1805 ununterbrochen in Paris als Konservator der Handschriften der kaiserlichen Bibliothek, Professor der Sorbonne, Mitarbeiter am „Journal des Savants" und andern gelehrten Schriften ꝛc. 1812 war er zum Lehrer der deutschen Sprache der Kinder der Königin Hortense, also auch des jetzigen Kaisers, ernannt worden.

[Hippolyte Flandrin †.] Aus Rom ist die Trauerbotschaft eingetroffen, daß Hippolyte Flandrin, einer der ersten der gegenwärtig lebenden Maler Frankreichs, durch eine hitzige Blatternkrankheit dahin gerafft worden ist, gerade als er sich anschickte, nach längerem Aufenthalte in der ewigen Stadt wieder nach Frankreich zurückzukehren. Er war 1809 geboren und ein Schüler von Ingres.

Im „Courrier du Pas-de-Calais" liest man: „Auf den Rath eines gelehrten Arztes haben Eltern ihre an dem Keuch- oder Stickhusten leidenden Kinder in die Gasanstalt gesandt, um sie daselbst einige Augenblicke die Dämpfe einathmen zu lassen, welche bei der Reinigung des Gases in die Höhe steigen. Kein Versuch ist mißlungen; kaum hatten die Kinder diese Dämpfe eingeathmet, als sich eine Besserung bemerkbar machte, welcher eine vollständige Genesung folgte." In seiner folgenden Nummer sagt dasselbe Blatt: „Seitdem wir das neue Mittel zur Heilung des Keuchhustens angezeigt haben, indem man die daran Leidenden die Dünste des Reinigungskalkes des Leuchtgases einathmen läßt, haben mehrere Personen ihre Kinder in die hiesige Gasanstalt geschickt, und allgemein hat man nach der ersten Einathmung die Freude gehabt, eine bemerkbare Besserung zu konstatiren. Zwei oder drei Besuche genügen, um die Anfälle fast gänzlich aufhören zu lassen. Wir verdanken diese Nachrichten dem Direktor der Gasanstalt, welcher uns zu derselben Zeit bittet, die Personen, die sich dieses Mittels bedienen wollen, davon in Kenntniß zu setzen, daß er sich bestreben werde, es ihnen zu erleichtern, das Mittel in jeder Sicherheit anzuwenden. Der Direktor theilt uns zu derselben Zeit die Namen von sieben Kindern in unserer Stadt mit, die sich dieser Behandlung unterworfen haben. In sechs Fällen, wo es sich um einen reinen, einfachen Keuchhusten handelte, ist die Wirkung dieser Kur unbestreitbar gewesen."

Geschichtskalender. 1. April 1795. Max Joseph, der spätere König von Bayern, tritt nach Ableben seines Bruders, des Herzogs Karl August von Zweibrücken, die Regierung von Zweibrücken an.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 80 Samstag, 2. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Zunächst wurde wieder Afy Hallijon vorgerufen und über Richards Anwesenheit in ihres Vaters Hause an jenem Abende befragt. Jedes Wort von ihr mußte zwar gleichsam herausgezogen werden, aber ihre Aussage stimmte schließlich denn doch mit der Richards vollkommen überein.

„Warum haben Sie denn dem Richard den Einlaß verweigert, nachdem Sie ihm doch früher selbst ein Stelldichein auf diesen Abend gegeben?"

„Weil es mir so beliebte," erwiderte Afy.

„Sagen Sie den Geschwornen, warum es Ihnen so beliebt hat?"

„Nun ja — ich hatte gerade einen Freund, den Kapitän Thorn bei mir, und wollte den Richard nicht einlassen, damit die beiden jungen Leute nicht Streit mit einander begingen."

„Ist Ihnen bekannt, aus welchen Gründen Richard Hare die Flinte mitgebracht?"

„Er wollte sie meinem Vater borgen, dessen Flinte beim Waffenschmied zur Reparatur befindlich war. Den Tag vorher hörte ich auch, wie er den Richard um die Flinte ersuchte, und wie dieser sie ihm auch zusagte."

„Haben Sie das Gewehr vorsichtig an die Mauer gelehnt?"

„Ja, ich habe es ganz vorsichtig angelehnt."

„Haben Sie oder der Gefangene es hintendrein angerührt?"

„So viel mir bekannt ist, hat es keines von uns berührt. Es war dieß auch dieselbe Flinte, die hintendrein, aber ohne Ladung, neben meines Vaters Leiche gefunden wurde."

Der nächste Zeuge, der zur Vernehmung gelangte, war Otway Bethel, dessen Erscheinen nicht minder großes Aufsehen erregte, als das des frühern Zeugen. Er sagte ungefähr Folgendes aus: „Am selben Abende, an welchem Hallijohn umgebracht wurde, befand ich mich im Abteiwäldchen, und sah plötzlich den Richard Hare mit einem Gewehre am Arme, den Fußpfad entlang kommen.

„Hat Richard Hare Sie bemerkt?"

„Nein. Er konnte mich nicht sehen, weil ich mich rechts im Gestrüppe befand. Er ging geradezu auf das Häuschen los, und war eben im Begriffe, einzutreten, als Afy ganz entsetzt herausstürzte, und die Thürschnalle hinter sich zuzog, als ob sie ihn verhindern wollte, die Schwelle des Hauses zu betreten. Ein Wortwechsel entstand zwischen ihnen, jedoch war ich viel zu weit entfernt, um etwas von ihrem Gespräche zu hören. Dann nahm sie ihm die Flinte aus der Hand und ging wieder in das Haus zurück. Kurze Zeit darauf erblickte ich den Richard ziemlich weit vom Häuschen entfernt zwischen den Bäumen auf- und abgehen, als ob er Jemanden belauschte. Ich wunderte mich darüber, und begriff nicht, weßhalb er sich zwischen den Bäumen versteckte. Da hörte ich plötzlich einen Schuß, der ganz nahe beim Häuschen abgefeuert sein mußte und . . ."

„Halt, Zeuge! Konnte dieser Schuß von Richard Hare abgefeuert worden sein?"

„Unmöglich. Er befand sich wenigstens eine Viertelmeile weit vom Häuschen entfernt. Ich selbst befand mich demselben näher, als er."

„Fahren Sie fort, Zeuge."

„Ich hatte keine Idee, wer den Schuß abgefeuert haben mochte; um so mehr, da die Wilddiebe sich nie so nahe an Hallijohn's Häuschen gewagt. Ich begab mich sofort auf Rekognoszirung, und als ich dem Hause näher kam, stieß ich auf Kapitän Thorn, der aus demselben mit ängstlicher Miene herausprang. Er sah todtenbleich aus und war ungemein aufgeregt. Ich ergriff ihn am Arme und fragte ihn:

„Was gibt es denn? Haben Sie vielleicht den Schuß abgefeuert? Er . . ."

„Halt! Warum aber glaubten Sie denn, daß er den Schuß abgefeuert?"

„Weil er so aufgeregt und erschrocken war, daß Etwas vorgefallen sein mußte, konnte man an seinen stieren Blicken leicht erkennen. Als ich ihn am Arme ergriff, wurde er nur noch aufgeregter und wollte mich abschütteln; aber, ich bin ein starker Mann, und er hielt es daher endlich für das Klügste, sich mit mir in der Güte abzufinden."

„Halten Sie reinen Mund davon, Bethel," sagte er endlich, „es soll Ihr Schaden nicht sein. Das Ding ist nicht vorsätzlich geschehen, sondern wurde in

Digitized by Google

der Hitze der Leidenschaft verübt. Was hatte mich der Kerl zu beschimpfen? Ich habe ja dem Mädchen kein Leid zugefügt. Während er so sprach, nahm er mit der einen freigebliebenen Hand seine Brieftasche, zog eine Fünfzigpfundnote heraus und warf sie mir zu."

„Geschehene Dinge," fuhr er dann fort, „lassen sich nicht mehr ändern. Welchen Nutzen kann es Ihnen, Bethel, bringen, wenn Sie sagen, daß Sie mich hier gesehen? Wollen Sie also schweigen?"

„Ich nahm das Geld und sagte, ich werde das Maul halten. Ich hatte aber auch nicht die leiseste Idee davon, daß irgend Jemand umgebracht worden sei."

„Was haben Sie denn geglaubt, daß geschehen ist?"

„Ich hatte eigentlich keine Zeit, so recht daran zu denken; denn Alles dieß kam so rasch und so unerwartet über mich, daß ich gleichsam mit offenem Maule dreinschaute, als Thorn den Pfad entlang auf und davon lief. Unmittelbar darauf hörte ich wieder Fußtritte und schlich mich ängstlich hinter die Bäume. Es war Richard Hare, der dem Häuschen zustürzte, aber kurz darauf nicht minder aufgeregt und erschreckt zurückgelaufen kam. Ich war gerade in eine etwas freiere Stelle des Waldes gegangen und er sprach mich daher an und fragte mich, ob ich „diesen Hund" aus dem Häuschen laufen gesehen habe. Ich fragte, „welchen Hund?" und er erwiderte:

„Nun diesen eleganten Stutzer Thorn, welcher der Asy immer nachstellt."

„Ich leugnete jedoch entschieden, irgend Jemanden gesehen zu haben, worauf Richard seinen Weg fortsetzte und ich hinterdrein erfuhr, daß Hallisohn getödtet worden ist."

„Sie, Mr. Otway Bethel, haben also Bestechung dafür angenommen, um der strafenden Gerechtigkeit eines der schändlichsten Verbrechen zu verheimlichen?"

„Ich habe das Geld angenommen und schäme mich, es eingestehen zu müssen. Aber es geschah dieß ohne allen bösen Vorbedacht. Ich kann einen Eid darauf schwören, daß ich nie einen Heller angenommen hätte, wenn ich gewußt, welches Verbrechen ich verheimlichen sollte. Ich war allerdings damals in großer Geldklemme und der hohe Betrag, der mir geboten wurde, übte eine große Versuchung auf mich aus. Allein als ich den genauen Sachverhalt erfuhr und hören mußte, daß Richard Hare des Mordes angeklagt wurde, war ich über meine eigene That wie niedergeschmettert. Wie oft habe ich seitdem nicht jenes Geld verwünscht und Richards Schicksal lastete wie ein Alp auf meinem Gewissen."

„Sie hätten ja durch ein reuiges Geständniß diese Last von sich abwälzen können?"

„Zu welchem Zwecke? Es war zu spät. Ueberdieß war Thorn ganz verschollen und ich sah und hörte seitdem gar nichts mehr von ihm, bis er als Sir Francis Levison im vergangenen Frühling nach West-Lynne kam, um als Gegenkandidat Mr. Carlyle's aufzutreten. Richard Hare war ebenfalls verschwunden und ließ nichts von sich hören, so daß ihn die Leute für todt hielten. Wozu sollte ich also ein Geständniß ablegen? Vielleicht um mich selbst in Verdacht zu bringen? Ueberdieß hatte ich denn doch das Geld unter der Bedingung angenommen, reinen Mund zu halten und es war daher nur billig, daß ich Wort hielt."

Auch Bethel wurde einem strengen Kreuzverhöre unterzogen und mußte schließlich noch von dem präsidirenden Richter den Vorwurf anhören, daß er Jahre lang die Beweise von Richards Unschuld absichtlich verheimlicht.

„Ich muß dieß leider, Mylord, mit tiefster Zerknirschung zugeben."

„Was wußten Sie damals von Thorn?"

„Nichts weiter, als daß er Asy Hallisohn häufig besuchte. Bis zu jenem Abend hatte ich übrigens noch nie ein Wort mit ihm gesprochen, doch war mir sein Namen bekannt und auch er schien den meinigen gekannt zu haben, da er mich mit demselben ansprach."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Flensburg, 28. März.

Der zweite Ostertag, an welchem heute vor 16 Jahren die glorreiche Schlacht bei Schleswig geschlagen ward, ist abermals blutig aufgegangen für die preußischen wie für die dänischen Krieger. Es verlautete seit fünf bis sechs Tagen, daß die beiden Regimenter Nr. 8 und Nr. 18 — ersteres ist bekanntlich das Leibregiment, letzteres besteht aus Posenern und Schlesiern — den ersten Angriff auf die feindlichen Schanzen bei deren Erstürmung unternehmen sollten und deßhalb jetzt die vorgeschobenste Stellung inne hätten. Hinter ihnen in den bis gestern noch stehenden Häusern des Dorfes Düppel lag als Reserve das 35. Infanterieregiment. In der verflossenen Nacht wurde nun der Befehl ertheilt, die äußerste Vorpostenlinie bis auf eine Entfernung von 300 Schritt an die feindlichen Werke heranzuschieben. Man setzte sich in den Besitz dieser Position, ging aber dann auf ein Scheinmanöver der Dänen ein, welche einen fingirten Ausfall auf den linken Flügel der preußischen Stellung machten und, indem sie sich anscheinend den Rückzug abschneiden ließen, die beiden genannten Regimenter dicht an eine der Schanzen heranlockten. Zu spät erkannten letztere, daß dort eine größere feindliche Abtheilung in gedeckter Stellung verborgen lag, und es entspann sich ein blutiges Gemetzel, bei welchem die allzu verwegen vorgegangenen preußischen Truppen ziemlich bedeutende Verluste erlit-

Digitized by Google

ten. Die Gesammtzahl der Todten und Verwundeten mag etwa 250 betragen. Der Kommandeur des Leibregiments, Oberst v. Greiffenberg, ist schwer verwundet. Den schwersten Verlust — an 90 Mann — erlitt die 7. Kompagnie des Leibregiments; auch ist ein Zug vom 3. Pionierbataillon in die Hände der Dänen gefallen. Letztere verloren übrigens gleichfalls 62 Gefangene. Während des Gefechtes legte sich auch die Panzerbatterie „Rolf Krake" in den Wenningbund und beschoß mit Erfolg die preußische rechte Flanke. Das Schiff passirte die preußische Strandbatterie bei Gammelmark im todten Winkel und erhielt einige Schüsse in den Rumpf. Auch das 35. preußische Infanterie-Regiment kam schließlich als Reserve in den Kampf, der gegen 3 Uhr Nachts begann und erst nach 7 Uhr Morgens beendigt war. Sämmtliche Häuser des Dorfes Düppel und mehrere Höfe in Satrup sind abgebrannt.

Gravenstein, 30. März.

Gestern Nacht war Ruhe. Von den verwundeten Offizieren ist Lieutenant Bescherer bereits amputirt. Der Gesammtverlust beträgt 136. Vermißt 30. „Rolf Krake" wurde mindestens von 8 Kugeln getroffen. Das Befinden des verwundeten Oberstlieutenants v. Greiffenberg gibt Hoffnung. Das Gefecht ist stellenweise sehr blutig gewesen, da sich die Dänen nachdrücklich vertheidigt haben. Auf unserer Seite ist der Premier-Lieutenant v. Eckardstein, Kompagnieführer im Leib-Regiment, schwer verwundet; unser sonstiger Verlust läßt sich noch nicht übersehen. Die Transporteure der Gefangenen melden, daß unsere Offiziere im Handgemenge überall voran gewesen wären."

* * *

Der „N. P. Ztg." wird noch folgender Bericht von der Affaire vom 28. d. gesandt: Die Regimenter 8 und 18 (Brigade Raven), welche die Vorposten auf unserem rechten Flügel vom Wenningbund bis vorwärts Düppel hatten, erhielten in letzter Nacht den Befehl, bis auf eine bestimmt bezeichnete Linie vorzurücken und sich daselbst festzusetzen. Um 4 Uhr Morgens setzten sie sich in Bewegung, 4 Kompagnien vom 18. Regiment südlich, 7 Kompagnien vom Leibregiment nördlich der Sonderburger Chaussee, griffen, ohne einen Schuß zu thun, den Feind mit dem Bajonnet an, warfen ihn und nahmen die vorgeschriebene Position ein. Sehr bald kehrte der Feind verstärkt zurück, unsere Leute gingen ihm mit dem Bajonnet entgegen, brachten ihn in Unordnung, nahmen ihm über 60 Gefangene ab und drangen, da der Dunkelheit wegen die höheren Führer die Gefechte im Einzelnen nicht übersehen und leiten konnten, in der Hitze der Verfolgung bis unmittelbar an die Schanzen vor, und waren auf dem besten Wege, sie auf eigene Hand mit Sturm zu nehmen. Mittlerweile aber war der Tag angebrochen, und „Rolf Krake", begleitet von einem Kanonenboot, fuhr mit voller Dampfkraft in den Wenningbund und eröffnete gegen die Flanke und den Rücken der Kompagnie des 18. Regiments ein solches Feuer von Kartätschen, Granaten und Shrapnels, daß ihre Position, die nun auch aus den Schanzen beschossen wurde, nicht mehr zu halten war. Ein gleichzeitiges heftiges Feuer aus den nördlichen Schanzen nöthigte nun auch die Kompagnien des Leibregiments, welche den Stützpunkt für ihren rechten Flügel verloren hatten, zurückzugehen, um so mehr, da gegen den linken Flügel eine Feldbatterie auffuhr. Bei diesem Zurückgehen unter dem wirksamsten feindlichen Feuer in Front und Flanken konnte es nicht fehlen, daß unsere Truppen einen leider nicht unerheblichen Verlust erlitten. Auf der ihnen von Vornherein als Ziel bezeichneten und in der Hitze des Gefechts so weit überschrittenen Linie machten sie jedoch wieder Front und haben diese Linie auch behauptet, auf dem rechten Flügel, wo sich die Truppen in Schützengräben logirt haben, bis auf halbe Kanonenschußweite an die Schanzen hinan.

Ein Ehedrama.

Vor dem Polizeigerichtshofe von Cincinnati spielte zu Anfang dieses Monats ein höchst originelles Ehedrama. Vor etwa fünf Jahren verließ ein Bewohner jener Stadt, Eduard Carey, seine schöne junge Frau und drei blühende Kinder, und begab sich nach Kalifornien, um in den dortigen Goldminen sein Glück zu machen. In der ersten Zeit nach seiner Ankunft daselbst schrieb er häufig an seine Frau und sandte ihr Geld. Plötzlich aber hörte jede Korrespondenz auf, und nach einigen Wochen gingen in Cincinnati zwei Briefe ein, welche übereinstimmend meldeten, daß Carey in einer Mine getödtet worden sei. Nach Verlauf dreier Jahre machte Pauline, die hinterbliebene Wittwe, die Bekanntschaft eines Italieners, Joseph Reibe, und verheirathete sich mit diesem. Die Ehe war eine vollständig glückliche, aber das Glück sollte nur von kurzer Dauer sein.

Sonntag, am 21. Februar ds. Js., als die Glocken eben zur Kirche riefen, kehrte Carey, der Todtgesagte, in seine Heimath zurück und erkundigte sich bei den Nachbarn seiner früheren Wohnung, was aus seiner Frau und seinen Kindern geworden sei. Man glaubt ein Gespenst vor sich zu haben und zögert mit der Antwort, theilt ihm aber schließlich mit, was geschehen war. Carey will es nicht glauben, läßt sich die Wohnung der jungen Eheleute bezeichnen und klopfte an deren Thür. Der Italiener erscheint und fragt nach seinem Begehr. „Wohnt nicht Frau Reibe hier?" fragt Carey. „Ja wohl, mein Herr, treten Sie gefälligst näher." — „Sie haben wohl die Güte, ihr zu sagen, daß ein Fremder sie sprechen will." — „Gewiß." Der Italiener geht hinaus und ruft seine Frau. Lächelnd erscheint gleich darauf Pauline. Sie erblickt

Digitized by Google

den Fremden und sinkt mit dem Rufe: „Großer Gott! — Eduard Carey!“ — ohnmächtig zu Boden. Beide Männer eilten ihr zu Hülfe.

Sobald sie wieder zu sich gekommen, theilte Carey dem Italiener mit, daß er der erste rechtmäßige Gatte Paulinens ist und nur deßhalb so lange nichts habe von sich hören lassen, weil er von Indianern gefangen gehalten worden sei. Reibe ließ ihn ruhig ausreden, und erklärte dann, Pauline sei auch *seine* rechtmäßige Frau und er werde *nicht* auf sie verzichten. Man wird hitzig. Carey zieht einen Revolver hervor und richtet ihn mit der Drohung auf Reibe, daß er ihn niederschießen werde, sofern er nicht *sofort* das Feld räume. Der Italiener entfernt sich, erhebt aber sofort Klage gegen Carey wegen Hausrechtsverletzung und versuchter Tödtung. Carey wird verhaftet. Er erzählt nun vor Gericht seine Erlebnisse, weist die Anklage von sich und behauptet, daß die Wohnung seiner Frau auch die seinige sei, aus der er jeden „Eindringling“ beliebig entfernen könne. Reibe dagegen behauptet, seinen Trauschein vorzeigend, er sei der legitime Gatte Paulinens.

Der Richter (sich an die schluchzende Frau beider Männer wendend): Ist einer dieser beiden Männer Ihr Ehegatte?

Pauline (heftiger schluchzend): Sie sind es Beide. (Gelächter.) Als ich hörte, daß mein erster Mann todt sei, habe ich den zweiten geheirathet. Ich habe Carey heiß geliebt, so lange ich ihn lebend glaubte, und ich habe auch eine große Zuneigung zu Reibe, der mir stets ein vortrefflicher Gatte war.

Der Richter: Aber was wollen Sie nun thun? — Wollen Sie mit Ihrem ersten oder Ihrem zweiten Gatten leben, der dieß nur durch einen von Ihnen gänzlich unverschuldeten Irrthum geworden ist.

Pauline: Ich halte mich verpflichtet und wünsche mit meinem ersten Mann Eduard Carey zu leben.

Die nun folgende Scene läßt sich nicht beschreiben. — Eduard und Pauline stürzten einander in die Arme, während Reibe Anfangs ganz versteinert dasteht, endlich aber in konvulsivisches Schluchzen ausbricht. Der Richter bezeigt ihm seine Theilnahme, empfiehlt ihm aber, die Ruhe der beiden Gatten, die sich so glücklich wiedergefunden haben, nicht ferner zu stören. Carey gibt seiner Frau den Arm und führt sie in seine neue Wohnung. Der arme Reibe kehrte traurig in die seinige zurück, wo er sich nun allein behelfen muß.

Mannigfaltigkeiten.

[*Palastbrand in Nagapur.*] Der Palast des Radscha von Nagapur in Indien ist bis auf den Erdboden abgebrannt, und der Schaden beläuft sich vermuthlich auf nicht weniger als zwölf Lak Rupien oder 120,000 Pfd. Sterl. Das Gebäude war früher von kleinen Hütten umgeben, die aber vor einiger Zeit glücklicherweise weggeräumt worden waren, so daß die Feuersbrunst nicht weiter um sich griff und die Stadt Nagapur verschont blieb. Wie der Brand entstanden ist, weiß man nicht. Eine unzählige Menschenmenge versammelte sich um den Palast und rief die Feuergottheit an, obwohl man denken sollte, sie hätten dieser schon genug gehabt, und besser die Wassergottheit zu Hülfe gezogen. Der Palast, etwa hundertundfünfzig Jahre alt, war trocken wie Zunder, und die Säulen mit ihrem feinen Holzschnitzwerk, der einzigen Schönheit des Gebäudes, gaben bald nach, worauf denn der ganze Bau zusammenstürzte. Die Eingebornen warfen Blumen und Ghi (zerlassene Butter) in die Flammen, um den Feuergott zu versöhnen; dieser aber schien durch die Spende nur noch zu höherem Auflodern begeistert, und die Zuschauer riefen bebend aus: „Die Götter zürnen uns!“ Endlich kam ein Trupp englischer Soldaten mit Feuerspritzen an, aber post festum Vulcani, und die Europäer fanden alle ihre Anstrengungen vergebens. Der Radscha stand die ganze Zeit hindurch unter den Zuschauern, und sah in tiefster Gemüthsruhe zu, wie die Wiege seiner Väter ein Raub der Flammen wurde; keine Miene verzog sich in seinem Antlitze.

Einer der Gründer der Eidgenössischen Bank, Baron Buttlar, ist als gemeiner Schwindler angeklagt. Er hatte einer Dame in Frankfurt etwa 170,000 fl. abgeschwatzt und war verschwunden. In Bern zeichnete er 3000 Aktien oder $1^1/_2$ Millionen Franken zur eidgenössischen Bank und zahlte eine Einkommensteuer von — fünf Franks.

Logogryph.

1 2 3 4 sind luftig leichte Wesen;
3 2 1 4 kannst hören du und lesen;
3 2 4 1 4 trennt, was vereint;
2 3 3 4 der Spieler brauchen mag;
Und Mancher freut sich, wenn der Tag
Der 1 2 1 4 erscheint.

Auflösung des Räthsels in Nro. 77:
Tenne.

Geschichtskalender. 2. April 1813. Schlacht bei Lützen und Groß-Görschen; Prinz Leopold von Hessen-Homburg fällt. — Einnahme von Halle durch Bülow.

2. April 1814 wird Napoleon vom französischen Senate des Thrones entsetzt.

Redaktion: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitzmann'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 81 Montag, 4. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Hiermit war die Anklage geschlossen und der Vertheidiger des Angeklagten hielt eine glänzende Rede, in welcher er den Nachweis zu liefern suchte, daß bisher der Beweis von Sir Francis Levisons Schuld noch immer nicht geliefert worden sei. Auch sei durchaus noch nicht bewiesen worden, daß die Katastrophe nicht die Folge eines bloßen Zufalls gewesen. Ein in einem kleinen Stübchen an die Wand gelehntes Gewehr könne leicht von selbst losgehen und sollten die Geschwornen daher nicht allzurasch an die Schuld des Angeklagten glauben, sondern bei Fällung ihres Spruches den jedenfalls obwaltenden Zweifel in Rechnung ziehen.

„Er wolle," fügte er hinzu, „keine Zeugen vorrufen, nicht einmal um den Charakter des Angeklagten in ein besseres Licht zu stellen."

Die Geschwornen verzogen bei der Erwähnung von Levison's Charakter den Mund zu einem Grinsen und nur der präsidirende Richter blieb ernsthaft genug, um den Advokaten ruhig weiter reden zu lassen.

Nachdem auch noch der Richter den ganzen Fall summarisch wiedergegeben, zogen sich die Geschwornen zurück, um über ihr Verdikt zu berathen.

Nach kaum einer Viertelstunde, erschienen die Geschwornen wieder im Gerichtssaale.

Richard nahm seinen Sitz ein, und auch der Angeklagte wurde wieder auf die Anklagebank geführt.

Er sah marmorbleich aus und strich in seiner nervösen Aufregung das Haar immer in der von Richard Hare beschriebenen Weise aus der Stirne zurück.

„Meine Herren Geschwornen, lautet Ihr Wahrspruch auf schuldig oder nicht schuldig?"

Eine Todtenstille herrschte im Saale. Der Angeklagte schnappte fast konvulsivisch nach Luft.

Endlich sprach der Obmann der Geschwornen:

„Auf schuldig, doch wünschen wir ihn der Gnade des Gerichtshofes zu empfehlen."

„Aus welchen Gründen?" fragte der Lord Oberrichter.

„Weil der Gefangene nach unserem Dafürhalten, Mylord, die That nicht vorerst bedacht, sondern dieselbe ist vielmehr das Ergebniß einer leidenschaftlichen Aufregung des Momentes."

Der Richter hielt inne und zog aus der Tasche seiner weiten Robe ein unheimlich aussehendes schwarzes Käppchen hervor.

„Gefangener vor den Schranken des Gerichtshofes! Haben Sie etwas dagegen vorzubringen, daß das Todesurtheil über Sie verhängt wird?"

Der Gefangene raffte sich gewaltsam von seinem Hinbrüten auf. Die Todtenblässe seines Gesichtes machte einer Scharlachröthe Platz und er sprach:

„Nur eines hätte ich zu bemerken, Mylord. Die Geschwornen, indem sie mich der Gnade Ew. Lordschaft empfohlen, haben den Sachverhalt ganz so aufgefaßt, wie er sich wirklich verhalten. Daß Hallijohn durch meine Hand umgekommen, will ich nach den vorliegenden Beweisen nicht länger mehr in Abrede stellen. Aber die That geschah nicht mit Vorbedacht. Als ich jenes Mädchen, die Asy, verließ, und in das Häuschen zurückging, um meinen dort vergessen gehabten Hut zu holen, hatte ich so wenig Absicht, irgend Jemand ein Leid zuzufügen, als ich es jetzt habe. Asy's Vater begann einen Streit mit mir, in dessen Folge die traurige Katastrophe sich ereignete. Das ist der wahre Hergang der Sache, aber es war durchaus kein vorsätzlicher Mord, Mylord."

Der Gefangene schwieg. Der Richter bedeckte sich mit dem schwarzen Käppchen, kreuzte die Hände übereinander und sprach dann mit feierlichem Tone:

„Gefangener vor den Schranken des Gerichtshofes! Sie sind durch bestimmte und beglaubigte Zeugenaussagen des Verbrechens des vorsätzlichen Mordes überwiesen worden. Die Geschwornen haben Sie schuldig gesprochen und ich schließe mich ihrem Wahrspruche an. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie diesem unglücklichen harmlosen Manne das Leben geraubt. Sie haben die That überdieß selbst eingestanden. Es war dieß eine schändliche, barbarische und boshafte That. Ich will die näheren Umstände derselben hier nicht untersuchen. Es mag auch sein, daß er Sie dazu durch Worte gereizt, aber keine Provokation dieser Art rechtfertigt es, daß Sie die Flinte ergriffen und ihn gleich niederschießen. Ihr Vertheidiger hat geltend gemacht, daß Sie als Gentleman und Mitglied der englischen Aristokratie Berücksichtigung verdienen. Ich gestehe, daß mich eine solche Doktrin sehr überrascht."

„Nach meinem Dafürhalten verschlimmert gerade Ihre Lebensstellung das Verbrechen, welches Sie begangen, und habe ich darum auch immer behauptet, daß, wenn sich ein Mann, der die Vortheile der Erziehung und des Reichthums besitzt, vergeht, er weit weniger Berücksichtigung verdient, als der arme, einfältige und ungebildete Mensch. Gewisse Momente der Zeugenaussagen lauten entschieden gegen die Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters. Sie haben der Tochter jenes Mannes in unehrenhafter Weise nachgestellt und kontrastirt in dieser Hinsicht Ihr Benehmen ganz auffallend mit dem Richard Hare's, der gleichfalls ein Gentleman ist und dem Mädchen dennoch in ehrenhafter Weise zugethan war. Im Verlaufe dieses Liebeshandels tödten Sie den Vater des Mädchens, stellen ihr aber darum nicht minder nach und verfolgen Sie bis zu ihrem moralischen Ruin, indem Sie sie gleichzeitig über das Vorgefallene in Unkenntniß zu halten suchen und einem Andern die Last Ihres Verbrechens aufbürden. Ich will übrigens auf diesen Punkt nicht weiter eingehen, da Sie sich hier nicht dieser Handlung wegen zu verantworten haben. Ungewarnt und unbemitleidet haben Sie jenen Mann in ein frühzeitiges Grab gestürzt und werden nun dieses Verbrechen mit Ihrem Leben abzubüßen haben. Die Geschwornen haben Sie der Gnade empfohlen. Diese Empfehlung wird auch an die gehörige Stelle befördert werden, doch dürfen Sie sich über den Werth derselben keiner Täuschung hingeben, indem die Geschwornen ihrem Wahrspruche häufig eine solche Empfehlung beifügen, ohne daß dieselbe an geeigneter Stelle Beachtung finden kann. Ich muß Sie daher allen Ernstes auffordern, die kurze Spanne Zeit, die Ihnen vielleicht noch verbleibt, der Reue zu widmen und diejenigen, die Sie gekränkt, um Vergebung zu bitten."

„Ihre Vergangenheit ist Ihnen wohl am Besten bekannt, aber auch die Welt weiß so Manches davon. Doch ist oben Vergebung für den Schuldigsten zu finden, wenn man sie nur ernstlich sucht. Es ist nur noch meine Pflicht, den strengsten Urtheilsspruch des Gesetzes über Sie auszusprechen und ich thue dieß auch, indem ich sage, der Urtheilsspruch lautet, daß Sie aus Ihrem Kerker nach dem Hinrichtungsplatze gebracht, dort am Halse an den Galgen gehängt und so lange hängen bleiben sollen, bis Sie mit dem Leben abgegangen. Und nun möge Gott der Allmächtige Gnade mit Ihrer unsterblichen Seele üben. Amen."

Der Gerichtssaal wurde geleert. Der Prozeß des Tages war zu Ende und der nächste Fall wurde in Verhandlung genommen. Dieß betraf die Lossprechung Richard's von dem früher über ihn ausgesprochenen Verdikt. Das Publikum strömte sogleich wieder in den Saal und legte das lebhafteste Interesse für Richard an den Tag.

Das Ganze war übrigens eine reine Formalität, denn es wurden keine Zeugenaussagen gegen ihn vorgebracht. Der arme, mißhandelte und fast zu Tode gehetzte Richard wurde auf Befehl des Gerichtshofes von dem früheren Verdikt förmlich losgesprochen und war nun wieder ein freier Mann.

Die auf diese Ehrenrettung folgende Szene war herzergreifend. Fast die Hälfte der Anwesenden hatte den armen Richard in der Jugend gekannt, und wenn auch so mancher später einen Stein auf ihn warf und seine Schuld unbarmherzig verdammte, so sprach sich doch eine so allgemeine Herzlichkeit und Theilnahme für ihn aus, daß der arme Richard von den zärtlichen Liebkosungen und herzlichen Umarmungen der Anwesenden schier erdrückt wurde. Alle Welt wollte ihm die Hand drücken und Jedermann beeilte sich, ihm Glück zu wünschen. Mit vieler Anstrengung riß sich der tief gerührte Richard endlich los und stürzte voll kindlicher Ergebenheit auf den strengen Papa zu, der alle Würde und allen offiziellen Ernst bei Seite lassend in Thränen ausbrach und schluchzend, wie ein kleines Kind, etwas zwischen den Zähnen brummte, das beiläufig so lautete, daß auch er der Verzeihung und Vergebung seines Sohnes bedürfe.

„Theurer Vater!" rief Richard mit thränenfeuchten Augen. „Alles ist längst vergessen und vergeben. Wie glücklich werden wir nun alle vereint sein."

Der gute Richter Hare zuckte zusammen und ehe man sich versah, sank er zusammen und fiel dem würdigen Oberst Bethel auf die Schulter. Ein Schlaganfall hatte ihn gerührt.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Von einem Augenzeugen des Kampfes der Brigade Raven am 28. d. bringt die „N. Pr. Ztg." noch eine Schilderung, der wir das Folgende entnehmen: Der Augenzeuge fuhr von Gravenstein über Apbüll und Nübel dem Noer entlang bis zur Büffelkoppel, einem sehr bescheidenen Gehölz, wie er sich ausdrückt, mit einem Passierschein an den Posten vorbei (die Korrespondenten der „Kreuzzeitung" sind also nicht vom Kriegsschauplatz fortgewiesen!) Bei Freudenthal schon beginnt der eigenthümlich singende oder metallisch vibrirende Ton der Vollkugeln und das zischende Schrillen der Granaten über den Köpfen. Der Korrespondent begibt sich nun von der Chaussee rechts durch das hart gefrorne Feld auf eine in die Augen fallende Höhe. Fortwährend speit die lange dunkle Linie, die sich von der mondbeglänzten Fläche des Wenningbundes scharf abhebt, Feuerströme aus; auch Kleingewehrfeuer sehen wir vor uns blitzen; die Gra-

Digitized by Google

naten einschlagen und krepiren; da summt eine Vollkugel zur Rechten hoch durch die Luft und schlägt hinter uns ins Feld ein. Es ist gegen 5 Uhr Morgens, die Dämmerung ist bereits eingetreten und mischt sich mit dem Mondlicht. Ein scharfes Feuer auf der ganzen noch immer nicht zu unterscheidenden dunkeln Linie. Vor uns erkennen wir jetzt eine aufsteigende zweite Höhe und meinen, die würde sich noch besser zur Uebersicht des Gefechts eignen; der Vorschlag oder die Anfrage wird aber von einem Offizier, der auf einem Erdaufwurf steht, mit lautem Gelächter begrüßt. „Aber was wollen Sie denn noch, meine Herren? Das sind ja eben die Düppler Forts!" Jetzt kann man sich nach der dazu sehr brauchbaren, bei Schropp erschienenen Karte auch vollständig orientiren; denn da drüben, etwa 2000 Schritt entfernt, hebt sich vom Horizont auch die „Düppeler Mühle" ab, und in der Morgendämmerung zeichnen sich jetzt klar vor uns die berüchtigten und berühmten Schanzen oder vielmehr Forts; denn diese vollständige Bezeichnung verdienen sie weit mehr. Da wird links, wo wir schon lange das Aufsteigen von Rauch bemerkt, es aber für das Krepiren von Granaten gehalten haben, unsere Aufmerksamkeit gefesselt. Eine Feuersäule wälzt sich hoch und qualmend zum Morgenhimmel empor, die Dänen haben von dem Fort 5 oder 6 her Oster-Düppel in Brand gesteckt. Draußen auf der Höhe der See, an der Südküste von Alsen, macht sich auf einmal ein Rauch bemerkbar; Anfangs sieht es aus wie eine zerfließende Wolke, aber er wächst und kommt mit jeder Minute näher — das Glas zeigt bereits, daß es ein Schiff ist. Drei Masten, rechts und links vom Schornstein ein niederer runder Thurm, das Schiff tief im Wasser, — richtig, es ist der „Rolf Krake", und da quillt auch bereits aus dem hohen bergartigen Ufer an der Südseite des Wenningsbundes ein weißer Rauchstrom — die berühmte Feldzeugmeister-Batterie mit ihren beiden Nachbarn hat das Feuer begonnen. Alle Augen, bewaffnet und unbewaffnet, sind jetzt dahin gerichtet. Aber ruhig, als kümmere es sich gar nichts um die eisernen Grüße, setzt das unheimliche Schiff seinen unheimlichen Lauf fort, etwa 300 Schritte von der Küste an dieser entlang, und plötzlich quillt eine weiße Wolke aus den Flanken, Blitze sprühen hindurch und eine volle Lage Kartätschen rasselt herauf über das Gelände. Vom Schiffe werden die aus dem Gefechte zurückkehrenden Truppen und die vor den Schanzen in Entfernung von etwa 90—100 Schritte von den Pionieren (3. Abtheilung) eingegrabenen Schützen mit einem Kartätschenhagel überschüttet, der nur mit schweren Kugeln abwechselte, wenn das Schiff den Spiegel dem Ufer zukehrte. Am Bugspriet wehte ein Danebrog.

Von den gezogenen Batterien her wurde wiederholt gefeuert, einmal schien das Panzerschiff auch scharf getroffen, denn es gab einen hellen, scharfen, bis zu uns hörbaren Klang, aber der „Rolf" kümmerte sich vorläufig nicht um die Batterie und feuerte nur gegen unser Ufer. Die Pioniere waren schon seit einer halben Stunde zurück — die Schützen, wie erwähnt, bis auf 90 Schritt vor der Schanze eingegraben. Die Disposition war im Allgemeinen folgende: Der rechte Flügel der Brigade Raven schiebt sich mit ihren Vorposten so weit vor, daß sie bei Tagesanbruch 3—400 Schritt vor den Schanzen stehen und sich eingraben. Schon um 5 Uhr trafen wir die ersten Verwundeten, die aus dem Gefecht vor dem Forts Nr. 1 und 2 von den Krankenträgern, von denen einer selbst dabei verwundet wurde, zurückgeführt oder getragen wurden. Mancher schmerzliche Anblick war darunter. Nach 6 Uhr kamen auch die Generale v. Manstein und v. Raven auf dieser Linie aus dem Gefecht zurück. Nachdem das Panzerschiff von 6—7 Uhr gegen das diesseitige Ufer kanonirt hatte, wendete es plötzlich und ging mit voller Dampfkraft am südlichen Ufer des Bunds dicht unter unseren Batterien hin, so daß diese im stumpfen Winkel es nicht erreichen konnten, und gab ihnen einige Schüsse. Ich war unterdeß nach der Chaussee zurückgekehrt und ging jetzt nach Kirch-Düppel und durch dieses nach der dortigen Angriffslinie und Westerdüppel vor. Eben wurde der Lieutenant Bescherer verbunden, dem das Knie zerschmettert ist. Lieutenant v. Seckendorff, den man auf Vorposten gefallen glaubt, wird noch vermißt. In der Nähe auf dem Kirchhof ist 1848 sein Vater gefallen. Noch gestern Abend hatte er geäußert: „Er wünsche nur Sonderburg zu erreichen, um das Grab seines Vaters dort besuchen zu können!" Lieutenant Frhr. v. Eckardstein ist im Oberschenkel und an der linken Hand schwer verwundet, Oberstlieutenant v. Greiffenberg schwer durch die Kinnlade geschossen. Lieutenan Rasper, Hauptmann Schulz vom 18. Regiment leicht verwundet. Siebenzehn Soldaten (Infanterie und Pioniere) an den Schießgruben rechts sind in die Hände des Feindes gefallen. Die Mannschaften haben sich prächtig geschlagen, an vielen Orten kam es zum Handgemenge mit Bajonnet und Kolben.

Mannigfaltigkeiten.

[Cajetan Sweth, der „Dönninger" †.] Wir haben bereits den am 21. März ins Innsbruck erfolgten Tod des Adjutanten Andreas Hofer's, Cajetan Sweth, erwähnt. Geboren am 18. August 1785, führte er als Baderlehrling, Ziegenhirt, Bauernknecht, Postillon und Student ein sehr abenteuerliches Jugendleben, bis er 1809 von Salzburg vor den Franzosen nach Tyrol entfloh, um hier Kapuziner zu werden. Da er nicht sogleich Aufnahme fand, strolchte er im Land herum und wollte endlich nach Oesterreich zurückkehren. Andreas Hofer, von dem er einen Paß verlangte, meinte

Digitized by Google

jedoch: er brauche keinen, er solle dableiben und mitmachen. Von jetzt an blieb er ein treuer Gefährte Hofers, von dem er den Spitznamen Dönninger erhielt, und diente ihm als Schreiber. Nach dem unglücklichen Ende des Aufstandes verbarg er sich mit ihm auf der Kellerlahn, wurde dort ergriffen, und nach schrecklichen Mißhandlungen in die Festung Mantua geschleppt. Er theilte mit Hofer den Kerker; der herkulische Mann trug ihn, um sich Bewegung zu machen, hie und da auf den Armen herum, und sagte gelegentlich einmal: „Wenn meine Kinder gehen konnten, hab ich sie nicht mehr getragen; aber dich trage ich jetzt doch, denn du bist mir lieb worden wie mein eigen Kind. Schenkt mir Gott das Leben, so will ich von deiner Treue reden, daß du mir bis ins Gefängniß gefolgt bist. Muß ich sterben, so will ich im Himmel droben für dich beten, daß es dir auf Erden gut geht, und du auch einmal hinaufkommst." Er wurde zum Tode geführt. Ein Priester überbrachte dem armen Sweth Hofers Geld und einen Zettel, auf dem mit Bleistift geschrieben stand: „Lieber Cajetan, empfange hier das letzte Vermögen, das ich habe, leb wohl und bet für mich, denn um 11 Uhr muß ich heute sterben." Sweth wurde nach Elba geschleppt, dort zwangsweise einem Fremdenbataillon eingereiht, zu Livorno desertirte er jedoch und entrann nach Imola, wo er sich 1814 an die Oesterreicher anschloß. Er gelangte nach Wien, später wurde er nach Innsbruck zur Staatsbuchhaltung versetzt, und starb hochbetagt am 21. v. Mts. Möge ihm sein Wunsch, neben Hofer, dem er bis zum Tod treu war, zu ruhen, gewährt werden!

[Eine sinnreiche Flucht.] Im Libby-Gefängniß zu Richmond waren gegen Ende vorigen Jahres 115 Offiziere der Unionsarmee eingesperrt, welche, nachdem kurz vorher zwei andere Gefangene entwichen waren, mit der äußersten Strenge bewacht wurden. In einem verhältnißmäßig engen Raume zusammengedrängt, bot den Offizieren sich schreckliche Aussicht, gleich Vielen ihnen vorausgegangener Unglücksgefährten langsam zu verschmachten; zumal in Richmond der Mangel an Lebensmitteln bereits eine furchtbare Höhe erreicht hatte. In dieser Lage verfiel einer der Offiziere auf den sinnreichen Einfall, sich einen unterirdischen Weg zur Flucht zu bahnen und sein Vorschlag wurde sofort in Ausführung gebracht. Die Gefangenen begannen die Arbeit an dem Tunnel in der Neujahrsnacht. Sie wechselten bei der Arbeit ab. Jeder nahm einen Sack mit sich in die Höhle, füllte ihn mit Erde und reichte ihn dann zurück, wo Andere standen, die ihn ausleerten. Der Tunnel war 50 Fuß lang und weit genug zum Durchkriechen. Dienstag Nacht, den 9. Febr., entkamen 115 Offiziere durch ihn ins Freie. Ein älterer Offizier, der etwas beleibt war, mußte mit Stricken herausgezogen werden. Die Gefangenen zerstreuten sich dann. Sie versuchten sich in Richmond nicht zu verstecken, mischten sich, da sie Zivilkleider trugen, unter die Volkshaufen, betheiligten sich an dem Lärm, als die Flucht bemerkt wurde, und entgingen so den Beobachtungen. Als sie ins Freie gekommen, wanderten sie bei Nacht. Sie lebten von Stücken Kornbrod, die sie für diesen Zweck seit längerer Zeit zurückgelegt hatten. Am 22. Febr. langten die Meisten von ihnen im Fort Monroe an, wo sie von ihren Kameraden mit Jubel empfangen wurden.

In einer der letzten Sitzungen des französischen Senats, welche sich mit sonst für das Ausland gleichgültigen Petitionen beschäftigte, kam ein Gesuch von allgemeinerem Interesse vor. Es handelt dieses Gesuch von einer Veränderung in der Anfertigung der Reibzündhölzchen, wodurch dieselben weniger entzündlich werden. Bekanntlich macht sich die Leichtigkeit, mit der man mittelst Zündhölzchen Feuer machen kann, sogar in den kanadischen Wäldern bemerklich, wo die Waldbrände sich häufen, seit die Indianer, eben wegen der Leichtigkeit, mit der es geschehen kann, bei jedem Ruheplatz Feuer machen. Ebenso mehren sich in Folge der Reibhölzchen auch die Feuersbrünste inmitten der Zivilisation. Deßhalb unterstützte der Senator Dumas den Vorschlag, die Petition dem Minister der öffentlichen Arbeiten zu unterbreiten. Hr. Dumas gab an, daß die Zahl der Feuersbrünste, welche in Frankreich im Jahr 1832 nur 2200 betrugen, im Jahr 1852 schon auf 10,700 gestiegen waren, und daß im Jahr 1863 die durch Zündhölzchen erregten Feuersbrünste 43 betrugen, von denen 24 von Kindern zwischen 4 und 7 Jahren veranlaßt wurden.

Das auf dem Rathhausplatze in Brüssel zu errichtende Monument der Grafen Egmont und Horn wird am 296. Jahrestage ihrer Enthauptung (am 5. Juni) enthüllt werden. Die Doppelstatue, welche der dortige tüchtige Bildhauer Fraikin modellirt, kommt nicht mitten auf den Platz, sondern vor das maison du roi, von dessen Balkon soll der Herzog von Alba der Hinrichtung der beiden niederländischen Edlen beigewohnt haben.

Geschichtskalender. 4. April 1799 hebt Kaiser Franz II. die Friedensunterhandlungen mit Frankreich auf.

4. April 1813. Der französische Nachtrab bei Caldiz wird zurückgeworfen.

Redakteur: Gustav Pfeffer. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 82 Dienstag, 5. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Das Sterbezimmer.

Neben William Carlyle's Sterbebett kniete Lady Isabella. Seine Zeit war herangerückt und der Knabe schien mit seinem Schicksal ganz ausgesöhnt zu sein. Gott erweist sich gnadenvoll bei sterbenden Kindern. Es ist staunenswerth, wie leicht sie, wenn die geeigneten Mittel angewendet werden, dahingebracht werden können, an die bevorstehende unbekannte Fahrt eher mit Vergnügen, als mit Angst zu denken.

Die hektische Röthe, das untrügliche Merkmal dieser Krankheit, war bereits von seinen Wangen verschwunden, die Züge waren bleich und abgezehrt, seine Augen groß und hell. Das seidenfeine braune Haar war über seine Schläfe zurückgestrichen und seine kleinen heißen Händchen hingen aus dem Bette heraus.

„Es wird wohl nicht mehr lange dauern, Madame Vine, nicht wahr?"

„Was denn, mein liebes Kind?"

„Ich meine, bis sie alle nachkommen, Papa, Mama, Lucy und alle übrigen."

Ein eifersüchtiges Gefühl durchzuckte ihr wundes Herz. Wie! war sie ihm gar nichts? „Wünschest Du denn nicht, daß auch ich zu Dir käme, William?"

„Gewiß, ich wünsche und hoffe es. Aber glauben Sie, daß wir im Himmel jeden, oder nur unsere Verwandten kennen werden?"

„O, liebes Kind, ich denke da gibt's keine Verwandten, wie wir sie hier nennen. Wir können indeß Alles getrost unserm lieben Gott überlassen."

William lag, seine Blicke aufwärts gen Himmel gerichtet und anscheinend in tiefes Nachdenken versunken. Ein reiner heiterer blauer Himmel, von welchem die heiße Julisonne in versengenden Strahlen niederströmte, erquickte den Sterbenden. Sein Bettchen ward auf seinen Wunsch ganz nahe ans Fenster geschoben, da pflegte er sich aufzurichten und sich in die weit ausgedehnte Aussicht der reizenden Landschaft zu verlieren. Das Fenster war jetzt offen, und die Schmetterlinge und Bienen flatterten und summten im Sonnenlicht.

„Ich möchte wohl wissen, wie es dort sein wird," sprach er nachsinnend, „da wird zu sehen sein die große, schöne Stadt, mit Thoren aus Perlen mit Edelsteinen besetzt, und die Straßen von Gold. Und da wird ein Bach fließen, so durchsichtig und klar, und Bäume mit den labenden Früchten und duftenden Blättern und die schönen, lieblichen Blumen alle, und da wird auch sein Musik, Harfenklang und Gesang. Und was wird noch da sein?"

„Alles, was wünschenswerth und schön ist, William."

Wieder eine kleine Pause.

„Madame Vine. Wird Jesus mich selbst abzuholen kommen, oder nur seinen Engel schicken?"

„Jesus hat versprochen, all' die Erlösten, die in Liebe seiner harren, abzuholen."

„Ja, ja, und dann würde ich für immer glücklich sein. Ach, wie angenehm wird es da sein, nicht mehr von Krankheit gemartert zu werden."

„Angenehm. Ja. O William, ich wollte die Zeit wäre schon da." Sie dachte dabei an sich selbst und an ihre eigene Freiheit, was natürlich dem Knaben ganz unverständlich war. Sie vergrub ihr Gesicht in ihre Hände und sprach weiter. William mußte sein Ohr hinneigen, um das leise Geflüster vernehmen zu können.

„Und da wird's keinen Tod mehr geben, kein Jammer, kein Wehklagen, noch sonst ein Leiden, denn Alles, was früher war, wird spurlos verschwinden."

„Madame Vine," rief er plötzlich, „glauben Sie, daß auch Mama dort sein wird? Ich meine die Mama, die früher da war?"

„Ja, über kurz oder lang."

„Und wie werde ich sie erkennen? Sie wissen ja, ich habe beinahe schon vergessen, wie sie ausgesehen."

Sie beugte sich über ihn, vergrub ihre Stirne in seinen abgezehrten Armen, und brach in einen unaufhaltsamen Strom von bitteren Thränen aus.

„Du wirst sie schon erkennen, Du brauchst deßhalb nicht ängstlich zu sein, lieber William, Deine Mutter hat Dich nicht vergessen."

„Wie können Sie das so bestimmt wissen, daß sie da sein wird?" warf William nach kurzem Bedenken ein. „Sie wissen," sagte er zögernd und seine Stimme etwas mildernd, „sie war nicht ganz gut; sie war nicht

Digitized by Google

gut gegen Papa und auch nicht gegen uns. Manchesmal denke ich mir, wie wenn sie sich später auch nicht gebessert und Gott nicht um Verzeihung gebeten haben sollte?"

„O William!" seufzte die unglückliche Lady, „ihr ganzes Leben, nachdem sie Euch verlassen, war voll der bittersten Reue und des aufrichtigen Strebens nach göttlicher Verzeihung. Ihr Kummer und ihre Reue waren mehr, als sie ertragen konnte und —"

„Und was," frug William. „Ihr Herz brach zusammen vor lauter Sehnen nach Euch und Euerem Vater."

„Wie so vermuthen Sie das?" „Kind ich weiß es."

William, der bei dieser Aeußerung energisch in die Höhe gesprungen wäre, wenn ihm nicht die physische Kraft gefehlt hätte, beschränkte sich jetzt darauf, etwas verwundert nachzusinnen.

„Dann, Madame Vine, können Sie es nur von der Mama gehört haben." „Haben Sie sie denn gesehen? Haben Sie sie draußen im Auslande kennen gelernt?"

Lady Isabella's Gedanken waren anderswo, vielleicht ober den Wolken, sie dachte nicht im Geringsten daran, welche Folgen ihre Antwort haben könnte, denn sonst würde sie nicht so unvorsichtig gewesen sein.

„Ja, ich habe sie draußen kennen gelernt."

„Oh!" sagte William. „Warum haben sie uns das nicht früher gesagt? Was sagte sie? Nun, wie sah sie aus?"

„Sie sagte," erwiderte Isabella wild aufseufzend, „daß sie sich von ihren Kindern getrennt habe, sie aber im Himmel zu treffen hoffe und dann ewig bei ihnen bleiben werde. William, mein Theurer, all die fürchterlichen Leiden, Trauer, Kummer und die Schuld dieser Welt werden dort spurlus verschwinden, und Gott selbst wird uns unsere Thränen abtrocknen."

„Wem hat sie ähnlich gesehen?" fragte William mit sanfter Wehmuth.

„Sie sah Dir, am meisten aber der Lucy ähnlich."

„War sie schön?"

Nach einer kurzen Pause erwiderte Lady Isabella: „Ja."

„Ach Gott! Ich bin krank! Halten Sie mich fest!" schrie mit einemmale William, indem er den Kopf nach einer Seite hängen ließ, und erbsengroße Schweißtropfen über sein klebriges Gesicht hinab träufelten. Er schien in eine von jenen Ohnmachten gefallen zu sein, denen er in der letzten Zeit so häufig unterworfen war. Lady Isabella von Schreck überwältigt, zog hastig die Glocke.

Wilson stellte sich auf diesen Ruf ein. Justine, die eigentliche Wärterin dieser Krankenstube, war abwesend gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der Kommissionär trieb zur Eile und in kurzer Frist standen Beide am Ziele ihrer nächtlichen Wanderung. Rohn betrat das große, stille Haus, aus dem es ihm wie moderiger Grabeshauch entgegenwehte, nicht ohne Grauen und Zagen, sein Begleiter mit geschäftiger Hast und Zuversicht. Der graubärtige Hausmeister, ein würdiger Wächter dieses düsteren Steingrabes musterte den bleichen, verstörten Mann unter den buschigen Brauen und der tief in die Stirne gedrückten Pelzmütze hervor mit scharfem, durchbohrendem Blicke und nahm erst auf wiederholte Winke des Kommissionärs die fletschende Bulldogge am Halsbande, um die Passage freizugeben.

Stillkraut ließ Hut und Mantel auf die unterste Stufe der Treppe gleiten und stieg geräuschlosen Schrittes empor. Sein Begleiter folgte ihm mechanisch auf dem Fuße, und ihre langen, gestreckten Schatten, die in dem dämmerigen Lampenschein wie Gespenster an den Wänden liefen, schienen sich zu haschen und zu verfolgen. Der Kommissionär war ohne Zweifel mit der Oertlichkeit vertraut, denn er schritt den breiten Gang bis zur vierten Thüre vor, klopfte hier leise an und winkte seinem Freunde, ihm zu folgen, ohne ein Herein abzuwarten. Sie traten in ein geräumiges, mit schweren Damastvorhängen dicht verhängtes und mit allem Komfort des modernen Lebens reich ausgestattetes Gemach, das eine Astrallampe genügend erhellte. Ein Herr kam ihnen mit höflicher Verbeugung entgegen, zum Zeichen möglichster Ruhe die Rechte erhebend. Es war Herr Doktor Ambra, der Direktor des städtischen Hospitals, ein vollendeter Weltmann, der sich in den Zirkeln der hohen Aristokratie und im Armenviertel der Stadt gleich leicht und gleich ansprechend zu bewegen wußte. Wenn der stattliche Herr mit der hohen, intelligenten Stirne und dem geistreichen Auge sprach, verklärte meistens ein gewinnendes, sonnenhelles Lächeln seine Züge, wobei ein gewisses Etwas in Haltung und Miene, das sich weder stolz noch imponirend nennen ließ, jede zu vertrauliche Annäherung ausschloß.

Rohn machte dem Herrn Direktor eine tiefe Verbeugung und kehrte sich nicht ohne Befangenheit mit derselben grüßenden Bewegung nach dem Bette, welches an der Seite des Gemaches stand. Ein leichtes Nicken des Kranken, der matt und abgespannt in seinen Kissen ruhte, dankte ihm. Rohn blieb stehen, wie von einer geheimen, unsichtbaren Macht gefesselt, den Blick unverwandt, nach dem Kranken gerichtet. Er konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß dieses ehrwürdige Greisenhaupt, welches ihn jetzt so mächtig anzog, wie er nie ein edleres gesehen, vor wenigen Tagen die schwersten Drohungen gegen ihn ausgestoßen haben sollte. Die scharf ausgeprägten, wie mit dem Meißel

Digitized by Google

geschnittenen Züge waren vom tiefsten Seelenschmerz unnachtet, bange, ahnungsschwere Sorgen wachten auf der bleichen, gefurchten Stirne und deckten sich wie ein Trauerflor auf die gesenkten Brauen. Die schwarzen, feurigen Augensterne, tief eingesunken in ihre Höhlen, aber rastlos in ihren Bewegungen, schienen beständig auf der Warte, um einen nahenden Feind zu erspähen. Die lichten, schneeweißen Haare hatten etwas Ehrfurchtgebietendes und weckten zugleich Theilnahme, während die schmalen, geschlossenen Lippen, die Adlernase und der lange, graue Schnurrbart, der an den Militär erinnerte, die schmerzhaft verzogenen Züge noch härter und strenger stimmten. Doch der scharfe, spähende Blick tauchte sich in einen milden, seelenvollen Schimmer, es sprach aus ihm nur ängstliche Sorgfalt und unnennbare Liebe, die verklärend selbst das schmerzdurchdrungene Antlitz für einige Momente erhob und erheiterte, sobald das Auge auf einer eigenthümlichen, kaum erkennbaren Gestalt ruhte, die unfern des Krankenbettes in einem Sessel kauerte. Auf einem schwachen, verkümmerten Körper saß ein schwerer, fleischiger, unförmlich großer Kopf. Das Gesicht stumpf, abgespannt, schlaff und wie abgestorben in allen seinen Theilen, verrieth auch nicht eine Spur geistigen Lebens. Die wulstigen Unterlippen waren weit vorgeschoben, die matten Augen wie im Schlafe von den schweren Lidern bedeckt. Die abgemagerten, krallenartig ausgespreizten Finger hielten sich an der Lehne, welche auch die Vorderseite des Sessels schloß, um das Herausfallen zu verhindern.

Doktor Ambra wechselte leise einige Worte mit dem Kommissionär, trat sodann leicht schwebend zu dem Skribenten, faßte artig seine Hand und führte ihn kurz entschlossen zu dem Bette des Patienten. „Herr Graf, ich habe die Ehre, Ihnen hier denselben jungen Mann vorzustellen, der kürzlich das Unglück hatte, Sie in eine so schädliche Aufregung zu versetzen. Sie werden sich nun gütigst selbst überzeugen, wie sehr meine Aufstellung über die stattgehabte Täuschung der Wahrheit entsprach."

Ein mattes Lächeln zog über die Züge des Kranken, als er zu dem blassen, schüchternen Mann aufsah, der sich zu seiner Entschuldigung wiederholt verbeugte.

„Der Herr Rendant Rohn," fuhr der Direktor fort, „wird um so eifriger diese Gelegenheit ergreifen, um durch freundliches Entgegenkommen das Leid, welches er ohne sein Wissen und Verschulden stiftete, nach Kräften zu limitiren."

Der Kranke heftete den Blick wehmüthig auf die kauernde Gestalt, die manchmal das Haupt neigte oder die schweren Augenlider ein wenig hob, ohne jedoch von ihrer Umgebung eine weitere Notiz zu nehmen. Er athmete tief auf und bat den Direktor mit einer Bewegung der Hand fortzufahren.

„Wollen Sie gefälligst folgen," ersuchte dieser und führte den Skribenten zu einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers, der mit verschiedenen Schriftstücken bedeckt war. „Bei Ihnen werde ich zur Aufklärung des Sachverhaltes nur weniger Worte bedürfen", versicherte er schmeichelhaft, mit gedämpfter Stimme, und drückte Rohn sanft auf einen Sessel nieder, in dessen Nähe auch Stillkraut sich aufstellte. „Durch das letzte, so plötzlich eingetretene Unwohlsein sahen sich nämlich der Herr Graf ernstlich veranlaßt, zur Vorsorge ein Testament zu errichten, das nicht nur ein bedeutendes Vermögen gegen Veruntreuung, sondern auch den einzigen rechtmäßigen Erben gegen Mißhandlung von Seite gewissenloser Verwandten schützen soll. Es liegen nämlich Thatsachen vor, nach denen mit Bestimmtheit zu schließen ist, daß die Verwandten den körperlich leider sehr zurückgebliebenen Erben" — Doktor Ambra zeigte nach dem Sessel — „einfach für unzurechnungsfähig erklären und in eine beliebige Anstalt sperren oder ganz wegräumen würden, um über sein großes Stammgut frei schalten und walten zu können. Dem muß vorgebeugt werden. Das hiesige Hospital und dessen geistige und weltliche Verwaltung wird unter meiner persönlichen Oberaufsicht den jungen Herrn Grafen in Schutz und Pflege nehmen und dafür als Haupterbe eintreten."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Professor Dr. Sigwart †.] Am 29. März starb in Tübingen der Senior der Universität, Dr. Sigwart, seit 1818 außerordentlicher Professor der Chemie und Botanik an der medizinischen, resp. naturwissenschaftlichen Fakultät, im Alter von 80 Jahren.

Wie der Papst Todesurtheile bestätigt, erzählt die K. H. Ztg. folgendermaßen: Der General-Sekretär der Konsulta erscheint vor Sr. Heiligkeit mit den Akten und erstattet seinen Bericht über Anklage, Prozeß und Urtheil. Wenn der Papst hierauf nichts erwidert, so schreibt der General-Sekretär unter die Akten die sakramentelle Formel: „Non ha parlato." (Er hat nichts gesprochen.) Diese Worte kommen der Bestätigung gleich und das Urtheil wird sofort vollzogen. Sobald aber der Pabst sagt: „Lasciate le carte" (legt die Papiere hin!), so legt der Sekretär die Akten vor ihm nieder und entfernt sich. Findet er sie bei seiner Rückkunft an derselben Stelle wieder, und schweigt der Papst abermals, so setzt der Sekretär die Formel darunter, „Non ha dato ordine in contrario" (er hat keinen gegentheiligen Befehl gegeben). Das Urtheil ist dadurch gleichfalls rechtskräftig geworden. Fügt der Papst jedoch irgend eine Bemerkung hinzu, stellt er an den Sekretär

Digitized by Google

Fragen über den Hergang der Sache, über die Person des Verbrechers, so ist durch diese Thatsache allem die Gnade bewilligt. Die geringste Intervention des Papstes, welcher Art sie auch sein mag, macht die Ausführung des Urtheils unmöglich; was der Papst spricht, ist Gnade. Es ist im vorigen Jahrhundert der Fall vorgekommen, daß der Papst bei Rückstellung der Akten ein Paar Worte zu dem General-Sekretär sprach, in denen er bedauerte, trotz seines besten Willens im vorliegenden Falle keine Gnade üben zu können. Der General-Sekretär, ein Mann von Herz und Kühnheit, erwiderte: „Es ist zu spät. Eure Heiligkeit hat verziehen; die Gnade kann nicht zurückgenommen werden." Das Urtheil wurde nicht vollzogen.

Das französische Theaterbudget für 1864 weist folgende Subventionen auf: Die große Oper in Paris erhält jährlich 820,000 Franks, das Theater français und die komische Oper je 240,000 Fr., so wie das Theater lyrique und das Odeon je 100,000. Weiter sind für das Pariser Konservatorium und seine Filialen in der Provinz 195,000 Fr. ausgesetzt; der Unterstützungsfond für Schriftsteller und Künstler bezieht 90,000 Fr., und endlich ist zur Aufmunterung und Förderung jüngerer Autoren und Künstler eine jährliche Summe von 470,000 Fr., bestimmt. Welcher andere Staat thut offiziell etwas für die dramatische Kunst? — Beiläufig wollen wir noch gleich erwähnen, daß allein die 23 Pariser Theater im Jahre 1863 beinahe anderthalb Millionen Franks Tantieme an die verschiedenen Dichter und Komponisten bezahlt haben. Und ferner sei hier bemerkt, daß unter den wegen des neuen Bebauungs-Planes zur Demolirung verdammten Gebäuden sich auch die Bühne der Délassements comiques befindet. Man hat dort jüngst schon zum Letztenmale gespielt.

In Mailand erregt ein Theater-Ereigniß allgemeines Bedauern. Die Sängerin Charlotte Paoli betrat, nachdem sie ihre Stimme fünf Jahre von den besten Meistern schulen ließ, am 10. März zum ersten Male in einem Probespiele die Bretter. Zahlreiche Hervorrufe munterten die junge Künstlerin auf — doch plötzlich verstummten die Bravo's. Die Sängerin brach ihre Arie ab, sie blickte stier in's Parterre und einige unzusammenhängende Worte sprechend, stürzte sie zu Boden. Die Arme wurde von ihren bestürzten Eltern nach Hause geführt — sie ist plötzlich irrsinnig geworden.

Im Meurthe-Departement bei Maizieres les Vic ist man, wie man der Pariser „Presse" meldet, beim Umgraben eines wüsten Landstückes, auf welchem Wein angepflanzt werden sollte, in der geringen Tiefe von kaum 3 Fuß auf eine große Zahl (140 Stück) von menschlichen Skeletten und allerlei Kriegswaffen und auch Münzen gestoßen. Ein Goldstück, das auch dabei gelegen, weist auf das Jahr 200 der christlichen Zeitrechnung hin. Die Nachgrabungen werden fortgesetzt.

Die „Gartenlaube", welche in Folge richterlichen Urtheilsspruches für Preußen verboten wurde, versucht hartnäckig, sich dort Eingang zu verschaffen, aber sie findet eine nicht geringe Zähigkeit der preußischen Regierung sich gegenüber. Bekanntlich erschien sie zu Anfang des Jahres unter dem Titel „Volksgarten", ohne aber (wie dieß jetzt der Fall) in Form und Inhalt von der „Gartenlaube" abzuweichen, und wurde konfiszirt. Dann nannte sie sich „Familien-Album" und erlitt dasselbe Schicksal. Dieser Tage nun tauchte sie auf als: „Am warmen Ofen" — und abermals hatte die Behörde sie mit Beschlag belegt.

Aus Abyssinien ist die Nachricht gekommen, daß zwei Mitglieder der Londoner Judenbekehrungsgesellschaft, der Rev. Stern und Rosenthal, von dem abyssinischen Kaiser Theodor gräulichst mißhandelt worden sind. Die Ursache war ein verzeihliches Versehen an der Sitte des Landes und der Etikette des Hofes. Erstens begingen sie die Sünde, Sr. Majestät gerade nach dem Abendessen einen Abschiedsbesuch abzustatten, worüber Se. Majestät so erzürnt wurde, daß er die Dolmetscher, welche Herrn Stern begleitet hatten, fürchterlich, den einen sogar zu Tode prügeln ließ. Stern vergaß sich in der Aufregung so weit, daß er sich in die Finger biß, und da dieß im Lande als eine Drohung angesehen wird, ließ ihn der Gewalthaber ebenfalls prügeln und in Ketten legen. Ein deutscher Missionär, Namens Flad, suchte sich für den Verhafteten zu verwenden, wurde aber nicht vorgelassen. Die Nachricht kommt von einem dritten Judenbekehrer, Namens Hausmann, der die Erlaubniß erhalten hatte, Abyssinien zu verlassen und glücklich in Chartum angekommen war.

Die „Opinion nationale" berichtet über die religiöse Sekte der Voudoux auf Haiti und die von ihr vorgenommenen Menschenopfer. Am 30. Dezember v. J. hatten diese Kannibalen ein 8jähriges Mädchen geopfert und nachher verzehrt. Die Behörde wurde benachrichtigt, daß am 6. Januar wieder ein solches Opfer gebracht werden sollte; die Schuldigen wurden eingezogen, vor ein Geschwornengericht gestellt und den 7. Februar hingerichtet.

Geschichtskalender. 5. April 1795. Frieden zu Basel zwischen Preußen und Frankreich.

Redakteur: Gustav Wessely. — Druck und Verlag der A. Weichardt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 83 Mittwoch, 6. April 1864.

Erzherzogin Hildegarde †.

Wien, 2. April.

Die edle Fürstin, deren Erkrankung eine so allgemeine Theilnahme in der Bevölkerung erweckte, ist in der vergangenen Nacht aus diesem Leben geschieden. Sie war erst 38 Jahre alt. Geboren am 10. Juni 1825; vermählt am 1. Mai 1844 mit dem Herrn Erzherzog Albrecht; gestorben am 1. April 1864. Das sind die Daten, innerhalb welcher dieses Frauenschicksal sich bewegte. Eine Königstochter, vermählt mit einem der hervorragendsten Prinzen des kaiserlichen Hauses — wie glänzend und hochbewegt stellt sich die Phantasie das Schicksal einer Frau vor, die auf solche Höhe des Lebens gestellt wurde. Und doch war alle Tiefe, aller Umfang, alles Glück dieses Lebens in dem stillen Kreis der Häuslichkeit der Familie konzentrirt. Der fürstliche Glanz war hier das Zufällige, Aeußerliche; eine pietätvolle Anhänglichkeit an das väterliche Haus, eine ununterbrochene, liebevolle Sorgfalt als Gattin und Mutter, Alles, was den weiblichen Charakter adelt, welcher gesellschaftlichen Sphäre er auch angehört, bildete den Schwerpunkt dieses so rasch abgeschnittenen Lebens. Die Prinzessin hatte von früher Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen. Ein Theil jener Lehrer, welche den verstorbenen König Max erzogen, leitete ihren Unterricht; namentlich Schubert, der Naturphilosoph, der Verfasser der „Geschichte der Seele". In ihrem neunzehnten Jahre verheirathet, residirte sie zuerst an der Seite ihres Gatten, des Herrn Erzherzogs, in Graz, wo die ungezwungenen Zirkel im erzherzoglichen Hause, in denen sich Anastasius Grün und die Elite der dortigen Gesellschaft in heiterer Gemüthlichkeit bewegten, noch heute in guter Erinnerung stehen. Im Jahre 1845 zum ersten Male Mutter (Erzherzogin Maria Theresia), im Jahre 1847 zum zweiten Male (Erzherzog Karl) hatte sie im Jahre 1848 den ersten großen Schmerz dieses Lebens zu bestehen, indem in Prag, wohin die erzherzogliche Familie sich nach den März-Ereignissen zurückgezogen, ihr einjähriger Sohn, der den Namen seines Großvaters, des Siegers von Aspern, trug, starb. Ein Jahr später kam die Erzherzogin Mathilde zur Welt. Nach der Besiegung der ungarischen Revolution wurde bekanntlich der Herr Erzherzog Albrecht zum Gouverneur in Ungarn ernannt. Die Residenz in Ofen (bis 1860) zählte manche politisch herbe Tage. Aber inmitten der wechselnden politischen Stimmung blieben die Sympathien, welche die Anmuth, Leutseligkeit und unerschöpfliche Güte der Erzherzogin Hildegarde bei Vornehm und Gering erregten, sich immer gleich. Dasselbe war in Vicenza der Fall, wo Erzherzog Albrecht nach Beendigung des italienischen Krieges als Korpskommandant seinen Wohnsitz hatte und wo das einfache Leben mehr dem einer schlichten Generalsfrau als dem einer Erzherzogin glich. Die Italiener, die damals den Hut sehr trotzig im Gesichte trugen, wenn ein Offizier vorüberging, und bisweilen sogar thaten, als ob sie den Herrn Erzherzog nicht sähen oder nicht kännten, verbeugten sich tief und freundlich, sobald die Erzherzogin über die Straße ging. Seit dem Jahre 1861 wohnte die erzherzogliche Familie fast ununterbrochen in Wien oder in der Weilburg bei Baden, wo auch König Ludwig zu wiederholten Malen als Gast bei der Tochter und dem Schwiegersohn erschien. Die Erzherzogin, die mit großer Liebe an ihrem Vater und ihren Geschwistern hing, reiste bisweilen auch dorthin zu Besuche und ein solcher Besuch wurde nun die Ursache ihres Todes. Bei der Nachricht von der Gefahr, in welcher ihr Bruder König Max schwebte, eilte die hohe Frau nach München. Sie kam zu spät. Die tiefe Gemüthserschütterung, eine Erkältung auf der Rückreise griffen ihre Gesundheit an. Dennoch ließ sie sich nicht abhalten, am Charfreitage die Gräber zu besuchen; Anzeichen eines starken Fiebers traten ein; eine Entzündung des Rippenfells, die später auch die Lunge ergriff, machte so hastige Fortschritte, daß alle menschliche Hülfe vergebens war. Der Palast auf der Augustinerbastei, der hell und freundlich über die im weiten Kreise umherliegenden Gebäude hinausschaut, vor Kurzem noch der Tempel eines beinahe idyllischen Familienglückes, ist jetzt zu einem Trauerhause umgewandelt. Die letzten Augenblicke der verstorbenen Fürstin waren ihres Lebens würdig; sie nahm mit klarem Bewußtsein Abschied von allen ihren Lieben. Der Schmerz der Familie ist außerordentlich und die Bevölkerung der Residenz ist tief ergriffen von der plötzlichen Katastrophe. Abgesehen von der milden Weiblichkeit, welche über das ganze Wesen der Hingeschiedenen ausgegossen lag und die auf Jedermann sympathisch

Digitized by Google

wirkte, verlieren zahllose arme Familien in Wien und in Baden an ihr eine unerschöpfliche Wohlthäterin. Auch die Literatur verliert in ihr eine Gönnerin. Die Frau Erzherzogin las viel und gerne. Sie war bei dem literarischen und geschichtlichen Unterricht, den ihre Töchter erhielten, stets anwesend. Sie liebte insbesondere die lyrische Poesie. Ein Tourist, der in Abwesenheit der erzherzoglichen Familie das Palais besichtigte, erzählt, daß er auf dem Tische der Frau Erzherzogin Uhland's Gedichte fand, und zwar in sehr gelesenem Zustande. Und so schließen auch wir diese Zeilen mit den Worten, mit welchen dieser edle Dichter seine bekannte Ränie auf den Tod der Königin Katharina von Württemberg beginnt:

„Die Muse, die von Recht und Freiheit singet,
Sie wandelt einsam, ferne den Palästen,
Wenn Lustgesang und Reigen dort erklinget, —
Sie hat nicht Antheil an des Hofes Festen:
Doch nun der laute Schmerz die Flügel schwinget,
Da kommt auch sie mit andern Trauergästen,
Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf sie loben!"

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Mr. Carlyle, die diesen Tag mit ihrem Kinde im Elternhause zugebracht, hatte sie zur Begleitung mitgenommen, ohne geahnt zu haben, in welcher Gefahr William schwebte. Es war der Tag, der auf die Schlußverhandlung folgte. Richter Hare hatte, wie wir wissen, einen zweiten Schlaganfall erlitten, und mußte nach Hause gebracht werden.

Barbara wollte den Vater sehen, die Mutter trösten und den lieben Bruder Richard in seiner neuen Heimath bewillkommen. Das war ein Drängen und Treiben in dem Hause. Es wimmelte von Besuchern zu Wagen und zu Fuß. — „Das geschieht Alles aus besonderer Aufmerksamkeit für Dich, mein lieber Richard," sagte die sanftmüthige, herzensgute Mrs. Hare, indem sie in überseliger Wonne auf den wiedergefundenen Sohn blickte.

Lucy und Archie speisten bei Miß Cornelia. Sarah hatte den kleinen Arthur zu überwachen, und so blieb nur Wilson frei, die auch sogleich auf Madame Vine's Ruf gefolgt und ins Zimmer getreten war.

„Hat er wieder seinen Anfall?" schrie sie ganz unachtsam, indem sie zum Bette hineilte.

William hatte keine Ohnmacht. Nein, dieser Anfall war ganz verschieden von jenem, dem er unterworfen war. Anstatt wie gewöhnlich seine Kraft und sein Bewußtsein zu verlieren, zitterte er fürchterlich am ganzen Körper, und klammerte sich an Madame Vine und Wilson krampfhaft an.

„Laßt mich nicht fallen! Laßt mich nicht fallen!" rief er ganz athemlos aus.

„Mein Kind, Du kannst ja nicht fallen," antwortete Madame Vine. „Du hast wohl vergessen, daß Du im Bette liegst."

Er umklammerte sie noch immer und zitterte am ganzen Körper. „Laßt mich nicht fallen. Laßt mich nicht fallen," waren immer seine wiederholten Angstrufe.

Mit Einemmale ließ der Paroxysmus wieder nach. Sie trockneten seine Stirne und blieben, ihn genau beobachtend, hart am Bette stehen. Wilson mit ihrem weitaufgerissenen Mund und dem ganz eigenthümlichen Ausdruck im Gesichte. Sie brachte ihm einen Löffel voll erfrischenden Saftes in den Mund, den er auch willig verschlang, sich aber mit seinem Köpfchen sträubte, als Wilson die Dosis wiederholen wollte. Nachdem er sein abgefallenes Gesichtchen so recht in den Polster vergraben hatte, verfiel er einige Minuten darauf in einen Schlummer.

„Was konnte das gewesen sein?" fragte Lady Isabella halblaut.

„Ich weiß," antwortete das Orakel. „Ich habe derlei Anfälle genug gesehen, Madame. Und was hatten diese zur Folge?" „Es war zwar kein Kind, sondern eine erwachsene Person; aber das ist am Ende bei dieser Krankheit ganz gleich, ich glaube, er geht dem Tode entgegen."

„Wer?" rief Lady Isabella sie anstaunend aus.

Wilson antwortete nicht mit Worten, sondern wies mit ihren Fingern auf das Bett hin.

„O! Wilson, so arg ist es noch nicht mit ihm. Mr. Wainwright sagte mir diesen Morgen, daß er noch eine Woche oder zwei überdauern könnte."

Wilson hatte ganz gemächlich in einem der bequemsten Lehnstühle Platz genommen. Sie war nicht im Geringsten daran gewohnt, etwa aus Achtung für die Gouvernante sich selbst zu inkommodiren. Und diese Gouvernante hatte in gewisser Beziehung eine solche Angst vor Wilson, daß sie sich gewiß nicht hätte beikommen lassen, sie auf den ihr gebührenden Platz zurückzuweisen.

„Was Wainwright anbelangt, der ist so viel wie nichts. Und wenn er selbst zugegen wäre, wie das Kind den letzten Athemzug aushaucht, und daher sicher wüßte, daß der nächste Moment der letzte sei, so würde er uns doch noch immer weiß machen wollen, daß es mindestens noch zwölf Stunden andauern wird. O Madame, Sie kennen Wainwright nicht so, wie ich ihn kenne. Er hat meine Mutter behandelt, als ich noch zu Hause war, und in den Häusern, wo ich später meinen Dienst angetreten, war er überall der Hausarzt. Fünf Jahre war ich Kindsmädchen bei Squire Pinner, nicht ganz vier Jahre Kammerjungfer bei Mrs. Hare,

oogle

und als ich in dieses Haus kam, war Luci noch ein kleines Kind, und überall hat mich dieser Wainwright wie mein eigener Schatten verfolgt. Lady Isabella hat ein großes Stück auf Wainwright gehalten, ich kann mich dessen noch genau erinnern, und weiß auch so viel, daß ich nicht ihre Ueberzeugung theilte."

Lady Isabella antwortete gar nichts. Sie hatte ihre ganze Aufmerksamkeit auf William gerichtet, dessen Athem etwas beschwerlicher als früher war.

„Diese unwissende Sarah fragte mich heute: Neben wem von seinen beiden Großpapas werden sie ihn wohl begraben, neben dem alten Mr. Carlyle oder neben dem Lord Mount Severn? Sei doch kein solches Kalb," gab ich ihr zur Antwort. „Glaubst Du etwa sie werden ihn in den Winkel zu Mylord hineinstecken? O! nein, sie werden ihn in Mr. Carlyle's Familiengruft beisetzen. Sie werden es wohl begreiflich finden, Madame Bine, daß es ganz was Anderes gewesen wäre, wenn meine Lady zu Hause gestorben wäre, und wie es sich geziemt hätte, als Mr. Carlyle's Frau. Sie würden sie ohne Zweifel neben ihren Vater begraben haben, und der Knabe würde natürlich jetzt neben ihr zu liegen gekommen sein, aber sie starb weder hier, noch als Mr. Carlyle's Frau."

Auch hierauf erfolgte keine Antwort und es trat eine allgemeine Pause ein, während welcher man William's leises Athmen vernehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Die Schwierigkeiten, denen die preußische Artillerie bei den Düppeler Schanzen zu begegnen hat, sind ungeheuer. So schreibt ein Berichterstatter des belgischen Kriegsministeriums: „Die Düppeler Position wird von zehn Erdwerken vertheidigt, die durch zusammenhängende Linien verbunden und auf schwer zugänglichen, der vertheidigenden Artillerie sehr günstigen Höhen gelegen sind. Die dänische Artillerie besteht aus 188 Positionsgeschützen, darunter eine namhafte Anzahl von gezogenen 24- und 84-Pfündern. Die preußische Artillerie griff zuerst die Forts des äußersten linken dänischen Flügels mit gezogenen 6-, 12- und 24-Pfündern vom Wenningbund aus Entfernungen von 3000 bis 5400 Schritt an, um das dänische Feuer zum Schweigen zu bringen. Dies ist den preußischen Geschützen in Fort 1, 2, 3 und 4 ausgezeichnet gelungen . . . Ein einziger 6-Pfünder hat auf 2000 Schritt in einem dänischen Bataillon mit einem Schusse 23 Mann kampfunfähig gemacht, darunter 5 getödtet." Der Belgier gibt hierauf eine Reihe Belege, um die Trefflichkeit der preußischen Geschütze zu zeigen. „Auch die preußischen Hohlgeschosse", setzt er hinzu, „sind ungleich mächtiger und gefährlicher, als die dänischen, und sie platzen regelmäßig, während die dänischen sehr häufig versagen." Der Belgier rühmt auch, daß die Munition der preußischen gezogenen Geschütze allen Begegnissen eines Feldzuges gegenüber sich vorzüglich bewährt und die Geschosse trotz der höchst ungünstigen atmosphärischen Einflüsse der letzten Wochen auch nicht den geringsten Makel zeigten.

In der Nacht vom 29. zum 30. März fand gegen die Forts 1 bis 6 vom Wenningbund bis an die Sonderburger Chaussee die Eröffnung der ersten Parallele statt. Zum Schutz für die 2500 Arbeiter der Brigade von Canstein, die indessen die Arbeit vom Feinde unentdeckt und ohne jegliche Störung ausführten, waren zwei Bataillone der Gardedivision und zwei Bataillone des 6. westphälischen Infanterie-Regiments bestimmt. Da die Vorpostenlinie sich noch an derjenigen Stelle befand, wo die Parallele ausgehoben werden sollte, so mußte, um den Arbeitern Schutz zu geben, eine Verschiebung erfolgen, jedoch nicht so weit, daß dadurch ein Gefecht und so eine Entdeckung der Arbeit herbeigeführt werden konnte. Der Oberstlieutenant Stolz, welchem zu diesem Zwecke der Premierlieutenant Manthey des Ingenieurkorps beigegeben war, leitete das Vorschieben der Vorposten und hatte die Aufstellung derselben um 8½ Uhr beendet. Bald nach 9 Uhr erfolgte der Anmarsch der Arbeiter. Unter der Oberaufsicht des Oberstlieutenants v. Kriegsheim wurde die Arbeit im Ganzen von dem Major Rötscher geleitet, welchem der Hauptmann Krause und acht Lieutenants des Ingenieurkorps beigegeben waren; die Aufsicht hatte die 2. Kompagnie des 3. und die 2. Kompagnie des 7. Pionierbataillons. Der Anmarsch geschah so geräuschlos und die Arbeit so ruhig, daß der Feind nichts davon entdeckte und schon um 2½ Uhr war die Brustwehr stark genug, um hinlänglichen Schutz zu gewähren. Bei Tagesanbruch konnte man den mit Fernrohren auf der Brustwehr der Schanzen erscheinenden dänischen Offizieren die Ueberraschung deutlich ansehen. Es sind von Zeit zu Zeit Granaten gegen die Parallele geworfen worden, welche jedoch keinerlei Schaden angerichtet haben. Mittlerweile ist nun auch die zweite Parallele der Vollendung nahe. Munition und schwere Belagerungsgeschütze langen fortwährend an. Das allgemeine Bombardement der Schanzen wird deßhalb in den nächsten Tagen vor sich gehen.

Ueber den Ueberfall, bei welchem die Dänen 23 preußische Husaren gefangen genommen haben, meldet die schleswig-holsteinische Zeitung: Ungefähr 2½ Meile von Veile am nördlichen Ufer des Veilefjord liegt das Gut Rosenvold; hier befindet sich ein kleiner Hafen, welcher von den Küstenfahrzeugen häufig benutzt wird, um daselbst ihre Ladungen an Landesprodukten einzunehmen. An dieser Stelle sollen die Dänen ans Land gegangen sein. Hier haben sie wahrscheinlich auch Nachricht von der Stellung der preußischen Truppen erhalten, auch konnte es ihnen nicht schwer fallen, einen

Digitized by Google

Führer zu finden, der sie auf Nebenwegen durch die zum Theil bewaldete und mit tiefen Schluchten durchzogene Gegend unbemerkt bis nach Assendrup und Engum, zwei Dörfern südlich von der Chaussee nach Horsens, eine gute Meile von Veile belegen, bringen konnte, woselbst eine Husaren-Abtheilung stationirt war. Die Husaren, welche erst einige Stunden vorher zu Ablösung des früher hier belegenen Dragoner-Detachements eingetroffen waren, hatten zum Theil sich zur Ruhe begeben, ermüdet durch einen längeren Marsch, zum Theil waren sie noch in einem Gehöft, am äußersten Ende des Dorfes Assendrup belegen, zur Feier des zweiten Ostertages um die dampfende Bowle versammelt, als sie auf eine so überraschende und verhängnißvolle Weise in ihrem Genuß gestört wurden. Die Dänen hatten unentdeckt die ersten Häuser des Dorfes umstellt und drangen jetzt in die Häuser ein, die ohne Arg und ohne Ahnung der Nähe des Feindes dort weilenden und sich völlig gesichert glaubenden Husaren überrumpelnd und ohne Widerstand gefangen nehmend. Es ward ihnen keine Zeit gelassen, erst zu den Waffen zu greifen, kein Schuß fiel, keine Klinge wurde blank gezogen. Doch die Dänen hatten Eile, den aus dem süßen Schlummer Emporgerissenen ward nicht erst Zeit gelassen, sich völlig anzukleiden, und ungesattelt, das Geschirr im Stich lassend, wurden die Pferde davongetrieben. Doch nicht ganz ohne Geräusch muß die Gefangennehmung vor sich gegangen sein, oder vielleicht gelang es einem Einzelnen, sich derselben durch heimliche Flucht zu entziehen und seine in den benachbarten Gehöften einquartierten Kameraden zu warnen; diese warfen sich schleunigst aufs Pferd, und im Verein mit den im nächsten Dorfe belegenen Husaren, welche nach erhaltener Nachricht in größter Eile herbeigesprengt kamen, warfen sie sich auf den Feind, um ihm wo möglich die gemachte Beute wieder abzujagen; doch das koupirte Terrain verhinderte sie, den Feind in seiner gesicherten Stellung zu attakiren. Schüsse krachten durch das Thal, Salve auf Salve wurde von den Dänen erwidert. Die preußischen Husaren mußten ihren Angriff einstellen, die Dänen zogen sich zurück, und bevor Verstärkung anlangte, waren sie, durch den dichten Wald und die Dunkelheit der Nacht gedeckt, ebenso unbemerkt verschwunden, wie sie gekommen waren.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Stuttgarter Stadtglocke" bringt folgendes **Preisräthsel:**

Mein Erstes richtig zu entdecken
Im Leben, fällt den Meisten schwer,
Und selbst mein Zweites blieb oft stecken,
Wenn nicht zum Glück mein Ganzes wär.
Denn wo mein Erstes herbe Sorgen,
Manch Ungemach und Hemmniß bringt,
Und aus dem Dunkel sich zum Morgen
Des Lichts empor mein Zweites ringt,
Da tritt, wenn die Gefahr am nächsten
Mein Ganzes oft zu uns heran,
Und führt die Starken wie die Schwächsten,
Ein stummer Freund auf beff're Bahn.
Wohl dem, der an des Zweifels Schwelle
Mein Ganzes sieht, mein Zweites bleibt
Und von des Schicksals günst'ger Welle
Erfaßt, auf meinem Ersten treibt! —

Die Auflösung dieses Preisräthsels besteht aus einem Doppelwort, wovon das erste einsylbig, das andre zweisylbig ist. Für Auflösungen gelten folgende Bedingungen: 1) Dieselben werden in frankirten Briefen an die Verlagshandlung A. Kröner in der königlichen Residenz Stuttgart bis längstens 30. Juli lfd. Js. erbeten; 2) der Einsender hat seine genaue Adresse, so wie den Buchhändler, das Postamt, oder den Agenten, von welchem er die „Stadtglocke" (von Otfried Mylius) bezieht, anzugeben*); 3) unter den Errathern des Räthsels werden die unten verzeichneten Gewinne unter Zuziehung von Zeugen verlooft; 4) die Namen sämmtlicher Errather werden auf dem Umschlag der „Stadtglocke" veröffentlicht, eben so diejenigen der Gewinnenden, welchen die Gewinnste entweder durch ihre Buchhandlung oder direkt franko zugesendet werden. Gewinne: a) Uhland's wohlgetroffenes Portrait in lithographirtem Tondruck; b) Hugdietrichs Brautfahrt von Hertz; c) Rafael, von Heyse (eine versifizirte Novelle); d) Silhouetten aus Schwaben von Griesinger; e) Gedichte von Melchior Meyr; f) Münchener Dichterbuch von Geibel; g) Pyrker's Werke, 3 Bde.; h) Thümmel's Werke, 8 Bde.; i) Lessing's Werke, 10 Bde.; k) Schiller's Werke, 16 Bde.; l) Goethe's Werke, 40 Bde.

Rechnungs-Aufgabe.

Drei Weiber boten auf dem Markte Eier feil. Die eine hatte 50, die andere 30 und die dritte 10 Eier; sie verkauften zu gleichen Preisen und doch lösten alle drei ein und denselben Geldbetrag. Wie haben sie die Eier verkauft?

Auflösung des Logogryphs in Nro. 80:

Gase. Sage. Saege. Asse. Gage.

*) Grundbedingung ist nämlich, daß nur Abonnenten der „Stadtglocke" an dieser Preisvertheilung Theil nehmen können.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weitbrecht'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 84 Donnerstag, 7. April 1864.

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn folgte den Worten des Arztes immer gespannter, nur manchmal einen scheuen Blick nach dem Sessel des Erben sendend, der sein ganzes Mitleid wachrief.

„Die Sache stößt auf ein einziges Hinderniß," erklärte der Direktor weiter, indem er sich vertraut herabneigte und seine Stimme zum Flüstern sinken ließ. „Der Erbherr ist nämlich großjährig, so wenig dieß auch seine äußere Erscheinung schließen läßt. Nach den Hausgesetzen der gräflichen Familie kann der Vater kaufen, verkaufen und selbst verschenken, wie ihm beliebt, nur nicht testiren, ohne daß der großjährige Erbgraf mitunterschreibt und drei Zeugen, ein Arzt und zwei Laien, durch ihre Unterschrift bezeugen, daß er Solches in selbstbewußtem Zustande vollzogen hat. Die üblichen Testaments-Formalitäten sind alle erfüllt, auch der junge Herr Graf haben bereits unterschrieben, so daß Ihnen nichts mehr zu thun bleibt, als einfach Ihren Namen hierher zu setzen."

Mit diesen Worten legte Doktor Ambra ein Schriftstück auf dem Tische zurecht, das bereits seine und Stillkraut's Unterschrift und der Abdruck eines großen, adeligen Wappens neben dem Namen des Erben bedeckten, und schob ihm zuvorkommend eine Feder zwischen die Finger. Die Hand hielt wohl die Feder fest, aber das Auge sah bang fragend zu dem höflichen, fein lächelnden Sprecher auf. „Ich war bei dem Akte nicht zugegen, Herr Direktor," hauchte Rohn befangen und zagend.

Doktor Ambra mochte diese Bemerkung überhört haben, denn mit einer leichten Wendung und erhöhter Stimme setzte er lebhaft bei: „Noch muß ich bemerken, daß Sie mit Ihrer Unterschrift auch eine kleine Verantwortlichkeit übernehmen. Der Herr Testator bitten und beschwören nämlich die Zeugen, zeitlebens nach Kräften darüber zu wachen, daß die Hospitalverwaltung den gesetzten Stipulationen auch treu nachkommt. Der Herr Graf haben zugleich gewünscht, daß die Zeugen nicht als Erben im Testamente figuriren sollen, um auch den leisesten Schein einer Bestechung zu vermeiden; dagegen haben Hochdieselben, reich mit Glücksgütern gesegnet, jedem Zeugen für die heutige und späteren Bemühungen eine Gratifikation in Gold ausgesetzt und sogleich auszuzahlen befohlen."

Doktor Ambra schob mit diesen Worten eine schwere Goldrolle, welche zwischen den Papieren lag, direkt vor Rohn hin und zog die Hülse auf, daß die blanken Goldstücke in langer Reihe dem Zeugen entgegen blitzten. Rohn bebte, seine Finger umspannten die Feder fester. Er hatte in seinem Leben eine solche Masse Gold nicht beisammen gesehen. Seine Augen, von dem blinkenden Metall angezogen und mit Zaubergewalt festgehalten, waren geblendet, seine Pulse schlugen rascher, fieberhaft, alle Muskeln seines Gesichtes arbeiteten, wie von einer inneren Kraft getrieben, sein Herz jauchzte jubelnd auf bei dem Gedanken an den reichen Schatz, der alle Noth bannen mußte, das morose, abgehärmte Antlitz seiner Frau stieg, von einem zufriedenen Lächeln erheitert, vor ihm auf, die abgezehrten Gesichter seiner Kinder leuchteten ihm, strahlend vor Lust und Gesundheit, in voller Jugendblüthe entgegen. „So, nur hierher schreiben!" hauchte ihm eine süße, verführerische Stimme ins Ohr. Sein Auge suchte die freie Stelle auf dem Papier, er hob die zitternde Hand, um sie, plötzlich und jäh zusammenfahrend, — in die eisigkalte Rechte eines sterbenden Mannes zu legen, wie er vor Jahren in der letzten Stunde seines unvergeßlichen Vaters gethan und feierlich gelobt hatte, nie eine unredliche Handlung zu begehen. Er erschrack hastig vor sich selbst, raffte sich auf und sprang leichenblaß, aber gefaßt vom Stuhle.

„Nun, nun?" fragte Doktor Ambra verwundert. „Ich glaube gar, Sie fürchten sich vor den Goldhähnchen? Platz halten! es schreibt sich im Sitzen bequemer."

Ein leiser lang gedehnter Gurgellaut, der etwas Wehmüthiges, Klagendes hatte, und kaum einer menschlichen Brust entstiegen schien, ging durch das Gemach und erstarb in einem leisen Wimmern. Rohn sandte nochmals einen ernsten, forschenden Blick nach dem Erben, der unzweifelhaft diese Töne ausstieß, bevor er hastig, kurz abgestoßen, entgegnete: „Ich bedauere, Herr Direktor, ich kann nicht unterzeichnen."

„Nicht? — Warum?"

Stillkraut biß sich auf die Lippen und trat zornig einen Schritt näher.

„Ich sah den jungen Herrn Grafen nicht unterschreiben, was ja an Eidesstatt bezeugt werden soll."

„Ach, das können Sie morgen, übermorgen sehen, wann es Ihnen beliebt, sich her zu bemühen. Schwache Naturen lassen sich nicht kommandiren — man muß den günstigen Moment benützen. Hier steht ja sein Name."

Rohn sah zweifelhaft auf die Schrift und bemerkte zurückhaltend, sichtlich bemüht, die schonendsten Worte zu wählen: „Ich bitte, ja nicht ungütig zu nehmen, Herr Direktor, aber es möchte mir beinahe scheinen, als ob die ganze, volle Zurechnungsfähigkeit des Herrn Grafen . . ."

„Wie — was?" brauste der Direktor wild auf und maß den kühnen Sprecher mit funkelnden, herausfordernden Blicken. „Sie bezweifeln die Zurechnungsfähigkeit — also mein Zeugniß? Sie werden doch einem Arzte zugestehen, daß er wissen muß, ob ein Mensch zurechnungsfähig ist oder nicht? Ich muß schon sagen, daß solches Mißtrauen und solches Schulmeistern einem Manne in Ihrer Stellung sehr schlecht ansteht."

„Ich bitte um Alles," fuhr Rohn entsetzt auf, „nichts liegt mir ferner, Herr Direktor, als nur den leisesten Zweifel in Ihr Urtheil zu setzen, aber es muß doch jeder Zeuge, trotz aller Autorität, von dem auch wirklich überzeugt sein, was er bezeugen soll."

„Ich mag mich mit Ihnen in keine langen Disputationen und Wortklaubereien einlassen," warf der Direktor verächtlich hin und hob mit einer Halbwendung stolz das Haupt, — „aber ich dächte, wo ich meinen Namen hinsetze, da dürfte ein Skribent" — heller Hohn klang aus seiner Stimme — „seine drei Kreuze auch hinmalen."

Der Kommissionär drängte sich mit drohender Geberde an die Seite seines Freundes. „So unterschreiben Sie!" mahnte er leise aber heftig, und half im Uebereifer seinen Worten mit etwelchen wohlgemeinten Rippenstößen nach. „Unterschreiben, oder wir haben das letzte Wort im Leben zusammen gesprochen! Haben Sie Geld zum Wegwerfen? Da her den Namen, oder ich ziehe meine Hand zurück, ich verkaufe meine Forderung an Sie dem schmutzigsten Schacherer, und was dann folgt, werden Sie finden! Sie sind ja . . ."

Der geschäftige, erregte Stillkraut konnte seine Strafrede nicht vollenden. Der Kranke machte eine geräuschvolle Bewegung, richtete sich mühsam im Bette auf, stemmte den Arm gegen die Kissen und heftete sein scharfes, durchbohrendes Auge auf das bleiche Gesicht des Schreibers, als wollte er in dessen Seele lesen, „Bitte Herr Doktor," stieß er sodann scharf und abgebrochen hervor, „keine Weiterungen! Man will vielleicht aus der Sache Kapital schlagen. Ich erhöhe, ich verdopple die Summe."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Gravenstein, 2. April.

Heute mit dem Glockenschlag 2½ Uhr hat aus allen Batterien vor Düppel und von Gammelmark her das Bombardement der Forts begonnen.

Der Morgen war schön und sonnenhell. Um 9 Uhr trafen von allen Brigaden und Regimentern die Ordonnanzoffiziere ein, um die Ordres in Empfang zu nehmen. Artilleriezüge gingen am Schloß vorbei, die Chaussee nach Sonderburg. Bald hörte man, daß der Feind, der während der Nacht die Trancheen und die in den letzten zwei Tagen oder Nächten gebauten und armirten Batterien durch fortwährende Beschießung zu stören versucht hatte, um einen Waffenstillstand gebeten habe. Derselbe war ihm bis 1½ Uhr bewilligt worden; um 2½ Uhr sollte das Bombardement beginnen.

Der Prinz Friedrich Karl mit dem Generalstabe nahm ein kurzes Dejeuner ein; um 2 Uhr war Alles zu Pferde und fort ging es im scharfen Trabe, zuerst nach dem sogenannten Feldherrnberge, der Höhe zwischen Wenning und Broacker am Ufer des Wenningbundes, von wo man das ganze Terrain der Forts und unserer Batterien übersehen kann; dann über Freudenthal nach den Trancheen.

Schon von ferne sah man die einzelnen Rauchwolken aufsteigen, bald auch die Pulverblitze, ohne doch Kanonendonner zu hören, da der Wind nach der offenen See zu stand. Aber bald fehlte auch dieser nicht und mischte sich in den Choral der Militärmusik, mit welcher man eben einen im Lazareth gestorbenen Verwundeten auf dem Kirchhof zu Broacker begrub. Ueber dem Ganzen der heitere Sonnenhimmel; ringsum auf den Feldern schwirrten die schmetternden Lerchen. Vorn der breite Wenningbund mit der tiefen Meeresbläue und darüber hinaus die Ostsee, am Horizont mit dem Alsener Strand sich verlierend. Rechts die ziemlich schroff abfallenden Höhen der Gammelmark, von denen die Feldzeugmeisterbatterie mit ihren Kollegen Schuß auf Schuß hinüber donnert nach dem Fort Nr. 1, 2, ja bis hinauf zu der Höhe von Nr. 4. Die weiße Rauchwolke legt sich langsam auf das blaue Wasser und man sieht die schwere Hohlkugel drüben einschlagen in die Forts, von denen Fort Nr. 1 auffallender Weise das Feuer fast gar nicht erwidert, während aus Nr. 2 von Zeit zu Zeit ein Feuerstrahl zischt.

Aber da donnert's und kracht's munter links über das ganze Gelände des nördlichen Ufers die ganze Reihe der berüchtigten Forts entlang, welche um die ominöse Windmühle her den Höhenzug einnehmen. Aus dem Grunde vor den Forts, wo die Tranchee so glücklich und keck gebaut ist, hebt sich an acht Stellen mindestens alle 3—4 Minuten eine Rauchwolke über dem sprühenden Pulverblitz — das sind unsere preußi-

Digitized by Google

schen Batterien, und Schuß auf Schuß donnert gegen die furchtbaren Erdwerke. Schuß auf Schuß von hüben und drüben, denn nach einiger Zeit fangen die Dänen an, sich etwas mehr zu regen. Die Rauchwolken heben sich dunkel in die Luft; man sieht die Granaten in der Höhe platzen auf dem dunklen Rauchballen, der sich nur langsam verzieht.

Das Auge wendet sich unwillkürlich suchend auf den Wenningbund; sollte Rolf Krake nicht da sein? Richtig, da, vor dem Eingang der Bucht, kreuzt kaum über dem Wasser sichtbar das schwarze Ungethüm langsam hin und her; bald kommt es näher, bald geht es wieder zurück; aber der dunkle Bursche hütet sich einzulaufen und hier am Gefecht Theil zu nehmen, denn seine Ferngläser mochten ihm wohl gezeigt haben, daß eine besondere Batterie am Strande für ihn eingerichtet war, die einstweilen auf die Forts 1 und 2 feuerte und ihm sicher einen scharfen Gruß bereitet hätte. Einige weiße Segel kreuzten um ihn her gleich Möven, hielten sich aber auch in respektvoller Ferne.

Unsere Batterien schossen nur Hohlkugeln und so präzise, daß man an den Erdwolken oft Schuß auf Schuß einschlagen sah. Das Krachen und Zischen der schweren Kugeln durch die Luft, der erderschütternde Donner waren wirklich furchtbar. Die ganze Luft schien ringsum zu krachen. Im Fort Nr. 8 sah man dreimal Brandwolken aufsteigen; später, als die Abenddämmerung eintrat, brannte es an drei Stellen, die Baracken ꝛc. hinter den Schanzen waren in Brand geschossen. Auch in Sonderburg hatten die Geschosse der Feldzeugmeister-Batterie dreimal gezündet, die Brände waren aber gelöscht worden. Unser Feuer wird die ganze Nacht fortgesetzt, Verlust bis jetzt 1 Offizier (leicht blessirt); von den Mannschaften 2 Todte, 7—8 Verwundete. (Nachschrift vom Sonntag Früh.) Das Feuer hat die Nacht durch mit Intervallen fortgedauert. Es war ein schreckliches Wetter.

Ueber Quecksilber-Vergiftung.

(Aus der Köln. Ztg.)

Der alte Ruf der medizinischen Fakultät der Wiener Universität hat neuerdings einige arge Stöße bekommen. Die irrthümliche Diagnose des berühmten Scoda in der Krankheit der Kaiserin und die Folgen davon haben ein europäisches Aufsehen gemacht. Von nicht geringerer Bedeutung ist es, wenn jetzt das langjährige Renommee der vielgenannten Koryphäen in Behandlung der Haut- und geheimen Krankheiten, der Professoren Hebra, Sigmund, Zeisl, und der blinde Glaube ihrer zahlreichen Anhänger durch einen, wenn auch nicht jungen, so doch bis dahin nicht so allgemein bekannten Wiener Arzt, den Primär-Arzt Dr. Joseph Hermann, bis in die Grundvesten erschüttert wird.

Das heilsame Neue hat freilich fast ein Decennium gebraucht, um zur Anerkennung durchzudringen. Man hängt eben in Oesterreich gewohnheitsgemäß mit zu großer Zähigkeit am Althergebrachten, so daß selbst die Wiener Zeitung neuerlich (bei einer Mittheilung über Gas-Inhalationen) Veranlassung nahm, den Wiener Aerzten darüber einen Vorwurf zu machen. Die große Verbreitung der oben erwähnten Krankheitsformen auf der ganzen Erde gibt ihnen den Charakter einer wahren Volkskrankheit; es ist daher gemeinnützig und vom allgemeinsten Interesse, noch einige nähere Notizen über den Kampf und seine Resultate mitzutheilen.

Dr. Joseph Hermann veröffentlichte zuerst im Jahre 1855 die Schrift „Medizinische Studien", in der er drei Thesen aufstellte, durch deren Ausführung er bewies, daß Merkur in jeder, auch der mildesten Form, wie man ihn selbst bei Kindern und äußerlich in den unschuldigsten Fällen anwendet, schädlich ist, niemals aber heilend wirkt. Gegen diese Behauptung erhoben sich die oben genannten Notabilitäten und eine Schaar ihrer Anhänger theils in Broschüren, theils in wissenschaftlichen Fachblättern; Dr. Hermann aber widerlegte alle Einwürfe klar und scharf.

Auch das Ausland, namentlich Frankreich, Schweiz, England und Italien, nahm an der Debatte Theil und große Autoritäten stellten sich auf die Seite des kühnen Reformators. Der lebhafte Streit erregte endlich die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung, und da es sich um die Bekämpfung einer so schweren Geißel der Menschheit handelte, auch außerdem ersichtlich war, daß es dem Neuerer nur um die Sache, nicht um seine Person zu thun sei (niemals ist von ihm eine Annonce oder Reklam erschienen), so gestattete sie ihm eine vorläufige Praxis am Wiedener Krankenhause in Wien und ernannte eine Kommission zur Ueberwachung und Prüfung seines speziellen Heilverfahrens.

Das Ergebniß dieser Prüfung war so günstig, daß Dr. Hermann 1858 zum Primär-Arzt ernannt und ihm die Leitung der Abtheilung für Hautkrankheiten ꝛc. im Wiedener Krankenhause gänzlich anvertraut wurde. An dieser Stelle wirkt der verdiente Arzt noch heute, und seine jedes Quecksilber-Präparat vermeidende Methode hat durch ihre evidenten Erfolge so allgemeines Vertrauen erweckt, daß sich die dießfälligen Kranken in viel geringerer Zahl als früher nach dem großen, allgemeinen Krankenhause begeben, sondern lieber die Aufnahme im Wiedener Spital nachsuchen, obgleich die Säle der betreffenden Abtheilung fast immer überfüllt sind.

Selbst die genannten hervorragenden Merkurialisten haben, wenn sie auch in der Theorie ihr System öffentlich und laut noch aufrecht halten, doch in der Praxis der Gewalt der Fakta weichen müssen, und folgen, wie Fachmänner versichern, im Stillen allmählich mehr und mehr dem von Dr. Hermann bezeichneten Wege. Das sind die Thatsachen, deren Veröffentlichung hoffentlich dazu helfen wird, auch dort, wo Quecksilber-

Medikamente noch immer im Gebrauche sind, auf deren Schädlichkeit aufmerksam zu machen und ihre Beseitigung anzubahnen.

Ottensund.
940.

Vergessen ist die alte Zeit, vergessen deutsche Macht,
Die ehedem den Speer getaucht ins Meer gen Mitternacht,
Ins Meer, das über Jütland rauscht. Wer kennt den Ottensund?
Herauf d'rum, alte Heldenmär, und werde wieder kund!

Der König starb in Dänemark, der alte Gorm war todt,
Und durch die Inselreiche scholl des neuen Herrn Gebot:
„Ihr Dänen auf, die Axt zur Hand, die Schwerter umgeschnallt!
Zu klein für uns ist Dänemark; euch führt zum Sieg Harald."

„Nach Süden blickt! Das deutsche Reich zerspaltet Zwist und Streit,
Drob lacht des Normanns kühnes Herz, und Freude dehnt es weit."
Er sprach's; sein Volk rief Beifall zu, schwang klirrend Schwert und Beil
Und brach hervor und zwängte sich in's Reich, ein mächt'ger Keil.

Sie schlugen in die Wendenmark, und jeder Schwerthieb traf,
Hinsank das Gränzvolk, einzeln fiel im Kampfe Graf um Graf.
In Fesseln endlich lag die Mark, war aller Kämpen leer,
Den Dänen zeigte neuen Weg nach Schleswig Haralds Speer.

„O Kaiser Otto, Hort des Reichs, ich bin der letzte Mann,
Der aus der letzten Dänenschlacht verwundet kaum entrann;
Ich suchte dich durch's ganze Reich herunter bis vom Belt,
Ich finde wider dich dein Volk, die Fürsten all' im Feld."

Der Bote sprach's, der Kaiser fuhr im lichten Zorn empor:
„Ihr Fürsten, hört, was unser Reich ob eures Streits verlor!
Wohlan, wir enden jeden Zwist; laßt Gottesfrieden sein,
Wir stürmen mit vereinter Macht ins Dänenland hinein."

Und Otto kam, und Harald sah, der nie bezwung'ne Held
Das deutsche Volk mit Eintracht zieh'n und steh'n vor sich im Feld,
Und er erschrack, der Däne floh. Durch Jütland bis an's Meer
Drang Otto vor, am Strand erhob er seinen Kaiserspeer.

Er warf, so weit der Schwung ihn trug, den Speer ins Meer hinein,
Der Kaiser rief: „Hier soll fortan des Reiches Gränze sein!"
Aufjauchzt sein Volk. Der Däne knirscht, er wagt noch eine Schlacht —
Da ward des Dänen Heldenruhm mit Eins zu Grab gebracht.

Noch heute ruht des Kaisers Speer tief in des Meeres Grund,
Noch heute nennt das nord'sche Volk das Meer den Ottensund.
Weh über uns, wenn unser Volk verblendet einst vergißt
Viel lieber seinen alten Ruhm als seinen alten Zwist.

M. Beilhack.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein altrömisches Gastmahl.] Die „Mainzer Zeitung" schreibt unterm 5. April: Seitdem in unserer alten Drususstadt so viel Altrömisches zum Ansehen gekommen ist, hat sich der Forschergeist auch der Frage zugewandt, ob man nicht auch von der weltberühmten Gastronomie unserer Vorfahren Genuß und Vortheil ziehen könnte? Um eine erste Probe anzustellen, hat der Mainzer Verein für rheinische Geschichte und Alterthümer auf morgen Abend im Saale des Herrn Wallau ein Convivium romanum oder altrömisches Gastmahl veranstaltet. Das trockene Gedeck kostet 5 Denare, oder nach der Berechnung der Katten 1 fl. 30 kr. Anmeldungen nehmen die Herrn Prof. Gredy, Architekt Kraus und Restaurateur Wallau entgegen. Der Catalogus ciborum (vulgo Menu) ist folgender: Caput coenae. Lumbus bovinus assatus, vulgo Lentenbratus, cum vermiculis, vulgo Nudeliis. Linguae lusciniinae, — Lucius lardo confixus, vulgo Hechtus gespictus, cum pommis terrenis, vulgo Kartoffeliis. Cerebrum pavonium. Gallus gallicus assatus, vulgo Welscher Gickelius, cum lactucae, aceto, oleo et sale condita, vulgo Salato. Caseus et Butyrum. Vinum ad libitum.

In der Nähe von St. Moritz im Wallis hat man eine großartige Krystallhöhle entdeckt, zu welcher man über einen unterirdischen See auf einem Schiffchen gelangt. Dieselbe liegt 400 Meter oder 1300 Fuß unter der Erdoberfläche. Sie soll über alle Beschreibung schön sein, wird daher auch Feengrotte genannt. Sie wird nächstens feierlich eingeweiht und dem Publikum eröffnet werden.

Geschichtskalender. 6. April 1528. Todestag Albrecht Dürer's, Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Holzschneider.

6. April 1793 wird der Wohlfahrtsausschuß in Paris unter Lindet, Cambon, Barrere und Danton eingesetzt.

6. April 1813. Einsetzung eines Verwaltungsrathes für Norddeutschland unter dem Vorsitze des Frhrn. v. Stein. — Aufruf des Königs Preußen an die durch den Tilsiter Frieden abgetrennten Provinzen.

7. März 1347. Kaiser Karl IV. errichtet, nach dem Muster der Universität zu Paris, jene zu Prag, die älteste in Deutschland. Sie war auf 4 sogenannte Nationen, — Landsmannschaften —, die böhmische, bayerische, sächsische und polnische begründet.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 85 Freitag, 8. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte wissen," unterbrach Wilson wieder das Stillschweigen und sprach mit ironischem Lächeln: „Welche Gedanken und Gefühle dieser Stutzer jetzt empfinden mag."

Lady Isabella, deren Blicke und Gedanken unausgesetzt auf William geheftet waren, glaubte nicht anders, als daß diese Aeußerung auf William zielte, sie wandte sich daher mit einiger Verwunderung zu Wilson um.

„Ich meine dieses glänzende Juwel im Gefängniß zu Lynnebourg," setzte sie erläuternd hinzu. „Ich hoffe, daß er sich seit gestern viel wohler befindet, und ich bin neugierig, wie viele Trains von West-Lynne am Tage seiner Hinrichtung abgehen werden."

Ihr Gesicht wurde feuerroth, und ihr Herz pochte gewaltig. Sie hatte es nicht gewagt, nach dem Resultat der Schlußverhandlung zu fragen. Es hatte zufällig Niemand etwas von diesem schauerlichen Gegenstand in ihrer Gegenwart erwähnt.

„Ist er verurtheilt?" fragte sie halblaut.

„Ja, er ist verurtheilt und es ist ein gutes Glück für ihn. Mr. Otway Bethel ist wieder freigelassen, was gewiß auch ein Glück für ihn sein mag. Ein sauberes Pärchen das beisammen! Von unserem Hause ging Niemand zur Schlußverhandlung — denn es würde Mr. Carlyle nicht angenehm sein — aber es kamen gestern Abend Leute zu uns, die uns den ganzen Hergang erzählten. Der junge Richard Hare hat am meisten dazu beigetragen, daß er seiner Schuld überwiesen werden konnte. Sie sagen, Richard sähe jetzt zehnmal hübscher aus, als er früher als ganz junger Mensch ausgesehen. Man hatte nur hören müssen," sagte sie, „das Jubelgeschrei und das laute Aufjauchzen, in welches die Zuhörer ausgebrochen, als Richards Unschuld erwiesen worden war. Ein Lärmen und ein Wettern, daß man glaubte, es hebe das Dach des Gerichtshofes in die Luft, und die Richter ließen Alles geschehen, ohne sie durch einen Ordnungsruf zum Schweigen zu bringen."

Wilson machte eine kleine Pause, und da inzwischen keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort:

„Als Mr. Carlyle gestern Abend diese Neuigkeit seiner Frau erzählte und ihr sagte, wie Alles dem Richard zujauchzte und gratulirt hätte, da wurde sie beinahe ohnmächtig, denn sie ist noch nicht stark genug. Mr. Carlyle verlangte schnell ein Glas Wasser. Ich war gerade im anstoßenden Zimmer mit dem kleinen Kinde beschäftigt gewesen, und wie ich hineinkam, da saß sie mit thränenden Augen, und er hielt sie fest umschlungen. Ich habe es von jeher gesagt, daß zwischen diesen Beiden eine ganze Welt voll Liebe liegt, obwohl er eine andere geheirathet. Mr. Carlyle befahl mir, das Wasser niederzustellen und mich zu entfernen. Aber ich glaube kaum, daß er von des alten Richard Hares Anfall Erwähnung gemacht haben wird und wird es ihr wohl erst heute mitgetheilt haben."

„Was für einen Anfall?" frug Lady Isabella ganz erstaunt.

„Wie, Madame, Sie wissen nicht? Ich sag's ja, Sie ziehen sich wie eine Schnecke in ihr Zimmer zurück, meiden jede Gesellschaft, und wie sollen Sie davon etwas hören können? Sie konnten eben so gut in einer Kohlengrube versteckt wohnen. Der alte Richter Hare wurde gestern im Gerichtshof von einem zweiten Schlaganfall getroffen und das ist die Ursache, warum Mrs. Carlyle heute den ganzen Tag im Elternhaus verweilte."

„Wer sagt, daß Richard noch Hause gekommen, Wilson?"

Diese Frage, die in einem schwachen, kaum vernehmbaren Ton gesprochen wurde, kam aus dem Munde des sterbenden Knaben. Wilson schlug ihre Hände zusammen und war mit einem Sprunge am Bette.

„Da schaut's einmal den an," sagte sie zu Madame Vine sich wendend. „Man kann sich nicht genug in Acht nehmen vor derzleichen Kranken. Master William, Sie sollten hübsch das Maul halten und wieder einschlafen. Der Papa wird bald zurück sein und wenn Sie so viel sprechen und dann müde und erschöpft aussehen, wird er gewiß sagen, ich sei Schuld daran. Machen Sie die Augen zu. Wollen Sie vielleicht noch ein Bischen Saft?"

William beachtete diesen Antrag nicht und ohne etwas

Digitized by Google

geantwortet zu haben, vergrub er sein Gesicht wieder in den Polster, aber er war sehr unruhig. Das Zu- und Abströmen seiner erschöpften Lebensgeister wechselte wie Ebbe und Fluth ab.

Mr. Carlyle war in Lynnehurg anwesend gewesen. Er hatte immer um die Zeit bei den Geschwornengerichtssitzungen viel zu thun. An dem vorhergehenden Tage, wo die Schlußverhandlung vor sich gegangen, war er jedoch nicht selbst anwesend gewesen, und hatte sich durch Mr. Dill vertreten lassen.

Zwischen sieben und acht Uhr war er zu Hause angelangt, und begab sich sogleich auf William's Zimmer.

William's schlaffe Züge heiterten sich wieder auf und strahlten vor Freude bei dem Anblicke seines Vaters.

„Papa!"

Mr. Carlyle setzte sich auf das Bett nieder und küßte ihn.

Die am Horizonte untergehenden Sonnenstrahlen, warfen einige Streiflichter in das halbdunkle Zimmer und Mr. Carlyle konnte das sterbende Gesicht ganz deutlich sehen. Es hatte bereits die fahle, grauliche Farbe des Todes angenommen.

„Geht es ihm schlechter?" war Mr. Carlyle's erste Frage an Madame Vine.

„Ja, es geht ihm diesen Abend schlechter, Sir, er scheint etwas schwächer zu sein."

„Papa!" keuchte William, schwer athmend. „Ist die Schlußverhandlung schon vorüber?"

„Was für eine Schlußverhandlung, mein Kind?"

„Sir Francis Levison's."

„Die ist gestern zu Ende gegangen. Strenge dein Köpfchen nicht an wegen seiner, mein süßes Kind. Er ist es nicht werth."

„Aber ich möchte es wissen, ob er gehängt wird."

„Er ist zum Tode durch den Strang verurtheilt worden."

„Hat er also Halliſohn umgebracht?"

„Ja. Wer hat mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen?" frug Mr. Carlyle, sich mit merklichem Unwillen zu Madame Vine wendend.

„Wilson hat es erwähnt, Sir," war ihre kaum vernehmbare Antwort.

„O, Papa, was wird er jetzt machen? Wird Jesus ihm verzeihen?"

„Wir müssen es hoffen."

„Und Du hoffst es auch, Papa."

„Ja, ich wünsche, daß Allen vergeben werde, William, was immer ihre Sünden sein mochten. Mein liebes Kind, Du scheinst sehr unruhig zu sein."

„Ich kann nicht lange ruhig auf einer Seite liegen bleiben, das Bett wird immer härter. Wollen Sie mich ein Bischen höher auf's Kopfkissen legen, Madame Vine?"

Mr. Carlyle hob ihn selber ganz sanft hinauf.

„Madame Vine," sagte er mit dankbarem Blick, „ist Dir eine treue, unermüdliche Wärterin, William."

William antwortete nicht darauf. Es schien, als strengte er sein Gedächtniß an, um sich auf etwas zurück zu erinnern.

„Ich hab's vergessen."

„Vergessen, was?" fragte Mr. Carlyle.

„Ich wollte Dich etwas fragen, oder Dir etwas mittheilen. Ist Lucy noch nicht nach Hause gekommen?"

„Ich denke nicht."

„Papa, ich möchte Justinen hier haben."

„Ich werde sie Dir gleich nach Hause schicken. Ich gehe gleich nach dem Mittagsmahl, um die Mama zu holen."

„Die Mama?. O! jetzt erinnere ich mich schon. Papa, an was werde ich die Mama im Himmel erkennen? Nicht diese Mama, sondern die andere."

Mr. Carlyle hatte nicht unmittelbar darauf geantwortet, er mag wohl über diese Frage etwas gestutzt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Am 3. war das Bombardement wieder stark und betrug der Verlust auf preußischer Seite 4 Mann, wovon ein Artillerist sich beim Laden durch Unvorsichtigkeit beide Hände zerschmettert hatte. Man sah Abends den Brand von Sonderburg, doch sollen laut Angabe der „Neuen Preußischen Zeitung" nur sieben Häuser „in Folge einiger zufälliger Schüsse" abgebrannt sein. Das Wetter war im Laufe des Tages abwechselnd schlecht, in der Nacht vorher aber, also vom 2. auf den 3. April, hatte man nach Mitternacht ein scharfes Schloßengestöber und Sturm, welcher die See sehr hoch gehen ließ. Den Dänen kommt das Aprilwetter mit seinem jähen Wetterwechsel sehr zu statten. Die Dänen rühmen in ihren Blättern die Haltbarkeit der Düppeler Position und sprechen von unerwartetem Widerstande, auf den die Preußen selbst nach Eroberung der Schanzen stoßen würden. Für einen möglichen Rückzug haben sie zu den zwei vorhandenen Schiffbrücken eine dritte gefügt, und selbst für den Fall, daß die Preußen wirklich auf Alsen landen sollten, gedenkt die dänische Armee mit Hülfe ihrer Flotte sich auf der Süd- und Ostseite der Insel an drei Stellen gleichzeitig mit geringen Opfern zu Schiffe begeben zu können. Die Westseite von Alsen hat eine Menge großer Einschnitte woron Rewig und Sandwig (Wig oder Wiek heißt Bucht) die nördlichsten, doch die Augustenburger Bucht und Höruphaff die wichtigsten sind. Unter Schenbek-Hage (südwestlich von Snaghöi-Fähre, Hardeshöi-Fähre gegenüber) gabelt sich der Alsensund in die Augustenburger Bucht, die mehr östlich liegt, und die engere Straße, welche der Düppeler Position gegenüber liegt. Beide bilden die Halbinsel, an deren Südwestseite Son-

Digitized by Google

derburg liegt und deren Spitze im Norden Arnkils-Oere bildet, während auf der Südwestseite Ulkebüll und hart dabei Wollerup liegt, von wo eine Straße nach Rummark-Fähre, eine nördlichere nach Fühnenshaff zieht. Hörupshaff schneidet im Süden der Insel die Halbinsel ab, deren Hauptort Kekenis ist und die nur durch eine schmale Landzunge bei Kekenishöi, wo ein Leuchtfeuer mit dem Hauptkörper der Insel zusammen hängt. Der Ort Hörupshaff, da, wo sich im Norden beim Eingange in Hörupshaff eine kleine Bucht bildet, ist schon jetzt der Hafen von Sonderburg, da die Schiffe wegen der preußischen Batterieen bei Gammelmark den Alsensund meiden müssen. Zwischen Hörupshaff und Sonderburg haben die Dänen die Kommunikation auf geradem Wege — früher fuhr man vom Pfarrdorfe Hörup, das an der Sonderburg-Rummarker Straße nach Hörupshaff liegt — bedeutend verbessert und über die Meerenge von Hörupshaff nach Hirschholm, das auf der Norospitze der südlichen Halbinsel liegt, eine Schiffbrücke vorbereitet, so daß sie sich jeden Augenblick auf diese südliche Halbinsel zurückziehen und bei Kekenis einschiffen können, während eine andere Abtheilung dasselbe bei Rummark, eine dritte dasselbe bei Fühnenshaff ausführt. Wie man sieht, haben die Dänen ihre Rückzugslinien mit großer Umsicht vorbereitet, so daß ein Festhalten der Armee nicht zu hoffen ist, es sei denn, daß während des Entscheidungskampfes auf der Düppeler Position die Brücken nach Sonderburg zerstört würden oder eine Ueberraschung und Umgehung durch Uebersetzen nach Alsen erfolgte, wozu das jetzt an jähen Stürmen so reiche Aprilwetter aber wenig Hoffnung bietet. Eine Bewegung des linken preußischen Flügels, welche am 3. „projektirt" gewesen, wie die „Hamb. Nachr." sagen, „ist der grundlosen Wege halber nicht zu Stande gekommen." Feldmarschall v. Wrangel kehrte am Morgen des 3. von Gravenstein nach Flensburg zurück. Zwischen Gravenstein und Rinkenis stehen zu beiden Seiten der Straße mindestens 1800 leere Wagen bereit, die theilweise zum Transport von Verwundeten bestimmt sind; die Fuhrleute und Pferde liegen schon acht Tage im Freien und harren der Dinge, die da kommen sollen. Am 2., Abends, begann, laut den „Hamb. Nachr.", das Gesammtfeuer aus der zweiten Parallele, das, als der Morgen starke Regengüsse bei heftigem Nordwestwinde gebracht, um 5 Uhr Früh eingestellt ward. Was die fabelhaften Gerüchte, die in Flensburg am 3. verbreitet waren, betrifft: Alsensund sei an drei Stellen von den Preußen überschritten und die Insel genommen u. s. w., so bemerkt ein Korrespondent der „Hamb. Nachr." aus Flensburg, 4. April, dazu: „Ich kann Ihnen die Gewißheit geben, daß allerdings viel unternommen, aber wenig erreicht worden ist; denn der Feind, von jeder geringsten Bewegung unterrichtet und auf Alles gefaßt, trat jedem Schritte der Truppen mit einer großen Ruhe und Kaltblütigkeit entgegen, wobei ihm sein treuester Bundesgenosse (das schlechte Wetter) im entscheidendsten Momente gewöhnlich zu Hülfe gekommen ist. Während es dieses Mal wenigstens keine Opfer gekostet hat, sind dagegen die feindlichen Schanzen durch das zehnstündige Schießen aus den preußischen Geschützen sehr stark mitgenommen worden. Seit gestern Morgen bis jetzt ist Alles ruhig." Die Beschießung Sonderburgs erklärt die „Hamb. Börsen-Halle" nach zuverlässiger Quelle daraus, „daß, nachdem die preußischen Geschütze am Samstag Nachmittag in ihren Batterien aufgestellt waren, das Feuern auf die Schanzen begonnen hätte, ernster als zuvor, indem 136 Geschütze verschiedenen Kalibers feuerten; die Wirkung war sofort zu bemerken; nach einstündiger Kanonade sandten die Dänen einen Parlamentär aus der Schanze Nr. 6, welcher ersuchte, die Preußen möchten ihre Verwundeten und Kranken aus der zum Lazareth eingerichteten Kirche zu Düppel nehmen, weil die Dänen die Kirche beschießen wollten. Er erhielt die Antwort, das möge man nur thun; allein die darauf abgefeuerten dänischen Kugeln blieben fast alle ohne Wirkung; in demselben Augenblicke wurde auch mit dem Feuer auf Sonderburg wieder begonnen; nach zweistündiger Kanonade brannte die Stadt an verschiedenen Stellen — die Verabredung, sowohl Düppel als Sonderburg zu verschonen, ward so von den Dänen verletzt." Von Samstag Mittag bis zum Sonntag Morgen 1 Uhr sind preußischerseits 2000 Schüsse gefallen, worauf die Schanzen einiger Maßen antworteten; vom 3. April Morgens bis Abends waren circa 3000 Schüsse preußischerseits gethan, unter nur sehr schwachem Gegenfeuer. Aus der Schanze Nr. 6, welche die stärkste ist und deßhalb auch mit dem schwersten Kaliber beschossen wird, erfolgten den ganzen Tag nur einzelne Schüsse, ähnlich aus der naheliegenden Schanze Nr. 5; etwas stärker war das Kanoniren aus den Schanzen Nr. 2, 3 und 4, und wollte man fest behaupten, daß die Schanzen Nr. 5 und 6 am Abend des 3. von den Dänen verlassen seien. Der Erfolg des Schießens war bei jeder Lage, die die Schanzen bekamen, sichtbar und sind die Geschütze circa 1400 Schritt davon entfernt. Unter der furchtbarsten Kanonade wurden die Arbeiten an den Laufgräben, die sich inmitten der feuernden Batterien befinden, fortgesetzt; sie werden in einer doppelten Schlangenlinie angelegt und sind den Schanzen schon sehr nahe gerückt. Die Kanonade wurde am Morgen des 4. wieder mit derselben Stärke eröffnet; man sah Sonderburg noch brennen.

Lieben und Leben.

Veilchen, Maienblümchen heben
Ihre Köpfchen nun empor,
Weil die lauen Frühlingslüfte
Riefen aus der Erd' sie vor.

Digitized by Google

Schüchtern hob auch sie das Köpfchen
Schaute selig in die Welt;
Weil der erste Liebesfrühling
Ihr das junge Herz erhellt.

Doch die Blumen werden stolzer
Und entfalten ihre Pracht,
Da der Sommer seine Gluthen
Ueber sie dahin gefacht.

Auch die Liebe sandte ihre
Gluthen in das Herz ihr ein;
Nicht mehr schüchtern, glücklich, freier
Schaut sie in die Welt hinein.

Stolze Blumen werden matter,
Neigen ihre Köpfchen still,
Nun der Herbst mit seinen Stürmen
Sie der Welt entreißen will.

Und auch sie, nun trüben Blickes
Einsam, traurig da jetzt steht,
Weil auch über ihre Liebe
Nun die rauhe Herbstluft weht.

Kam der Winter, nahm die Blumen
Und entzog sie unserm Blick,
Bis ein neuer Frühlingsmorgen
Ruft ins Leben sie zurück.

Ihre Lieb' auch nahm der Winter
Wie die Blumen in den Schooß.
Doch kein Frühling kehrt ihr wieder,
Zu erstarren, ist ihr Loos.

Elsa.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Universitätspedell Dierking.] Der in diesen Tagen zu Göttingen im 80. Jahre verstorbene Universitätspedell Dierking hatte eine Reihe der glänzendsten Kriegsthaten hinter sich. Eine That von ihm rettete Hunderten von Menschen das Leben und bewahrte eine ganze Stadt vor dem Untergang. Im Frühjahr 1815, bei der Vertheidigung der Festung Nieuport in Flandern, wurden mehrere kleine Außenwerke abandonnirt und die darin befindliche Munition nach einem Pulvermagazin der Festung gebracht. Hierbei ereignete sich am 1. Mai der Unglücksfall, daß durch Mangel an Vorsicht und zu große Eile beim Abladen ein mit alter Munition beladener Wagen aufflog, wobei zwei Kanoniere ihr Leben verloren und mehrere schwer verwundet wurden. Durch die Explosion war die eine Thür des Magazins aufgesprengt und der Rauch kam aus dem oberen Dachfenster, so daß der Kommandant und viele Andere der Meinung waren, daß das Feuer bereits im Magazin selbst sei. Mehrere vor dem Magazin und in der Thür desselben niedergesetzte Munitionskasten waren vom Feuer auch schon insoweit berührt, daß die von Werg geflochtenen Handgriffe daran bereits brannten. Die Einwohner der Stadt hielten ihren Untergang für unvermeidlich, wenn dieß mit mehreren tausend Fässern angefüllte Magazin auffliegen würde, und verließen die Stadt. Der Oberfeuerwerker Dierking ging aber freiwillig hinzu und, wie er die benannten Handgriffe schon brennend fand, lief er nach dem nächsten Wasser, füllte seinen Tschacks damit und löschte das Feuer. Durch diese musterhafte Entschlossenheit hat Oberfeuerwerker Dierking ein großes Unglück verhütet, und nicht allein das Leben vieler Menschen, sondern die ganze Stadt Nieuport vom Untergange gerettet.

Französische Blätter berichten, daß der Graf von Chambord sich genöthigt gesehen hat, seinen Palast in Venedig zu verkaufen, um die Schulden seiner Mutter, der Frau Herzogin von Berry, zu tilgen. Die Herzogin ist bekanntlich in zweiter Ehe mit dem Herzog della Grazia (aus dem großen sizilianischen Hause der Fürsten Lucchesi-Palli) vermählt; sie hat durch die Vertreibung der königlichen Bourbons von Neapel (sie selbst ist eine neapolitanische Prinzessin) alle ihre Einkünfte, ihr Gemahl durch die Revolution alle seine Güter verloren. Mit schwerem Herzen hat sich die Frau Herzogin von Berry von ihrer werthvollen Bibliothek getrennt, die jüngst in Paris versteigert worden ist. Auch die Gemäldesammlung, deren Werth auf eine halbe Million Franks geschätzt wird, soll verkauft sein. Nun kommt der Sohn der Mutter zu Hülfe, um völlig ihr Auskommen zu sichern; sie hat für eine zahlreiche Familie zu sorgen. Die beiden ganz verwaisten Söhne seiner heimgegangenen Schwester, der Herzogin Louise von Parma, den Herzog Robert und den Grafen Heinrich von Bardi, hat der Graf von Chambord zu sich genommen, um sie zu erziehen. Die beiden Töchter (Margaretha, 17 Jahre alt, und Alix) kommen nach Spanien. Die Königin Isabella hat sich erboten, die beiden fürstlichen Waisenkinder ihrem Range gemäß zu erziehen. Die Prinzessinnen sind von ihrem Vater her Infantinnen von Spanien.

Geschichtskalender. 8. April 1516. Ordnung über gemeinsame Landschaft in Bayern aufgerichtete Handfeste, beschlossen zu Ingolstadt.

8. April 1802. Frankreichs Konkordat mit dem Papste, zur Aufhebung des Kultus der „Göttin der Vernunft" und Wiedereinführung des Christenthums.

Redakteur: Gustav Meissner. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 86 Samstag, 9. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

William sprach im hastigen Tone weiter:

„Sie wird im Himmel oben sein."

„Ja, liebes Kind."

„Madame Vine weiß es, daß sie dort sein wird. Sie hat sie im Auslande gesehen, und Mama sagte ihr, daß — was war es denn, Madame?"

Madame Vine sank vor Schreck zusammen.

Mr. Carlyle richtete seine Blicke auf ihr erröthendes Gesicht, so viel dieß ihre Vermummung überhaupt zuließ. Wenn es thunlich gewesen, hätte sie augenblicklich das Zimmer verlassen.

„Mama hat mehr gelitten, als sie ertragen konnte," setzte William — der sich von Niemand unterstützt fand — allein fort. „Sie sehnte sich nach Dir, Papa, und sie sehnte sich nach uns Allen. Dann brach ihr Herz und sie starb."

Eine tiefe Röthe überflog Mr. Carlyle's Stirne und er wendete sich mit fragender Miene zu Madame Vine.

„O! Ich bitte um Entschuldigung, Sir," murmelte sie mit verzweifelter Energie. „Ich hätte gewiß nicht so sprechen und mich in Ihre Familienangelegenheiten mengen sollen. Aber ich sprach nur, wie ich dachte, daß es sein müsse, Sir. Der Knabe quälte sich sehr wegen seiner Mutter."

„Haben Sie seine Mutter im Auslande gesehen? Ich begreife kaum . . ."

Sie bedeckte ihr heiß glühendes Gesicht mit der Hand und sprach:

„Nein, Sir."

Mr. Carlyle trat plötzlich etwas näher zu ihr und sprach mit leiser Stimme:

„Bemerken Sie die Veränderung in seinen Zügen."

„Ja, ja, ja. Er sieht so verändert aus, seit diesem ganz eigenthümlichen Anfall von heftigem Zittern, der ihn Nachmittags plötzlich ergriffen hat. Wilson meint, es wären die Vorboten des Todes. Ich fürchte, daß es innerhalb vierundzwanzig Stunden mit ihm zu Ende sein wird."

Mr. Carlyle ließ seinen Ellbogen auf dem Fensterrahmen ruhen, fuhr mit der Hand über die heiße Stirne, und seine von Gram und Kummer tief gesenken Augenlider fielen auf die thränenfeuchten Augen:

„Es ist so hart und traurig, ihn verlieren zu müssen."

„O, Sir! Er wird besser aufgehoben sein," sprach sie mit vor Schluchzen erstickter Stimme. „Wir können den Tod ertragen, der Tod ist noch immer nicht das ärgste Scheiden auf Erden."

Ein Diener trat herein, seinem Herrn zu melden, daß das Diner für ihn bereit sei. Er begab sich in den Speisesaal mit einem der Lage ganz entsprechenden Appetit.

Als er kurz darauf in das Krankenzimmer zurückkam, war das Tageslicht schon ganz geschwunden und eine einzelne Kerze, die so angebracht wurde, daß ihre Strahlen nicht auf des Kindes Gesicht fielen, erhellte spärlich das düstere Krankenzimmer. Mr. Carlyle nahm das Licht in die Hand, um die Züge des kranken William genauer beobachten zu können. William lag seitwärts auf dem Kopfkissen. Seine hohlen Athemzüge allein waren in der Krankenstube hörbar.

Die Nähe des Kerzenlichtes veranlaßte ihn, die geschlossenen Augen zu öffnen.

„Bitte, Papa, lasse die Kerze sein, ich bin lieber im Finstern."

„Nur auf einen Augenblick, mein süßer Junge," und auch nicht länger als einen Augenblick hatte er das Licht über ihn gehalten. Dieser einzige Moment genügte aber auch, ihn über den jammervollen Zustand seines heißgeliebten Kindes keinen Augenblick mehr in Zweifel zu lassen. Diese fahle Leichenblässe auf den Wangen, dieser stiere, hervorstechende, glanzlose, gespensterartige Blick in den Augen. Ach, der Tod hatte sich bereits mit allen seinen Schrecken bei dem Kinde eingestellt.

In demselben Augenblicke traten Lucy und Archibald, von ihrem Besuche bei Miß Cornelia zurückkommend, ins Zimmer. Der sterbende Knabe blickte mit erregter Miene umher.

„Leb' wohl Lucy," sagte er, indem er sein kaltes, feuchtes Händchen ausstreckte.

„Ich gehe nicht aus," antwortete Lucy. „Wir sind ja erst diesen Augenblick nach Hause gekommen."

„Leb' wohl, Lucy!" wiederholte er. Sie faßte

Digitized by Google

sein kleines Händchen, beugte sich über ihn und küßte ihn. „Leb' wohl, William, aber ich gehe wirklich nirgends hin."

„Aber ich," antwortete er. „Ich gehe in den Himmel, wo ist Archie?"

Mr. Carlyle hob auch den kleinen Archie auf's Bett. Lucy war über den Anblick ihres Bruders erschreckt. Archie schaute ihn überrascht an.

„Archie, leb' wohl, leb' wohl, Liebster, ich gehe in den Himmel, weißt Du, in jenen schönen blauen Himmel dort oben. Ich werde die Mama dort sehen und ihr sagen, daß Du und Lucy bald nachkommen werdet."

Lucy, ein gefühlvolles Mädchen, seufzte laut auf und brach in einen Strom von Thränen aus.

Wilson eilte schnell herbei und Carlyle schickte die beiden Kinder weg mit dem beschwichtigenden Versprechen, daß sie den William am Morgen, wenn es ihm besser gehen wird, besuchen könnten.

Auf ihren Knieen, das Gesicht in die Bettdecken vergraben, und einen Zipfel davon krampfhaft fest im Mund haltend, um den innerlich tobenden Kampf mit ihren unwiderstehlichen Gefühlen nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, lag Lady Isabella am Krankenlager ihres Kindes.

Die Aufregung dieses Momentes war eine so heftige, daß selbst sie, die erprobte Dulderin, sich nicht mehr bemeistern konnte. Ihr eigenes Kind, sein Kind, sie beide allein das Sterbebett umgebend und sie durfte kein Wort des Trostes aus seinem Munde erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Leichenfeier der Erzherzogin Hildegard.

Wien, 5. April.

Schon in den frühesten Morgenstunden bewegten sich gestern zahllose Menschenmassen nach dem Erzherzog Albrecht'schen Palais. Den Wenigsten jedoch war es gegönnt, in die Gemächer der dahingeschiedenen Erzherzogin zu gelangen. Der Leichnam der verewigten Frau Erzherzogin wurde vorgestern um 4 Uhr Nachmittags im Empfangssaale der Erzherzogin aufgebahrt, wo er bis gestern Abends 10 Uhr verblieb. Der freundliche Empfangssaal im ersten Stockwerke des Gebäudes war mit schwarzem Tuche austapezirt und ringsum mit den Wappen der beiden hohen Häuser der Verblichenen geziert. Der Leichnam liegt in einem auf schwarzem Katafalk ruhenden rothen Sammtsarg, welcher in den Ecken und Kanten mit reichen Goldborten und Goldklammern geziert und zusammengehalten wird. An jeder Längenseite des Sarges befinden sich an den unteren Theilen drei in Kronen geformte bronzene Handhaben. Zu den Füßen des Sarges liegt ein Sammtpolster, auf welchem die sämmtlichen Orden der Frau Erzherzogin, ein Paar weiße im Kreuz liegende Handschuhe und auf denselben ein halbgeöffneter schwarzer Fächer sich befinden. Der Leichnam Ihrer kais. Hoheit ist in ein weißes seidenes Gewand gekleidet, auch die weißen Handschuhe fehlen nicht, und ein ebenfalls weißes, mit Blondenspitzen garnirtes Häubchen deckt das schöne schwarze Haar. Die Züge der hohen Verblichenen sind nicht im Geringsten verändert und schwebt auch jetzt noch ein Lächeln um deren Lippen. Die Leiche ist mit einer weißen seidenen Decke bis zur Brust gedeckt; der Kopf ruht auf einem weißen Seidenkissen, welches mit schweren goldenen Quasten geziert ist. Die hohe Verblichene hält in den gefalteten Händen ein einfaches schwarzes Kreuz auf's Herz gedrückt. Zur rechten und linken Seite des Sarges stehen auf rothsammtenen Piedestalen vier vergoldete Kandelaber mit je 24 brennenden Lichtern. Zu den Füßen des Sarges befinden sich zwei silberne Gefäße, in deren einem das Herz und in dem anderen die Eingeweide sich befinden. An der Kopfseite des Sarges sind an beiden Seiten Polster mit den Kronen. Oberhalb dem Kopfe ist ein weißer schwebender Engel mit einer Palme angebracht. Zu beiden Seiten der Bahre stehen schwarzbelegte Betschemel, auf denen rechts die Damen und links die Kammerdiener knieend beten. Zu Füßen des Sarges steht ein rothsammtener Betstuhl, auf welchem ein Priester kniet. Auf der weißen Seidendecke des Leichnams liegen zwei große Kränze von weißen Rosen mit grünen Blättern. Gestern Nachts 10 Uhr wurde der Sarg in Gegenwart der Geistlichkeit und unter deren Vortritt gehoben und durch den mit Fackeln und Lichtern beleuchteten Augustinergang nach der k. k. Hofkapelle übertragen und daselbst noch während der Nacht aufgebahrt. Die Kapelle wurde zu diesem Behufe schwarz dekorirt und befindet sich ober dem Hochaltar ein großes weißes Kreuz. Der Katafalk steht in der Mitte der Kapelle, umgeben von zahllosen brennenden Wachsfackeln. Hofgendarmen und Leibgardisten halten die Leichenwache.

Wien, 6. April.

Zur entseelten Hülle der Erzherzogin Hildegard drängten sich gestern ungeheure Menschenmengen am Eingange der Kapelle. Doch nur den Wenigsten gelang es, die hohe Verblichene noch einmal zu sehen. Als der Andrang zu massenhaft wurde, mußte zu der ordnunghaltenden Kavalleriemannschaft noch Infanterie und Polizei requirirt werden, und in Gruppen von je zwanzig Personen wurde dann der Eintritt in die Kirche gestattet. Doch auch das mußte bald aufhören, denn die Zahl der des Eintritts Harrenden wurde so groß, daß bei dem großen Gedränge Unglücksfälle zu befürchten waren, denen man am besten durch Schließung der Kirche vorbeugen zu können glaubte. Die Kapelle war mit schwarzem Tuche ganz ausgeschlagen, der Hochaltar mit einem großen weißen Kreuze bedeckt. Rechts und

Digitized by Google

links neben dem Sarge hingen die Wappenschilder Bayerns und Oesterreichs, oberhalb desselben lag eine Krone, der österreichische Erzherzogshut und auf einem schwarzen Sammetpolster die Orden der Dahingeschiedenen. Arcièrengarde und Hofgendarmen bildeten die Ehrenwache und ein Priester kniete betend zu Füßen des Paradebettes. Kurz nach Mittag wurde der Leichnam in den Sarg gelegt. Tausende hatten sich in den engen Straßen, die zur Kapuzinergruft führen, und auf dem Josephs-, dem Lobkowitzplatze und dem Mehlmarkte postirt, um die Leichenfeier anzusehen.

Sämmtliche Truppen waren in Parade ausgerückt mit Feldzeichen, die Truppen- und Abtheilungskommandanten, so wie die Offiziere mit dem Trauerflor am linken Arm; auf den Fahnen waren ebenfalls Flöre angebracht. Die Trommeln waren mit schwarzem Tuche überzogen. Den Leichenzug eröffnete eine Eskadron und ein Zug Kürassiere; hinter dem Leichenwagen marschirte eine Kompagnie des Infanterie-Regimentes Prinz Holstein, die Arrièregarde bildete wieder eine Eskadron Kürassiere. Die übrigen Truppen stellten sich auf dem Josephsplatz und Neuen Markt auf und bildeten Spaliere.

Die Truppen nahmen bereits um 2 Uhr Nachmittags in allen Straßen, die der Leichenzug zu passiren hatte, ihre Aufstellung. Ueberdieß postirten sich 4 Ehrenkompagnien mit florumhängten Fahnen auf dem Josephsplatze, ein Quarré bildend. Die zahlreich ausgerückte Polizeiwachmannschaft und berittene Gendarmerie hatte vollauf zu thun, die in den Straßen wogenden Volksmassen in geregelter Frequenz zu erhalten und so die für den Zug nöthige Bahn frei zu halten. Von der k. k. Hofburg bis zur Kapuzinerkirche bildete Militär in voller Parade mit Feldzeichen in Doppelreihen Spalier. Präzise 3 Uhr wurde das Herz der hohen Verblichenen mittelst sechsspännigen Galawagens und in Begleitung der k. k. Arcièren-Leibgarde, Hoffouriere und Hoflakaien in großer Gala und unter Vortritt sämmtlicher Deputationen aller hiesigen Pfarreien nach der in allen ihren Räumen mit Menschen vollgepfropften und ganz erleuchteten St. Stephanskirche überführt, eingesegnet und unter dem Hochaltare beigesetzt. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin, die hier anwesenden Erzherzoge und Erzherzoginnen fuhren um halb 4 Uhr in sechs Galatrauerwagen über den Michaelerplatz nach der Kapuzinerkirche und stiegen in der Klostergasse, woselbst ein Portal errichtet war, ab und begaben sich durch einen schwarz dekorirten Korridor nach dem mit Blumen geschmückten Refektorium, woselbst dieselben die Ankunft des Leichenzuges erwarteten. Um 4 Uhr verkündeten alle Glocken der Residenz den Beginn des Leichenzuges. Um dieselbe Zeit riefen die Posten der Hauptwache in der k. k. Hofburg zweimal ins Gewehr, die ausgerückten Truppen präsentirten, die Fahnen wurden gesenkt und hierauf setzte sich der Trauerzug nach folgender Ordnung in Bewegung: Ihn eröffnete eine Abtheilung Kavallerie, welcher zwei berittene Hofherolde in Gala folgten. Nach diesen erschienen: der Hofzeremonienmeister in rother mit Gold gestickter Uniform, eine Eskadron Kürassiere mit Fahnen, drei sechsspännige Galawagen, von Rappen gezogen und von je sechs Lakaien zu Fuße begleitet (in denselben befanden sich die königl. bayer. Verwandten der hohen Verstorbenen); abermals zwei Herolden zu Pferde folgte der achtspännige, von Schimmeln gezogene Gala-Trauerwagen, dessen oberer Theil ganz von Glas ein Dach bildend auf dem untern Theil des Wagens ruht, dessen innere Ausstattung von rothem Sammt mit Golddrocat ausgeführt ist und so den darin liegenden Sarg sehen ließ, auf dessen Deckel ein Kranz weißer Rosen mit grünen Blättern lag.

Die Begleitung des Wagens bestand aus je fünf verschiedenen Fronten zu beiden Seiten, und zwar unmittelbar neben demselben zwölf Offiziere der Arcièren-Leibgarde, neben diesen zwölf Edelknaben in Trauer mit Fackeln, zwölf Hoftrabanten in rother Uniform, zwölf Hoflakaien Fackeln tragend, und schließlich zwölf Mann vom Infanterie-Regimente Kronprinz Rudolph, mithin von jeder der genannten Branchen vierundzwanzig Mann. Unmittelbar nach dem Wagen folgte der Prinz Luitpold von Bayern zu Fuß, umgeben von der Generalität, den Stabs- und Oberoffizieren, die Dienerschaft des erzherzoglichen Hauses, so wie der kaiserlichen Familie in Galalivree; den gänzlichen Schluß bildeten eine Kompagnie Infanterie und eine Eskadron Kürassiere mit Fahne und eine unabsehbare Menschenmenge. Der Zug bewegte sich über den Josephsplatz, durch die Augustinergasse, Lobkowitzplatz, Klostergasse nach dem Mehlmarkt und hielt vor dem großen Portale der Kapuzinerkirche, wo der Sarg nach dem bereits gemeldeten Zeremoniel empfangen, von vierundzwanzig Kapuziner-Mönchen nach dem Innern der Kirche getragen und dort auf den bereit stehenden schwarzsammtenen und mit Silberspitzen ausgelegten Katafalk gestellt wurde. Um den Katafalk brannten in großen silbernen Kandelabern 250 Wachsfackeln. Die Kirche war ganz schwarz drapirt und mit den Wappen der hohen Verblichenen versehen, zwischen welchen goldene Wandleuchter mit zahlreichen Kerzen brannten. Ueber dem Hochaltare befand sich ein großes weißes Kreuz und der Fußboden der Kirche war mit schwarzen Teppichen, deren Enden mit Silberborden benäht waren, belegt. Vor dem Hochaltare befanden sich ein schwarzsammtener Betschemel und zwei schwarze Thronsessel für Ihre Majestäten, so wie Sitze für die Mitglieder des kaiserlichen Hofes.

Schon vor Ankunft des Leichenzuges hatten sich in der Kirche der ganze hoffähige Adel, die Minister, Geheim- und Staatsräthe, Kämmerer, Truchsessen, die Gesandten und Vertreter der fremden Höfe eingefunden. Bei Ankunft des Sarges begaben sich Ihre Majestäten in Begleitung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses

Digitized by Google

vom Refektorium nach der Kirche und nahmen die für sie reservirten Plätze ein. Nach erfolgter feierlicher Einsegnung der Leiche durch den Weihbischof Dr. Kutschker wurde der Sarg abermals von den 24 Mönchen gehoben und unter Begleitung Ihrer Majestäten, so wie der übrigen Mitglieder des kaiserlichen Hofes über die Gruftenstiege nach der Mathiasgruft hinabgetragen, daselbst abermals auf einen bereitstehenden Katafalk gestellt, zum Zweitenmale eingesegnet und noch einmal geöffnet. Der Oberstthofmeister richtete an den Kapuziner-Guardian die Frage, ob er in der Verblichenen den Leichnam der Frau Erzherzogin Hildegard erkenne, und auf die Bejahung überantwortete er demselben den Leichnam, worauf der Guardian erwiderte: „Der höchste Leichnam wird hier nach schuldigster Obsorge bei uns wohl verwahrt sein.“ Nun wurde der Sarg mit zwei Schlössern geschlossen; den einen Schlüssel behält der Oberstthofmeister, den andern übernimmt der Guardian. Nach Ueberreichung der Sargschlüssel schloß die feierliche Beisetzung, worauf Ihre Majestäten und die Mitglieder des kaiserlichen Hofes nach der Hofburg zurückfuhren. In einigen Tagen wird der hölzerne Sarg im Beisein von Hofbeamten in einen kupfernen Sarg gestellt und neben dem Sarge, welcher die Ueberreste des Sohnes der Dahingeschiedenen enthält, beigesetzt.

Mannigfaltigkeiten.

Ein vor den Düppeler Schanzen stehender Soldat sandte seinem in Bremen wohnenden Verwandten eine von den Dänen am 16. v. Mts. geworfene, nicht zerplatzte Granate zur freundlichen Erinnerung an den glücklich vollbrachten, von vielen Gefahren begleiteten Tag. Nach Empfang des 33½ Pfund wiegenden Eisenstückes auf dem Steueramte wurde dasselbe nach Hause geschafft, dort auf den Hofraum in Gegenwart vieler Nachbarn niedergelegt und versuchsweise an der Stelle, wo früher der Zünder angebracht war, von einem beherzten Brauergesellen, mit einem glühend gemachten Eisen in Verbindung gebracht. Doch siehe da, die vermeintlich schadlose Granate platzt, zertrümmert Fensterscheiben, reißt ein Stück vom Thürpfahl, beschädigt die Krinoline einer Frau, verletzt aber auch zwei andere Personen an Kopf und Fuß.

Nach den neuesten bei der Propaganda und der Kongregation über Bischöfe und Ordensgeistliche zu Rom eingereichten Statistik zählen die Vereinigten Staaten von Nordamerika 54 Bischöfe (die Suffragane und Prälaten von Diözesen in partibus mit inbegriffen), 2773 Priester, 1109 Seminaristen, 2948 Kirchen, 2576 provisorische Kapellen und Stationen, 93 Mönchs- und 265 Nonnenklöster, 12 Universitäten, 76 Erziehungsanstalten, 250 milde Stiftungen, außer den mit den Klöstern und Kirchen verbundenen Schulen. Vor sechzig Jahren fand sich in den Vereinigten Staaten nur 1 Bischof, 22 Priester, ein einziges Kloster und kein Kollegium, Privatwohnungen und Blockhäuser wurden zu Kirchen benutzt.

Die Cigarrensorten, welche edle Hamburger Geber nach dem Kriegsschauplatze spendeten, sind nach der „Mittags-Zeitung“ folgende: Re de Bomba, Cigarros sub custos de noctu, Nu landos, Dessauer Papier-Cigarren. La Schmeissihnraussio, die gewöhnliche Freundschafts-Cigarre. Vomitivos, Cigarros Ukermarkos pur rauchu estra muros. La Constitutionella assoluta, die höhere Wegekraut-Cigarre mit pfuidalem Deckblatt. Dannewirkos, Cigarren, vor welchen die Dänen sofort die Flucht ergreifen. Los Cholerados, die Erleichterungs-Cigarre. Freimaurer, Cigarren, die selbst Maurer nur im Freien rauchen können. Impossibles. (Diese Cigarre muß man noch zwei Jahre liegen lassen und dann wegschmeißen.) Dosa Ludros infama canailla stinkadores.

Räthsel.

Verhüllend und verhüllt gebäre
Ich ohne Schmerzen manche Zähre.
Ich dringe durch, ich weissag' oft Gefahr;
Ich steige himmelwärts, und bin verloren.
Die Mutter, welche mich gebar,
Wird ohne mich gar nicht geboren.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nro. 83:

Die drei Weiber verkauften 7 Eier um 1 kr., und die verbliebenen Reste zu 3 kr. per Stück; es löste sohin jede Frau für ihre Eier 10 kr.

Geschichtskalender. 9. April 1674. Brand in der Residenz zu München.

9. April 1686. Leopold I., deutscher Kaiser, und Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, schließen ein Bündniß gegen Frankreich zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens.

9. April 1813. Wittgenstein geht bei Aken und Roßlau über die Elbe.

10. April 1813. Die Vorhut des russischen Hauptheeres überschreitet die Oder. — Bandamme läßt in Bremen zwei Mitglieder der oldenburgischen Regierungs-Kommission und 22 Bürger erschießen.

10 April. 1814. Schlacht bei Toulouse.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland't'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 87 Montag, 11. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Als Mr. Carlyle ihr halbersticktes Schluchzen hörte, blickte er auf sie, wie er wohl auf jede andere zärtliche und aufmerksame Gouvernante geblickt haben würde. Er fühlte sich gewiß von einem solch' tieffühlenden Wesen sympathisch angezogen, weiter aber auch nichts, denn sie stand ja zu ihm und seinem sterbenden Kinde sonst in keiner engern Beziehung. Immer tiefer und tiefer beugte er sich über den Knaben, um seine thränenfeuchten Augen vor ihm zu verbergen.

„Weine nicht, Papa," lispelte William, indem er mit seinen zitternden Händchen seines Vaters Wangen liebkoste. „Ich fürchte mich nicht dorthin zu gehen. Jesus kommt mich abzuholen."

„Fürchten! ich hoffe, mein gutes Kind, Du wirst nicht . . . Du gehst zu Gott, zur Glückseligkeit. Nur noch einige Jahre — wir wissen nicht einmal wie wenig — und wir werden alle bei Dir sein."

„Ja, gewiß, ich weiß, Du kommst, und ich werde es auch der Mama sagen. Ich möchte glauben, daß sie jetzt schon auf mich herabblickt; vielleicht steht sie schon dort am Ufer des Baches, die Kähne überwachend."

Er hatte wahrscheinlich Martins Gemälde „die Himmelsebenen" im Geiste vor sich gehabt. Mr. Carlyle drehte sich zum Tisch um, nahm etwas von dem so eben frisch ausgepreßten Erdbeerensaft, und befeuchtete damit Williams von Fiebergluth verzehrte und vertrocknete Lippen.

„Papa, ich kann mir nicht denken, wie Jesus in allen Kähnen sein kann! Vielleicht gehen sie nicht alle zu gleicher Zeit ab! Er muß darin sein, denn er kommt ja eigens mich abzuholen."

„Ja, liebes Kind. Er wird gewiß in Deinem Kahn sein."

„O gewiß. Er wird mich geraden Weges zu Gott führen, und sagen: Hier ist ein armer, kleiner Knabe angekommen, ich bitte Dich, verzeih' ihm, und laß ihn in dem Himmel einziehen, denn ich erlitt den Tod für ihn! Papa, weißt Du, daß Mama's Herz gebrochen." —

Ein zärtliches Liebkosen erfolgte statt einer Antwort. William's körperliche Unruhe schien sich auch seinem Geiste mitgetheilt zu haben, und er konnte nicht so leicht beschwichtigt werden.

„Papa, hast Du es auch gewußt, daß der Mama das Herz gebrochen?"

„William. Es ist wahrscheinlich, daß das Herz Deiner armen Mama früher gebrochen war, ehe der Tod kam. Aber sprechen wir nur von Dir und nicht von ihr — hast Du Schmerzen?"

„Ich kann nicht athmen, ich kann nicht schlucken. Ich möchte Justinen bei mir haben."

„Sie wird nicht mehr lange ausbleiben."

Der Knabe schlang sich um seines Vaters Arme und schien nach einigen Minuten in einen leisen Schlaf gefallen zu sein. Mr. Carlyle legte ihn nach einer Weile ganz sachte auf das Kopfkissen nieder, betrachtete ihn noch einmal, und schickte sich dann an, sich aus dem Zimmer zu entfernen.

„O Papa, Papa!" sprach er im bittenden Tone, seine schmachtenden Augen weit öffnend.

„Sag' doch leb' wohl zu mir."

Mr. Carlyle's Thränen fielen auf das kleine, ihn wehmüthig anblickende Gesichtchen, noch einmal drückte er ihn leidenschaftlich an seine Brust.

„Mein gutes Kind, Papa wird bald wieder zurück sein. Er verläßt Dich nur auf eine Stunde. Er geht nur, um die Mama abzuholen, und sie zu Dir zu bringen."

„Und auch die schöne kleine Anna?"

„Auch die liebe kleine Anna, wenn Du sie sehen willst. Ich werde meinen Herzensjungen nicht auf lange verlassen, er braucht sich nicht zu fürchten. William, wenn ich jetzt wieder zurückkomme, werde ich Dich die ganze Nacht nicht mehr verlassen."

„So leg' mich nieder, Papa, und gehe." —

Darauf folgte eine lange, lange Umarmung. Mr. Carlyle preßte ihn noch einmal an sein mächtig klopfendes Herz, legte ihn sanft auf das Kopfkissen hin, reichte ihm einen Theelöffel voll Erdbeerensaft und eilte davon.

„Leb' wohl, Papa," schrie ihm William mit seiner schwachen Stimme nach.

Die letzten Worte hörte Mr. Carlyle nicht mehr. Er war schon fort von seinem Kinde, fort für immer! Schnell raffte Lady Isabella sich auf, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„William, theuerster, liebster William," sprach sie

in ihrer heftigen Gemüthsbewegung. „Betrachte mich diese letzte Stunde so wie Deine eigene Mutter!“

Noch einmal erhoben sich seine matten Augenlider; er hatte sie wahrscheinlich nicht gut verstanden.

„Papa schon gegangen, um sie abzuholen. Nicht sie! Ich — ich“ —

Lady Isabella bezähmte ihre Aufregung, und fiel schwer aufseufzend auf das Bett nieder. Nun, selbst in dieser letzten Stunde, wo er der ganzen Welt für immer entzogen werden sollte, wagte sie es nicht, vor ihr Kind hinzutreten und zu sagen: „Ich bin Deine Mutter.“

Mittlerweile war Wilson wieder eingetreten. „Es scheint, als sei er wieder in einen Schlaf verfallen,“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete Lady Isabella. „Sie brauchen nicht zu warten, Wilson, wenn ich was benöthige, so werde ich schon läuten.“

Wilson, obwohl im Ganzen genommen, kein hartherziges Geschöpf, verspürte doch gar keine Lust, in einem Krankenzimmer zu bleiben, wenn sie die Erlaubniß hatte, selbes verlassen zu können. Lady Isabella blieb daher allein zurück. Wieder einmal fiel sie auf ihre Knie, dießmal aber im Gebete, im Gebete für die dahinscheidende Seele, die auf ihren Schwingen den einzig sehnlichsten Wunsch ihres Herzens gegen Himmel trug, daß Gott in seiner Gnade auch ihr ein Ruheplätzchen neben der ihr verwandten Seele gestatten möge.

Sie ging in Gedanken ihre ganze Vergangenheit durch von jenem Momente, wo sie als Mr. Carlyle's Braut dieses Haus betreten, bis zu ihrem gegenwärtigen Aufenthalte hier. Die alten, wohlbekannten Scenen zogen wie Nebelbilder vor ihrer erregten Phantasie vorüber. Warum diese Bilder aus längst verschwundener Zeit sich ihr aufgedrungen, sie wußte es selber nicht. —

William hatte leise fortgeschlafen. Sie dachte an ihre Vergangenheit. Der erschütternde Gedanke: „Wenn ich nicht so gehandelt hätte, wie ich leider gethan, wie ganz anders wäre Alles jetzt um mich,“ hatte sich schon so oft ihrer Seele bemächtigt, daß sie jetzt, als dieses Gefühl neuerdings in ihr erwacht war, beinahe nicht mehr zusammenzuckte, wie sonst. Und wie sie so tiefsinnend, ihr Gesicht auf der Bettdecke ruhend, niedergekniet lag, da erinnerte sie sich auch ihrer ersten Krankheit. Wie sie da gelegen, von ungegründeten Eifersuchtsgedanken gequält, wie sie Barbara die Beherrscherin ihres Mannes und ihres Hauses wähnte. Sie, todt — Barbara auf ihren Platz erhoben, als Mr. Carlyle's Weib, ihres Kindes Stiefmutter! — Sie erinnerte sich noch ganz genau jenes Tages, an welchem sie durch Wilson's Plaudereien angeregt, — es war eine fieberhafte Aufregung, die an Delirium gränzte — ihren Mann mit aufgehobenen Händen gebeten hatte, Barbara nicht zum Weibe zu nehmen.

„Wie sollte er sie zum Weibe nehmen?“ hatte er damals beschwichtigend und mitleidsvoll geantwortet. „Sie, Isabella, sein geliebter Engel, sie war sein Weib, und was war Barbara ihm? Nichts.“

Aber ach! das war Alles längst, längst vorüber, und sie hat das Alles selbst bewirkt, nicht Mr. Carlyle und auch nicht Barbara, sondern sie — sie ganz allein. O! das war eine entsetzliche Rückschau! —

In Gedanken vertieft, über ihre vergangene und gegenwärtige Leidensgeschichte nachsinnend, mochte wohl eine Stunde seit Mr. Carlyle's Entfernung vergangen sein, und William hatte sie nicht ein einziges Mal gestört. Aber — wer trat da so plötzlich ins Zimmer?

Es war Justine!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Rohn trat einen Schritt zurück. Tiefe Entrüstung spiegelte sich in seinen bewegten Zügen. Er gab den finstern, forschenden Blick des Patienten fest zurück und seine Stimme klang eigenthümlich, wehmüthig und geharnischt zugleich, als er entgegnete: „Ich bin arm, gnädiger Herr, aber mein Benehmen gab noch Niemand Grund, mich einer unredlichen Spekulation oder That zu zeihen. Es liegt da eine Summe Goldes, wie ich sie nie besaß, noch je besitzen werde, deren dritter Theil mich retten könnte, aber verdoppeln, verzehnfachen Sie dieselbe, überschütten Sie den ganzen Tisch mit Gold, und ich bin doch nicht im Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen. Betrachten Sie das aber ja nicht als Trotz oder Ueberspannung! Ich kenne Noth und Elend bis zum Uebermaß. Diese feindlichen Mächte haben mich umringt, sie werden mich zermalmen, doch soll wenigstens der Name eines rechtlichen, ehrlichen Mannes mit mir in die Grube sinken. Ich will dereinst frohen und leichten Herzens meinen seligen Vater wieder sehen, dem ich solches in der letzten Stunde versprach.“

„Welch' ein Widerspruch!“ rief der Kranke heftig, seine letzte Kraft aufbietend. „Sie erinnern sich mit heiliger Scheu an die Todesstunde Ihres Vaters, an das gegebene Versprechen, aber einem andern Vater, der vielleicht das Licht des jungen Tages nicht mehr sieht, wollen Sie die einzige und letzte Bitte versagen und die mehr als gerechtfertigte Sorge für seinen körperlich schwachen, aber nicht unmündigen Sohn, wie Sie wähnen, vereiteln. Wenn doch nur die wunderbaren Melodien für einige Momente aus der Nachbarschaft erklängen! Dann sollten Sie sehen, wie mein Sohn den ergreifenden Tönen lauscht, wie sich sein Auge belebt, sein Gesicht verklärt, wie er nach jenem Fenster trachtet! Sind dieß Zeichen eines Unzurechnungsfähigen? Gehen Sie! Das ist nicht edel gehandelt.“

Rohn stand für einige Augenblicke wie in selige Träume versunken. Dann aber trat er auf das Bett zu, ein neuer, überwältigender Gedanke prägte sich, zum Erkennen deutlich, mit siegreicher Gewalt in dem klaren Auge, auf dem ernsten und doch so freudig gehobenen Antlitz aus, bevor er noch die Lippen zum Sprechen öffnete. „Gnädiger Herr!“ begann er mit tief bewegter Stimme, „sobald ich mein Cello wieder besaiten kann, sollen seine schlichten Weisen Ihren Herrn Sohn aufs Neue erfreuen. Bis dahin bitte ich, mir die schwerste, mit meinem Gewissen vereinbarliche Aufgabe zu stellen, und Sie sollen sich überzeugen, daß ich mit Manneseifer Ihren Befehl vollziehe und vor keinem Hinderniß zurückweiche.“

Der Kranke nickte zustimmend und bog sich aufmerksam vor.

„In Ihrer ganzen letztwilligen Verfügung aber,“ fuhr Rohn mit erhobener Stimme fort, „kann ich — verzeihen Sie, wenn ich mich offen ausspreche — keine rechte, väterliche Fürsorge, kein dauerndes Glück für den Erben, sondern je nach Umständen nur die Quelle großen, unverschuldeten Unglückes sehen. Was die Aerzte mit all ihrer Kunst nicht vermögen, gewähren oft die Jahre, des Allmächtigen Güte aus freien Stücken. Wie dann, gnädiger Herr, wenn Gott sich Ihres Sohnes erbarmte, wenn seine ganze Natur einen frischen Anstoß, einen Umschwung bekäme, wenn die Kraft des Herrn dem Erben unvermuthet, im Laufe der Zeit, die geistigen und körperlichen Kräfte verliehe, welche ihm bis jetzt versagt zu sein scheinen? So lange sich ein Athemzug aus der Brust hebt und die Lippen kühlt, soll der Mensch hoffen. Wird dann, frage ich, das Hospital dem wirklich zurechnungsfähigen Erben sein reiches Erbgut zurückstellen, oder muß der Unglückliche trotz seiner Zurechnungsfähigkeit ein Pfründner, ein Sklave des Hospitals bleiben?“

Rohn sprach die letzten Worte, Hand und Stimme erhebend. Er stand da, wie ein Unglücksprophet, die großen, düstern Augen in die Zukunft gerichtet.

Der Graf starrte ihn grell an wie eine fremde Erscheinung, preßte die Lippen zwischen die Zähne und sank mit dumpfem, schmerzhaftem Stöhnen zurück.

„Sie sind ein Narr!“ fuhr der Direktor zornig auf und riß den Skribenten unsanft vom Bette weg. „Wollen Sie den Herrn Grafen mit Gewalt umbringen?“ Seine Hand zeigte drohend, sein Blick gebietend nach der Thüre.

Stillkraut war Beiden gefolgt, vor Wuth zitternd und bebend. Er schüttelte beide Fäuste, seine Augen schossen Blitze: „Elender, miserabler Schwärmer!“ knirschte der erboste Mann, und bevor es sich Rohn versah, bevor er wußte, wie ihm geschehen, war er in den Gang hinausgestoßen und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Doktor Ambra empfing den wieder ins Zimmer tretenden Kommissionär mit allen Zeichen des höchsten Unwillens. „Sie sind auch ein Geschäftsmann?“ fragte er mit bitterem Hohne. „Wußten Sie denn kein einfältigeres Subjekt in der Stadt aufzutreiben, als diesen mondsüchtigen Skribax, der sich ein Vergnügen daraus zu machen scheint, verständigen Leuten Moral zu lesen?“

„Ich kann nichts dazu,“ vertheidigte sich Stillkraut tiefaufathmend, den perlenden Schweiß auf der Stirne. „Ich dachte, der armselige Tropf würde mir nach vollzogenem Akte aus Dankbarkeit zu Füßen fallen und die Hände küssen. Sie sollten nur seine Lage kennen! Sein Reichthum sind Schulden, sein Besitz ein krankes, grämiges Weib und vier hungernde Kinder, dabei brodlos, seit heute von seiner Stelle gejagt! Ich holte den Menschen mitten im Sturme vom Wasser weg, und wenn nicht Alles trügt, vom letzten Sprunge der Verzweiflung, vom Selbstmorde.“

„Hätten Sie ihn springen lassen . . .“

„Doktor Ambra unterbrach sich plötzlich selbst, da er bemerkte, daß der Kranke sich wieder aufgerichtet hatte, und ihrer flüsternd, aber deutlich und heftig genug geführten Unterredung gespannt folgte. Er eilte sogleich auf das Bett zu, sichtlich verlegen, über ihrem Hader den Patienten vergessen zu haben.

„Nur zehn Minuten Geduld!“ bat der Kommissionär, dem Arzte auf dem Fuße folgend, mit erhobenen Händen. „Nur zehn Minuten, gnädigster Herr Graf, und es soll ein anderer, verläßiger Zeuge zur Stelle sein.“

Der Graf lehnte entschieden ab, seine schwache Stimme mit einer Bewegung der Hand unterstützend, die nicht mißverstanden werden konnte. „Heute nicht mehr! Ich fühle mich zu angegriffen.“

Der Direktor bot den ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit und Ueberredungskunst auf, jedoch vergebens. Der Kranke blieb hartnäckig bei seinem Entschlusse und ersuchte zuletzt mit dürren Worten um — Ruhe.

Die beiden Herren mußten sich empfehlen und das Haus verlassen, nicht ohne schwere Besorgniß über den Ausgang der für beide mehr oder minder bedenklichen Angelegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Hildburghausen, 30. März, wird geschrieben: „Die verstorbene Königin Therese von Bayern, geb. Prinzessin von Hildburghausen, Mutter des jüngst verstorbenen Königs Max, dessen gerühmte Herzensgüte ein Erbstück der ersteren gewesen ist, hat in weitesten Kreisen durch edle, mildthätige Handlungsweise so viel Gutes gewirkt, daß sie in Wahrheit die Landesmutter und vor Allem die Mutter der Armen genannt werden konnte. Tausend Herzen schlugen ihr in liebender und dankender Verehrung entgegen und beklagten tief den

Digitized by Google

Tod der hohen edlen Frau. Auch in unserem Lande hat dieselbe viele Arme unterstützt und sich dadurch ein bleibendes unvergängliches Denkmal gesetzt. Gar mancher schöne Zug ihres edlen Herzen kam erst nach ihrem Tode zu Tage und mir ist ein solcher bekannt, den ich zur Vervollständigung ihres Lebensbildes hier mittheilen will. Auf einer Reise, welche die hohe Vollendete vor längerer Zeit über Koburg nach Hildburghausen, ihrem Geburtsorte, machte, berührte dieselbe das Städtchen Eisfeld. Dort wohnte ein altes Mütterchen, das einst in seiner Jugend als Amme der Königin die erste Lebensspeise gereicht hatte. Es erfreute sich des besonderen Wohlwollens und der mildthätigsten Unterstützung der hohen edlen Frau. Die Königin hielt am Lutz'schen Gasthofe und erkundigte sich sogleich nach dem Befinden ihrer „alten Helene", so hieß das Mütterchen. Ich stand bei der Ankunft der Königin bis zu deren Abfahrt am Wagen, so daß mir nicht das Geringste entging. Als die hohe Frau vernommen, daß die alte Amme sich noch wohl befinde, trat ein Zug innigster Freude auf das schöne Antlitz und sie sprach den Wunsch aus, die Frau zu sehen. Ein Bote wurde abgesandt, und nicht lange darauf kam das Mütterchen, welches in seinem Amte als Todtenfrau bereits viele Hunderte zu Grabe begleitet, nun selbst vom Alter zu Grabe gebückt, heran getrippelt. Beim Erblicken des Mütterchens strahlte das Antlitz der Königin vor Freude und kaum schien sie das Herankommen desselben an den Wagen erwarten zu können. Beide Hände reichte sie der Angekommenen zum Gruße, während sie mit dem herzlichsten Ausdrucke die Worte sprach: „Was machst Du denn, gute Mutter, Du scheinst mir seit unserem letzten Beisammensein etwas älter geworden zu sein?" Helle Thränenperlen, schöner und werthvoller als Edelsteine, Zeugen eines edlen, dankbaren Herzens entströmten dabei ihren schönen Augen. Als das Mütterchen zögerte, die dargebotenen Hände zu ergreifen, fragte die hohe Frau nach der Ursache dieser Zurückhaltung. „Ich weiß nicht", entgegnete schüchtern das Mütterchen, „ob es Ew. Majestät bekannt ist, daß ich das Amt einer Todtenfrau bekleide. Darf ich Ew. Majestät da die Hand reichen?" — „O Du Bedenkliche!" erwiderte huldvoll die Königin, „Du hast Dich, wenn auch einem schweren, doch edlen Beruf gewidmet und drücke ich um so herzlicher Deine Hand. Wir Alle wünschen einst früher oder später von solchen Händen im Tode gepflegt zu sein. Fahre deßhalb in diesem edlen Berufe fort, so lange es Dir Deine Kräfte, die der Herr stärken möge, gestatten werden!" Nachdem die Königin noch verschiedene Fragen und herzliche Worte an das Mütterchen gerichtet hatte, entließ sie dasselbe — reich beschenkt — unter wiederholtem Händedruck. So lange die hohe, edle Frau dem Mütterchen mit den Augen folgen konnte, that sie es mit wohlwollendem Blick. Wir aber, die wir den Wagen umstanden, wir, die wir die Thränen der Freude beim Wiedersehen, die Thränen der Wehmuth beim Scheiden jenes Mütterchens in den Augen der Königin bemerkten und ihre herzlichen Worte vernahmen, wir fühlten uns mächtig zu der königlichen Frau hingezogen; sie hatte sich in der kurzen Zeit alle Herzen der Umstehenden, die ihren Gefühlen durch Thränen und in einem herzlichen „Hoch" Ausdruck gaben, gewonnen. — Ein ziemlicher Zeitraum liegt zwischen heut und jener Begebenheit; — das alte Mütterchen ruht längst im Grabe und jene hohe, edle Frau ist ihm gefolgt. Dem Erdenleben ist sie enthoben, allein in ihren edlen Handlungen und in den Herzen vieler Tausende, in denen sie sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, wird sie fortleben. Wie groß ist das Glück für ein Land, wo solche Herzen zu Throne sitzen!"

[Unangenehme Verwechselung.] Einem Advokaten, der kürzlich in Dublin einen des Mordes Angeklagten vertheidigte, ist ein kurioser Streich passirt. Es war von Wichtigkeit, den Geschwornen die Kugel zu zeigen, welche in der Leiche gefunden worden sein sollte. Der Advokat hielt sie in der Rechten; da er aber etwas an Katarrh litt, so hielt er gleichzeitig in der Linken einige Pastillen, vielleicht Hoff'sches Brust-Malz. Im Feuer der Rede, als er gerade wieder eine Pastille nehmen wollte, verwechselte er die Hände und verschlang die Kugel, so daß diese — sammt der Vertheidigung — bis auf Weiteres in ihm stecken blieb.

Das in London ausgeführte Modell zu einer kolossalen Statue des Prinzen Albert ist vor einigen Tagen in Nürnberg eingetroffen, um in der dortigen Erzgießerei der Herren Gebrüder Lenz-Heroldt zweimal (für Koburg und mit einigen Aenderungen für Sydney in Australien) in Bronzeguß ausgeführt zu werden.

Geschichtskalender. 11. April 1426. In Streite wider Herzog Heinrich den Reichen von Bayern-Landshut als Haupt der Ritterschaft mit seinem Fürsten mit der Waffe in der Hand rechtende Kaspar der Törringer wird von dem heimlichen Gerichte verehmt. Kaspar verschwand, Niemand weiß sein Grab; ein Unbekannter soll den im Kölner Dome Betenden durch einen Dolchstoß ins Genick getödtet haben.

11. April 1796. Schlacht bei Montenotte, Bonaparte als Oberbefehlshaber der französischen Armee schlägt die Oesterreicher unter General Beaulieu.

11. April 1813. Marschall Suchet schlägt den spanischen General Elio und treibt die Engländer nach Villena zurück.

11. April 1814. Napoleon entsagt dem Thron am Tische des Papstes. Pius VII. in Fontainebleau.

Redakteur: Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 88 Dienstag, 12. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Isabella stand hastig auf, während Justine mit leisen Schritten sich dem Bette genähert, die Decke bei Seite schob, um nach William zu schauen. „Der Herr sagte, daß er nach mir verlangt."

„Wie — Oh —!" —

Es war ein schallender Schrei, der im Momente als er ausgestoßen ward, unterdrückt wurde.

Madame Vine eilte schnell an Justinens Seite, um zu sehen, was geschehen. Das junge bleiche Gesicht lag still und regungslos da, das kleine unruhige und lebhaft pulsirende Herzchen, es hatte zu schlagen aufgehört.

Jesus Christus war wirklich gekommen und hatte den schwebenden Geist zu sich in den Himmel genommen.

In dem schauerlichen Momente hatte sie jede Selbstbeherrschung verloren. Sie glaubte wohl sich mit der traurigen Idee über den Verlust ihres Kindes hinlänglich ausgesöhnt zu haben, aber sie hatte nicht gedacht, daß es so schnell kommen werde; sie hatte gehofft, daß ihm wenigstens noch einige Stunden gegönnt sein werden, und nun in ihrer trostlosen Enttäuschung wurde sie vom Schmerz ganz überwältigt.

Weinend und schluchzend, jammernd rang sie die Hände, drückte ihn krampfhaft an ihr Herz, warf ihre entstellenden Augengläser weg von sich und drückte ihr Gesicht fest an das Seinige, und bat ihn, er möge nur noch auf einen Augenblick zu ihr emporblicken, daß sie ihm das letzte Lebewohl sagen könnte, sie — seine wirkliche Mutter, ihrem lieben Kinde — ihrem verlornen William.

Justine war wie niedergeschmettert. Mit dem ganzen Kraftaufwande ihres Körpers und ihres Geistes zerrte sie sie von dem Kinde weg, und beschwor sie, sich ruhig zu verhalten.

„Thun Sie das nicht, um des Himmels Willen, Mylady! Mylady!" rief sie flehentlich.

Dieser alte vertrauliche Titel machte sie auf einmal aufschrecken und legte ihr augenblickliche Ruhe und Fassung auf. Sie starrte Justinen an, und wankte bei ihrem Anblick zurück, wie man vor einer entsetzlichen Erscheinung zurückzuweichen pflegt.

„Mylady. Erlauben Sie mir, daß ich Sie nach Ihrem Zimmer führe. Mr. Carlyle ist schon zurück und wird gleich mit seiner Frau hierher kommen. Bedenken Sie nur, wenn Sie in seiner Gegenwart sich vergessen sollten! Bitte kommen Sie weg von hier."

„Wie so erkanntest Du mich, Justine?" fragte sie mit hohler Stimme.

„Mylady. Ich erkannte Sie schon in jener Nacht, als der Feuerlärm ausgebrochen war. Ich kam damals ganz in Ihre Nähe, um Master Archibald aus Ihren Armen zu nehmen und so gewiß, wie ich hier stehe, so glaubte ich dazumal wahnsinnig zu werden. Ich glaubte ein Gespenst, den Geist meiner verstorbenen Lady zu sehen. Ich vergaß ganz die Gegenwart, vergaß Alle, die mich damals umgaben, vergaß sogar, daß Sie, Madame Vine, lebendig vor mir standen. Ihr Gesicht war damals nicht vermummt und entstellt, und nachdem die ersten Augenblicke der entsetzlichen Angst vorüber waren, begriff ich auch allsogleich, daß Mylady vor mir stehe. Mylady, kommen Sie fort von hier! Wir werden augenblicklich Mr. Carlyle hier haben."

Armes Geschöpf! Sie sank auf ihre Knie, in ihrer Demüthigung, in ihrem Schreck.

„O! Justine, habe Mitleid mit mir, verrathe mich nicht! Ich werde dieses Haus verlassen, in der That, ich will es, nur verrathe mich nicht, so lange ich noch hier bin!"

Mylady, Sie haben von mir nichts zu fürchten. Ich habe dieses Geheimniß in meiner Brust vergraben gehalten seit dem vergangenen April. Ich hatte genug daran zu tragen. Tag und Nacht ängstigte mich der Gedanke, daß es verrathen werden könnte. Bedenken Sie die schreckliche Verwirrung, die entsetzlichen Folgen, die daraus entstünden, wenn Mr. und Mrs. Carlyle das erfahren sollten. In der That, Mylady, Sie hätten nimmer kommen sollen."

„Justine," sprach sie mit kreischender Stimme, indem sie ihr hageres Gesicht in die Höhe hielt. „Ich konnte mich nicht entfernt halten von meinen unglücklichen Kindern. Und glaubst Du nicht, daß mein Hiersein eine harte Strafe für mich ist?" sprach sie im rührend schmerzlichen Tone. Ihn zu sehen, ihn, meinen Mann, als den Mann einer Andern. O! der Gedanke tödtet mich!"

Digitized by Google

„O, Mylady, kommen Sie. Ich höre ihn. Ich höre ihn!“

Theils durch herzliches Zureden, theils aber durch angewandte Gewalt, gelang es Justinen, sie fort zu bringen. Zu gleicher Zeit war auch schon Mr. Carlyle an der Thür des Krankenzimmers angelangt. Justine beeilte sich, ihm rasch entgegen zu kommen. Ihr Gesicht war vor Angst und Aufregung bleich, und sie zitterte am ganzen Körper, ganz so wie William — armes Kind — am Nachmittage gezittert hatte.

In dem hellerleuchteten Korridor mußten diese verstörten Züge allsogleich bemerkbar auffallen.

„Justine!“ rief er ganz erstaunt aus. „Was hast Du denn?“

„Sir! Master!“ keuchte sie. „Machen Sie sich gefaßt. Master William... Master William...“

„Justine, doch nicht todt?“

„Ach! Ja, Sir.“

Mr. Carlyle schritt in das Zimmer, und war kaum einige Schritte vorwärts gegangen, als er sich wieder umgewendet und aus Vorsicht den Riegel an der Thür vorgeschoben hatte. Auf dem Kopfkissen lag das hagere, bleiche Gesichtchen in ewiger Ruhe.

„Mein Kind! Mein Kind! O, Gott!“ murmelte er in tiefster Verehrung: „Mögest Du dieses Kind aufgenommen haben zur ewigen Ruhe in Jesum, wie ich vertraue, daß Du längst in Gnaden aufgenommen seine unglückliche Mutter!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Flensburg, 6. April.

Die großen Plane, welche dem Entwicklungsgange des Krieges ein neues Theater angewiesen haben würden und denen große Opfer an Zeit und Mühe gebracht worden sind, scheinen noch an der Gränze ihrer Verwirklichung ein Grab gefunden zu haben. Lieblingskinder einiger einflußreichen Stimmen im Hauptquartier, fanden sie bereits bei der Geburt ein Heer von Gegnern, lauten und stillen, welchen gegenüber sie nur mit Mühe zum festen Entschlusse gereift sind. Mit Energie wurden die Vorbereitungen getroffen, die Garde-Division übernahm, aus Jütland berufen, die Deckung der Operationen in der Front vor Düppel, während das kombinirte Armeekorps des prinzlichen Ober-Generals seine Kantonnements um Broacker und Gravenstein mit nördlicheren Orten vertauschte. Bald stand eine imposante Armee an den Küsten des Alsensundes, und der General verfügte über 50 Geschütze, welche in einer Nacht von Meisterhand in feste Batterien gebracht waren, während eine gezogene Batterie nur des Kommando's harrte, welches sie den voraufgegangenen Bataillonen folgen hieß. Für die Ueberfahrt standen die Pontons der Eckensunder Brücken und andere Schiffsgefäße bereit; fast 500 Schiffer aus allen Truppentheilen waren an Ort und Stelle; kurz, nichts war verabsäumt, was den Erfolg sicherte. Kein Schiff hätte es wagen dürfen, den 50 Mündungen der Küsten-Batterieen zu nahen, selbst der Panzer des „Rolf Krake“ hätte ihn vor den Geschossen der sechs gezogenen 24-Pfünder nicht bewahren können. Allein ein heimlicher Feind wachte über das Wohl der Dänen, ein Feind, gegen welchen sich die Waffen der Strenge abstumpfen, die Spionage! Mit scharfem Auge wird unser Thun und Lassen bewacht, mit sicherem Ohr selbst das Flüstern gehört. Kaum war die erste Brücke am Nübeler Noer abgebrochen, da brachte das Kopenhagener „Dagbladet“ bereits die Meldung hiervon, illustrirt mit Schlußfolgerungen, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig ließen; kaum hatte das Brandenburger Jäger-Bataillon Broacker verlassen, um in Baurup einzurücken, kaum trafen die Garden ein, kaum war der schwierige Transport von sechs 24-Pfündern aus Dünth in die Nähe des nördlichen Alsensundes erfolgt, als der feindliche General und der Marine-Minister in Kopenhagen bereits ihre Maßregeln nach den Darlegungen dänischer Zeitungen zu treffen begannen. Aber dennoch wäre der Unternehmungsgeist der preußischen Führer nicht ohne Resultat geblieben, wenn die Macht des Sturmes nicht ihr Veto gesprochen. Schon waren die Befehle gegeben, die Dispositionen getroffen, schon donnerten 44 Geschütze aus den Düppeler Batterien, und schon herrschte die verheerende Flamme in den dänischen Barracken zu Düppel und in Sonderburg, als Sturm und Wetter die Kontreordre erzwangen. Definitiv ist sie geworden, nachdem Spione und wiederholte Zögerung uns des Affektes der Ueberraschung beraubt und die Ersparniß an Verlusten somit zur Illusion geworden wäre.

Wer hätte unserer braven Armee nicht von Herzen gewünscht, daß ihr eine Gelegenheit, wie diese, abermals Muth und Geschicklichkeit, die durch keine Gefahr geschreckt werden können, an den Tag zu legen, wäre erhalten geblieben, und daß sie das Ende des Krieges lieber durch einen meisterhaften Coup, als durch eine nunmehr wohl beabsichtigte regelrechte Belagerung herbeigeführt hätte! Wenn nun diese regelrechte Belagerung der feindlichen Fortifikationen in ihr Recht tritt, so ist das Ende des Krieges vorläufig nicht abzusehen, da der Feind Alles an die zäheste Vertheidigung setzen wird, damit jeder Tag ihm in den Konferenzen das Verlorene ersetzen kann. Wie die Meisterhand Todtlebens das wahre Sebastopol erst unter den feindlichen Kanonen schuf, so gewinnen die Düppeler Schanzen täglich an Stärke, und es tritt der fast unnatürliche Fall ein, daß die vorzüglichsten Treffer unserer Artillerie uns so lange am schädlichsten erweisen, als sie dem Feinde seine Schwächen verrathen, und so

Digitized by Google

lange ihm noch nächtliche Feuerpausen gestatten, diese Fingerzeige mit Talent zu benutzen. Dänemark rüstet seine Flotte mit sichtlicher Anstrengung, binnen wenigen Tagen wird es dem Kriegsschauplatze einen gefährlichen Faktor mehr zugeführet haben, die Panzerkorvette „Damebrog" mit 15 Kanonen. (Wenn wir nicht irren, hat Dänemark versprechen müssen, auf das Schiff, so lange der Krieg dauert, Verzicht zu leisten.) Schon ist ein ganz neues Panzerschiff in Schottland dem Auslaufen nahe, schon rüstet Schweden seine Dampfer und droht mit einer mobilen Armee. Die Kanonade des 3. April war lebhaft und andauernd, der Feind bewies nur durch vereinzelte, aber prompte Antworten, daß seine Ruhe keine erzwungene, sondern das Schweigen der Mißachtung sei. Die Flammen verrichteten in Sonderburg nur ein halbes Werk; zwar erhob sich auch noch am 4. eine geschwächte Rauchwolke aus den Häusern, doch verkündete sie uns nur, daß es dem Feinde während der Nacht gelungen, dem Brande Einhalt zu thun. Es sind anscheinend nur wenige Häuser zerstört worden, etwa in der Gegend des Rathhauses, ohne daß gerade die militärisch wichtigen Stellen, Nordostecke und Strandseite, gelitten hätten. Vorgestern, am 4., schwieg das Feuer während des Vormittags, nachdem man dasselbe während der Nacht unter dem täuschenden Lichte einiger Leuchtraketen fortgesetzt hatte, um am Nachmittage zu erneuter Heftigkeit zu erwachen, zuerst gut, und dann nicht mehr vom Feinde erwidert. Dieser Tag brachte uns einige Verluste. So wurden schwer verwundet 1 Sergeant am Halse (ohne Hoffnung) und etwa 4 Mann leicht, Major Dietrich am Knie (3. Artillerie-Brigade), Hauptmann v. Nordeck am Kopfe (7. Art.-Brig.) und Dr. Robert (aus Bonn), welcher bereits vor Missunde den Rothen Adlerorden erworben. Alle drei sind leicht verwundet, so daß die beiden Offiziere ihren Dienst weiter verrichten, und Dr. Robert auf einige Tage im Flensburger Johanniter-Hospitale Schutz vor Erkältung suchen muß. Außerdem sind etwa 10—12 Kanoniere leicht verwundet und bleibt die Hälfte von ihnen im Dienste. Die schweren Kaliber verleihen der dänischen Artillerie ein Uebergewicht vor unseren Feldkalibern, da auf die näheren Entfernungen deren Nachtheil zu geringer Trefffähigkeit schwindet. Ein guter Treffer des Feindes bereitet uns ungleich größere Verluste, als ihm ein solcher von uns. So schlug z. B. am 4. eine 84pfündige Bombe in einen Schanzkorb (der 3. Haub.-Batt. 3. Brig.) krepirte in demselben, schleuderte Bruchstücke, Steine und die Balken der Sicherheitsblendung umher, verwundete den Hauptmann von Nordeck, den Dr. Robert, den Sergeanten (tödtlich) und zwei Leute, schlug zwei Speichen aus einem Geschützrade und hätte beinahe durch einen Balkensplitter den Lieutenant Neumann noch verwundet. In derselben Batterie wurde noch eine zweite Lafette, in einer 12pfündigen Batterie ein Rad zerstört. Auch am gestrigen Tage vernahm man ununterbrochenen Kanonendonner. „Rolf Krake" harrt noch immer in träger Ruhe, aber in weiser Entfernung, an der Mündung des Höruphaffs auf Alsen der Gelegenheit zu neuen Ueberraschungen. Sein jüngster Ausflug nach der holsteiner Landspitze hat wohl einen doppelten Zweck verfolgt, er wird wohl außer zweien Spionen, die er aus einem Boote aufnahm, die Gewißheit gesucht haben, ob die Ekensunder Brücken wirklich abgefahren seien.

An Sie!

Es schmachtet eine Blume
Nach einem hellen Stern,
Doch wie sie hofft und sehnet,
Er bleibt ihr ewig fern.

Magst Du das Gleichniß deuten,
So kennst Du meinen Schmerz:
Du bist der Stern der Höhe —
Die Blume ist — mein Herz! —

H. Weiß.

Mannigfaltigkeiten.

[Zustände in Griechenland.] In Menidi, einem Dorfe bei Athen, hat sich eine schauderhafte Geschichte zugetragen. Das Dorf war in zwei Parteien gespalten — die eine hielt es mit dem Gemeindevorsteher, die andere war gegen ihn. Zu der ersten gehörte ein Familienvater mit fünf erwachsenen Söhnen, die vom ganzen Dorfe gefürchtet waren. Die Gegenpartei beschloß, den Gemeindevorsteher zu entfernen. Um dieß zu ermöglichen, mußten die fünf Brüder, die Hauptvertheidiger desselben, entfernt werden. Die Familienväter dieser Partei kamen zu einer Berathung zusammen, in welcher beschlossen wurde, die fünf Brüder zu ermorden. Unmittelbar darauf begaben sich die erstern auf den Platz des Dorfes, und einer von ihnen, der beauftragt war, den ersten der Brüder zu ermorden, hatte sogleich Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen. Der erste der Brüder, der über den Platz ging, wurde todt hingestreckt. Gleich darauf versammelte sich der Gemeinderath und nahm ein Protokoll auf, in welchem der Mord gebilligt wurde. Der Gemeindevorsteher flüchtete sich nach Athen. Denselben Tag kam ein Instruktionsrichter von Athen, um eine Untersuchung einzuleiten; ein Haufen bewaffneter Bauern umringte ihn und erklärte, daß das ganze Dorf den Mord begangen habe. Dann zeigten sie ihm das Protokoll, in welchem der Mord zum Beschluß erhoben wurde, und

Digitized by Google

weigerten sich, einer Untersuchung sich zu unterwerfen, verlangten aber dann zu wissen, wer den Angeber in Athen gemacht habe, um ihn zu züchtigen. Der Untersuchungsrichter ging seiner Wege. Denselben Abend versuchten der Vater und die vier Brüder, den Ermordeten zu begraben, wurden aber gefangen genommen, in die Kaserne gebracht, und da ermordet, bis auf einen, der sich durch die Flucht rettete. Noch war ein Knabe von zwölf Jahren übrig — der Sohn eines der Ermordeten. Es wurde demnach beschlossen, diesen aus dem Weg zu schaffen, damit er seinen Vater nicht rächen könne. Auch dieß wurde ausgeführt. So stehen die Dinge in Griechenland!

[Ueber eine Schwindelgeschichte,] welche in Frankfurt gespielt hat, finden wir in der „Neuen Züricher Zeitung" Folgendes mitgetheilt: „Herr Fürsprech Emil Vogt bearbeitet jetzt in der „Eidgen. Ztg." den Baron Buttlar. Nach seiner Darstellung ist derselbe ein Abenteurer aus Boudry, Kantons Neuenburg, mit Namen Favre. Nachdem er Kurier und auch Kronenwirth in Nyon gewesen, kam er nach Deutschland, wo er um wenige Thaler den Barontitel kaufte. In Frankfurt nahm er Antheil an der Errichtung der Spielhölle in Nauheim. Hier machte er die Bekanntschaft einer Kaufmannswittwe, verlobte sich 1853 mit derselben und schwindelte ihr das ganze Vermögen von 137,000 fl. ab. Nachher verschwand er, verläugnete seinen Aufenthaltsort, lebte in Paris und auch einige Jahre in Bern ganz zurückgezogen, so daß alle Nachforschungen der in Armuth gefallenen Frankfurter Dame erfolglos geblieben. Erst als der Baron durch seine Theilnahme an der Gründung der Eidgenössischen Bank wieder in die Oeffentlichkeit kam, lernte auch die Geprellte seinen Wohnort kennen. Sofort übertrug sie die Klage gegen den Baron Herrn Vogt, der, nachdem er sich die nöthigen Dokumente verschafft, dem Auftrag nachkam. Der Baron war im Augenblick, wo er vor dem bernischen Richter erscheinen sollte, plötzlich nach Cortaillod übergesiedelt."

Aus Bern schreibt man der „Köln. Ztg.": Nachdem in dem bunten Sandsteinbruche bei dem Dorfe Riehen an der badischen Gränze bei Basel schon zu mehreren Malen Knochenabdrücke eines riesigen Sauriers aufgefunden worden sind, hat man jetzt daselbst einen neuen Fund gemacht, der einzig in seiner Art und von hohem wissenschaftlichen Werthe ist. Derselbe besteht in einem fast vollständigen, trefflich erhaltenen Abdrucke des ganzen Skeletts eines Sauriers aus der Familie der Labyrinthodonten, jener seltsamen in der Jetztwelt gänzlich ausgestorbenen Geschöpfe, welche, halb Frosch, halb Eidechse, den Charakter dieser beiden Thierordnungen in sich vereinigen. Einzelne Schädel oder einzelne Knochen solcher Saurier sind, obgleich immer selten, hie und da im bunten Sandsteine gefunden worden, in Deutschland, in Frankreich und in England, nie aber ein vollständiges Skelett wie in diesem Falle. Das Baseler Museum, welches es zum Geschenke erhalten hat, befindet sich demnach im Besitze eines Stückes, das die Aufmerksamkeit der Naturforscher von ganz Europa auf sich ziehen wird.

Lieutenant Bescherer, der bekanntlich bei Düppel schwer verwundet und amputirt wurde, beantwortete neulich mit folgendem Telegramme eine telegraphische Erkundigung nach seinem Befinden:

Mit einem Bein, nicht ohne Pein,
Doch im Herzen Sonnenschein! —

Der tapfere junge Offiziere ist der einzige Sohn reicher Eltern und wurde aus purer Liebe zum Waffenhandwerke Soldat, was ihm der zärtliche Vater nur unter der Bedingung gestattete, daß er noch als Lieutenant den Abschied nehme, um die Verwaltung seiner Güter nicht zu spät anzutreten. Hoffentlich wird er noch recht lange als ruhmvoller Invalide leben.

Ein kühnes Wagstück wurde vor einiger Zeit von sechs Turnern aus Schandau vollführt, eine Besteigung des sogenannten Falkensteins bei Schandau, gegenüber der Ostraschreibe. Die sehr steilen Wände dieses Felsenkegels ließen bis jetzt jeden Versuch scheitern, die obere Höhe zu erreichen, kein menschlicher Fuß betrat bis jetzt dieselbe; da unternahmen es diese sechs, sie kletterten wie die Katzen, mußten aber zweimal von ihrem Vorhaben wieder abstehen, bis endlich der dritte Versuch gelang. Die kecken Turner pflanzten oben drei Fahnen auf, die sächsische, die deutsche und die Turnerfahne, und kehrten glücklich zum Fuße des Felsens zurück.

In Kiel erschien eine hübsche Karrikatur auf die Personalunion: ein Wappenschild, an dessen Balken Hund und Katze gebunden sind. Die wüthenden Fratzen und die Anstrengungen, die Stricke zu zerreißen, um übereinander herzufallen, bezeichnen sehr gut eine solche hoffentlich jetzt beseitigte Entscheidung dieser Angelegenheit.

Geschichtskalender. 12. April 1611. Johann II., Pfalzgraf von Zweibrücken Veldenz, Sohn Johann's I., gibt, vermöge väterlichen Testaments, seinen Brüdern Friedrich Kasimir und Johann Kasimir ihre Antheile Landsberg und Kleeburg hinaus.

12. April 1813. Der preußische Major Hellwig überfällt die Bayern bei Langensalza und erobert fünf Kanonen.

12. April. 1821 werden die Inquisitions-Marterwerkzeuge in Madrid verbrannt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der C. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 89 Mittwoch, 13. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Lord Vane eilt seinem Alter voraus.

Zu William Carlyle's Leichenbegängniß hatten sich auch Lord Mount-Severn und sein Sohn eingefunden. Wilson's Vermuthung, hinsichtlich des Begräbnißplatzes, traf auch wirklich ein. William's Leiche wurde in Mr. Carlyle's Familiengruft beigesetzt, und es erfolgte sogleich der Auftrag an den Bildhauer, auf der Marmortafel in der Kirche noch folgende Inschrift beizufügen: „William Vane Carlyle, ältester Sohn des Archibald Carlyle von Ost-Lynne." Unter den Leidtragenden, die hinter dem Leichenzuge gingen, befand sich auch Richard Hare der jüngere.

Lady Isabella war krank. Körperlich und geistig herabgekommen, mußte sie das Bett hüten, und Justine war ihre Wärterin. Die Hausgenossen betrachteten ihre Krankheit als eine natürliche Folge der Mühen und Plagen, welchen sie sich an William's Krankenlager mit staunenswerther Resignation hingegeben. Es fiel auch Niemanden ein, ihre Krankheit für bedenklich zu halten, umsomehr, da sie jeden ärztlichen Beistand ablehnte. Alle ihre Gedanken waren auf den einen festen Entschluß gerichtet, dieses Haus so bald als nur möglich zu verlassen, denn in Ost Lynne wollte und durfte sie nicht sterben, und daß der Tod ihr jetzt näher war als je, darüber konnte sie sich keiner Täuschung hingeben. Sie fühlte es, daß menschliche Hülfe nicht mehr ausreicht, und daß die ganze medizinische Fakultät sie nicht mehr dem gewissen Tode entreißen konnte. Der Gedanke, verrathen zu werden, bewirkte nicht mehr dieses entsetzliche Angstgefühl von ehemals, das heißt, sie fürchtete die Folgen davon nicht mehr in dem Maße als früher.

Einmal dem Grabe nahe, verlieren Furcht und Hoffnung, insofern sie sich auf unser irdisches Leben beziehen, ihren mächtigen Einfluß, und an ihre Stelle treten jene mächtigen Gefühle, die uns an das Jenseits knüpfen.

Die Rückkehr nach Ost-Lynne war unstreitig ein großes Wagestück, und Lady Isabella überzeugte sich mit jedem Tage mehr, daß die von ihr angewandte physische und geistige Kraft noch immer nicht die Kühnheit dieser Idee besiegen konnte.

Es ist nicht möglich, die menschlichen Leidenschaften aus dem menschlichen Herzen zu verbannen. Man kann sie wohl unterordnen, beschwichtigen, auch zeitweise unterdrücken, aber nicht gänzlich ausrotten.

Einer der gefeiertsten Kanzelredner Englands, jetzt schon alt und schwach, sagte einst in einer berühmten Predigt, die er, als er noch auf dem Höhepunkte seiner Kraft und seines Rufes stand, in der Kathedrale zu Worcester hielt, daß das menschliche Leben aus nichts weiter bestehe, als aus „Irren und Bereuen."

Wir haben diese menschlichen Leidenschaften und Gemüthsstimmungen mit in diese Welt gebracht, und können uns derselben nicht eher ganz entledigen, als bis wir dieser Welt Adieu gesagt und die der Unsterblichkeit betreten haben.

Lady Isabella hatte, so lange sie Mr. Carlyle's Gattin war, ihn nie wahrhaft geliebt. Sie huldigte ihm mit den reinsten Gefühlen der Achtung, Bewunderung und auch der Zuneigung, keineswegs aber mit jenem unnennbaren leidenschaftlichen Gefühle, das wir mit dem Worte „Liebe" zu bezeichnen pflegen, das aber in seinem rein ätherischen Wesen von Wenigen nur aufgefaßt und begriffen wird. Und hier erst fühlte sie sich von den mächtigsten Gefühlen der wahrhaften und rechten Liebe zu Mr. Carlyle hingezogen.

An demselben Abende, an welchem sie in Ost-Lynne angelangt, erwachte das Gefühl der Liebe für Mr. Carlyle in ihr mit einer solchen Heftigkeit, wie sie es früher nie empfunden, es dämmerte schon auf von der Stunde, als sie ihn verlassen hatte. „Strafbar", wird der Moralist ganz indignirt ausrufen. Ja wohl, das weiß Jeder, wie Asy zu sagen pflegt, aber Du siehst ja mein lieber Tugendheld, daß Isabella die menschlichen Schwächen und Leidenschaften noch nicht abgestreift hat.

Ich weiß, daß ich mir den Tadel meiner Leser auf den Hals lade, wenn ich mich unterfange, sie zu vertheidigen. Aber sie muß denn doch in ihrer Lage ganz anders beurtheilt werden, als wenn sie sich von einer blinden Leidenschaft zu einen fremden Ehegatten hätte hinreißen lassen. Fern sei es von mir, sie zu vertei-

Digitized by Google

digen, und es wird's auch kaum jemand Anderer thun, denn wir sind keine Mormonen, und die Menschen gehen noch nicht auf ihren Köpfen. Als Königin Eleonore der schönen Rosamunde den Giftbecher reichte, forderte sie die Verwünschungen der Nachwelt heraus, und dieselben sind ihr auch nicht ausgeblieben. Heute noch haben wir für Königin Eleonore nichts als Tadel, während wir für Rosamunden die größte Sympathie empfinden. Hätte aber die Giftscene gar nicht stattgefunden, so wäre unser Urtheil wahrscheinlich ein entgegengesetztes gewesen.

Hätte Lady Isabella zu einem fremden Ehemanne, nehmen wir beispielsweise an, zu Mr. Crosby, eine Neigung gefaßt, so würde sie vernünftiger Weise eine Züchtigung verdient haben, und vielleicht ein oder zwei Stunden an den Pranger gestellt, würde sich in dem Falle gewiß wirksam erwiesen haben.

Aber dieser Fall war ein ganz eigenthümlicher. Sie, armes Ding, betrachtete Mr. Carlyle noch immer als ihren Ehegatten. Ihre Gemüthsstimmung neigte sich immer nach dieser Richtung zu, wofür ihr schwaches Herz gar nichts konnte. Sehr oft rüttelte sie sich selbst von diesen bösen Träumereien auf, sich fest vornehmend, diesen schändlichen Begriff aus ihrem Herzen zu verbannen. Zehn Minuten darauf waren ihre Sinne wieder von einem andern Schreckbilde umgaukelt. Mr. Carlyle's Liebe war nicht mehr ihr, sondern Barbara's Eigenthum. Mr. Carlyle selbst gehörte nicht mehr ihr, sondern er gehörte seinem Weibe an. Nicht genug also, daß er nicht mehr ihr gehörte, so war er noch dazu der Mann einer Andern. Die Leser können demnach, wenn sie in solchen Dingen nur einigermaßen erfahren sind, sich leicht einen Begriff machen, wie es mit Lady Isabella's Innern ausgesehen haben mochte.

Wäre Barbara nicht gewesen, sie würde vielleicht fortgelebt und ihr Schicksal ertragen haben. So aber, wie jetzt die Verhältnisse waren, mußte sie im Kampfe unterliegen. Das Wiederauftauchen Sir Francis Levison's, die Begegnung mit ihm in West-Lynne, vorzüglich aber sein eigenes Schuldbekenntniß der schwarzen That, alle diese einzelnen Umstände wirkten dann vereint zusammen, und trafen wie Dolchstiche ihr ohnehin von Reue und Gewissensbissen zerfleischtes Herz. Kein Wunder daher, wenn die straff' gespannten Saiten dieses gebrechlichen Lebens mit einem Male zu zerreißen drohten.

Sie hat sich das Alles selbst aufgebürdet. Sie hätte gar nicht nach Ost-Lynne zurückkommen sollen, wird unser Moralist wieder einzuwenden haben. Allerdings, das ist auch unsere Ansicht. Gewiß hätte sie das nicht thun sollen. Sie hätte auch nicht gegen Mr. Carlyle in der Weise verfahren sollen, wie sie verfuhr. Ja, wenn wir nur Dasjenige thun würden, was wir thun sollten, dann wäre das Leben hier auf Erden gar nicht zu verachten.

Ich stimme ganz mit Dir, mein verehrtester Tugendheld, überein, daß sie nie nach Ost-Lynne hätte zurückkommen sollen, und daß das ein Akt war, der an Wahnsinn gränzt, oder bist Du gar so fest überzeugt, daß Du unter ähnlichen Verhältnissen und unter so günstigen und verlockenden Umständen anders gehandelt haben würdest? Und nun steht es Dir frei, wenn es Dir Vergnügen macht, mich auch deßhalb zu tadeln. . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

VII.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück?
Einsam nähr' ich meine Wunde
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.
Goethe.

Tiefe Stille herrschte in dem matt erleuchteten Krankenzimmer. Der alte Hausmeister hatte den unglücklichen Erben, an dessen Seite er jede Nacht als treuer Wächter auf einem Feldbette schlief, in das anstoßende Gemach und zur Ruhe gebracht. Der Graf lag auf seinem Bette, mit offenen Augen, ohne sichtliche Schwäche, die bleichen Lippen wie zum Sprechen geöffnet, die feinen durchsichtigen Züge in lebhaftester, oft momentan wechselnder Erregung. Jetzt umdüsterte sie der tiefste Seelenschmerz, des Herzens stummes Klagen, schwarz und unheimlich wie der Schleier der Nacht, oder es zogen verderbendrohende Wetter darüber her und versetzten alle Nerven in fieberhafte Spannung; jetzt leuchteten sie blendend, wie von einem himmlischen Strahle getroffen, um wonnetrunken, wie die Lerche ins Aetherblau, mit freudigem Jauchzen zum Himmel zu rufen, oder wie von einem Glorienschein umleuchtet, in seliger Verklärung und stillem Gebete zu ruhen. Waren es die Ereignisse der letzten Stunde, daß diese lebhaft auf den Geist des Kranken einwirkten? Ja, sie waren es zunächst, denn sie schlugen eine Brücke zu fernen, längst verklungenen Zeiten, daß aus ihrem Rahmen lebendige Gebilde traten. Die Blumen und Blätter der Tapeten gewannen Leben und wölbten sich immer weiter und höher. Die Wände traten zurück, sich mit den grauen Wellenlinien der Berge und dem Azur des Himmels vermählend, ein grüner Plan ebnete sich, an dessen Vorderseite die Zinnen eines stattlichen Schlosses emporstiegen.

Das Auge des Kranken sah in einen wilden, romantischen Park. Waldgras, schwellendes Moos, zahl-

lose Schlingpflanzen und üppiger Epheu, der seine Herzblätter geschmeidig um die alten Stämme wand, deckten den Boden. Unter den Aesten der mächtigen Eichen und Buchen, deren Kronen schwermüthig hin- und herwogten und mit den Zweigen und dem Blättermeer wie Ebbe und Fluth rauschend in einander griffen, herrschte ein geheimnißvolles Zwielicht, das die Strahlen der Mittagssonne, wie einzelne blitzende Pfeile durch die Blätter brechend, nicht zu klären vermochten. Am Fuße eines sonnigen Hügels ruhte in buntem Gemisch ein Rudel Edel- und Damhirsche, dem leisesten Geräusche, das der Wind brachte, aufmerksam das Gehör zuwendend. Und doch gelang es einem schlanken Jüngling, unter dem Schutze der Bäume zu einem Steppenpferdchen heranzuschleichen, das in der Nähe weidete. Mit einem Satze war er auf den Rücken des Thieres und fast mitten unter den Schnellläufern des Waldes, die erschreckt auseinander stoben und über die Haide und durch die Lichtung dahinsausten, den Reiter dicht auf der Spur, der ohne Sattel und Zügel mit dem flüchtigen Hirschwild nicht ohne Erfolg um die Wette rannte. Noch lange hörte man das Dröhnen und Schlagen der Hufe, bis es allmählig erstarb, um nach einiger Zeit auf der entgegengesetzten Seite erst fern und dumpf, dann immer stärker und mächtiger hervorzubrechen. Als aber die wilde Jagd wieder über den freien Rasenplatz hindonnerte, welcher die Rückseite des Schlosses umgränzt, sprang der Jüngling im Laufe von seinem Renner und eilte, fliegende Gluth auf den Wangen, nach dem Schlosse. Ein junger Mann stand unter dem Portal und hielt bedeutungsvoll ein mächtiges Schreiben empor.

„Der Vater kommt?“ rief der Jüngling.

„Heute Abend noch.“

Der Jüngling schlug jubelnd die Hände zusammen. „Rasch! — Blumen, Kränze! Wir schmücken das ganze Schloß.“

„Der Verwalter ist bereits in Kenntniß gesetzt und mit all' seinen Leuten am Werke.

„Festlich wollen wir den Einzug meines Vaters begehen, doppelt festlich, da ihn die garstige Hauptstadt lange gefesselt hat.“

„Und da er,“ ergänzte der Hofmeister mit Nachdruck, „eine neue Gebieterin in dieses Schloß einführen wird, seine vor wenigen Tagen angetraute Gemahlin, Ihre zweite Mutter.“

Der Jüngling ließ die Arme sinken. Sein Auge suchte ängstlich forschend den auf das Schreiben gesenkten Blick des Lehrers. Die wenigen Worte drückten mit Zentnerlast auf seine Brust, eine unbestimmte, bange Ahnung sagte ihm, daß mit diesem Einzuge die freien, frohen Tage der goldenen Jugendzeit ausziehen würden. Thränen traten in seine Augen, und der Hofmeister, ein Deutscher, der wegen politischer Tendenzen sein Vaterland meiden mußte, suchte vergebens die ersterbende Hoffnung im Herzen seines Zöglings wieder zu beleben. Als die Diener die in aller Eile gewundenen Guirlanden herbeischleppten, um sie am Portale aufzuziehen, flüchtete er auf sein Zimmer und kam nicht mehr zum Vorschein.

(Fortsetzung folgt.)

Germania auf der Wacht am Belt.

Schleswig-Holstein, schwergeprüfte Lande,
Harret treulich als Geschwister aus!
Eingelöst, ihr heil'gen deutschen Pfande,
Werdet ihr aus Sturmesbraus!
Drum vertrauet,
Muthig schauet
In dem Nachtgraus auf zum Sternenzelt,
Stark gewappnet steht als Wacht am Belt
Germania!

Hin zur Ostsee ziehen helle Haufen,
Deutsche Söhne sind es, brav und gut!
Alle wollen sich im Heldenfeuer taufen,
Wollen taufen sich in Kampf mit Blut!
Wetter grollen,
Donner rollen!
Wanket nicht, erzittert auch die Welt,
Stark gewappnet steht als Wacht am Belt
Germania!

Mag der Himmel schwarz sich auch verhängen,
Vorwärts! schallt es laut im Holstengau!
Laßt zurück die Schaar der Dänen drängen
Mit dem Schwerte bis zur Königsau!
Banner, fliege!
Stolz im Kriege!
Fürchtet nichts, des Feindes Macht zerschellt,
Stark gewappnet steht als Wacht am Belt
Germania!

Müller von der Werra.

Mannigfaltigkeiten.

In Algier wurde am 29. März der erst dreißig Jahre zählende Kabylenhäuptling Siman ben Gourrab unter dem Fort „Kaiser“ kriegsrechtlich erschossen. Ausgezeichnet durch Geistes- und Körpergaben hatte derselbe eine schlimme Vergangenheit. Schon einmal wegen Brudermords zum Tode verurtheilt, rettete er damals sein Leben nur mit dem Verlust seines ganzen Vermögens und durch seinen Eintritt in den Orden der Derwische. Er heirathete später in vierter Ehe die schöne Frau des ermordeten Bruders und, um seinen reichen

Digitized by Google

Neffen zu beerben, erschlug er denselben nach mehreren mißlungenen Vergiftungsversuchen auf einem abgelegenen Wege außerhalb der Stadt. Bei Verkündigung des Todesurtheils verzog er keine Miene; er bemerkte nur, der Tod sei ihm etwas Gleichgiltiges und er sterbe als Muselmann. Hierauf schrieb er sein Testament, und bestellte einen Vormund für seine drei Kinder. Auf dem Richtplatz nahm er nach Landesbrauch eine kauernde Stellung ein, und zog die Kapuze über den Kopf. Der Leichnam wurde in eine rothe mit Gold gestickte Decke gewickelt, und von vier Eingeborenen auf einer Tragbahre zum mahomedanischen Begräbnißplatz gebracht. Eine ungeheure Menschenmenge wohnte diesem Schauspiele bei.

Aus Wien, 6. April, wird geschrieben: Ein entsetzlicher Todesfall in Folge langsamen Verhungerns ist dieser Tage hier vorgekommen. Ein sehr vermögender Hausbesitzer kam am 9. v. Mts. Abends nach Hause und legte sich, da er einiges Unwohlsein verspürte, etwas zeitiger zu Bette; am folgenden Morgen war ihm die Speiseröhre so verschwollen, daß es ihm nicht mehr möglich war, irgend eine Speise oder Getränk zu sich zu nehmen. Trotz der angestrengtesten Sorgfalt der berühmtesten unserer Aerzte verbrachte er volle 22 Tage in diesem qualvollen Zustande, bis endlich am 1. ds. Mts. der Tod den buchstäblich zum Skelett Abgemagerten, der bis zum letzten Moment bei vollem Bewußtsein gewesen, von seinen fürchterlichen Leiden befreite. Er hatte durch diese ganze Zeit nicht einen Bissen Nahrung oder nur einen Tropfen Wasser oder Medizin zu sich nehmen können.

Am 12. Februar wurde in Moskau der erste zoologische Garten in Rußland eröffnet. Der Kaiser bewilligte zur ersten Einrichtung des Gartens 10,000 R. S. aus den Summen des Ministeriums der Reichsdomänen. Durch Vermittlung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch wurde dem Willen des Kaisers gemäß der Garten Nirskntschny, die gewöhnliche Sommerwohnung der Kaiserin, mit den preßnischen Teichen zur Anlegung des zoologischen Gartens vertauscht, einer Lokalität, die ihres größeren Wasserreichthums wegen sich auch mehr dazu eignen dürfte und der geringeren Entfernung vom Zentrum der Stadt wegen für das Publikum bequemer ist. Die Zahl der im zoologischen Garten bei Eröffnung desselben befindlichen Thiere beläuft sich auf mehr als 300 Exemplare.

Die neuesten Damenhutmoden in Paris sind alle der Marine entlehnt. Die am meisten en vogue stehende Mode ist ein Hut mit hohem Borde und wehendem Schleier statt des Segels, genannt das Kaperschiff. Eine besondere Form ist das Dampfkanonenboot, ein kleiner Hut, unter dessen Bord zwei gezogene Lockenröhren über der Stirn sichtbar sind. Den Dampf versinnbildlicht eine graue Feder. Außerdem gibt es unter der eleganten Welt Fregatten, Schraubendampfer u. s. w. Für alte Jungfrauen, welche es aufgegeben haben, zu erobern und erobert zu werden, dient ein Wrack, ein schwarzer, formloser Hut, ohne jeden Schmuck. Da die eleganten Fahrzeuge, mit welchen die Pariserinnen segeln, natürlich bedeutendes Geld kosten, sollen viele Männer bereits sehr an der Seekrankheit leiden.

Der leidenden (!) Menschheit, welche auf die Wunderkraft der Revalenta arabica ihre Hoffnung setzt, ist mitzutheilen, daß das großartige Etablissement der Herren Barry du Barry et Comp. in London, allwo jenes „unentbehrliche Nahrungsmittel" fabrizirt oder wenn man will, aus Arabien importirt wird, bis auf den Grund niedergebrannt ist. Leider hat die Feuersbrunst trotz herbeigeeilter energischer Hilfe noch sechs bis acht benachbarte Häuser zerstört.

Aus Nürnberg, 2. April, wird geschrieben: Gestern, als am 1. April, schwebte der im vergangenen Sommer verstorbene Redakteur Reuß in Gefahr, wegen ferneren unangezeigten Aufenthaltes in hiesiger Stadt bestraft und gemahnt zu werden. Das in seiner ehemaligen Wohnung sich präsentirende Polizeiorgan wurde auf sein jetziges Domizil auf dem Johanneskirchhofe verwiesen, scheint jedoch von einer weiteren Behelligung des Mannes abgestanden zu sein, welcher sich das Versäumniß der Erneuerung seiner Aufenthaltskarte nach seinem Tode hat zu Schulden kommen lassen.

Räthsel.

Geheimnisse vertraut mir der und jener an:
Er weiß, ich schweig, wenn er nur schweigen kann.
Bald quält man mich, und bald sucht man mich zu entzücken;
Zu meiner Pein sucht mich der Stolz oft auszuschmücken;
Doch lieber wird ein schönes Lied mir sein,
Als Peru's Gold und Edelstein!

Auflösung des Räthsels in Nro. 86:
Der Rauch.

Geschichtskalender. 18. April 1408. Bürgeraufruhr zu Landshut wider den jungen, ausschweifenden Herzog Heinrich.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 90 Donnerstag, 14. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Isabella war dem Tode sehr nahe, näher, als sie wohl selber glaubte. Sie erkannte zwar an der sichtlichen Abnahme ihrer Kräfte, daß der Tod sie bald erlösen werde, doch ahnte sie nicht, daß er so rasch kommen werde.

Obwohl sie, wie gesagt, vor den Konsequenzen einer Wiedererkennung nicht mehr einen solchen Schrecken fühlte, so war sie doch nicht gewillt, diese Scene über sich ergehen zu lassen, eben so wenig wollte sie sich hier in Ost-Lynne vom Tode überrascht sehen. Wo eine andere Zufluchtstätte finden, das war eine minder wesentliche Frage. Vor Allem mußte sie unter irgend einem scheinbaren Vorwande Ost-Lynne verlassen. Justine, die in ihrer Aengstlichkeit fortwährend ein Erkennen befürchtete, drängte sie zu diesem Entschlusse. Ihre erste Aufgabe war, diese Angelegenheit mit Mrs. Carlyle zu besprechen und zu ordnen, und wir sehen am Nachmittage des Tages nach dem Leichenbegängnisse Lady Isabella auf das Toilettenzimmer zuschreiten, um sich eine Unterredung mit Mrs. Carlyle zu erbitten.

Mr. Carlyle hatte in dem Augenblicke, als sie eingetreten, das Zimmer verlassen. Barbara ruhte von den Mühen einer so eben zurückgelegten Spazierfahrt auf dem Sopha aus.

„Es würde uns sehr leid sein, Sie verlieren zu müssen, Madame Vine. Wir könnten für Lucy keine geeignetere Person wünschen, als Sie sind und Mr. Carlyle fühlt sich Ihnen dankbar verbunden für die zärtliche Sorgfalt, mit welcher Sie seinem armen William beigestanden."

„Es wird mir auch Kummer machen, Sie verlassen zu müssen," antwortete Madame Vine mit unterdrückter Stimme.

Kummer? Ja. Mrs. Carlyle konnte unmöglich dieses Wort in seiner inhaltschweren Bedeutung erfaßt haben. Alles, was auf Erden ihr lieb und theuer war, mußte sie ja in Ost-Lynne hinter sich zurücklassen.

„In der That, Sie sollten uns nicht verlassen," begann Barbara wieder. „Es wäre auch höchst unbillig von uns, wenn wir das zugeben sollten. Sie haben sich für den armen William geopfert und vor Anstrengung krank gemacht. Sie müssen daher jetzt hier bleiben und so lange Vakanzen halten, bis Sie wieder ganz gesund werden. Wenn Sie sich nur einmal ordentlich pflegen lassen wollten, so würden Sie auch bald wieder hergestellt sein."

„Sie sind zu gütig. Ich bitte, mich nicht für gefühllos zu halten, wenn ich trotzdem Ihren freundlichen Antrag ablehne. Ich weiß, daß ich nie mehr ganz gesund und zum Unterricht geeignet sein werde."

„Unsinn," sagte Barbara etwas vorschnell, „wenn man krank ist, denkt man immer auf den ärgsten Fall. Ich selbst fühlte mich einige Minuten, bevor Sie gekommen waren, entsetzlich schwach und habe meinem Archibald auch so was dergleichen gesagt. Er aber redete mir die Sache aus und beschwichtigte mich auch. Ich wünschte, Ihr geliebter Gatte lebte noch heute und stünde Ihnen so trost- und hilfreich zur Seite, wie mir Archibald zur Seite gestanden."

Isabella's blasse Wangen überflog eine plötzliche Röthe und sie legte ihre Hand auf das pochende Herz.

„Wie kann Ihnen einfallen, uns zu verlassen? Wir würden zwar zu jeder Zeit und unter allen Umständen bemüht gewesen sein, für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit Sorge zu tragen, jetzt aber ist es sogar unsere Pflicht, denn kaum hatte ich von Ihrem Unwohlsein gehört, so wußte ich gleich, daß Sie Ihre Kraft durch Williams Pflege nur zu sehr überschätzt haben."

„Es ist durchaus nicht Williams Pflege, die mich in diesen Zustand versetzt," war ihre nicht wohl überlegte Antwort. „Ich muß fort, ich habe Alles genau erwogen und überlegt."

„Hätten Sie nicht Lust, eine Seegegend zu besuchen?" sprach Barbara rasch und mit entschlossener Miene. „Ich gehe nächsten Montag dahin ab. Mr. Carlyle besteht darauf, daß ich eine Luftveränderung vornehme. Ich hatte zwar die Absicht, nur mein kleines Kind mitzunehmen, aber wir könnten es schon leicht so arrangiren, daß auch Sie und Lucy mitreisen. . . . Es würde Ihnen sehr gut thun, Madame Vine."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, es würde meinen Zustand nur verschlimmern. Mir ist nur unumgänglich vollkommene Ruhe nöthig und ich muß Sie schon sehr bitten, meinen Entschluß

Digitized by Google

als unwiderruflich zu betrachten. Sie werden mich der üblichen Formalität des Kündigens freundlichst entheben und mir gestatten, in einigen Tagen schon abreisen zu dürfen."

„Warten Sie," fiel Barbara, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, rasch ein. „Sie bleiben in Ost-Lynne, bis ich zurückkomme, was so ungefähr in vierzehn Tagen sein dürfte. Mr. Carlyle kann nicht bei mir bleiben und ich weiß schon, daß ich wahrscheinlich diese kleine Frist auch nicht aushalten werde. Er und seine Kanzlei sind jetzt nach einem langen Aufenthalte in London mit Geschäften überhäuft. Ich wollte die Seereise erst im August oder September, wo er eher frei sein dürfte, unternehmen, aber er wollte nichts davon hören, und meinte, wir könnten dann nochmals die Reise dahin machen. Ich verlange nicht, daß Sie, Madame Vine, sich mit dem Unterricht, noch mit sonst Etwas beschäftigen. Lucy soll ihre Ferien haben, höchstens kann Mr. Kane sie in Musik unterrichten. Ich hätte keine Ruhe, Lucy unter einer andern als unter Ihrer Aufsicht zurück zu lassen. Sie ist bereits in dem Alter, wo es nicht rathsam ist, sie der Obhut der Dienstboten zu überlassen. Bin ich einmal von meiner Reise wieder zurück, und Sie sollten noch immer bei Ihrem Entschluß beharren, dann steht's Ihnen in Gottes Namen frei, nach Ihrem Belieben zu handeln. Nun, was sagen Sie dazu?"

Madame Vine willigte eifrig ein; denn dieser Aufschub, der ihr die Gesellschaft ihrer beiden Kinder, Lucy und Archibald noch auf vierzehn Tage verschaffen sollte, kam ihrem sehnsüchtigen Herzen nicht unerwünscht. Obwohl sie, wie gesagt, sicher wußte, daß der grimmige Tod seine Hand nach ihr ausgestreckt, so glaubte sie dennoch nicht, daß er sie so schnell ereilen werde.

Obwohl Barbara in Madame Vine gedrungen, in Ost-Lynne zu verbleiben, und auch froh gewesen wäre, wenn sie dieselbe dazu hätte bewegen können, nahm sie sich doch ihre abschlägige Antwort nicht sehr zu Herzen. Barbara konnte sich nicht verhehlen, daß Madame Vine eine fein gebildete Dame und den gewöhnlichen Gouvernantinnen gewaltig überlegen sei.

Daß sie überdieß der Lucy mit aufrichtiger Neigung zugethan, und in jeder Beziehung für ihr Wohl besorgt war, wußte sie ebenfalls. Um Miß Lucy's Willen würde es ihr unangenehm gewesen sein, sich von Madame Vine trennen zu müssen, und sie würde mit Vergnügen in eine Gehaltserhöhung eingewilligt haben, wenn sie dadurch zu einem weiteren Verbleiben zu bewegen gewesen wäre. Was aber Barbara selbst betraf, so war ihr Madame Vine's Gehen oder Bleiben ganz gleichgiltig, denn im Grunde konnte sie sie gar nicht leiden. Weßhalb?

Das wußte sie eigentlich selber nicht. War es Instinkt? Höchst wahrscheinlich. Die Vögel in der Luft, die Thiere auf dem Felde, die Fische im Wasser haben ihren Instinkt. Warum nicht auch die Menschen? Vielleicht trug auch die unerklärliche Aehnlichkeit Madame Vine's mit Lady Isabella etwas zu dieser Abneigung bei.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der Abend brach herein, die ersten Signalschüsse hallten aus der Ferne. Der Hofmeister mußte den jungen Grafen aufsuchen und seine ganze Beredtsamkeit und all' seinen Einfluß aufbieten, um ihn zu einem freundlichen Empfange seiner zukünftigen Mama zu bestimmen. Unter dem Knallen der Gewehre, dem Hurrahrufen und Hutschwenken der Dienstleute rollte die Karosse heran. Graf Kosinsky sprang zuerst heraus. Sein Sohn Theodor fiel ihm laut weinend um den Hals. Mit Hilfe des Kammerdieners entstieg noch ein Herr dem Wagen, dessen beweglichem, hochrothem Gesicht mit den grauen, schwimmenden Augen ein langer, steif gedrehter Schnurrbart etwas Militärisches gab. Er schob geschäftig den Kammerdiener zur Seite und half galant einer großen, und um recht zu sagen, starknochigen Frau aus der Kutsche, deren durchsichtiger, blendend weißer Teint selbst die Landleute in stummes Staunen versetzte. Die Dame sah sich stolz und herrisch im Kreise um, wie eine Gebieterin über Leben und Tod. Ihre tiefschwarzen, verzehrenden Gluthaugen maßen den Sohn des Hauses, der an der Hand seines Vaters näher trat, von Kopf bis zu Fuß. „So, mein Sohn!" sprach sie ernst und gemessen und reichte ihm die weiße Hand. Feodor zuckte zusammen. Die Hand fühlte sich eisigkalt in der seinen.

„Mein Bruder, Herr Major Baron von Borowitsch!" stellte die Dame, halb zu dem Jüngling, halb zu den Leuten gewendet, mit leichter Handbewegung vor, als wollte sie jeden Zweifel über ihren Begleiter zum Voraus beseitigen und ihm von der ersten Sekunde an die nach russischer Sitte gebührende Achtung sichern. „Mein Sohn kann von dem erprobten Krieger viel profitiren."

Der Major verbeugte sich zierlich und warf einen stechenden Blick nach dem Neveu.

Graf Kosinsky stellte nun seine Gutsbeamten vor, welche sich in den Gallauniformen des Hauses repräsentirten. „Der Hofmeister unseres Sohnes," sprach er, an den schlichten Mann im unbordirten Rocke mit der hohen, freien Stirne und dem verständigen Auge herantretend, — „ein Deutscher!"

„Ich hasse die Deutschen," bemerkte die Dame brusque und wegwerfend, mit Hintansetzung jeder Rücksicht und wandte sich kurz ab.

„Jedenfalls ohne gerechten Grund!" rief ihr der

Digitized by Google

Hofmeister mit offener Entrüstung nach. „Die Deutschen sind ein Volk, das trotz des spaltenden Partikularismus auf der Höhe der Zeit steht, das sich seiner Kultur und seines veredelnden Einflußes auf die größten Nachbarvölker mit Recht rühmen darf. Sie verdienen deren Dank, nicht deren Haß."

Die Dame warf einen höhnischen Blick nach dem kühnen Sprecher zurück und trat mit ihrem Begleiter in das Schloß.

Alle Lüster brannten. Der große Bankettsaal des Schlosses strahlte in einem Lichtmeer. Die Diener eilten geschäftig ab und zu. Die Herrschaft soupirte.

„Es ist meine erste Bitte, Alexei," schloß die Gräfin eine längere Auseinandersetzung und legte kosend, ihre zarte Hand auf den Arm des Gatten, — „und, wenn Du sie abschlägst — meine letzte: Dieser deutsche Rabulist muß aus unserem Hause."

„Du hast den Mann schwer verletzt, meine Beste," entschuldigte der Graf. „Wir finden nicht leicht einen vortrefflicheren Lehrer."

„Es mag sein, aber die Herrin des Hauses wird doch den Dienern, welche sie hält, gegenüber eine Ansicht äußern dürfen, ohne sich einer indiskreten, ja impertinenten Zurechtweisung auszusetzen?"

„Du nimmst den Vorfall zu streng, meine Liebe, zu ernsthaft."

„Weil er allen Ernstes würdig ist. Meine Pflicht als Mutter gebietet mir, zu wachen, daß der bis jetzt einzige Sprosse des altehrwürdigen Grafenhauses nicht mit den verrückten Ideen eines deutschen Freigeistes, den sein eigenes Land ausgestoßen hat, großgefüttert wird."

„Die Pflicht und unsere Standesehre," schaltete Baron Borowitsch mit wichtiger Miene ein und strich den martialischen Schnurrbart.

„Ich weiß, daß Du meine Bitte erfüllst", lispelte die Gräfin mit süßem Schmeicheln, beugte sich hold lächelnd vor und senkte die großen, strahlenden Augensterne voll zündender Gluth in die Seele ihres Gatten.

Wenige Minuten später trat der Hofmeister in den Saal, die Gesellschaft artig, doch fern von sklavischer Unterwürfigkeit begrüßend."

(Fortsetzung folgt.)

Ende eines Räubers.

Kara Miska, der gefürchtete Räuber, welcher in den ungarischen Wäldern hauste, ist am 27. März erschossen, und damit, wie die Polizeibehörde des Komitats Somogy freudig in einem Rundschreiben bemerkt, „der letzte fürchterliche Räuber der ungarischen Pußten" beseitigt worden. Die Einzelnheiten dieses Ereignisses werden dann in folgender Weise geschildert: „Der Gendarm Paul Farkas erfuhr am 20. v. Mts. in Kadarkut, daß Kara Miska an demselben Tage mit seinen Raubgenossen im Gyolaer Walde gewesen war. In Folge dieser Nachricht begab sich der Stationskommandant mit fünf Gendarmen und drei Jägern nach dem Gyolaer Walde. Damit die Bevölkerung es nicht wahrnehme, brachen sie erst um sieben Uhr Abends auf, und gelangten um neun Uhr dahin. Hier standen sie eine Weile auf der Lauer, und als sie aus der Ferne einen von Zeit zu Zeit auftauchenden Feuerschein bemerkten, gingen sie demselben nach und kamen an den Rand des Waldes und in ein Thal, wo sie jedoch das Feuer gänzlich aus den Augen verloren. Trotzdem setzten sie voraus, daß die Räuber am nächsten Morgen in dieser Richtung nach irgend einer benachbarten Pußta gehen werden, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und darum blieben sie an dieser Stelle bis Morgens 3 Uhr, wo sie Beilhiebe vernahmen. Der Führer der Patrouille vertheilte seine Leute in einer dichten Plenklerkette und ging beim Mondschein nach dem Punkt vorwärts, von wo die Beilhiebe vernommen wurden. Indeß ward bald Alles wieder still. Um 5 Uhr Morgens fand die Patrouille noch glühende Kohlen, während der Gendarm Franz Mauer in einer Entfernung von ungefähr 400 Schritten einen in eine Bunda gehüllten Mann auf- und abgehen sah, wovon er seine Gefährten sogleich in Kenntniß setzte. Diese schritten geduckt ungefähr 100 Schritte vorwärts, später aber liefen sie, da die dürren Baumblätter unter ihren Füßen es ihnen ohnehin unmöglich machten, geräuschlos vorwärts zu kommen. Hierauf wandte sich der Mann in der Bunda aufmerksam gegen die Seite, von welcher die Gendarmen kamen, warf seine Bunda ab, nahm sein Gewehr zur Hand und lief davon, den Gendarmen nicht gehorchend, die ihm geboten, stehen zu bleiben. Kara Miska, der nun einsah, daß er eingeholt sei, oder bald auf ein offenes Feld gelange, wo er den Schüssen des Gendarmen um so mehr ausgesetzt wäre, blieb plötzlich hinter einem Baumstamm stehen und fing an auf einen ungefähr 60 Schritte von ihm entfernten Gendarmen zu feuern. Die Gendarmen Täuber und Farkas, wie der Unterjäger Platny nahmen gleich nach dem ersten Schuß einen günstigen Posten ein, von wo aus sie die Bewegungen des Räubers mit Aufmerksamkeit verfolgen konnten, während die Uebrigen ihn zu umzingeln trachteten. Kara Miska mag ungefähr 8 bis 10 Schüsse abgefeuert haben, welche der Gendarm Täuber und die in der Nähe befindliche Mannschaft erwiderte, bis der Räuber endlich durch einen Schuß des in seine Nähe geschlichenen Oransky niedergestreckt wurde. Selbst da raffte er sich noch einmal auf, zielte auf den Gendarmen Täuber, wurde aber von diesem in demselben Moment todtgeschossen. Der Räuber war als ungarischer Hirt gekleidet. Man fand bei ihm eine hübsche Brieftasche mit 10 fl., ein doppelläufiges Gewehr, eine Pistole, mehrere Patronen, Kapseln und eine elegante Revolvertasche, in welcher sich jedoch nur

jene Pistole befand. Die Patrouille, unter deren Mitgliedern Niemand verwundet wurde, brachte den Leichnam nach Kaposvar, und hier wurde die Identität der Person erkannt. Den übrigen Raubgesellen kam die Patrouille bei dieser Gelegenheit nicht auf die Spur. Die bei Kara gefundenen Gegenstände wurden dem Militärstandgericht übergeben; die Bestattung der Leiche fand nach gerichtlicher Obduktion am 28. März statt.

Mannigfaltigkeiten.

Eine mysteriöse Geschichte macht in Florenz und in ganz Toskana Aufsehen. Ein Offizier, dessen Familie ein Landhaus in der Nähe der Stadt bewohnt, der Major N., geht vor einigen Tagen in bürgerlichem Anzug nach der Post auf Piazza Granduca, als zwei Männer, wie Landleute gekleidet, ihn anreden, ihm sagend, daß sie ihn schon seit einiger Zeit suchen, indem sein Vater die Treppe hinabgefallen sei und sich schwer verletzt habe. Sie fügten hinzu, sie hielten einen Wagen bereit, um ihn nach der Villa zu bringen. Der Offizier, über die Nachricht erschrocken, steigt mit den Beiden in das in der Nähe stehende Fuhrwerk, einen verschlossenen Wagen, und bald sind sie vor Porta Romana und auf der Höhe des Poggio Imperiale, als plötzlich die Begleiter des Offiziers Revolver und Dolche hervorziehen und den Wehrlosen ergreifen, indem sie ihm zurufen: er sei des Todes, wenn er einen Laut von sich gebe. Hierauf knebeln sie ihn, verbinden ihm die Augen, fahren weiter, nehmen ihm Alles weg, was er bei sich hat, Uhr und Kette und etwa zehn Goldstücke. Nach längerem Rechts- und Linkswenden hält der Wagen vor einem Hause; man heißt den Gefangenen aussteigen, führt ihn, immer mit verbundenen Augen, eine Treppe hinauf und in ein Zimmer, wo man ihm endlich die Binde abnimmt. Der Offizier schaut um sich — er ist in einer ärmlichen Dachstube mit wenigen Stühlen und einem Tisch, auf welchem Waffen liegen. Eine zweite Thür öffnet sich, und ein ziemlich sorgfältig gekleideter Mann tritt ein, das Gesicht mit einer Maske bedeckt. Seine Aussprache verräth den Romagnolen. Die drei riethen dem Gefangenen, sich ruhig zu verhalten, wenn sein Leben ihm lieb sei, und verhandelten längere Zeit mit einander; so viel der Offizier verstehen konnte, war der dritte sehr ungehalten, weil der Erfolg des Unternehmens seiner Erwartung nicht zu entsprechen schien. Auch in Betreff des Schicksals des Gefangenen schienen sie unter einander uneins. Alles dieß währte längere Zeit. Man bot dem Offizier Nahrung an, die er jedoch ausschlug. Endlich, nach mehreren Stunden, während deren man ihn in dem Zimmer eingesperrt hielt, verband man ihm wieder die Augen, knebelte ihn und führte ihn fort. Obgleich am Sehen verhindert, konnte er doch merken, daß es eine von der frühern ganz verschiedene Richtung war, in welcher man sich bewegte, dießmal zu Fuß und über Stock und Stein, die beiden, die ihn von der Stadt aus nach der Villa gebracht hatten, immer an seiner Seite. Nach endlosen Krümmungen des Weges zeigen sie ihm an: er werde nun wieder in Freiheit gesetzt werden, bedrohen ihn aber mit Schlimmerem, wenn er versuche, ihrer Spur zu folgen. Hiemit verschwinden sie. Der Offizier, allein geblieben und mit freien Händen, nimmt sich die Binde ab; es ist früher Morgen, und er befindet sich in einem Gehölz. Erschöpft gelangt er ins Freie; ein Landmann, der ihm begegnet, berichtet auf seine Frage, er sei in der Nähe von San Casciano, neun Miglien von Florenz auf dem Wege nach Siena. Nach der Stadt zurückgekehrt, begab sich der Major N. zum Polizeiamt des Viertels von Sto. Spirito, wo er vernommen ward und wo man seine Aussagen zu Protokoll brachte. Handelt es sich um einen Mann anderer Art, so würde man an eine Hallucination oder an irgend einen schlechten Spaß denken. Man ist auf das Resultat der angestellten Untersuchung sehr gespannt. Wie übrigens die Moralität der toskanischen Bevölkerung zunimmt, zeigt der Umstand, daß während der letzten Fasten an den Feiertagen der Friedhof bei der Kirche San Miniato vor Florenz mit lärmendem Volk gefüllt war, welches auf den Grabsteinen schmauste, rauchte und Kurzweil trieb. Als zwei Damen sich bei einem der Polizeiämter über diese Profanation beklagten, erwiderte ihnen der Cancelliere, welcher den Delegaten vertrat: Das Bißchen Essen werde die Todten nicht mehr in ihrer Ruhe stören, als ihr eigenes Hantieren mit Kreuzen und Blumensträußen!

Der große Schneesturm, welcher in der Nacht vom 28. auf den 29. März wüthete, hat in Mähren, namentlich in der Gegend von Kremsier, große Verheerungen angerichtet. Die größten Bäume wurden wie ein schwaches Rohr geknickt. Die Telegraphenleitung ist meilenweit ganz zerstört, die Stangen gebrochen, und wo dieß nicht geschehen, hangen sämmtliche Drähte zerrissen herunter. Eine eigene Kommission mit zahlreichen Arbeitskräften hat sich auf die verschiedenen Strecken begeben, doch dürfte es einige Tage dauern, bis sämmtliche Leitungen wieder hergestellt sind.

Geschichtskalender. 14. April 1796. Schlacht bei Dego, Bonaparte schlägt die österreichischen Generäle Argenteau und Provera.

14. April 1813. Die Nordamerikaner erhalten von den Spaniern das befestigte Mobile in Louisiana durch Kapitulation.

14. April 1816. Traktat zwischen Bayern und Oesterreich, von den k. bayerischen Ministern Grafen Montgelas und Rechberg und dem k. k. österreichischen General v. Bacquant unterzeichnet, über definitive Festsetzung der Gränzen und Verhältnisse ihrer Staaten.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

ed by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 91 Freitag, 15. April 1864.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Der Verdacht, daß sie in Wirklichkeit Lady Isabella sein könnte, kam Barbara gar nicht in den Sinn. Wie sollte er auch? Möglich auch, daß hie und da ein Ton in Lady Isabella's Stimme ihr Ohr unangenehm berührte, wenn die Gouvernante nicht ehrerbietig genug und manchmal sogar mit einem gewissen Stolz über Dinge urtheilte und ihre Ansicht aussprach. Genug, daß Mrs. Carlyle keine Thränen wegen der Trennung von der Gouvernante vergießen würde und eben nur um Lucy's Willen bedauerte sie ihr zu frühes Scheiden.

Madame Vine erhob sich endlich von ihrem Sitze und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Wollten Sie nicht einen Augenblick meine Kleine halten?" fragte Barbara plötzlich.

Madame Vine sah sie mit stieren Blicken an.

„Die Kleine hier!" rief sie verwundert aus.

Barbara lachte.

„Da hier unter meinem Shawl liegt das kleine schlafende Ding."

Madame Vine näherte sich ihr und nahm die schlafende Kleine auf ihren Arm. Wie konnte sie dieß abschlagen? Sie hatte noch nie das Kind auf ihren Armen gehabt, und bis jetzt kaum recht angesehen. Ein oder zwei Tage, nachdem diese kleine Lady das Licht der Welt erblickt, hatte Lady Isabella eine Höflichkeitsvisite bei Mrs. Carlyle abgestattet, und ein über und über mit Spitzen bedecktes Gesichtchen in der Wiege liegend gesehen.

„Ich danke Ihnen, jetzt kann ich doch wieder aufstehen. Ich hätte die Kleine beinahe erstickt," setzte Barbara lachend fort. „Weil wir gerade vom Ersticken der Kinder sprechen, welch' schreckliche Fälle sind da nicht in den Zeitungen darüber zu lesen. Da heißt es oft: In dieser Woche sind so und so viel Kinder im Bette erdrückt, und so und so viele Kinder erstickt worden. In mancher Woche sind acht bis zehn solcher Unglücksfälle verzeichnet und ich weiß mich einer Woche zu erinnern, in welcher sogar zwanzig vorgekommen sind. Mr. Carlyle sagt, die Kinder werden zumeist mit Absicht erdrückt."

„Ach, Mrs. Carlyle, wie ist dieß möglich!"

„Ich habe mich ganz so wie Sie darüber entsetzt. Mr. Carlyle aber lachte und meinte, ich wüßte noch sehr wenig, wie schlecht die Welt sei. Ich danke Ihnen," wiederholte Mrs. Carlyle, indem sie das Kind aus Lady Isabella's Armen nahm. „Ist sie nicht eine allerliebste Kleine? Gefällt Ihnen der Name: Anna?"

„Es ist ein sehr einfacher Name," antwortete Lady Isabella, „und einfache Namen sind immer am anziehendsten."

„Das ist auch Archibald's Ansicht. Er wollte eigentlich dem Kinde den Namen Barbara geben, aber ich erinnerte mich, daß er sich vor langer Zeit über die langsilbigen Namen, bei denen man gleich den Mund voll nehmen muß lustig machte, und seinen und seiner Schwester Name lächerlich zu machen suchte, und rief ihm daher diese Scene ins Gedächtniß zurück. Dann meinte er wieder, damals habe er den Namen Barbara nicht so gut leiden können, während er ihm jetzt lieb und werth geworden.

„Um diesem Streit ein Ende zu machen, gingen wir einen Vergleich ein. Die kleine Miß sollte Anna Barbara heißen, mit der Bedingung jedoch, daß der erste allein in Gebrauch, der andere bloß mit ins Register komme."

„Es ist noch nicht getauft?" sagte Lady Isabella.

„Es hat wohl eine Nothtaufe, aber noch keine kirchliche Taufe stattgefunden. Wir waren durch William's Tod daran verhindert, sie zur Zeit vor sich gehen zu lassen. Nicht etwa, daß wir einen großartigen Taufschmaus geben wollten, sondern ich wollte bloß die Schlußverhandlung abwarten, damit mein lieber Bruder Richard dem Kinde als Pathe zur Seite stehen könnte."

„Mr. Carlyle ist kein Freund von großen Gastereien bei Kindstaufen," sprach Lady Isabella, in Erinnerungen an die Vergangenheit versenkt.

„Wie so wissen Sie das?" rief Barbara verwundert aus, indem sie ihre forschenden Blicke auf sie richtete.

Die arme Madame Vine konnte in ihrer großen Verwirrung kaum die paar Worte hervorstammeln, daß sie es irgendwo gehört habe.

„Ja, es ist auch so," sagte Barbara, „er hat bei keiner seiner Kindestaufen Diners oder sonstige Schmausereien gegeben. Er begreift die Analogie nicht, die zwischen der feierlichen, rein religiösen Zeremonie

und dem darauf folgenden polternden Gelage bestehen kann."

Als Lady Isabella das Zimmer verließ, stürmte der junge Vane in den Korridor und sich nach allen Seiten umblickend, rief er in einem Tone fort:

„Lucy! Wo ist Lucy?"

„Was wollen Sie von Lucy?" fragte Madame Vine.

„Il m'est impossible de vous le dire, Madame," antwortete er, der für einen Zögling der Schule von Eton ziemlich viel französisch verstand, und nicht wenig froh war, sich bei einer schicklichen Gelegenheit damit zeigen zu können.

„Lucy kann jetzt nicht zu Ihnen kommen, sie ist mit ihrer Aufgabe beschäftigt."

„Mais, il le faut. J'ai le droit de demander après elle. Elle m'appartient, vous comprenez, Madame, cette demoiselle-là."

Madame Vine konnte ein feines Lächeln nicht verbergen.

„Sie thäten wahrhaftig besser," sag'e sie, „ein gescheidtes Englisch, als solch ein ungereimtes Französisch zu sprechen."

„Nun so sage ich Ihnen in gescheidtem Englisch, daß ich Lucy brauche und sie haben muß. Ich will sie in dem Ponywagen spazieren fahren, wenn Sie es wissen wollen. Sie hat mir's zugesagt, daß sie kommt und John hat bereits angespannt."

„Das kann ich unmöglich gestatten," antwortete Madame Vine, „Sie werden gewiß umwerfen."

„Welche Idee!" antwortete er, etwas piquirt. „Ich werde Lucy umwerfen! Wissen Sie, daß ich die beste Peitsche in Eton führe und überdieß die Lucy viel zu lieb habe, als daß ich sie durch allzu schnelles Fahren erschrecken sollte. Sie wird mein Weib werden, wissen Sie, ma bonne dame."

In dem Momente steckten der Graf und Mr. Carlyle ihre Köpfe aus dem Bibliothekzimmer heraus.

Auch Barbara war durch dieses interessante Gespräch aus ihrem Toilettenzimmer auf den Korridor hinausgelockt worden.

„Was gibt es denn hier von einer Frau zu reden?" frug Mylord seinen Sohn.

Eine Scharlachröthe überzog plötzlich des jungen Edelmanns Wangen, als er sich umgewendet und dem Sprecher in's Auge sah. Aber er war ein ächter Etoner Student ohne Furcht und Tadel, der Ehrgefühl im Leibe hatte und jede Zweideutigkeit haßte.

„Ich beabsichtige Lucy zu meinem Weibe zu machen, Papa. Ich meine dieß ganz im Ernste, das heißt, wenn wir Beide groß sein und Sie mir die Erlaubniß dazu geben werden, und auch wenn natürlich Mr. Carlyle zustimmt."

Der Graf machte ein ernstes und Mr. Carlyle ein heiteres Gesicht.

„Wie wär's denn," sagte Letzterer, „wenn wir die Debatte hierüber auf heute zehn Jahre vertagten?"

„Wäre Lucy nicht gar so jung, so verdientest Du wahrlich eine scharfe Rüge, weil Du von einer jungen Dame solche Reden führst," sagte der Graf ernst. „Du hast übrigens nicht einmal das Recht, Lucy's Namen in ein so lächerliches Gespräch hineinzuziehen."

„Es ist mein aufrichtiger Wunsch, Papa. Sie werden sich davon überzeugen. Ich habe mir fest vorgenommen, mich vor allen tollen Streichen in Acht zu nehmen, damit Mr. Carlyle nicht die geringste Einwendung gegen mich zu machen haben soll. Ich habe mir ihn zum Vorbild genommen, und werde gleich ihm ein Mann von ehrenfestem Charakter werden. Ich bin ordentlich froh, daß Sie es jetzt erfahren haben, ich werde es auch in kürzester Zeit der Mama sagen."

Die letzten Worte entlockten dem Grafen ein Lächeln.

„Wenn Du das thust, so läßt Du Dich in einen ungleichen Kampf ein."

„Ich weiß das," lachte der junge Graf, „aber ich werde der Mama jetzt mit jedem Tag mehr gewachsen, und sie soll mit mir kein so leichtes Spiel mehr haben." Niemand hielt es für angemessen, dieses Thema noch weiter auszuspinnen, und somit wurde die Debatte geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr Gemahl hat Sie rufen lassen," begann die Gräfin, „um Ihnen zu eröffnen, daß von heute an mein Bruder, Herr Baron Borowitsch, die Erziehung seines Sohnes übernehmen wird."

„Also wird mir der herbe Schritt erspart, welchen ich morgen bei dem Herrn Grafen thun wollte oder vielmehr, so sehr ich auch Feodor liebe, um meiner Ehre willen thun mußte?" fragte der Hofmeister ruhig entgegen.

Die Gräfin ließ diese Worte unbeachtet und fuhr in demselben harten, abstoßenden Tone fort: „Ich werde meinen Herrn Gemahl ersuchen, Ihnen das volle Honorar zu zahlen, damit man sich nicht benachtheiligt wähnen kann."

„Ich acceptire keinen Rubel mehr, als mein Kontrakt bedingt."

Ein flammender Blick der Gräfin belohnte die freimüthige Erklärung. „Und ich dulde von Dienern keine Unverschämtheit. Sie können heute Abend noch reisen. In einer halben Stunde steht der Wagen bereit. Ihre Hand zeigte befehlend nach der Thüre.

Der Hofmeister kümmerte sich um diese Drohung

nicht, sondern schritt langsam auf den Grafen zu und reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Graf, für die freundliche Aufnahme, welche Sie dem Flüchtling in Ihrem Hause gewährten. Möchte der gute Keim, welchen ich in das Herz Ihres Sohnes pflanzte, einen theilweisen Ersatz für Ihre Güte bilden und zugleich meine letzte, dringende Bitte an Sie rechtfertigen: den braven Jüngling vor fremden Einflüssen zu bewahren, welche drohend gegen ihn heranziehen."

Der Graf schwieg, Major Barowitsch biß auf seinen Schnurrbart, die Gräfin sprang wüthend vom Stuhle. Der Hofmeister verbeugte sich kalt und verließ den Saal.

Eine Stunde später rollte ein Gefährte vom Schloßhof. Ein Jüngling breitete flehend die Arme in die stille Nacht, nach dem Beschützer, der seinen Blicken für immer entschwand — — —

Der Ausdruck tiefen Schmerzes, welcher sich bei der Erinnerung an den geliebten Lehrer in den Zügen des Kranken ausprägte, wich sofort einem starren, trotzigen Hasse. Seine Wangen rötheten sich, aus den tief liegenden Augen brach des Zornes Feuer, die Hände gruben sich in das Bett, als er den Jüngling Morgen um Morgen auf den Befehl des eigenen Vaters der stolzen Dame demüthig die Hand küssen mußte und die übrige Zeit des Tages in seinem Zimmer verkümmern sah, wohin ihn das Kommando des Majors Borowitsch bannte und mit der Uebersetzung frivoler, französischer Romane quälte. Erst wenn die Dämmerung über die rauschenden Wipfel des Parkes zog, durfte der Sohn des Hauses wie ein Sträfling sich eine Stunde im Hofe ergehen. Die Frau Gräfin überwachte mit Argusaugen seine Schritte und verfehlte niemals, jeden Fehler, oder was sie dafür hielt, bald mit Scheltworten, bald mit beißendem Hohne vor allen Dienstleuten zu rügen. Wohl bäumte sich der Jüngling gegen diesen Zwang auf, wie ein muthiges Füllen, das zum ersten Mal den Zügel fühlt. Es kam zu heftigen, lärmenden Auftritten, bei denen nur die Vermittlung des schwachen Vaters Thätlichkeiten verhinderte. Als aber letzterer auf mehrere Tage nach der Hauptstadt reiste, um der Herrin, welcher das altertümliche Meublement des Schlosses nicht mehr genügte, eine moderne Einrichtung zu schaffen, erreichte die Schroffheit und das systematische Verfolgen der Peiniger den höchsten Grad. Die verbündeten Seelen schienen es darauf angelegt zu haben, einen Auftritt herbeizuführen, um ein- für allemal in dem lebhaften Jüngling den Muth des Widerstandes zu brechen und ihn unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen.

Nach einem Tage bitterer Pein stand Feodor in der Dämmerung im Schloßhofe, mit dem alten Bereiter Wassilij plaudernd, der ihm den ersten Unterricht in der edlen Reitkunst gegeben hatte. Da trat der Jokei, welchen seine Stiefmutter mitgebracht, ein schmächtiger, heimtückischer Däne, hart an ihn heran und schrie ihm grob und befehlend ins Gesicht: „Augenblicklich zur gnädigen Frau Gräfin, Du Strolch!" Seine Hand zeigte nach dem Schlosse.

Dem letzten Worte folgte ein plötzlicher, schallender Schlag auf die Wange des frechen Dieners. „Da, falsche, dänische Katze! Ich will Dich lehren, wie ein Laufbursche mit dem Sohn des Hauses zu sprechen hat."

Der Däne schlug ein lautes Wehgeheul auf, während der junge Graf dem Schlosse zuschritt. Schon unter dem Portale kam ihm die Frau Stiefmutter, den ritterlichen Major als Beschützer zur Seite entgegen, in höchster Aufregung, die Augen zornsprühend, die Wangen kreideweiß. „Wie kannst Du Dich erfrechen," kreischte sie, „meinen Diener zu schlagen, der nur meinen Auftrag vollzog? Wer meinen Befehlen hier Gewalt entgegensetzt, der wird gezüchtigt und sei es ein entarteter Grafensohn."

Ihre Hand holte zum Schlage aus. Ein heftiger Gegenstoß des Armes und der Jüngling parirte im aufbrausenden Feuer der Jugend den Schlag, daß die Gräfin, vor Schmerz stöhnend, zurückwich. Der Major sprang vor, seine Reitpeitsche sauste durch die Luft. Feodor wich entsetzt zurück. Im nächsten Momente aber stürzte er vorwärts, unterlief den Baron, schleuderte ihn auf den Boden, daß sein Schädel am Steinpflaster dröhnte, und flüchtete nach dem langen Corridor.

Die zornige Stimme der Gebieterin gellte durch das Schloß. Die Leute stürzten herbei, es entstand ein wilder Tumult. Sie gebot den nichtswürdigen Menschen zu fangen, zu binden und herzuschleppen vor alles Personal.

Feodor wartete den Vollzug dieses Befehles nicht ab. Ein kühner Sprung aus dem Fenster auf den weichen Rasenplatz, einige weite Sätze über die Grasfläche, und die dichten, schützenden Blätter des Parks schlossen sich für immer hinter dem Flüchtling — — —

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Wer die Lektüre spannender Romane, interessanter naturwissenschaftlicher Aufsätze, populär medizinischer Artikel zu schätzen weiß, wer an Skizzen von Reisen in fernen Ländern, an Biographien berühmter Persönlichkeiten, an humoristischen Schilderungen aus dem täglichen Leben rc. Gefallen findet, wer, anstatt seine kostbare, freie Zeit nutzlos zu vergeuden, es vorzieht, im Kreise der Familienangehörigen seine Kenntnisse zu vermehren, seinen Geist zu veredeln, dem können wir das **„Illustrirte Panorama"** als ein Familien-Journal im edelsten Sinne des Worts aus voller Ueberzeugung empfehlen.

Nahe an 100 000 Familien sind bereits im Besitze dieses in der That einzigen Familien-Journals, zahl-

Digitized by Google

reiche Stimmen der einheimischen und auswärtigen Presse haben nicht umhin gekonnt, den innern Gehalt und die glänzende illustrative Ausstattung des „Illustrirten Panorama“ rühmend hervorzuheben; die von Tag zu Tag wachsende Abonnentenzahl bewahrheitet jene Urtheile auf das Glänzendste. Zum Schlußhefte eines jeden Jahrganges oder Bandes des „Illustrirten Panorama“ erhält jeder Abonnent ein Prämienblatt, dessen Preis im Kunsthandel 5 Thlr. sein würde, gratis. Preis pro Heft 5 Sgr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, so wie jede Postanstalt an.

Mannigfaltigkeiten.

Vor den Assisen in Genf wird gegenwärtig ein höchst interessanter Kriminalfall verhandelt. Ein Mulatte, Namens Catilina Rau (alias Delafield, Hamilton, Bernard, John Steen), der bereits in Köln, Mainz, Frankfurt, Rotterdam ꝛc. sein Unwesen getrieben hatte, kam im Oktober 1862 mit einer jungen Dame, die er für seine Frau ausgab, nach Genf, schwindelte einem angesehenen Advokaten eine romantische Geschichte vor, wornach er in Brüssel ein junges Mädchen entführt hätte und nun den Wunsch hegte, sich mit den Eltern desselben auszusöhnen und ihre Einwilligung zum fait accompli zu erhalten. Der Advokat, Oberst C., ließ sich durch das einnehmende chevalereske Benehmen des Industrieritters bestechen, besonders da dieser einen auf Dezember fälligen Wechsel im Betrag von 50,000 Fr. vorwies mit der Unterschrift eines Bankiers in Brüssel. Oberst C. trat in Korrespondenz mit der Mutter des Mädchens und empfahl seinen Schützling in verschiedenen Häusern, wo der Schwindler große Ankäufe machte kraft des Kredits, den er unter Bürgschaft des angesehenen Advokaten genoß. Schließlich ließ sich letzterer zu einer Reise nach Brüssel bewegen; Tags darauf flog auch der lose Vogel mit seinem Täubchen davon, nahm aber das ganze Nest voll der prachtvollsten Toilette- und Schmuckgegenstände mit, ohne seinen Gläubigern Abschiedsvisiten zu machen. In Neapel arretirt, setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um seine Auslieferung zu hintertreiben. Zu dieser ist nämlich die Zustimmung der heimischen Regierung erforderlich; der Konsul von Haiti gab sie anfänglich und protestirte erst späterhin, nachdem Delafield schon ausgeliefert war. Diesen Umstand benützte der Betrüger zuerst gegen den Bundesrath in Bern, und jetzt vor dem Schwurgerichtshof, um das Ungesetzliche seiner Arretirung und eventuellen Verurtheilung darzuthun. Delafield hat eine außerordentliche Suade und kündigte bereits eine sechsstündige Vertheidigungsrede an. Er verleugnet den Gentleman weder in der Kleidung noch in den Manieren, die Handschellen passen aber nicht gut zu den Glacehandschuhen. Der Hauptpunkt der Anklage bezieht sich auf Fälschung und versuchten Diebstahl mit Einbruch. Er hatte nämlich einen Wandschrank mit kostbaren Gegenständen vor der Flucht erbrochen aber nicht geplündert; der Wechsel und die Korrespondenz mit der Mutter der Konkubine sind natürlich gefälscht. Der Konsul von Haiti hatte seiner Zeit im Falle der Verurtheilung mit Repressalien gegen schweizerische Unterthanen gedroht.

Die deutschen Blätter erzählen: „Die österreichische Besatzung des Forts Laveno, am südöstlichen Ufer des See's Lago Maggiore, flüchtete sich im Jahre 1859 mit der kleinen österreichischen Flotille an das gegenüberliegende schweizerische Ufer und wurde drüben sammt ihren Schiffen von dem starken eidgenössischen Militär-Gränzkordon in Empfang genommen und entwaffnet, „interint“, wie sich die Schweizer damals ausdrückten. Die Internirten wurden sofort nach Zürich gesandt, die Offiziere auf Ehrenwort freigegeben; die Gemeinen aber, da der Bundesrath den österreichischen Finanzverhältnissen und seiner spätern Vergütung seiner Auslagen aus dem österreichischen Staatsschatze nicht recht trauen mochte, um ihren Unterhalt und wohl noch etwas mehr zu verdienen, in Zürich an den Staats-Seebauten beschäftigt. Eines Morgens stolzirt ein jugendlicher, auf Ehrenwort freigegebener österreichischer Lieutenant an seinen früheren Untergebenen vorüber, während sie an ihrer Arbeit stehen. Es entspinnt sich ein kurzer Wortwechsel zwischen ihm und einem der Gemeinen, der damit endet, daß ihn der Lieutenant ins Gesicht schlägt. „Herr Lieutenant!“ ruft ihn ein Mann an in einfachem Ueberrock, „kommen Sie einmal hieher!“ Der Lieutenant gehorcht zwar, kann aber die Frage nicht unterdrücken, wer ihm denn hier befehle? „Ich bin der Major K.“, entgegnet der Schweizer gleichmüthig, „beaufsichtige Ihre Leute da ein Bischen und möchte Sie fragen, mit welchem Rechte Sie hier Ohrfeigen ertheilen?“ — „Der Kerl grüßte mich nicht!“ war die hitzige Antwort. — „Herr Lieutenant, Sie wissen, daß die Leute zu Ihnen jetzt in gar keinem Verhältnisse stehen und daher wahrscheinlich ihre Gründe haben, Sie nicht zu grüßen. Sie gehen 24 Stunden in Arrest!“ — „Was? Herr Major . . . . , ich bin von Adel!“ preßte der Lieutenant voll Wuth heraus. — „Nun, weil Sie von Adel sind“, fügte der Schweizer ruhig hinzu, „zweimal 24 Stunden!“ Diese Anekdote, die durchaus wahr ist, könnte durch eine große Anzahl anderer vervollständigt werden, um die Ansicht, die der Schweizer vom Adel hat, zu kennzeichnen.“

Redakteur: Gustav Pfeffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 92 Samstag, 16. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Barbara legte ihr Veto gegen die Ponyspazierfahrt ein, und verlangte, daß John wenigstens hinten aufsitzen sollte, um den jungen Rosselenker zu überwachen, ein Ansinnen, in welches Lord Vane nicht eingehen mochte.

Nachdem die übrige Gesellschaft sich aus dem Korridor zurückgezogen, faßte Madame Vine den Jüngling am Arme, und zog ihn sanft zu sich in eine Fensternische.

„Indem Sie, mein junger Freund, in solcher Weise von Lucy Carlyle sprechen, scheinen Sie den unauslöschbaren Schandfleck außer Acht zu lassen, den ihre Mutter auf sie geladen."

„Ihre Mutter ist nicht Lucy."

„Aber bei Lord und Lady Mount-Severn dürfte doch Lucys Mutter das Haupthinderniß sein."

„Bei Seiner Lordschaft gewiß nicht, und mit meiner Mutter muß ich mich, wie Sie bereits gehört haben, auf einen kleinen Kampf gefaßt machen. Sie verstehen doch, Madame, ich meine einen geistigen Kampf, der damit endigt, daß der Feind zur Raison gebracht wird."

Madame Vine war sehr bewegt, und der junge Herr merkte, wie ihre Hände vor Aufregung zitterten.

„Ich habe Lucy sehr lieb gewonnen, und kommt es mir oft vor, als hätte ich während diesen einigen Monaten, die ich in diesem Hause verlebt, ihr als Mutter zur Seite gestanden."

„William Vane," fügte sie im ernsten feierlichen Tone hinzu, indem sie ihn festhielt. „Ich werde bald dort sein, wo jede irdische Auszeichnung, aller Glanz verschwindet, wo Sünde und Leid aufhören. Sollte Lucy wirklich in späteren Jahren Ihr Weib werden, so lassen Sie sie das Vergehen ihrer Mutter ja nicht fühlen, und machen Sie ihr nicht den geringsten Vorwurf über das Betragen der unglücklichen Lady Isabella."

Lord Vane warf sein Haupt ganz stolz zurück, und seine ehrlichen Augen blitzten vor stolzem Unwillen.

„Für was halten Sie mich denn?"

„Es wäre dieß ein großes Unrecht gegen Lucy, das sie gewiß nicht verdiente. Die Sünde jener unglücklichen Lady war ihre eigene Schuld, lassen Sie diese mit ihr ausgestorben sein. Sprechen Sie mit ihr nie von ihrer Mutter."

Der edle Jüngling führte seine Hand nach seinen mit Thränen gefüllten Augen. „Ich werde, ja ich werde sehr oft mit ihr von ihrer Mutter sprechen, das heißt, wohlgemerkt, wenn sie einmal mein Weib sein wird. Ich werde ihr sagen, wie sehr ich Lady Isabella geliebt habe, und daß ich, außer Lucy, keinen Menschen auf der ganzen Erde so lieb hatte, als sie. Ich sollte der Lucy wegen ihrer Mutter einen Vorwurf machen!" fügte er in der Hitze seiner Rede hinzu. „Es ist ja nur wegen ihrer Mutter, daß ich sie so liebe. Sie begreifen das nicht, Madame."

„Achten und lieben Sie sie stets, wenn sie einmal die Ihrige wird," sagte Isabella, seine Hand festhaltend. „Ich verlange dieß von Ihnen, als eine, die dem Tode entgegengeht."

„Ich werde es thun, ich verspreche es, aber Madame," sagte er, indem er den leidenschaftlich erregten Ton ein wenig mäßigte. „Ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen? Fühlen Sie sich etwa schlechter?"

Madame Vine erwiderte nichts hierauf, und entfernte sich leise.

Als sie an demselben Abende im grauen Zimmer, trotz der heißen Sommerwitterung in einen dichten Shawl gehüllt, fröstelnd und zitternd saß, klopfte Jemand an die Thüre.

„Herein," rief sie im gleichgiltigen Tone.

Und Mr. Carlyle trat herein. Rasch sprang sie von ihrem Sitze auf, ihre Pulse schlugen, ihr Herz pochte gewaltig, und in ihrer entsetzlichen Verwirrung griff sie schnell nach einem Stuhl, um ihm einen Platz anzubieten. Mr. Carlyle, ihr zuvorkommend, nahm selbst einen Stuhl, und rückte ihn ganz nahe an den ihrigen.

„Mrs. Carlyle sagte mir, daß Sie die Absicht haben, uns zu verlassen, weil Sie sich in Ihrer Gesundheit so angegriffen fühlten, daß es Ihnen unmöglich ist, länger bei uns verweilen zu können."

„Ja, Sir," antwortete sie mit schwacher Stimme.

„Was fehlt Ihnen denn?"

„Ich glaube, es ist zum großen Theile Schwäche," stammelte sie mit Mühe hervor.

Digitized by Google

Ihr Gesicht war mittlerweile so aschfarbig, wie die Mauer geworden, und hatte fast eine solche Farbe angenommen, wie die William's am Vorabende seines Todes. Auch ihre Stimme klang auf einmal so hohl, daß Mr. Carlyle, darüber entsetzt, sehr besorgt zu sein schien.

„Sie werden doch durch Ihre unausgesetzte unmittelbare Berührung mit William nicht von seinem Uebel angesteckt worden sein," rief Mr. Carlyle. „Ich habe so was schon gehört."

„Ich sollte von ihm angesteckt worden sein!" erwiderte sie in ziemlicher Aufregung. „Es ist doch wahrscheinlicher, daß er . . ."

Sie hielt zur rechten Zeit inne und unterließ es klüglicher Weise, den Satz mit den fehlenden Worten „es von mir geerbt" zu enden. In ihrer ängstlichen Verwirrung gelang es ihr soweit, Folgendes herauszustammeln: „Man möge sich über ihre Krankheit gar nicht wundern, nachdem dieß sozusagen ein Familienübel sei."

„In jedem Falle aber sind Sie in Ost-Lynne und zwar durch Ihre angestrengte Sorgfalt für meine Kinder krank geworden," erwiderte Mr. Carlyle im entschlossenen Tone. „Sie müssen mir daher gestatten, Sie nachdrücklichst zu bitten, daß Sie die aufrichtigen Bestrebungen Ost-Lynne's, Ihnen zur Wiedererlangung Ihrer Gesundheit behülflich zu sein, nicht zurückweisen. Warum verschmähen Sie den Beistand eines Doktors?"

„Der Doktor kann mir nicht helfen."

„Gewiß nicht — in so lange Sie ihn nicht konsultirt haben."

„In der That, Sir! Doktoren können mich weder kuriren, noch, wie ich fest überzeugt bin, meine kurze Lebensfrist verlängern."

„Glauben Sie, daß Ihr Leben in Gefahr sei?" fragte Mr. Carlyle nach einer kleinen Pause.

„Nicht in augenblicklicher Gefahr, Sir! Nur in so weit, als ich überzeugt bin, daß ich an meinem Lebensende stehe."

„Und bei all' dem wollen Sie keine ärztliche Hülfe annehmen? Madame Vine! erlauben Sie mir, Ihnen ausdrücklich zu erklären, daß ich so Etwas in meinem Hause nicht angehen lassen kann. Gefährliche Krankheit und keinen ärztlichen Beistand."

Sie konnte ihm wohl nicht sagen: „Meine Krankheit steckt im Gemüth, es ist ein brechendes Herz, und kein Arzt ist im Stande, mein Uebel zu heilen," das ging nicht.

Sie saß während der Dauer ihres Gespräches mit Mr. Carlyle mit der Hand auf dem Gesichte, um die freie Stelle von den Augengläsern bis zu ihrem vermummten Kinn auch noch bedeckt zu halten.

Hätte Mr. Carlyle Argusaugen besessen, so würde er selbst bei dem hellsten Tageslicht aus ihren Gesichtszügen nichts entdeckt haben. Aber sie fühlte sich trotzdem nicht sicher genug. So oft sie in seiner Gegenwart gewesen war, überschlich sie ein unnennbares Angstgefühl und sie wünschte daher auch, daß ihre jetzige Unterredung bald ein Ende nehmen möge.

„Ich werde Mr. Wainwright rufen lassen, wenn Sie es durchaus wollen, Sir."

„Madame Vine, ich bin nur deßhalb hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie ihn konsultiren müssen, und sollte es nöthig sein, auch den Doktor Martin."

„O Sir!" antwortete sie mit einem sonderbaren Lächeln. „Mr. Wainwright wird fast genügen, und es dürfte kaum ein Anderer nöthig sein. Ich werde ihm morgen einige Zeilen schreiben."

„Ersparen Sie sich die Mühe. Ich gehe nach West-Lynne und werde ihn selber hieher schicken. Ich erlaube mir, Ihnen nochmals dringend zu empfehlen, es nicht an der nöthigen Sorgfalt fehlen zu lassen, und auch meine Dienerschaft nicht zu schonen, um recht bald wieder in den Besitz Ihrer früheren Gesundheit zu gelangen. Mrs. Carlyle, sagt mir ja ohnedieß, daß die Frage wegen Ihres Austrittes bis zu ihrer Rückkunft in der Schwebe bleibt."

„Entschuldigen Sie, Sir. Mein Uebereinkommen mit Mrs. Carlyle lautet dahin, daß ich bis zu ihrer Rückkunft hier bleibe, dann jedoch nach Belieben augenblicklich abreisen kann."

„Richtig. Ganz dasselbe hat mir auch Mrs. Carlyle gesagt. Ich getraue mich aber dennoch der Hoffnung Raum zu geben, daß Sie mit der Zeit, wenn Sie sich so weit besser fühlen werden, um nur über Ihr Vorhaben mit mehr Muse nachdenken zu können, dennoch sich entschließen dürften, bei uns zu verbleiben. Im Interesse meiner Tochter hoffe ich, daß es so kommen wird."

Mr. Carlyle, der sich, während er die letzten Worte gesprochen, von seinem Sitze erhoben hatte, reichte ihr jetzt die Hand. Was konnte sie anders thun, als auch aufstehen, um ihm die Hand zum Gegengruße zu reichen? Er behielt sie festdrückend in der Seinigen und sagte:

„Wie soll ich's Ihnen vergelten und wie Ihnen für die Liebe danken, mit welcher Sie sich meinem seligen Kinde hingegeben?"

Ein halblauter Schrei der Verzweiflung; ein glühendes Erröthen ihrer Wangen und sie griff hastig mit der losgewundenen Hand nach ihrer schwarzseidenen Schürze und bedeckte ihr Gesicht damit.

„Kränken Sie sich doch nicht seinethalben. Er ist in Frieden, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Sympathie."

Noch ein fester Händedruck und Mr. Carlyle war aus dem Zimmer verschwunden.

Sie ließ ihre Hände nachlässig auf dem Tische ruhen und dachte wie wohlthätig der Tod wäre, wenn er heute oder morgen bei ihr anklopfen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frühlings-Wehmuth.

Wenn im März der erste Rasen
Durch die Schneegefilde schaut;
Wenn der Bäche Rauschen
Wieder tönet laut;
Wenn ein warmer Hauch
Durch die Zweige zieht
Und die erste Lerche
Durch die Lüfte flieht:
Ist's der Winterszeit
Nachempfund'nes Leid?
Ist's, weil immer steigt auf's Neu der Frühling nieder,
Und der Mensch alt wird und kommt kein Lenz ihm wieder?
Dieser Vogel, durch die Lüfte fliehend,
Dieser Hauch, durch alle Zweige ziehend,
Dieser Bäche Rauschen
Geht wehmüthig durch die Seele mir.

E.

Kunst und Literatur.

Die physische Lebenskunst oder praktische Anwendung der Naturwissenschaften auf Förderung des persönlichen Daseins. Ein Familienbuch von Dr. med. H. Klencke. Leipzig, Verlag von Eduard Kummer.

Die Naturwissenschaft, welche die Schöpferin einer neuen Industrie und Technik wurde, die Werkstätten der Arbeit mit neuen Materialien, Kräften und praktischen Hülfsmitteln bereicherte, mit Erweiterung der Einsicht und des Lebensverkehrs auch die Schranken durchbrach, welche den Menschen noch in engere Verhältnisse und Vorurtheile bannten und dadurch Wohlstand, Unternehmungsgeist, Aufklärung, Freiheit und Volkskraft förderte, diese Naturwissenschaft, die eine segensreiche Freundin des bürgerlichen Lebens geworden ist, und ihre Mission darin fand, in populärer Sprache einem Jeden verständlich und lehrreich zu werden, hat aber noch eine Aufgabe zu erfüllen, die ihr eine der wichtigsten erscheint, und dennoch bisher am wenigsten von Denjenigen erkannt und berücksichtigt wurde, welche sich des praktischen Segens der naturwissenschaftlichen Einsicht in deren technische und merkantilische, überhaupt lebenserweiternde Wirksamkeit rühmen und erfreuen. Es ist die Anwendung der Naturwissenschaft auf das Wohl des **physischen Lebens der Menschen selbst, das Wohl des Individuums und der Familie**, auf die von unabänderlichen Naturgesetzen abhängige **Existenz des Einzelnen, die Thatkraft und den Genuß eines gesunden Daseingefühls.**

Was nützt es dem Menschen, wenn er durch die naturwissenschaftliche Technik und Industrie, durch Erweiterung der Gränzen der Betriebsamkeit und des aufgeschlossenen Reichthums der Naturgaben, wenn er durch Verkehr mit der ganzen Erde und durch Dienstbarmachung der früher gefürchteten Elementarkräfte sich materiellen Wohlstand erwirbt, aber dabei versäumt, die ihm anvertraute Wissenschaft auf sich selbst und seine Familienglieder anzuwenden, wenn er sich selbst in Arbeit und Leben erschöpft, für sieche oder hinfällige Menschen die Mittel des Wohlstandes und Genusses erstrebt, die dann nur todtes Kapital oder beschleunigende Ursachen der Erschöpfung werden!

Der Mensch, der sich der Einsicht und Freundschaft der Naturkenntniß rühmt oder erfreut, soll dieselbe vor allen Dingen auch auf sich selbst anwenden, auf die physische Natur seines körperlichen und seelischen Daseins, auf die Lebensbedingungen einer gesunden Familie.

Darauf soll dieses Buch hinwirken, dazu ermuntern, dafür ein Familienrathgeber sein, der einem Jeden, welcher sich der Vorurtheile schämt, Achtung vor naturwissenschaftlicher Gesetzgebung des Lebens hat, und in gesunder Weise das Dasein möglichst lange genießen will, die richtige Anweisung gibt, wie er der eigenen Natur gerecht werden und die Einsicht in die Gesetze und Bedingungen des Lebens auf sich anwenden, wie er die physische Lebenskunst an sich und den Seinigen praktisch machen kann.

Der Gegenstand dieses Werkes konnte in keine besseren Hände gelangen, als die des Herrn Verfassers, dessen frühere Schriften, wie die Kritik durchgängig anerkannt hat, ein redendes Beispiel seiner trefflichen Beobachtungsgabe, seiner genauen Kenntniß der Natur und des Menschen und seiner geistvollen Darstellungsweise sind. Auch in diesem neuen Werke wird der Herr Verfasser diese Eigenschaften bewähren.

So möge dieses Buch ein wirkliches **Familienbuch** werden, ein **Hausfreund** in den innern Kreisen des häuslichen Lebens, ein Geschenk für Väter, Mütter und Kinder. Um dieses Buch in der Anschaffung zu erleichtern und es überall da zu verbreiten, wo es heimisch werden möchte und sollte, hat die Verlagshandlung das Erscheinen in Lieferungen beschlossen, von denen 4 je zu 6 Druckbogen in Zwischenräumen von 1 bis 2 Monaten erscheinen werden. Der Subskriptionspreis einer jeden Lieferung ist **nur 9 Ngr.**, so daß das vollständige aus **24 Bogen** bestehende Werk **1 Thlr. 6 Ngr.** kosten wird.

Die **1. Lieferung** ist in **allen Buchhandlungen** vorräthig.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Das Riesendampfschiff „Great Eastern" ist von den Herren Glaß, Elliot und Komp. in London, welche die Anfertigung und Legung des Telegraphenkabels für den atlantischen Ozean übernommen haben, zu dem Zwecke gechartert worden, dasselbe zwischen Europa und Amerika niederzulegen. Der „Great Eastern" wird denselben am 1. Mai überliefert werden und sie haben von diesem Tage an alle Kosten des Dampfers zu bezahlen, inkl. Gagen, Proviant, Assekuranz ꝛc.; wenn das Kabel gelegt ist, sollen die Eigenthümer des „Great Eastern" 50,000 Lire, in voll eingezahlten Aktien der Atlante-Telegraph Company erhalten. Obgleich die Herren Glaß, Elliot und Komp. den „Great Eastern" am 1. Mai übernehmen, ist es doch nicht ihre Absicht, den Telegraphendraht vor dem nächsten Frühjahr durch das atlantische Meer zu legen, und falls irgend etwas sie dann an Erfüllung ihres Unternehmens hindern sollte, werden die Eigenthümer des Dampfschiffes eine weitere Vergütung erhalten, ohne daß die oben erwähnte Uebereinkunft dadurch berührt wird.

In Ickelheim bei Windsheim fand man beim Niederreißen eines alten, an der Kirchhofmauer befindlichen, vor der Reformation von dem jeweiligen Meßner besuchten Hauses, das ein Taglöhner kürzlich um 75 fl. an sich gebracht hatte, in einem eisernen Topf 3 unversehrte Goldmünzen, 47 an Größe unserer 3½ fl.-Stücken ähnliche Silberstücke und über 200 kleinere Silbermünzen von der Größe eines 12—24 kr.-Stückes. Sämmtliche Münzen sind älter als 1550, zeigen meist das Bild Karls V. und sind da, wo der Rost des Topfes sie nicht erreichte, wie aus der Münze gekommen, so daß das genannte Jahr die Zeit des Eingrabens gewesen sein mag.

[Aus dem Reiche der Zünfte.] In Osnabrück hat der Bäckermeister Dreinhöfer auf gescheidte Weise den unverständigen Gewerbsbeschränkungen ein Schnippchen geschlagen. Der Bäcker und Fleischer darf bekanntlich seinen ständigen Kunden, nicht aber anderen Personen Brod oder Fleisch ins Haus tragen oder anbieten. Dreinhöfer, welcher eine Dampfbäckerei betreibt, übertrat einige Male jene Schranke und wurde dafür in Geldstrafe genommen. Nun hat er seinen langsam durch die Straßen fahrenden saubern Brodwagen mit vernehmlich schallender Glocke versehen, welche den Bewohnern dessen Anwesenheit verkündet und auf bequeme wie zeitersparende Weise völlig den Zweck des „Hausirens" erreicht.

In der Untersuchung wegen Falschmünzerei hat der verhaftete Studiosus der Philologie aus Düsseldorf auf Anweisung der Gerichtsbehörde, welche feststellen wollte, daß er wirklich aus freier Hand und nicht etwa mit Hilfe von Geräthschaften (Presse, Lithographiestein) die falschen Kassenanweisungen angefertigt hat, einen Fünfthalerschein angefertigt. Die falsche Kassenanweisung, von welcher übrigens nur die Haupttheile (die Wappentheile vollendet sind, übertrifft die früher angefertigten an Kunstfertigkeit der Arbeit. Die Wasserzeichen sind durch sorgfältige Radirung künstlich hergestellt.

In Paris hat ein Optiker, J. Dubosq, eine Vorrichtung erfunden, auf der Bühne den natürlichen Regenbogen in einem Durchschnitte von 18 Fuß darzustellen, und zwar aufs Täuschendste, im vollsten Glanze seines prismatischen Farbenspiels. Selbst bei voller Beleuchtung behält der so dargestellte Regenbogen die ganze Intensität seiner Farbenpracht.

Aus Genf wird berichtet, daß der Gerichtshof den Angeklagten Delafield, nachdem ihn die Geschwornen der Fälschung für unschuldig erklärt, zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt hat.

Räthsel.

Vorwärts komm' ich nur durch Rückwärts:
Rückwärts will ich's immer treiben.
Sei die Losung Andrer: Vorwärts!
Rückwärts soll die meine bleiben!

Auflösung des Räthsels in Nro. 89:

Ohr.

Geschichtskalender. 16. April 1809. Tapferes Gefecht einer bayerischen Heeresabtheilung gegen die Oesterreicher bei Landshut unter Deroi, Butler und Seidewitz ꝛc.

16. April 1814. Kapitulation des Vizekönigs von Italien mit dem österreichischen Feldmarschall Graf von Bellegarde über Rückmarsch der französischen Truppen aus Italien.

17. April 1504. Nach Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut Tode besetzen im Namen seiner Tochter Elisabeth und ihres Gemahls, des Pfalzgrafen Ruprecht, Georg von Rosenberg und Georg von Wiesbeck Landshut. Am nämlichen Tage besetzt Ulrich von Thüngen auch Burghausen mit dem dort befindlichen Schatze des Herzogs.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 93 Montag, 18. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Es wird nicht gehen, Asy!

Mr. Jiffin war in seiner ganzen Glorie. Auch sein Haus hatte einen gewissen graziösen Anstrich. Beide, Herr und Haus, harrten mit Ungeduld Miß Asy Hallijohn entgegen, die in ganz kürzester Zeit von ihnen Besitz nehmen, und sich in Mrs. Jiffin verwandeln sollte.

Mr. Jiffin hatte Asy schon einige Tage nicht gesehen und war auch nicht im Stande gewesen, seit der Schlußverhandlung in Lynneburg auf irgend eine Weise mit ihr zusammen zu treffen. Jeden Abend tänzelte er von schwärmerischen Gedanken angeregt nach der Wohnung seiner Geliebten, ohne vorgelassen zu werden.

„Nicht zu Hause, nicht zu Hause," war immer und ewig die Antwort, die seiner an ihrer Thüre harrte; obgleich er sie zuweilen am Fenster stehen sah.

Mr. Jiffin bekämpfte bei solchen Anlässen mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe das momentane Gefühl der getäuschten Erwartung und schwelgte in Bewunderung ihrer Reize; denn sein wahrhaft liebendes Herz ließ ihn in dieser überaus sittsamen Zurückgezogenheit nichts Anderes, als das keusche Gefühl des herannahenden Hochzeitstages erkennen.

„Und die Leute konnten es dennoch wagen, sie zu verläumden!" rief er dann oft im Tone der Entrüstung aus.

Eines Nachmittags jedoch, als gerade Mr. Jiffin, sein Ladenbursche, sein Laden und alle seine Waaren in besonders vortheilhaftem Lichte standen, und letztere auch wirklich sehr appetitlich aussahen, warf der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten seine geschäftigen Blicke auf die gegenüberliegende Straße und erblickte seine Angebetete heransegeln.

Sie sah an diesem Tage einem wandelnden Modejournal ähnlich. Sie trug ein malvenfarbenes seidenes Kleid mit achtzehn Volants besetzt, das noch zudem mit achtzehnhundert Stahlknöpfen, die mit ihrem glitzernden Schimmer das Auge zu blenden drohten, besäet war und eine reich mit Gold bordirte Zuavenjacke. Ein schwarzer Strohhut, dessen Krämpe fast ganz unsichtbar war, saß ihr ganz neckisch auf dem Kopfe.

Der Hut war mit einer — was die Kopfputzmacherinnen gewöhnlich „plum de coq" zu nennen pflegen; was aber nach Umfang und Größe eher einem wirklichen „Hahn" gleich sah, aufgeputzt, während eine große Straußenfeder rund herum befestigt war, um auch dem rückwärtigen Theile ihres Kopfes einen graziösen Anstrich zu geben.

Fügen wir nun noch hinzu, daß ein flimmerndes Haarnetz auf ihren Nacken herabfiel und wir haben ein beiläufiges Bild von dem grandiosen Anzug unserer Schönen. Hätte ich einen photographischen Apparat zur Hand, so würde ich meinen Lesern mit Vergnügen mit ihrem leibhaftigen Porträt aufgewartet haben, und wäre die ehrliche Justine gewiß in Ohnmacht gefallen, wenn sie ihr in diesem höchst auffallenden Anzuge begegnet sein würde.

Mr. Jiffin, seine Schürze bei Seite schiebend, trat ihr plötzlich in den Weg.

„Ah, Sie sind das?" sagte Asy, nachdem sie nicht vermeiden konnte, ihn erkennen zu müssen, in frostigem Tone, während sie aber seine dargereichte Hand mit Stolz zurückwies. „Wirklich, Mr. Jiffin, ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie nicht mehr so öffentlich und in der beleidigenden Weise, so wie jetzt, zu mir herauskämen."

Den armen Mr. Jiffin überlief eine Gänsehaut.

„Beleidigend! Nicht mehr herauskommen!" rief er ganz verstört.

„Ich glaube nicht, so unglücklich gewesen zu sein, Sie mit irgend Etwas beleidigt zu haben, Miß Asy!"

„Nun sehen Sie," sagte Asy, indem sie ihre ganze Unverschämtheit zu Hülfe nahm, um ihm das zu sagen, wozu sie sich eben entschlossen hatte. „Ich habe die Sache genau überlegt, Jiffin, und bin zur Ueberzeugung gelangt, daß diese Verbindung weder zu meinem, noch überhaupt zu unserm Glücke führen würde. Ich wollte Ihnen dieß schriftlich mittheilen, und nun, da Sie selbst herausgekommen, haben Sie mir wohl die Mühe gänzlich erspart."

Eiskalte Schweißtropfen rieselten von Jiffin's Stirne auf das vor Schreck und Angst bleiche Gesicht.

Digitized by Google

„Sie meinen doch nicht damit, daß Sie mich auf... aufgeben wollen, Miß Afy?“ ſtotterte er in ſeiner Angſt hervor.

„Ja, ja, das werde ich,“ antwortete Afy, es iſt beſſer, ganz aufrichtig zu ſein, um keinen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt zu ſein. Jiffin, wir reichen uns jetzt zum letzten Male die Hand, und es thut mir ſehr leid, daß wir uns Beide ſo mißverſtanden haben.“

Der arme Jiffin blickte ſie wehmüthig an, daß es ein Herz von Stein hätte rühren müſſen.

„Miß Afy, Sie werden, Sie können das nicht thun. Sie werden doch nicht einen armen Menſchen, deſſen ganze Glückſeligkeit Sie ſind, zu Grunde richten wollen! Es gibt nichts auf Erden, was ich nicht gerne thun will, um mich Ihnen angenehm zu machen. Ach, ſie waren der Lichtſtrahl meines Daſeins.“

„Gewiß,“ erwiderte Afy, die den Ausdruck „Lichtſtrahl meines Daſeins,“ ganz natürlich und nicht im Geringſten übertrieben gefunden hatte, mit ſtolzer Gleichgültigkeit. Aber es iſt vorbei, es iſt alles vorüber. Sie müſſen das ſelbſt einſehen, Jiffin, daß dieſe Stellung mir unmöglich zuſagen kann. Ein Speck- und Käſehändler iſt ſo etwas Eigenthümliches, daß ich mich nie damit befreunden könnte. Und dann erſt die entſetzlichen Schürzen.“

„Ich werde die Schürzen aufgeben, ganz beſeitigen,“ ſprach er in fieberhafter Aufregung. „Ich werde noch einen zweiten Ladendiener aufnehmen, ein elegantes Cabriolet kaufen und nichts Anderes thun, als Sie den ganzen Tag ſpazieren fahren. Ich will überhaupt Alles thun, wenn Sie mich nur nicht verſtoßen wollen, Miß Afy. Ich habe ſchon den Trauring gekauft.“

„Ihre Abſichten ſind gewiß ſehr freundlich, aber es iſt eine Unmöglichkeit. Mein Entſchluß iſt gefaßt und ich bleibe feſt dabei. Alſo leben Sie wohl, Jiffin, und ich wünſchte, daß Sie bei Ihren künftigen Bewerbungen etwas glücklicher ſein mögen.“

Da die Straßen gerade aufgeſpritzt worden waren, hob Afy ihr bauſchiges und umfangreiches Kleid recht zierlich in die Höhe und trippelte davon. Und der arme Mr. Joe Jiffin, ſein von Schweiß triefendes Geſicht abtrocknend, verfolgte ſie lange mit ſeinen wehmüthigen Blicken, und wünſchte an die erſte beſte Tonne eingepöckelten Schweinfleiſches genagelt zu werden, damit ſein Jammer und Herzeleid auf einmal ein Ende nehme.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortſetzung.)

Der Kranke ſchloß die Augen. Die rauhen Stürme und Kämpfe langer, langer Jahre zogen wie ein trübes, nebelhaftes Traumgebilde an ſeinem Geiſt vorüber. Sein Auge ſchweifte endlich über weite Steppen, nur unterbrochen von kunſtloſen Erdwällen und vereinſamten Blockhäuſern, es flog hinauf zu den himmelanſtrebenden, kaukaſiſchen Felsgebirgen, deren Schneekronen wie lichte Diademe aus dem Wolkenblau leuchteten, es ſah ſchaudernd hinab in die ſchauerliche Tiefe jäh abſtürzender, grundloſer Schluchten. Waffengeklirr tönte an ſein Ohr, Hufſchlag hallte auf dem harten Geſtein, lange Feuerrohre tanzten und Yatagane blitzten und mit Sturmesbrauſen brachen die wilden tſcherkeſſiſchen Reiter aus ihrem Felſenhort hervor, um im plötzlichen Ueberfall die Eroberer zu vernichten. Die Vorpoſten wurden niedergemäht, bevor ſie Allarm ſchlagen konnten, die ſorglos lagernden Truppen mit Windeseile überflügelt, umzingelt und mit Mark und Bein durchdringendem „Allah il Allah!“ von allen Seiten angefallen. Ein paniſcher Schrecken ergriff die Ueberrumpelten, die beherzteſten Krieger warfen die Waffen weg, Alles ſtürzte in wilder Flucht dem einzigen Ausgange, der Schlucht, zu, durch die man hereingezogen war. Nur ein Führer, eine hohe kräftige Männergeſtalt, ſtemmte ſich dem wirren Knäuel entgegen und ſuchte mit lautem Zurufe ſeine Leute zu ſammeln. Die volltönende Stimme drang durch, ſie wirkte mit Zaubergewalt. Die litthauiſchen Schützen machten Kehrt und brachen ſich Bahn zu ihrem Hauptmann, der einen vordringenden Tſcherkeſſen vom Roſſe hieb und ſich auf das erbeutete Thier ſchwang. Sein raſches Auge bemerkte, wie ein Trupp kühner Reiter ſich mitten durch die Flüchtigen zu hauen ſuchte, offenbar in der Abſicht, die Thalſchlucht zu gewinnen, zu verlegen und die ganze Abtheilung wie in einem Keſſel feſtzuhalten und aufzureiben. Er warf ſich dem Trupp ungeſtüm entgegen und ſein tapferes Schwert verlegte den Reitern den Weg, während die Schützen, ſeinem Kommando folgend, kleine Quarre's formirten. Sobald einmal die lebenden Mauern ſtanden, wichen und wankten ſie nicht, ſprühten Tod und Verderben in die anſprengenden Tſcherkeſſen und Sturm um Sturm prallte an der ehernen Stirne ab. Mancher brave Litthauer ſank röchelnd zu Boden, von den Lanzen der kühnen Kaukaſier erreicht. Seine Kameraden ſchloſſen die Lücke und behaupteten das Feld, bis die Flüchtigen die Thalſchlucht paſſirt und ſich jenſeits des Felſens in der Ebene geſammelt und poſtirt hatten. Dann erſt zogen ſie, unaufhörlich kämpfend und die ergrimmten, getäuſchten Söhne der Berge in reſpektvoller Entfernung haltend, ſich langſam zurück und ſtießen zur Hauptmacht. Ein begeiſtertes Hurrah der Geretteten begrüßte ſie ſammt ihrem Führer, dem die Palme des Tages gebührte.

Hoch ſtand die Herbſtſonne am Himmel, und ihre Strahlen brachen ſich blendend an tauſend und tauſend blitzenden Bayonnetten, die einen weiten Halbbogen bildeten. An der offenen Fronte hielt ein General mit glänzender Suite vor einer kleinen Abtheilung Schützen

und ihrem Hauptmann. Von St. Petersburg war ein Kurier eingetroffen. Die Armee rückte in großer Parade aus, um den Tagsbefehl des Kaisers zu vernehmen. Jeder litthauische Schütze, der sich bei dem Ueberfall der Tscherkessen ausgezeichnet, wurde mit einem Feldzeichen und sechsmonatlichem Solde belohnt, ihr Hauptmann aber mit dem höchsten Militärorden des Reiches dekoriet und zum Obersten des Regiments ernannt. Als der General dem tapfern, bildschönen Krieger das Demantkreuz im Namen des Kaisers an die Brust heftete und ihn an sein Herz zog, fiel die Feldmusik ein, die donnernden Hurrah's der Soldaten hallten durch Berg und Thal und Ehrensalven krachten darein, die an den Felsenwänden sich brachen und fortbrausend in hundertfachem Echo in den Schluchten sich riefen und antworteten.

Mit klingendem Spiel rückten die Truppen nach vollendeter Feier in das Lager. Der neuernannte Oberst eilte nach seinem Zelte, um heute zum ersten Mal nach langen, langen Jahren in die Heimath zu schreiben. Ein Reiter erwartete ihn vor dem Zelte.

„Habe ich die Ehre, Herrn Grafen Kostnsky zu sprechen?"

Der Oberst bejahte.

„Ich bin von einem Beamten des Militär-Departements beauftragt, Ihnen dieß Schreiben persönlich zu überreichen." Der Kurier sagte, militärisch grüßend, davon, ohne den Dank des Obersten abzuwarten.

Dieser riß das Couvert hastig auseinander. Baron Godunow, ein Gutsnachbar und langjähriger Freund seines Vaters, war unterzeichnet. Er las folgende Zeilen:

„. . . Ihre werthe Adresse ist mir unbekannt. Deßhalb muß dieser Brief den umständlichen Weg durch das Kriegsministerium nehmen. Wo Sie nun auch weilen mögen, so kehren Sie Angesichts dieses auf Ihr Gut zurück. Ihr Herr Vater ist allem Anscheine nach eines gewaltsamen Todes gestorben, seine Frau und deren Bruder" — ein Fragezeichen folgte diesen Worten — „sind geflohen. Das Gut ist überschuldet, Geld und alles Werthvolle spurlos verschwunden. Einen Theil der Dienerschaft habe ich zu mir genommen, die Andern überwache ich nach Kräften . . ."

Tief erschüttert sank der Offizier auf einen Feldstuhl und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen — — —

Der Kranke schlug die Augen auf, die ein feuchter Schimmer umweb. Das Rauschen sturmgepeitschter Baumkronen schlug an sein Ohr. Die hundertjährigen Stämme bogen sich unter der Wucht des Orkans wie Schilfrohr, ein wildes Wogen und Sausen ging durch den weiten Park. Aeste schlugen prasselnd nieder, entwurzelte Bäume stürzten mit gewaltigem Schlage zu Boden, links und rechts den jungen Anflug in den Boden schmetternd. Ein Reiter, von Gefahren umtost, sein Roß am Zügel führend, lenkte vorsichtig durch die Bäume. Endlich erreichte er den freien Rasenplatz an der Rückseite des Schlosses. Tief aufathmend breitete er sehnsüchtig die Arme aus, und sein Blick ruhte mit unsagbarer Wehmuth auf dem Vaterhause. Von der geknickten Wetterfahne bis zur Grundmauer lugte Verfall aus jeder Ritze. Der Wind strich durch die bemoosten, gelockerten Ziegel und schleuderte sie wie Spielzeug in den Grund. Sturm und Regen hatten den seit Jahren nicht renovirten Anstrich hart mitgenommen und dem zerbröckelten Lehmgewande einer baufälligen Dorfhütte gleichgemacht. Nur einzelne Jalousien ächzten noch in den rostigen Eisenbändern, Fledermäuse strichen durch die zerbrochenen Fensterscheiben aus und ein.

Der Reiter führte sein Pferd um das Haus und band es unter einen schützenden Vorsprung. Das offene Thor des Herrenhauses seufzte melancholisch in den Angeln. Das ganze Schloß lag dunkel, ein einziges Fenster im Erdgeschoß ausgenommen, aus dem ein matter Lichtschein dämmerte. Eine Sekunde später stand der Fremde, welcher sicher auftrat, in diesem Gemache.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Stern.

Hermann Marggraff's letztes Lied.

(Aus der „Gartenlaube".)

Aus des Himmels tiefsten Falten
Flammt's wie tausend Funken auf;
Ungezählte Globen halten
Ihren nächtlich stillen Lauf.
Unter diesen tausend Sternen
Ach, wo such' ich meinen Stern?
Nah ist nichts in diesen Fernen,
Und das Nächste selbst ist fern.

Dennoch glaub' ich ihn zu schauen,
Meinem Geiste tritt er nah;
In des Lustmeers dunkelblauen
Tiefen ist er plötzlich da.
Ich erblicke seine Fläche;
Grüne Wälder rauschen dort;
Murmelnd rieseln klare Bäche
Durch die Blumenwiesen fort.

Doch ein Wetter bricht mit argen
Schlägen unverhofft herein,
Und die dunkeln Wolken sargen
Das Gebild der Schönheit ein.
Um der Berge Marmorspitze
Tobt der Sturm mit wildem Zorn,
Und im grellen Schein der Blitze
Leuchtet jedes Alpenhorn.

Digitized by Google

Durch der Hölle Finsternisse
Thut es plötzlich wie ein Schrei,
Und mit einem jähen Risse
Bricht mein Stern, mein Stern entzwei;
Er zerbricht und fällt in Splitter —
Ach, es war ein Weltenmord! —
Und es tobt das Ungewitter
Selbst noch auf den Trümmern fort.

Sollt' ein Stern erlöschen, klagen
Schmerzlich dann die andern mit?
Sterb' ich, wird die Menschheit fragen,
Was ich war und was ich litt?
Ach, im unermeßnen Raume
Ist der Einzelne der Welt,
Was ein kleines Blatt dem Baume,
Das in Frühlingstagen fällt;

Was dem ganzen Strom der Welle,
Die im Augenblick zerrinnt,
Während an derselben Stelle
Schon die zweit' ihr Spiel beginnt;
Was der ganzen Wolkenmenge
Nur ein einz'ger Tropfen ist,
Der mit andern im Gedränge
Fällt und stirbt zu gleicher Frist.

Kunst und Literatur.

Demnächst wird eine für die medizinische Welt interessante Schrift, „Die Geschichte der früheren Aerzte in Franken", erscheinen. Den Vorläufer hierzu bildet eine kleine Schrift des Dr. Ludwig Hessner, bayr. Bezirksarztes zu Klingenberg: „Ueber die Baderzunft im Mittelalter und später, besonders in Franken. Besonderer Abdruck aus dem Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. (Würzburg, Ernst Thein, 1864.)" Da das Geschäft der „Bader" von dem Halten von Bädern herrührt, so ist das Schriftchen eine sehr anziehende, zum Theil ergötzliche Schilderung aus dem mittelalterlichen Badeleben.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Zwinger-Diebstahl" ist in Dresden am 31. März zur Haupt-Verhandlung gekommen. Der ehemahlige Infanterist Schindler, 25 Jahre alt, hat in den Abendstunden des 5. November 1863, an einem stürmischen, regnerischen Donnerstage, den Diebstahl im historischen Museum verübt. Er legt die offensten Geständnisse ab und erklärt, daß er am genannten 5. November nicht in der Absicht, zu stehlen, sondern nur um die Gegend zu rekognosziren, in den Zwinger gegangen sei. Einen Complicen beim Verbrechen kenne er nicht. Er stieg an dem dort befindlichen Springbrunnen hinauf, löste das Blei von dem Fenster los, drückte die Scheibe ein, riegelte auf, stieg hinein, trat auf einen Querbalken und gelangte so in das Innere. Er hatte wohl Licht bei sich, brauchte es aber nicht, die Gaslaterne leuchtete ihm. Er war dort bekannt, denn er ließ sich früher als Zuschauer einige Male in den Räumen umherführen. Hier entwandte er nun einen Pokal im jetzt taxirten Werthe von nur 70 Thlrn., der einst dem General Bevilacqua von der Dresdener Kommunalgarde geschenkt wurde, ferner einen Dolch, den Mustapha Pascha getragen, eine fast werthlose Tabakspfeife und zwei Pferdegeschirre mit einer Menge werthvoller Rosetten, Diamanten, werthloser Granaten und anderer minderer Ornamente. Inspektor Büttner taxirte Alles nur nach dem materiellen Werthe, der etwa 6000 Thlr. beträgt, der artistische und historische würde natürlich weit höher zu stehen kommen. Das Urtheil lautete wegen doppeltqualifizirten Diebstahls auf 5 Jahre Zuchthaus.

[Rhein-Weser-Kanal.] Die im Auftrage der Staatsregierung von dem Wasserbau-Inspektor Michaelis zu Münster geleiteten Vorarbeiten für den projektirten Rhein-Weser-Kanal sind beendet. Bei dem Projekt sind zwei Linien in Frage, die südliche, über Dortmund, Lippstadt und Bielefeld nach Minden und die nördliche über Herne, Münster, Bewergern, Bramsche und Lübbecke nach Minden. Nach den vorliegenden Materialien stellen sich die Verhältnisse beider Linien folgendermaßen zu einander: Die Länge der nördlichen Linie beträgt 33,26 Meilen, die der südlichen 29,60 Meilen, so daß die nördliche allerdings rm 2,66 Meilen länger ist, als die südliche. Dagegen liegt die Scheitelstrecke der südlichen Linie 330 Fuß hoch, die der nördlichen nur 180 Fuß hoch. Die höhere Lage bedingt natürlich eine größere Anzahl von Schleusen und damit größeren Zeitaufwand, größeren Wasserverbrauch, größere Arbeitskräfte, größere Kosten. Das Schleusengefälle zu 8 Fuß gerechnet, würde die südliche Linie etwa 38 Schleusen mehr bedürfen, als die nördliche.

Geschichtskalender. 18. April 1367 wird David Baumgartner, Enkel des reichen Georg Fugger, wegen seiner Theilnahme an der Verschwörung, welche von Grumbach gegen Ferdinand I. gewacht, hingerichtet.

18. April 1813. Uebergabe der Festung Thorn an den russischen General Barclay.

Redakteur: Gustav Maffaut. — Druck und Verlag der A. Maffaud'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 94 Dienstag, 19. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Gott sei Dank! Das wäre abgemacht," rief Asy, „ihn heirathen, nachdem Richard Hare so glänzend aus dem Prozesse hervorgegangen, als ob ich mich überhaupt noch um Jemand anderen, als um Dick kümmern könnte und ich werde ihn auch bekommen. Er hat es ja offen vor dem Gerichte bekannt, daß er die aufrichtige Absicht gehabt, mich zu heirathen. Ich wußte es immer, daß Dick Hare mich über Alles geliebt hat und auch jetzt mich noch liebt, sonst würde er es ja nicht vor Gericht gesagt haben. In einer glücklichen Stunde zur Welt gekommen, ist beinahe besser, als im Reichthum geboren zu sein. Wie West-Lynne mich begaffen und beneiden wird. Mrs. Richard Hare. Der alte Hare geht schon auf den letzten Füßen und Dick wird bald selbst die Erbschaft antreten können.

„Mrs. Hare müßte auch ihren Wittwensitz außer dem Hause einnehmen, denn wir werden das „Wäldchen" selbst benöthigen. Ich bin doch wirklich neugierig, ob Madame Barbara sich so weit herablassen wird, mich als ihre Schwägerin anzuerkennen? Und die liebenswürdige Cornelia? Ich werde dann eine Art Cousine von Miß Corny sein. Ich möchte doch wissen, wie hoch Dick's Einkommen sein mag? Es dürfte sich auf drei bis viertausend Pfund jährlich belaufen. Und wenn ich bedenke, daß ich dadurch, daß ich mich diesen Affen von Jiffin an den Kopf werfen wollte, schon nahe daran war, dieses immense Glück zu verscherzen, so sehe ich erst recht ein, wie wir arglose Geschöpfe doch so oft im Leben den Schwindeleien der Abenteurer preisgegeben sind."

Asy schlenderte durch West-Lynne, bis sie in die Nähe von Richter Hare's Haus gekommen war. Sie hatte diesen Weg seit der Schlußverhandlung zu wiederholten Malen und jedesmal ohne Erfolg gemacht. Heute sollte sie indeß vom Glücke begünstigt werden, denn kaum hatte sie das Thor passirt, als Richard in der Richtung von Ost-Lynne gerade auf sie zukam. Es war dieß zum Erstenmal, wo es ihr gelungen war, mit ihm ein Gespräch anknüpfen zu können.

„Guten Tag, Mr. Richard. Wie, Sie denken doch nicht daran, auch einmal von einer alten Freundin vorüber zu kommen?"

„Ich habe so viele Freunde," antwortete Richard, „daß es mir durchaus unmöglich ist, jeden einzelnen zu berücksichtigen."

„Aber gegen mich könnten Sie schon die Rücksicht haben. Haben Sie die alten Tage schon ganz vergessen?" fragte sie, schmachtend und kokettirend.

„Nein, ich habe es nicht," antwortete Richard, „und es fällt mir gar nicht ein, daran zu vergessen." Die letzten Worte sprach er mit besonderem Nachdrucke aus.

„Ah, ich bin dessen gewiß. Mein Herz hat es mir immer gesagt. Als Sie mich damals an jenen schrecklichen Nacht in Angst und peinlicher Ungewißheit zurückließen, da glaubte ich, ich müsse sterben und ich habe auch so zu sagen keinen vergnügten Augenblick gehabt bis jetzt, wo ich endlich so glücklich bin, mit Ihnen wieder zusammenzutreffen."

„Seien Sie doch keine solche Närrin, Asy!" war Richards galante Antwort. „Ich war damals jung und ganz unerfahren und Sie werden doch hoffentlich nicht glauben wollen, daß ich es heute auch noch bin. Wir wollen, wenn es Ihnen beliebt, die Vergangenheit ganz vergessen. Wie geht es dem Mr. Jiffin?"

„Oh, der Abscheuliche!" schrie Asy laut auf. „Ist es möglich, daß auch Sie das abscheuliche Geschwätz, welches über mich und Jiffin zirkulirt, glauben konnten? Sie sollten doch selbst wissen, daß ich mich nicht so sehr erniedrigen könne. Immer noch das alte West-Lynne. Von Woche zu Woche nichts als boshafte Erfindungen. Einen Mann heirathen, der mit Käse handelt und mit Speck umgeht! Wirklich, ich kann mich nicht genug über Sie, Mr. Richard, wundern."

„Und ich dachte mir wieder, was das für ein Glück für Sie wäre, wenn Sie ihn bekämen," sagte Richard im gemessenen Tone. „Doch ist das Ihre und nicht meine Sache."

„Würden Sie es gleichgültig hinnehmen können, wenn ich mich zu ihm herabließe?" erwiderte Asy.

„Sehen Sie, Asy, ich nehme mir nicht einmal die Mühe, den lächerlichen Unsinn, der in Ihrem Gehirne spuckt, errathen zu wollen, aber je früher Sie von diesem Wahne befreit werden, desto besser für Sie. Ich war einst so ein Einfaltspinsel, ich läugne es gar nicht, aber

Digitized by Google

Sie haben mich vollkommen kurirt. Entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen die vertrauliche Mittheilung mache, daß wir uns, von heute an, wie Fremde zu betrachten und zu behandeln haben. Ich habe wieder meine frühere Stellung in der menschlichen Gesellschaft eingenommen, auf die ich dadurch, daß ich Ihnen nachgerannt bin, lange Jahre verzichten mußte."

Afy war einer Ohnmacht nahe.

„Wie können Sie so grausam sein, mir so etwas zu sagen?"

„Sie haben es selbst hervorgerufen. Gestern schon erzählte man mir, daß Afy Hallijohn bis zur Karrikatur aufgeputzt, mir überall nachstelle. Es wird nicht gehen, Afy, sage ich."

„O—o—o—o!" schluchzte Afy. „Ist das der Lohn dafür, daß ich mich so viele Jahre in Sehnsucht nach Ihnen abgehärmt, und Ihrenthalber bis heute ledig geblieben bin?"

„Lohn! Wenn Sie durchaus darauf bestehen, so will ich meine Mutter überreden, daß sie dem Jiffin ihre Kundschaft zuwendet." Und mit einem schallenden Gelächter, welches, obwohl es gar nichts Maltziöses in sich hatte, dennoch deutlich genug bewies, daß er Afy's Vorwurf ganz nach Verdienst würdigte, wendete ihr Richard den Rücken und ging durch das offene Thor in sein Haus.

Das gab ihrer Eitelkeit den Todesstoß. Nie in ihrem ganzen Leben hatte Afy eine solche Züchtigung erfahren, und sie brauchte einige Zeit, um ihr gedrücktes Gemüth und die nicht minder gedrückten Federn am Hute aufzurichten und emporzuschnellen. Mit Einemmale eine geschickte Wendung machend, segelte sie wieder rückwärts auf Mr. Jiffin's Laden los. Mit ihrem himmelanstrebenden Turban und den wolkenbedrohenden Plume de coq zog sie die Blicke aller Vorübergehenden auf sich, dabei aber auch jene scharf einschneidende Kritik, mit welcher Miß Carlyle sie von ihrem Fenster aus von Kopf bis Fuß gemustert. In Mr. Jiffin's Nähe angelangt, stellte sich bei ihr eine kleine Ohnmacht ein, so daß man von Jiffin's Laden aus die mit ihr vorgegangene Veränderung ganz genau bemerken konnte. Sie schleppte sich mühsam wankenden und schwankenden Schrittes bis in Mr. Jiffin's Laden, wo sie ganz erschöpft zusammenbrach. Den Ladenpult und den verblüfften Gehülfen hinter sich lassend, stürzte Jiffin in ihre Nähe.

Was ist denn mit ihr vorgegangen? Was konnte er für sie thun?

„Ohnmacht — die große Sonnenhitze — zu schnell gegangen, erlaubt nur einige Minuten auszuruhen," waren ihre unzusammenhängend hervorgestammelten Worte.

Mr. Jiffin führte sie ganz behutsam und sanft durch den Laden in das anstoßende Sitzzimmer. Afy warf mit ihren nur halboffenen Augen verstohlene Blicke nach der sie auf das Angenehmste überraschenden, äußerst behaglichen Einrichtung desselben und die Symptome einer Ohnmacht wurden wieder stärker. Allerlei hysterische Zustände stellten sich ein. Mr. Jiffin war in peinlicher Verlegenheit, und stand wie auf Nadelspitzen da.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

„Michail — Wassilij! — Kennt Ihr mich nicht mehr?"

Der greise Verwalter sprang von seinem Sitze am Ofen und hielt die Hand wie einen Schirm über die Augen. Sein Gesellschafter aber, der immer noch rüstig Wassilij, schwang die Pelzmütze mit dem Freudenrufe: „Der gnädige Herr — Graf Feodor!"

Der Verwalter erschrack sichtlich. Er wollte den jungen Gebieter begrüßen, aber der Willkomm erstarb auf seinen Lippen bei dem Gedanken an die Trauerbotschaft, womit er beginnen mußte. Seine Blicke suchten verlegen den Anderen, welchen gleiche Gefühle zu beherrschen schienen.

„Ich weiß, daß ich ein Trauerhaus, ein verschuldetes Erbgut betrete," kam der Reiter Beiden zuvor. „Laßt das! Wir wollen die Zeit nicht mit Klagen verlieren, sondern als Männer handelnd und rettend eingreifen, soweit es noch möglich ist."

Der Verwalter verneinte wehmüthig mit dem Haupte.

„Ich will es dennoch versuchen. Beantwortet meine Fragen, damit ich mich orientiren kann. Mein Vater soll keines natürlichen Todes gestorben sein?"

„Man behauptet es allgemein."

„Habt Ihr denn, den Vorgängen so nahe stehend, keine feste Ueberzeugung oder sichere Anhaltspunkte in der Sache gewonnen."

„Es war unmöglich, gnädiger Herr. Ihr Herr Vater wurde seit Jahren als Gefangener in seinem eigenen Schlosse gehalten und von seinen Kerkermeistern schlechter traktirt, als der letzte Leibeigene. Er kam selten zum Vorschein, in den letzten Monaten gar nicht mehr. Die Herrschaft hielt uns Alle fern und gab ihn für krank aus. Der gute Herr mußte seine Schwäche und Nachgiebigkeit hart büßen."

„Und der Arzt?"

„Wurde nie gerufen. Der Leibdiener der Herrin — Sie werden sich des frechen, spindigen Dänen und Ihres Auftrittes mit ihm noch erinnern — besorgte die Gänge und brachte die Mixturen."

„Hat man dem Gerichte keine Anzeige gemacht, keine Section vorgenommen?"

„Beides geschah, wenn auch erst nach mehreren

Digitized by Google

Tagen, auf Veranlassung des Herrn von Godunow. Der Ausspruch lautete, daß man keine Zeichen eines gewaltsamen Todes, wie durch Ersticken, noch weniger aber Spuren von Gift aufzufinden vermöge. Die Herrin, die geschiedene Frau eines kassirten Kapitäns, und der Major, welchem das Gerücht eine ganz andere Stelle, als die eines Bruders zuschreibt, den benachbarte Edelleute als Schauspieler in Kopenhagen und Stockholm gesehen haben wollen, glaubte man wegen der Ueberschuldung flüchtig. Die Sache beruhte. Der Leibdiener der Frau Gräfin trat bei Godunow als Oberaufseher ein und spielt dort dieselbe große Rolle wie hier."

„Woher stammt die Ueberschuldung?"

„Verschwenderische Feste und Gelage rissen nicht ab. Mit wenigen Ausnahmen frequentirte sie der Adel ringsum. Die letzten Kostbarkeiten nahmen die Flüchtigen mit fort."

„Ich werde also mit Wucherern, mit Juden abzuhandeln haben."

„Juden hätten nie so viel gegeben. Herr von Godunow schoß Alles vor. Die Herrschaft ist sein Eigen."

„Wann ist mein Vater gestorben?"

„Vor sechs Monaten."

„Was? So lange schon? Der Baron gab mir erst vor drei bis vier Wochen Nachricht."

Der Verwalter und Wassilij wechselten bedeutsame Blicke.

„Michail, alter Freund, Du warst von jeher ein heller Kopf, ein treues Herz. Sage mir offen: Hältst Du den reichen Godunow seines gemeinen wucherischen Streiches für fähig?"

Der Alte zögerte einen Augenblick. „Ja!" entschied er sodann kurz und bestimmt. „Die drei an einander gränzenden Güter Ruda, Halic und Tschadowitsch geben eine prächtige Herrschaft, machen ihren Besitzer zum reichsten Edelmann Livlands und ebnen den Weg zum Grafenhaus, ja selbst zur Fürstenkrone."

„Wie? — auch Tschadowitsch?" fragte der Oberst überrascht.

„Die Herrschaft drüben starb vor einem Jahre, Vater und Mutter fast zugleich, die einzige Tochter als Waise hinterlassend. Herr von Godunow wurde Vormund. Die junge Dame, sie mag wollen oder nicht, ist seinem Sohn Stanislaw bestimmt. Der junge Herr kam aus Paris zurück, fein gebildet und ein Gelehrter, wie man sagt, in geheimen Wissenschaften, aber Kraft und Gesundheit blieben dort."

„Olga, meine muntere Jugendgespielin?"

„Wird unter Aufsicht des Dänen in strengerem Gewahrsam gehalten, als Ihr Herr Vater, um jede andere Verbindung abzuschneiden, und hat, Iwan und seine Schwester ausgenommen, die sie sich nicht nehmen ließ, ihr ganzes Dienstpersonal verloren."

(Fortsetzung folgt.)

Kunta, ein neuer Schamil.

Aus Tiflis schreibt man: Seit dem Jahre 1861, d. h. seit der Unterwerfung der Ostseite des Kaukasus fing eine neue mahomedanische Sekte Sikra oder Sikir in der Tschetschna zu erscheinen an; ihre Lehre wurde von einem fanatischen Andier, Namens Kunta, der sich im Herbst 1862 in Itschkerien, dem fernsten gebirgigsten Theil der Tschetschna, angesiedelt hatte, mit großem Erfolg gepredigt. Der Landesbehörde war dieß nicht unbekannt; aber da sie in der neuen Doktrin nichts der Gesellschaft oder der Regierung Nachtheiliges fand, indem Kunta die Tschetschenzen zu Gebet und Arbeit ermahnte und ihnen sogar rieth, ihre sie überallhin begleitenden Waffen abzulegen, so glaubte sie nicht einschreiten zu dürfen. Aber mit der Vermehrung der Anhänger der Sekte begann auch ihre Doktrin einen andern Charakter anzunehmen und seit Anfang des Jahres 1863 erhielt dieselbe eine regierungsfeindliche, rein politische Richtung. Kunta fing an, seinen Anhängern, deren Zahl bis aus 3000 angewachsen war, eine regelmäßige Organisation zu geben; er ernannte Aelteste (Starschini), mit einem Worte, er wandte bei seiner Sekte dasselbe Manöver an, wie früher Kasi-Mulla und Schamil bei dem Müridism. Es war unmöglich, die neue Sekte länger zu ignoriren: daher ließ der Militärchef des Terekgebietes Anfangs Januar den Kunta und einige seiner Akoluthen verhaften, was in dem der neuen Sekte anhängenden Theil der Tschetschna, besonders in den großen Aul's Germantschuk und Schali eine so ungeheuere Aufregung hervorrief, daß der Generalmajor Fürst Tumanoff sich genöthigt sah, mit einem sechs Bataillons Infanterie, vier Sotnien Kosaken mit vier Kanonen starken Detaschement gegen sie auszurücken. Die 3000 Mann starken Schalinzer dachten trotz dieses gegen sie anrückenden, in diesen Gegenden so starken Detaschements keineswegs an Unterwerfung, sondern verlangten die Freilassung Kunta's. Einige bei dem Detachement befindliche Tschetschenzische Aeltesten und Naibe baten um Erlaubniß, mit den Rebellen zu unterhandeln und begaben sich in den Aul Schali; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos und daher kam es denn am 17./29. Jan. zu einem kaum in der Tschetschna je gesehenen Gefecht. Dreitausend Fanatiker und darunter mehrere Frauen stürzten sich wie Wahnsinnige, ohne einen Schuß zu thun, mit Schwertern (Schaschki) und Dolchen auf das Detaschement, das sie unbeweglich, das Gewehr im Arme, erwartete. Die Angreifer näherten sich den Truppen auf Schußweite; eine Abtheilung derselben stürzte sich auf die linke Flanke und gab Feuer, während alle anderen mit den blanken Waffen angriffen. Da kommandirte auch der Fürst Tumanoff Feuer, und nun geriethen die angreifenden Haufen nach einige Minuten langem Kampfe in die gräßlichste Verwirrung und suchten sich in wilder Flucht im

Digitized by Google

Aul zu verbergen und in den nächsten Wald zu retten, sie stoben nach allen Seiten auseinander. Vor der Fronte und in der Mitte des Detachements lagen mehr als 150 Leichen und darunter 5 weibliche. Die Russen hatten 8 Todte und 30 Verwundete, darunter 3 Offiziere. Der größte Theil der Tschetschenzen hatte sich nicht an dieser Katastrophe betheiligt, die Kabardinzen und Osseten erklärten ihre Bereitwilligkeit, die Regierung zu unterstützen. Die Reste der fanatischen Sectirer flüchteten sich in die Bergschluchten und boten Alles auf, um das Volk zu fanatisiren und auf ihre Seite zu ziehen.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Lindner'schen Hinterladungs-Schußwaffen.] Während augenblicklich in Schleswig die Frage des Vorzugs der preußischen Zündnadelgewehre oder der dänischen Dorngewehre zur praktischen Entscheidung gebracht wird, tritt bereits ein mächtiger Konkurrent gegen beide Waffen auf. Es ist dieß das Lindner'sche Hinterladungsgewehr, über dessen Einfachheit, Bequemlichkeit und leichte Herstellbarkeit der anerkannt tüchtigste Kenner dieses Systems, Hauptmann W. v. Plönnies, in Nr. 6 der „Allg. Militär-Zeitung" vom 10. Febr. l. Js. sich überaus günstig ausspricht, und am Schluß seiner Bemerkungen sagt: „Ohne dem Ergebniß der praktischen Versuche in deutschen Heeren präjudiziren zu wollen, wiederholen wir unsere Ansicht, daß das Lindner'sche System jenen überaus seltenen Erscheinungen beizurechnen ist, welche einer alsbaldigen eingehenden Prüfung unbedingt würdig scheinen und wichtige Resultate erwarten lassen." Der Erfinder, Eduard Lindner aus Löwenberg in Schlesien und Bürger der Vereinigten Staaten, hat seit langen Jahren der Verbesserung der Feuerwaffen seine ganze Thätigkeit gewidmet und trotz aller Gegenwirkungen des eingebornen Amerikanerthums jetzt den Triumph erlangt, daß sein Gewehr vom Kriegsdepartement in Washington anerkannt und in größeren Massen für das Unionsheer bestellt worden ist. Wie in Manchester im Staate New-Hampshire hat er seit Kurzem in Holstein eine eigene Gewehrfabrik angelegt, in der er nach seinem Prinzip die Umgestaltung von Gewehren betreibt. In Oesterreich, Hannover, Schweden ist seiner Erfindung Seitens der technischen Prüfungskommissionen die vollste Anerkennung geworden, und wird seine verbesserte Waffe mit vollkommen hermetischem Verschluß ($2^1/_2$—3 Schüsse auf die Minute mit erheblicher Abflachung der Flugbahn) zuversichtlich in diesen Staaten eingeführt werden. Die leichte Handhabung dieser Waffe, die uns wohl bekannt ist, macht dieselbe höchst empfehlenswerth. Aber Herr Lindner ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat auch eine Hinterladungskanone erfunden, die durch ihren eigenthümlichen Schlußmechanismus (Hohlschraube und Obturator mit Quecksilberfüllung, um den Rückstoß auf die Rohrwand beim Entladen zu schwächen) alle bisherigen Geschütze überbietet. Mit dieser Kanone, von der Herr Lindner ein Exemplar mitgebracht hat, sollen demnächst in Hannover Schießversuche angestellt werden.

Die Wiener medizinische Wochenschrift bringt von Professor Dr. Langenbeck in Hannover die bemerkenswerthe Mittheilung, daß in keinem der niederen Thiere die Trichina spiralis in so außerordentlicher Menge vorkomme, wie im Regenwurm, der häufig von den im Freien sich aufhaltenden Schweinen verzehrt wird, und so in den Magen derselben gelangend, seine für den Menschen so gefährlichen Wanderungen beginnt. Nach ungefährer Schätzung fanden sich in einem mittelgroßen Regenwurme 500 bis 600 Trichinen. Wenn Gänse, Enten, Hühner und verwandte Thiere, die gleichfalls Regenwürmer genießen, von den Trichinen frei bleiben, so soll nach Langenbeck dieß seinen Grund darin haben, daß diese den Wurm ganz verschlucken, das Schwein ihn dagegen zerkaut. Das sicherste Mittel gegen die weitere Verbreitung dieses gefährlichsten aller Parasiten bleibt also (was auch sonst vielfach hervorgehoben wurde) Stallfütterung der Schweine und die Vorsicht, dieselben im Freien nur innerhalb gepflasterter oder festgestampfter Höfe zu halten.

[Jüdische Soldaten.] Die Wiener israelitische Kultusgemeinde wird nach althergebrachter Weise am jüdischen Osterfeste die in Wien garnisonirenden jüdischen Soldaten mit einem Gratiale zur Anschaffung von Osterbrod betheilen. Dermalen befinden sich bei 300 Mann in Wien. Im österreichischen Heere dienen im Ganzen bei 12,000 Israeliten. Von diesen sind mehr als 600 Offiziere oder Aerzte und Militärrechnungsbeamte. Von den jüdischen Offizieren sind 2 Majore, 4 Rittmeister, 4 Hauptleute, 15 Oberlieutenants und 34 Unterlieutenants, unter dem ärztlichen Personale: 20 Regimentsärzte (eine Charge, die den Juden erst seit 1848 zugängig ist) und 51 Oberärzte. In den Militär-Erziehungsinstituten gibt es auch jüdische Kadetten, die sich zu Offizieren heranbilden.

Geschichtskalender. 19. April 1620. Friedrich Heinrich V. von der Pfalz und seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter des Königs Jakob I. von England, wird zum König von Böhmen bestimmt, allein der Sieg bei Prag brachte ihn und seinen Vater um Böhmens Krone.

19. April 1743. Karl Albrecht, Kurfürst in Bayern und deutscher Kaiser kehrt, durch den Sieg seines Feldherrn Grafen Seckendorf, in das befreite Bayern und München (aus Frankfurt a. M.) zurück.

19. April 1809. Lebhaftes und siegreiches Gefecht des Königs Ludwig I., damaligen Kronprinzen, von Bayern, bei Arnhofen unweit Abensberg mit der österreichischen Heeresabtheilung des Generals Thierry (König Ludwig, Memoiren, Bieregg ꝛc.).

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 95 Mittwoch, 20. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sie würde sich hier schneller erholen, meinte Mr. Jiffin, als drinnen im Laden, wenn sie ihm nur verzeihen wollte, daß er es gewagt, sie hieherzubringen; und wenn sie sich noch dazu entschließen könnte, sich einige Minuten hier aufzuhalten. Es könne ihr da ja nichts Unanständiges oder Unschickliches widerfahren und die Klatschmäuler würden auch nichts darüber zu sagen haben. Er würde ja gerne ganz am entgegengesetzten Ende des Zimmers, recht weit von ihr entfernt, stehen bleiben, er würde sogar alle Thür- und Fensterflügel öffnen und zu noch größerer Sicherheit die Dienstmagd hereinrufen, kurz, er würde Alles thun, was sie nur wünschte. Sollte er ihr vielleicht ein Glas Wein anbieten?

Asy lehnte sein letztes Anerbieten mit stillschweigender Miene ab, und saß in graziöser Nonchalance, sich selbst Luft fächelnd, in einem weichgepolsterten Lehnsessel. Mr. Jiffin, in der gemessensten ehrerbietigen Entfernung war ganz selig, seine Blicke auf ihr ruhen und sie im Stillen bewundern zu dürfen. Nach und nach kam sie wieder zu sich. Je mehr sie aber zu sich kam, und an Muth gewann, desto mehr verlor Mr. Jiffin den seinigen und sein Selbstvertrauen. Es kostete ihn große Ueberwindung, über den früher zwischen ihnen stattgefundenen Auftritt gänzlich schweigen zu müssen. Endlich ermannte er sich, und wagte es, ihr wegen ihres früheren Benehmens gegen ihn einen leisen Vorwurf zu machen.

Asy brach in ein homerisches Gelächter aus: „Habe ich das nicht fein angestellt?“ rief sie aus. „Ich habe mir vorgenommen, Ihnen einen Possen zu spielen, ich ging zu dem Zwecke Nachmittags aus, und wie ich bemerke, ist es mir vortrefflich gelungen.“

Mr. Jiffin schlug die Hände zusammen.

„War das ein Scherz?“ erwiderte er, vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd, und schier zweifelnd, ob er noch auf Erden oder schon im Paradiese sei. „Und Sie erlauben mir wirklich, Sie die Meinige nennen zu dürfen?“

„Natürlich war es bloß ein Scherz,“ sagte Asy. „Was für ein Schwachkopf Sie doch sein müssen, Mr. Jiffin, das nicht gleich durchblickt zu haben! Wenn junge Damen sich vermählen wollen, dann dürfen Sie ihnen doch nicht zumuthen, daß sie ein paar Tage vor der Hochzeit selbst zurücktreten werden!“

„O, Miß Asy!“ Und das kleine Männchen gerieth in eine solch' überseli e Stimmung, daß er wirklich in Freudenthränen ausbrach, und ihre Hand mit leidenschaftlicher Wärme drückte und küßte.

„Ein dummer Junge,“ dachte Asy bei sich selbst, ihm aber dennoch ein süßes Lächeln zunickend.

Zu Mr. Jiffin's Trost war er zufällig nicht der einzige dumme Junge.

Mittlerweile hatte Richard Hare das Zimmer seiner Mutter betreten. Sie saß am offenen Fenster, ihr gegenüber der Richter in einem Krankenstuhle an den hereinströmenden Sonnenstrahlen sich wärmend und erquickend.

Der letzte Schlaganfall hatte mehr seinen Geist als seinen Körper angegriffen. Er war körperlich so weit wieder hergestellt, daß man ihn zum ersten Male wieder in das Sitzzimmer bringen konnte, während für seinen gedrückten Geist nur sehr wenig Hoffnung übrig blieb. Das charakteristische Merkmal seines geschwächten Geistes bestand darin, daß er seinen früheren so scharf ausgeprägten Selbst- und Eigenwillen ganz verloren, sich ohne Widerrede in Alles fügte, sich Jedem unterordnete und seiner Frau beinahe einen kindlichen Gehorsam leistete.

Er war von einer Art Blödsinn befallen.

Richard hatte sich bei seinem Eintritt gleich seiner Mutter genähert, sie umarmt und geküßt. Mrs. Hare ergriff seine Hand, und drückte sie mit inniger Zärtlichkeit. Die Veränderung, die mit Richard vorgegangen, hatte sich auch an ihr wunderthätig bewiesen. Sie war fast wieder eine glückliche Frau geworden.

„Barbara hat sich entschlossen, in ein Seebad zu reisen. Mr. Carlyle begleitet sie Montag dahin.“

„Ich bin froh, lieber Sohn, ich denke, es wird ihr gutthun.“

„Richard,“ sagte sie, sich über ihren Mann neigend, dabei aber die Hand ihres Sohnes festhaltend. „Barbara hat eingewilligt, in ein Seebad zu gehen. Das wird sie wieder erfrischen.“

„Ja, ja,“ nickte der Richter.

Digitized by Google

„Sie wieder erfrischen? Seebad? Könnten wir nicht auch gehen?"

„Gewiß, liebster Richard, wenn Du es wünschest und Dich etwas kräftiger fühlen wirst."

„Ja, ja," nickte der Richter wieder. Es war das seine gewöhnliche Antwort. „Kräftiger. Wo ist Barbara?"

„Sie reist Montag ab, aber nur auf vierzehn Tage. Sie wollen jedoch im Herbste die Reise wiederholen und einen langen Aufenthalt im Seebade nehmen?"

„Könnte ich nicht mitgehen?" wiederholte der Richter, und sah dabei seinen Sohn Richard mit flehentlicher Miene ins Gesicht.

„Gewiß. Sie sollen auch gehen, lieber Vater. Wer weiß, ob nicht ein ein- oder zweimonatlicher Aufenthalt in der erfrischenden Seeluft Sie wieder ganz herstellen wird? Wir könnten Alle mitsammen gehen; wir und die Carlyle's. Anna kommt nächste Woche, und wir könnten, wenn der Besuch vorüber ist, unsere Reise antreten."

„Ja, ja, Alle mitsammen gehen. Anna kommt?"

„Hast Du vergessen, lieber Richard? Sie kommt nächste Woche und wird einen Monat bei uns bleiben. Ihr Mann und die Kinder kommen auch. Ich fühle mich ganz glücklich darüber, daß sie Dich wohler finden werden," fügte Mrs. Hare hinzu, indem ihre sanften Augen sich mit Thränen füllten.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Gravenstein, 14. April.

Gestern habe ich die Angriffsarbeiten vor Düppel besucht, welche ich bisher nur bis zur ersten Parallele aus eigener Anschauung kannte. Dieselbe beginnt an der Chaussee, nahe bei dem schon längere Zeit verlassenen, halbverbrannten Dorfe Düppel, 1200 Schritte (⅛ Meile) von den Schanzen, und steigt bergabwärts bis etwa 150 Schritte von der Küste, so daß die südlichen Batterien tiefer liegen. Zunächst der Chaussee stehen mehrere Batterien gezogener 12-Pfünder, wie alle, wenige Schritte hinter der Parallele; ihnen schließen sich drei Feldbatterien aller Gattungen an. Jede Batterie führt ihre Nummer, aber nach der Zeit ihrer Erbauung geordnet, so daß später hinzugekommene eine höhere Zahl führen, als für die Stelle paßt. 300 Schritte vor der ersten, mit Batterien reich versehenen Parallele liegt die Halbparallele. 900 Schritte von dem Feinde entfernt hinter ihr spielen 16 Mörser aus vier Batterien; beständig klingt uns ihr Gebrumme in den Ohren, langsam und majestätisch hebt sich die Bombe, sausend und drehend scheint sie in jedem Augenblicke an Kraft zu gewinnen, bis sie plump und unbeholfen hinter den Wällen einschlägt und weithin die Erde schleudert. Auch platzt wohl einmal eine in der Luft, mit lautem Krachen löst sie sich in schwirrende Stücke und hinterläßt eine dicht zusammengeballte, sich umwälzende Rauchwolke, welche, von den Winden geführt, wie ein Ballon dahinschwebt, wachsend und endlich verwehend. Aber plötzlich durchzuckt uns ein jäher Schreck, unwillkürlich und verwirrt beugen wir uns nieder, denn scheitelrecht über uns fährt es hin, zischend wie der entfesselte Dampf dem engen Rohr, nur vermehrt und ohne Dauer. Unser Weg führte uns gerade vor eine muntere 12pfündige Batterie, welche eben gefeuert hatte. Allmählich aber gewöhnt man sich auch hieran, und immer kleiner werden die unwillkürlichen Diener. Wir kommen zur dritten oder zur eigentlichen zweiten Parallele. Hier finden wir kein Geschütz, aber wohl ist die Brustwehr gegen den Feind eine andere; breite Stufen führen zu ihr hinauf, sie sind der Weg für die Sturmkolonnen. Vor uns noch 600 Schritte, aber so nahe, daß der ehrerbietige Blick die ganze stolze Kraft der Schanzen durchdringt — unwillkürlich fragt man sich: warum geht man nicht die kleine Strecke weiter und in die Schanzen hinein? Wer hindert uns? Kein Feind, kein Geschütz ist zu sehen! Doch halt, nur wenige Schritte vor uns liegen 30 bis 40 Soldaten, daneben stehen die Gewehre. Sie ruhen hinter kleinen Wällen. Vor ihnen, zu Zweien, zieht sich eine Kette von Köpfen und Bayonnetspitzen hin, das sind unsere Doppelposten. Es scheint, als ob wir zwei Reihen von Posten haben, die vorderste nur dreißig Schritte von der hintersten. Doch nach wenigen Augenblicken sehen wir, daß es Dänen sind, Feinde in langem Mantel und blauen Hosen, welche wir für die vorderste Reihe der Unsrigen gehalten haben. So nahe steht hier Freund und Feind, harmlos und friedlich. Sie schießen nicht auf einander, im Gegentheil, sie erweisen einander alle möglichen Aufmerksamkeiten. Da kommt ein Däne aus seinem Loche heraus, munter, ungenirt zeigt er sich in ganzer Gestalt, ja, sogar fängt er eine Promenade an, wohin? Gerade auf einen unserer Doppelposten los. Die beiden Preußen kommen aus ihren Löchern heraus und gehen höflich ihrem Gaste einige Schritte entgegen. Zuerst begrüßt man sich brüderlich durch Handschlag, ja, selbst durch einen herzhaften — Kuß. Dem folgt dann ein Schluck aus den Feldflaschen, der Preuße trinkt Rum aus Sonderburg, der Däne Berliner Fusel. Doch da naht drüben gerade die Ablösung des feindlichen Freundes, eilig schultert er sein Gewehr, macht sein Kompliment und geht. Ist man besonders aufgelegt oder will es mit dem Plaudern nicht recht gehen, so versteigt man sich wohl bis zu einer Polka; ein anderes Mal bringt der aufmerksame Däne gar ein Glas Warmbier herüber; der Wind ist frisch und man kann es vertragen! Von den Mörser-Batterien aus hat man nach Norden und Osten hin einen weiten

Digitized by Google

Blick. Neben der vorspringenden Schanze 6 liegt Nr. 8 und weiter Nr. 9 (7 liegt rückwärts und ist unsichtbar). Alle liegen hoch und bestreichen einen ziemlich hohen und jähen Abhang, an dessen Fuße das Dorf Düppel beginnt. In der Ferne dehnen sich die niedrigen, gut angebauten Fluren Alsens aus, kaum sieht man den schmalen Sund. Drüben am Strande sind fünf Batterien erbaut, mit denen sich unsere gezogenen Geschütze bei Rackebüll herum kanoniren. Auf der hohen See liegt der Rolf Krake, ohne Lebenszeichen, dem sich noch ein großer Dreimaster zugestellt hat. Die Dänen feuern aus den Schanzen bei Tage gar nicht mehr, doch haben sie gester Früh noch heftig mit Shrapnels und Granaten unsere Batterien beschossen, wahrscheinlich, weil sie bemerkt hatten, daß am Wenningbund, da, wo die zweite aufhört, eine neue Batterie gebaut wurde. Auch die neuerbaute zweite Schanzenreihe, welche von Gammelmark aus beschossen wird, bleibt ruhig. Auf Alsen gerieth gestern Nachmittag ein Dorf in Brand, mächtige Rauchsäulen kündeten an, daß das Feuer nicht unbedeutend sei. Gestern Abend gegen 10 Uhr erhob sich plötzlich auf der ganzen Linie ein heftiges Feuer, die Kanonade erwachte von Neuem und das Knattern der Gewehre mengte seine Salven darein. Das 60. Regiment griff die Postenkette des Feindes an, warf sie zurück und nahm einen Theil (4 Offiziere und 140 Mann) gefangen. Der Feind aber widerstand fernerem Vordringen mit großer Macht an Infanterie, und bald auch zeigte er Feld- und Positionsgeschütze im Feuer. Während der ganzen Nacht blieb das Engagement im Gange, allein es gelang den Dänen nicht, das Verlorene zurück zu gewinnen, obwohl die Unsrigen es bei ihrer schwachen Anzahl nicht wagen durften, sich noch weiter in den Kartätschenbereich zu begeben. Einen Theil des Regiments, welches mit vorzüglicher Bravour seine Aufgabe gelöst hatte, überraschte das Tageslicht in eigenthümlicher Lage. Etwa 60 Mann waren zu weit vorgegangen und fanden in einer Vertiefung Schutz gegen das Feuer. Nun durften sie es indeß während des ganzen Tages nicht wagen, ihren Schlupfwinkel zu verlassen, und mußten daher bis zum Eindruch der Dunkelheit ohne Nahrung warten, ehe sie abgelöst werden konnten; ähnlich ging es einigen Vorposten, welche noch dazu sich bereits verschossen hatten. Leider hat das Regiment große Verluste zu beklagen. Major v. Jena schwer verwundet, (nach anderen Nachrichten bereits todt), Lieutenant v. Seydlitz todt, Hauptmann v. Reuder schwer verwundet und sonst im Ganzen 25 Mann todt und verwundet (so viel bis jetzt bekannt). Die Kanonade heute war nicht stärker denn sonst. Auf unserem linken Flügel jedoch haben wir vier verwundete Artilleristen zu beklagen, und außerdem soll Hauptmann Rüstow, Bruder des Schriftstellers, durch einen Granatsplitter in der Nähe von Batterie 26 getödtet worden sein. Der Marschall so wie fast alle anwesenden Prinzen besuchen täglich die Laufgräben. Der Prinz Friedrich Karl vertheilte gestern Früh selber einige Dekorationen, darunter — an einen bereits vom Kaiser von Oesterreich dekorirten Unteroffizier des 60. Regiments das Militär-Verdienstkreuz erster Klasse.

Die Heimkehr.

Ein weites Schneefeld breitet sich aus,
Man sieht keinen Baum, kein wohnliches Haus.
Es führet kein Weg hin durch die Nacht;
Der Mond nicht leuchtet in seiner Pracht.
Da kommt ein Wand'rer die Straße daher,
An der Seite blitzet des Kriegers Wehr.
Es ist ein Soldat, der heimwärts zieht, —
Er singt in der Stille ein Abendlied,
Gedenkt an den Vater, die Mutter sein,
Die er, als er fortzog, ließ traurig allein,
Gedenkt an des Wiedersehens Lust,
Und höher schwillt ihm die sehnende Brust.
Und er eilet, so schnell er nur immer kann,
Daß er in der Heimath bald komme an.
Und ob ihm auch schwinden will die Kraft,
Doch immer wieder empor er sich rafft;
Jetzt aber, der Fuß, wie hebt er so schwer,
Das Auge wird matt und das Schneefeld so leer;
Er setzt sich ermattet auf einen Stein,
Es sinken die Lider, er schlummert ein.

In der Hütte, da schimmert ein heimliches Licht,
Man denkt an den Schlummer dort immer noch nicht;
Dort pflegt ein Greis im Lehnstuhl der Ruh',
Die Mutter geschäftig geht ab und zu.
Sie hoffen, sie harren auf ihren Sohn:
Gewiß, er wird kommen, dem Sturme zum Hohn.
Da fährt auf einmal die Thüre auf,
Ein Sturmwind weht Schnee herein zu Hauf.
Und die Mutter ruft voll Ahnung aus:
„Mein Sohn wird nimmer kommen nach Haus,
Es ist begegnet ein Unglück ihm schwer,
Er schickt seinen Abschiedsgruß uns her."
Da wenden sich Herzen und Hände hinan,
Wo die Sterne wandeln auf ihrer Bahn.
Der Morgen erscheint, es verging die Nacht, —
Da haben sie todt ihn hereingebracht;
Sie fanden ihn liegen in ew'ger Ruh',
Noch das Antlitz gewendet der Heimath zu. —

E.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Krinolinenstahl.] Es wird das weibliche Geschlecht, das nun einmal wieder durchweg den stählernen Reifröcken huldigt, gewiß interessiren, zu erfahren, welche Masse von Stahl von ihm herumgetragen und konsumirt wird. Mit der Herstellung des Krinolinenstahls beschäftigen sich vorzugsweise Fabriken in Sheffield, von denen wöchentlich über 2050 Ztnr. dieses Fabrikats in die Welt geschickt werden. Es läßt sich annehmen, daß, wenn das Gewicht eines solchen Reifrockes auf etwa ein halbes Pfund berechnet wird, jede Woche in Sheffield 500,000 Krinolinen gefertigt werden. Würde eine einzige dieser Fabriken ihre Wochenproduktionen als Draht an einander legen, so würde die Länge ungefähr zu einer telegraphischen Verbindung um den ganzen Erdball hinreichen. Welche ungeheure Lasten schleppt also das zarte Geschlecht zum Vergnügen umher! Wenn man nun erwägt, daß auch an anderen Orten noch Krinolinenreifen gefertigt werden und die jährliche Produktion in Europa gewiß über 200,000 Ztnr. betragen dürfte, so wird man erkennen, wie erheblich die Frauenwelt zur Hebung und Förderung der Eisenindustrie mitwirkt, zumal gerade diese Fabrikation eine recht lohnende ist.

Großes Aufsehen erregte in München eine am 15. ds. projektirte Trauung in der St. Peterskirche, bei welcher alle Faktoren, die zu einem solchen Akte erforderlich sind, zugegen waren, bis auf den Bräutigam, der sich kurz vor dem entscheidenden Schritte, welcher ihn für's ganze Leben binden sollte, unsichtbar gemacht hatte. Eine hier in Ansehen stehende Familie soll hiebei in empfindlicher Weise betheiligt sein.

Im letzten Winter fungirte eine Israelitin bei einer katholischen Taufe in Böhmen als Pathin und es wurde deßhalb von dem Jungbunzlauer Gerichte eine Untersuchung eingeleitet. Wie nun die Prager Blätter berichten, wurde das Strafverfahren gegen die israelitische Taufpathin niedergeschlagen, dagegen soll der betreffenden Hebamme, welcher das Glaubensbekenntniß der Pathin bekannt war, die fernere Funktion bei ähnlichen kirchlichen Handlungen von der Ortsseelsorge untersagt worden sein.

Auf der Eisenbahn von Nashville nach Chattanoga (Tennessee) wollte der Führer eines Waarenzugs, anstatt auf der Station die Ankunft eines entgegenkommenden Zuges abzuwarten, demselben lieber vor seinem Abgang zuvorzukommen, und fuhr deßhalb mit solcher Schnelligkeit, daß mehrere Lampen geschellten und ihr Feuer den Wagen mittheilten. Vier Damen verbrannten, und viele Personen wurden schwer verletzt. Nach der Ankunft des Zuges konnte sich der Führer nur durch schnelle Flucht der drohenden Lynchjustiz entziehen.

[Eine Gassenkehr-Maschine.] In Paris wurde dieser Tage auf dem Karroussellplatze der Versuch mit einer Gassenkehr-Maschine gemacht, welcher vollständig gelungen ist. Die Maschine wird von einem Pferde gezogen, welches ein auf einem Bocke sitzender Mann lenkt. Der Karroussellplatz, welcher einen Flächenraum von drei Hektaren hat, war in weniger als einer Stunde gefegt, eine Arbeit, welche dreißig Gassenkehrer in derselben Zeit nicht hätten verrichten können.

Auf Neuseeland zu Dunedin in der Provinz Otago findet eine internationale (!) landwirthschaftliche und industrielle Ausstellung statt, die Mitte Januar 1865 eröffnet wird.

Räthsel.

Wie Manche oft nach Höherm streben,
Davon will ich ein Beispiel geben:
Dem Zimmermanne fiel es ein,
Er möchte gern Beamter sein,
Und hat, so sehr es ihm auch druckt,
Den Zollstab nach und nach verschluckt;
Und dieser hat, wer hätt' es wohl gedacht,
Nun zum Beamten ihn gemacht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 92:

Seiler.

Geschichtskalender. 20. April 1479. Die Stände leisten Herzog Georg dem Reichen von Bayern-Landshut die Erbhuldigung.

20. April 1809. Schlacht bei Abensberg, vorzüglich durch die bayerische Heeresabtheilung des Königs Ludwig I., damaligen Kronprinzen von Bayern, gewonnen am Todestage des berühmten Prinzen Eugen „des edlen Ritters" (1736) und der tödtlichen Verwundung des wackeren Tilly (1632).

20. April 1813. Kaiser Alexander in Dresden. — Der König von Sachsen geht von Regensburg nach Prag. — Entwaffnung der damals französischen Bezirke bei Wesermünde. — Erstes Vortruppengefecht der Preußen unter Major Blücher und den Franzosen unter Souham bei Weimar.

20. April 1814. Napoleons Abschied in Fontainebleau; Abreise nach Elba. — Tumult in Mailand.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Mailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 96 Donnerstag, 21. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Mr. Wainwright sagt, Du solltest morgen schon eine kleine Spazierfahrt machen."

„Und ich werde der Kutscher sein," fügte Richard lachend hinzu. „Erinnern Sie sich noch, lieber Vater, wie ich bei einer Fahrt in heller Mondnacht die Axe gebrochen, und Sie mich zur Strafe dafür durch vier Wochen nicht kutschiren ließen?"

Anstatt einer Antwort, lachte der arme Richter ganz hell und laut auf; er lachte so lange, bis ihm die Thränen über das Gesicht herabrollten, wahrscheinlich wußte er selbst nicht, warum er so entsetzlich lachte.

„Richard," sagte Mrs. Hare beinahe in einem vorwurfsvollen Tone, dabei aber seine Hand in der ihrigen festhaltend. „War das nicht Afy, mit der ich Dich kurz zuvor am Thore sprechen sah?"

„Haben Sie sie gesehen? Welch' ein Aufsehen sie erregte! Ich begreife nicht, wie sie sich nicht schämt, sich in einer solch' auffallenden Toilette auf der Straße blicken zu lassen, und wie sie die Stirne haben kann, sich überhaupt sehen zu lassen!"

„Richard, Du, Du wirst Dich doch nicht wieder von ihrem Netz umgarnen lassen?" flüsterte sie ihm leise ins Ohr.

„Mutter!" Ein tief ernster Ausdruck lag in seinen sanften blauen Augen. In diesem von keiner Sylbe begleiteten Blick lag die sprechendste Widerlegung und es bedurfte keiner Worte mehr.

„Mutter, Theure. Ich werde von nun an nur Ihnen allein und keinem Anderem sonst auf Erden angehören.

„West-Lynne ist, wie ich höre, schon eifrigst bemüht, über mein künftiges Schicksal zu verfügen. Die Einen glauben, ich werde meine Liaison mit Afy erneuern, währenddem die Andern meinen, ich werde ohne Weiteres mit Afy ganz brechen, und bei Louise Dobede anklopfen. Sie sind aber Alle miteinander im Unklaren; mein Platz wird an meiner lieben und guten Mutter Seite sein. Sie allein wird wenigstens für eine Reihe von Jahren mein ganzes Herz ausfüllen."

Sie drückte seine Hand in sichtlich freudiger Aufregung.

„Es thut uns Beiden noth, dieses Gefühl der Glückseligkeit sorgsamst zu pflegen, denn wir haben noch Vieles von der Vergangenheit einzuholen, und keines wurde von den Schlägen des Schicksals empfindlicher getroffen, als ich und Sie. Wir werden gegenseitig Glückseligkeit genug empfinden, wenn wir ein stilles häusliches Leben führen, und uns bestreben werden, den armen Vater zu zerstreuen."

„Ja, ja," nickte der alte Richter hinzu.

Und so sollte es auch sein. Richard wurde bald Herr und Meister im Hause, denn der Richter war gänzlich unfähig, das Haus zu regieren. Richard hatte auch in sozialer Beziehung seine frühere Stellung eingenommen und sich die Liebe und Achtung von ganz West-Lynne erworben.

Dieses West-Lynne, stets extrem in allen seinen Kundgebungen, überhäufte und erdrückte ihn fast mit Ehrenbezeugungen und Aufmerksamkeiten aller Art. So gestaltete sich das „Wäldchen" zu dem schönsten Ideal glücklicher und befriedigender Häuslichkeit, und Mrs. Hare dankte ihrem Gotte aus tiefinnerster Seele für diese wunderbare Fügung. Auch Richards Herz dürfte von ähnlichen Gefühlen beseligt gewesen sein.

Jetzt nur noch ein Wort über den in der Gefängnißzelle zu Lynnebourg schmachtenden Verurtheilten. Das Todesurtheil wurde, wie dieß gleich vorauszusehen war, nicht vollzogen, sondern in lebenslängliche Kerkerstrafe verwandelt. In diesem gemilderten Urtheil hat Sir Francis eine noch größere Entwürdigung, so wie Lady Levison eine gräßliche Enttäuschung gefunden. Es wäre zwecklos, hier die Wahrheit ganz verschweigen oder auch nur im Geringsten daran mäkeln zu wollen. Nur noch ein schwacher Hoffnungsschimmer durchzuckte Lady Levison's Seele, dieß war der Gedanke an den verhängnißvollen Moment, in welchem das irdische Band, das sie und ihr unglückliches Kind an den Elenden fesselte, für immer zerreißen würde und sie nach einem verborgenen Winkel der Erde sich zurückziehen, mit ihrem Kinde in stiller Einsamkeit leben und ihn, sein Verbrechen und sein Ende auf ewig vergessen könnte. Aber das böse Geschick hat es nicht so haben wollen; er sollte nicht für immer gehen, auf ewig vergessen und sie und ihr Kind sie sollten noch fort an ihn gebunden sein.

Digitized by Google

Und er, er beneidete den todten Hallijohn, so schauerlich kam ihm seine Zukunft vor. In der That eine sehr hübsche Aussicht! Der galante Sir Francis Levison in Ketten gefesselt, in Gesellschaft seiner Kerkergenossen schwer arbeitend! Was sollte mit seinen Diamanten, was mit seinen parfümirten Sacktüchern, und was mit seiner zarten blendend weißen Hand geschehen? Er könnte wohl mit der Zeit, wie ihm der Kerkermeister in Aussicht stellte, einen Auswanderungsschein erhalten und sich nach den Kolonien deportiren lassen.

Diese in Aussicht gestellte Erleichterung entzückte ihn jedoch so wenig, daß er es schier vorgezogen hätte, jetzt gleich gehängt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben.

(Fortsetzung.)

Der Erbe hatte genug gehört. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, während Wassilij sich auf einen Wink entfernte, um das Pferd zu besorgen. „Michail!“ sprach er endlich stillstehend und sein Auge blickte entschlossen und drohend: „Der Rang als Oberst wird den verarmten Edelmann vergessen lassen und überall die Pforten öffnen. Ich zahle dem Baron Godunow und seinem Sohne meinen Dank mit gleicher Münze heim. Olga wird aus ihren Klauen befreit und sollte es mein Leben kosten.“ — — —

Der Graf richtete sich nach einiger Zeit frei im Bette auf und sah tief bewegt, mit freudigem Stolze in die Vergangenheit. Durch seine ernsten Züge zog es warm und leuchtend wie Frühlingssonnenschein. Vor seinen Augen öffneten sich prunkende Salons, die Elite des Adels tummelte sich auf den spiegelglatten Parquets. Ihr Zentralpunkt war ohne Zweifel ein junger Krieger, dessen anmuthige Erscheinung die reiche Uniform und der funkelnde Stern auf der Brust noch mehr hervorhoben. Er entsprach mit soldatischer Würde, aber auch mit seltener Leichtigkeit und Eleganz den von allen Seiten gestellten Anforderungen. Die Landjunker buhlten um seine Freundschaft und erschöpften sich in Einladungen. Spekulative Mütter verfolgten die Heldengestalt mit hohem Interesse, wohl berechnend, daß ein Oberst in diesen Jahren, von altem Geschlechte, dem der Ruf der Tapferkeit voranging, zu den höchsten Ehrenstellen im Reiche berufen sein mußte. Vielleicht weniger berechnend, aber um so sehnsuchtsvoller sahen die Töchter in den reichsten Toiletten prunkend, so oft es unbemerkt geschehen konnte, nach dem stattlichen, galanten Offizier und lächelten noch einmal so holdselig, wenn er zur Unterhaltung oder zum Tanze herantrat.

Nur eine junge Dame saß vereinsamt, verlassen vom Strudel der glänzenden Welt unberührt. Sie glich einer frisch erblühten Rose, die muthig, voll sehnender Lust die zarte Knospenhülle sprengte, um bei dem ersten Blicke ins Leben einem grausamen Spätfroste als Beute zu fallen. Aeltere Damen nickten ihr manchmal mitleidig zu, und Baron Stanislaw, ein junger abgelebter Kahlkopf, den die Spieltische mehr fesselten, trat nur selten auf Augenblicke heran, um mit einem stummen Neigen des Hauptes oder wenigen kalten Worten wieder verabschiedet zu werden. Das holde Gesichtchen schien abwechselnd, wie in tiefe Gedanken versunken, und ließ während des Tanzes Paar um Paar theilnahmlos vorüberschweben. Traf aber das forschende, lebensvolle Auge des gefeierten Helden in dasselbe, so senkte es sich hocherröthend, mit innerem Beben zu Boden.

Es waren die weiten Säle des Schlosses Ruda, welche sich heute, wenn auch zuletzt, für ein Fest zu Ehren des heimgekehrten Kriegers geöffnet hatten. Olga konnte ohne großes Aufsehen dem Balle unmöglich entzogen werden.

Mitternacht brachte eine kurze Pause. Godunow, der Vater, überwachte die Vorbereitungen zum Souper, sein Sohn konnte sich vom Gold und Kartenspiel nicht mehr trennen. Oberst Kosinsky hat so eben, wie um den Anstand gegen das gräfliche Haus zu genügen, mit seiner Jugendgespielin, der reizenden Olga in dem einfachen, weißen Kleide, einen lebenden Myrthenzweig im dunkeln Haare, zum Erstenmal getanzt und geleitet seine Tänzerin in ein anstoßendes Gemach. Ein letzter Blick tiefinnersten Einverständnisses, und ohne eine Sylbe zu sprechen, von Niemand beachtet, führt er die Jungfrau, welche sich ängstlich an ihren Begleiter schmiegt, auf eine Allee, die in den Garten geht und sperrte die Glasthüre hinter sich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Gravenstein, 15. April.

Der Lauf der nunmehr einmonatlichen Belagerung Düppels, wenn man die Operationen der preußischen Armee im Sundewitt so nennen will, hat seinen Zenith überschritten; schon seit mehreren Tagen ist der Artillerie-Angriff so weit vorgeschritten, daß er seinen Resultaten nur das negative des Erhaltens des Status quo der Schanzen zufügen kann. Alles, wogegen die Zerstörungswuth der Geschosse einen wirksamen Boden findet, ist getroffen. Nur das Unbewegliche ließ ihnen der Feind zum Ziel, dieß haben sie vernichtet; seine Geschütze hat er uns nicht länger Preis gegeben, sie

Digitized by Google

stehen in vorläufiger Sicherheit. Ja, schon dehnt unser linker Flügel seine Aufgabe aus und bereitet den Uebergang unserer Truppen auf die schönste Insel Schleswigs vor durch Vernichtung der Schanzen über dem Alsensund, durch Verheerung der Baracken und anderer Feindesnester und durch Zerstörung der Brücken von Sandberg her. Viel weiter als bisher kann sich die Vorbereitung des Sturmes durch die Geschütze nicht erstrecken, wohl können durch sie noch einige Pallisaden umgeworfen und einige gefährliche Scharten vernichtet werden, ihr Hauptwerk aber ist gethan. In der letzten Nacht nun hat der Pionier oder der Erdarbeiter im Allgemeinen sein letztes Wort gesprochen, er hat die dritte und letzte Parallele mit derselben Auszeichnung wie bisher begonnen, sie während des heutigen Tages vollendet und so mögen in ihren 20 Fuß breiten Gängen sich denn bald die Sturmkolonnen sammeln und der Welt zum zehnten und zwanzigsten Male zeigen, wie man Schanzen nimmt, auch wenn sie von allen Mitteln der Fortifikation vertheidigt werden. An das Ausheben der dritten Parallele knüpft sich abermals ein Lob für unsere Waffen; auch der Abend des 13. April, des Wiegenfestes unseres greisen Obergenerals, ist ein Ehrentag für Preußen und für das 60. Regiment insbesondere. Diesem wurde der Befehl, den Feind am Abend um 300 Schritt zurück zu werfen, d. h. den Schanzen sich auf eben so viel Distance zu nahen, dann einzulogiren und den Vorpostendienst in gewohnter Weise mit Sorgfalt zu übernehmen. Bald nach dem Verschwinden der Dämmerung rückte das Bataillon v. Jena dieses Regiments vor, von den vier Kompagnieen jede für sich; geräuschlos verließen die Truppen die Parallele, kühn drangen sie auf den überraschten Feind trotz dessen heftigen Feuers vor, die ersten Abtheilungen stumm und ohne Schuß bis auf die befohlene Distance, die folgenden gefechtsthätig dicht dahinter. Zwei Kompagnieen Pioniere des dritten Bataillons waren attachirt, die Hälfte schuf im Nu die Gräben für die vordersten, die anderen fochten wacker mit. (Selten werden Pioniere sich mehr als brave Soldaten und Fachtruppen zugleich bewähren, als die preußischen im zweiten dänischen Feldzug. Sie fechten, wie sie arbeiten. Seit dem 14. stehen sie jede Nacht im Feuer, doch das stört sie nicht mehr in dem stummen Werk, desto lauter aber sei der Beifall, den wir ihnen zollen.) Wieder zeigten die braven Märker der Brigade Canstein, daß es kein Halten gibt, wenn sie vorgehen. Ohne Rast flohen die Dänen, noch rascher folgte man ihnen und überholte 150 Gefangene. Allein das Feuer der Infanteriemassen in den Schanzen, so wie schnell herbeigeschaffter Feldgeschütze, bereitete ihnen große Verluste. Schwer getroffen stürzte der brave Major v. Jena, bald der Hauptmann v. Redern und als einer der Ersten der jugendliche Lieutenant v. Seydlitz, mit ihnen mancher Brave. Allein da, wo sie stehen, bleiben sie und nisten sich ein. Dieses Werk ist bald gethan und kein Ausfall vermag es, das eroberte Terrain dem Feinde wiederzugeben. Heute Nacht nun hob das 24. Regiment die dritte Parallele mit wunderbarer Schnelligkeit aus, so daß selbst der um halb 12 Uhr beginnende vereinzelte Kartätschenhagel die Unseren bereits in sicheren Gruben fand. Während des Tages wurde nun die Parallele ausgearbeitet, so daß sie Raum bietet für die Ansammlung größerer Truppenkörper. Der Vorpostendienst, so nahe im feindlichen Gewehrfeuer muß jetzt sehr streng gehandhabt werden. Das Ablösen ist enorm erschwert, denn kaum zeigt sich ein Kopf oder eine Hand, als auch der Feind bereits eine Kugel sendet. Unser Artilleriefeuer scheint heute seine ganze Stärke nur auf dem linken Flügel bewahrt zu haben. Hier findet dasselbe eine reiche Nahrung aus den täglich sich mehrenden, noch nicht zum Schweigen gebrachten, Alsener Batterien. Unsere 20 gezogenen Geschütze kanoniren sich mit ihnen unermüdlich und erfolgreich herum, und finden dabei noch Zeit genug, einige Granaten nach den Sonderburger Brücken zu werfen, welche indeß heute noch nicht gelitten haben, da es sehr schwer hält, sich aus einer Entfernung von 1 Meile auf ein so kleines Ziel einzuschließen. Die Gammelmarker Batterien machen sich unausgesetzt mit den Kommunikationen zwischen den Schanzen und mit der zweiten neuerbauten Defensionslinie zu schaffen. Der Feind muß eben nirgends und zu keiner Zeit Ruhe finden vor unseren Geschossen. Der auch von mir als Gerücht gemeldete Tod des Hauptmanns v. Rüstow, 8. Brigade, hat sich, Gott sei Dank, als Fabel erwiesen. Während des Parallelenbaues hatte das unermüdliche 35. Regiment die Deckung der Arbeiter übernommen und während der Nacht gut Wache gehalten. Nur ein Mann wurde ganz leicht durch eine Gewehrkugel verletzt. So ist denn der Tag da, welcher die gerühmte Position, den Stolz Dänemarks, in unsere Hände geben wird. Schon üben unsere Truppen sich täglich im Ueberwinden all' der künstlichen Hindernißmittel, welche der Feind Zeit und Geschick gehabt hat, ihnen zu bereiten. Sie werfen mit Heu gefüllte Säcke über Eggen und Cäsarpfähle und eilen im Sturmschritt über dieselben hinweg, während andere mit Axt und untergehaltenem Eisen ihre Studien im Zerhauen von Drähten machen; selbst das Kleinste wird geübt, damit der große Tag die Leute nicht unvorbereitet finden möge. Wünschen wir ihnen, daß ihre Ungeduld keine lange Probe, ihr Muth seinen Lohn finde! (Köln. Ztg.)

Mannigfaltigkeiten.

— Münchener Blätter berichten folgende Episode aus einer oberbayerischen Schwurgerichtssitzung. Ein hüb-

Digitized by Google

scher, junger Bauernbursche von 24 Jahren, Xaver Mühlbauer, ließ sich durch seine Vorliebe für saubere Kleidung verleiten, seinem Dienstherrn, dem Andrä-bauern Xaver Hankl, aus einem hölzernen Kasten eine verschlossene eiserne Geldkiste mit einem Inhalte von circa 1650 fl. zu entwenden. Es ergab sich anfänglich nicht der geringste Verdacht gegen irgend Jemanden, namentlich nicht gegen den ausgezeichnet beleumundeten Mühlbauer. Im Oktober ging dieser zur Kirchweihe in seine Heimath. Bei dieser Gelegenheit aber veranlaßte der Polizeisoldat Hornberger in Pfaffenhofen a. J. seine Verhaftung, weil der Ankauf einer goldenen Kette im Betrage von 48 fl. dessen Verdacht, der sich durch die große, von Mühlbauer mitgehabte Baarschaft von 234 fl. noch verstärkte, erregt hatte. Der Bestohlene selbst, Hankl, ein gutmüthiger alter Bauer, schildert den Xaver Mühlbauer als brav und fleißig, nur habe er eine große Lust zu schönen Kleidern und Schmucksachen gehabt. Auch vor dem Schwurgerichte hat den jungen Verbrecher seine Eitelkeit nicht verlassen, er streicht seinen Filzhut und betrachtet wohlgefällig seine sauberen, reich mit großen Silberknöpfen besetzten Kleider. Als es sich um die Gegenstände handelte, welche ihm abgenommen wurden, u. A. auch eine silberne Zylinderuhr mit goldener und silberner Kette, sieben goldene Ringe und ein vollständiges silbernes Eßbesteck, da meinte er, er wolle zwar gern Alles hergeben, um den Schaden wieder gut zu machen, „aber", sagte er zu Hankl, „wenn Du mir's schenken thätest, thäte es mich recht sehr freuen". „Nun", erwiderte der Alte, „Xaverl, Du weißt, daß ich Dir immer gut war, ich will Dir's halt schenken." Bei diesen Worten erhellte ein Freudenstrahl das Gesicht des jungen Burschen. Gleichmüthig hörte er das Urtheil an, welches ihn zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte, gab dem Bauer die Hand und verließ lächelnd, weil er doch Uhr, Ketten, Ringe ꝛc. behalten dürfe, den Saal.

Die „N. A. Z." bringt folgende offiziöse Mittheilung: Schon vor einiger Zeit ist auf die große internationale Bedeutung hingewiesen, welche eine Verbindung der Ost- und Nordsee durch einen geräumigen, für Kriegs-, Handels- und Seeschiffe aller Art passirbaren Kanal für sich in Anspruch zu nehmen hat. Verschiedene Projekte sind namentlich seit dem Jahre 1848 hervorgetreten. Keines derselben ist jedoch zu genügender Vorbereitung, noch weniger zur Ausführung gelangt. Die gegenwärtigen Verhältnisse scheinen geeignet, der Frage wieder näher zu treten. Die preußische Regierung hat im Interesse des Handels der Ostseehäfen und der betheiligten Nationen die jetzige Zeit zu benutzen gesucht, um ihrerseits der Sache förderlich zu sein. Zunächst kam es darauf an, durch einen tüchtigen und bewährten Wasserbau-Techniker eine Vorprüfung zu veranlassen, in welcher Richtung das Projekt am leichtesten und bequemsten auszuführen sein, wie hoch ungefähr sich die Kosten belaufen werden, und welcher Ertrag ohne erhebliche Belastung des Handelsverkehrs zu erwarten sein wird. Zu diesem Behufe hat sich der geheime Oberbaurath Lentze im Auftrage der preußischen Regierung an Ort und Stelle begeben. Die Bundeskommissarien in Schleswig werden demselben bei den anzustellenden Untersuchungen volle und bereitwillige Unterstützung gewähren. Zunächst ist Herr Lentze beauftragt, Vorschläge über die Nivellements und sonstigen technischen Vorarbeiten zu machen, welche für die in Aussicht zu nehmende Kanallinie erforderlich sein würden. Die Ausführung selbst wird, wie dieß auch schon bei früheren Projekten beabsichtigt war, einer Aktiengesellschaft überlassen sein. An Theilnahme hiefür wird es nach der angebahnten Beschaffung gediegener Unterlagen und bei dem weitgreifenden Interesse an der Sache nicht fehlen.

[Eine seltsame Todesahnung.] In der vorigen Woche ereignete sich in Krefeld im frohen Kreise ein erschütternder, plötzlicher Todesfall. Eine Gesellschaft Damen saß Nachmittags beim Kaffeetische, als im Laufe der Unterhaltung eine etwas ältliche Dame bei Erwähnung eines am Tage vorher vorgekommenen Todesfalles einer Freundin die Bemerkung machte, sie habe kaum geglaubt, die Betreffende zu überleben. Kaum hatte sie diese Worte gesagt, als sie plötzlich erbleichte und zum Schrecken aller Anwesenden leblos von ihrem Stuhle sank. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben so unerwartet schnell ein Ende gemacht.

[Die „Göttin der Vernunft" gestorben.] Bekanntlich wurde in den Tagen der ersten französischen Revolution in Paris ein leichtfertiges Frauenzimmer als „Göttin der Vernunft" verehrt. Ein Zeitungsblatt aus dem Elsaß brachte vor Kurzem die Nachricht, daß diese Person am 30. Septbr. v. J., 90 Jahre alt, gestorben sei. Es wird hinzugefügt, sie sei blind, lange Zeit verrückt und viele Jahre hindurch eine Bettlerin gewesen.

Geschichtskalender. 21. April 1809. Lebhaftes Gefecht einer bayerischen Heerabtheilung und der Franzosen unter Davoust bei Schierling gegen den Erzherzog Karl von Oesterreich. (König Ludwig I., Deroi, Muffel, Hohenhausen u. A.) — Heftiges Treffen von Landshut, wobei die übrige bayerische Armee sich ebenfalls tapfer auszeichnet. (Wrede, Zandt u. A.)

21. April 1812. Errichtung des allgemeinen Reichsarchivs.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 97 Freitag, 22. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Sechszigstes Kapitel.

Bis in die Ewigkeit.

Barbara war in einem Seebade und Lady Isabella auf ihrem Krankenlager, mit dem Tode ringend.

Das alte Sprichwort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt," sollte hier abermals seine Bewährung finden.

Lady Isabella hatte nur darum eingewilligt, während Mrs. Carlyle's Abwesenheit noch in Ost-Lynne zu bleiben, um noch länger bei ihren Kindern sein zu können. Dieser stille Wunsch ihres Herzens wurde durch Mr. Carlyle's Verfügung leider gänzlich vereitelt. Um sie in dem ungestörten Genusse der für sie so nöthigen Ruhe zu lassen, hatte er nämlich angeordnet, daß Lucy und Archibald einstweilen bei Miß Cornelia untergebracht werden sollen, und sie, die arme Gouvernante, konnte und durfte natürlich nicht sagen: „Lasset sie bei mir hier". Lady Isabella hatte sich, wie wir wissen, vorgenommen, Ost-Lynne, noch bevor ihre letzte Stunde geschlagen, zu verlassen; aber das Schicksal hatte es anders gewollt. Der Tod war mit Riesenschritten herangerückt und hatte ihren Rückzugsplan ganz vereitelt. Gleich ihrer Mutter erlosch auch ihr Leben schnell und unerwartet, „wie ein verglimmendes Lichtstümpchen".

Wilson befand sich bei Mrs. Carlyle, während Justine bei ihr zu Hause geblieben war.

Barbara hatte den nächstgelegenen, kaum dreißig Meilen von Ost-Lynne entfernten Badeort gewählt, und es auf diese Weise ihrem Gatten ermöglicht, sie häufig des Abends besuchen und des Morgens wieder zu seinen Geschäften zurückkehren zu können. Natürlich bekam er sehr wenig von Ost-Lynne zu sehen, wo er auch nur einige flüchtige Besuche machte. Von Sonnabend bis Mittwoch der zweitfolgenden Woche war Mr. Carlyle nicht ein einzigesmal in seinem Hause gewesen, und in diesem kleinen Zwischenraume hatte sich Lady Isabellas Zustand bedeutend verschlimmert und einen sehr gefährlichen Charakter angenommen. Am Mittwoch sollte Mr. Carlyle zu Hause speisen und auch daselbst übernachten.

Justine war vor Aufregung schier wahnsinnig oder wenigstens sehr nahe daran. Lady Isabella lag im Sterben, und was sollte aus dem Geheimniß werden, das sie bisher so sorgsam verschwiegen; die Ueberzeugung hatte sich ihr aufgedrängt, daß mit dem Tode Lady Isabellas Alles verrathen werden müßte, und wer weiß, ob ihre Herrschaft ihr nicht Vorwürfe darüber machen werde, daß sie das Geheimniß nicht zur rechten Zeit entdeckte. Und könnte sie am Ende nicht auch beschuldigt werden, dieses Komplot entweder selbst angestiftet oder mindestens es von vornherein begünstigt zu haben? Unzählige Male hatte sie im Sinne, um Miß Corny zu schicken und ihr Alles zu entdecken.

Die Nachmittagsstunden schwanden rasch dahin und mit ihnen auch Lady Isabellas Kräfte. Justine war zu ihrer Pflege im Zimmer. Lady Isabella, die den ganzen Tag über in Ohnmachten gelegen, befand sich zur Stunde etwas besser. Sie saß halb aufrecht im Bette, einen weißen Kaschmirshawl um die Schulter und die Nachthaube auf. Die Fenster standen weit offen, um frische Luft, welche Lady Isabella so gierig einathmete, hereinströmen zu lassen.

Die lautlose Stille der erquickenden Sommerluft wurde plötzlich durch das Rauschen herannahender Fußtritte gestört. Sie drangen sogar bis zu ihren Ohren, denn sie war noch im vollen Besitze ihrer ungeschwächten Sinne. Eine hektische Röthe überflog plötzlich ihre bleichen Wangen. Justine, welche am offenen Fenster stand, schaute hinaus. Es war Mr. Carlyle.

„Justine!" klang es vom Bette in einem heftigen und ungestümen Tone herüber.

Justine wendete sich sogleich um.

„Mylady?"

„Ich würde ruhiger und zufriedener sterben, wenn ich ihn sehen könnte."

„Ihn sehen!" rief Justine ganz erstaunt aus, ihren eigenen Ohren kaum trauend. „Mylady! Ihn sehen? Mr. Carlyle?"

„Was liegt am Ende daran? Ich zähle ja ohnedieß schon zu den Todten. Glaubst Du, ich hätte es verlangt oder auch nur gewünscht, wenn mich noch sonst etwas an das irdische Leben gefesselt? Jahrelang nagt dieses sehnsüchtige Verlangen an meinem absterbenden

Digitized by Google

Herzen und verlängert meine Todesqualen, indem es nur den Tod hinhält."

„Das kann nicht sein, Mylady," war ihre entschiedene Antwort. „Es darf nicht sein. Es ist etwas Unmögliches."

Lady Isabella brach in einen Strom von Thränen aus. „Ich kann vor Gram nicht sterben," jammerte sie, „Du hast mir meine Kinder vorenthalten, weil ich mich verrathen würde. Und nun hältst Du auch meinen Gatten zurück. Justine, Justine, laß mich ihn sehen!"

„Ihren Gatten! Armes Wesen!" Justine war in einer peinlichen Lage, aber dennoch standhaft und fest entschlossen. Ihre Augen waren mit Thränen des Mitleides gefüllt, aber sie glaubte die Treue und den Gehorsam gegen ihre Gebieterin zu verletzen, wenn sie Mr. Carlyle in die Nähe seiner früheren Frau bringen würde. Und am Ende, dachte sie, würde es zu nichts führen, und nur Verwirrung im Hause stiften.

Plötzlich wurde an der Thüre geklopft. Justine rief „herein", die beiden Dienstmädchen Hanna und Sara waren die einzigen, die in das Krankenzimmer zu kommen pflegten, aber keine von ihnen wußte, daß Madame Vine, früher Lady Isabella geheißen. Sara steckte ihren Kopf hervor.

„Der Herr verlangt nach Dir, Justine."

„Ich werde gleich kommen."

„Er ist im Speisesaal, ich habe eben Master Arthur zu ihm heruntergetragen."

Als Justine im Speisesaal eintrat, trug Mr. Carlyle wirklich den kleinen Arthur auf dem Rücken herum. Master Arthur war, wie Wilson sich auszudrücken pflegte, „ein kerniger, handfester Junge."

„Was macht Madame Vine, Justine?"

Justine war in Verlegenheit und wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Sie ist sehr krank." „Geht es ihr schlechter?"

„Herr, ich fürchte, sie ist zum Sterben."

Mr. Carlyle setzte in seiner Bestürzung den kleinen Jungen auf den Boden.

„Zum Sterben!"

„Ich glaube kaum, daß sie es noch bis morgen aushält."

„Wie, was ist ihr geschehen?" rief er etwas bestürzt aus.

Justine gab gar keine Antwort. Sie war ganz blaß, und man konnte ihr die Verwirrung vom Gesichte herunterlesen.

„Hast Du den Doktor Martin holen lassen?"

„O nein, Herr, es würde nichts nützen."

„Nichts nützen!" wiederholte Mr. Carlyle mit schneidender Betonung. „Behandelt man in solcher Weise sterbende Leute? In der bloßen Voraussetzung, daß ärztlicher Rath nichts nützen würde, einen Menschen ruhig sterben zu lassen! Wenn Madame Vine wirklich so bedenklich krank ist, wie Du sagst, so muß augenblicklich eine telegraphische Depesche an Doktor Martin abgehen. Aber es ist besser, ich sehe sie früher an," sagte er, indem er eine Bewegung gegen die Thür machte.

In ihrer peinlichen Angst hatte Justine den Muth gewonnen, sich mit dem Rücken gegen die Thür zu stemmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung.)

„Die Leiter ist angelegt — nur Muth und Vertrauen, Olga!" haucht er, schwingt sich über die Brüstung, hebt die zitternde Jungfrau wie ein Kind auf seinen Arm und steigt langsam hinab.

„Sie klettern ja vorzüglich, Herr Oberst", zischelt ihm beim ersten Tritte auf den Boden eine tückische Stimme in's Ohr und eine Hand legt sich fest auf seinen Arm.

„Und schlage noch besser", lautet die Antwort, von einem blitzschnellen, fürchterlichen Faustschlag begleitet, der den Dänen besinnungslos in den Sand streckt. Der Oberst eilt mit seiner süßen Bürde durch den Garten. Iwan Olga's Diener, zügelt die ungeduldigen Pferde, Maria, seine Schwester, wirft der Herrin einen Pelz über. „Fertig!" ruft Kosinsky und Roß und Wagen jagen in sausendem Fluge dahin.

Als die ersten Lichtstrahlen im Osten aufblitzten und die Sterne erbleichen ließen, trat ein glückliches Paar, das so eben der Priester getraut hatte, aus der niedrigen Kapelle eines kleinen Dorfes, bestieg von Iwan und Maria beglückwünscht, den Wagen wieder und setzte die Reise nach St. Petersburg fort.

In weiter Ferne zerrannen die letzten Staubwölkchen, welche das Gefährte aufwirbelte, als zwei Reiter auf schaumbedeckten Rennern an das Kirchlein sprengten, aus dem der Pope trat.

„Es ist zu spät!" knirschte der Aeltere und ballte drohend die Faust nach den Flüchtigen.

„Für diesen Akt", antwortete der Jüngere mit stoischer Ruhe.

„Es ist zu spät, sag' ich. Den frechen Raub könnte man ungeschehen machen, aber wie die geschlossene Ehe?"

„Durch meine Wissenschaft. Sie ist mächtiger als Menschenhände, sie wirkt im Stillen und wird beide vernichten. Die Praxis muß die Theorie krönen." Er wandte sein Roß und der kalte, teuflische Zug in dem aschfarbenen Gesicht sagte, daß er Wort halten werde — — —.

Der Kranke war in seine Kissen zurückgesunken. Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner Brust, die Schatten des Todes schienen bereits das bleiche

Digitized by Google

Antlitz zu decken. Dort lag die traute, reizende Idylle, wo er mit Olga gelebt hatte, wo jedes Blatt und jede Blüthe Zeuge seines reinen Glückes war. Ein strenger Befehl rief ihn nach wenigen Monaten zur Armee. Er ahnte, woher der Schlag kam, und vertraute die theuere Gattin, welche das Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trug, dem Schutze eines Freundes.

Wiederum umgaben den jungen Obersten Pulverdampf, das Tosen der Schlachten, das Schreien der Kämpfer, das Jammern und Röcheln der Sterbenden und Verwundeten. Die Ernte des Todes stieß ihn jetzt mit Entzücken zurück, eine dunkle Ahnung trieb ihn ruhelos weiter. Endlich gelang es ihm, trotz aller Hindernisse mit List und Gold das starre Band des Dienstes zu sprengen. Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte der Gatte durch die weiten Steppen des russischen Reiches, ohne Ruhe und Rast, bis ihm die Thürme von St. Petersburg im Abendsonnengold entgegen blinkten. Noch eine Stunde und er stürmte durch das Landhaus — es war öd und verlassen. Einzelne fremde Gestalten, die er nie gesehen, scheuchten davon. Er stürzte in Olga's Zimmer — ein Schrei des Entsetzens durchzitterte die Luft, er brach vor ihrem Bette in die Kniee. Da lag die junge, rosige Frau, die blassen Rosen des Todes auf den zarten Wangen, die Augen gebrochen, die Lippen wie zum letzten Gruße an den Fernen halb geöffnet, Maria, die treue Dienerin, kauerte am Boden. Sie kroch heran, legte ein Kindlein auf den Arm ihres Herrn und fiel schwer zurück, um unter schrecklichen Konvulsionen den letzten Seufzer auszuhauchen.

Welche Feder vermag den verzweiflungsvollen Schmerz des unglücklichen Gatten zu schildern? Er brauchte Stunden lang, um sich aus der ersten dumpfen Betäubung zu erholen und sein Kind, das kein Lebenszeichen von sich gab, zu einem Arzte in Pflege und Sicherheit zu bringen. Rache war sein zweites Endziel, blutige Rache an dem treulosen Freunde — ein furchtbarer Gedanke durchzuckte sein Gehirn. Er beschied unter fremden Namen den nichts Ahnenden an einen abgelegenen Ort und zwang ihn zum Kampfe auf Leben und Tod. Der erste Ausfall des furchtbar Ergrimmten warf den Verräther blutend in den Sand. Er setzte ihm die Degenspitze zum Gnadenstoße auf die Brust.

Der Elende wand sich im Staube und flehte um Erbarmen, wichtige Enthüllungen verheißend, wenn ihm das Leben geschenkt würde.

„So sprich!" herrschte ihm der Sieger finster zu, ohne ein Versprechen zu geben. Die Degenspitze zuckte.

„Ich bin ein Verführter, Kostinsky, ein unglücklicher Spieler. Ich verlor schwere Summen im Hazard und plünderte die Regimentskasse. Entdeckung, Degradirung und Sibirien drohten über meinem Haupte. Meine Lage war entsetzlich. Da rettete mich ein Mitspieler, der junge Baron Godunow, mit einer hohen Summe und half mir sogar zur Beförderung. Als Ersatz mußte ich ihm den Schutz über Deine Familie abtreten, da er fest behauptete, Du würdest nie wiederkehren."

Der Oberst neigte bedeutungsvoll das Haupt. Der ganze, schwarze Plan lag offen vor seinem Geiste. „Weiter!"

„Ich wußte damals nicht, daß Stanislaw Dein Nebenbuhler war, daß die Schlösser Ruda, Halic und Tschadowitsch unter seinem Scepter die reichste Herrschaft Livlands werden sollten, daß er im Strudel des französischen Lebens Zeit fand, ein Naturforscher zu werden, und daß sein Werk über geheime Gifte von der Pariser Akademie gekrönt wurde."

„Nur zu! Weiter!" Der Arm des Siegers hob sich drohend.

„Als ich dieß Alles erfuhr, war es zu spät. Ich befand mich ganz in der Gewalt des Furchtbaren. Eine unbedachte Aeußerung seines vertrauten Famulus, eines Dänen, der hier für Deinen Diener Iwan, den man mitten in der Nacht aushob und unter die Soldaten steckte, die Aufsicht führte, öffnete mir die Augen. Ich konnte Deine Gattin nicht mehr retten. Sie starb so wenig eines natürlichen Todes, als ihre Zofe, wiewohl alle Aerzte der Welt vergebens nach Giftspuren in ihren Leichen suchen werden. Du bist sammt Deinem Kinde, welches die Wirkungen des Giftes überdauerte, zu gleichem Loose bestimmt, um der Familie Godunow, als den nächsten Verwandten Olga's, freie Bahn zu geben."

Der Sieger zog den Degen zurück und sann einige Augenblicke nach, während der tief gesunkene Offizier sich vom Boden aufraffte. „Du trägst die Mitschuld an einem Morde," sprach endlich der Oberst düster, „aber um meines Kindes willen sei Dir das Leben geschenkt. Ich erwarte dagegen, daß Du den schmachvollen Verrath nach Kräften sühnen wirst, daß Du, ohne mit den Godunow's zu brechen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit in meine Dienste trittst und mich rechtzeitig vor ihren Anschlägen warnst. Ich wiege jede Nachricht mit Gold auf."

„Behalte Dein Gold — ich spiele nie mehr. Mein Leben gehört Deinem Kinde. Und damit Du sogleich den Ernst meines Willens und meiner Reue siehst, so sage ich Dir: Flüchte! flüchte in ferne Länder und halte Dich streng verborgen, wenn Du Dein und Deines Kindes Leben, wenn Du Euer Vermögen retten willst! Deine Feinde stehen an der Spitze der herrschenden Partei im Reiche, und jede Klage gegen sie wird Dich nach Sibirien oder noch schlimmere Wege führen. Flüchte und scheue keine Vorsicht, um selbst in weitester Ferne ihrer geheimen, teuflischen Macht zu entgehen."

„Ich folge Deinem Rathe. Befreie Iwan und sende ihn nach London. Um tausend Rubel wird ihn sein Kapitän als „gefallen" in die Liste eintragen — — —."

(Fortsetzung folgt.)

Wahrheit und Recht.

(Gedichtet bei Gelegenheit der Abendunterhaltung des Münchener Männer-Turnvereins zur Unterstützung kriegsbeschädigter nothleidender Schleswig-Holsteiner am 6. April 1864.)

Es tönt ein Wahlspruch, herzerhebend,
Durch unf'rer Zeiten trübe Nacht,
Ein heiliges Vermächtniß, lebend
In Leid und Schmerz mit Trostesmacht.
Verkündiger der Gotteslehre,
Und die ihr Recht und Urtheil sprecht,
O wahrt das Königswort, das hehre:
Für Wahrheit und für Recht.

Es ist, an dem wir halten wollen,
Das Heil, und das soll fortbesteh'n!
Wie mächtig die Geschicke rollen,
Und dräuend hoch die Wogen geh'n.
In Stürmen stark und stark im Frieden,
Es sei die Losung im Gefecht,
Es sei dem Volk im Rath beschieden:
Die Wahrheit und das Recht.

Und was Gewalt dagegen richte,
Was Trug und List ersinnen mag,
Es dringt hindurch — es muß zum Lichte
Die Wahrheit doch mit einem Schlag.
Mit Muth und freudigem Vertrauen,
Und niemals einer Willkür Knecht,
So schauen wir getrost und bauen:
Auf Wahrheit und auf Recht.

Halt fest, o deutsches Volk, für immer,
Halt fest an diesem großen Wort!
Es ist der stolzen Hoffnung Schimmer,
Es ist der Freiheit edler Hort;
Und wenn es bald zur That geworden,
Und uns am kecken Feinde rächt;
Dann tönt's im Süden und im Norden:
Für Wahrheit und für Recht!

Sag's grauend Schlachtfeld deinen Todten
Und durch der Wunden Leidensnacht
Sprech's wie gehaucht von Himmelsboten,
Daß noch geschafft wird und gewacht;
Daß ihr vergeblich nicht gelitten,
Daß ihr verhaßte Fesseln brecht.
Daß noch erkämpft wird und erstritten;
Die Wahrheit und das Recht.

Steht fest für dieses Ziel zusammen!
Und für und für mit Gut und Blut.
Die Jugend muß es hoch entflammen,
Und nähren noch des Alters Gluth.
Bald tönt's in aller Völker Zungen:
Das deutsche Volk, so treu und ächt,
Hat endlich seinen Sieg errungen:
In Wahrheit und mit Recht.

Dr. Hermann Lingg.

Mannigfaltigkeiten.

Der jüngst in Bern verstorbene Oberst Kurz wird in der Schweiz allgemein betrauert. Sind seine Eltern aus Württemberg (sein Vater stammte aus Reutlingen) in die Schweiz eingewandert, so war es ein nicht gering zu schätzendes Verdienst des Verstorbenen, wieder eine engere Verbindung der Schweiz mit Deutschland zu vermitteln. Er besonders war es, der die Verbrüderung der deutschen und Schweizer Schützen auf den Schützenfesten in Bern und Bremen, Zürich und Frankfurt anregte. Wie er in seiner Heimath als ein Mann von gerader, allen Extremen abholder Rechtlichkeit galt und in dem parteidurchwühlten Bern eine gedeihliche Fusion zu Stande brachte, so trat er auch auf dem Frankfurter Schützenfeste in der bekannten Metz-Wildauer-Episode versöhnend in den drohenden Riß. Persönlichen Muth, Tapferkeit, selbstvergessende Opferwilligkeit hat er nicht nur als Militär im Felde, sondern auch als Bürger überall bewährt, wo Noth und Unglück nach Hülfe rief. Wenn in Bern die Feuerglocke ertönte, war er immer der Erste auf der Brandstätte. Als vor einigen Jahren in der Morgenfrühe ein Engländer in dem Bärengraben einen so entsetzlichen Tod fand, der Wärter und die herbeigeeilte Menschenmenge rathlos am Rande des Grabens stand, jeden Augenblick erwartend, daß die wilden Bestien den Leichnam des Verunglückten verzehren würden, war es der beherzte Kurz, der in Begleitung seines Sohnes in den Graben hinabstieg und unter größter Lebensgefahr den Leichnam den Klauen der Bären entriß. Aehnliche Züge edlen Opfermuthes wären noch mehrere von ihm zu erzählen.

[Aelteste Zeitung.] In Pecking kommt eine Zeitung heraus, die ohne Zweifel die älteste in der Welt ist. Sie wird noch jetzt mit denselben typographischen Zeichen, in demselben Format und auf eben solcher gelben Seide gedruckt, wie vor tausend Jahren.

Geschichtskalender. 22. April 1715. Füssner Friede zwischen Oesterreich und Bayern, durch Colloredo, Fürstenberg und Seckendorf abgeschlossen, in welchem Kurfürst Maximilian Joseph III. allen Ansprüchen auf Karl's VI. Verlassenschaft zu Gunsten Marien Thereesiens entsagt.

22. April 1745. Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, und Maximilian, Kurfürst von Bayern, schließen Frieden.

22. April 1809. Schlacht bei Eckmühl, wobei die bayerischen Truppen sich hervorthun. König Ludwig I., damals Kronprinz von Bayern, zeichnet sich durch Unerschrockenheit und glückliche Führung, so wie durch Menschenfreundlichkeit gegen Verwundete und Gefangene, aus.

22. April 1813. General Kleist zieht sich nach Halle. — Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Schweden.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 98 Samstag, 23. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„O, gnädiger Herr, ich bitte um Verzeihung, aber — aber es wäre nicht recht. Bitte, gehen Sie ja nicht in ihr Zimmer!"

Mr. Carlyle dachte, Justine habe dieß in einem Anfalle von Prüderie gesprochen.

„Warum sollte ich nicht auf ihr Zimmer gehen?" frug er.

„Mrs. Carlyle würde es nicht gerne sehen," stammelte sie plötzlich erröthend hervor.

Mr. Carlyle stierte sie an.

„Was Ihr für sonderbare Begriffe habt. In Mrs. Carlyle's Abwesenheit ist es doch nöthig, daß sich jemand Anderer um sie kümmert. Ich glaube Du bist von Sinnen, Justine. Ich werde nach dem Mittagsmahl hinaufkommen, gehe und bereite Madame Vine darauf vor."

Der Mittagstisch wurde servirt. Justine hob den kleinen Arthur vom Boden auf und trug ihn zu Sara auf die Kinderstube. Ihre nervöse Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht. Was sollte, was konnte sie thun?

Mr. Carlyle hatte noch kaum zu speisen begonnen, als seine Schwester eintrat. Sie hatte mit den Wohnparteien eines ihrer Häuser einen kleinen Verdruß gehabt, und wollte ihm einen Streit erzählen. Bevor er sie noch anhören wollte, theilte er ihr mit, was ihm Justine so eben über Madame Vine gesagt, und bat sie dringend, sich sogleich zu ihr hinauf zu begeben.

„Zum Sterben!" wiederholte Miß Cornelia mit ironischem Lächeln. „Diese Justine ist in der letzten Zeit so ein Einfaltspinsel geworden, daß sie sich jetzt nicht mehr ähnlich ist. Ich begreife nicht, was mit dem Weibsbild vorgegangen?"

Sie legte Hut und Mantel ab und eilte rasch in die Krankenstube. An der Thüre derselben angelangt, pochte sie leise an. Justine, die darauf geantwortet, wurde leichenblaß, als sie Miß Corny hereintreten sah.

„Oh, Madame! Sie dürfen nicht hereinkommen," platzte sie in ihrer Angst und Verwirrung heraus, indem sie ihr den Weg versperrte.

„Wer kann mich hier zurückhalten?" fragte Miß Carlyle, nachdem sie eine gute Weile gebraucht hatte, um sich von der Ueberraschung erholen und ihren gewöhnlichen gebieterischen Ton anschlagen zu können. „Weg da, thörichtes Ding! Justine, ich glaube Dein Gehirn muß sehr erweicht sein. Unterstehe Dich und wage es noch einmal!"

Justine, welcher es an physischer Kraft gebrach, ihr Widerstand zu leisten, gab nach und wich von ihrem eingenommenen Posten zurück. Als Miß Carlyle in das Zimmer eingetreten, hatte Justine es zitternd verlassen.

Ach! Da war an kein Verhüllen und Verbergen mehr zu denken. Hier lag das fahle blasse Gesicht Lady Isabella's ganz frei von aller entstellenden Vermummung. Die grausammtenen Bänder, die Augengläser, die künstliche Hülle um Hals und Kinn, die großmütterliche Haube, Alles war beseitigt. Das silbergraue Haar fiel zu beiden Seiten ihres interessanten Gesichtes, wie einst ihre seidenweichen und glänzenden Locken herabflossen und ihre süßen schwermüthigen Augen, sie waren noch so interessant, wie in den guten glücklichen Tagen von ehemals.

Miß Carlyle stieß einen mächtigen Schrei aus und rief:

„Barmherziger Gott!"

Lange, lange starrten sich die beiden Frauengestalten mit pochendem Herzen und sichtlicher Aufregung einander an. Miß Corny hatte zwar bei einer Gelegenheit schon Verdacht geschöpft, daß Madame Vine und Lady Isabella eine und dieselbe Person sein müsse, allein obgleich sie diese Idee, in Folge der triftigen Beweisgründe, die Graf Mount-Severn über ihren unzweifelhaften Tod gegeben, damals nicht weiter verfolgte, so blieben ihre Sinne dennoch von einer unnennbaren Ahnung befangen und sie dachte oft über diese wunderbare Aehnlichkeit nach. Als ihr nun kein Zweifel übrig blieb, daß ihre frühere Ahnung sie nicht getäuscht, rief sie in fast wehmüthigem Ton:

„Aber, wie konnte Sie es auch nur wagen, wieder zurückzukommen?"

Lady Isabella kreuzte demuthsvoll ihre Arme über die Brust.

„Meine Kinder," flüsterte sie. „Wie sollte, wie konnte ich von ihnen entfernt leben? Haben Sie Mit-

Digitized by Google

leid mit mir, Miß Carlyle. Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich bin bereits auf dem Wege zu Gott, vor dessen Richterstuhl ich alle meine Sünden zu verantworten haben werde."

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe," sagte Miß Carlyle.

„Ich bin froh, aus dieser Welt scheiden zu können," lispelte sie, mit thränenden Augen, „Jesus kam nicht, wie Sie wohl wissen, um die guten Menschen gleich Ihnen zu retten, sondern um uns armer Sünder Willen. Ich habe es versucht, mir mein Kreuz aufzubürden, wie Er es geboten und es um Seinetwillen muthig und geduldig zu ertragen; aber seine schwere Last hat mich erdrückt und getödtet."

Die Worte „Gute Menschen gleich Ihnen!" thaten dem Ohr der alten Jungfrau fast wohl, doch mußte sie sich gestehen, daß die Strenge und Hartherzigkeit, mit welcher sie Lady Isabella im Leben behandelte, kaum geeignet sein dürfte, ihr jetzt auf dem Sterbebette den so nöthigen Seelenfrieden verschaffen zu können.

„Kind! sagte sie, indem sie näher trat und sich über Lady Isabella's Gestalt beugte. „Bin ich schuld daran, daß Sie Ost-Lynne verlassen mußten?"

Lady Isabella schüttelte ihr Haupt und lispelte mit tiefgesenktem Blicke: „Sie haben mich nicht verdrängt und haben auch nichts dazu beigetragen. Ich war zwar nicht sehr glücklich mit Ihnen, aber das war nicht die Ursache, die mich veranlaßt hat, fortzugehen. „Verzeihen Sie mir Miß Carlyle, verzeihen Sie mir!"

„Gott sei Dank," athmete Miß Corny frisch auf. „Verzeihen Sie mir," sagte sie mit lauter und aufgeregter Stimme, indem sie ihre Hand ergriff. „Ich hätte Ihr häusliches Leben viel angenehmer und glücklicher machen können. Wollte Gott, daß ich es gethan hätte. Ich habe es, nachdem Sie uns verlassen, aufrichtig gewünscht."

Lady Isabella hielt Miß Corny's Hand krampfhaft in der ihrigen.

„Ich möchte Archibald sehen," lispelte sie, indem sie in Gedanken zu der guten alten Zeit und zu dem traulichen alten Namen zurückkehrte. „Ich habe Justinen gebeten, ihn zu mir hereinzubringen, und sie will es nicht. Nur auf eine Minute, gerade so lange, um aus seinem Munde seine Verzeihung vernehmen zu können. Welche Bedenken sollten jetzt, wo ich mit dieser Welt ganz abgeschlossen habe, noch dagegen erhoben werden können? Ich würde viel leichter sterben."

Warum sich übrigens Miß Carlyle allsogleich willfährig zeigte, Lady Isabella's Wunsch gewähren zu wollen, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Möglich, daß sie die letzte Bitte einer Sterbenden nicht abschlagen wollte, möglich aber auch, daß sie dachte, die Sache könne jetzt nichts mehr auf sich haben.

„Genug, sie ging entschlossenen Schrittes auf die Thüre zu, um ihren Bruder zu holen. Justine stand im Korridor an die Wand gelehnt, und hielt ihre Schürze vor die Augen. Miß Carlyle winkte ihr.

„Wie lange weißt Du schon davon?"

„Seit jener Frühlingsnacht, wo der blinde Feuerlärm entstanden ist. Ich sah sie damals in einem Momente, wo sie ihr Gesicht frei von aller Vermummung und Verhüllung trug, und habe sie sogleich erkannt, obwohl ich in dem ersten Augenblicke glaubte, es sei bloß ihr Schatten. Madame! seit jener Zeit wandle ich selbst, vor Angst und Bangen, wie ein Schatten im Hause umher."

„Geh' und sage Deinem Herrn, er möchte zu mir heraufkommen."

„O Madame! Ist es schicklich, ihm so etwas zu sagen?" wendete Justine dagegen ein. „Ist es schicklich, daß er sie sieht?"

„Geh' und bitte Deinen Herrn, zu mir heraufzukommen," wiederholte Miß Carlyle in einem unzweideutigen ganz entschiedenen Tone. „Bist Du oder bin ich die Gebieterin hier im Hause?"

Justine that, wie ihr befohlen, sie ging hinab und holte Mr. Carlyle vom Speisesaale ab.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Gravenstein, 18. April.

Mittags 11 Uhr. Heute, am 18. April, und zwar mit dem ersten Anlauf, ohne daß auch nur ein Mann versuchte, zurückzugehen, in einer Zeit von noch nicht einer Stunde, waren die mächtigen Werke eingenommen, unsere Truppen schlugen sich vor, so wie auf den Schanzen mit wahrem Heldenmuth. Trotzdem dieselben rechts und links Manchen ihrer Kameraden fallen sahen, wichen die Preußen keinen Schritt zurück, und drangen mit Tollkühnheit vor. Noch heute Früh, nachdem der Befehl zum Sturm auf Düppel gegeben war, schlug wohl jedem noch so tapferen Soldaten, bei dem Anblick dieser mächtigen, gut armirten Werke das Herz in banger Erwartung; doch bei dem ersten Kommandowort zum Anmarsch war jeder Gedanke an die Schwierigkeit des zu beginnenden Werkes verschwunden und mit frohem Muthe und Freudigkeit ging der preußische Soldat an das Werk. Punkt 10 Uhr brachen die Truppen aus den Parallelen auf, unaufhaltsam ging jede Kolonne auf die ihr zugetheilte Schanze los. Die Kartätschen fielen wie dichter Hagel auf die Truppen ein, aber es war kein Aufhalten unserer Kolonnen, mit der klingenden Musik hinten, die Pioniere voran, gingen die Truppen ruhig an die Schanzen heran, warfen über die davorliegende doppelte Eggenreihen Sandsäcke, schnitten und zerhieben die Drahtgitter ent-

Digitized by Google

zwei und erkletterten die Schanzen. Mann gegen Mann ging es nun darauf, aber Nichts konnte dem Ungestüm und der Tapferkeit der preußischen Soldaten widerstehen. Jetzt, um 12 Uhr 12 Minuten, wurde die 7. Schanze auch genommen, 11 Offiziere und 2000 Mann sind vorläufig gefangen eingebracht. Die dritte gezogene Garde-Batterie auf dem linken Flügel soll bei Satrupholz mit der Brigade Göben den Uebergang bewerkstelligen, bis diesen Augenblick aber ist noch keine Nachricht eingegangen. Das Kriegs-Panzerschiff „Rolf Krake" legte sich hart an die Küste und beschoß die Truppen in der Flanke, aber unsere 24-Pfünder beschossen dasselbe so nachdrücklich, daß es bald ablegte und das Weite suchte.

5 Uhr Nachmittags. Sämmtliche Schanzen sind genommen. Unter den Gefangenen sind viele Schweden, sogar ein schwedischer Offizier ist eingebracht. Die Geschütze, mit denen die Schanzen armirt, sind ungeheure Geschosse, es sind aus diesen 84-pfündige Kugeln geworfen worden, welche ganze Reihen wegrissen. Der Feldwebel Probst vom 64. Infanterie-Regiment pflanzte auf einer Schanze die preußische Fahne auf, erhielt hierbei einen Schuß durch den Arm; er ließ aber von seiner Arbeit nicht ab, sondern bemühte sich noch mit dem linken Arm, die Fahne einzustecken, da trafen ihn 3 Kugeln durch die Brust, worauf er noch mit der Hand winkend neben der Fahne todt niedersank; aber sofort ergriff ein anderer Tapferer die sinkende Trophäe, steckte sie fest in den Boden, worauf die Truppen die Schanze nahmen. Die genommenen Schanzen boten bald einen herrlichen, aber auch tiefergreifenden Anblick dar; auf allen wehten bald die preußischen Fahnen, aber leider bemerkte man auch um diese Haufen von gefallenen tapferen Soldaten. Das Schießen hörte beim eigentlichen Sturm fast ganz auf, man sah nur ein Gemetzel, ganze Regimenter warfen die Gewehre fort und drangen mit dem Säbel in der Hand auf die Schanzen ein, aber nicht genug mit der Einnahme der Schanzen, ging es sofort vorwärts auf den stark befestigten Brückenkopf vor der Brücke nach Alsen los. Auch dieser wurde genommen, wenngleich mit großen Opfern. Unser Verlust wird nunmehr auf 600 bis 700 Mann geschätzt an Todten und Verwundeten, wogegen der des Feindes wohl auf 2000 gewiß geschätzt werden kann. Der noch übrig gebliebene Theil von Sonderburg stand während des Kampfes in hellen Flammen und sind nunmehr von der Stadt nur noch rauchende Trümmerhaufen übrig. Als die Meldung von dem glänzenden Siege dem Prinzen Friedrich Karl überbracht wurde, nahm derselbe, so wie der anwesende Kronprinz, Prinz Albrecht, Prinz Albrecht Sohn, Prinz Karl und sämmtliche Generäle und Adjutanten die Kopfbedeckung ab, worauf Prinz Friedrich Karl tief ergriffen die Worte aussprach: „Ich danke Gott und dem tapferen Heere für diesen ruhmvollen Sieg." Der Kronprinz fiel seinem Cousin um den Hals, sie hielten sich mehrere Augenblicke umschlossen, denn es war wohl ein Moment, der das menschliche Gefühl auf das Tiefste ergreifen mußte, noch zumal man die Haufen der gefallenen tapferen Preußen vor und auf den Schanzen liegen sah und das Gestöhne der schwer Verwundeten hörte. Für diesen Tag war es nun genug. Wir stehen diesseits des Alsensundes, der Feind jenseits, die Brücke darüber ist in Flammen aufgegangen.

Abends. Der 18. April 1864 ist ein Tag, wie die preußische Armee ihn seit dem 18. Juni 1815 nicht erlebt hat. Von Früh um 4 bis 10 Uhr verstärkte unsere Artillerie ihr Feuer und wirkte mit 118 Geschützen gegen sämmtliche feindliche Schanzen, das dahinter liegende Terrain und die Batterien auf Alsen. Letztere allein antworteten noch, und zwar mit den schwersten Geschützen. Der am 17. ausgegebenen Disposition gemäß, hatten sich 6 Sturmbatterien, den Schanzen 1—6 entsprechend, in der Stärke von 6 bis 12 Kompagnien, im Ganzen 11½ Bataillone (aus allen Infanterie-Regimentern) und 4½ Pionierkompagnien schon vor Tagesanbruch in den Approchen verdeckt aufgestellt. Dahinter als Hauptreserve die 11. Infanterie-Brigade (Canstein) und 4 Feldbatterien hinter dem Spitzberge, und die kombinirte Brigade Raven (Leib- und 18. Regiment) in der Nähe der Chaussee, gedeckt durch das Stenderuper Holz. Als allgemeine Reserve die 12. Brigade Röder und 2 reitende Batterien bei Nübel. Der Rest der Garde-Division, 6 Bataillone, 1 Ulanen-Eskadron und 3 reitende Batterien bei Satrup. Die 25. Brigade Schmid verblieb in ihrer Vorpostenstellung auf dem linken Flügel und die 26. Brigade Göben, die einen speziellen Auftrag hatte, stellte sich hinter dem Satruper Holz auf; es war ihr das 5. westphälische Jäger-Bataillon, 3 Feldbatterien und die beiden Pontonkolonnen beigegeben; nördlich waren 3 Eskadrons Ziethen-Husaren hinter der Büffelkoppel zusammengezogen. Schlag 10 Uhr brachen die Sturmkolonnen gegen die ihnen bezeichneten Schanzen auf, worauf eine Kompagnie, in Schützen aufgelöst, unmittelbar dahinter 1, resp. ½ Kompagnie Pioniere und eine Kompagnie Infanterie, als Arbeiter Handwerkszeug und Sturm-Geräthe tragend. Dahinter folgte auf 100 Schritt die eigentliche Sturmkolonne, bestehend aus 2—4 Kompagnieen, und dieser wiederum auf 100 Schritt eine eben so starke Reserve. Die Offiziere voran, stürmten unsere Leute, ohne sich umzusehen und nur ihr Ziel im Auge, vorwärts, überwanden die Hindernisse schnell und erstiegen die Schanzen trotz des sie begrüßenden Gewehrfeuers und Kartätschenhagels in Zeit von in der That nur wenigen Minuten, denn 22 Minuten nach 10 waren die Schanzen 1, 2, 3, 5 und 6 und bald nachher auch 4, unser, und die preußische Fahne wehte im hellen Sonnenscheine von den dänischen Bollwerken. Der Feind wehrte sich überall mit derjenigen Zähigkeit, welche wir an ihm kennen und

Digitized by Google

achten gelernt haben, konnte aber, nachdem die Wälle einmal bestiegen waren, in den Gräben und Retranchements von oben beschossen, nichts mehr ausrichten und zog sich unter großem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen in die rückwärts neu angelegten Werke zurück, wo zugleich ansehnliche Verstärkungen eintrafen. „Rolf Krake" legte sich hart an die Küste und beschoß unsere Truppen lebhaft, jedoch mit nur geringem Erfolg. Die beiden Brigaden der Hauptreserve, Canstein und Raven, traten jetzt in das Gefecht ein, und während die erstere den Feind aus seiner zweiten Position in den neu angelegten Werken herauswarf und die Schanze Nr. 7 nahm, stürmte die Brigade Raven die Schanzen 8 und 9 und zwang, in Gemeinschaft mit der nun auch vorgerückten Brigade Schmid, die Schanze 10 sich zu ergeben. Bald nach 12 Uhr waren sämmtliche Schanzen in unserer Hand und der Feind nur noch im Besitz des Brückenkopfes, von wo er, ebenso wie aus den Batterien bei Sonderburg, ein heftiges Feuer unterhielt, an welchem jedoch „Rolf Krake", der sich, augenscheinlich beschädigt, zurückgezogen hatte, keinen Theil mehr nahm. Gleichzeitig erstürmte das brandenburgische Füsilier-Bataillon Nr. 35, welches die Tete der Brigade Canstein hatte, den bisher noch nie eroberten Brückenkopf mit dem Bayonnet, und um halb 1 Uhr gab es außer Todten, Verwundeten und Gefangenen keine Dänen mehr im Sundewitt. Der Feind hatte inzwischen, noch bevor der Brückenkopf genommen, die eine Brücke in Brand gesteckt und ließ darauf die beiden andern abfahren. Das Geschützfeuer aus den Schanzen auf Alsen und das Gewehrfeuer aus dem Sonderburger Schloß dauerte ununterbrochen bis zum Finsterwerden fort und richtete noch manchen, obwohl im Verhältniß zu dem heftigen Feuer nur geringen Schaden an. Unser Verlust beträgt 9 todte und 43 verwundete Offiziere, unter den ersten der Major und Bataillons-Kommandeur im Garde-Grenadier-Regiment Königin Augusta, v. Beeren, der in dem Augenblick, wo er als Führer der 6. Sturmkolonne die preußische Fahne auf das eroberte Werk pflanzte, todt niedersank; unter den letzteren der General v. Raven, dem der rechte Fuß über dem Knöchel amputirt ist, der Oberst v. Corth und der Oberstlieutenant v. Hartmann. Die Zahl der todten und verwundeten Mannschaften ist noch nicht genau ermittelt, beträgt jedoch schwerlich über 600. Die Zahl der feindlichen Todten und Verwundeten läßt sich, auch nur annähernd, noch nicht angeben. Todt sind der Generallieutenant du Plat und mehrere Regiments-Kommandeure, der Chef von du Plats Stabe, Major v. Scheu, ist schwer verwundet in unsern Händen. An nicht verwundeten Gefangenen haben wir gegen 50 Offiziere, darunter 2 Regimentskommandeure und 3 schwedische Offiziere, so wie den viel genannten tapfern Lieutenant Anker, und weit über 3000 Mann. Erbeutet haben wir 90 schwere Geschütze und etwa 10 Espignols, eine Menge Gewehre und Säbel, und eine große Anzahl Danebrogsfahnen. Was die Brigade Göben betrifft, so waren während der Nacht Boote und Pontons nach Satrupholz geschafft, und durch einen Umgangsversuch die Aufmerksamkeit und einen Theil der Streitkräfte daselbst zu fesseln, oder wenn möglich mehrere Bataillone überzusetzen und damit gegen den rechten Flügel des Feindes zu wirken. Die Brigade stand zu diesem Zweck bereit, die Batterien fuhren um 9 Uhr auf, wurden aber alsbald mit lebhaftem Geschützfeuer aus den zwischen der Fohlenkoppel und Rönhoff liegenden Werken beschossen; nach etwa dreiviertelstündigem Kampf schwieg freilich das Feuer des Feindes, indessen hatten die Strandwachen gemeldet, daß man auf dem feindlichen Ufer während der Nacht viel Fahren gehört hätte; auch zeigte sich in den gedeckten Wegen und den Emplacements, deren über Nacht noch mehrere entstanden waren, überall zahlreiche Infanterie, so daß man sich unter diesen Umständen damit begnügen mußte, einen großen Theil der feindlichen Kräfte der Hauptaktion entzogen zu haben. Manche Einzelnheiten müssen wir einem späteren Berichte vorbehalten. Unsere aus dem Gefechte zurückkehrenden Truppen waren in einer vortrefflichen Stimmung und ihre Sorgfalt für die gefangenen und verwundeten Feinde war rührend. Bei der Rückkehr in Gravenstein wurden wir von derselben Musik, die bei dem Sturm den Marsch geblasen, mit einem Tedeum empfangen.

Vom 19. 12 Uhr Mittags bis 6 Uhr Abends ist dem Feind Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten und Wegschaffung der Verwundeten gegeben.

Räthsel.

Es hat Natur und Kunst das Dasein mir gegeben,
Du fährst durch meine Macht im Tode fort zu leben.
Zu jung erschein ich Dir, zählt' ich der Jahre viel,
Und sei ich noch so wahr, bleibt Täuschung doch mein Ziel.

Auflösung des Räthsels in Nro. 95:

Zolleinnehmer.

Geschichtskalender. 23. April 1813. Der König von Dänemark erklärt, nie in die Abtretung Norwegens willigen zu wollen.

23. April 1814. Eventuelle Abtretung des badischen Main- und Tauber- und größtentheils des Neckarkreises an Bayern, durch das Wiener-Kongreß Protokoll, unterzeichnet von Oesterreich, Rußland, England, Preußen und Bayern.

24. April 1809. Rühmliches Gefecht der Bayern bei Neumarkt an der Rott gegen österreichische Uebermacht unter Hiller. (Wrede, Beckers, Minuzzi, Laroche, Berghem, Casspers, Taxis, Tänzel, Horn, Biber ꝛc.)

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 99 Montag, 24. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Ist Madame Vine schlechter, Cornelia? Will sie mich sehen?"

„Sie wünscht Dich zu sehen."

Miß Carlyle hatte, währenddem sie dieß gesprochen, die Thüre geöffnet. Er wollte sie vorangehen lassen, und schob sie sanft vorwärts, sie lehnte es aber ab und sagte: „Du thätest besser, mit ihr ganz allein zu sein."

In dem Augenblicke, als Mr. Carlyle sich anschickte, das Zimmer zu betreten, wurde er von Justinen hastig am Arme zurückgehalten.

„Gnädiger Herr! Sie sollten doch ein wenig auf das, was Sie erwartet, vorbereitet sein."

„Madame, wollen Sie ihm nicht früher sagen?"

Mr. Carlyle schaute sie ganz verwundert an und ging ins Zimmer hinein.

Die beiden Frauen sperrten rasch die Thür hinter ihm zu.

Er ging leisen Schrittes und in seiner gewohnten offenen Geradheit auf das Krankenlager zu. „Es schmerzt mich sehr, Madame Vine — —"

Die Worte erstarrten auf seinen Lippen. Seine Zunge war plötzlich wie gelähmt. — Dachte er vielleicht ein Gespenst vor sich zu sehen? Gewiß ist, die Farbe seines Gesichtes und seiner Lippen waren die einer Leiche, und daß er vor Schreck einige Schritte vom Bette zurücktaumelte. — Das herabwallende Haar, die süßen, lieblichen, trauergesenkten Augen, die hektische Röthe, die plötzlich bei Mrs. Carlyle's hervortrat, und ihre blassen Wangen färbte, ließen ihn keinen Augenblick mehr im Zweifel, daß er Lady Isabella vor sich habe.

„Archibald."

Sie streckte ihre zitternde Hand aus, und haschte nach ihm, bis es ihr gelang, ihn in ihr Bereich zu ziehen. Er stierte sie an, und sah sich verwundert im Zimmer um, wie einer, der von einem Traume erwacht.

„Isabella? Bist Du — sind Sie — warst Du Madame Vine?" rief er kaum selber wissend, was er gesprochen.

„O vergib, vergib mir! Ich bin nicht gestorben. Ich kam von jenem Unfall mit dem Leben davon, aber es hat mich so entsetzlich verunstaltet, Niemand kannte mich und ich kam hieher als Madame Vine. Ich konnte nicht wegbleiben. Archibald, vergib mir!"

Seine Sinne geriethen in Verwirrung, seine Verstandesbegriffe schwankten. Der erste klare Gedanke, der wie ein Blitz sein Gehirn durchzuckte, war, daß er der Mann zweier lebenden Frauen sein mußte. Sie schien dieß tiefsinnige Schweigen verstanden zu haben.

„Ich konnte nicht von Dir und meinen Kindern wegbleiben. Das sehnsüchtige Verlangen nach Dir hat mich getödtet!" wiederholte sie im leidenschaftlich bewegten Tone.

„Seitdem ich jenen wahnsinnigen Schritt begangen, habe ich keinen Augenblick der Ruhe genossen. Kaum eine Stunde, nachdem ich Dich verlassen, erwachte schon die Reue in mir und ich würde auch dann noch umgekehrt sein, wenn ich nur gewußt hätte, wie ich dieß anzustellen hätte. Sieh', was das Elend aus mir gemacht hat," rief sie, auf ihr graues Haar und ihre abgezehrten Arme hinweisend.

„O vergib, vergib mir! Meine Sünde war groß, meine Strafe aber noch größer. Sie war für mich eine ununterbrochene Kette von Todesqualen."

„Warum bist Du von hier weggegangen?" fragte Mr. Carlyle.

„Hast Du es nicht gewußt?"

„Nein, es blieb mir immer ein Räthsel."

„Ich ging aus Liebe zu Dir."

Ein gewisser höhnischer Zug umspielte seine Lippen. Wie konnte sie sich noch auf dem Todtenbette solche Zweideutigkeiten erlauben?

„Blick' nicht so verächtlich auf mich herab," jammerte sie. „Meine Kraft ist, wie Du siehst, ganz gebrochen und ich kann mich vielleicht nicht verständlich genug ausdrücken. Ich liebte Dich wahrhaft inniglich, und war argwöhnisch gegen Dich. Ich dachte, Du wärest falsch und betrügerisch gegen mich, und glaubte, daß Deine Liebe einer andern angehörte, und von heftigen Eifersuchtsgedanken befangen und bethört, lauschte ich den Verlockungen dieses Elenden, der mir Rache zuflüsterte. Er hatte Unrecht, nicht wahr?"

Mr. Carlyle hatte anscheinend seine äußere Ruhe wieder erlangt, und blickte auf die arme Dulderin.

Digitized by Google

„War es so," wiederholte sie in fieberhafter Aufregung. „Und Du kannst noch fragen? nachdem Du mich genau kanntest? Ich war nie falsch gegen Dich, weder in Gedanken, noch in Worten oder in Thaten."

„Ach, Archibald! ich war wahnsinnig, ich war wahnsinnig! Wie könnte ich denn anders, als im Wahnsinn so etwas begangen haben. Gewiß, Du wirst vergessen und vergeben."

„Vergessen kann ich nicht, vergeben habe ich schon."

„Versuche es doch, die schreckliche Zeit, die seit jener Nacht vergangen, zu vergessen," setzte sie mit thränenden Augen und mit zu ihm emporgehobenen Händen fort. „Denke zurück an jene Tage, wo Du mich zum Erstenmale kennen lerntest, als ich noch Isabella Vane, ein glückliches Mädchen, mit meinem Vater in diesem Hause hier war. Rufe auch Dir im Geiste jene glückliche Zeit zurück, wie ich es in meinem Leiden so oft gethan und in dieser Erinnerung so manchen beseligenden und tröstenden Moment gefunden habe. Erinnerst Du Dich noch, wie Dein Herz zum Erstenmale in Liebe für mich erwachte, und Du diese Regungen vor mir zu verbergen suchtest? Und wie liebevoll und zärtlich Du Dich gegen mich in jenen grauenvollen Momenten nach meines Vaters Tode benommen? Denkst Du noch an die Hundertpfundnote, die Du mir damals geschenkt hast? Erinnerst Du Dich noch, wie Du nach Schloß Marling kamst und von mir das Versprechen erhieltest, Dein Weib werden zu wollen? Denkst Du noch an den ersten Kuß, den Du auf meine Lippen drücktest? Und, o Archibald, erinnerst Du Dich noch der schönen Tage, die darauf gefolgt waren, nachdem ich Dein Weib geworden. Wie glücklich wir miteinander waren? Erinnerst Du Dich noch, als Lucy zur Welt kam, und wir Beide glaubten, ich müßte den Tod davon haben und wie Du dann, als ich wieder genesen war, mit freudestrahlenden Augen und dankerfülltem Herzen zu Gott im Himmel emporsahst? Kannst Du Dich noch an all' Dieß erinnern?"

Ja wohl erinnerte er sich dessen. Er nahm die dargebotene Hand an und ließ die abgezehrten Finger in seiner Hand ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiber.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Graf schloß die Augen und schob die Hände wie zur Vertheidigung auf der Decke vor. Die Jahre brausten wie Stunden, gleich dräuenden Wettern, an ihm vorüber, wilde, verworrene Phantasien umnachteten seinen Geist. Der eisige Wind des Nordkaps erstarrte sein Blut, die Wogen des großen Oceans rauschten an sein Ohr, der heiße Samum der Wüste brannte auf seinen Scheitel. Aber aus den Winden und den Wogen, aus dem Moose des Nordens und den Palmen des Südens, aus den Eisfeldern und dem heißen Wüstensande grinste ihm die Larve des Dänen entgegen, der, seiner Todesbeute rastlos nachsetzend, nur selten die Spur verlor und ihr wie ein Schatten durch alle Regionen folgte — — —

Eugen Rohn staunte nicht wenig, als bei Anbruch des Tages der Hausmeister des fremden Herrn in sein Stübchen trat. Der brummige Graubart kam ihm heute freundlicher vor und gab sich sichtbar Mühe, sein gebrochenes Deutsch möglichst verständlich und wohlklingend vorzubringen. Er lud den Skribenten höflich ein, sogleich zu seinem Herrn zu kommen.

„Zum dritten Mal?" fragte dieser fast entrüstet. „Ich danke für die Einladung."

„Der Herr Graf lassen Ihnen sagen", bemerkte der Alte, daß er in einer wichtigen und gerechten Angelegenheit dringend Ihres Beistandes bedarf."

„Ich stehe zu Diensten", entschied Rohn kurz, eingedenk seiner Worte vom vorigen Abend, und rüstete sich, den Boten zu begleiten.

Als der Schreiber das Gemach wieder betrat, aus welchem die Hand des erbitterten Kommissionärs den „miserabeln Schwärmer" vor wenigen Stunden gestoßen hatte, streckte ihm der Kranke vom Bette aus beide Hände entgegen. Er saß frei, schien viel reger und kräftiger und rief mit klarer, freudevoller Stimme: „Ich danke, daß Sie gekommen sind."

Rohn trat mit einer tiefen Verbeugung näher und wagte es kaum, seine Hand in die dargebotene Rechte zu legen.

„Ich danke Ihnen nochmals", wiederholte der Graf und hielt die Hand des Skribenten fest, daß Sie mir keine abschlägige Antwort sandten. Sie waren dazu berechtigt. Das Erstemal trieb ich Sie ja selbst aus diesen Räumen, das Zweitemal entfernten Sie erkaufte Menschen, aber das Drittemal, so hoffe ich fest, werden Sie in Freundschaft von mir scheiden."

„Ich bitte Sie, Herr Graf, mir zu glauben, daß ich niemals im Grolle schied."

„Ihnen glaube ich Alles," versicherte dieser freudig, „und sei es das Wunderbarste! Ich zähle nicht zu den Schmeichlern und Lobrednern der Menschen, aber ich behaupte mit kühnem Muthe, daß Sie trotz der trostlosesten Lage, in der sich nur ein Familienvater befinden kann, gestern eine Probe ablegten, die Ihnen Keiner in der Stadt, vielleicht im ganzen Lande nachmacht."

„Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, Herr Graf", versicherte Rohn bescheiden, „nicht mehr und nicht minder. Jeder Andere hätte wohl dasselbe gethan."

„Ja wohl", meinte der Kranke mit hellem Spott, „man hat freilich auch bedenkliche Mienen gemacht, als ich zuerst mit meinem Vorschlage herausrückte. Als aber Goldrollen aus jenem Tische wuchsen, wurde man weich wie Wachs, man rannte und korrespondirte, man

Digitized by Google

führte meinem armen, unmündigen Sohne, der niemals eine Feder berührte, selbst die Hand. Ich finde das in der Ordnung, meinen vielfachen Erfahrungen entsprechend. Die einzige Waffe, welche mir gegen mächtige Feinde zu Gebot steht, ist Gold, und sie hat sich vom Sackträger bis zum Bankier, vom Polizeidiener bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft seit mehr als zwanzig Jahren in allen Ländern, die ich als Flüchtling durchzog, zu meinen Gunsten bewähret. Sie allein, Sie einzig und allein widerstanden siegreich und haben nach Pflicht und Gewissen, als ein Ehrenmann gehandelt, daß Sie trotz Gold, Graf, Doktor und Kommissionär Ihre Unterschrift verweigerten. Meine Achtung für Sie kennt keine Gränzen, Ihre That hat mir den Glauben an die Rechtlichkeit, an die Menschheit wiedergegeben."

Rohn wußte nicht, was er dem Grafen, der die letzten Worte mit wahrer Begeisterung und gehobener Stimme gesprochen hatte, antworten sollte. Bevor er zu einem Entschlusse, zu dem richtigen Ausdrucke gelangte, fuhr dieser ruhig fort: „Ich habe mich entschlossen, Sie den nöthigen Einblick in mein Leben thun zu lassen, damit Sie mich verstehen und meine Pläne unterstützen können, wobei ich meine Mittheilungen einfach Ihrer Diskretion empfehle."

Rohn dankte für das schätzenswerthe Vertrauen und lauschte von Sekunde zu Sekunde gespannter den erzählenden Worten des so reichen und doch so unglücklichen Mannes. Ein düsteres, mit giftigen Farben getränktes Lebensbild entrollte sich dem aufmerksamen Zuhörer, daß er zuletzt selbst für den Verfolgten bebte und sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte.

„Sie werden mir beistimmen", schloß Graf Kosinsky seine Enthüllungen, „wenn ich sage, daß diese Godunow's mich und mein Kind tödten können, daß sie aber nie und nimmermehr ihre höllische Absicht erreichen und auch nur einen Rubel meines Vermögens erringen dürfen. Das Testament zu Gunsten des Hospitals sollte dieses bezwecken. Es wird zerrissen. Wir werden zusammen berathen und mit Ihrer Hülfe werde ich einen andern, sicheren und ehrlichen Weg ermitteln, dieses Endziel zu erreichen. Vorerst will ich mein ganzes Vermögen aus Rußland ziehen, um frei disponiren zu können. Heute noch senden wir meinem Vertrauten in St. Petersburg, der seit Jahren seinen Verrath redlich zu sühnen suchte, Avis und Vollmacht, den Verkauf meiner Besitzungen in aller Stille zu arrangiren."

Der Skribent verneigte sich und stellte seine schwachen Dienstleistungen zur Verfügung.

„Ich bin noch nicht zu Ende", hob der Graf wieder an und faßte, sich weit vorbeugend, auf's Neue die Hand seines Gastes. „Wir hassen wohl beide die halbe That, ungeklärte Verhältnisse. Damit Sie sich also für die Folge ganz und ungestört meinen Angelegenheiten widmen können und damit mein armes Kind nicht länger die einzige Leuchte seines dunkeln Daseins, Ihre himmlischen Melodien, entbehren darf, so ernenne ich Sie hiemit zu meinem Verwalter mit freier Station und 500 Dukaten Jahresgehalt auf Lebensdauer mit Sicherung in der englischen Bank. Jene Rolle dagegen, die sie gestern mit Recht von sich stießen, bitte ich heute als ein geringes Zeichen meiner Hochachtung für Ihre neue Einrichtung zu acceptiren und Ihren Umzug in die Parterre-Lokalitäten dieses Hauses möglichst rasch in's Werk zu setzen.

Rohn saß regungslos wie eine Statue. Alles Blut war aus seinen Wangen gewichen. Er wußte nicht, war es Traum oder Wirklichkeit, was neckend und überwältigend zugleich seine Sinne umfing. Endlich raffte er sich auf, aber seine Kniee zitterten, seine Brust war wie mit Eisenbanden eingeschnürt, kein Wort kam über seine Lippen. Ein feuchter Schein umglänzte seine Augen. Er beugte sich nieder und preßte, bevor es dieser hindern konnte, seine Lippen heiß und glühend auf die abgezehrte Hand des Grafen Feodor Kosinsky.

Die Worte des Grafen Kosinsky gingen streng in Erfüllung, aber auch noch andere Ereignisse traten ein, von denen sich an diesem Morgen wenigstens Niemand Etwas träumen ließ. Nach wenigen Wochen traf nämlich aus St. Petersburg die Nachricht ein, daß Baron Stanislaw Godunow nach schauderhaften Leiden einer unnennbaren Krankheit, die Folge seines früheren ausschweifenden Lebens in Paris, erlegen sei. Theilweise schrieben die Aerzte sein schmerzliches Ende dem Gifthauche und der Ausdünstung seines Laboratoriums zu. Sein Vater folgte ihm, so zu sagen, auf dem Fuße in das Grab. Als der Greis die einzige Hoffnung seines Vaterherzens starr und leblos da liegen und die ehrgeizigen Pläne auf die reichste Herrschaft Livlands und auch die Fürstenkrone für seine Nachkommen zertrümmert sah, legte er in einem Anfalle von Verzweiflung und Raserei Hand an sich selbst.

Für den Dänen Rohn, den gewissenlosen Helfershelfer des freiherrlichen Hauses, der unter dem Namen eines Baron von Glostrup auf hohem Fuße lebte und Deutschland durchzog, um die verlorne Fährte seiner Opfer wiederzufinden, blieben von diesem Zeitpunkte an die russischen Wechsel aus. Er verlegte sich, des noblen, müßigen Lebens gewohnt, auf Schwindeleien und versuchte zuletzt in einer benachbarten Residenz ein schweres Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Er wurde glücklicher Weise verhindert und der freche schamlose Abenteurer durfte Gott danken, daß ihn das aufgeregte Volk nicht zerriß. Er beschloß sein Leben im Zuchthause.

Graf Feodor Kosinsky, wenn auch schwach und kränklich, überlebte seine Feinde um viele Jahre. In letzterer Zeit bewohnte er mit seinem Sohne und seinem

Digitized by Google

Verwalter einen prachtvollen Edelsitz, in der Nähe der Stadt.

Frau Crescenz, wieder gesundet und glücklicher als je im Hause der Frau Räthin, dirigirt mit lärmender Energie das Hauswesen, während sich der greise Iwan der wohlverdienten, behaglichen Ruhe erfreut.

Eugen Rohn kennt außer seinem Dienste kein größeres Vergnügen, als seinem Cello Stunden lang die zartesten Melodien zu entlocken. Dann kauert der junge Graf zu seinen Füßen und hebt in stiller Wonne die Augen zu dem Wohlthäter, der allein einen Strahl der Freude und der Erkenntniß in sein Herz zu singen vermag.

Zwischen dem Verwalter Rohn, dem Direktor Doktor Ambra und dem Kommissionär Stillkraut hat sich ein gewisses stilles Einverständniß gebildet. Man beobachtet, ohne daß gegenseitig ein Wort darüber aufgelischt wurde, strenge Verschwiegenheit über die Ereignisse einer gewissen Nacht, welche die beiden letzten Herren hätten schwer kompromittiren müssen.

Landrichter Nebelthau wurde nach einem Jahre Knall und Fall pensionirt, ohne rühmende Anerkennung seiner längjährigen und treuen Dienstleistung, ohne Ehrentitel und Orden. Er hatte, wie einst seinem Skribenten Rohn, sämmtliche Depositen und Kapitalien auch dem neuen Tarbeamten von Mylius sorglos und vertrauensvoll überlassen. Herr von Mylius führte ein flottes Leben, das leider nicht lang währte. Heimliche Flucht und ein bedeutender Kassendefekt, den Landrichter Nebelthau trotz seiner Pensionirung zur Hälfte decken mußte, schlossen seine kurze Karriere.

Der pensionirte Gerichtsvorstand wandert einsam und verlassen durch die Straßen. Er scheint mit der Welt zerfallen und erwidert selten den kordialen Gruß eines früheren Bekannten. Wenn aber die stolze Equipage der sogenannten Russen-Herrschaft daherrollt, bleibt er stehen, zieht auf sechs Schritte seinen Hut und verbeugt sich tief vor dem Herrn Verwalter Rohn, der zumeist selbst kutschirt. Warum auch nicht? Als Landrichter Nebelthau die Hälfte des Defizits in der Amtskasse decken mußte und seine Geldmittel nicht reichten, wandte er sich in seiner Noth an den Verwalter Rohn, der allgemein für einen wohlhabenden Mann gilt und bei Arm und Reich in hoher Achtung steht, und gut unterrichtete Leute versichern, daß er diesen Schritt nicht umsonst gethan hat.

Mannigfaltigkeiten.

Die Eis-Ernte ist in Nordamerika trotz des durchschnittlich gelinden Winters so reich ausgefallen, daß im Laufe des nächsten Sommers schwerlich ein Mangel an diesem fast unentbehrlichen Artikel zu fürchten ist. Vom Rockland-See wurden allein 100,000 Tons angeführt und andere Seen und Teiche des Staates New-York, so wie der Neu-England-Staaten waren eben so ergiebig und die Qualität des Eises ist überdieß noch eine sehr gute. Der Eisvorrath reicht nicht allein aus, das ganze Land, einschließlich der Armee, hinlänglich zu versorgen, sondern es werden auch große Quanta für Export übrig bleiben. Vor dem Kriege war die Ausfuhr von Eis aus den nördlichen Staaten ziemlich bedeutend. Schon Anfangs dieses Jahrhunderts, im Jahre 1805, exportirte ein Bostoner Kaufmann, Namens Tunlor, eine Ladung Eis nach der Insel Martinique. Im Jahre 1859 war der Export von Eis aus den nördlichen Häfen nach verschiedenen Theilen der Erde auf ungefähr 600 Schiffsladungen im Gesammtbetrage von 250,000 Tons gestiegen. Seit dem Ausbruch des Krieges hat dieser Handel bedeutend gelitten. Der Ertrag eines See's an Eis ist bedeutend werthvoller, als der des fruchtbarsten Landes von gleichem Flächeninhalt und man nimmt an, daß dieses Jahr der Acker gefrorenes Wasser eingeheimst und aufbewahrt 500 Doll. einbringt. Im Jahre 1860 waren 10,000 Personen im Eishandel beschäftigt und ein Kapital von 6,000,000 Doll. darin angelegt und man darf mit Sicherheit annehmen, daß in in der letzten Saison mindestens 15,000 Personen und 9 Mill. Doll. in diesem Handel beschäftigt waren.

Sämmtliche Leiter der komischen Oper seit 1824 und Herr Auber in Paris richteten an den Staatsminister eine originelle Bittschrift. Es wurde bei der tausendsten Vorstellung der „weißen Frau" eine Choristin bemerkt, die in dieser Oper tausendmal mitgesungen hatte. Seit 40 Jahren hat sie jeden Abend gesungen. Jetzt ist sie 60 Jahre alt. Ihr Jahresgehalt überstieg nie 900 Fr. In der großen Oper bekäme sie 1000 Franken Pension. Der Staatsminister bewilligte ihr denselben Betrag auf Befehl des Kaisers, und zwar aus dem Fond zur Unterstützung von Künstlern und Schriftstellern.

Die Herren Barry du Barry und Komp. in London berichtigen die Notiz über den ihr Etablissement betreffenden Brand dahin, daß bei der Zerstörung eines ihrer Waarenlager keines ihrer sechs anliegenden, noch irgend sonstige Häuser mit verbrannt seien.

Geschichtskalender. 25. April 1813. Ankunft Kaiser Napoleons in Erfurt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 100 Dienstag, 26. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Hast Du mir irgend einen Vorwurf zu machen?“ fragte Mr. Carlyle in sanftem Tone, indem er sein Haupt ein wenig vorbeugte.

„Dir einen Vorwurf machen? Dir, der Du selbst in den Augen des Himmels ganz rein und makellos dastehst, Dir, der stets so liebevoll gegen mich und um mein wahres Wohl so besorgt war. Wenn ich bedenke, was Du mir warst und wie ich Dir dafür lohnte, ich könnte vor Scham und Reue in die Erde sinken. Meine eigene Sünde, die habe ich wahrlich abgebüßt, doch die Schande, die ich auf Dich und auf unsere Kinder gehäuft, die kann ich nicht mehr abwenden.“

„Nein, nimmer.“ Er fühlte es in dem Momente eben so bitter, als er es früher empfunden.

„Bedenke, was es für mich gewesen sein muß,“ fuhr sie in einem immer schwächer werdenden und kaum vernehmbaren Tone fort, so daß Mr. Carlyle genöthigt war, sich zu ihr herabzubeugen, um ihrer Worte zu lauschen, „in diesem Hause mit Deinem Weibe zusammen zu leben, mit eigenen Augen ansehen zu müssen, wie Du ihr diese beneidenswerthe Liebe und Zärtlichkeit zuwendest, die einst mir allein gehörte. Bedenke, was das heißt, Williams Lebenskräfte allmählig schwinden zu sehen, in seiner Sterbestunde mit Dir allein im Zimmer zu sein und nicht sagen zu dürfen, er ist auch mein Kind. Als er todt da gelegen, und sich die Nachricht davon im Hause verbreitet hatte, da war's ihr geringfügiger Schmerz, den Du zu besänftigen bemüht warst, nicht meinen, der Mutter Schmerz. Gott allein weiß es, wie ich das Alles durchmachen konnte. Es waren bittere Todesqualen.“

„Und warum kamst Du denn zurück?“ entgegnete Mr. Carlyle.

„Ich sagte es Dir ja. Ich konnte nicht leben, fern von Dir und meinen Kindern.“

„Es war unrecht, unrecht in jedem Falle.“

„Verabscheuungswerth war es, Du kannst nicht schlechter davon denken, als ich es selbst gethan. Aber die Folgen davon, so wie die Strafe dafür würden nur mich allein betroffen haben, in so lange ich mich vor jedem Wiedererkennen in Acht zu nehmen wußte. Ich hatte niemals die Idee gehabt, in diesem Hause hier meine letzten Stunden verleben zu wollen, aber es scheint, daß der Tod bei mir einen ebenso schnellen Anlauf genommen, als er es einst bei meiner Mutter gethan.“

Eine kleine Pause, welche durch Lady Isabella's Erschöpfung und Athmungsbeschwerden entstanden, wurde von Mr. Carlyle nicht unterbrochen.

„Alles ist unrecht, Alles ist unrecht,“ setzte sie wieder fort. „Diese jetzige Unterredung mit Dir nicht ausgenommen. Und doch glaube ich kaum, daß es Deinen neu eingegangenen Bund auch nur im Geringsten verletzten könnte. Denn ich stehe schon am Rande des Grabes, und habe mit dieser Welt schon ganz abgeschlossen. Aber Du warst mein Gatte, Archibald, und in den letzten Tagen habe ich mich mit fieberhaftem Verlangen nach Deiner Verzeihung gesehnt. O, daß die Vergangenheit vertilgt werden könnte, daß ich jetzt erwachen und finden würde, daß Alles nur ein böser Traum war und ich wieder in diesem Hause, wie in den vergangenen Tagen, in Gesundheit und häuslichem Glücke Dein ewig treu liebendes Weib wäre. Wünschtest Du es auch, daß die traurige Vergangenheit gar nicht statt gefunden hätte?“

Sie stellte diese Frage in einem solch heftigen und ungestümen Tone, und sah ihn dabei mit solch' ängstlich forschender Miene an, als erwartete sie in seiner Antwort eine Entscheidung über Leben und Tod.

„Um Deinetwillen wünsche ich es.“ Er sprach diese Worte mit der größten Ruhe aus.

Lady Isabella's Blick senkte sich noch tiefer und ein schwerer Seufzer entwand sich ihrer stöhnenden Brust.

„Ich gebe zu William, aber Lucy und Archibald werden zurückbleiben. O, sei immer liebevoll und zärtlich gegen sie! Wälze nicht der Mutter Sünde, der Mutter Schuld auf ihre Häupter. Entziehe ihnen Deine väterliche Sorgfalt und Liebe nicht, aus Liebe zu Deinen spätern Kindern!“

„Hast Du in meinem Betragen etwas bemerkt, das zu solchen Befürchtungen Anlaß geben könnte?“ erwiderte er in einem nicht ganz vorwurfsfreien Tone, „die Kinder sind mir so lieb und theuer, wie Du es mir einst warst.“

Digitized by Google

„Wie ich es einst war. Ach! Und wie ich es noch jetzt hätte sein können."

„In der That könntest Du es noch sein," sprach er mit sichtlicher Rührung.

„Archibald, ich stehe an der Schwelle des ewigen Lebens. Willst Du mich nicht segnen, willst Du nicht ein Wort der Liebe zu mir sprechen, bevor ich sie überschreite? Laß' das, was ich wirklich bin, nur auf einen Moment aus Deinem Gedächtnisse schwinden; denke, wenn Du kannst, nur an jenes unschuldige, schüchterne Kind, das Du einst zu Deinem Weibe machtest. Nur ein Wort der Liebe! Mein brechendes Herz hängt nur noch mit diesem einzigen Wunsch zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Gravenstein, 20. April.

Die von den Preußen seit Anfang des gegenwärtigen Krieges beharrlich eingehaltene strategische Theorie: mit möglichst geringen Opfern an Mannschaft möglichst bedeutende Erfolge zu erreichen, hat sich bei Düppel auf's Glänzendste bewährt. Mit fast unglaublicher Umsicht und Sorgfalt sind ihre Belagerungswerke begonnen und allmählich Schritt vor Schritt weiter vorgeschoben worden, ohne daß die Verluste bei Aushebung der Parallelen im Verhältniß zu der unmittelbaren Nähe des in gedeckter Stellung verharrenden Feindes erheblich gewesen wären. Und was will es besagen, daß bei Erstürmung der Schanzen etwa 800 brave preußische Krieger gefallen oder verwundet worden sind, wenn man bedenkt, daß zwölf seit Jahren nach allen Regeln der Kriegskunst befestigte Schanzen beim ersten Anlauf in wenig mehr als zwei Stunden genommen wurden? Der Spott der Dänen über die Ungefährlichkeit der „preußischen Zinnsoldaten", und das nicht minder spöttische Achselzucken eines Theils der lieben Oesterreicher über die „preußische Pedanterie," welche nie einen redenswerthen Erfolg errungen, werden nun wohl aufhören. Wenn es Anfangs hieß, daß die Dänen bei dem Sturm nur geringen Widerstand geleistet, so weiß jetzt Jeder, der den Kampfplatz besucht hat, daß an den meisten Punkten das Gegentheil der Fall war. Dafür bürgt schon der Umstand, daß fast doppelt so viele Dänen wie Preußen getödtet oder verwundet sind. Namentlich die feindlichen Offiziere haben sich mit äußerster Bravour geschlagen, und viele von ihnen wollten durchaus keinen Pardon nehmen. In der Schanze Nro. 6 z. B. weigerte sich ein dänischer Offizier, der vollständig von preußischen Gardisten umzingelt war, so hartnäckig, die Waffen zu strecken, daß er die Bewunderung seiner Gegner erregte, und die Soldaten, statt ihn zu tödten, ihn mit Lebensgefahr um den Leib packten und ihm den Degen entwanden. In einigen Laufgräben kam es zu einem förmlichen Schlachten, weil die Dänen, statt ihre Gewehre fortzuwerfen, häufig noch aus einer Entfernung von drei bis vier Ellen schossen. Es hat also Niemand ein Recht, den Preußen den Ruhm ihres Sieges zu verkümmern. Von den dänischen Regimentern hat das 2., von dem preußischen wohl das Leib-Grenadier- und demnächst das 35. Regiment am stärksten gelitten. Gestern herrschte bis 6 Uhr Abends gegenseitige Waffenruhe zur Beerdigung der Todten. Auch heute ist nicht gekämpft worden, doch haben die Preußen am heutigen Tag die beiden Schanzen des Brückenkopfs stark armirt, und zwischen letzteren und den eroberten Schanzen bereits vier Batterien gezogener Geschütze errichtet. Auch werden schon Anstalten zum Abmarsch von Truppen nach Jütland getroffen. Feldmarschall Wrangel ist diesen Mittag mit dem Flensburger Bahnzug südwärts gereist, um den morgen hier eintreffenden König von Preußen zu empfangen und hierher zu geleiten. Die Empfangsfeierlichkeiten in Flensburg werden dem Vernehmen nach großartig sein; das Leib-Grenadierregiment ist so eben dorthin abgerückt.

* * *

Atzbüll, 21. April, Nachmittags 4½ Uhr.

Nachdem der König von Preußen, um 3 Uhr von Flensburg per Wagen kommend, das festlich geschmückte Gravenstein passirt hatte, stieg er vor dem Schlosse aus, verweilte eine Viertelstunde und begab sich mit großem Gefolge zu Pferde nach Atzbüll. Die an dem Sturm betheiligt gewesenen Truppen waren hier aufgestellt, die Stürmenden, in der Uniform und Bepackung wie sie gestürmt hatten, die nicht Stürmenden, welche als Reserve gedient hatten, in voller Rüstung. Nachdem der König die Prinzen feierlich begrüßt hatte, begab er sich zur Artillerie, darauf zur Infanterie, nahm sie sämmtlich, zwischen ihnen durchreitend, in Augenschein (seine tapfern Krieger mag er kürzlich nicht so gesehen haben, bedeckt mit Staub und verbrannten Gesichtern, theilweise die Hosen in die Stiefeln gesteckt oder mit leinenen oder ledernen Gamaschen), lobte die sich besonders ausgezeichnet hatten, namentlich z. B. die Fahneneroberer, 29 an der Zahl, und die zuerst die Schanzen betreten hatten, die eine schwarz und weiße Fahne am Stock befestigt trugen, ließ darauf die verwundete, nach ihrer Heilung wieder eingetretene Mannschaft hervorrufen, lobte sie und dankte ihnen für ihre Aufopferung, worauf zum Parademarsch kommandirt wurde. Dieser geschah, Musikkorps voran, in folgender Ordnung: Pionierabtheilung 35 und 60, do. do. 35, Todtengräberabtheilung, 8. Leibregiment, Pionierabtheilung, 8. Leibregiment, 18. Regiment, Pionierabtheilung, 18. Regiment, Pionierabtheilung, 53. und

Digitized by Google

55. Regiment, Gardeartillerie, Abtheilung mit Wallbüchsen 64. und 24. Regiment, Abtheilung 64. und 24. Regiment, Abtheilung österreichischer Pioniere, 4pfündige Batterie, 12pfündige Batterie, 6pfündige Batterie, 24pfündige Haubitzenbatterie. Reserve: 15. Regiment, 1. Abtheilung 55, 1 Haubitzenbatterie. Nach dem Marsche hielt der König inmitten des Militärs eine lobende Anrede, er sei gekommen, um ihnen seinen Dank abzustatten. Preußens Ruhm sei jetzt wieder erneuert, sie sollten auch ferner denselben bewahren und bereit sein, jederzeit König und Vaterland zu schützen. Darauf nahm er Abschied, ritt vom Felde auf die Landstraße und begab sich zu Wagen um 5½ Uhr nach den Düppeler Schanzen.

Bayerisches Vaterlandslied.

Vaterland, Dir soll erklingen
Heut' ein Lied in vollem Chor,
Wie im Wald die Vögel singen,
Steig' es aus der Brust empor,
Dring' es laut zum blauen Himmel
Mit der Silberwölklein Band,
Dring' es durch das Sterngewimmel,
Bis zum ew'gen Vaterland.

Jeder Vogel liebt die Wälder,
Wo sein Nest im Zweige ruht,
Jedes Thierlein seine Felder,
Jedes Fischlein seine Fluth;
Jedes Blümlein seine Scholle,
Jede Muschel ihren Strand,
Und das Herz, das liebevolle,
Hängt am weiten Vaterland.

Sonnbestrahlter Rebengarten
Dort am bogenreichen Main,
Höchstes Ziel der Sängerfahrten
Hochgepries'ner grüner Rhein,
Und Du kornbesäter Speicher
An der Donau schönem Strand,
Seid gegrüßet! — wer ist reicher,
Als mein theures Vaterland?

Duft'ge Kräuter, grüne Halmen,
Alpenröslein, Edelweis,
Heerdenglocken auf den Almen,
Euch begrüßt des Liedes Preis,
Uns'rer Berge stolze Mauer
Ist gebaut von Gottes Hand,
Eine Festung ew'ger Dauer
Für mein theures Vaterland.

Brause Lied in Jubelchören,
Stimme an den vollen Ton,
Daß es alle Menschen hören,
Denn es gilt dem Königsthron.
Hoch Ludwig! Hoch dem König!
Unsers Glückes starkem Band;
Lied verkünd' es tausendtönig:
Vater seinem Bayerland.

Kinder singen, Männer streiten,
Doch der Knabe wird ein Mann!
Auf! und schürt in Jugendzeiten
Der Begeist'rung Flamme an,
Immer fort von Sohn zu Sohne
Glühe dieser heil'ge Brand,
Für den König auf dem Throne,
Für das theure Vaterland! —

Mannigfaltigkeiten.

Vor Kurzem hat dem „Bamb. Tagbl." zufolge der Magistrat der Stadt Bamberg dem dortigen historischen Vereine ein merkwürdiges Erinnerungszeichen an einen ehemaligen Bamberger Gebrauch zur Aufbewahrung in der Vereinssammlung überlassen. Es ist dieß ein Schild, welcher in der Mitte das sehr schön in Miniatur gemalte Bild des Stadtritters zeigt und an beiden Seiten die in der ganzen Figur in Silber gearbeiteten Bildnisse K. K. Heinrich's und Kunigundens trägt, während oben die hl. Jungfrau und der hl. Otto ruhen, unten aber die Stadt Bamberg gleichfalls in getriebenem Silber, dargestellt ist. Dieser, so wie zwei andere, gleich kunstreich gearbeitete Schilde wurden von jenen Bürgern Bambergs getragen, welche jährlich als Deputirte zur Messe nach Frankfurt gingen, um den dortigen Bürgern zur Beglaubigung und Aufrechthaltung der den Bamberger Handelsleuten schon von Kaiser Friedrich I. im Jahre 1163 verliehenen Zollfreiheit in feierlichem Aufzuge, unter Vortritt von Musikern und Pfeifern, ein Ehrengeschenk zu überreichen, welches gewöhnlich in 2 Bechern, 2 Paar Handschuhen, 2 Stäblein, 1 Pfund Pfeffer und 2 Kölner Batzen bestand.

In Wien wurde vor einigen Tagen folgendes Gaunerstückchen noch zur rechten Zeit entdeckt: Ein ältlicher, sehr eleganter Herr wurde auf offener Straße von der Epilepsie befallen und stürzte auf das Pflaster. Da eilt ein anständig gekleidetes Frauenzimmer auf ihn zu, ruft in jammerndem Tone: „Ach, mein Mann, mein lieber, guter Mann! Ich bin unglücklich!" und indem sie sich mit ihm zu schaffen macht, läßt sie mit großer Fertigkeit Uhr und Kette in ihre Tasche verschwinden.

Digitized by Google

Unter dem Vorwande, für ihren „unglücklichen Mann" einen Wagen besorgen zu wollen, will sie sich mit den gestohlenen Sachen entfernen, wird aber von einem Zivilpolizisten, der sie sorgfältig beobachtet hatte, den Armen der Gerechtigkeit zugeführt. Der Vorfall versammelte selbstverständlich ein großes Publikum.

[Deutsches Turnwesen.] Die Zahl der Turnvereine in ganz Deutschland betrug am 1. Juli 1862 1284 mit 134,507 Mitgliedern; gegenwärtig beträgt die Zahl der Vereine 1978 mit 176,147 Mitgliedern. Verhältnißmäßig am größten ist der Zuwachs, den die österreichischen Turnvereine erfahren haben. Gleichwohl kommt in Deutsch-Oesterreich immer erst auf 115,000 Bewohner ein Turnverein, während ein solcher in Sachsen und am Mittelrhein schon auf 9000 Bewohner kömmt. Die Zahl der preußischen Turnvereine betrug am 1. Juli 1862 431, jetzt ist sie auf 616 gestiegen, so daß jetzt in Preußen auf 30,000 Bewohner ein Verein kommt.

[Ueber die neue japanesische Gesandtschaft], welche sich jetzt in Paris befindet, bringt der „Semaphore de Marseille" folgende Einzelheiten; Das Haupt der Gesandtschaft ist Ikeda Tsikagonkami, ein erst 23jähriger Daimio von sehr feinem Aussehen und sehr liebenswürdigen Manieren. Der zweite Gesandte heißt Kacudonidonokami, ehemaliger Gouverneur einer japanesischen Provinz; er wird als ein sehr gewandter einsichtsvoller Mann geschildert. Der dritte führt den nicht minder silbenreichen Namen Kawadasagamiockami. Außer der eigentlichen Dienerschaft befinden sich noch 16 Offiziere ersten und zweiten Ranges in ihrem Gefolge. Mehrere von ihnen sprechen englisch und zwei sogar ganz geläufig französisch.

In der Baumwollenspinnerei des Herrn Fumagalli zu Monza kamen, wie der Lombardo von Mailand meldet, dieser Tage viele Ballen Baumwolle aus Persien ein. Einer darunter fiel durch seine Schwere auf, als man ihn öffnete, fand man in demselben eine noch sehr wohl erhaltene weibliche Leiche in persischer Tracht. Die Gerichte sind bereits mit dieser dunklen Angelegenheit beschäftigt.

Der berühmte Taschenspieler Ludwig Döbler ist kürzlich als Bürgermeister von Ostettenhof bei Türnitz gestorben, wohin er sich vor nahezu zwei Jahrzehnten zurückgezogen, um sich ganz dem Landleben und der Erfüllung der Menschen- und Bürgerpflichten zu widmen.

Der bekannte österreichische Reisende Herr Miani ist aus Alexandrien in Triest eingetroffen. Derselbe hat in Alexandrien für seinen Reisezweck Subskriptionen im Betrage von 10,000 Francs eingesammelt und hofft nun in Triest und Wien ebenfalls die nöthigen Summen zusammenzubringen, um seine Exploration des Innern von Afrika zu einem ersprießlichen Ende zu führen.

Das von Villemessant und Alberic Second in Paris mit so großem Getöse ins Leben gerufene „Grand Journal" ist vor Kurzem in einer bestimmten Anzahl von Exemplaren auf einem zwei Quadratmeter großen weißen Baumwollenzeug erschienen. Der Druck ist gut gelungen und kann mit leichter Mühe entfernt werden, so daß man sich aus seiner Zeitung nachträglich ein Hemd kann anfertigen lassen.

Der Ausbau des Stephansthurmes in Wien wird noch im Laufe dieses Sommers und längstens im Monat Juli beendet, die Kreuzaufsetzung aber am 18. August, als am Geburtstage des Kaisers, mit besonderer Feierlichkeit vorgenommen werden. Nach vollendetem Ausbaue wird an die Restauration des großen Thurmes von außen, zugleich aber auch an die successive Abräumung und Wiederherstellung der drei Chöre und der Altäre im Innern der Kirche, welche mit dem Bau derselben im grellsten Kontraste stehen, im gothischen Style geschritten werden.

[Originelles Testament.] In Szepes-Varallya starb in den letzten Tagen ein jovialer, 78 Jahre alter Herr, der seine Freunde folgenderweise in seinem Testamente bedachte: Er hinterließ 10,000 Stück Cigarren für Diejenigen, die ihm bei seinem Begräbnisse die letzte Ehre erwiesen, außerdem war es sein Wunsch, seine Freunde mögen sich nicht aus seinem Hause entfernen, bis sie nicht all' seinen Wein ausgetrunken haben. Diese beiden Punkte des letzten Willens des Verstorbenen sollen auf's Pünktlichste erfüllt worden sein.

Geschichtskalender. 26. April 1521. Luther läßt sich auf dem Reichstage zu Worms nicht bewegen, seine ausgesprochenen theologischen Meinungen zu widerrufen.

26. April. 1622. Tilly, Feldherr der Bayern und der Ligistischen Truppen, greift, unterstützt von einem spanischen Korps unter Cordova, im Thale von Wimpfen den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach in seiner Wagenburg an, und erringt den vollkommensten Sieg.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waldt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 101 Mittwoch, 27. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Archibald lehnte sich über die Trauergestalt, strich ihr mit seiner zarten Hand ganz sanft die Haare von der Stirne auf die Seite und heiße Thränen tiefsinniger Rührung fielen von seinen trauergesenkten Augen auf ihr Gesicht herab. „Möge Gott Dich segnen und Dich aufnehmen in seine ewige Ruhe im Himmel! Möge er einst mit mir so verfahren, wie ich Dir jetzt von Herzen Alles vergebe und verzeihe!"

Immer tiefer und tiefer senkte sich sein Haupt, bis sein Athem mit dem ihrigen sich vermischte. Aber plötzlich überflog eine Scharlachröthe sein Gesicht, und er erhob sich wieder. Hatte sich die Gestalt jenes Mannes der in der Verbrecherzelle schmachtete oder die seines abwesenden und argwohnlosen Weibes vor ihn hingestellt?

„In seiner ewigen Ruhe im Himmel," murmelte sie im röchelnden Tone eines Sterbenden.

„Ja, ja, ich weiß, daß Gott mir verziehen hat. O, was war das für ein Kampf! Nichts als bittere Gefühle. Stürme, Kränkungen, Leiden und Reue, von dem Momente an, als ich wieder in dieses Haus zurückgekommen. Aber Jesus betete für mich und half mir aus meinen Nöthen; und Du weißt, wie gnadenvoll er sich an der leidenden und schwergeprüften Menschheit erwies. Wir werden wieder zusammentreffen, Archibald, und dann für immer und ewig zusammenleben. Ohne diese Hoffnung könnte ich kaum sterben. William sagte, Mama wird am jenseitigen Ufer des Flusses warten und auf ihn herüberschauen, aber es ist William, der auf die Mutter hinüberschauen wird."

Mr. Carlyle hatte eine seiner beiden Hände, die sie in der ihrigen krampfhaft festgehalten, sanft losgewunden und mit seinem Taschentuch den Todesschweiß von ihrer Stirne abgetrocknet.

„Archibald, es ist keine Sünde, sich im Vorgeschmacke künftiger Glückseligkeit zu freuen, denn dort oben im Himmel werden keine Heirathen geschlossen und keine gelöst. Christus hat es so gesagt. Meiner Sünde wird dort nimmer gedacht und erwähnt werden, und wir werden mit unsern Kindern für immer und ewig zusammenleben. Archibald, behalte für Deine arme verlorene Isabella ein kleines Plätzchen in Deinem Herzen zurück!"

„Ja, ja," flüsterte er.

„Willst Du mich verlassen?" rief sie mit einem wilden Schmerzensschrei aus.

„Du wirst ohnmächtig, ich merke es, und will Hülfe herbeirufen."

„So lebe denn wohl, lebe wohl bis in die Ewigkeit," seufzte sie schwer auf, indem aus ihren halberloschenen Augen die Thränen herabrieselten. „Ich glaube, es ist der Tod und keine Ohnmacht. O! wie schwer und peinlich ist doch die Trennung! Lebewohl, lebewohl, mein einstiger vielgeliebter Gatte!"

Sie raffte sich noch einmal von ihrem Lager auf. Die innere Aufregung verlieh ihr die Kraft dazu und sich fest an seinen Arm anklammernd, erhob sie ihr Antlitz zu ihm empor. Mr. Carlyle legte sie wieder sanft nieder und gestattete seinen Lippen, auf den ihrigen zu ruhen.

„Bis in die Ewigkeit," flüsterte er ihr zu.

Sie folgte ihm mit ihren Blicken, als er sich von ihr zurückgezogen, und behielt ihn fest im Auge, bis er das Zimmer verlassen hatte. Dann wendete sie sich mit dem Gesichte zur Wand um. „Alles ist vorüber, ich gehöre jetzt Gott allein an." —

Mr. Carlyle blieb auf der obersten Treppe einige Augenblicke nachsinnend stehen. Justine, seinem Winke gehorchend, hatte sich sogleich ins Krankenzimmer begeben; seine Schwester verharrte noch in ihrer frühern Stellung neben der Thüre.

„Cornelia."

Sie folgte ihm ins Speisezimmer hinab.

„Willst Du heute Nacht hier bleiben? Mit ihr."

„Glaubst Du vielleicht, ich würde es nicht thun?" entgegnete Miß Corny. „Wo willst Du jetzt hin?"

„Nach dem Telegraphenamt, um Lord Mount-Severn hieher zu berufen."

„Was kann er nützen?"

„Nichts, aber ich werde ihn doch kommen lassen."

„Könnte nicht einer von den Dienern diesen Gang statt Dir besorgen? Du hast ja das Mittagsessen kaum angerührt."

Seine Blicke schweiften gedankenlos umher. Sein Geist schien anderweitig beschäftigt zu sein. Und nach-

Digitized by Google

dem er wegen des Mittagstisches einige Bemerkungen gemacht hatte, auf die Miß Corny nicht weiter eingehen wollte, machte er sich auf den Weg.

Bei seiner Nachhausekunft begegnete ihm seine Schwester in der Vorhalle. Sie zog ihn mit sich in das nächste Zimmer und verschloß es.

Lady Isabella war todt. Sie war nun schon seit ungefähr zehn Minuten todt.

„Sie sprach kein Wort mehr, nachdem Du sie verlassen, Archibald. Einen leichten Kampf, ein Ringen, nach Luft abgerechnet, entschlief sie ruhig und sanft. Ich fühlte es gleich, als ich sie heute Nachmittags gesehen, daß sie es kaum bis Mitternacht machen würde."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Gravenstein, 20. April.

Nachdem bereits in allgemeinen Zügen eine Skizze von dem vorgestrigen Sturme gegeben worden, wollen wir nun versuchen, die wichtigsten Einzelnheiten nachzutragen. Die Schanzen 1—6 sollten durch direkten Angriff von der Front, die Nummern 7—10 durch Umgehung von der Sonderburger Straße, welche die Position zwischen vier und fünf in gerader Linie durchschneidet, genommen werden: eine vortreffliche Dispositon, welche auch in den Grundzügen durchgeführt wurde. Die in erster Linie zum Sturme bestimmten Bataillone waren Früh um 2 Uhr ohne Helm und Tornister von den Quartieren aus und noch vor Tagesanbruch (bald nach 4 Uhr) in die durchschnittlich 360 Schritt vor den Schanzen 1—4 gelegene 20 Fuß breite dritte Parallele gerückt, wo sie fünf Stunden Mann an Mann dicht gedrängt liegen mußten. Hier waren auch die zum Ueberdecken der Eggen, Cäsarpfählchen, Wolfsgruben u. s. w. bestimmten Matratzen aufgestapelt. Wer keine solche zu tragen hatte, mußte ein 1 Kubikfuß großes Säckchen mit Erde füllen, womit ebenfalls hindernde Löcher ausgefüllt und kleine Deckungen an Punkten, wo man auf freiem Felde im Feuer des Feindes ausharren mußte, gebaut werden sollten. Wer weder Matratze noch Sack hatte, trug Leitern und Schanzzeug. Nur die als erste Linie ausschwärmenden Schützenzüge waren nicht belastet. Wie mag da den Wackeren das Herz vor Kampflust und Erwartung geschlagen haben! Das Vorbrechen war auf Punkt 10 Uhr bestimmt; das Kommando ertheilte der Zeiger der Uhr, da man kein Signal geben wollte, welches dem Feinde den Beginn der großen Aktion hätte anzeigen können. Aus gleichem Grunde war das Hurrah untersagt. Das Bombardement, welches schon die Nacht hindurch geführt worden, wurde mit noch nicht dagewesener Heftigkeit bis Schlag 10 Uhr unterhalten; mörderisch war insbesondere der Morgengruß zwischen vier und fünf. Ich glaube, daß in den letzten sechs Stunden so viel gewirkt warde, wie während der beiden vorhergehenden Tage. Da wurden die letzten Blockhäuser durchschuettert, viele Geschütze demontirt, Lochtreppen in die noch gut erhaltenen Wälle der Forts 7—10 gerissen und die Palisadenreihen abermals durchbrochen. Die Pioniere der Sturmkolonnen waren, um die letzteren zu eröffnen, außer mit Aexten auch mit Pulversäcken zum Sprengen versehen, doch ist keines der Mittel zur Anwendung gekommen, da die Palisaden um Nro. 1—6 bereits zu 6—8 in einer Linie und die um Nro. 7—10 wenigstens zu 1—2 durch die Geschosse umgestürzt waren. Das Vorgehen der Stürmenden geschah in der vorgeschriebenen Ordnung: voran stürzten die Plänkler, ihnen folgten die Pioniere mit den wohl 80 Pfund schweren Matratzen, Aexten, Leitern u. s. w., dann kamen die Kompagnie-Kolonnen mit den Erdsäckchen. Jede Abtheilung stürmte in möglichster Eile dem ihr bestimmten Ziele zu, wobei die großen und kleinen Säcke den Trägern gar beschwerlich waren. Daher wurden sie auch nicht lange mitgeschleppt; zuerst flogen die kleinen, und als sich die Pioniere von den Kolonnen überholt sahen, auch die großen weg, um ja nicht hinterher zu kommen. Sie dachten ganz richtig: „Erst der Mann und die Waffe, dann der Sack!" Nur wenige der weißen Bürden gelangten an das Ziel. Dieß war übrigens vollständig gerechtfertigt, da die Hindernißmittel überall von den Geschützen schon der Art zerstört waren, daß selbst die Kolonnen freie Pfade fanden, und obendrein die Säcke auch erst dann zur Seite flogen, als man die Schützen leicht über die Annäherungs-Hindernisse wegspringen und die Brustwehren hinanklettern sah. Die Offiziere eilten den Tirailleuren mit geschwungener Waffe voran, wie es ächten Führern geziemt. Ihr Beispiel konnte nicht besser sein; sie sind der höchsten Achtung würdig. Die Kolonnen sollten nicht so rasch folgen, als sie thaten. Die edelste Begeisterung trieb sie trotz der Bemühungen mancher Offiziere rastlos vorwärts, und als man bei den Werken ankam, war auch das Hurrah nicht zu unterdrücken. Der verhältnißmäßig sehr schwache Feind wurde im ersten Anlauf über den Haufen gerannt; das Ganze war eine Ueberrumpelung. Geschützfeuer kam nur aus Fort 2 von dem braven Lieutenant Ancker, aus 6, den Emplacements an der Straße vor und hinter Nro. 4, und dann eine halbe Stunde lang aus 8 und 9. Die vertheidigende, sich hauptsächlich in den Retranchements zwischen den Forts aufhaltende Infanterie feuerte höchstens zehn Minuten, dann zog sie ab oder ergab sich, dieß aber in einer fast komischen Weise; sie warf die Waffen ab und rannte was sie laufen konnte zwischen den Unseren hindurch nach den Parallelen, so daß die Zuschauer auf den Höhen bei Düppel südlich des Wenningbundes anfänglich glaubten, die Angreifer retirirten, bis sie an den Mänteln die Dänen

Digitized by Google

erkannten. Die Preußen nämlich trugen nur den Waffenrock. Am harknäckigsten war der Widerstand in der Kurtine zwischen 2 und 3, wo wenigstens 60 Mann mit dem Bajonnett niedergestoßen wurden, und in dem letzteren Werke selbst. Auf Nr. 1, welches gar nicht besetzt war, und Nr. 6 wehte die preußische Fahne zuerst. An ein Fortschaffen der Todten und Verwundeten konnten die Dänen nicht denken, sie eilten, was sie konnten, der zweiten Linie zu, sehr selten nur einen Schuß nach den ihnen in dichten Schwärmen folgenden Schützen abgebend. Diese aber liefen noch rascher und schnitten Hannemann in großen Haufen ab, wobei häufig der Abfangenden weit weniger waren als der Gefangenen. So wurden mehrere Kompagnien abgeschnitten, welche glaubten, unter dem Schutze Rolf Krake's längs des nach Süden in einem Bogen vorspringenden Wenningbundstrandes nach dem Brückenkopf hin entrinnen zu können. Waren sie nun schon flott rückwärts gelaufen, so mußten sie noch flinker wieder vorwärts rennen, bis sie nicht mehr jappen konnten. Erst hinter der zweiten nicht vertheidigten Befestigungslinie stellte sich das Gefecht. Dort liegt, etwa in der Mitte zwischen den Forts und den Brückenköpfen zu beiden Seiten der Straße ein Barackenlager für drei Bataillone und zwar in einer Bodensenkung, und durch ein großes Gehöfte, das nach Gammelmark hin vorliegt, schön gedeckt. Aus diesem drangen 6—8 kompakte Kompagnien unsern in zerstreuten Haufen so eben über die zweite Linie hinweggesetzten Plänklern entgegen und warfen sich hinter die nächsten Knicks, von wo sie ein überaus heftiges Feuer eröffneten, so daß sich die Unsren, für welche die Deckung fehlte, unter dem Schutze eines Zuges zurückzogen. Diese kleine brave Abtheilung aber hielt die Uebermacht durch ihr vorzüglich gezieltes Feuer vom weiteren Vordringen so lange (wohl 20 Minuten) ab, bis die Kolonnen herankamen, welche mittlerweile die Schanzen eiligst für eine eventuelle Vertheidigung gegen Sonderburg hergerichtet, so z. B. eine Kanone dahin umgekehrt und aus Nr. 1 auch schon auf „Rolf Krake" gefeuert hatten, der eben seinen matten Trumpf ausspielte. Daß dieser Bursch von Gammelmark so wenig getroffen wurde, verdankt er erstens seiner steten und sehr raschen Bewegung, zweitens der Entfernung von 4000 Schritt (⅘ Meile!), drittens seiner spitzen Lage dorthin, und viertens dem Umstande, daß die 90 Zentner schweren 24-Pfünder natürlich nur mit unendlicher Mühe hin- und hergedreht (geschwänzt) werden können. Uebrigens glaube ich, daß ihm das Steuer zerschmettert wurde, denn als er bald nach 11 Uhr abkratzte, hing dem bösen Buben irgend etwas Unförmliches hinten zur Hose heraus, was gerade das Hemde nicht zu sein schien. Kehren wir zu Hannemann zu Fuß zurück. Seine Lager-Kolonnen wurden von den Unsern durch die schon arg zerfetzten Baracken hindurch in den Brückenkopf hineingeworfen, und zwar von sechs Kompagnien des 35. Regiments, welche aus der Reserve nachgerückt waren. Mit ihnen war das ganze Regiment im Gefecht — welche Ehre es allein hat. Als der Rest der Dänen im Brückenkopf stack, gaben die Sonderburger Schanzen einen Mordshagel von Shrapnels und Kartätschen herüber, und knallte das Werk selbst mit vier Geschützen und ein paar Hundert Gewehren aus dem FF. Die braven 35er warfen sich einen Augenblick auf die Erde, sprangen aber bald wie die Löwen auf die Schanze los und nahmen die zum Glücke nicht verpallisadirte im Handumdrehen, so daß die abgeschnittenen nicht einmal Zeit hatten, die Geschütze zu vernageln, was überhaupt bei den wenigsten der ungefähr 80 Stück, die man erbeutete, der Fall war. Um 12 Uhr war Alles geschehen. Um 2 Uhr existirte keine Brücke mehr: die untere war von Gammelmark aus zerschossen, die obere verbrannt. Natürlich konnten sich die Unsern in dem nach Sonderburg zu offenen Brückenkopf nicht halten, zumal es von dort mit nahezu dreißig Geschützen und übrigens noch aus jedem Kellerloch herüberhagelte, welches Feuer dann nach und nach von unsren in und um die Schanzen plazirten Geschützen gestopft wurde. Der Jubel war unendlich; die Musiken spielten auf den Schanzen Viktoria, die Offiziere umarmten sich, die Soldaten sangen aus voller Kehle, und wo sich gar Prinz Friedrich Karl und der leutselige Kronprinz zeigten, wollte das Jubelgeschrei kein Ende nehmen. Glücklich, wer das erlebt hat!

Zu Shakespeare's dreihundertjährigem Geburtstag am 23. April 1864.

Wohl wird's mir heute schwer, den Kiel zu führen,
Unmöglich dünkt's mir, Würdiges zu bringen;
O könnte ich umspielt, umweht mich spüren
Von Shakespeares Geist, dem wir die Huld'gung bringen,
Dann sollte wohl mein Flug das Höchste rühren:
Den hehren Meister könnt' ich hehr besingen,
Den Meister, den von heut ein neu Jahrhundert,
Wie drei vordem, als unerreicht bewundert.

Ein Pferd! Ein Pferd! möht' ich wie Richard rufen,
Steig auf, Du Dichterroß, auf raschen Flügeln,
Laß weit die Erde hinter Deinen Hufen,
Der gold'ne Schaum glänz' von den golden Zügeln,
Erklimm' mit mir des Ruhmestempels Stufen,
Daß ich den Lorbeer greif' fest in den Nüstern,
Am würdigsten muß stets den Dichter grüßen
Der Kranz, den ihm ein Dichter legt zu Füßen.

Versagt ist mir so hoher Flug geblieben,
Doch soll dieß schlichte Lied Dir offenbaren,
Wie wir verehren, Meister, Dich und lieben,
Wie wir, was Du zu stolzen, wunderbaren

Digitized by Google

Gebilden schufst, vom Genius getrieben,
Hochhalten gleich dem Schönen selbst, dem Wahren.
So nimm' es auf, wenn wir im Deingedenken
Uns heut' in Deiner Werke Pracht versenken.

Wer nennt sie all', die ehernen Gestalten,
Die Du uns zeigst im Rath, auf blut'gen Auen,
Wenn in der Ahnen That, der Herrscher Walten
Du Deinem Volke staunend ließest schauen,
Wie sich sein reiches Leben mußt' entfalten;
Wie wußtest Du die Werke kühn zu bauen,
Daß sie in ihrer stolzen Fügung gleichen
Den Pyramiden, bergend Königsleichen.

Und doch — trotz all den farbenreichen Bildern
Von Schlachtenbrausen, Mord, Gewalt, Empörung —
Wer weiß wie Du doch zarte Lieb' zu schildern,
Wer schwelgt nicht mit in Romeo's Erhörung,
Wer möchte Lear's entsetzlich Weh nicht mildern,
Wer hätte blinder Eifersucht Bethörung
Und grimmen Haß und die gerechte Sühne
Wohl herzergreifender gebracht zur Bühne!

Und sieh! da winkst Du mit dem Zauberstabe:
Und nach der Leidenschaften wildem Glühen
Muß nun alsbald, o wunderbare Gabe,
Nur froher Witz und kecke Laune sprühen:
Nehmt „Was ihr wollt", greift nach der reichen Habe,
„Wie's Euch gefällt", läßt Blumen er erblühen,
Ein Traum der Sommernacht, ein Wintermährchen
Entsteht vor uns mit manchem lust'gen Pärchen.

O reicher Geist, der so mit vollen Händen,
Das, was er voll gegriffen aus dem Leben,
Auch ganz dem Leben wieder konnte spenden,
Der uns'rer Dichtkunst neuen Schwung gegeben;
Laß uns zu Dir als hohem Vorbild wenden,
Dich zu erreichen, sei das höchste Streben,
Und nimm vom deutschen Volk die Dichterkrone,
Die würdiger wohl Keinem ward zum Lohne! —

Jetzt stehst Du vor mir, Meister, ernst doch milde,
Mir ist's, als hört' ich Deine Lippen fragen:
Was hebt ihr Deutschen hoch mich auf dem Schilde,
Habt eigne Geistesfürsten doch zu tragen;
Ich schwöre zu Alt-Englands Dichtergilde,
Wie kannst Du, deutsches Volk, es kühnlich wagen,
Zu Deinem Dichter heute mich zu stempeln,
Weihrauch zu streuen mir in Deinen Tempeln?

Laß mich erwidern: Wohl magst Du es rügen,
Doch kannst Du uns ob dieser Ehrung grollen?
Noch konnt' kein Deutscher in gewalt'gen Zügen
Des deutschen Volks Geschick vor uns entrollen
In hohen Werken, die da aufwärts trügen, —
Da haben Deinem Geist wir huld'gen wollen:
An ihm allein, o dürft' ich es noch schauen,
Soll sich das deutsche Drama auferbauen!

Einst hat ein Britte stolz von Dir geschrieben:
„Für eine nicht, er schrieb für alle Zeiten!"
So bist Du auch nicht Einem Volk geblieben,
Fern sei's, um Dich Dein England zu beneiden,
Doch wissen wir gleich diesem Dich zu lieben
Und immer würd'ge Stätte zu bereiten.
So sei auch stets der Tag zum Preis erkoren,
An dem Du einst der ganzen Welt geboren.

W. K.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Papierverbrauch der Welt.] Statistischen Angaben zufolge erzeugt und verbraucht Oesterreich eine halbe Million Zentner Papier, der deutsche Zollverein eine Million, Frankreich 5, England 15 Millionen Zentner. Auf die übrige Welt kommen etwa 10 Millionen Zentner, mithin sich der ganze Papierverbrauch der Welt mit 31—32 Millionen Zentner Papier beziffert.

Vor einigen Tagen wurde in Wien die Schwiegertochter Andreas Hofer's — die Wittwe seines einzigen Sohnes — Klara Edle v. Hofer, beerdigt. Ihrem Sarge folgten zwei Töchter und drei Söhne — zwei sind ihr schon vorangegangen, sie starben den Heldentod als Offiziere — und sieben Kindeskinder.

Homonyme.

Ha, wie stolz erhebt sich's in die Lüfte!
Ha, wie wild stürzt sich's durch Felsenklüfte!
Ueber Dir erscheint's als Punkt oft kaum,
Unter Dir zuweilen nur als Schaum,
Doch schiebst Du ein l und t hinein,
Wird's ehrwürdig Dir und heilig sein.

Auflösung des Räthsels in Nro. 98:
Portrait.

Geschichtskalender. 27. April 1799. Schlacht an der Adda, nach welcher die französische Hauptarmee ihren Rückzug gegen Tessino nimmt und Suwarow in Mailand einzieht.

27. April 1813. Die über die Elbe gegangenen Preußen und Russen werden zurückgeworfen; die Franzosen unter Davoust besetzen Harburg.

17. April 1814. Napoleon schifft sich in Frejus nach Elba ein.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 102 Donnerstag, 28. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Einundsechszigstes Kapitel.

J. S. V.

Lord Mount-Severn, dem die dringende Aufforderung Mr. Carlyle's, sich schleunigst nach Ost-Lynne zu verfügen, sehr auffiel, der keine Ahnung hatte, was dieselbe zu bedeuten habe, verlor indessen keinen Augenblick und entsprach sofort der an ihn ergangenen Aufforderung. Mit dem frühesten Morgen war er in Ost-Lynne angelangt.

Mr. Carlyle, der auf der Bahnstation in einem geschlossenen Wagen seine Ankunft erwartete, nahm ihn zu sich in den Wagen und erzählte ihm während der Fahrt nach Ost-Lynne Alles, was vorgefallen.

Der Graf konnte es kaum glauben. In seinem ganzen Leben war ihm nie etwas Ueberraschenderes widerfahren. Anfangs konnte er die Geschichte auch gar nicht begreifen.

„Ist sie — ist sie eigens in Ihr Haus zurückgekommen, um da zu sterben?" stammelte er. „Sie haben sie ja nicht ins Haus aufgenommen? Ich verstehe gar nicht."

Erst nachdem Mr. Carlyle sich deutlicher und etwas umständlicher erklärt hatte, fing der Graf an, die Geschichte zu begreifen, konnte sich aber trotzdem vor Erstaunen und Ueberraschung lange nicht fassen.

„Welch' ein toller Streich! Hieher unter dem Namen Madame Vine zurückzukommen. Aber wie, um des Himmels willen, konnte sie der Entdeckung entgehen?"

„Sie entging derselben dennoch," antwortete Mr. Carlyle. „Die auffallende Aehnlichkeit zwischen Madame Vine mit meiner ersten Frau, hat mich zwar gleich im ersten Momente meines Zusammentreffens mit ihr wunderbar überrascht und ich war, wie gesagt, sehr frappirt davon, aber ich hatte auch keine Ahnung von dem wahren Sachverhalte. Es war eine Aehnlichkeit und doch keine, denn jeder Theil ihres Gesichtes und ihrer Gestalt, war bis zur Unkenntlichkeit verändert. Ihre Augen ausgenommen, diese aber bekam ich die ganze Zeit über, der entstellenden blauen Brille wegen, nicht zu sehen."

Der Graf trocknete sich die Stirne ab. Die so eben empfangene Nachricht hatte ihm sehr heiß zugesetzt. Er verargte es Isabella sehr, trotzdem sie schon todt war und war im Herzen froh, daß Mrs. Carlyle bei diesem Vorfalle nicht zu Hause gewesen war.

„Wollen Sie sie sehen?" flüsterte Mr. Carlyle ihm zu, als sie ins Haus traten.

„Ja."

Sie gingen hinauf in das Todtenzimmer. Mr. Carlyle mußte sich erst den Schlüssel dazu verschaffen. Sie sah sanft und mild aus, und ihre blassen Züge waren unter der weißen Haube von einem ewigen Frieden umstrahlt und verklärt. Miß Carlyle und Justine hatten alles Nöthige selbst besorgt und außer ihnen Niemand sich ihr nähern lassen.

Lord Mount-Severn beugte sich über das bleiche Gesicht, um in Isabella's Zügen die Spuren ihrer frühern Gesichtsbildung zu suchen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen und überraschte auch ihn außerordentlich.

„An was starb sie denn?" fragte er.

„Sie sagte, am gebrochenen Herzen."

„Ach," sagte der Graf, „es ist ein Wunder, daß ihr Herz nicht schon früher brach. Armes Wesen! Arme Isabella!" fügte er hinzu, indem er ihre Hand ergriff. „Wie sie ihr Glück verscherzte! Carlyle, ich denke, dieß ist Ihr Trauring?"

„Höchst wahrscheinlich," sagte Mr. Carlyle, nachdem er einen flüchtigen Blick darauf geworfen.

„Es ist merkwürdig, daß sie ihn nie abgelegt," bemerkte der Graf, indem er die kalte Hand wieder losließ. „In der That, ich kann die Geschichte noch jetzt nicht ganz begreifen."

Nach diesen Worten wendete er sich um und verließ das Zimmer. Mr. Carlyle blieb noch in nachdenkender Stellung am Todtenbette zurück und schaute ernst in das Gesicht der Todten. Was seine Gefühle oder Gedanken in diesem Momente gewesen sein mochten, läßt sich kaum vermuthen. Nachdem er das Todtengesicht wieder verhüllt hatte, verließ auch er das Zimmer und folgte dem Grafen auf dem Fuße nach. Sie gingen

Digitized by Google

schweigend die Treppe hinab in das Frühstückzimmer, wo Miß Carlyle sie bereits erwartete.

„Wo konnten denn nur Ihre Augen gewesen sein?“ rief der Graf verwundernd aus, nachdem sie die ersten Worte über diesen Vorfall gewechselt hatten.

„Gerade da, wo die Ihrigen waren,“ entgegnete Miß Corny mit einem Anstrich von Bosheit. „Sie haben Madame Vine ebenso gut gesehen, als ich.“

„Aber nicht so oft und so in einem fort wie Sie, im Ganzen vielleicht zwei- oder dreimal und ich erinnere mich nicht, sie ein Einzigesmal ohne Hut und Schleier gesehen zu haben, daß aber Carlyle sie nicht erkannt haben sollte, ist etwas, was kaum zu glauben ist.“

„Es scheint so, wenn man oberflächlich darüber nachdenkt,“ antwortete Miß Corny. „Thatsachen jedoch beweisen mehr, als Reflexionen, und Thatsache ist's, daß sie nicht erkannt wurde. Zur Zeit, als sie dieses Haus verlassen, war sie noch ein junges, munteres und fröhliches Geschöpf, hatte eine wundervolle aufrechte Haltung, ihr glänzendes dunkles Haar fiel in dichten Locken über ihren Nacken herab, ihre Wangen hatten eine feine zarte Röthe, und der Gesammteindruck ihrer Gesichtsbildung war harmonisch und bezaubernd schön. Madame Vine kam in dieses Haus als ein blasses, gebrechliches und gebücktes Wesen, dazu war sie noch auf einem Fuße lahm, daher auch im Wuchse viel kürzer als Lady Isabella. Ihre Taille war stets von weiten bauschigen Zeugs, von Jäckchen und Mantillen umhüllt. Ihr Kopf war in einer engen Haube eingezwängt, die Stirne theils von ihren eigenen grauen Haarstreifen, theils aber von den vielen grauen Sammtbändern ganz verdeckt, Augen und Schläfe durch blaue Doppelgläser hinlänglich geschützt. Der ganze Hals und ein Theil ihres Kinns mit dicken Tüchern bedeckt. Ihr Mund war durch eine Narbe bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit verändert und verunstaltet, und der Wohllaut ihrer Sprache durch den Verlust einiger Vorderzähne in ein leises Gelispel verwandelt. Nehmen Sie nun Alles in Allem zusammen und Sie werden finden, daß Madame Vine eben so wenig der entführten Lady Isabella gleichgesehen, als ich eine Aehnlichkeit mit Adam besitze. Lassen Sie einmal ihren intimsten Freund durch irgend einen Unglücksfall so entstellt, und noch dazu durch künstliche Mittel so unkenntlich gemacht werden, wie es Lady Isabella war, und wir wollen sehen, ob Sie ihn dennoch erkennen würden.“

Diese Bemerkung verfehlte nicht, auf Lord Mount-Severn die gehörige Wirkung zu machen.

Ein Gentlemen seiner intimsten Bekanntschaft hatte in ganz letzter Zeit bei einer furchtbaren Katastrophe eine solche Verstümmlung seiner Gliedmassen erlitten, daß man weder eine Aehnlichkeit, noch sonst eine Spur seiner früheren Züge mehr auffinden konnte. Seine eigene Familie erkannte ihn nicht mehr und er hatte sich keiner weiteren künstlichen Entstellungsmittel bedient. Da nun das von Miß Corny angeführte Argument in einem zufällig wirklich stattgehabten Falle seine Begründung gefunden, so kannst Du versichert sein, lieber Leser, daß ihr Sieg ein ganz entschiedener war.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespeare's Wiege und Grab.

In der Grafschaft Warwick, am von Schilf und Weiden überwachsenen, durch grüne Wiesen langsam hinfließenden Avon liegt das Städtchen Stratford. Die Straßen sind einförmig und eben, die Häuser niedrig und meist alt, den eigenthümlichen Styl einer längst vergangenen Zeit tragend. In der Hauptstraße des Ortes befindet sich das aus Holz und Fachwerk erbaute niedrige Häuschen, in welchem der größte Dichter Englands am 23. April 1564 das Licht der Welt erblickte. Der bekannte amerikanische Schriftsteller Nathaniel Hawthorne gibt von dieser Stätte nachfolgende Beschreibung. „Der Theil des Hauses, in welchem Shakespeare gewohnt, ist kaum groß genug für den Fleischerladen, welchen einer seiner Nachkommen besaß. Dieser ist noch ohne Fenster vorhanden, mit dem Holzbeil an dem zerbrochenen Laden, welcher unter einem besondern Dache auf die Straße blickt, als ob er auf einen neuen Bewohner wartete. Die obere Hälfte der Thüre stand offen, und nachdem ich geklopft hatte, erschien ein junges, schwarzgekleidetes Mädchen und ließ mich ein. Sie gehörte nicht der dienenden Klasse an und sah für ein englisches Landmädchen merkwürdig fein aus; wahrscheinlich war sie die Tochter der würdigen Matrone, der Kastellanin des Hauses. Dieser niedere Raum ist mit schmutziggrauen Steinen nothdürftig gepflastert, welche, als das Haus neu war, wohl etwas regelmäßiger ausgesehen haben mögen, aber jetzt in einem ganz unverantwortlichen Zustand waren. Es scheint einst ein Erdbeben diese gewaltigen Steine auseinander gerissen zu haben, denn unmöglich konnten Alter und Gebrauch dieselben so zerrüttet haben. Das Zimmer ist sehr sauber, aber macht einen so armseligen, düstern und ungemüthlichen Eindruck, daß es wohl der glühendsten poetischen Phantasie schwer fallen möchte, dieses unscheinbare Gemach zu idealisiren. Die Mitte des Raumes nimmt eine in ähnlicher Weise gebaute kleine Küche ein; sie hat einen großen, breiten Kamin, unter dessen schwärzlichem Schornsteine eine große Familie Platz hat. Wie oft mag hier Shakespeare sinnend gesessen, bei Tage den durchschimmernden blauen Himmel und bei Nacht die ihm besonders leuchtenden Gestirne betrachtet haben, da, wo jetzt ein öder, verfallener Winkel ist, von welchem die letzten Spuren glimmender Asche verwischt sind. Ein nur den vierten Theil des Herdes bedeckendes Feuer könnte vielleicht diese alte

Digitized by Google

Stube noch traulich und gemüthlich machen; wir aber müssten uns unerfreuliche Ideen von dem hier geführten eingeengten Leben machen, in einer Wohnung, wo dieses Zimmer der Sammelplatz der Familie gewesen ist, wo kein Spielraum für Freiheit und Ausdehnung gelassen worden ist und wo Alt und Jung dicht zusammengedrängt beieinander saß. Welch wundermächtige, kühne Pflanze muß Shakespeare's Genie, wie unaufhaltsam ihre Entwicklung gewesen sein, daß sie in solcher Atmosphäre nicht verdorrte, nicht verkrüppelte. Von da wurde ich hierauf in ein Zimmer geführt, in welchem Shakespeare geboren sein soll. Es ist die Stube über dem Fleischerladen, welche von einem breiten Fenster mit vielen großen und kleinen Scheiben erleuchtet wird. Die Dielen sind sehr unakkurat und ungeschickt gezimmert, die bloßen Sparren und Balken an den Seiten tragen noch das Originalzeichen von des Erbauers roher Art, ohne daß ein Versuch gemacht zu sein scheint, diese Merkmale zu verwischen. Wieder müssen wir uns mit der Enge und Kleinheit dieses Raumes versöhnen, eine Nothwendigkeit, die uns viel schwerer trifft, als die Vernichtung irgend eines anderen Ideals, weil sie eine Stätte entzaubert, von der wir so viel gelesen, gehört und geträumt haben. Mit wenigen Schritten ist der ganze Raum durchmessen, und so niedrig ist er, daß man die Decke mit der Hand bequem erreichen kann. Dieser Umstand veranlaßte Viele, sich durch Einschreibung ihres Namens in diesem Zimmer zu verewigen. Kein Eckchen ist unbeschrieben; selbst die Fensterscheiben sind mit Diamantschrift gezeichnet. Dort soll sich auch eine Inschrift von Walter Scott befinden, aber ich konnte sie nicht herausfinden. Mir ist es ein Räthsel, wie die Leute in solcher Umgebung an ihr eigenes unbedeutendes Nichts denken und sich in dem Abglanz dieses unvergänglichen Ruhmes mitsonnen können, wo sie, wenn überhaupt bemerkt, nur für unverschämt gelten. Das ganze Haus ist reinlich und ordentlich gehalten. Eine alte Dame, die mich oben herumführte, machte durch Manieren und Wesen den Eindruck einer durchweg gebildeten Frau. Sie unterhielt mich mit erschreckender Kenntniß und Beredtsamkeit von Shakespeare. Auf Tisch und Stühlen lagen verschiedene Schriften, Ansichten von Häusern und Scenen, welche mit Shakespeare's Andenken verknüpft sind, Ausgaben seiner Werke und Lokalgeschichten seiner Heimath, welche diese achtungswerthe Dame gewiß mit nicht geringem Profit verkauft."

Die englische Regierung hat dieses Haus als Nationaleigenthum gekauft und in dem vorgefundenen Zustand belassen, dem englischen Volk, wie den Gebildeten aller Nationen eine heilige Wallfahrtsstätte erhaltend.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

Unter dem Titel „Der schriftliche Verkehr in Dienstsachen der königlich bayerischen Landwehr ꝛc." von L. Gaßner (circa 300 Seiten, Preis 1 fl., geb. 1 fl. 6 kr.) erschien im Verlage der E. Huber'schen Buchhandlung in Rosenheim eine Schrift, die sich durch praktische Anlage, so wie korrekte und fleißige Ausarbeitung auszeichnet, und welche den Landwehr-Offizieren zur Anschaffung zu empfehlen das hohe königliche Landwehr-Kreiskommando von Oberbayern jüngst Veranlassung nahm. Vielen der HH. Landwehr-Offiziere wird diese Schrift bei Fertigung der im Landwehrdienste vorkommenden schriftlichen Arbeiten ein willkommener und verläßiger Leitfaden sein. — Derselbe Verfasser ließ obiger Schrift eine kleine Broschüre folgen: „Ehrenbezeigungen und mündliche Meldungen der königlich bayerischen Landwehr" (Preis 9 kr.), welche in richtiger und faßlicher Zusammenstellung jedem Landwehrmanne sein Verhalten in den betreffenden Fällen kundgibt. Die freundliche Aufnahme, deren sich der „schriftliche Verkehr" bei den Chargirten der Landwehr zu erfreuen hat, dürfte diesem Schriftchen bei allen Landwehrangehörigen zu Theil werden.

Mannigfaltigkeiten.

Die Beglückwünschungs-Adresse, welche das Freie Deutsche Hochstift in Goethe's Vaterhause in Frankfurt zur Shakespeare-Feier nach England abgesandt hat, lautet wie folgt:

Es ist mein Volk das große, das sendet täglich aus
Die Söhne aus seinem Schooße, zu führen in mein Haus
Die Völker aller Zungen, und wunderbar erklungen
Ist da ein Weltgespräch beim Schmaus!

Friedrich Rückert.

Das Freie Deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause leiht dem gesammten deutschen Volke seine Stimme, indem es, durch diese Urkunde, das Volk Großbritanniens beglückwünscht am dreihundertsten Jahrestage der Geburt William Shakespeare's, und richtet diesen Brief an Bürgermeister und Rath der Stadt Stratford am Avon. Einst war, wie das Blut, auch die Sprache der Nation der Sachsen diesseits und jenseits des deutschen Meeres gleicher Art. Aus einem Stamme entsprossen, haben zwei geschiedene Zweige sich ausgebildet: dort zu jener englischen Tochtersprache, welche dem größten Kenner und Maler des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften — dessen Wiege am Avon stand — den

Digitized by Google

Ausdruck gewährte für seine Gedankenschöpfungen; hier zu dieser deutschen Muttersprache, in welcher Goethe, der Größte unter den Bewunderern Shakespeare's, die groß' und kleine Welt gemeinsam umschrieb, wie vor ihm keiner der Sterblichen. Und wie einst unser Land nach Britannien jene Heldenjugend gesendet, welche als Befreier kam und als Sieger gegen eingedrungene wälsche Stämme dort ein neues Volksthum begründete, so ist in Shakespeare's Dichtungen, zu einer Zeit, wo dieselben unter einem Jahrhunderte voll bürgerlicher Umwälzungen in seinem Vaterlande noch fast vergessen waren, ureigne deutsche Art zurückgekehrt zum Mutterstande Germaniens, hat als Befreier eingedrungene wälsche Unart vertrieben und als Sieger eine neue Geisteejugend erstehen lassen, die durch „Sturm und Drang" zum Lichte rang, und um Goethe's und Schillers hohe Gestalten vereinte unserer Sänger glänzende Schaar, leuchtender als einst um die Burgen der Hohenstaufen. Wie Englands Söhne auf dem ganzen Erdenrunde, so preisen dankbar alle Deutschen im Reiche der Mitte Europa's den einen und einzigen William Shakespeare. Mögen in einem Gefühle noch einmal die verwandten Blutstropfen aller Stammesgenossen der Nation der Sachsen diesseits und jenseits aller Meere vereinigt sich regen, dieß wünschen wir, indem wir rufen: Heil dem Gedächtnisse William Shakespeare's! Heil der Stadt Stratford am Avon! Heil dem Volke Englands! Gegeben in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M., am Sonntage Jubilate 1864. Die Verwaltung des Freien Deutschen Hochstifts. G. H. Otto Volger, Dr., gen. Senckenberg, d. Z. Obmann; Georg Ludwig v. Kreß, stellvertretender Obmann; Dr. Ed. Heyden, Verwaltungsschreiber; Th. Schideck, Schriftführer.

Aus St. Petersburg wird über die Jahresfeier des Einzugs der verbündeten Heere in Paris berichtet: „Nicht weniger als 35,000 Mann mit 100 Geschützen (37½ Bataillone, 48 Schwadronen und 12½ Batterieen) marschirten, vom Kaiser geführt, Mittags in Parade um das Alexander-Denkmal, um welches die Invaliden jenes Krieges aufgestellt waren, und fast 1300 Sänger führten am Abend im großen Theater das Monstre-Konzert auf. Die Truppen und das Volk zeigten sich bei und nach der Parade sehr enthusiastisch, das letztere namentlich drängte sich, nachdem die Truppen den Platz verlassen, stürmisch um den Kaiser und brachte ihm seine Huldigung in den lebhaftesten Zurufen dar. Nach der Parade war großes Festmahl im Winterpalast. In dem Alexandersaale fand Tafel für den Kaiser, die kaiserliche Familie und die Eingeladenen vom Offizierscorps statt, welche an dem Krieg gegen Napoleon theilgenommen. Die Zahl der trotz der reichen Ernte des Todes noch aus jener Zeit Ueberlebenden ist wahrhaft überraschend. Allein von Generalen, welche die Medaille zweiter Klasse für 1814 tragen, waren anwesend: Fürst Menschikoff, Graf Kleinmichel, Zacharschewski, Graf Adlerberg, Annenkoff, Kuprianoff, Baron Korff, Panintin, Mirkowitsch, Dannenberg, Suchosannet, Chomutoff, Tanj iff, Lanskoi, Buschen, Piautin, Meyendorff, Kotschubei, Wielhorski, Bibikoff, Schemtschuschnikoff, Liprandi, Klipfel, Valk, de Witte, Baron Veilhaud und Admiral Lermontoff, außerdem noch 59 andere vom Generallieutenant abwärts, unter diesen auch viele emeritirte und in den Zivildienst übergegangene. In der Portrait-Gallerie waren 112 Gemeine und Unteroffiziere, welche an der Schlacht von Paris theilgenommen hatten, und von denen zwei noch im aktiven Dienst stehen, zu Tisch und wurden vom Kaiser besucht.

Das „Pays" führt als Beispiel der gränzenlosen Unordnung, welche in Griechenland unter dem Ministerium Bulgaris herrschte, das Faktum an, daß eine Kompagnie Infanterie sich buchstäblich verloren hatte. Niemand konnte in den Bureaux des Kriegsministeriums sagen, was aus ihr geworden war. Nirgends fand man eine Spur von ihr. Diese Kompagnie spazierte ohne Vorwissen der Regierung durch Griechenland von Stadt zu Stadt ohne Ordnung, ohne Führer, blieb, wo es ihr gefiel, und machte sich schnell fort; wenn der Ort ihr nicht mehr behagte. Nach Forschungen des neuen Ministeriums, welches glücklicher als das alte war, entdeckte man denn endlich diese Kompagnie, welche seit drei Monaten vagabundirt hatte. Sie befand sich in Amphissa, wo sie darüber deliberirte, ob sie nach Stelis oder nach Lamia gehen wollte. Man mußte Gewalt anwenden, um sie in eine feste Garnison zu bringen.

[Ein freiwilliger Internirter.] In Prag lebt, wie der „Tagesb." erfährt, ein Mann, der bereits seit mehr als zehn Jahren nicht außerhalb der Stadtmauern gewesen ist, weil er die fixe Idee hat, daß ihn jenseits der Stadtthore ein Unglück erwarte. Als man ihn bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses absichtlich in einen Wagen brachte und er merkte, daß man durch das Stadtthor fahre, sprang er erschreckt heraus und ist seit jener Zeit schwer zu bewegen, in einen Wagen zu steigen.

Geschichtskalender. 23. April 1789. Erster Aufruhr in Paris, in der Vorstadt St. Antoine, angeregt durch Egalite (Herzog von Orleans).

28. April 1813. General v. Kleist wirft die Franzosen aus Halle, räumt aber folgenden Tags die Stadt. — Gefechte bei Wettin und Weißenfels.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 103 Freitag, 29. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Aber eben diese bizarre Verkleidung, die hätte uns gleich auffallen sollen," bemerkte Mr. Carlyle im ruhigen Tone, „denn die Aehnlichkeit an und für sich war keineswegs so bedeutend, um einen Verdacht erregen zu können."

„Aber sie verstand es gleich bei ihrem Eintritte in dieses Haus, dem Verdachte vorzubeugen," wendete allsogleich Miß Corny ein, indem sie vorgab, daß gewisse nervöse Leiden es ihr zur strengen Aufgabe machen, keinen Theil ihres Kopfes der Einwirkung der äußeren Luft aussetzen zu dürfen. Bedenken Sie, Mylord, daß die Ducies mit ihr in Deutschland beisammen waren und sie nicht erkannten. Erwägen Sie überdieß noch den Umstand, daß, wenn wir eine noch so auffallende Aehnlichkeit entdeckt hätten, wir dennoch Anstand genommen haben würden, uns gegenseitig dieses Bedenken mitzutheilen, denn der Name Lady Isabella war aus unserem Kreise verbannt und es wurde ihrer mit keiner Sylbe erwähnt."

„Wahr, Alles wahr," antwortete der Graf, und ließ den Gegenstand auf sich beruhen.

Am nächsten Freitag gin an Mrs. Carlyle ein Brief folgenden Inhalts ab:

„Meine Theure! Ich sehe, daß es mir nicht möglich sein wird, mein Versprechen halten und Sonnabend bei Dir eintreffen zu können. Ich werde erst mit dem Abendtrain an demselben Tage von hier abreisen. Lord Mount-Severn, der seit einigen Tagen hier verweilt, läßt durch mich seinen Respekt vermelden.

„Und nun, Barbara, mache Dich gefaßt auf eine Neuigkeit, die Dich gewiß erschüttern wird. Madame Vine ist todt. Es ging ihr, wie mir die Leute sagen, gleich nach unserer Abreise mit jeder Minute schlechter, und ist vergangenen Mittwoch Abends verschieden. Ich bin herzlich froh, daß Du nicht zu Hause warst.

„Viele Grüße und Küsse von den Kindern. Lucy und Archie sind noch immer bei Cornelia und Arthurs Lebhaftigkeit macht der Sara in der Kinderstube sehr viel zu schaffen.

„Meine Theure, ewig der Deine, Archibald Carlyle."

Nichts war natürlicher, als daß Mr. Carlyle, nachdem Madame Vine als Gouvernante in seinem Hause gestorben, sie auch Höflichkeitshalber zu Grabe geleiten mußte. Und da Lord Mount-Severn gerade auf Besuch da war, so ging auch er mit, um Carlyle Gesellschaft zu leisten. Es ist das von Seiten Seiner Lordschaft sehr herablassend gewesen.

West-Lynne erinnerte sich bei dieser Gelegenheit vielleicht noch eines Leichenbegängnisses, bei welchem dieselben zwei Männer als die alleinigen Trauernden dem Sarge gefolgt waren. Es war dieß das Leichenbegängniß des verstorbenen Grafen Mount-Severn. Zufällig mochte es nun auch sein, daß die französische Gouvernante dicht neben der Ruhestätte des Grafen begraben wurde. Sie konnte eben so gut auf einem andern Fleck begraben werden, aber es war zufällig ein leerer Raum da.

Das Leichenbegängniß fand Sonnabend Morgens statt. Es war ein einfaches, aber sehr respektables Leichenbegängniß. Ein zweispänniger Leichenwagen, ein zweispänniger Trauerwagen und eine Halblutsche für Se. Ehrwürden D. Little.

Der Graf und Mr. Carlyle verließen die Grabstätte und stiegen in den Trauerwagen ein, um nach Ost-Lynne zurückzukehren.

„Einen mittelgroßen, ungefähr zwei Fuß hohen und anderthalb Fuß breiten weißen Marmorstein," bemerkte der Graf, indem sie auf ihrem Rückwege noch immer von dieser traurigen Katastrophe sprachen, mit den Anfangsbuchstaben J. V., dem Sterbetag und der Jahreszahl. Sonst nichts. Was glauben Sie?"

„J. M. V.", korrigirte Mr. Carlyle, „ganz recht."

In demselben Momente ließen die Glocken einer andern Kirche, nicht die von St. Judäa, heitere Klänge erschallen.

Der Graf neigte sein Ohr nach der Richtung und lauschte.

„Was hat dieses Geläute zu bedeuten?" frug er.

Es war ein Hochzeitsgeläute. Afy Hallijohn wurde in dieser Stunde durch den Beistand zweier Geistlichen und sechs Kranzeljungfern, unter welchen, wie die Leser versichert sein mögen, Justine sich nicht befand, in Mistreß Joe Jiffin verwandelt. Wenn Afy sich etwas in den Kopf setzte, so führte sie es auch durch. Mr. Jiffin war endlich der Beglückte.

Digitized by Google

Nachmittags verließ der Graf Oſt-Lynne und ganz kurz darauf kam Barbara ganz unerwartet an.

Wilſon hatte ſolche Eile, daß ſie kaum ihrer Gebieterin den Vorrang im Hauſe geſtattete, und das Kind beinahe in der Hausflur zurückgelaſſen hätte. Sie war entſetzlich neugierig, und konnte es kaum erwarten, zu erfahren, wie es gekommen, daß die franzöſiſche Gouvernante ſo unverſehens geſtorben.

Mr. Carlyle war über die ſchnelle unerwartete Ankunft Barbaras ſehr erſtaunt.

„Wie konnte ich wegbleiben, Archibald, und wäre es auch nur bis Montag, nachdem Du mir ſolch' eine traurige Nachricht mittheilteſt, ſprach Barbara.

„Woran ſtarb ſie denn? Es muß doch entſetzlich ſchnell gegangen ſein."

„Ich glaube," erwiderte, er halb zerſtreut, halb träumeriſch. Eine Frage, die ſeit Mittwoch ſchon ihm ſehr viel zu ſchaffen und zu denken gab, ſtand noch in dem Momente unentſchieden vor ihm. Die Frage, ob er dieſen Vorfall ſeiner Frau mittheilen oder verſchweigen ſollte? Er würde es vorgezogen haben, darüber ſtillſchweigend hinwegzugehen, und wäre er der alleinige Beſitzer dieſes ſchauderhaften Geheimniſſes geweſen, er würde es gewiß feſt in ſeiner Bruſt verſchloſſen, mit ins Grab hinüber genommen haben. So aber waren außer ihm noch drei andere Perſonen in dieſes Geheimniß eingeweiht: Miß Carlyle, Lord Mount-Severn und Juſtine. Zwar lauter ehrbare Charaktere und keiner von ihnen einer Indiskretion fähig, aber wer konnte dafür bürgen, daß nicht durch irgend ein unvorſichtiges Wort die ganze Geſchichte verrathen würde, und wenn Mrs. Carlyle es ſchon erfahren ſollte, ſo wäre viel beſſer, wenn ſie es aus ſeinem Munde und das alſogleich erfährt.

(Schluß folgt.)

Shakespeare's Wiege und Grab.

(Schluß.)

Am äußerſten Ende des Städtchens befindet ſich an den Ufern des Avons der von Ulmen überſchattete Friedhof. Eine breite Allee von ehrwürdigen Linden führt zu der mitten darauf ſtehenden Kirche der Dreifaltigkeit. Sie gewährt einen ſchönen, ehrwürdigen Anblick. Der ſchlanke Thurm, von vier kleinen Thürmchen flankirt, ragt über die Spitzen der Bäume weg, während die gothiſchen Zinnen, Pfeiler und hohen Bogenfenſter ganz von dem grünen Laube überdeckt ſind, wodurch das in das Innere der Kirche eindringende Licht gedämpft wird. Der Dichter und ſeine Familie ſind im Beſitze der beſten Begräbnißplätze, welche die Kirche gewährt. Sie liegen in einer Reihe und ſchneiden die Breite von der Kanzel. Das Ende jedes Grabſteins gränzt an die Erhöhung, auf welcher der Altar errichtet iſt. Der Seitenmauer am nächſten, gerade vor dem Altar, iſt Shakespeare's Grab, zwiſchen denen ſeiner Frau und ſeiner Tochter Suſanne. Es iſt das einfachſte von allen, mit einer Platte gedeckt, auf welche die Freunde folgende vier Zeilen eingraben ließen:

Good friend, for Jesus sake forbear
To dig the dust inclosed here
Blest be the man that spares these stones,
And curst be he that moves my bones.

Zu deutſch etwa:

O lieber Freund, biſt du ein guter Chriſt,
Laſſ' ruh'n den Staub, der hier begraben iſt!
Wohl geh' es dem, der dieſen Stein hier ehrt,
Doch Weh' auf ihn, der mein Gebein verſehrt.

Ueber dem Grabe befindet ſich in einer Niſche die Büſte Shakespeare's in halber Figur, welche kurz nach ſeinem Tode (vor 1623) von einem holländiſchen Künſtler ausgeführt wurde. Sie ſtellt den Dichter ſitzend dar, eine Feder in der rechten Hand und unter ſeiner linken ein aufgerolltes Papier. Unter dem vor ihm liegenden Kiſſen ſteht auf einer Tafel das lateiniſche Diſtichon:

Indicio Pyladem, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet

und darunter die in der Ueberſetzung nach E. Gerber etwa lautenden Zeilen:

Steh', Wanderer! was eilſt du ſo vorbei?
Lies, wenn du kannſt, wer hier begraben ſei:
Shakespeare, mit dem das Leben der Natur
Dahin ſtarb, deſſen bloßer Name nur
Dieß Grab mehr ſchmückt als Pracht; denn ſeinem Geiſt
Steht alles dienend nach, was Witz und Kunſt noch heißt.

Das berühmte Denkmal in der Weſtminſterabtei iſt erſt 1741 errichtet worden. Es beſteht aus einer lebensgroßen Statue, die, an eine abgebrochene Säule gelehnt, ein Buch in der Hand hält; daneben ſieht man Allegorien des Luſt- und Trauerſpiels. Die Inſchrift iſt dem „Sturm" (IV., 1) entnommen und lautet:

Wie dieſes Scheines leck'rer Bau, ſo werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläſte,
Die hehren Tempel, ſelbſt der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergeh'n
Und, wie dieß ſchwere Schaugepräng erblaßt,
Spurlos verſchwinden.

Die Annahme des 23. April 1564 als Geburtstag Shakespeare's beruht auf dem Eintrag in das aus jener Zeit erhaltene Kirchenbuch von Stratford: „William son of John Shakspere was baptized April 26. 1564", woraus man auf den 23. als Geburtstag ſchloß, da Kinder am dritten Tag getauft zu werden pflegten. Die Grabſchrift lautet: „Obiit. ano.

Digitized by Google

Doi. 1616. statis 53. die 23. apr.“ Dieser scheinbare Widerspruch wird im Athenäum dahin erklärt und zu heben gesucht: mit dem 23. April 1616 habe jedenfalls für Shakespeare ein neues Lebensjahr begonnen, wenn er auch sein 52stes nur um wenige Stunden überlebte, und so besage die Grabschrift richtig, daß er in seinem 53. Jahr gestorben sei (nicht, daß er volle 53 alt geworden).

Wir schließen diese Zeilen mit einem von der Allgemeinen Zeitung bekannt gemachten Nachruf, welcher zugleich der kürzeste und beste ist, welcher bisher über Shakespeare gedichtet wurde:

Each change of many-colour'd life he drew,
Exhausted worlds, and then imagin'd new.
(Das bunte Spiel des Lebens malt' er treu,
Erschöpfte Welten, und ersann sie neu.)

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde. *)

Vortrag, gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Paris im Jahre 1853, von H. Bouley, Professor an der kaiserlichen Veterinärschule zu Alfort und Mitglied der Akademie.

Meine Herren!

Von allen Krankheiten, welche zur ärztlichen Beobachtung gelangen, ist die Hundswuth unstreitig in jeder Hinsicht die verzweiflungsvollste. Wo sie spontan auftritt, wie dieses bei dem Hunde vorkommen kann, sind uns nur ihre Symptome und Uebertragbarkeit durch Inokulation bekannt. Befällt sie andere Thiere, als die den Gattungen „Hund“ und „Katze“ angehörigen, so wissen wir nur das Eine mehr, daß sie nämlich auf diese Thiere übertragen worden ist. Was das Wesen, den Sitz, die Ursachen ihrer spontanen Entwickelung und ihre Behandlung betrifft, so herrscht über alle diese Punkte noch ein vollständiges Dunkel. Heute noch, wie in den frühesten Zeiten der Heilkunde, ist die Kunst vollkommen unmächtig, den weiteren Verlauf der Krankheit zu hemmen, sobald einmal ihre ersten Symptome in die Erscheinung getreten sind. Alle, die von ihr betroffen, sind unvermeidlich dem Tode verfallen und ihre Leichen sind dem anatomischen Forscher gegenüber heutzutage noch eben so stumm, als sie zu den Zeiten unserer Vorfahren waren.

Und dennoch, wie vielfältig waren die Bemühungen, die dunkele Frage der Hundswuth nur einigermaßen aufzuklären! Unzählig sind die Leichenuntersuchungen, welche zu diesem Zwecke angestellt wurden; sie sind um so verdienstlicher, als Jene, welche sie vornahmen, sich in der That ernstlichen Gefahren hiebei aussetzten. Alle Mittel der Therapie sind bereits aufgeboten worden, um die Krankheit zu bekämpfen. Sowohl in dieser Hinsicht als auch in Bezug auf das Wesen und die Entstehungsursachen der Krankheit ist die Phantasie bis auf den heutigen Tag ungemein thätig gewesen, die wissenschaftliche Lücke auszufüllen. Trotz alledem sind uns von der Hundswuth nur ihre Symptome und ihre kontagiöse Eigenschaft bekannt. So gering dieses Wissen auch erscheinen mag, so ist es doch von sehr großem Belange. Denn wenn diese Kenntniß weiter verbreitet oder vielmehr wenn Jedermann von derselben durchdrungen wäre, so würde dieß unter den meisten Umständen allein genügen, den möglich besten Schutz gegen die Anfälle der wüthenden Thiere zu gewähren, oder es würde mindestens dahin führen, daß unmittelbar nach erfolgter Verletzung die zur Zerstörung des Wuthgiftes geeigneten Maßregeln getroffen und auf diese Weise der Ausbruch der Krankheit verhütet würde. Ist nicht die beste Prophylaxis diejenige, welche aus dem richtig geleiteten und durch die Wissenschaft aufgeklärten Selbsterhaltungstriebe hervorgeht? — Wie viele Erkrankungen würden verhütet werden, wenn man ihre Ursachen kennte und sich gegen dieselben zu schützen vermöchte! Die Ursache der Wuthkrankheit beim Menschen aber kennen wir, und häufig genug wäre ihr Entstehung zu verhüten, wenn man sie vorherzusehen verstünde.

Es ist mithin von der größten Wichtigkeit, die ernste Theilnahme des Publikums für diese Frage zu erregen, und in die weitesten Kreise die Kenntniß zu verbreiten, in welcher Weise die Hundswuth verläuft, von der ersten Andeutung, welche ihre Erscheinung ankündigt, bis zu dem Augenblicke, in welchem das Leben des wüthenden Hundes erlischt. Hiedurch wird man dem öffentlichen Wohle besser dienen, als durch alle Zwangsmaßregeln, welche der Gesundheitspolizei zu Gebote stehen. Eine solche öffentliche Belehrung ist um so nothwendiger, als die Gefahren, welche aus dem Zusammenleben des Menschen mit dem Hunde entspringen, viel größer sind, als man sich gemeinhin vorstellt. Da die Mittheilungen, welche von dieser Rednerbühne ausgehen, stets einen weiten Wiederhall finden, so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß auch meine nachfolgenden Angaben über die Kennzeichen der Hundswuth sich über diesen Raum hinaus verbreiten und eine wirksame Oeffentlichkeit erlangen werden.

Mit der Vorstellung von der Hundswuth verbindet das größere Publikum gewöhnlich die Vorstellung von einer Krankheit, welche sich nothwendiger Weise durch Wuthausbrüche, Bissigkeit u. A. m. kennzeichnet. Diese Anschauung ist um so tiefer eingewurzelt, als ja selbst der Ausdruck „Wuth“ den Begriff des Zornes, des Hasses, der Grausamkeit, der rasenden Leidenschaft in sich schließt. Wird doch das Wort von den Dichtern stets in diesem Sinne angewendet: „On lit dans ses regards sa fureur et sa rage.“ (Racine.)

*) Die Veröffentlichung dieses höchst interessanten Aufsatzes ist durch höchste Entschließung des k. Staatsministeriums des Innern angeordnet worden.

Digitized by Google

Die vorgefaßte Meinung, daß die Wuth nothwendiger Weise und immer eine durch Raserei sich kennzeichnende Krankheit sei, gehört zu den verderblichsten und folgenschwersten Irrthümern, welche sich hinsichtlich dieser Krankheit Geltung verschafft haben; dieser Irrthum hat nämlich zur Folge, daß man einem kranken Hunde gegenüber, der keine Lust zu beißen zeigt, ohne Mißtrauen bleibt, und dennoch kann der Hund recht wohl schon von der Wuth befallen sein. Die Klugheit gebietet daher, daß man vor einem Hunde, der anfängt, nicht mehr die Kennzeichen der Gesundheit darzubieten, stets auf der Hut sei.

Die ersten Symptome der Hundswuth, ob zwar noch dunkel, sind gleichwohl schon bezeichnend für denjenigen, der sie zu verstehen weiß. Sie geben sich, wie Youatt treffend bemerkt, durch eine düstere, mürrische Laune und auffallende Unruhe kund, welche sich durch fortwährende Veränderung der Lage bemerkbar macht. Der Hund flieht seinen Herrn; er zieht sich in seinen Korb, in seinen Käfig, in die verborgensten Winkel der Zimmer, unter die Möbel zurück, zeigt jedoch keine Lust zu beißen. Ruft man ihm, so gehorcht er noch, aber langsam und mit Widerwillen. Er liegt zusammengekrümmt und hält den Kopf tief zwischen Brust und Vorderbeinen verborgen. Bald wird er unruhig, sucht einen neuen Platz, um zu ruhen, und verläßt auch diesen bald wieder, um ihn gegen einen anderen zu vertauschen. Hierauf kehrt er in seine eigene Lagerstätte zurück, in der er sich fortwährend herumbewegt, ohne eine passende Lage ausfindig machen zu können. Von seiner Lagerstätte aus blickt er mit einem fremdartigen Ausdrucke um sich herum. Sein Aussehen ist düster und verdächtig. Er kommt von einem Familiengliede zum anderen, blickt Jedes unverwandt an, als ob er Hülfe gegen sein Leiden suchte. Allerdings sind diese Symptome nicht der Art, daß man sie als pathognomische bezeichnen könnte; aber wie viel drückt sich schon in diesem ersten Bilde aus! Wenn diese Zeichen auch noch nicht hinreichen, um das Bestehen der Wuthkrankheit sogleich sicher zu stellen, so sind sie mindestens geeignet, die Besorgniß des Auftretens derselben rege zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Schießprobe mit dem Bataillonsköpfer.] Einem wissenschaftlichen Berichte aus New-York entnehmen wir die Beschreibung einer Kriegsmaschine, mit welcher kürzlich in Washington Versuche angestellt wurden. Die Vorrichtung besteht aus einer Eisenstange, die fünfzig Ketten von 12 bis 15 Fuß Länge trägt; am Ende jeder Kette hängt eine Kugel von zwei oder fünf Pfunden. Auf sechs Fuß Höhe gehoben, stellen Stange und Ketten so ziemlich das Netz dar, dessen die Diebe sich bedienen, um in der Ebene Schlingen zu stellen. Am Ende der Eisenstange sind ein Ring und eine zweite Eisenstange angepaßt, welche selbst wieder auf einer Vollkugel aufruht. Diese zwei Hauptkugeln werden in Kanonen geladen, die in derselben Linie aufgestellt sind und mit Zündhütchen versehen werden. Die besondere Schwierigkeit ist nun, den Schuß aus beiden Kanonen gleichzeitig abzufeuern. Um ganz zuverlässig eine gleichzeitige Entladung zu bewerkstelligen, wurden die zwei besten Musiker eines Regiments, welches den Proben beiwohnte, ausgesucht. Der Kapellmeister schlug den Takt und die beiden Musiker zogen den Bindfaden mit solcher Gleichzeitigkeit heraus, als wenn sie ein Bravourstück hätten aufführen müssen. Das Ziel, in einer Entfernung von 3600 Fuß, war ein Quadrat von Bohlen in der Höhe von sechs Fuß. Die ersten Schüsse gingen ein wenig hoch, aber die Ketten und Kugeln rissen nichts destoweniger den obern Theil der Bohlen hinweg. Ein Bataillon wäre vollständig enthauptet worden. Man verbesserte die Schußlinie und erhielt erschreckende Resultate. Die ersten Männer Washingtons veranstalteten ein Bankett für den Erfinder, den Kapellmeister und die beiden Musiker. Die neue Maschine ist auch schon getauft; sie heißt: „Der Friedensstifter".

Der unlängst in Paris verstorbene Professor Benedikt Hase hat seine aus mehr als 20 Bänden bestehende handschriftliche gelehrte Korrespondenz der Bibliothek des Weimarischen Gymnasiums vermacht.

Man schreibt aus London, 20. April: Ein Taucher auf dem englischen Kriegsdampfer „Fawn" gerieth auf der letzten Kreuzfahrt in eine gefährliche Situation. Er war in einem Guttapercha-Anzug in der Kajüte eines versunkenen Schiffes, als plötzlich an der Thür ein Grund-Hay erschien. Ein Entkommen war unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als sich ruhig zu verhalten. Das Ungethüm starrte ihn inzwischen mit seinen kalten grünen Augen an, stieß gegen die bleiernen Sohlen seiner Stiefel und rieb sich an seinen Kleidern. Der leiseste Riß oder Stich in der wasserdichten Kleidung wäre sein unmittelbarer Tod gewesen. Zehn Minuten verflossen, bis der Haifisch Kehrt machte und die Kajüte verließ.

Geschichtskalender. 29 April 1809. Eine bayerische Heeresabtheilung schlägt den k. k. General Jellachich und dringt siegend in Salzburg ein. (Wrede, Beckers, Laroche, M. Reichlin, L. Zandt, E. Reinach, C. v. Oettingen-Spielberg, Mändler u. A.)

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 104 Samstag, 30. April 1864.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Schluß.)

„Bist Du unwohl, Archibald?“ fragte sie, indem sie sein blasses, trübseliges Gesicht betrachtete.

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen, Barbara,“ antwortete er, ihr gegenüberstehend und ihre Hand ergreifend. Sie befanden sich in ihrem Toilettezimmer, wo sie ihre Reisekleider ablegte. „Mittwoch Nachmittags, als ich zum Speisen nach Hause kam, sagte mir Justine, daß es mit der Gouvernante schlecht stehe, und daß sie vielleicht gar zum Sterben sei. Ich fand es daher für recht und angemessen, sie auf ihrem Zimmer zu besuchen.“

„Gewiß,“ entgegnete Barbara, „ganz recht.“

„Ich ging auf ihr Zimmer und fand sie wirklich sterbenskrank. Aber ich fand noch etwas anders. Barbara. Es war nicht Madame Vine.“

„Nicht Madame Vine!“ wiederholte Barbara.

„Es war meine erste Frau, Isabella Vane.“

Barbara, deren Wangen eine Scharlachröthe überflog und im nächsten Moment wieder eine Todtenblässe annahmen, entwand schnell ihre Hand aus der seinigen. Mr. Carlyle, der sich mit seinem Ellbogen auf das Kaminsims gestützt, schien ihre innere Erregung nicht wahrgenommen zu haben, und erzählte ihr, wenn auch nicht die genauesten Details, so doch den Inhalt seiner letzten Unterredung mit ihr.

„Sie konnte nicht fern von den Kindern leben,“ sagte er „und kam daher als Madame Vine zurück. Die körperlichen Verletzungen, die sie bei dem Eisenbahnunfall in Frankreich erlitten, dann diese blauen Augengläser, die sie trug, die bizarre Verkleidung und Vermummung und ihr vorzeitig graues Haar schützten sie vor der Gefahr, wieder erkannt zu werden. Und doch wundere ich mich noch jetzt, wie es möglich war, daß sie unerkannt geblieben. Wenn ich es nicht selbst miterlebt hätte und es mir bloß erzählt worden wäre, ich hätte nie daran glauben können.“

Barbara's Herz fühlte sich tief gekränkt und verletzt und sie wendete ihr Antlitz von dem ihres Mannes weg. Ihr erster Gedanke war, daß sie mit noch einem Weibe ihres Mannes in einem Hause zusammen gelebt habe.

„Hattest Du sie in Verdacht gehalten?“ frug sie endlich mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme.

„Barbara! Würde ich, wenn ich sie im Verdacht gehabt hätte, es zugegeben haben? Sie bat mich so ängstlich, daß ich die Vergangenheit vergessen und ihre Zurückkunft in dieses Haus verzeihen möge, daß ich ihr Alles von Herzen vergeben habe. Ich ging nach West-Lynne um den Grafen Mount-Severn telegraphisch hieher zu berufen, und als ich zurückkam, war sie bereits eine Leiche. Sie sagte, ihr Herz sei vor Gram gebrochen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, Barbara.“

Es entstand eine lang anhaltende, äußerst peinliche Pause, während welcher Mr. Carlyle erst die Bemerkung machen konnte, daß Barbara ihr Angesicht von ihm abgewendet habe.

Das unheimliche Stillschweigen wurde noch immer von keinem von Beiden unterbrochen. Mr. Carlyle zog seinen Arm vom Kaminsims zurück und nahm Barbara gegenüber eine solche Stellung ein, daß er ihr ins Gesicht sehen mußte. Ach es war ein trauriges, bleiches und tiefbekümmertes Gesicht.

Er legte seine Hand auf ihre Schulter und veranlaßte sie, ihre Blicke auf ihn zu richten.

„Meine Theure, was soll das?“

„O, Archibald!“ rief sie endlich, ihren zurückgedrängten Gefühlen freien Lauf lassend und den lang verhaltenen Schmerz durch einen Strom heißer Thränen erleichternd. „Hat dieser Vorfall Deine Liebe zu mir vermindert?“

Er faßte mit der einen Hand ihre beiden Hände und mit der andern umschlang er ihre Taille und schaute sie mit seinen seelenvollen ehrlichen Augen an. Wer konnte in dieses redliche, treuherzig und biedere Gesicht mit dem unverkennbaren Zug von Sanftmuth und Milde um den süßen Lippen hineinschauen und noch Zweifel hegen? Gewiß Niemand und Barbara am allerwenigsten.

„Ich dachte, mein Weib hatte unbedingtes Vertrauen zu mir.“

„O. Ich habe es, Du weißt, ich habe es. Verzeihe mir, Archibald.“

„Ich habe es für gut befunden, Dir dieß mitzu-

Digitized by Google

theilen, Barbara, mein vielgeliebtes Weib, ich habe es Dir in Liebe und Treuherzigkeit mitgetheilt."

Sie lehnte sich, frei aufathmend, und mit ihrem reuevollen Gesichte gegen ihn gewendet, an seine Brust.

„Mein süßes, theueres Weib," sprach er endlich, „für jetzt und für immer."

„Es war ein thöricht Gefühl, das mein Herz beschlichen, Archibald. Es ist vorüber, auf ewig vorüber."

„Laß' es nie wiederkehren, Barbara. Auch soll ihr Name nicht mehr zwischen uns genannt werden. Ihr Name war bis jetzt ausgeschlossen aus unserer Mitte und soll es auch hinfür bleiben."

„Alles, was Du wünschest. Mein sehnlichstes Verlangen ist nur Dir zu gefallen, Deiner Liebe und Achtung stets würdig zu sein, Archibald."

„Es war immer ein gewisses Gefühl in meinem Herzen, das mich von Deinen Kindern fern hielt, ein Gefühl der Eifersucht — verstehst Du — weil sie ihr gehörten, weil sie einst Dein Weib gewesen. Ich wußte, daß es unrecht sei und ich habe mich ernstlich bestrebt, dieses Gefühl zu unterdrücken. Ich glaube, es ist mir gelungen, es für immer aus meinem Herzen zu verbannen. Ich," ihre Stimme wurde immer bewegter, „bete im Stillen zu Gott, daß er mich in meinem Vorsatz bestärken und unterstützen möge, damit ich ihnen meine Liebe und Sorgfalt eben so, wie meinen eigenen Kindern zuwenden könnte. Ich hoffe, es wird mit der Zeit so kommen."

„Alles Gute kommt mit der Zeit, wenn wir es nur wirklich anstreben," sagte Mr. Carlyle. „O, Barbara, vergiß nicht — vergiß niemals, daß der einzige Weg den Frieden hienieden bis an unser Lebensende zu wahren nur der ist, sich jederzeit zu bestreben, recht zu handeln, und Alles, was wir thun und unternehmen, im festen unerschütterlichen Vertrauen auf Gott."

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

Eine der seltsamsten und beachtenswerthesten Eigenthümlichkeiten der Hundswuth liegt in der Fortdauer der Anhänglichkeit und Zuneigung, welche das Thier selbst in der vorgerücktesten Periode der Krankheit gegen die ihm nahe stehenden Personen bewahrt. Diese Gefühle bleiben so mächtig, daß das unglückliche Thier, selbst in voller Wuth, sich der Angriffe gegen diejenigen enthält, die es liebt. Hieraus entspringen die häufigen Täuschungen, denen sich die Eigenthümer wüthender Hunde bezüglich der Krankheit derselben hingeben. Wie sollte man an die Wuth denken bei einem Hunde, der sich immer noch freundlich und folgsam zeigt und dessen Krankheit sich nur durch Traurigkeit, Unruhe und ungewohntes Umherschweifen zu erkennen gibt? — Entsetzliche Täuschung! denn dieser Hund, der so wenig Verdacht erregt, kann wider seinen Willen einen tödtlichen Biß versetzen, sei es nun, daß er auf einen Widerstand stößt, oder daß er, wie dieß häufig vorkömmt, durch eine Züchtigung seines Herrn gereizt wird, dem er nicht schnell genug gehorchte oder auf dessen Drohung er durch eine aggressive Geberde antwortete. Wenn die Herren der Hunde gebissen werden, so geschieht es in der Mehrzahl der Fälle unter den eben angeführten Umständen. Meistens aber verschont der wüthende Hund diejenigen, welchen er zugethan ist. Wäre dem nicht so, dann würden Wuthanfälle beim Menschen viel häufiger vorkommen; denn häufig bleiben tolle Hunde noch 24—48 Stunden bei ihren Herren, inmitten der Familie und der Dienerschaft, bevor man über die Art ihrer Erkrankung nur irgend welche Besorgniß hegt.

Im Anfangsstadium der Wuth und so lange die Krankheit noch nicht vollkommen ausgebrochen ist, so wie auch in den Zwischenzeiten der Anfälle, beobachtet man bei dem Hunde eine Art von Delirium, welches man als „Wuthdelirium" bezeichnen kann. Dieses Delirium kennzeichnet sich durch seltsame Bewegungen, welche zu erkennen geben, daß das kranke Thier Gegenstände sieht und Geräusche hört, welche nur in seiner Einbildung bestehen. Bald nämlich bleibt das Thier unbeweglich und mit gespannter Aufmerksamkeit stehen, wie auf der Lauer, fährt dann plötzlich auf und schnappt in die Luft, wie es ein gesunder Hund zu thun pflegt, wenn er eine Mücke im Fluge erhaschen will; Andere-male fährt es auf und heult gegen eine Wand hin, als ob es jenseits derselben drohende Geräusche gehört hätte. Nach Analogien zu schließen, sind wir wohl berechtigt, hierin wirkliche Hallucinationen zu sehen. Wie man indeß diese Erscheinungen auch auffassen mag, so viel ist sicher, daß sie von großem diagnostischen Werthe sind und das Befremdende, das in ihnen liegt, muß an sich schon auf die drohende Gefahr aufmerksam machen. Wer indeß über die Bedeutung dieser Erscheinungen nicht belehrt ist, wird ihnen keine besondere Beachtung schenken, um so mehr, als sie sehr flüchtiger Art sind, in der Regel die Stimme des Herrn schon genügt, um das Thier zum Bewußtsein zurückzurufen. „Durch diesen magischen Einfluß," sagt Youatt, „verschwindet jedes Schreckbild und das Thier kriecht mit demselben Ausdrucke von Anhänglichkeit, wie früher, zu seinem Herrn hin. Es tritt alsdann ein Augenblick der Ruhe ein; die Augen schließen sich langsam, der Kopf neigt sich nach abwärts, die vorderen Gliedmassen scheinen unter dem Körper hinzuschwinden und das Thier ist nahe daran, umzusinken. Plötzlich aber richtet es sich wieder auf, blickt mit wildem Ausdrucke um sich herum, schnappt in die Luft und stürzt

Digitized by Google

sich, soweit es seine Kette zuläßt, auf einen Feind, der nur in seiner Einbildung vorhanden ist."

Dieß die Symptome, die man im Anfangsstadium der Wuth bei dem Hunde wahrnimmt. Begreiflicherweise sind die Erscheinungen nicht bei allen Individuen die gleichen; ihr Ausdruck wechselt je nach der natürlichen Gemüthsart des Kranken. War das Thier vor seiner Erkrankung von freundlichem, hingebenden Wesen, so ist sein unruhiges Benehmen auffallend; es scheint das Mitleid seines Herrn anzurufen; in seinen Hallucinationen drückt sich keine Wildheit aus. Bei dem von Natur aus wilden Hunde hingegen so wie bei Solchen, welche zur Vertheidigung abgerichtet sind, ist der Ausdruck der ganzen Haltung furchtbar. Bisweilen zeigt sich die Bindehaut des Auges stark injizirt, in anderen Fällen jedoch kaum merklich in ihrer Farbe verändert, die Augen jedoch von ungewöhnlichem blendenden Glanze wie zwei feurige Kugeln.

(Fortsetzung folgt.)

Pius IX. in seiner Häuslichkeit.

Keines Fürsten häusliches Leben kann einfacher, geregelter und anspruchsloser sein, als das des jetzigen Papstes Pius IX. Wenn kaum der Morgen graut, im Winter oft noch im Dunkeln, erhebt sich der Papst, und tritt um 7 Uhr, nachdem er bereits einen Theil seines Breviers gelesen, in die kleine, unmittelbar neben seinem Schlafzimmer befindliche Kapelle, um die Messe zu lesen. Nach ihrer Beendigung frühstückt er, wobei er sich die Zeitungen vorlesen läßt oder sich mit dem Kardinal Merode unterhält, der sich fast immer um seine Person befindet. Bald nachher erscheint der Kardinal Antonelli, welcher einen Theil der obern Gemächer des Vatikans inne hat, um mit ihm zu arbeiten, d. h. ihm Vortrag über innere Regierungsangelegenheiten und auswärtige Politik zu halten; um 11 Uhr naht der Theil des Tags, wo die Audienzen beginnen. Der Papst in seinem langen, weißen Tuchgewand begibt sich in einen kleinen Salon, an dessen äußerstem Ende er sich auf einem kleinen Thron unter einem Baldachin auf einen Sammetarmstuhl mit reicher Vergoldung niederläßt, der sich eine Stufe über dem Fußboden befindet, und neben dem ein Schreibtisch steht, bedeckt mit Eingaben und Bittschriften aus der ganzen Welt, die auf die päpstliche Entscheidung warten. Die kurzen Pausen, welche zwischen den einzelnen Audienzen stattfinden, werden zu diesen Namensunterschriften benutzt, während einer der anwesenden Kardinäle den Papst mit dem Inhalt des betreffenden Dokuments bekannt macht. Die Liebenswürdigkeit der Päpste bei diesen Audienzen ist trotz der strengen Etikette sprüchwörtlich geworden; Pius IX. besitzt sie in hohem Grade. Die zur Audienz zugelassenen Personen werden einzeln oder auch zu zweien oder dreien in den Saal geführt, knien einmal an der Thür, dann in der Mitte desselben und endlich unmittelbar vor dem Thron nieder, wo der Papst denen, die das goldene Kreuz auf seinem Schuh zu küssen wünschen, den Fuß entgegenhält, und wo sie so lange knieend bleiben, bis ihnen ein Zeichen gegeben wird, sich zu erheben. Personen nichtgeistlichen Standes wird dasselbe gleich gegeben, und der Papst richtet einige freundliche Worte und Fragen an jeden einzelnen, je nach seiner Nationalität in italienischer, französischer oder spanischer Sprache, während Personen, die nur deutsch oder englisch sprechen, einen Dolmetscher haben, da Pius IX. diese beiden Sprachen nicht versteht. Mitgliedern der niedern Geistlichkeit wird das Zeichen, sich zu erheben, erst nach einigen Minuten, manchmal auch gar nicht gegeben; Bischöfe und Kardinäle dagegen setzen sich nach den vorgeschriebenen Kniebeugungen, und nachdem sie des Papstes Hand geküßt haben, auf kleine Sessel. Einzelne Personen hohen Rangs knien beständig nieder, sobald der Papst sie anredet, aber dieß ist keineswegs Vorschrift, sondern freie Wahl; der Kardinal Merode thut es beständig, obgleich er der vertrauteste Freund des Papstes ist. Beim Empfang von Prinzen und Prinzessinnen erhebt sich der Papst, Königen geht er bis in die Mitte des Zimmers entgegen, und Kaisern bis ins Vorzimmer. Damen werden, außer Königinnen und Prinzessinnen mit ihren Hofdamen, nicht im Vatikan selbst empfangen, sondern die ihnen bewilligten Audienzen finden im Garten oder in einer anstoßenden Gallerie statt. Sie erscheinen ohne Unterschied des Rangs oder Alters in schwarzen Kleidern und schwarzen Schleiern.

Interessant ist es im Vorzimmer, die Aeußerungen derjenigen zu hören, welche so eben den Audienzsalon des jetzigen Papstes verlassen. „Er ist ein Engel!" rufen seine begeisterten Anhänger; jeder aber, selbst ein Gegner seines politischen Systems, sagt: „Welch liebenswürdiger Mann! Selten saß auf dem Stuhle Petri ein Papst mit herzgewinnendern Eigenschaften als Pius IX.!" Nach den Audienzen folgt das Diner, einfach, und weit entfernt von jenem überschwänglichen Luxus, durch welchen sich im Mittelalter die Tafel einiger Päpste auszeichnet; dann, wie in jedem Privathaus in Rom, die Siesta, der sich eine Spazierfahrt anschließt, bei welcher einer oder zwei Kardinäle die Unterhaltung führen, und „Se. Heiligkeit zu amüsiren suchen." Dieß ist leicht, da Pius IX., wenn er sich frei vom Drucke politischer Geschäfte fühlt, heitern Gemüths ist, gern lacht und mit Vergnügen kleine Anekdoten und Erzählungen hört. Der Wagen, welchen Reiter der päpstlichen Garden umgeben, hält dann erst außerhalb der Mauer Roms, in der Nähe der Pyramide des Cestius, auf dem Monte Pincio oder am Colosseum; der Papst und die Kardinäle steigen aus, machen einen kurzen Spaziergang zu Fuß, und fahren nach Rom zurück, um sich nach einem frugalen Abend-

Digitized by Google

brod mit einer Partie Billard zu unterhalten, wobei fröhlich und ungezwungen geplaudert wird bis gegen 10 Uhr; wenn diese Stunde geschlagen, verlöscht auch das letzte Licht im Vatikan.

Mannigfaltigkeiten.

Am 13. April ist folgende Bekanntmachung des Oberpolizeimeisters von Warschau erschienen: „Um die im Polizeibureau auf die Vorbereitung verschiedener Erlaubnisse für die Einwohner der Stadt gemachten Kosten zu decken, da das erwähnte Bureau hiefür gar keinen Fond hat, habe ich es für nothwendig erachtet, gleich wie es in anderen Residenzstädten statt hat, und in Uebereinstimmung mit der Ermächtigung Sr. Exzellenz des Generalpolizeimeisters, die Anordnung zu treffen, daß von nun an für die den Einwohnern ertheilten Erlaubnisse eine sehr mäßige Bezahlung erhoben werden soll, und zwar: 1) Für ein Billet mit der Erlaubniß, in der Nacht mit oder ohne Laterne auszugehen, 5 Kopeken. 2) Für ein Billet mit der Erlaubniß, Trauerkleider zu tragen, 5 Kopeken. 3) Für ein Billet zum Passiren der Stadtthore, 5 Kopeken. 4) Für ein Billet mit der Erlaubniß, einen Stock zu tragen, 5 Kopeken. 5) Für ein Billet zum Kauf und zur Ausfuhr von Sensen u. dgl., 10 Kopeken. 6) Für ein Billet zum Herausführen von Pferden, 10 Kopeken. 7) Für ein Billet mit der Erlaubniß, während Hochzeiten und aus anderen Ursachen Musik spielen zu lassen, 10 Kopeken.

Als ein Beispiel seltener Frechheit der sogenannten stillen und nicht erklärten Dänenfreunde wird den „Hamburger Nachrichten" Folgendes aus Flensburg mitgetheilt: Ein preußischer General war schon seit Wochen bei einem dortigen, ziemlich wohlhabenden Bürger auf dem Holm einquartirt. Einigemale gewahrte der General beim Nachhausekommen eine gewisse Unordnung unter seinen auf dem Tische liegenden Papieren, und gelangte in Folge dieser Bemerkung zu dem Entschlusse, alle seine Papiere zu verschließen. Eines Tages tritt er plötzlich in sein Zimmer, allwo er eine Person in ängstlicher Aufregung beim verschiossenen Schreibsekretär beschäftigt findet. Er tritt sofort hinzu und entdeckt, daß ein Schlüsselbart abgebrochen im Schlüsselloche steckt. Man hat also versucht, das Pult zu öffnen. Ob es schon vorher und wie oft gelungen ist, kann man nicht wissen, nur so viel erhellt aus diesem Falle, daß eine wie immer namenhabende Kühnheit die Urheber einer solchen That geleitet haben müsse. Der Hauswirth und dessen Tochter erhielten sofort strengen Hausarrest, und verließ der General noch in derselben Nacht dieses gefährliche Quartier.

[Garibaldiana.] Man liest im „Examiner": „467 Deputationen hatten darum gebeten, Garibaldi vorgestellt zu werden, und Damen, alle jung und schön, schickten in Summa 267,000 Gesuche um Haarlocken ein. Nach vorgenommener Berechnung stellte es sich als Thatsache heraus, daß Garibaldi, nachdem er sich alle Haare vom Kopfe, so wie seinen Schnauz- und Backenbart hätte abscheeren lassen, noch 123 Perrücken dazu hätte verwenden müssen, wenn er diesen Gesuchen hätte Genüge leisten wollen. Man hat das aber nicht gewollt und Garibaldi ist uns entrissen. Unsere Rührung erlaubt uns nicht, fortzufahren.

Die neueingerichtete Bildhauerschule zu Düsseldorf ist endlich eröffnet worden. Als Leiter derselben wird Professor August Wittig erwartet — ein Schüler Rietschel's — in Deutschland bereits durch eine herrliche Pieta und eine Hagar mit Ismael bekannt.

Räthsel.

Brauchst Du mich äußerlich,
Schütz' ich vor Schaden Dich;
Förd're die Arbeit fein
Beim lieben Töchterlein.
Brauchst Du mich innerlich,
Kann ich auch tödten Dich;
Doch in geschickter Hand
Rett' ich am Grabes Rand. J. L.

Auflösung der Homonyme in Nro. 101:
Aar. Altar.

Geschichtskalender. 30. April 1373. Verlust der Mark Brandenburg.

30. April 1813. Die Russen gehen bei Lenzen über die Elbe.

30. April 1816. Abtretung des Inn- und Hausruck-Viertels und Salzburgs an Oesterreich, dagegen Besitzergreifung der an Bayern gefallenen Landestheile über den Rhein und der Fuldaischen Aemter, so wie auch des Amtes Redwitz.

1. Mai 1800. Die Festung Hohentwiel ergibt sich an Frankreich.

1. Mai 1807. Die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften erhält eine veränderte Verfassung.

1. Mai 1808. Erste, nicht in das Leben getretene Konstitutionsurkunde des Königreiches Bayern. (Sie setzte eine einzige allgemeine Repräsentation fest. Da gab es keine Landschaft mehr, bemerkt K. W. Böttiger, deren Freiheit des Landes Knechtschaft sein konnte!)

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 105 Montag, 2. Mai 1864.

Gold und Name.

Roman von Marie Sophie Schwarz.

I.

Regen und Sturm, bewölkter Himmel und schmutzige Gassen, abgespannte Sinne und düstere Launen, das sind die Begleiter des Herbstes.

Gewiß sind Sünde und Verbrechen in einer solchen Jahreszeit zur Welt gekommen.

Unangenehmer als gewöhnlich war der Herbst des Jahres 18—.

Ströme von Thränen hatte während des ganzen Oktobermonates der Himmel geweint; ununterbrochen hatte der Sturm geheult und nicht ein einziges Mal hatte die Sonne mit ihren belebenden Strahlen die Erdenkinder erfreut, sondern eigensinnig in dem Schleier der schweren Wolken ihr schönes Antlitz verborgen.

Man war in den letzten Tagen des Oktober.

Ein kalter Ostwind zog pfeifend durch Stockholm, begleitet von heftigem Regen, der die Gossen in wirkliche Ströme und die Straßen in Landseen verwandelte.

Die Uhr schlug sieben in der Adolf-Fredriks-Kirche.

Die Finsterniß war so, daß die knarrenden und baumelnden Laternen nur mit Mühe die Königinstraße zu erleuchten im Stande waren, und doch war diese in jenen Zeiten die am besten erleuchtete von den Straßen in Stockholm.

Das Unwetter hielt die Bewohner der großen Stadt innerhalb der Wände gebannt, und nur dann und wann sah man einen unglücklichen, bedauernswürdigen Wanderer dahinstreichen. Diese Wenigen, welche dem Regen und dem Sturme trotzten, gehörten den Auserwählten der Armuth an.

Bei dem letzten Glockenschlage trat ein Mann aus dem Waisenhauskeller.

Er war gekleidet in einen Ueberrock, dessen Kragen aufgestülpt war, und mit einer Mütze, die er tief über die Stirn herabgedrückt hatte. Seine Gestalt war klein, schmächtig und gekrümmt. Mit eilfertigen Schritten und wie es schien, ohne sich von Regen und Sturm schrecken zu lassen, trat er heraus und bog eben so eilfertig um die nächste Ecke in die Schmiedehofgasse ein.

Dort herrschte eine vollständige Finsterniß. Die Beleuchtung, die hier gewährt wurde, war eben so düster, wie das Gefängniß, von welchem diese Gasse ihren Namen erhalten hatte.

Der Mann im Ueberrocke schien gleichwohl nicht nur mit der Finsterniß, sondern auch mit dem Wege vertraut zu sein; er ging geradeaus, bis er das Thor erreichte, das in den Schmiedehof führte.

Hier blieb er stehen und warf einen spähenden Blick um sich her.

Alles war öde, und es sah fast so aus, als ob hier der Regen dichter und schwerer fiele und der Sturm wilder heulte, als anderswo.

Der Wanderer drückte die Mütze tiefer auf die Stirn herab und lehnte sich mit einem tiefen Seufzer an das Thor, in der sichtbaren Absicht, auf Jemand zu warten.

Die eine Minute verfloß nach der andern; endlich schlug die Uhr ein Viertel auf Acht und noch stand der Mann da, gelehnt an den Eingang in diesen traurigen Verwahrungsraum für die Kinder des Lasters.

In diesem Augenblicke ließen sich von Innen Schritte vernehmen; der Schein einer Laterne bahnte sich einen Weg durch die Ritzen; Schlüssel rasselten, Schlösser und Thürangeln knarrten, die Thür ging auf und eine weibliche Person wurde herausgelassen.

Sie war in ein großes Tuch gehüllt und schien unter demselben etwas zu tragen.

Als das Thor des Gefängnisses wieder verschlossen war, trat ein Mann, der sich etwas auf die Seite gezogen hatte, vor.

„Wie ist's?“ fragte er.

„Alles ist überstanden und auch zu Ende,“ antwortete das Frauenzimmer.

„Gehen wir!“ sagte der Mann; doch nachdem er einige Schritte gegangen war, blieb er stehen und fuhr fort: „Zu Ende, sagte Sie, Lotta? Was meint Sie?“

„Ich meine: sie hat geendigt.“

Der Mann setzte, von dem Frauenzimmer begleitet, seinen Weg fort, ohne weiter etwas hinzuzufügen.

Als sie die Königinstraße erreichten, fanden sie eine Droschke, die an der Ecke gerade vor dem Waisenhause hielt.

„Steige Sie ein!“ sagte der Mann und war seiner Begleiterin beim Einsteigen behülflich. Darauf nahm

Digitized by Google

er neben ihr Platz und befahl dem Kutscher nach der Waggensstraße*) Nr. 00. zu fahren.

Rasselnd rollte das Fuhrwerk dahin; doch bei der rüttelnden Bewegung ließ sich ein klagender Laut unter dem großen Tuche vernehmen, welches das Frauenzimmer und den Gegenstand, den sie unter demselben trug, verhüllte. Der Mann fuhr zusammen, sagte jedoch nichts. Unter fortwährendem Schweigen wurde die Fahrt nach dem angewiesenen Orte fortgesetzt.

Als sie dort anlangten, stiegen sie vier lange Treppen hinauf und befanden sich zuletzt in der Dachwohnung. Der Mann öffnete eine Thür. Dort war es finster. Der Regen prasselte unbarmherzig gegen die Dachziegel und der Sturm fuhr klagend an den Dachfenstern hin.

Das Zimmer aber, in welches sie traten, war warm, und einige Augenblicke darauf hatte der Mann ein ärmliches Talglicht angezündet, welches nun ganz matt die dürftige Wohnung erhellte.

Das Frauenzimmer warf einen schnellen Blick um sich her und auf das Zimmer. Es war groß und reinlich, aber so mager möblirt, daß es kalt und leer aussah. Sie seufzte und wandte sich ab von dem Manne, der mit dem Lichte in der Hand vor ihr stand und den Blick auf sie heftete.

Sie nahm das Tuch ab und beugte sich über ein kleines Kind, das sie in den Armen hielt.

Ein paar große Thränen fielen herab auf das Gesicht des Würmchens. Sie waren so bitter, diese Thränen, daß sie eine unauslöschliche Spur hätten hinterlassen müssen.

Der Mann hatte bis jetzt weder den Rock noch die Mütze abgelegt, sondern stand triefend da und heftete ununterbrochen seine Augen auf die Gäste, welche er in seine Wohnung geführt hatte. Von seinem Gesicht konnte man nichts weiter sehen, als die Augen, die jetzt einen sonderbaren Glanz besaßen.

„Ist das Kind ein Knabe oder ein Mädchen?" fragte er nach einer Weile und setzte das Licht weg.

„Ein Mädchen," war die Antwort.

„Gott sei gelobt!" murmelte der Mann, gleichsam mit sich selbst redend.

Jetzt zog er den Rock aus und nahm die Mütze ab, und ging darauf in ein inneres, kleines Zimmer.

Sie, welche er Lotta genannt hatte, war mit der Kleinen auf dem Schooße auf einen Schemel gesunken und lullte sie in den Schlaf, indem die Thränen immer stärker und stärker über die jungen und blühenden Wangen strömten.

Der Mann hatte inzwischen im Ofen ein Feuer angezündet und nahm darauf dem jungen Mädchen gegenüber Platz.

„Nun, Lotta," sagte er, erzählen Sie jetzt Alles!"

„Ach, Herr Bromér, da ist nicht viel zu erzählen. Zwei Stunden nach der Geburt des Kindes starb die Mutter. Sie starb ganz ruhig und ohne Schmerzen. Ihre letzten Worten waren: „Lotta, pflege Du mein Töchterchen und bitte Herrn Bromér, sein Wort zu halten! Gott erbarme sich über mein unschuldiges Kind und über seinen unglücklichen Vater!" Nachdem sie das gesagt, redete sie nicht mehr. Eine halbe Stunde später war es aus, aus mit einem so jungen Leben und das nur um einer unglücklichen Ehe willen. Herr, du mein Gott! wenn ich daran denke, daß sie gestorben ist auf . . . auf . . . dem Schmiedehofe . . ., so könnte ich mich zu Tode weinen. Sie . . . o Herr Jesus! mir ist, als wollte mir das Herz in tausend Stücke zerspringen. Und dieses Kind . . ., das in diesen schrecklichen Wänden geboren ist! . . . Himmlischer Vater! . . . Ich kann's nimmermehr überleben, nein, es ist unmöglich; ich halte es nicht aus, daran zu denken."

Lotta, die bisher still geweint hatte, brach nun in überlautes Schluchzen aus, so daß das Kind erwachte und zu wimmern begann.

Bromér schien einige Minuten lang gefühllos zu sein, sowohl vor den Klagen des Kindes, als auch vor denen der Wärterin. Er starrte mit einem abwesenden Blick in's Feuer, und wir benutzen die Gelegenheit, dieses Gesicht, welches beim ersten Anblicke häßlich, ja fast zurückstoßend aussah, in ganz schnellen Zügen zu zeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine enge und krumme Straße in dem innern Theile von Stockholm, während die oben erwähnten Lokalitäten in der Nordvorstadt sich befinden.

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

In einer späteren Periode der Krankheit nimmt die Unruhe des Hundes zu; er geht, kömmt, streicht unaufhörlich von einer Ecke zur andern, steht auf und legt sich und verändert fortwährend seine Stellung. Er richtet sein Lager mit den Pfoten zurecht, wühlt es mit der Schnauze auf, um es auf einen Haufen zusammenzudrängen, auf welchen er dann gerne, wie es scheint, das Epigastrium auflegt; plötzlich richtet er sich dann wieder in die Höhe und wirft Alles weit von sich. Ist er in einen Käfig eingeschlossen, so bleibt er darin nicht einen Augenblick ruhig und dreht sich unablässig in demselben Kreise herum. Im Zustande der Freiheit benimmt er sich, als ob er einen verlorenen Gegenstand suchte; er durchwühlt alle Winkel des Zimmers mit einer seltsamen Hast, die nirgends Ruhe findet. Dazu gesellt sich der sonderbare und sehr beachtenswerthe Umstand, daß bei vielen Hunden die Zuneigung zu ihren Herren anscheinend zunimmt, was sie ihnen

Digitized by Google

durch Belecken der Hände und des Gesichtes bezeugen. Auf diese Eigenthümlichkeit der ersten Periode der Hundswuth kann man nicht oft genug hinweisen, da gerade aus ihr so viele gefahrvolle Täuschungen entspringen. Der Herr des Hundes ist schwer zu dem Glauben zu bewegen, daß dieses zur Zeit so sanfte, gehorsame und zutrauliche Thier, welches ihm die Hände beleckt und ihm durch so ausdrucksvolle Zeichen seine Anhänglichkeit zu erkennen gibt, schon den Keim der furchtbarsten Krankheit, welche wir kennen, in sich birgt. Daher jene Sorglosigkeit und Ungläubigkeit, welcher die Besitzer von Hunden nur zu oft als Opfer fallen. Man kann es den Leuten nicht tief genug einprägen und nicht oft genug wiederholen: Mißtrauet dem Hunde, der anfängt krank zu werden; denn jeder kranke Hund ist an sich schon verdächtig. Mißtrauet besonders dem Hunde, der sich verstimmt und mürrisch zeigt, der nirgends Ruhe findet, unaufhörlich geht, kömmt, herumschweift, in die Luft schnappt, durch einen plötzlichen Antrieb bellt, ohne Beweggrund und bei gänzlicher Stille von Außen, der unablässig herumsucht und herumwühlt, ohne Etwas zu finden. Mißtrauet endlich dem Hunde, der all zu liebreich wird, der Euch durch sein fortwährendes Lecken anzuflehen scheint.

„De col ami si cher craignez la trahison."

Ein Beispiel nur mag zur Erläuterung des eben Angeführten dienen.

In der ersten Woche des vorigen November kamen zwei Damen mit einem vierjährigen Mädchen in die Veterinärschule zu Alfort. Es war an einem Dienstage Morgens. Sie brachten einen Hund zur Konsultation, dem der Maulkorb nur lose anlag und welchen sie, in Begleitung des Kindes, während der ganzen Fahrt von Paris nach Alfort auf den Knieen gehalten hatten. Ihrer Angabe zufolge war der Hund seit dem vorhergegangenen Sonnabende, mithin seit drei Tagen, krank. Dieser Hund, sagten sie, welcher in ihrem Zimmer lag, ließ sie durch seine Unruhe nicht schlafen. Die ganze Nacht war er auf den Beinen, hin und hergehend und mit seinen Pfoten den Boden scharrend. Tags zuvor, am Montage, hatten sie das Thier schon in die Anstalt gebracht, waren jedoch unglücklicherweise durch ein Mißverständniß abgewiesen worden, da die Konsultationsstunde schon vorüber war. Sie waren daher genöthigt, mit dem kranken Thiere, welches noch fortwährend von ihnen gehätschelt wurde, nach Paris zurückzukehren. Nun — um es kurz zu machen — dieser Hund war wüthend! Kaum hatte er das Gitter der Anstalt überschritten, als sein charakteristisches Bellen, von der Ferne gehört, die Zöglinge, die mich bei der Konsultation umgaben, stutzig machte. Es war nur ein Schrei in ihren Reihen: Ein toller Hund! und der Hund war noch sehr ferne von uns, am Ausgange des großen Hofes. Wir werden auf das eben berührte, diagnostisch äußerst werthvolle Symptom alsbald zurückkommen. Dieser Hund konnte noch ungehindert bellen, mithin war sein Maulkorb nicht fest um seine Kiefer angelegt, deren Spiel ihm noch leicht genug war, um ihm das Beißen zu gestatten. Und dennoch hatte er in den drei Tagen seiner Krankheit, während welcher er im Zimmer seiner Herrinnen schlief, dieselben verschont. Auf den Reisen von Paris nach Alfort und von dort wieder zurück hatte er seinen Herrinnen, obgleich auf deren Knieen ruhend und von ihnen geliebkost, kein Leid zugefügt und selbst durch keine drohende Miene Verdacht erregt. Das Kind war weniger glücklich gewesen. Sonntag Morgens hatte sich der Hund, ohne Zweifel durch eine Neckerei gereizt, auf dasselbe gestürzt und es ganz leicht in den Schenkel gebissen. Trotzdem hatten die beiden Damen, welche den Hund in die Anstalt brachten, keinerlei Besorgniß gefaßt; sie waren, wie sie sagten, nur in der Absicht gekommen, den Arzt der Anstalt zu konsulliren und ihren Kranken dann zu Hause selbst zu pflegen. Als ich ihnen mein Erstaunen über die Sorglosigkeit äußerte, in welcher sie schon seit drei Tagen verharrten, trotz der beständigen Aufregung ihres Hundes und des ganz ungewohnten Angriffes, welchen er gegen das Kind gemacht hatte, gaben sie zur Antwort: „Wie konnten wir es wissen? wir sahen den Hund ebenso oft und gerne saufen wie früher; wie hätten wir vermuthen sollen, daß er wüthend sei?"

„Wie konnten wir es wissen!" In dieser Antwort liegt die Ursache so vieler Unglücksfälle. Ja, wahrlich, wenn das unglückliche Kind, von dem hier die Rede war, eines Tages den Folgen des Bisses unterliegt, den ihm sein Spielkamerad zugefügt hat, so ist an diesem Unglücksfalle nur die Unwissenheit Schuld, in welcher sich dessen Angehörige den bereits ziemlich deutlichen Erscheinungen gegenüber befanden. Wir können es nicht oft genug wiederholen: die beste Prophylaxis der Wuthkrankheit besteht in der weitesten Verbreitung der Kenntniß ihrer Symptome.

Fahren wir nun fort in der Darstellung derselben und sprechen wir zunächst von der Wasser-Scheu. Die Annahme einer Wasserscheu gehört zu den verhängnißvollsten Irrthümern, welche bezüglich der Wuthkrankheit bestehen, und man darf sagen, daß der Ausdruck „Wasserscheu" (Hydrophobie), welcher selbst in der Sprache des Volkes allmälig an die Stelle des Wortes „Hundswuth" getreten ist, eine der gräulichsten Ausgeburten der Sprachverbesserungssucht bildet. Jenes Wort schließt nämlich eine Vorstellung in sich, welche heutzutage im Publikum bereits feste Wurzeln gefaßt hat, obgleich sie von Grund aus falsch ist und sich durch die tägliche Erfahrung als falsch erwiesen hat. Der Bezeichnung „Hydrophobie" zufolge soll ein wüthender Hund Scheu vor dem Wasser haben. Daraus würde folgen, daß er nicht wüthend ist, wenn er säuft. Und diesem vollkommen logischen Schlusse gemäß geben sich Viele einer trügerischen Sicherheit hin, während sie mit wüthenden Hunden zusammenleben und in demselben Bette mit ihnen schlafen. Und das Alles nur deßhalb,

Digitized by Google

weil in dem Hirne irgend eines Gekehrten die Laune entsprang, das Wort „Hydrophobie“ als synonym mit „Hundswuth“ aufzustellen. Niemals hat ein Irrthum traurigere Folgen nach sich gezogen und es ist unsere Aufgabe, mit allen Kräften auf dessen Ausrottung hinzuwirken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Vater Hermann.] In Bagnères in Südfrankreich befindet sich ein Karmeliterkloster, an dessen Gründung sich für uns Deutsche ein ganz besonderes Interesse knüpft. Das Kloster zu Bagnères ist im Jahre 1856 gegründet worden, und diese Gründung wird als das Werk eines Mönches angesehen, des Père Augustin Marie du très Saint Sacrement, in dem Sinne, daß das Interesse, welches sich an seine Person knüpfte, das Zustandekommen der bedeutenden zum Bau erforderlichen Fonds ermöglichte, und daß namhafte Künstler, wie Horace Vernet, der Bildhauer Bonassieu und die Orgelbauer Cavaille und Coll aus demselben Grunde mit ihrer Hände Werk die schöne Klosterkirche geschmückt haben. Dieser Mönch ist kein Anderer, als der frühere Pianist Hermann Cohn aus Hamburg, ein geborener Israelit und Schüler Liszt's, dessen Bekehrung (1847) und späterer Eintritt in den Orden der Karmeliter seiner Zeit viel Aufsehen erregte. Der Vater Hermann, wie er noch jetzt allgemein genannt wird, ist aber außerdem eine in ganz Frankreich bekannte und volksthümliche Figur geworden; seine Geschichte, sein früherer Lebenswandel, seine spätere Buße, sein glänzendes Orgelspiel, die vielen Kantaten, die er komponirt und die Glaubens-Begeisterung, die aus allen seinen Worten und Thaten lodert, haben ihn überall eingeführt und mit einem besonders hohen Grade von Verehrung umgeben. Er ist im Jahre 1821 in Hamburg von reichen jüdischen Eltern geboren und entwickelte frühzeitig ein großes musikalisches Talent. Erlittene Vermögensverluste veranlaßten die Mutter, mit dem Knaben zur Ausbildung seiner Anlagen nach Paris (1834) zu gehen, nachdem man ihn als Wunderkind in Deutschland öffentlich hatte auftreten lassen, wo ihm überall, und zumal am mecklenburg-schwerin'schen Hofe, eine besondere Aufmerksamkeit zu Theil wurde, worauf er wiederholt in seinen späteren Briefen zurückkommt. In Paris machte er Bekanntschaft mit Liszt, der ihn weiter ausbildete und dem er auch eine Zeit lang nach Genf folgte, als der Erstere sich dorthin zur Gründung eines Konservatoriums begab. Cohn's Talent erregte überall das größte Aufsehen. Er gerieth aber bald auf lasterhafte Wege, die auch seinen Vater von ihm abwandten, wovon er selber sagt: „J'étais la proie de toutes les intempérences, de tous les plaisirs, de tous le désordres de la jeunesse“, und kam in Verbindung mit allen sozialen und religiösen Sektirern, Neuerern, Atheisten, Sozialisten u. s. w., deren eifrigster Zögling er ward. Die Umwandlung ging plötzlich in ihm vor, im Jahre 1846, mitten im Strudel des ausschweifendsten Lebens, in dem er täglich verkehrte. In einer Kirche, wo er die Leitung eines Chores übernommen hatte, und später in Ems während einer Messe, wo, wie er sagt, die Gnade Gottes sich auf ihn herabließ und es ihm wie Schuppen von den Augen fiel.

[Der Hanauer Arbeiterbildungsverein] zählt gegenwärtig 420 Mitglieder, worunter 152 Metallarbeiter, 73 Bauhandwerker, 37 Cigarrenmacher, 37 Schneider und Schuhmacher, 54 Fabrikanten und Kaufleute u. s. w. Im ersten Vereinsjahre wurden 41 wissenschaftliche Vorlesungen gehalten; Unterricht wurde ertheilt im Schönschreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Zeichnen, Geographie, Singen. Der Verein beabsichtigt im Laufe des Sommers eine Ausstellung der Schreib- und Zeichnenhefte zu veranstalten. Die Bibliothek zählt schon über 100 Bände. Der Verein hat unter seinen Mitgliedern eine Sparkasse gegründet, an welcher bis jetzt 63 Mitglieder mit einer Summe von 752 fl. betheiligt sind. Neuerdings wurde die Gründung einer Krankenkasse ins Auge gefaßt. Das finanzielle Ergebniß des ersten Vereinsjahres ist nicht minder günstig als die Leistungen desselben. Es schließt mit einem Ueberschuß von 150 fl. ab, die in Obligationen angelegt sind.

[Ein ächter Husar.] Als jüngst der Besatzung von Veile in Jütland und namentlich den Husaren neuerlich im Befehle eingeschärft wurde, daß das Requiriren von Heu und Hafer durch die Mannschaft bei ihren Quartiergebern aufs Strengste untersagt sei, äußerte ein Vollblut-Magyar zu seinem Kameraden: „Das Befehl is bei mir umsonst, wann kummt Fourage zu spät und is Pferd hungrig, — frieß ich leber nix, und wenn mein eigene Vater wachst Heu stott Haar auf sein Kupp, so stehl' ich ihm, wann hat mein Joschi nix zu fressen.“

Geschichtskalender. 2. Mai 1335. Kaiser Ludwig IV. der Bayer erklärt, nach Herzogs Heinrich Tode Tyrol und Kärnthen als eröffnete Reichslehen und verleiht sie den Herzogen von Oesterreich.

2. Mai 1813. Schlacht bei Lützen; die Russen und Preußen ziehen sich über die Elbe zurück und Napoleon kommt wieder in Besitz des linken Elbufers, von der böhmischen Gränze bis Hamburg.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 106 Dienstag, 3. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Aron Bromér war ein Mann von einigen und vierzig Jahren, mit einem magern, zerstörten Gesicht, mit dünnen, dunklen Haaren, welche den Scheitel ganz kahl ließen, einer vorstehenden Stirn, etwas zu breit an den Schläfen, einer hohen und ungewöhnlich langen Nase, breitem Munde mit dünnen Lippen, großen Kinnbacken und Gesichtsknochen, buschigen Augenbrauen, unter denen ein paar klare, glänzende, wenn auch kleine Augen hervorblickten. Der Ausdruck in diesem Blicke war eben dasjenige, was mit dem Eckigen und Abstoßenden in den übrigen Gesichtszügen versöhnte. Wenn man in diese Augen blickte, welche ohne eine bestimmte Farbe und ohne eine schöne Form waren, so vergaß man, daß die Hautfarbe dem Pergamente glich, daß die Nase etwas von dem Schnabel eines Raubvogels hatte und daß der Mund an die Katze erinnerte.

Nachdem Bromér lange in das Feuer gestarrt und Lotta nebst dem Kinde fortwährend auf hörbare Weise ihrem Schmerze Luft gemacht hatte, wendete er sich plötzlich an Lotta mit den Worten:

„Höre Sie auf zu heulen; es dient doch zu nichts! Sie kann damit die Todte nicht aufwecken, nicht diesem Kinde Eltern und einen geachteten Namen geben und wenn Sie auch Ströme von Thränen weinte. Also ist's besser, nicht verschwenderisch zu sein mit nutzlosen Dingen. Höre Sie lieber, was ich zu sagen habe! Ich habe versprochen, für das Kind zu sorgen und ich will auch mein Wort halten; aber Sie weiß eben so gut, wie andere Leute, daß ich arm bin. Gleichwohl besitze ich so viel, daß ich das Kind und die Wärterin versorgen kann, aber die müssen ganz mäßige Ansprüche machen. Dieses Zimmer mag Sie und das Kind bewohnen. Ich selbst werde mich an das kleine Loch nebenan gewöhnen. Und das Nothwendige soll Euch nicht fehlen, dafür werde ich Sorge tragen. Das Mädchen muß hier bei den Nachbarn für meine Tochter gelten. Wenn mein Ruf auch nicht allzu gut ist, so... nun ja, so ist er doch immer noch besser, als der Ruf desjenigen, dem sie das Leben verdankt. — Und nun, Lotta, nun muß Sie sich bestimmt erklären: will Sie, als die Wärterin des Kindes, sich allen Entsagungen unterziehen, die Ihrer warten, oder will Sie mir lieber das Mädchen ganz lassen und sich einen bessern Dienst schaffen, so thue Sie das. Besinne Sie sich bis morgen, denn beschließt Sie, das Kind zu verlassen, so mache ich Anstalt, daß es eine andere Wärterin bekommt. Hat Sie Ihre Wahl getroffen, so will ich kein Wort weiter über die Zukunft des Mädchens hören. Habe ich sie angenommen, so will ich auch zu vergessen suchen, daß ein anderer als ich ihr Vater ist. Ich will für sie so leben und arbeiten, als wäre sie meine eigene Tochter. Versteht Sie?"

Herr Bromér stand auf, um in sein Zimmer zu gehen, Lotta aber hielt ihn zurück mit den Worten: „Ich brauche keine Bedenkzeit. Ich habe der Mutter gelobt, das Kind zu warten, und ich denke auch zu halten, was ich gelobt habe. Wo das Kind ist, dort bleibe ich auch. Da haben Sie mein Wort, Herr Bromér!"

Lotta wischte die Thräne ab und preßte das kleine Wesen mit dem Ausdrucke einer mütterlichen Zärtlichkeit an ihre Brust.

Eine Stunde später wünschte Herr Bromér ihr eine gute Nacht und ging in seine Kammer.

Hier war gar kein Kachelofen, sondern die Kammer wurde von dem im äußeren Zimmer befindlichen erwärmt; das Ameublement bestand aus einer ungehobelten Bettstelle, einem Brettschemel und einem großen Koffer. Durch eine Scheibe in der Thür erhielt sie Licht aus dem großen Zimmer.

Als Bromér, nachdem er es für das Kind und die Wärterin desselben so bequem wie möglich zu machen gesucht hatte, in dieses Loch trat, setzte er sich auf das Bett, stützte den Kopf mit den Händen und versank in Gedanken. Der Schein von einem dünnen Talglichte, das in eine Bouteille gesteckt war, warf ein melancholisches Licht auf den Denker und schien mit seinem langen, rauchenden Docht an den wenig angenehmen Gedanken, die sich in der gesenkten Stirn bewegten, Theil nehmen zu wollen.

Es verfloß eine volle Stunde, ohne daß er seine Stellung änderte. Endlich erhob er sich und trat zu dem großen Koffer, den er öffnete und aus dessen Innern er ein Taschenbuch nahm. Dieses war nicht sehr dick.

by Google

Bromér legte das Buch auf den Stuhl, auf welchem das Licht stand, und auf der Kante der Bettstelle sitzend begann er den Inhalt zu zählen. Obgleich er die Banknoten zweimal vor seinen Augen ausbreitete, konnte er die Summe doch nicht höher bringen als auf 450 Reichsthaler.*) Als er zum Zweitenmale die schmutzigen Papiere geprüft und dieselben sorgfältig geglättet hatte, legte er sie mit einem Seufzer wiederum in das Buch und sagte zu sich selbst:

„Wie vielen Entbehrungen habe ich mich nicht unterzogen, um diese kleine Summe zusammenzubringen! Wie fest war nicht mein Vorsatz, sie nicht anzurühren! Jetzt aber sieht es doch so aus, als wäre ich dazu gezwungen um des kleinen Dinges willen."

Er zog aus der Brusttasche ein anderes, äußerst mageres Zettelbuch, über dessen Inhalt man nicht lange ungewiß zu sein brauchte, denn derselbe betrug nicht über zwei Reichsthaler.

Als er das Taschenbuch zusammenlegen wollte, fiel ein von Alter vergilbtes Blatt aus demselben. Er nahm dasselbe und sagte flüsternd:

„Das Testament meiner Mutter!" — Ein Zug voll schmerzhafter Rührung, gemischt mit etwas, das wie Ironie aussah, glitt über sein Antlitz, als er hinzufügte: „Nicht hat dieses Testament die Habsucht irgend eines Menschen reizen können. Laß mich noch einmal sehen, was es enthält, obgleich ich's auswendig kennen sollte."

Er las halblaut:

„Mein Sohn! um einen Namen zu gewinnen, bedarf es ausgezeichneter Verdienste und eines tadellosen Wandels; um Gold zu gewinnen, Arbeitsamkeit, Ausdauer und Verschlagenheit. Du bist arm; fange damit an, daß Du arbeitest; — Du bist ohne Namen; befleißige dich eines tadellosen Wandels. Durch Arbeitsamkeit und Redlichkeit wirst Du gewinnen, was Dir jetzt fehlt. Diese Rathschläge sind das Testament Deiner Mutter."

Langsam faltete Bromér das Papier zusammen, legte dasselbe zurück an den Ort, von welchem es heruntergefallen war und vertiefte sich von Neuem in Gedanken. Sicherlich prüfte er sein verflossenes Leben und diese Prüfung schien ihm eben keine sonderliche Freude zu machen; denn plötzlich erhob er das Haupt und sagte ganz laut:

„Das Geschehene ist, wie es ist und kann nicht anders werden. Die Möglichkeit, einen Namen zu erhalten, habe ich verspielt, die Aussicht, mir durch Arbeit Vermögen zu erwerben ebenfalls. Also bleibt mir nur übrig, mich auf die Spekulation zu werfen. Ich muß reich werden, das habe ich schon längst beschlossen, und nun habe ich einen neuen Grund nach Gold zu streben, um es dereinst dem Kinde geben zu können. Ich besitze 500 Reichsthaler. Mancher hat mit Wenigerem angefangen. Es ist abgemacht: ich werde Kaufmann, doch Kaufmann auf meine Weise! Und nun, Aron Bromér, geh' zu Bett, um morgen deine neue Bahn zu beginnen! Dank, meine Mutter! Bis jetzt hat Dein Testament mir nichts genützt, künftig soll es mir Segen bringen. Das Wort „Verschlagenheit" hat mir die Augen geöffnet."

Bromér begab sich zur Ruhe. Bald herrschten Finsterniß und Stille in seiner Kammer; nicht aber so in dem großen Zimmer.

Lotta war nicht im Stande gewesen, sich zur Ruhe zu begeben. Sie saß neben dem Bette, das für sie bestimmt war, mit dem Kinde auf dem Schooße und mit gefalteten Händen, als ob sie betete. Der Ausdruck in ihrem Gesicht war traurig und unruhig. Sie hatte den Blick nach oben gerichtet, als ob sie in dem stillen Gebete Trost und Beruhigung zu finden suchte.

Sie war noch jung, dieses Mädchen, die sich verpflichtet hatte, für das Kind einer Andern zu leben und dasselbe zu warten. Ihr Aeußeres war vortheilhaft, und die großen hellbraunen Augen redeten von Herzensgüte und Ehrlichkeit.

Lange war sie im Gebet versunken. Als sie endlich die gefalteten Hände von einander trennte, blickte sie auf das schlummernde Kind und flüsterte:

„Niemals will ich Dich verlassen, und wenn ich auch weiter nichts vermag, so will ich Liebe zu Gott und zu dem Rechten in Dein Herz pflanzen. Ja, das will ich, wenn der Höchste mich leben läßt."

Lotta berührte leise die Stirn des Kindes, indem sie den Segen des Herrn auf das Haupt desselben herabrief, und darauf ging sie, um in den Armen des Schlafes die Sorgen des Tages zu vergessen.

Während Bromér mit dem Vorsatze einschlief, dem Mädchen Geld zu erwerben, entschlummerte Lotta mit einem warmen Gebete zu dem Allgütigen, daß er ihr Kraft und Stärke verleihen möge, ihr Pflegekind zu einem guten und frommen, Gott und Menschen angenehmen Weibe zu erziehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) 8 Thaler schwedisch sind gleich 3 Thaler preußisch Courant.

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

Der wüthende Hund ist nicht wasserscheu; es graut ihm nicht vor dem Wasser. Wenn man ihm zu saufen anbietet, weicht er nicht entsetzt zurück. Im Gegentheile, er tritt zu dem Gefäße hin, schlappt das Wasser mit der Zunge, oft auch verschluckt er es, besonders in der ersten Periode der Krankheit, und selbst wenn

Digitized by Google

ihm die Zusammenschnürung des Schlundes das Schlingen erschwert, versucht er nichts destoweniger zu saufen, und dann wiederholt sich das Schlappen mit der Zunge um so häufiger und dauert um so länger, je fruchtloser es ist. Nicht selten sieht man sogar, wie er aus Verzweiflung über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen die ganze Schnauze in das Gefäß hineinsteckt und gleichsam in das Wasser hineinbeißt, da es ihm nicht gelingen will, dasselbe auf die gewöhnliche physiologische Weise aufzunehmen. — Der tolle Hund verweigert nicht immer seine Nahrung, namentlich zu Anfang der Krankheit nicht, aber er kehrt sich bald mit Widerwillen von ihr ab.

Sehr auffallend und kennzeichnend ist eine weitere Erscheinung, welche entweder auf einer wirklichen Verkehrtheit der Freßlust beruht oder vielleicht nur der Ausdruck des verhängnißvollen Triebes ist, der den Hund zu beißen nöthiget; man sieht ihn nämlich die vielfältigsten ungenießbaren Gegenstände mit dem Maule erfassen, zerreißen, zerreiben und endlich auch verschlingen. Die Streu, auf welcher er in seinem Stalle ruht; die Wolle der Polster in den Zimmern; die Bettdecken — wenn er, wie dieß häufig vorkommt, bei seinem Herrn schläft —; Teppiche, Vorhänge, Pantoffel, Holz, Erde, Steine, Glas, Koth von Pferden und von Menschen, selbst sein eigener — Alles wird von seinen Zähnen erfaßt. Daher findet man so oft bei der Leichenöffnung im Magen wüthender Hunde Gegenstände der verschiedensten Art, aus deren Anwesenheit allein schon dringender Verdacht auf die Wuthkrankheit zu schöpfen ist — ein Verdacht, der meist zur Gewißheit wird, wenn man über das Verhalten des Thieres vor seinem Tode Erkundigungen einzieht. Demzufolge hat man ernstlich auf seiner Hut zu sein vor einem Hunde, welcher mit Erpichtheit in den Zimmern Teppiche, Decken, Polster zerreißt, das Holz seines Käfiges benagt, in den Gärten die Erde frißt, seine Streu verschlingt u. A. m. Die Besitzer der Hunde sehen in dieser Erscheinung meist nur eine Wunderlichkeit, über welche sie sich nicht weiter Rechenschaft geben, und doch ist ein solches Benehmen von größter Bedeutung, denn es ist ein Vorspiel. Das Thier stillt schon seine Wuth an unbelebten Gegenständen, aber der Augenblick ist nahe, wo vielleicht der Mensch selbst, so sehr ihm auch das Thier zugethan sein mag, nicht mehr verschont bleibt.

Anhäufung von Geifer im Maule ist kein charakteristisches Zeichen der Hundswuth, wie man es nur zu allgemein annimmt. Es ist daher falsch, aus der Abwesenheit dieses Symptomes zu schließen, daß keine Wuthkrankheit vorhanden sei. Es gibt tolle Hunde, deren Maul, besonders während der Anfälle, von schaumigem Geifer überfließt. Bei Anderen hingegen ist die Mundhöhle vollkommen trocken und die Schleimhaut von dunkelblauer Färbung. Diese Eigenthümlichkeit tritt besonders in den letzten Stadien der Krankheit hervor. In anderen Fällen endlich ist hinsichtlich der Feuchtigkeit oder Trockenheit der Mundhöhle nichts Besonderes wahrzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorgänge in Algerien.

Ein Brief, den der „Messager du Midi" über den Anfang des Aufstandes im Süden von Algerien an der marokkanischen Gränze mittheilt und der von einem in der Nähe der marokkanischen Gränze stationirten Offizier herrührt, lautet:

Tiaret, 14. April.

„... Diesesmal schreibe ich Dir auf dem Knie, in dem Zelte sitzend, den Revolver und das gesattelte Pferd neben mir. Die Nachricht, welche Ihr bereits wisset, ist nur zu wahr, und die Geschichte unserer afrikanischen Feldzüge zählt wieder ein Blatt des Verrathes mehr! Oberst Beauprêtre war am 24. März mit einer Kompagnie Turcos, einer Schwadron Spahis, 40 Mann vom afrikanischen Bataillon und in Begleitung eines Offiziers des arabischen Bureau's und einiger Hundert Reiter des Gum's von Tiaret zur Verfolgung Sidi-Seliman's, des Sohnes von Sidi-Amza, aufgebrochen. Letzterer war eine bedeutende Persönlichkeit aus dem Süden, die vor drei Jahren auf der Reise von Oran nach Algier eines schnellen Todes gestorben war. Der Oberst, welcher des Morgens in aller Früh von den Arabern Sidi-Seliman's überfallen wurde, hat wacker seine Schuldigkeit gethan und fiel einer der Ersten. Der Kapitän des arabischen Bureau's hatte noch den Muth, zwei Briefe zu schreiben inmitten seiner zum Quarré formirten Leute, als ihm bereits die Schulter durch eine Kugel zerschmettert war. 250 Tapfere blieben mit ihren Führern auf dem Kampfplatze. Ich verschone Euch mit der Beschreibung der gräuelvollen, wilden Auftritte, die darauf folgten. Die Araber von 1864 stellten sich vollständig auf die Höhe ihrer Glaubensgenossen von 1834. Wenden wir uns von diesen kannibalischen Szenen ab und einer That zu, welche mit gerechtem Stolze erfüllen muß und deren Wahrhaftigkeit ich verbürgen kann. Es befand sich 40 Stunden von Tiaret entfernt, mit dem Graben eines artesischen Brunnens beschäftigt, eine Abtheilung von 35 Mann mit einem Offizier, die alle zehn Tage mit Proviant versehen wurden. Gegen den 10. April gelangten zu dem Ohre des Offiziers geheimnißvolle Mahnungen, nach Tiaret zurückzukehren, da er überfallen werden sollte. Nachdem nun auch die Proviantsendung drei Tage ausgeblieben war, so dachte der Offizier, dieselbe sei unterwegs überfallen worden, und entschloß sich deßhalb, als er keine Lebensmittel mehr hatte,

Digitized by Google

zum Rückzuge. Nun begann ein Heldenmarsch, der in der Militärgeschichte der Kolonie unvergänglich fortleben wird. Von Sonntag Abends an marschirte die kleine Schaar in tiefer Stille die ganze Nacht hindurch; bei Tagesanbruch angegriffen, bildete sie ein Quarré und zog, ohne daß der Mann mehr als ein Stück Zwieback und eine Tasse Kaffee im Leib hatte, unter beständigem Gefecht sieben Stunden lang weiter. So ging es alsdann bis nach Tiaret wieder fort, wo sie am Dienstag Früh 5 Uhr ankamen, nachdem sie, ohne beinahe zu essen, 40 Wegstunden innerhalb 36 Stunden Zeit zurückgelegt hatten. Dabei verloren sie nur drei Mann, von denen einer zwei Tage später ganz nackt, mit einer Kugel in der Schulter und einem Messerstich im Leib sich in Tiaret wieder einfand. Diese 35 Mann haben während dieser 36 Stunden Wunderbares geleistet. Ihre Müdigkeit war so groß, daß die Einen im Gehen schliefen, die Anderen Mauern, Gärten, Häuser, die gar nicht vorhanden waren, vor sich zu sehen glaubten. Es kam einmal der Augenblick heran, wo sie, um sich Luft zu machen, dem Feinde eine Beute lassen mußten. Der unglückliche Esel, welcher das leichte Gepäck trug, wurde preisgegeben und hielt die Feinde einige Zeit lang auf. Später warfen die Soldaten ihre Tornister ab. In Tiaret liegen 400 Mann. Sie erwarten einen neuen Oberst und Patronen. Die Genie-Sappeurs lernen von einem zufällig anwesenden Artilleriewachtmeister den Geschützdienst. Wir erwarten", schließt der Offizier, „festen Fußes den Feind; allein die Feigen wagen sich schwerlich an uns heran."

Mannigfaltigkeiten.

Wiener Blätter erzählen: „Eine sehr komische, kaum glaubwürdige und doch wahre Geschichte aus dem Gebiet des Aberglaubens hat sich in dem Orte Geistthal (Bezirk Voitsberg) in Steiermark zugetragen. Es lebte da ein alter Hagestolz, der personifizirte Geiz. Jedermann betrachtete er als seinen Feind; nur ein armer verschmitzter Keuschler wußte sich in des alten Geizhalses Gunst zu setzen und dessen Rathgeber, dessen Advokat und Alles zu werden. Dieser einzige Freund gab dem geizigen Bäuerlein auf seine Aeußerung, daß er sich sehr fürchte, es könne ihm sein Geld gestohlen werden, den wohlgemeinten Rath: er solle das Geld mit ihm unter einem bezeichneten Baum eingraben. Er, der Keuschler, werde das Geld und die Grube mit Gebet und Zeremonien einweihen, dadurch werde das Geld nicht nur vor Diebstahl sicher sein, sondern sich sogar vermehren; jedoch dürfte der Besitzer des Geldes von dieser Geldvergrabung Niemand etwas erzählen und auch vor sieben Jahren nicht nachsehen. Der Rath wird befolgt. Das Bäuerlein vergräbt seinen Mammon, dessen Freund segnet ihn ein, die gestellten Bedingungen wurden zu halten versprochen. Nach 15 langen Monaten reizte das geizhälsige Bäuerlein die Neugierde, gegen das gegebene Versprechen nachzusehen, um wie viel sich seine Silberlinge schon vermehrt hätten. Doch, o Schrecken! von seinem geliebten Schatz fand sich keine Spur. In seiner Verzweiflung läuft er zu seinem Freunde, um ihm diese haarsträubende Nachricht zu bringen. „Hab' ich's dir nicht gesagt", herrschte ihn dieser an, „daß du vor sieben Jahren nicht nachsehen darfst? Du selbst bist durch deine sündige Neugierde an deinem Unglück schuld!" Das Bäuerlein, voll Angst um seine Batzen, bittet seinen Freund um ein Mittel, das ihm wieder zu seinem Gelde verhelfen könnte. „Da gibt es kein Mittel; doch eins weiß ich, aber es ist sehr schwer." „Werde mich gern in Alles fügen", verspricht das Bäuerlein. „So komm' in die Küche, mache Feuer, stell' einen Topf mit Wasser dazu und halte die Hand so lange im Wasser, bis ich mit meinem Gebet und Zeremonien fertig sein werde." Das Wasser wird siedend, das Bäuerlein mit der Hand im siedenden Wasser zippelt und zappelt, schreit und stöhnt; doch sein Bosko wird nicht fertig. Vor Schmerzen zieht der geprellte Alte seine Hand zurück. „Drinen lassen!" ruft der Zauberer. „Ich kann nicht mehr." „Nun so ist dein Schatz für immer verloren!" So war es auch; das Bäuerlein sah nichts mehr von seinem Gelde.

Aus Aegypten zurückkehrende Reisende erzählen, ein junger deutscher Gelehrter aus Berlin habe auf der Nil-Insel Philae, wo bekanntlich ein Grab des Osiris gezeigt wurde, einen Eingang in die Erde gefunden, der bisher unbeachtet geblieben sei. Denselben bis unter das Flußbett des Nils verfolgend, so weit es die von oben durchsickernde Feuchtigkeit und der Zustand der Luft erlaubte, sei derselbe an eine Stelle gekommen, an der in die Wand die Inschrift eingemeißelt gewesen sei: Das Grab des Osiris ist unnahbar. Daraus habe man geschlossen, daß dieser weite unterirdische Gang wirklich zum Grabe des Osiris führte, aber nur bis zu dieser Stätte habe betreten werden dürfen.

In Groß-Bieberau (Darmstadt) ist am 21. April ein bedeutender Theil der unteren Räume eines römischen Hauses ausgegraben worden, — ohne Zweifel das Hypokaustum, dessen Einrichtung noch sehr gut erhalten erscheint.

Geschichtskalender. 3. Mai 1800. Schlacht bei Stockach, in welcher die Oesterreicher unter Kray von den Franzosen unter Moreau geschlagen werden.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 107 Mittwoch, 4. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

II.

Eine Zeit von neun Jahren ist verflossen seit dem geschilderten Abende.

Es ist Frühling.

Die Maisonne vergoldet mit ihren Abendstrahlen die Zinnen der Kirchen in der Hauptstadt und die Dächer und Häuser in derselben. Alle, welche das Recht und das Vermögen besaßen, über ihre Zeit zu disponiren, hatten sich hinaus vor die Thore der Stadt begeben, um auf den Gesang der Vögel zu lauschen und den Duft der Frühlingsluft einzuathmen.

Düsterer und ungesunder als sonst erschien das Innere der Stadt mit ihren engen, schmalen Gassen und hohen Häusern. Das liebliche Lächeln des Frühlings vermochte ihnen kein anmuthigeres Aeußere zu verleihen, sondern vermehrte nur die Unannehmlichkeit für den, der gezwungen war, dort zu wohnen.

Obgleich diese Gegend nicht viel Einladendes besitzt, müssen wir uns dennoch dorthin begeben und die Bollhus-Gasse entlang nach dem Kaufmannsplatz*) wandern. Hier finden wir einen Trödelladen, der vor neun Jahren noch nicht vorhanden war, und fragen wir den ersten besten Lehrjungen, den wir antreffen, wem der Laden gehört, so wird er augenblicklich antworten:

„O der Tausend! Er gehört dem Trödler und Pfandleiher Bromér."

Nachdem er diesen Bescheid gegeben hat, wird er einen verächtlichen Blick auf den Fragenden werfen, der nicht einmal einen so namhaften Mann wie Herrn Bromér kennt, den Ankäufer und Verkäufer alter und auch neuer Kleider, ihn, der überdieß auch den Armen dadurch dienstfertig ist, daß er gegen billige Zinsen auf Gold und Silber, Kleider und Assistancescheine Geld leiht, und bei welchem man auch für billige Preise Möbeln einkaufen kann, wenn man nur nicht allzugroße Ansprüche auf Luxus macht.

Es wurde keine Auktion gehalten, auf welcher Herr Bromér nicht erschien, und es war wohl auch keiner unter den pauvres honteux, der nicht bei Herrn Bromér angeklopft hatte, um einen Schmuck, ein Kleinod, versetzt oder verkauft, zu bekommen.

In seiner doppelten Eigenschaft als Trödler und Pfandleiher hatte Herr Bromér die Augen der Polizei stets auf sich gerichtet; doch trotz der ausdauerndsten Spionage ihrer Spürhunde war es diesen nicht gelungen, zu erfahren, ob Herr Bromér sich auch mit dem Ankauf gestohlener Sachen beschäftigte. Was dagegen gewiß und entschieden war, ist das, daß er niemals dabei ertappt worden oder irgendwie mit der Polizei in Kollission gekommen war.

Nachdem wir uns nun eine Weile vor Bromér's Boutique aufgehalten und uns über seine Geschäftsthätigkeit unterrichtet haben, begeben wir uns in die Baggensstraße und in eben dasselbe Haus, das wir schon einmal besucht haben. Wir steigen die vier Treppen in die Höhe und treten in das große Zimmer, dessen Einrichtung noch beinahe eben so ist, wie damals, als wir zuletzt dort waren, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt eine altmodische Komode zwei Betten anstatt eines und mehrere Stühle vorhanden sind.

Wir treffen Lotta vor einem Tische sitzend und eifrig mit Handarbeiten beschäftigt an. Vor dem offenen Fenster steht auf einem Stuhle ein neunjähriges Mädchen. Sie stützte die Ellenbogen auf das Fenster und das Kinn auf die geballten Hände. Mit einem Blick voller Unzufriedenheit, Ungeduld und Sehnsucht folgt sie den Wölkchen, welche langsam über den tiefblauen Himmel hinschweben.

Das Gesicht des Kindes ist weder schön noch häßlich. Es ist eine von diesen gewöhnlichen Kinderphysiognomien, von denen man nicht sagen kann, ob sie sich zur Schönheit oder zu etwas weniger als mittelmäßigem Aussehen entwickeln werden. Das einzige Bemerkenswerthe in dem Aeußern des Mädchens war ihre außerordentliche Blässe und das reiche, dunkle Haar, das in langen, dichten Flechten längs dem Rücken

*) Der Kaufmannsplatz ist ein unregelmäßiger kleiner Platz, von welchem gegen Norden die enge, krumme und unebene Bollhus- (d. i. Ballhaus-) Gasse nach dem Schloßplatze führt; gegen Süden, gleichsam die Fortsetzung der Bollhus-Gasse, geht die eben schon erwähnte Baggens-Straße von demselben Platze ab.

Digitized by Google

hinabhing. Sie war ärmlich, aber doch reinlich gekleidet.

„Was steht Elvira da und wundert sich?“ begann Lotta, indem sie von ihrer Arbeit aufblickte. „Komm Sie her, liebes Kind, und erzähle Sie mir, woran Sie dachte! Ich glaube, Sie stand da und sah hinauf gen Himmel. Vielleicht betete Sie zu Gott, unserm Vater?“

Elvira stieg vom Stuhle herab und trat zu Lotta mit zögernden Schritten. Sie bohrte das Kinn in die Brust und schielte ganz unzufrieden nach der Wärterin, als wäre sie verdrießlich, daß man sie gestört hatte.

„Nun? warum antwortet Elvira nicht, wenn Dadda*) fragt? Ich weiß sehr wohl, daß Elvira nichts Anderes, als fromme, Gott wohlgefällige Gedanken denken kann, und darum braucht Sie sich nicht zu schämen, daß Sie damit bei Ihm ist, der . . .“

„Still, Dadda! ich mag nicht, daß Du so sagst . . . das ist so langweilig.“

„Was sagt Sie? Ist es langweilig, daß . . .“

„Daß Du immer von Gott sprichst!“ fiel die Kleine ein, indem sie über und über roth wurde. — „Ja, das meine ich! Besser wäre es, wenn Du mit mir spieltest, da ich traurig bin. Wenn ich den Himmel ansehe, so werde ich traurig, denn ich wollte gern auf den Wolken sitzen und weit, weit wegfahren, und da ich das nicht kann, so meine ich, Gott, der Vater und Du seid böse, daß Ihr mich einsperrt. Die Kinder des Schuhmachers hier nebenan dürfen ausgehen und auf der Straße spielen und froh sein; ich aber darf nie hinuntergehen. Es ist nicht artig von Dir, daß Du mich nicht laufen und mit den andern Kindern spielen läßt. Es ist unbescheiden von dem Vater, daß er mir verbietet, dieß häßliche Zimmer zu verlassen, und Gott ist nicht gut, daß er dem Vater und Dadda erlaubt, so garstig zu sein.“

Das Mädchen begann zu weinen.

Lotta war ganz erstaunt und erschrocken. Zwar war sie die Ungeduld des Kindes gewohnt, doch noch nie zuvor hatte das Mädchen Gott angeklagt, daß er nicht gut wäre. Lotta konnte kaum glauben, daß sie richtig hörte. War es wohl möglich, daß ihr Elvirchen so gottlose Worte reden konnte? Lotta faltete die Hände und erhob den Blick, indem sie leise flüsterte:

„Herr dort oben, vergib diesem Kinde, daß es nicht versteht, welche Sünde es begeht!“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

Der Zustand der Trockenheit des Mundes und des Schlundes gibt zu der Aeußerung eines Symptomes Anlaß, welches bezüglich der Uebertragung der Krankheit auf den Menschen von sehr großem Belange ist. Der wüthende Hund, dessen Schlund trocken ist, macht mit seinen Vorderpfoten zu beiden Seiten der Kinnbacken Bewegungen, wie man sie bei einem Hunde sieht, in dessen Schlunde oder zwischen dessen Zähnen ein unvollständig zermalmtes Bein stecken geblieben ist. Dasselbe trifft man bei Hunden, bei welchen das Maul in Folge von Lähmung des Unterkiefers offen steht — eine Erscheinung, die namentlich der sogenannten stillen Wuth oder einer vorgerückteren Periode der rasenden Wuth eigen ist. Die Aeußerung des genannten Symptomes kann zu den gefährlichsten Täuschungen führen. Die Besitzer der Hunde entnehmen daraus fast immer mit Sicherheit, daß ein Bein im Schlunde stecke und beeifert, ihren Hunden beizustehen, schreiten sie zu Untersuchungen und Verfahrungsweisen, deren Gefahr leicht ersichtlich ist — sei es nun, daß sie sich beim Einführen der Finger in den Schlund an den Zähnen des Thieres selbst verletzen, oder daß dieses, durch das Verfahren gereizt, die Kiefer krampfhaft zusammenklappt, und auf diese Weise Bißwunden zufügt. Ein Veterinärarzt von Lons-le-Saulnier, Hr. Nicolin, starb im November 1846 als ein Opfer der Wuthkrankheit, welche er sich bei Untersuchung der Mundhöhle eines kleinen Hundes zugezogen hatte. Nach der Aussage seines Herrn sollte das Thier Etwas im Schlunde haben, was es beim Fressen hinderte. Der unglückliche Arzt, welcher dieser Angabe nur allzu großen Glauben schenkte, hatte den anscheinend harmlosen Hund vorher nicht genügend untersucht und daher die wahre Ursache, welche das Thier am Schlingen hinderte, verkannt. Dieses erschütternde Beispiel zeigt uns hinlänglich, wie sehr man vor Hunden auf der Hut sein muß, bei welchen der Schlingakt entweder gar nicht oder nur mit merklicher Schwierigkeit zum Vollzuge gelangt.

Erbrechen ist bisweilen ein die Krankheit einleitendes Symptom. Hie und da kommt es im Verlaufe der Krankheit vor, daß blutig gefärbte Massen und selbst reines Blut erbrochen werden, was ohne Zweifel von Verletzung der Magenschleimhaut herrührt, welche sich das Thier durch Verschlucken harter und spitziger Gegenstände zugezogen hat. Letztere Erscheinung ist insoferne beachtenswerth als sie, nur ausnahmsweise vorkommend, nicht so leicht in ihrer wahren Bedeutung erkannt wird. Zum Nutzen Aller gestehe ich hier gerne, daß ich selbst vor einiger Zeit durch das eben berührte Symptom irre geleitet wurde. Man brachte mir in die Anstalt von Alfort einen Hund, welcher nach der Angabe seines Herrn seit dem vorigen Tage Blut erbrach. Als ich das kranke Thier sah, kam mir gar nicht der Gedanke, daß es von der Wuth befallen sei. Ich ließ es in den Stall führen und verordnete die Darreichung einer Alaunlösung. Als das Thier dem Einflusse seines Herrn entzogen und eingesperrt war, gab sich sein wirklicher Krankheitszustand glücklicher Weise sehr bald

*) Dadda nennen in Schweden die Kinder ihre Wärterinnen.

Digitized by Google

durch unzweifelhafte Erscheinungen zu erkennen. Der mit seiner Ueberwachung betraute Zögling setzte mich sofort davon in Kenntniß. Ich muß hinzufügen, daß meine erste Verordnung nicht ausgeführt worden war; daher hatte der diagnostische Irrthum, den ich durch eine flüchtige Untersuchung begangen hatte, nicht jene furchtbaren Folgen, die er recht wohl hätte nach sich ziehen können. Dieses Beispiel bekräftigt wieder meinen früher gemachten Ausspruch, daß jeder kranke Hund an sich als verdächtig zu betrachten sei. Es trifft sich sehr selten, daß ich in meiner Klinik von diesem Grundsatz abweiche, den ich auch meinen Schülern auf das Schärfste einpräge. Dieses Mal, in einem Augenblicke, in welchem ich von Geschäften überhäuft war, habe ich ihn außer Acht gelassen und es hat wenig gefehlt, daß diese Vergessenheit ein entsetzliches Unglück herbeigeführt hätte. Man hüte sich also vor einem Hunde, der Blut erbricht. Das Bellen der tollen Hunde ist ganz und gar charakteristisch, und zwar der Art, daß, wer seine Bedeutung kennt, aus dem Laute dieses Bellens allein mit Sicherheit schließen kann, daß es von einem tollen Hunde ausgeht. Und um zu dieser diagnostischen Sicherheit zu gelangen, ist es keineswegs nöthig, daß das Ohr lange Zeit geübt worden sei. Auf jeden, der nur Ein oder Zweimal das Heulen des wüthenden Hundes gehört und über die Bedeutung dieses Lautes belehrt worden ist, macht dasselbe einen so tiefen Eindruck, daß sich die Erinnerung an dieses düstere Heulen für alle Zeiten seinem Gedächtnisse einprägt, und, wenn wieder einmal derselbe Laut an sein Ohr schlägt, wird er ihn sicher nicht verkennen. Das Eigenthümliche in dem Heulen des tollen Hundes mit Worten schildern zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Man kann darüber nichts Weiteres sagen, als daß das Bellen unter dem Einflusse der Wuthkrankheit sowohl hinsichtlich des Tones, als auch hinsichtlich der Art in bemerkenswerther Weise verändert ist. Während das Bellen des gesunden Hundes mit hellem Laute ausbricht, an welchem sich gleichstarke und gleichlang dauernde Anschläge anreihen, ist das Bellen des tollen Hundes rauh, verschleiert und niedriger im Tone; auf einen ersten Anschlag aus vollem Maule folgt unmittelbar eine Reihe von drei bis vier schwächeren Lauten, welche aus der Tiefe der Kehle dringen, und während das Thier diese Töne ausstößt, nähern sich die Kiefer nur unvollständig, anstatt, wie bei dem gewöhnlichen Bellen, sich nach jedem Anschlage zu schließen. Diese Schilderung kann allerdings nur eine sehr mangelhafte Vorstellung von dem Bellen des wüthenden Hundes geben.

(Fortsetzung folgt.)

Stabat mater von Rossini.

Würzburg, 29. April.

Am 27. wurde von dem königlichen Musikinstitute das Stabat mater von Rossini zur öffentlichen Aufführung gebracht. Die Soloparthien wurden von den Sopranistinnen Fräulein Sibylle Benz, Marie Rost und Käthchen Schmitt, den Altistinnen Fräulein Julie Benz, Lina Schmitt und Josepha Müller, den Tenoristen Herren Rechtspraktikant Emil Schmitt und cand. philos. Geiger und dem Bassisten Herrn cand. med. Wernher gesungen und wurden dieselben mit richtigem Verständnisse, gleicher Auffassung und warmer Empfindung vorgetragen. Ueberhaupt war die Aufführung dieses herrlichen klassischen Tonwerkes, wie bei den Oratorien der Vorjahre, sowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen eine abgerundete und vorzügliche. Solo, Chöre und Orchester leisteten im schönsten Zusammenwirken Vortreffliches. Dieses erfreuliche Resultat verdanken wir nächst den unermüdeten Bemühungen des Herrn Direktors Bratsch hauptsächlich der kräftigen Mitwirkung sämmtlicher Herren Lehrer des Instituts und dem Fleiße und Eifer der Schüler und Schülerinnen desselben. Die Produktion war äußerst zahlreich von Personen aus allen Ständen besucht und erntete am Schlusse einen lebhaften Beifall, um so mehr, als das Auditorium einestheils von der großartigen Komposition gefesselt, anderntheils als das Ganze wie das Einzelne mit großer Begeisterung und Wahrheit vorgetragen wurde und somit den tiefsten Eindruck machen mußte. Durch diese Produktion hat sich Herr Direktor Bratsch neuerdings den Dank des kunstliebenden Publikums erworben. Möge derselbe in seinem bisherigen Wirken mit gleichem Eifer und unverdrossen fortfahren und nicht müde werden, das Musikinstitut auf dem gegenwärtigen Höhepunkte zu erhalten und uns auch fernerhin durch Aufführung solcher herrlichen Meisterwerke der Tonkunst erfreuen. Gewiß wird ihm die Anerkennung und der Dank der Freunde und zahlreichen Besucher des Institutes in hohem Grade zu Theil werden.

Mannigfaltigkeiten.

[Staatsrath Dr. Vogel †.] Am 27. April starb in Weimar eine Celebrität Weimars, einer der wenigen Ueberlebenden aus der Göthe- und Karl August-Periode und von den namhaften Theilhabern daran wohl der letzte: Staatsrath Dr. Vogel, der Leibarzt Karl August's und Hausarzt Göthe's in dessen letzten Lebensjahren und bis zu dessen Tode. Vogel war aus Dessau gebürtig, machte als Freiwilliger den Befreiungskrieg

Digitized by Google

mit, lebte dann als Arzt in Liegnitz und ward von dorther durch Göthe's Vermittlung nach Weimar berufen. Seine letztere größere Arbeit war die von ihm im Auftrage des Großherzogs besorgte Herausgabe des Briefwechsels zwischen Karl August und Göthe.

[Professor Dr. J. Dietzel †.] In Kiel ist am 27. April der ordentliche Professor des römischen Rechts, Dr. J. Dietzel, der erst 1862 von Leipzig kam, gestorben. Dietzel war ein Schüler von Jens Mommsen, dem Geschichtsschreiber; er besaß eine geistvolle Auffassung der Rechte und hatte sich auch mehr mit der Philosophie des Rechtes beschäftigt, als dieß meistens der Fall ist.

[Ein Kuriosum zur Charakteristik mecklenburgischer Zustände.] In Nr. 5 des „Nordd. Korrespondenten" sucht ein mecklenburgischer Adliger, ein Herr von Fl., für „nur" zwei Kinder einen Hauslehrer. Er offerirt demselben 70—80 Thaler „Lohn" und verlangt dafür folgende vier Kleinigkeiten: 1) der Hauslehrer unterrichtet seine Kinder; 2) er übernimmt die Gärtnerei; 3) er beaufsichtigt das Holz und ist 4) bei alledem im Besitz einer seminaristischen Bildung. Anderswo würde man diese wunderbar komplizirte Forderung für eine Spätpflanze jener antiquirten Zeit halten, wo der Schulmeister im Winter Kleider nähete und Kinder unterrichtete, im Sommer aber die Gänse hütete; nicht so in Mecklenburg, wo Herr von Fl. mit seinem Begehr den dortigen Verhältnissen um ein Lustrum vorauseilt. Denn das neugegründete Seminar in Neukloster hat, wie eine Schulzeitung bemerkt, in der That den verheißungsvollen Anfang gemacht, bei seinen Zöglingen eine Vielseitigkeit der Bildung zu erzeugen, gegen welche die nüchterne Beschränktheit des alten Seminars sich ausnimmt wie ein einfarbiges Kleid gegen eine Flickendecke. Da durchkreuzen sich — in redibile dictu! — auf dem Tagesplan Geigenübung und Kartoffeleinwerfen, Besenbinden und Orgelspiel, Andachten und Postbotendienst, Kellenmachen und Pädagogik. So verspricht denn das Seminar, mit der Zeit das wirklich zu leisten, was schon jetzt Herr von Fl. fordert, und Herr Seminar-Direktor Kliefoth wird aus jener Annonce schon jetzt die erhebende Beruhigung gewinnen, daß wenigstens in einem gewissen Kreise seine Bestrebungen anfangen, Anerkennung zu finden.

[Planetenerscheinungen im Mai 1864.] In den ersten Abenden des Monats können wir unsere Beobachtungen an dem selten wahrnehmbaren Merkur fortsetzen, da er erst gegen 9½ Uhr untergeht. Wir finden ihn noch am nordwestlichen Himmel im Sternbilde des Stiers, wo er sich von den Plejaden nach links entfernt. Wenden wir unsere Blicke gegen Südost, so treffen wir den Jupiter in seinem schönsten Glanze; er ist jetzt der Erde am nächsten und kommt kurz nach Mitternacht in unsern Meridian. Bei Saturn ist dieß schon gegen 10 Uhr der Fall, und dieser Planet steht etwa so hoch am Himmel, als die Sonne in der Mitte des Monats März; an seinem mattröthlichen Lichte ist Saturn leicht zu erkennen. Gegen 3 Uhr Morgens geht Mars in Ostsüdost auf und bleibt bis zu Tagesanbruch sichtbar.

Das Zustandekommen eines großen deutschen Turnfestes in Prag ist für den jetzigen Monat gesichert. Man erwartet mehr als tausend fremde Turner, und viele deutsche Hausherren haben sich bereit erklärt, die Gäste zu empfangen. Hingegen veranstalten die Czechen als Gegendemonstration ein großes slavisches Gesangfest für denselben Monat. Es sind hierzu die sämmtlichen slavischen Gesangvereine Oesterreichs eingeladen.

[Garibaldi vom südtyrolischen Standpunkt.] „Zur Charakteristik der Lage", schreibt das „Südtyrolische Volksblatt", „gehört auch der abgöttliche Empfang des hinkenden Revolutions-Sündenbockes von der Gaisinsel (Caprera), den derselbe bei seiner neulichen Ankunft in England (nicht Engel-land) gefunden hat. Dieß Land der abgefallenen Geister (Engel?) sollte anstatt Britannien eigentlich Brütannien heißen, indem sich jenseits des Kanals das Brutnest alles rothen (Revolutions-) Ungeziefers befindet."

Buchstaben-Räthsel.

Fünf stumm und Einer laut,
Beim Fest werd' ich gebraut.
Lad' öfter auf mich ein,
So kannst Du sicher sein,
Daß Keiner stumm und Alle laut.

Auflösung des Räthsels in Nro. 104:
Fingerhut.

Geschichtskalender. 4. Mai 1612. König Gustav Adolph von Schweden hebt die Belagerung der bayerischen Festung Ingolstadt auf.

4. April 1814. Napoleon landet auf Elba, wohin ihn nach vierzehnjähriger Herrschaft die verbündeten Fürsten verwiesen haben.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 108 Donnerstag, 5. Mai 1864.

Gold und Neue.

(Fortsetzung.)

„Wenn Du so sagst, Dadda", fiel Elvira ein und stampfte mit dem Fuße, „so gehe ich und werfe mich zum Fenster hinaus! Ja, das thue ich, und da magst Du weinen, daß Du Schuld daran bist, und das wäre Dir recht und dem Vater recht und Gott auch."

„Kind!" rief Lotta aus und umfaßte die beiden Arme des Mädchens, „rede nicht so von dem Allerhöchsten, denn da weiß ich nicht, was ich thue! Meint Elvira, daß sie artig, daß sie fromm und geduldig ist, wenn sie so sagt? Wie gut sind nicht Alle gegen Elvira, und wie viel hat Sie nicht ihrem himmlischen Vater zu verdanken! Wüßte Sie das, so..."

„So wollte ich doch hinaus und spielen!" rief Elvira aus, welche während Lotta's Rede aufgehört hatte zu weinen und mit der verkehrten Seite der Hand die Thränen abwischte. „Seitdem der Schnee geschmolzen ist," fuhr sie fort, „hast Du mich nur ein Einzigesmal mitgenommen, wenn Du ausgegangen bist, und niemals, nie darf ich im Grünen umherspringen, wie die Andern, und niemals lachen und spielen, und gerade das will ich. Hörst Du! Ich will nicht hier sitzen, ich will nicht allein bei Dir sein, ich will nicht..."

Elvira konnte nicht zu Ende reden, denn sie wurde von einer scharfen, männlichen Stimme unterbrochen, welche sagte:

„O, Vira! Wie schreist Du! Das war sehr, sehr garstig! Fi... fi!"

Elvira wendete sich um. Bromér stand da und sah das Mädchen an, doch nicht mit Strenge, nicht einmal mit Ernst, sondern mit einem schelmischen Lächeln. Die Kleine senkte den Kopf. Bromér fuhr fort:

„Hat Dadda Dich nun wieder geärgert? Das war übel von ihr, besonders da sie so dumm ist, daß sie Tag und Nacht für Dich arbeitet und immer freundlich ist und Dich liebt. Ja, ja, liebes Kind, sie verdient es wohl, daß Du vor ihr mit dem Fuße stampfest!"

Bromér schwieg und Lotta bückte sich nieder, um ihre Bewegung zu verbergen. Die Kleine kaute an den Nägeln und sah verlegen aus.

„Wäre Dadda nicht so böse gegen Dich gewesen," fuhr Bromér fort, „so hätte sie heute Abend mit Dir und mir nach Haga*) fahren sollen; nun aber wird sie wohl zu Hause bleiben müssen, während wir Beide hinausfahren, und das von Rechts wegen.

Nun war es aus mit Elvira. Sie eilte zu Bromér warf sich ihm in die Arme und bat, er möchte nicht so reden, denn wer sich unartig betragen hätte, das wäre sie, Vira. Ja, sie wäre sehr, sehr garstig gewesen und verdiente gewiß nicht, daß Jemand sich um sie bekümmere.

Elvira war in diesem Augenblicke eben so liebenswürdig, wie sie noch vor einem Augenblicke zornig und ungeduldig gewesen war, und Bromérs Gesicht glänzte auch vor Vergnügen, als das Mädchen von ihm zu Lotta eilte und sie bat, nicht böse zu sein.

Eine Stunde später hatte Lotta die kleine Elvira mit ihren allerbesten Kleidern und einem ganz neuen Hute von Nankin, den Bromér mitgebracht hatte, aufgeputzt, und alle Drei stiegen die Treppe hinunter, um in einen Wagen zu steigen, der vor der Thüre hielt.

Elvira war überglücklich. Sie schlug vor Entzücken die Hände zusammen, als sie bei Haga ausstiegen, und sie dort frei und ungezwungen umherlaufen, Blumen pflücken und Schmetterlinge fangen durfte.

Bromér hatte sich auf eine Bank gesetzt und verfolgte das Kind mit den Augen, während Lotta gegangen war, um sich mit Laub zu versehen, womit sie bei der Nachhausekunft ihre Wohnung zu schmücken dachte.

„Elvira!" rief endlich Bromér.

Das Mädchen kam zu ihm geflogen.

„Bist Du froh?" fragte er und streichelte dem Kinde die Wangen.

„Mehr als ich sagen kann!" versicherte die Kleine und reichte ihm den Mund zum Kusse.

„Aber morgen, wenn Du allein mit Lotta bist, da wirst Du wohl wieder böse und zankst mit ihr?" fuhr Bromér fort.

„Ach ja," seufzte das Kind, „da werde ich wohl

*) Ein königliches Lustschloß mit herrlichem Park, gleich im Norden der Stadt.

Digitized by Google

wieder so traurig! Wenn ich nur dort hinaufkomme und mit Dadda allein bin, so meine ich, daß alle unbescheiden sind, und da kann ich nicht artig sein. Doch sieh, hier draußen im Grünen, hier bin ich Gott, Dir und Dadda von Herzen gut."

„Wenn Du immer auf dem Lande sein könntest, würdest Du da auch immer artig sein?" fragte Bromér.

„Ja, das würde ich gewiß, wenn Du mich nur in den Wald hinausgehen ließest und mich nicht einsperrtest, wie Du doch thust. Sage mir, Papa, warum darf ich nicht ausgehen, wie andere Kinder?"

Elvira sah hinauf zu Bromér mit einem sprühenden Blicke.

„Darum, weil Du mit solchen zusammenkommen würdest, die unartig sind . . . Doch darüber wollen wir nicht reden, sondern ich will Dir eine Neuigkeit erzählen, die Dich froh machen wird."

„Was kann das sein? Erzähle schnell!" bat Elvira und hüpfte vor Bromér auf und ab.

„Du und Lotta, Ihr werdet in ein paar Tagen von unserm Zimmer weg und auf's Land ziehen, wo Ihr den ganzen Sommer über bleiben sollt."

„Und Du?" fragte das Mädchen mit glänzenden Augen.

„Hm! . . . ich komme hinaus und besuche Euch. Nun, mein Kind! bist Du zufrieden?"

Elvira's Augen standen voller Thränen. Sie schlang die Arme um Bromér's Hals und lispelte:

„Gott und Du sind doch sehr gut gegen mich und Dadda! Vira will nie wieder unartig sein."

Darauf flog sie zu Lotta, um unter überlautem Jubel ihr die große Neuigkeit mitzutheilen. Bromér folgte ihr mit den Augen und dachte:

„Ich habe recht gehandelt: das Kind braucht Freiheit und Landluft. Aber nicht genug damit: sie braucht auch Erziehung. Doch das hat Zeit bis zum Herbste; daran kann ich späterhin denken."

Eine Woche später finden wir Elvira und Lotta bei der verwittweten Propstin Sabina Brogren auf Altorp einakkordirt.

Altorp hatte eine ungewöhnlich schöne Lage, an einem größeren Busen der Ostsee. Der kleine Hof war umgeben von Fichtenwäldern, Birkenhügeln, hohen Bergen und dazwischen grünenden Wiesen.

Die Propstin Brogren, welche erst seit wenigen Jahren Wittwe war, hatte beschlossen, durch Einakkordirungen und durch die Errichtung einer Unterrichtsanstalt für junge Mädchen ihre ökonomische Stellung zu verbessern und ihr geringes Einkommen dahin zu steigern, daß sie die Studien ihrer beiden Söhne bestreiten konnte.

Elvira und Lotta waren die ersten Kostgänger, die sie bisher erhalten hatte. Erst zum Herbste hoffte sie, durch die Rekommandation des Obersten Stangenskjöld auf Timasjö, nicht weniger als acht Pensionärinnen zu erhalten. Eine Lehrerin war ebenfalls auf das Ende des Sommers schon engagirt, und unsere Propstin berechnete, sie müßte noch mehrere Eleven erhalten können, wenn ihre Erziehungsanstalt nur erst bekannt würde.

Die Propstin Brogren war ein sehr verschlagenes Frauenzimmer, an Charakter weder besser noch schlechter, als die Mehrzahl ihres Geschlechtes.

(Fortsetzung folgt.)

Giacomo Meyerbeer †.

Die Nachricht von dem am 2. d. Mts. in Paris erfolgten Tode des berühmten Tondichters Meyerbeer ist bereits von uns mitgetheilt worden. Wir entnehmen dem bei Lork in Leipzig erschienenen Werke: „Die Männer der Zeit" die nachstehende Biographie des Meisters, welche jedoch nur bis zum Jahre 1859, wo dieselbe erschienen ist, reicht. Nach diesem Jahre hat Meyerbeer von Operwerken nur noch seine „Dinorah" veröffentlicht, mit welcher er sich bekanntlich auf ein von ihm bisher noch wenig gepflegtes Gebiet, das der lyrischen und komischen Oper, begab, und zwar mit dem Erfolge, den er stets an seine Fersen zu ketten wußte. „Dinorah" enthält bekanntlich besonders hervorragende Nummern im Style der höheren Balletmusik. Von einigen kleineren Kompositionen, die er nach 1859 veröffentlichte, erinnern wir uns im Augenblick speziell nur an die Fest-Ouverture zur Eröffnung der letzten Londoner Industrie-Ausstellung (1862). Meyerbeer kam auf seinen häufigen Sommertouren nach Schwalbach sehr oft nach Frankfurt, wo er in dem geschätzten Liederkomponisten Wilhelm Speyer einen nahen und langjährigen Freund besaß.

Wir lassen nun den Text aus den „Männern der Zeit" folgen:

„Giacomo Meyerbeer, mit seinem eigentlichen Namen Jakob Meyer Beer, seit 1830 der ruhmreiche Repräsentant der großen französischen Oper, ist im Jahre 1791 zu Berlin geboren, wo sein Vater ein sehr bedeutendes, angesehenes Banquiergeschäft führte. Schon im frühen Knabenalter zeigte Meyerbeer auffallende musikalische Fähigkeiten, in Folge dessen er Klavierunterricht bei dem seiner Zeit wohlbekannten, aber im Laufe der Jahrzehnte verschollenen Klavierspieler und Komponisten Franz Lauska erhielt. Diesem Unterrichte gesellte sich weiterhin theoretischer bei Zelter hinzu, und so scheint es, daß Meyerbeer, in Erkenntniß seines musikalischen Talents, mit voller Absicht schon seit seiner Kindheit dem Künstlerberufe entgegengeführt wurde. Im Klavierspiel überraschte er bald durch außerordentliche Leistungen, welche ein öffentliches Auftreten zur Folge hatten. Auch außerhalb Berlin, und namentlich in Wien, ließ er sich öffentlich unter rückhaltloser Anerkennung der

Digitized by Google

gewichtigsten Kenner und bewährtesten Fachmänner hören.

Trotz dieser Erfolge wendete Meyerbeer sich von der virtuosen Laufbahn ab und traf alle Anstalten, sich ausschließlich der Komposition zu widmen. Demzufolge ging er zu dem damals in hohem Ansehen stehenden Abt Vogler nach Darmstadt, bei welchem er als Mitschüler K. M. v. Webers, des genialen Schöpfers der nationaldeutschen Oper, Kompositionsstudien trieb. Meyerbeer blieb vom Jahre 1810—1811 in der persönlichen Umgebung Voglers. Während dieser Zeit schrieb er sein erstes umfangreiches Werk: „Gott und die Natur", eine Kantate. Hierauf ging er zur dramatischen Komposition über, welcher er fortan seine Kräfte ausschließlich widmete. Die erste Oper, welcher eine öffentliche Aufführung, und zwar in München erlebte, war „Jephtha". Ihr folgte eine komische Oper: „Die beiden Kalifen", gegeben in Wien und Stuttgart.

Die verhältnißmäßig geringen Erfolge dieser beiden Opern bestimmten Meyerbeer, der, wie sein späteres Leben gezeigt hat, den Beifall der Menge liebte, seine bisherige, von ernsterem künstlerischen Streben zeugende Richtung gegen eine gefällig einschmeichelnde und sinnlich effektvolle Kompositionsweise zu vertauschen. Namentlich mochte hierbei Rossini's Beispiel, dessen glänzendes Gestirn eben im Aufgehen begriffen war, wesentlich mitgewirkt haben. Denn Meyerbeer wandte sich nach Italien und schrieb in nächster Folge, in dem durch Rossini begründeten neuitalienischen Opernstyl, für die italienische Bühne eine Reihe von Opern, als: „Romilda e Constanza", „Semiramide riconnosciuta", „Emma di Resburgo", „Margherita d'Anjou", „Esule di Granada" und „il Crociato in Egitto". Die Entstehung derselben fällt in die Periode von 1817—1825. Für das Heimathland des Komponisten blieben sie zum größten Theil gänzlich unbekannt, mit Ausnahme der Opern „Emma di Resburgo", „Margherita d'Anjou" und „il Crociato in Egitto", welche eine vorübergehende Darstellung in Berlin fanden, ohne jedoch durchgreifenden Erfolg zu erhalten. Die damalige Kritik sprach sich sogar einmüthig mit aller Offenheit gegen diese Erzeugnisse aus, indem sie namentlich die von Meyerbeer eingeschlagene überwiegend äußerliche Richtung tadelte.

Dieß Resultat entmuthigte indeß den jungen Maestro nicht. Er schritt vielmehr auf der einmal betretenen Bahn vorwärts und bediente sich bloß anderer Mittel, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Hierbei war ihm Scribe, der effektreiche Intriguendramatiker, behülflich. Der Verbindung Meyerbeer's mit Diesem verdanken wir die Entstehung der modernen großen französischen Oper. Dieses Kunstprodukt, welches eine eigene Gattung repräsentirt, darf im Grunde eine musikalisch-weltbürgerliche Monstrosität genannt werden. Denn mit geschicktem und raffinirtem Kalkül für die große Masse berechnet, es ist ein unerquickliches Konglomerat aller möglichen entgegengesetzten Eigenschaften, denen Vorzüge wie Mängel in gleichem Maße eigen sind. Die moderne große französische Oper läßt eine Vermischung verschiedener Style, Wahrheit und Unwahrheit, Geschmack und Geschmacklosigkeit, Noblesse und Trivialität, Schönheit und Unschönheit erkennen. Außerdem zeigt sie ein Aufgebot an äußerlichen Mitteln aller Art, wodurch für eine blendende theatralische Wirkung überreich gesorgt ist.

(Schluß folgt.)

Zur 300jährigen Geburtstagsfeier Shakespeare's am 23. April 1864.

London, 25. April.

Wer interessante Berichte über eine großartige Londoner Shakespearefeier erwartet hat, wird sich bitter enttäuscht finden. Das Wenige, das versucht wurde, um das Andenken des großen Dichters in der Hauptstadt seines Vaterlandes zu feiern, war schlimmer als nichts, war eine Lächerlichkeit sondergleichen. Verstimmt durch das taktlose Benehmen unberufener Persönlichkeiten, hatten unsere in der Literatur und Politik tonangebenden Männer längst beschlossen, sich jeder Betheiligung an einem hauptstädtischen Feste zu entziehen und sich an dem Stratforder zu betheiligen. Hier am Avon konzentrirte sich denn auch die Feier des ersten Shakespearetages in einem großartigen Banket, an welchem 700 Personen Theil nahmen. Lord Carlisle präsidirte. Um ihn gruppirten sich viele in Kunst, Literatur und Politik geehrte und berühmte Männer, und wie sich von selbst versteht, wurden Shakespearereden gehalten und Gelegenheitstoaste in endlosen Variationen ausgebracht. Während des Festmahles wurde die Adresse verlesen, welche das freie deutsche Hochstift in Frankfurt eingesandt hatte. Der Bürgermeister von Stratford sprach im Namen der Stadt und des Komite's den Sendern seinen Dank aus, das Versprechen hinzufügend, daß diese Adresse bei den andern Reliquien für ewige Zeiten im Shakespearehause aufbewahrt werden solle. Es war dieß nicht die einzige deutsche Kundgebung zum Feste. Professor Leitner, der mit Dr. Brockhaus als Vertreter Deutschlands erschienen war, hielt während des Mahles eine kurze Rede, und Professor Max Müller hatte schon im Laufe des Vormittags in der Stadthalle eine deutsche Adresse der Vaterstadt Goethe's überreicht und dieselbe mit einer trefflichen Rede begleitet, aus der wir leider nur Weniges wiedergeben können. „Wo Shakespeare's Andenken geehrt werden soll", sagte unser Landsmann, „kann Deutschland nicht ferne bleiben, denn nächst

Digitized by Google

Goethe und Schiller gibt es keinen Dichter, der von uns so wahr geliebt wird, so ganz unser eigen ist, als Ihr Shakespeare. Er ist kein Fremder unter uns, kein bloßer Klassiker, wie Homer, Virgil, Dante oder Corneille, die wir lesen, bewundern und dann vergessen. Er ist einer der unserigen geworden, nimmt seine eigene Stelle in der Geschichte unserer Literatur ein, er wird beklatscht in unseren Theatern, gelesen in unseren Hütten, studirt, gekannt, geliebt so weit die deutsche Zunge reicht. Gar mancher Deutsche hat englisch gelernt, bloß um Shakespeare im Originale zu lesen, und doch besitzen wir eine Uebersetzung Shakespeare's, mit der wenige Uebersetzungen irgend eines Werkes in irgend einer Sprache sich messen können. Was wir Deutsche ihm verdanken, muß aus der Geschichte unserer Literatur erkannt werden. Goethe war stolz, sich Shakespeare's Schüler zu nennen. Ich aber will in diesem Augenblicke nur des Tributs der Dankbarkeit gedenken, welchen Deutschland dem Dichter von Stratford schuldet. Ich spreche hier nicht bloß von dem Dichter und seiner Kunst, die so vollkommen ist, weil sie ungekünstelt ist, ich denke an den Mann mit seinem großen warmen Herzen, mit seiner Sympathie für alles Ursprüngliche, Urselbstische, Schöne und Gute, mit seiner Verachtung für alles Kleine, Niedrige, Gemeine und Falsche. Aus seinen Dramen bilden sich unsere Jünglinge in Deutschland ihre ersten Ideen über England und die englische Nation, und indem wir ihn bewundern und lieben, haben wir das Volk, das ihn mit Stolz sein eigen nennen darf, bewundern und lieben gelernt. . . . Möge Shakespeare fortleben in der Liebe jeder neuen Generation Englands! Mit dieser, der wahrhaft englischen, weil wahrhaft shakespear'schen Nation wird das deutsche Volk stets durch die stärksten Sympathieen verbunden sein; denn außer ihrer gemeinsamen Abstammung und Religion, ihren gemeinsamen Schlachten und Siegen werden sie in Shakespeare immer einen gemeinsamen Lehrer, Wohlthäter und Freund besitzen!" Bei dem Bankett waren selbst die Speisekarten shakespearisch abgefaßt. Mit jedem Gericht war ein entsprechendes Motto aus dem Dichter verknüpft, z. B. bei gebratenen Truthühnern die Stelle aus „Heinrich V.": „Hier kommt er ja sich blähend wie ein Truthahn"; bei Yorker Schinken aus „Heinrich VI.": „Süßer Sproß aus Yorks großem Stamme"; bei gerösteten Kartoffeln aus den „Lustigen Weibern": „Laß't den Himmel Kartoffeln regnen", ꝛc. Am Abend gab's Konzert und Feuerwerk, und gestern wurde Shakespeare gar in zwei großen Predigten durch den Erzbischof von Dublin und den Bischof von St. Andrews gefeiert.

Mannigfaltigkeiten.

Das Novara-Museum in Wien ist durch mehrere höchst interessante Gegenstände bereichert worden, welche der Arzt Dr. Aquinas Ried aus Valparaiso an Dr. v. Scherzer gesandt hat. Es sind das eine vollständige Mumie aus Atacama, zwei Mumienschädel und mehrere dazu gehörige Gräberfunde. Die Mumie ist besonders interessant durch ihre vollkommene Erhaltung und wegen einer merkwürdigen Beigabe: der gänzlich kahle, abgeplattete Schädel ist seltsamer Weise mit einer perrückenartigen Mütze bedeckt, aus schwarzen langen Haaren, welche den Charakter der Kopfhaare der amerikanischen Stämme haben und künstlich in ein starkes Perrückennetz aus Thierwolle eingewebt sind. Die Gräberfunde sind Thongefäße, Werkzeuge, Gewebe ꝛc.

[Wrangel's Selbstbewußtsein.] Das bekannte Telegramm des Königs von Preußen aus Berlin, des Inhaltes, daß nächst dem Herrn der Heerschaaren der glorreiche Sieg den tapferen Soldaten und dem Prinzen Friedrich Karl zu verdanken sei, wird von dem Letztern dem greisen Wrangel mit der bedauernden Bemerkung vorgelesen, daß des Feldmarschalls darin gar nicht erwähnt sei. Dieser aber erwidert sehr befriedigt und zuversichtlich: „Verzeihen Ew. königl. Hoheit, mit dem Herrn der Heerschaaren meint Se. Majestät mir."

Als ein Kuriosum in theatralischer Beziehung verdient erwähnt zu werden, daß in Czernowitz in der Bukowina, einer Stadt von über 20,000 Einwohnern sich ein deutsches, ein polnisches und ein moldauisches Theater befinden, außerdem aber eine italienische Oper und eine ungarische Kunstreiter-Gesellschaft dort Vorstellungen geben. Unmöglich kann das Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten vollständiger durchgeführt werden, als in diesem Falle.

Am 16. Mai beginnt in Nürnberg die Versteigerung des berühmten Hertel'schen Kunst- und Naturalien-Kabinets, welches an kostbaren alten Waffen, Hausgeräthen, Münzen, Urkunden, Conchylien und ausgestopften Thieren u. s. w. überaus reich ist.

Geschichtskalender. 5. Mai 1544. Friedrich II., der Weise, Kurfürst von der Pfalz, erhält vom Kaiser Karl V. für sich und seine Nachfolger das Privilegium, das kaiserliche und das königliche Kleinod, nämlich den goldenen Apfel mit dem verzierten Kreuzchen, in dem rothen Schilde zu führen.

5. Mai 1821. Todestag Napoleons I. auf St. Helena.

Redakteur: Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 109 Freitag, 6. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Die hervorstechendsten Züge der Probstin Brogren waren Eigennutz, Berechnung und Neugierde. Uebrigens war sie gut zum Hausbedarf, schwatzhaft und thätig, doch nicht eben sehr heftig, im alltäglichen Leben freundlich gegen ihre Umgebenen, doch ohne Zuneigung gegen irgend Jemand, außer gegen ihre Söhne und sich selbst.

Die übrige Welt wurde von ihr so betrachtet, als wäre sie einzig und allein darum vorhanden, daß sie von so vielen Mitgliedern derselben, als nur immer möglich, den Zehnten erheben könnte.

Bromér bezahlte gut für Elvira und Lotta.

Die Probstin hatte sie daher nicht viele Tage in ihrem Hause gehabt, als sie schon ihren Plan entworfen hatte, beide für immer bei sich zu behalten. Sie beschloß, sich gut mit Lotta zu stellen, damit diese dem Herrn Bromér den Rath ertheilen könnte, Elvira bei der Probstin zu lassen, um dort Erziehung zu erhalten. Auch auf das Kind wurde durch Brezeln, Pfannkuchen und Backwerk eingewirkt; dabei wurde dasselbe gehätschelt und gelobt, und es traf nie ein, daß die Probstin der „süßen Vira" etwas abschlagen konnte.

Als die Probstin dahinter kam, daß Lotta sehr gottesfürchtig war, so war es die erste Sorge der schlauen Pastorsfrau, Morgens und Abends ordentliche Betstunden zu arrangiren — etwas, das Lotta nach ihrer Auffassung für völlig mit einem religiösen Leben übereinstimmend hielt.

Elvira war froh und glücklich, wie der Vogel, der aus dem Käfig entwischt ist. Sie lief vom Morgen bis zum Abend draußen umher und war nie öfter im Hause, als bei den Mahlzeiten, Betstunden und so oft sie schlief.

Das Gut des Obersten Stangenskjöld, Timasjö, lag ganz in der Nähe von Altorp; aber der reiche Besitzer war noch nicht herausgezogen und sollte erst gegen Ende des Sommers kommen, so daß Elvira in der Gesellschaft der Kinder des Küsters oder des Statthalters in dem Parke bei Timasjö tägliche Besuche zu machen pflegte.

Bei einer dieser Lustfahrten machte Elvira Bekanntschaft mit der Tochter des Inspektors, einem Mädchen, das mit ihr von gleichem Alter war.

Hatte Elvira bisher ein abgeschiedenes Leben ohne alle Gespielinnen geführt, so genoß sie jetzt des doppelten Vergnügens der Freiheit und eines Umgangs mit Kindern von gleichem Alter mit ihr selbst.

Bromér hatte ausdrücklich zu Lotta gesagt, sie sollte Elviren kein Band anlegen, sondern das Kind sollte ohne Zwang die Annehmlichkeiten des Landes genießen.

Lotta, der es im Allgemeinen sehr schwer wurde, zu irgend etwas, das Elvira wünschte, Nein zu sagen, kam mit wirklichem Vergnügen diesem Befehle nach, und nur in einem Punkte mußte das Kind gehorchen, nämlich nie zu Bette zu gehen oder aufzustehen, ohne ihr Gebet zu sprechen.

Während Elvira in der Gegend umherstreifte, pflegte Lotta mit ihrer Arbeit vor der Thür zu sitzen, und da traf es sich gewöhnlich so, daß die Probstin neben der „Jungfer Lotta" Platz nahm.

In den ersten Wochen bestand ihre Konversation hauptsächlich in Fragen und Antworten.

Es gab eine Menge von Dingen, welche die neugierige Probstin zu erfahren wünschte, und wenn auch Lotta's Berichte nicht allzu aufklärend ausfielen, so gaben sie doch wenigstens Gelegenheit zu Schlußsätzen.

So z. B. hatte sie Lotta gefragt:

„Ist Elvira die Tochter des Herrn Bromér?"

Lotta's Antwort war ein einfaches Ja. Als nun aber die Frage über die Mutter darauf folgte, so konnte die Probstin nicht mehr erfahren, als daß diese todt wäre, und auf die Erkundigung, vor wie vielen Jahren Frau Bromér gestorben wäre, hatte Lotta erklärt, daß sie das nicht wüßte.

Nun aber wußte die Probstin ganz sicher, daß Bromér niemals verheirathet gewesen war; sie hatte sich auch nach mancherlei Dingen erkundigt, und die Summa war, daß Niemand anders als Lotta Elvira's Mutter sein konnte, obgleich das nicht bekannt werden durfte.

Dieß hielt die Probstin für „lächerlich;" denn sie meinte, der Trödler Bromér könnte sich sehr wohl mit Lotta verheirathen, suchte dieser das auch auf eine feine Weise begreiflich zu machen; Lotta aber schien es nicht verstehen zu wollen.

Als es nun der Probstin klar geworden war, wie

Digitized by Google

die Sachen standen, gingen die Unterredungen zwischen ihr und Lotta zu den Nachbarn über.

Eines Tages hatte sie geäußert:

„Einer meiner nächsten Nachbarn ist der Besitzer von Timasjö . . .

„Timasjö?“ wiederholte Lotta und blickte von ihrer Arbeit auf; „liegt Timasjö hier in der Nähe?“

„Ganz nahe; der Park von Timasjö gränzt an meine Birkenkoppel. Kennt Jungfer Lotta das Gut?“ fragte die Probstin und warf über die Brille einen prüfenden Blick auf Lotta, welche nicht ihre gewöhnliche Miene hatte.

„Ich habe davon reden hören,“ sagte Lotta, indem sie ihre Arbeit fortsetzte.

„Früher gehörte es dem Brukspatron*) von Harlen, und da gab es hier im Sommer einige Wochen lang große Vergnügungen. Der Brukspatron mit seinen schönen Töchtern — er war Wittwer — pflegte immer das Johannisfest**) auf Timasjö zu feiern, sonst aber wohnte er auf seinem Bruk (Hüttenwerk) Forsvik in Roslagen ***). Jetzt, seitdem der Brukspatron sich im Auslande niedergelassen, hat der Oberst sowohl Timasjö als auch Forsvik übernehmen müssen.“

„Ist der, von dem Sie reden, Frau Probstin, der Oberst Stangenskjöld?“ fiel Lotta ein.

„Ja wohl! Kennt Jungfer Lotta ihn?“

Die Probstin meinte, Lotta sähe sehr sonderbar aus, und es könnte nicht fehlen, daß sie etwas wüßte, das den Oberst beträfe.

„Ich kenne den Oberst Stangenskjöld nicht, habe aber von ihm reden hören,“ antwortete Lotta.

„Gewiß als von einem sehr sonderbaren Menschen? Nicht wahr?“

Lotta nickte bejahend mit dem Kopfe.

Die Probstin fuhr fort, da sie keine deutlichere Antwort erhielt:

„Man sagt, der Oberst hätte sich um die beiden Töchter des Brukspatrons beworben, erst um die älteste, und als schon Alle glaubten, es würde eine Partie daraus werden, so soll sie dem Bräutigam und Allem entlaufen sein und zwar, behauptet man, mit einem Knecht.“

„Das ist unwahr!“ fiel Lotta heftig ein. „Fräulein Marianne entlief nicht: sie heirathete.“

„O der Tausend! Ich glaube, Jungfer Lotta kennt die Harlen'schen Geschichten! Nun, es wäre angenehm, sie etwas näher kennen zu lernen. Es sind recht sonderbare Gerüchte über Fräulein Marianne im Gange. Sie war wohl auf jeden Fall ein schlechtes und sonderbares Mädchen?“

Während die Probstin redete, war Lotta dunkelroth geworden und es blitzte in ihren Augen; in der darauf folgenden Minute aber hatte sie ihre Fassung wieder und sie antwortete in ruhigem Tone:

„Ich kenne nichts Näheres über den Brukspatron von Harlen und seine Familie; ich weiß nur, daß Fräulein Marianne nicht entlaufen, und daß sie niemals mit dem Oberst Stangenskjöld verlobt gewesen ist.“

Die Probstin maß der Versicherung Lotta's, die Harlen'sche Familie nicht zu kennen, keinen Glauben bei; so oft sie aber, beinahe täglich, das Gespräch auf den Brukspatron und seine Töchter zu lenken wußte, konnte sie doch darüber keinen Buchstaben weiter aus Lotta herauslocken. Sobald die Probstin davon anhob, schwieg Lotta, und endlich fand die werthe Frau immer mehr Geschmack daran, auf die übrigen Nachbarn überzugehen und über sie einzelne Kleinigkeiten zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

*) So nennt man in Schweden den Besitzer eines Bruk d. i. eines Berg- oder Hüttenwerkes, Hochofens, Schmiedehammers u dgl. Viele dieser Bruk sind ungemein werthvoll und besitzen schloßähnliche Wohngebäude mit schönen Gärten und herrlichen Parkanlagen; auch sind gewöhnlich bedeutende Landwirthschaften damit verbunden. Die meisten sind in den mittleren Landschaften Schwedens.

**) Der Johannistag, 24. Juni, in Schweden Midsommar (Mittsommer) genannt, ist ein kirchliches Fest, besonders aber ein Volksfest, das im Freien mit Tanz und Spiel gefeiert wird.

***) So heißt der an der Ostsee belegene Theil der Landschaft Upland oder der nördliche größere Theil der Landshauptmannschaft (Län Stockholm.)

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

Das Wichtigste aber in prophylaktischer Beziehung bleibt jedenfalls die Kenntniß der Thatsache, daß die Stimme des tollen Hundes immer verändert ist; daß sein Bellen immer in einer von dem physiologischen Modus abweichenden Art vor sich geht. Der Besitzer eines Hundes muß daher stets Mißtrauen fassen, wenn die ihm bekannte Stimme desselben plötzlich eine Veränderung erkennen läßt und sich in Lauten ausdrückt, welche schon durch ihre Fremdartigkeit auffallen.

Eine höchst sonderbare Eigenthümlichkeit des Wuthzustandes, welche in diagnostischer Hinsicht von großem Werthe sein kann, liegt darin, daß das Thier unter der Einwirkung von Schmerzen stumm bleibt. Welchen Leiden nur immer dasselbe unterzogen wird, läßt es weder das Nasenpfeifen hören, durch welches sich die Furcht des Hundes zuerst ausdrückt, noch den grellen Schrei, durch welchen es lebhafte Schmerzen zu erkennen gibt. Der wüthende Hund bleibt stumm, man mag ihn stoßen, stechen, verwunden, selbst brennen; nicht etwa, daß er unempfindlich wäre; nein, er sucht den Schlägen zu entweichen. Hat man unter ihm die Streu seines Käfiges angezündet, so entflieht er von

Digitized by Google

der brennenden Stelle und kauert sich in eine Ecke, um sich den Angriffen der Flamme zu entziehen. Hält man ihm eine Stange aus rothglühendem Eisen vor und stürzt er in seiner Raserei auf dieselbe los, so weicht er augenblicklich wieder zurück, nachdem er sie erfaßt hat; ebenso flieht er, wenn man mit dem glühenden Eisen seine Pfoten berührt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Thier unter diesen verschiedenen Umständen Schmerz empfindet; dieß drückt sich schon in seinen Zügen aus; aber trotz dem Allen läßt es weder einen Schrei noch irgend einen Schmerzenslaut hören. Gleichwohl ist bei dem wüthenden Hunde die Empfindlichkeit, wenn auch keineswegs erloschen, doch jedenfalls geringer als im gesunden Zustande. Wirft man z. B. brennendes Werg unter ihn, so weicht er nicht sofort vom Platze; er läßt sich Zeit dazu und, wenn er sich endlich entschließt, zu entfliehen, so hat ihm das Feuer schon tiefe Verletzungen zugefügt. Manche Hunde — diese bilden jedoch die Ausnahme — lassen selbst die Stange von rothglühendem Eisen, welche sie mit dem Maule erfaßt haben, nicht los. Diese Thatsachen berechtigen uns zu der Annahme, daß die von der Wuth befallenen Hunde schmerzhafte Empfindungen nicht in demselben Grade wahrnehmen, wie im gesunden Zustande. Hieraus erklärt sich auch, wie es geschehen kann, daß sie ihre Wuth an sich selbst auslassen. Ich habe im „Recueil de médicine vétérinaire“ die Geschichte eines dem Grafen Demidoff angehörigen Jagdhundes erzählt, welcher in einem Wuthanfalle seinen Schwanz zernagte und ihn endlich vom Rumpfe abtrennte. In anderen Fällen schinden sich die Thiere nur die Haut auf und die Wunden, welche aus dem fortgesetzten Beißen hervorgehen, gleichen auf das Täuschendste den frischen Flechten, welche man so häufig an Hunden beobachtet. Hierin liegt eine weitere Quelle diagnostischer Irrthümer, gegen welche man sich nicht genug hüten kann.

Aus dem so eben Angeführten ergibt sich, daß man einem Hunde mißtrauen soll, der sich gegen den Schmerz nicht in dem Maße empfindlich zeigt, wie er es gewöhnlich ist; deßgleichen einem solchen, der an seinem Körper frische Hautabschärfungen darbietet, welche plötzlich aufgetreten sind. Diese Warnungen werden vielleicht den Meisten zu strenge erscheinen, aber in solchen Dingen ist ein Uebermaß von Vorsicht nur allzusehr gerechtfertigt. Einige Bemerkungen werden genügen, um die Zweckmäßigkeit der aufgestellten Verhaltungsregeln darzulegen. Es kömmt häufig vor, daß Personen, welche wüthende Hunde zum Veterinärarzte bringen, über dieselben Angaben machen, wie etwa die folgenden: „Mein Hund ist seit einigen Tagen traurig und hat mir, was bei ihm ganz ungewohnt ist, die Zähne gezeigt; ich habe ihn mit der Peitsche gezüchtigt und obgleich er sonst bei solcher Gelegenheit sogleich in ein klägliches Geschrei ausbricht, hat er Diesesmal die Hiebe hingenommen, ohne auch nur einen Laut hören zu lassen.“ Eine solche Thatsache hat begreiflicher Weise für denjenigen, der ihren Werth nicht kennt, keine Bedeutung und wie viele Unglücksfälle könnten verhütet werden, wenn jeder Eigenthümer eines Hundes, der diese Erscheinung wahrnimmt, sie also gleich richtig auffaßte. Dasselbe gilt in Hinsicht auf das erpichte Nagen des Hundes an seinem eigenen Körper. Es wird dieß gewöhnlich einem einfachen Jucken zugeschrieben, was in der That die alleinige Ursache sein mag. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß dieses Symptom eine ganz andere und zwar eine furchtbare Bedeutung haben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Giacomo Meyerbeer †.

(Schluß.)

Das erste in diese Gattung gehörende Gebilde war „Robert der Teufel“, zugleich die erste Oper Meyerbeers, welche ihm sehr schnell Ruhm nach allen Weltgegenden hin eintrug. Der Komponist trat mit ihr 1830 vor das Forum der Oeffentlichkeit und errang einen Erfolg, der nicht nur nichts zu wünschen übrig ließ, sondern auch für den Augenblick die gefeierten Meister jener Tage, Rossini und Auber, verdunkelte.

Vielfach hat man behauptet, daß dieser Erfolg hauptsächlich durch materielle, eines ächten Künstlers unwürdige Opfer vorbereitet und herbeigeführt worden sei. Hierin ist man jedoch offenbar zu weit gegangen. Mag auch viel von Seiten des Komponisten geschehen sein, um sich damals der öffentlichen Meinung in Paris und namentlich der Kritik zu versichern, — ein so brillanter und noch heutigen Tages fortwirkender Erfolg, wie ihn „Robert der Teufel“ hatte, läßt sich nicht ein- für allemal künstlich präpariren, sondern nur gewissermaßen zum Theil erhöhen. Wenn dieß Letztere hier der Fall gewesen sein dürfte, so ist der größere Theil des erzielten Erfolges unbedenklich auf Rechnung der Wirkung zu stellen, die das Werk durch sich selbst ausübt. Robert der Teufel ist eine Oper, die unter allen Umständen jedes größere Publikum für sich hätte gewinnen müssen. Auch das Sujet erweist sich, trotz mancher Ungereimtheiten und Absurditäten, in scenischer Hinsicht wirksam; es ist in genauer Kenntniß des Bühnenwesens mit außerordentlichem Geschick zusammengefügt. Die Musik steigert den Eindruck der Handlung: sie ist ungeheuer prägnant, melodiös in's Gehör fallend, sinnlich ansprechend und energisch erregend, oft charakteristisch und bezeichnend für die Situation und effektreich durch grelle, kontrastirende Instrumentalfarben. Diese Eigenschaften, eben so sehr das Produkt einer talentvollen Begabung als eines geistig spekulativen Raffinements und einer scharfsinnig reflektirten Kombinationsgabe, sichern vollkommen den äußern Erfolg. Mit Hülfe derselben verdeckt

Digitized by Google

Meyerbeer manche Blöße seines Künstlerthums und namentlich den Mangel an Gefühlstiefe und warmer Empfindung. Denn obschon ihm einerseits ein gewisser Fanatismus der Leidenschaft zu Gebote steht, vermöge dessen er große und nachhaltige Eindrücke hervorbringt, so steht ihm für das Sublime meistens nur ein künstlich reflektirtes Vermögen zu, welches ihm indessen bei geistreicher Auffassung und eben so glänzender als gewandter Technik unter allen Umständen die Möglichkeit gewährt, dramatisch-theatralische Wirkungen zu erreichen.

Besser noch als in „Robert der Teufel" ist dieß Alles in den „Hugenotten" wahrzunehmen. Diese Oper, welche 1836 zuerst über die Pariser Bühne ging, steht in musikalischer Hinsicht wohl ziemlich in gleicher Linie mit „Robert." Wenn dem letztgenannten Kunstwerk der Vorzug größerer Frische und jugendlich schöpferischer Kraft zuzuerkennen ist, so entschädigen die „Hugenotten" dagegen durch höheren dramatischen Schwung, namentlich im dritten und vierten Akt. Die Erfolge beider Opern haben sich übrigens das Gleichgewicht gehalten.

Entschieden schwächer ist die dritte große Oper Meyerbeers „Der Prophet." Der ebenso einsichtsvolle als vorsichtige Komponist scheint dieß selbst empfunden zu haben, denn obwohl der „Prophet" lange fertig war, und die öffentlichen Blätter fortwährend mit unermüdlicher Ausdauer — freilich oft vergeblich sein Erscheinen auf der Bühne prophezeiten, so zögerte dennoch Meyerbeer von Jahr zu Jahr mit einer Aufführung, welche faktisch erst 1849 erfolgte und zwar wiederum zu Paris. Im „Propheten" ist gegen die beiden vorhergehenden Opern ein Sinken der musikalisch schöpferischen Kraft unverkennbar, während das Aufgebot an scenischen Mitteln ungewöhnlichster Art überwiegend in den Vordergrund tritt. Sonnenaufgang, Schlittschuhlauf, Brillantfeuerwerk, — kurz ein Bühnenwunder über das andere. Trotzdem finden sich in dieser Oper immer noch manche Musikstücke von hervorragender Bedeutung, sowohl in den Einzelpartien, als auch in den Ensembles. Ueberreich, wie der „Prophet" äußerlich ausgestattet ist, hat er gleichfalls große Erfolge bei der Menge gehabt. Doch scheint es, daß die ihm gewordene Theilnahme nicht so lange ausdauern werde, als die den beiden anderen Opern gezollte. Schon jetzt macht sich dieß einigermaßen fühlbar.

Zwischen die Veröffentlichung der „Hugenotten" und des „Propheten" fällt ein äußeres Lebensereigniß Meyerbeers. Es betrifft seine Berufung und Ernennung zum königl. preuß. Generalmusikdirektor, welche im Jahre 1842 erfolgte. Seitdem lebt Meyerbeer hauptsächlich abwechselnd in Paris und Berlin. Während dieser Zeit schrieb er die Musik zum „Feldlager in Schlesien", zu „Struensee" (einer Tragödie seines Bruders Michael Beer), und endlich zum „Nordstern" mit Wiederbenutzung der Hauptnummern des „Feldlagers in Schlesien". Diese Kompositionen stehen jedoch gegen die drei großen Opern Meyerbeers zurück.

Die von Meyerbeer geschaffene moderne große französische Oper beherrscht vermöge ihrer Weltbürgerlichkeit nun seit beinahe 30 Jahren die Bühne. Dieß unleugbare Resultat spricht für die zwingende Kraft, welche sie auf die Menge ausübt. Wie hoch man aber auch Meyerbeers Leistungen veranschlagen mag, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seine Richtung im Allgemeinen als eine dem Wesen ächter Kunst öfters geradezu entgegenstehende schädlich eingewirkt hat. Denn nicht allein das große Publikum ist durch sie in höchst bedenklicher Weise verwöhnt worden, sondern auch das Sängerpersonal. Ganz besonders aber sind es die Tenoristen, denen es nun nicht mehr gut genug erscheint, ihre Kräfte der feinen Gesangsoper zuzuwenden, weil sie in den Meyerbeer'schen Opern auf wohlfeilere Art Gelegenheit finden, den Beifall der Menge, so wie möglichst hoch besoldete Engagements zu gewinnen."

Mannigfaltigkeiten.

[Ein junger Held und Gelehrter †.] In Münster erregt die allgemeinste Theilnahme der Tod des Kandidaten des höheren Schulamtes, Dr. Phil. Karl Maria Rintelen, Unteroffiziers vom 53. Regimente. Die Lösung einer Preisaufgabe im ersten akademischen Jahre; seine Dissertation „de Theognido Megarensi poeta", deren Widmung Moritz Haupt entgegengenommen und die schon jetzt ihre Stelle in der griechischen Literaturgeschichte gefunden hat; seine umfassende Abhandlung „Geschichte Ludwigs des Kindes und Konrad I.", welche Georg Waitz in die „Forschungen zur deutschen Geschichte" aufnahm; außerdem gründliche Vorarbeiten für mittlere und neuere Geschichte berechtigten bei so jugendlichem Alter zu den höchsten Erwartungen. Einjähriger Freiwilliger seit dem 1. April v. Js., übertrug Rintelen auch in diese Stellung seine ungewöhnliche geistige Frische und Energie. Vor Düppel erwarb er sich durch Geschick und Muth, besonders als Patrouillen-Führer, die öffentliche Anerkennung seines Regiments-Kommandanten. Beim Sturme auf die hart vertheidigte Schanze Nr. 4 erstieg er unter den Ersten die Brustwehr, als die tödtliche Kugel ihn durch das Auge traf. Er sollte das zweiundzwanzigste Lebensjahr nicht vollenden.

Geschichtskalender. 6. Mai 1813. In Berlin wird der Landsturm aufgeboten. — Die Preußen passiren die Elbe bei Meißen und Mühlberg.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 110 Samstag, 7. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Die Propstin Brogren liebte vorzugsweise den erzählenden Styl und mochte besonders gern wiederholen, was über den Nächsten gesagt wurde. Sie hatte in Lotta stets eine Zuhörerin, wenn auch eine solche, die sie schweigend erzählen ließ, was weder Lotta noch die Propstin anging. Inzwischen verfloß die eine Woche nach der andern und bald kam der Johannistag. Bromér war einige Male draußen gewesen, um sich nach seinem Kinde umzusehen, und wollte nun das Fest auf Altorp verleben.

Die Propstin war entschlossen, sich dieses kurzen Zusammenseins mit dem Trödler zu bedienen, um den Vorschlag über Elvira's Erziehung auf's Tapet zu bringen, damit es entschieden würde, ob sie für die Zukunft auf das Mädchen rechnen könnte.

Es wurde gebacken und gerüstet, da die Propstin überdieß ihre Söhne zum Feste erwartete.

Am Tage vor dem Johannisabende sollten die beiden Jünglinge ankommen.

Elvira war gegen ihre Gewohnheit an diesem Nachmittage zu Hause geblieben, um die jungen Herren zu sehen, und es war ja möglich, daß der Vater auch mit dem Dampfschiffe kam. Man wußte nicht bestimmt, ob er an diesem oder am folgenden Tage kommen würde.

Gegen vier Uhr ruderte das Boot von Altorp dem Dampfboote entgegen, das die erwarteten Gäste bringen sollte. Elvira nahm auf der Landungsbrücke Platz, um die Erste zu sein, welche sie begrüßte, und dachte viel daran, ob diese „Knaben" gute Spielkameraden sein könnten oder nicht. Daß sie doppelt so alt waren wie sie selbst, das war eine Sache, an die sie gar nicht dachte! denn da die Propstin von „ihren Jungen" redete, so meinte sie, diese müßten mit ihr ungefähr in gleichem Alter stehen.

Endlich kam das Boot zurück.

„Ach, wie lustig!" dachte Elvira und blickte mit gespanntem Interesse auf dasselbe hin. Je näher es kam, desto mehr neigte sie sich über die Barriere, um sich die „Knaben" anzusehen. Jetzt war das Boot nur noch einige Klafter von der Brücke entfernt; ehe es dieselbe aber erreichte, stürzte Elvira köpflings in's Wasser. Sie hatte sich allzuweit hinübergelehnt, so daß sie das Gleichgewicht verlor. Boot, „Knaben", Alles war verschwunden, und sie wurde von den Wellen umschlungen. Elvira hielt es schon für entschieden, daß es mit ihr aus wäre; doch im nächsten Augenblicke war sie wiederum über die Wasserfläche gehoben und befand sich im Boote. Jetzt meinte sie, daß sie für ihre Lungen Luft brauchte; sie begann auch aus vollem Halse und mit allen Kräften zu schreien. Sie dachte, sie dürfte den Schrecken, den sie gehabt hatte, nicht für sich allein behalten, sondern müßte denselben auf eine hörbare Weise Andern mittheilen.

Lotta, welche vor der Thüre saß, stürzte hinunter an die See, auf den Fersen begleitet von der Propstin, welche die weiße Schürze voll eben gerösteter Zwiebacke hatte. Bei dem Anblicke der nassen, schreienden Elvira ließ die Propstin im Schrecken die Schürze fallen, und die Zwiebacke rollten in verzweifelter Eile in's Boot hinab über den jüngeren Sohn, der dort noch saß.

Auf diese Art wurden die Herren Brogren empfangen: der eine fischte Elvira auf und der andere wurde von den Zwiebacken der Frau Mutter überschwemmt; beide auf das Höchste ärgerlich über das schreiende Ding, welches die Ursache war, daß der Aelteste seine schönen Sommerbeinkleider naß machte, und daß Beide nichts von den ihnen wohlbekannten Zwiebacken der Mutter bekamen.

Lotta, eben so erschrocken wie Elvira selbst, riß ihren Liebling an sich und trug das Mädchen hinauf, in der vollen Ueberzeugung, daß das kalte Bad gefährliche Folgen für ihr Leben haben würde.

Elvira wurde entkleidet und zu Bette gebracht. Die Propstin flößte ihr Kamphertropfen ein, und Lotta zwang sie, eine ganze Tasse Fliederthee zu leeren, worauf sie den ganzen Rest des schönen Sommerabends, aufgelöst in Schweiß und im Begriff, vor Hitze zu sterben, im Bette verleben mußte. Endlich kam der Schlaf und befreite sie von dem Bewußtsein aller dieser Pein. Am folgenden Morgen erwachte sie munter und gesund wie ein Nußkern. Die Propstin dankte Gott in der Tiefe ihres Herzens, daß der „Vater" nichts von Elvira's Fall und Auferstehung gesehen hatte. Sie hatte große Mühe, Lotta zu überreden, dem Mädchen

Digitized by Google

zu gestatten, das Zimmer zu verlassen; denn Lotta war jetzt so erschrocken, daß sie meinte, diesem Unglücke, das Elvira bedroht hatte, würde ein noch traurigeres nachfolgen.

Während des Vormittags hatte Elvira Gelegenheit, mit Karl und Fredrik Brogren Bekanntschaft zu machen. Sie fand zu ihrem unbeschreiblichen Bedauern, daß die vielbesprochenen „Knaben" ihr an Jahren und auch an Verstand weit zuvor waren.

Der Aelteste, Karl, war sieben ganze Jahre älter als sie, lang und schlank, gekleidet in Vatermördern und Bonjourrock. Er war schon zum Abendmahl gegangen, war Gymnasiast und in diesem Augenblicke Informator. Ueberdieß wurde Karl gerühmt als ein Muster von Fleiß und guten Sitten, schön und ernst, wie es einem Jünglinge geziemt, der die Verantwortlichkeit übernommen hat, Andere zu unterrichten.

Fredrik war zwei Jahre jünger, war groß und lang, doch keineswegs so schön, ernst und respektabel, wie Karl. Er blickte mit einer gewissen Verachtung herab auf das neunjährige „Mädchending" und schien nicht geneigt zu sein, sich zu irgend einer Vertraulichkeit mit ihr herabzulassen, obgleich die Mutter ihren Söhnen am Morgen eine kurze und passende Rede darüber gehalten hatte, wie sie sich gegen die Jungfer Lotta und Elvira benehmen sollten.

Fredrik ließ Alles, was die Frau Mama predigte, zu dem einen Ohr herein und zu dem andern wieder hinaus gehen und prägte seinem Gedächtnisse kein einziges Wort davon ein. Er würdigte weder Lotta noch Elvira einer andern Aufmerksamkeit, als daß er ganz kurz grüßte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

Der Wuthzustand kennzeichnet sich ferner durch eine höchst sonderbare und diagnostisch wichtige Eigenthümlichkeit — wir meinen nämlich den Eindruck, welchen auf den von der Wuth befallenen Hund der Anblick eines Thieres seiner Gattung ausübt. Dieser Eindruck ist ein so gewaltiger, daß er augenblicklich den Ausbruch eines Wuthanfalles zur Folge hat. Mit Recht kann man daher sagen, daß der Hund das sicherste Reagenz ist, um bei einem Hunde, dessen Wuth noch im Verborgenen schlummert, die Krankheit zu entdecken. Täglich bedienen wir uns in der Anstalt dieses Mittels, um in Fällen, in welchen die Diagnose zweifelhaft ist, zur Gewißheit zu gelangen, und in der That läßt uns dieses Mittel nur äußerst selten im Stiche. Sobald der wuthverdächtige Hund sich einem Individuum seiner Gattung gegenüber befindet, drängt es ihn — wenn er wirklich wuthkrank ist — sich auf dasselbe loszustürzen und, wenn er zu ihm gelangen kann, es mit Wuth zu beißen. Noch auffallender aber ist, daß auf alle wüthenden Thiere, welcher Gattung sie nur immer angehören mögen, die Gegenwart des Hundes denselben Eindruck macht. Alle werden beim Anblicke des Hundes in Aufregung und Raserei versetzt, stürzen auf ihn los und greifen ihn mit ihren natürlichen Waffen an — das Pferd mit seinen Hufen und Zähnen, der Stier mit seinen Hörnere, ebenso der Widder. Selbst das Schaf entäußert sich unter der Herrschaft der Wuthkrankheit seines angeborenen Kleinmuthes und, weit entfernt, sich bei dem Anblicke des Hundes zu fürchten, flößt es demselben vielmehr Schrecken ein und treibt ihn in die Flucht.

Wenn schon dieses Verhalten ein sehr auffallendes ist, so muß uns das sogleich anzuführende noch mehr befremden. Es scheint nämlich, daß die dem Hunde zukommende Eigenthümlichkeit, durch seine bloße Anwesenheit bei wuthkranken Thieren einen Ausbruch der Raserei hervorzurufen, nur für jene Fälle Geltung hat, in welchen die Krankheit der Letzteren vom Hunde herrühet. Ein Pferd, welchem Renault die Wuthkrankheit vom Schafe eingeimpft hatte, bot die Krankheit in ihrer entsetzlichsten Form dar, indem es in eine solche Raserei verfiel, daß es die Haut seiner eigenen Vorderbeine mit seinen Zähnen zerfetzte. Auf dieses Thier nun machte der Anblick eines Hundes keinen aufregenden Eindruck; der Hund, den man in seine Krippe warf, blieb verschont; es stieß ihn mit dem Kopfe zurück, ohne ihm jedoch das geringste Leid zuzufügen. Als man ihm aber ein Schaf darbot, verfiel es augenblicklich in den heftigsten Wuthanfall, erfaßte das arme Thier und zermalmte es mit seinen Zähnen. Dieses Beispiel ist vielleicht nur eine Ausnahme; weitere Erfahrungen müssen erst lehren, ob es erlaubt sei, hierin den Ausdruck eines Gesetzes zu sehen; ob wir zu der Annahme berechtigt seien, daß jene Thiere, welchen die Wuthkrankheit durch Inokulation beigebracht worden ist, nur auf den Anblick solcher Thiere reagiren, aus deren Gattung das inokulirte Gift entnommen worden war. Beispiele, wie das oben angeführte, werden allerdings nicht so leicht wiederkehren, weil die Uebertragung der Wuthkrankheit von Pflanzenfressern äußerst selten ist. Halten wir indeß an der Thatsache fest, daß es in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle die der Hundegattung angehörigen Individuen sind, durch deren Anwesenheit wuthkranke Thiere in Aufregung versetzt werden.

Es ist leicht einzusehen, von welcher Wichtigkeit die Kenntniß dieser Thatsache ist und welchen Nutzen die Eigenthümer von Hunden aus ihr ziehen könnten, wenn sie darüber belehrt würden. Wie häufig erfahren wir von Personen, welche uns wüthende Hunde zuführen,

Digitized by Google

daß sich diese, bevor sie noch einen Angriff gegen den Menschen gemacht haben, bei dem Anblicke eines Thieres ihrer Gattung im höchsten Grade aufgeregt gezeigt haben. Gewöhnlich lautet die Angabe: „Sonderbarer Weise zeigt sich mein Hund, der doch von so friedfertiger Gemüthsart ist, seit ein, zwei oder drei Tagen ungewöhnlich gereizt gegen andere Hunde; sobald er Einen sah, stürzte er auf ihn los." Gleichwohl erregt diese so bedeutungsvolle Eigenthümlichkeit in den meisten Fällen keinen Verdacht bei Denjenigen, die sie beobachtet, und zwar nur deßhalb, weil dem Herrn so wie den Angehörigen des Hauses gegenüber der Charakter dieses Hundes, den der Anblick eines Thieres seiner Gattung in so ungewöhnliche Aufregung versetzt, sich nicht verändert hat. Die Mittheilung eines Vorfalles, der mir selbst begegnete, wird Ihnen, meine Herren, die diagnostische Wichtigkeit der sonderbaren Eigenthümlichkeit, von der wir so eben sprachen, am besten veranschaulichen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ein Unteroffizier des brandenburgischen Füsilierregimentes Nr. 35, ein Maschinenbauer, der schon bei Missunde verwandet worden war, schreibt an seine in Tangermünde wohnenden Eltern:

Broacker, den 20. April.

Liebe, gute Eltern!

Erst heute bin ich im Stande, etwas Zusammenhängendes über den Sturm der Schanzen am 18. April zu schreiben. Das war ein heißer Tag. Den Verlauf des ganzen Gefechtes werdet Ihr wohl schon aus den Zeitungen erfahren haben; ich kann auch nur von dem erzählen, was sich in meiner nächsten Umgebung ereignet hat. Von jedem Regiment sollten vier Kompagnien den ersten Angriff machen, die Kompagnien hatten darum gelooft. Unsere Kompagnie hatte sich freigelooft; der Hauptmann meldete sich jedoch freiwillig und mit ihm natürlich auch wir. Bis in die dritte Parallele waren wir vorgerückt, ohne von den Dänen bemerkt zu werden; sie müssen durchaus keinen Sturm erwartet haben, sonst wäre es uns wohl noch etwas schwerer geworden. Um 10 Uhr brachen wir hervor, Jeder mit einem Sandsack versehen, der in die Wolfsgruben hinein geworfen werden sollte; das Tragen derselben wurde uns jedoch zu lästig und sie wurden alle schon vorher fortgeworfen. Mit fürchterlichem Hurrah ging es darauf (ich glaube, es schrie gewiß Jeder aus voller Kehle), kein Hinderniß achtend, immer vorwärts, trotz des Kugelregens; ich sah und hörte nichts mehr, nur das Ziel, die Schanze, vor Augen. Wie ich eigentlich in die Schanze hineingekommen bin, weiß ich selbst nicht, nur so viel weiß ich, daß es riesig schnell geschehen und daß ich mir an dem statt des Wassers in den Graben liegenden Dorngebüsch die Hände und Beine blutig gerissen. Noch hatten wir nicht viel verloren; es lag aber auch der Brückenkopf noch vor uns. An ein geregeltes Gefecht war nicht mehr zu denken, Alles ging bunt durcheinander, immer auf eigene Faust operirend. „Pardon! Pardon!" schrieen die Dänen; wer aber sein Gewehr nicht fortwarf, wurde niedergestoßen, denn die Dänen sind gemeine Schurken, auf fünf Schritte feuerten sie noch, dann schrieen sie „Pardon!" Von der ganzen Kompagnie war ungefähr noch ein halber Zug zusammen, schnell wurde derselbe vom Hauptmann geordnet, viele verwegene Burschen von anderen Kompagnien schlossen sich dem an und nun ging es auf den Brückenkopf los, ohne alle Vorsicht und Deckung auf der blanken Chaussee mitten durch die uns ausweichenden Dänen, nichts mehr beachtend, nur, was in den Weg kam, niederrennend. Da kamen uns drei Bataillone aus dem Brückenkopfe entgegen, fürchterliche Salven mit Kartätschbegleitung schlugen in unsere Reihen und Viele sehr Viele von uns standen nicht wieder auf. Aber wir waren keine Menschen mehr, die Wuth hatte jedes andere Gefühl vertrieben, je größer der Jammer, je höher schraubte sie sich, dem Hauptmann stand der Schaum vorm Munde. Wir wären bestimmt Alle verloren gewesen, wenn nicht zu gleicher Zeit rechts und links von uns größere Truppenmassen zu Hülfe gekommen wären. Dennoch wurden wir zweimal zurückgeschlagen. Beim zweiten Zurückgehen fiel unser Hauptmann. Inzwischen hatte sich auch „Rolf Krake" herangezogen, ob er uns wesentlich geschadet hat, kann ich nicht beurtheilen. Erst beim dritten Anlaufe wurden wir Herr des Brückenkopfes, nur wenige Dänen kamen davon. Die steinerne Brücke (?) wurde von ihnen gesprengt (?), die beiden Schiffbrücken abgebrannt. Damit endigte der Kampf; es war ungefähr 1 Uhr. Von jetzt ab machte ein Jeder von uns, was er Lust hatte. Ich schlug meine Büchse über die Schulter und half noch bis Abends 6 Uhr beim Fortschaffen der Verwundeten. Von unserer Kompagnie sind mit dem Hauptmann bis jetzt 10 Mann todt und 19 Mann meist schwer verwundet. Nun bliebe uns noch Alsen, das wird hoffentlich nicht mehr so lange dauern, übrigens wird Freund Hannemann wohl schon etwas geschmeidiger sein wie früher. Wir 35er sind nicht gut bei ihm angesehen, nach Aussagen der Gefangenen zahlt er für jeden eingebrachten 35er 3 Thaler dem Ueberbringer, bis jetzt hat er aber diese unnütze Ausgabe noch nicht zu machen brauchen. — Nun lebt recht wohl, liebe Eltern, hoffentlich sehen wir uns bald wieder. Unser Hauptmann hieß v. Kamecke, der Bataillons-Kommandeur v. d. Lunt.

Euer Euch stets liebender Wilhelm.

d by Google

Mannigfaltigkeiten.

Von dem Leibarzt Sr. Majestät des König Ludwig I., Herrn Dr. Tutschek, ist ein neuer Brief aus Algier, 15. April, hieher gelangt, der die interessante Schilderung einer kleinen Exkursion und die Beschreibung des häuslichen Lebens einer arabischen Dorffamilie enthält. Schreiber war Theilnehmer einer Spazierfahrt des Königs, bei welcher das Ziel der 1221 Pariser Fuß hohe Berg Budzareah bildete. Als die Gesellschaft an der höchsten zu Wagen erreichbaren Stelle angelangt war, mußte sie auf bahnlosem, steinigem Wege zwischen kolossalen Kaktuspflanzen, Agaven und Zwergpalmen sich durchwinden, eine Weile aufwärts, an einem arabischen Kirchhof vorüber, steigen, bis das ganze Dorf vor Augen lag. Dasselbe besteht aus niederen Hütten mit flachen Strohdächern, ohne Ordnung und dicht gedrängt an einander stehend. Dr. Tutschek kroch durch die Oeffnung einer solchen Behausung in das Innere, wo er weder Meubel noch Fenster entdeckte; nur ein junges Mädchen, auf dem Boden kauernd, das Kaffee bereitete und dem er Geldstücke zuwarf, und eine alte Araberin zeigten sich. Dr. Tutschek lud auch den König ein, einen Augenblick hereinzukommen. „Stummes Erstaunen bei ihm, wie vorher bei mir", bemerkt Schreiber. Von Unterhaltung mit den Leuten konnte keine Rede sein; auch fing der Rauch in der Hütte an, sich durch unangenehmes Beißen in den Augen bemerklich zu machen. Eine jüngere Frau, die nun erschien und über den Besuch wenig erfreut schien, wurde durch Geld beschwichtigt. „Als wir das Freie gewannen (zwei Begleiter warteten außen) gestand der König, daß er der Aufforderung einzutreten nur mit großer Selbstüberwindung gefolgt sei; er freue sich aber, mit eigenen Augen das Unglaubliche gesehen zu haben, denn so höhlenartig habe er es sich nicht vorgestellt." Nach seinen Witterungsbeobachtungen gibt Schreiber die Versicherung, „daß wir nicht, wie manche befreundete Seelen vor unserer Abreise nach dem „heißen Afrika" befürchteten, sonnenverbrannt und als halbe Mohren heimkehren, wohl aber, daß wir einen warmen angenehmen Winter erlebten."

Ein in den Annalen der Handelswelt wirklich noch nicht dagewesener Fall hat sich kürzlich in Wien ereignet. Es wurde nämlich am 27. v. M. ein von einer hiesigen Firma unterzeichnetes Gesuch unter Beilegung des nöthigen Aktiv- und Passivstandes beim Handelsgerichte eingereicht und um die Konkurs-Eröffnung gebeten, die auch sofort gerichtlich verfügt wurde. Nun hat es sich aber gezeigt, daß sämmtliche eingereichte Dokumente falsch und in böswilliger Weise fingirt wurden und die in ihrer Ehre und ihrem Kredite angegriffene Firma an nichts weniger als ein Falliment gedacht hat, worauf natürlicher Weise von der Konkurs-Eröffnung wieder abgegangen werden mußte. Bis jetzt hat man noch keine Spur von dem Urheber dieses wirklich heimtückischen Attentates gegen eine in der hiesigen Handelswelt geachtete kaufmännische Firma.

In Berlin wurde ein besonderer Lehrkursus für Kindermädchen errichtet, der solchen weiblichen Personen, welche sich der Kinderpflege widmen wollen, im richtigen Sprechen und Schreiben, in Kinderliedchen, Mährchen, Kinderspielen, in Handarbeiten und in der Behandlung der Kinder unterrichtet.

Viersylbige Charade.

Gibst Du die beiden Letzten hin,
Kannst Du das Ganze haben;
Doch brauch' es mit bedächt'gem Sinn,
Willst Du daran Dich laben,
Und nimm Dich wohl vor ihm in Acht,
Daß es sich nicht zum Herrn Dir macht.
Denn unvermuthet naht geschwind —
In Sang und Rauch geschaffen —
Der fremden Zone wildes Kind,
Das heißt, Du hast — die Ersten.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 107: Punsch.

Geschichtskalender. 6. Mai 1527. Erstürmung Rom's durch den Connetable Herzog von Bourbon mit dem kaiserl. Heere wobei auch viele bayerische Hauptleute, u. A. Ambros von Gumpenberg, Hanns Christoph von Freiberg, Wilhelm von Sandizell, Michael Merkel, Jakob Rothhaft, Ludwig von Ladron, Sebastian Schertlein von Burtenach ꝛc. sind.

6. Mai 1800. Hartnäckige, den ganzen Tag hindurch zweifelhafte Schlacht bei Möskirch, zwischen Kray und Moreau, in welcher sich, wie im ganzen Feldzuge, die Bayern auszeichnen.

7. Mai 1190. Sieg des Kreuzfahrerheeres unter Kaiser Friedrich Barbarossa, seinem Sohne Friedrich von Schwaben, und dem Herzoge Bertold von Andechs-Meran mit seinen Bayern.

7. Mai 1813. Die Russen gehen bei Dresden über die Elbe zurück.

7. Mai 1832. Der königliche Prinz Otto von Bayern, Sohn Königs Ludwig I. und der Königin Therese, wird zu London zum König von Griechenland erwählt.

8. Mai 1808. Karl IV. entsagt dem spanischen Throne, von Napoleon I. der Krone beraubt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 111 Montag, 9. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Karl betrachtete beide Frauenzimmer sehr genau beim Frühstück, und nachdem er zu einem klaren Begriffe darüber gekommen war, was sie möglicher Weise für eine Art von Menschen sein könnten, begann er mit Elvira über ihr gestriges kaltes Bad zu scherzen, und ehe es Mittag wurde, waren er und Elvira schon recht gute Freunde. Frederik fuhr hinaus auf die See und überließ es Karl, mit dem „schreihalsigen Mädchen" Bekanntschaft zu machen.

Elvira wurde mit dem ganzen Entzücken eines Kindes von Karl eingenommen. Er war so schön, meinte sie, daß Keiner auf Erden schöner war, und dabei war er gut, freundlich und artig. Den Fredrik konnte sie nicht leiden; doch dieß war beiderseitig, denn auch er meinte, Elvira wäre unausstehlich.

Am Johannisabend kam Herr Bromér. Er brachte für Alle kleine Geschenke mit, und diese mußte Elvira austheilen. Die Probstin war die Liebenswürdigkeit selbst. Sie schmeichelte dem vermeinten Vater, lobte das liebenswürdige Kind und hielt Lobreden über Lotta, die vermeintliche Mutter. Sie war ein kluges Frauenzimmer, denn sie hatte sogleich beschlossen, daß Bromér ihr Eleven schaffen sollte; zunächst aber mußte sie soweit kommen, daß sie seine eigene Tochter behalten durfte.

Drei Tage blieb Bromér auf Altorp. Er redete einzeln mit Lotta, Elvira und der Probstin. Das Resultat dieser Unterredungen war, daß Elvira und Lotta bei der Probstin bleiben sollten. Ueberdieß versprach Herr Bromér der Probstin Eleven zu schaffen. Nach diesem Arrangement reiste er ab.

Karl's Besuch bei der Mutter dauerte nur vierzehn Tage; darauf sagte er zu Elvira's unbeschreiblicher Betrübniß Lebewohl zu Altorp. Fredrik dagegen blieb noch länger. So vergingen Wochen, als auch Fredrik durch ein unvermuthetes Ereigniß von Altorp entfernt wurde.

In den ersten Tagen des August traf der Oberst Stangenskjöld auf Timasjö ein. Die reiche Familie brachte eine ganze Schaar von Gästen mit. Als die Neuigkeit von der Ankunft des Obersten der Probstin mitgetheilt wurde, war Lotta zugegen. Es kam der Probstin so vor, als wechselte Lotta die Farbe, als der Oberst erwähnt wurde. Als die Frau des Statthalters, welche das große Ereigniß berichtete, sich entfernt hatte, fragte Lotta: „Hat der Oberst Stangenskjöld Kinder?"

„Ja, eine einzige Tochter," antwortete die Probstin. „Das Mädchen ist ein paar Jahre älter als Elvira und bildschön. Doch hat Fräulein Martha die Kunst, sich beliebt zu machen, nicht verstanden. Schon als kleines Kind gab sie Proben von Hochmuth und einer despotischen Laune. Die Eltern sind wahnsinnig nachgebend gegen sie, will ich Ihnen sagen. Das kommt wohl daher, daß sie acht Kinder gehabt, aber nur Martha, die älteste, behalten haben. Alle übrigen sind als ganz klein gestorben, und vier davon auf Timasjö."

Am Abende, da Lotta und Elvira allein waren, sagte jene: „Weiß Elvira, daß die Herrschaften von Timasjö heute angekommen sind?"

„Ja, das weiß ich. Des Statthalters Tochter und ich sahen sie ankommen. Sie hatten so viele Sachen, und es waren so viele Wagen, Bediente und Leute, daß es aussah, als ob es der König wäre. Ach, wie lustig, daß man nun so viele Gäste zu sehen bekommt! Des Statthalters Maja sagt, dort sind so prächtige Feste mit Feuerwerk, Tänzen, Reitpartieen, Jagden und Ausfahrten auf die See. Der ganze Park, weißt Du, Lotta, pflegt voll zu sein mit farbigen Lichtern, und auf der Ebene im Garten mit den sonderbaren Hecken rund umher spielen sie Theater, und da sind sie in Gold und Silber gekleidet und bemalt über das ganze Gesicht. Ach, wie lustig, das Alles zu sehen zu bekommen."

Elvira hüpfte im Zimmer umher und schlug die Hände zusammen. Lotta hatte ihr zugehört mit einer Miene, als wollte die gute Seele in Thränen ausbrechen. Als das Mädchen schwieg, streichelte Lotta sie und sagte mit sanfter ernster Stimme: „Aber, Elvirchen! Sie soll nicht gehen und diese Lustigkeit mit ansehen!"

„Und warum denn nicht?" Das Mädchen blickte die Wärterin verwundert an.

„Darum, weil Ihr Vater es nicht will. Höre Sie nun aufmerksam auf das, was ich sage. Elvira darf nicht nach Timasjö gehen, darf nicht im Park umher-

Digitized by Google

laufen und spielen, darf nicht mit den Kindern des Statthalters hingehen und die Belustigungen sehen, darf nicht die Tochter des Inspektors besuchen. Thut Elvira das, so nehme ich Sie mit und reise sogleich in die Stadt und da darf Sie nie wieder auf's Land kommen. Vergesse Sie nicht, was ich gesagt habe, und sehe Sie mich an, damit Sie versteht, daß es mein voller Ernst ist, wenn ich sage, daß ich Sie augenblicklich mit mir in unsere alte Wohnung nehme, wenn Sie gegen das Verbot handelt."

„Aber liebe Dadda . . .", fiel Elvira ein.

„Still, Kind! Geh' Sie hübsch zu Bette, und bedenke Sie, daß ich dießmal von keinem Ungehorsam wissen will!"

Elvira war im Allgemeinen ein Kind, das sich sehr leicht leiten ließ, obgleich sie einen lebhaften und bisweilen eigensinnigen Charakter hatte. Sie war niemals aus Vorsatz ungehorsam.

Obgleich Lotta's Verbot jetzt eine von Elvira's schönsten Hoffnungen betraf, etwas Ungewöhnliches zu sehen und sich über etwas recht Merkwürdiges zu freuen, ging Elvira doch ohne alle Unzufriedenheit zur Ruhe, wenn sie auch bei sich selbst dachte: „Dadda ist recht dumm, daß sie mir verbietet, nach Timasjö zu gehen. Sie wird schon gezwungen sein, nachzugeben und das Verbot aufzuheben. Ich will ganz bestimmt diese farbigen Lichter sehen und das schöne Fräulein und alle diese Herrlichkeiten, von denen die Kinder des Statthalters erzählt haben. Dabei ist ja nichts Böses, wenn man das sieht. Gott hat mir das nicht weigern können, und wenn ich nicht gegen Gott sündige, so hat Dadda nicht das Recht, mir zu verbieten, daß ich hingehe."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

Vor ungefähr zwanzig Jahren brachte ein Herr in einer zweiräderigen Carriole einen sehr hübschen Jagdhund nach Alfort. Während der ganzen Fahrt war der mit keinem Maulkorbe versehene Hund unter den Beinen seines Herrn und des Kutschers gelegen, und trotzdem ihn die Gegenwart einer ihm fremden Person hätte aufreizen können, war der Hund dennoch ruhig geblieben. Der Wagen fuhr bis in den Hof der Anstalt hinein, dann nahm der Eigenthümer des Hundes denselben in seine Arme und brachte ihn in mein Kabinet. Seiner Angabe zufolge zeigte sich das Thier seit zwei Tagen traurig und weigerte sich, zu fressen. Da ich damals noch nicht in demselben Maße wie heute gegen die Wuthkrankheit und ihre tückischen Aeußerungsweisen auf meiner Hut war, legte ich den Hund auf meine Kniee, um ihn genauer zu untersuchen. Ich war eben im Begriffe, seine Lefzen aufzuheben, um die Färbung der Schleimhäute zu betrachten, als ein Pudel, der mir gehörte, in das Kabinet hereinkam. Augenblicklich entwich der Hund, den ich untersuchte, meinen Händen, ohne mich zu beißen, und stürzte auf den Pudel los, dem es jedoch gelang, unverletzt zu entfliehen. Diese unerwartete und nach der Aussage seines Herrn ganz und gar ungewohnte Bewegung des Hundes war mir ein Lichtstrahl. Ich vermuthete die Wuth. Der Hund wurde sofort abgesondert eingesperrt und drei Tage später unterlag er dieser Krankheit. — Ein Hund, der gegen seine Gewohnheit und sonstige Gemüthsart plötzlich anfängt, über Thiere seiner Gattung herzufallen, ist daher ihm hohen Grade der Wuth verdächtig. Dergleichen Aeußerungen sind höchst bedeutungsvoll und wer dieselben richtig aufzufassen versteht, wird sich und Andere vor Unheil schützen können.

Wir kommen nun zu einer andern Eigenthümlichkeit, deren Kenntniß von Wichtigkeit ist. Es kömmt nämlich häufig vor, daß der Hund bei dem ersten Auftreten der Wuthkrankheit vom Hause entweicht und verschwindet. Fast möchte man glauben, daß er das Bewußtsein seiner gefahrbringenden Krankheit in sich trägt, und daß er um Schaden zu verhüten, Diejenigen flieht, denen er zugethan ist. Wie es sich nun auch mit dieser Deutung verhalten mag, soviel ist gewiß, daß er sehr häufig das Haus seines Herrn verläßt und man ihn nie mehr wieder sieht — sei es nun, daß er an irgend einem entlegenen Orte stirbt, oder daß er, wie es an bevölkerten Plätzen gewöhnlich geschieht, durch seine Bissigkeit gegen Thiere und selbst gegen Menschen als wüthend erkannt wird und auf der Straße seinen Tod findet. — In anderen, leider nur zu häufigen Fällen jedoch kehrt das arme Thier, nachdem es 1—2 Tage lang herumgeirrt und den Verfolgungen entgangen ist — einer unheilvollen Anziehung folgend — in das Haus seines Herrn zurück. Und kaum ist der „arme Verirrte" wieder heimgekehrt, so drängen sich Alle um ihn, beeifert, ihm Hülfe zu leisten; denn meistens bietet er dann ein höchst elendes Aussehen dar, ist auf das Aeußerste abgemagert und mit Schmutz und Blut bedeckt. Aber wehe dem, der sich ihm naht! Denn in dieser Periode der Krankheit ist bei ihm der Trieb zu beißen so mächtig geworden, daß er selbst das Gefühl der Zuneigung, wenn es noch so lebhaft ist, beherrscht; und nur zu oft läßt er sich von diesem Triebe hinreißen, die Liebkosungen und die Sorgfalt, die man ihm widmet, mit Beißen zu erwidern. Man hat somit Ursach', denjenigen Hund mindestens für verdächtig zu halten, der, nachdem er einen oder zwei Tage vom Hause entfernt gewesen ist, wieder in dasselbe zurückkehrt, insbesondere wenn er dann den eben angedeuteten Zustand des Elendes darbietet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Moses Montefiore.

Am 7. April beschloß das Common Council der City of London, ihrem Mitbürger seit mehr als 60 Jahren, dem unermüdlichen Arbeiter für Befreiung und für das Glück der Menschheit, Sir Moses Montefiore, Baronet, eine Votivtafel in goldenen Rahmen einzuhändigen, und zwar in voller Versammlung.

Aus Veranlassung dieses Ereignisses bringt die „D. A. Z." nachstehende interessante Korrespondenz aus London:

„Unser Leben währet 60 Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es 70 Jahre, und wenn es köstlich gewesen, ist es Mühe und Arbeit gewesen!" Das ist die Psalmensprache. Wir haben es bewundert, wenn die Jugend leicht ihr Leben im Kampfe verwettete, wenn, wie im Krimkriege geschah, junge englische Edelleute, von denen viele eine halbe Million Revenuen ihr eigen nannten, allen Verlockungen des unabhängigen Friedens daheim widerstehend, nach der öden Halbinsel sich einschifften, um in den fürchterlichen Chargen an der Alma, bei Inkerman und an dem Malakoff durch eine Kugel aus der Reihe der Lebendigen gerissen zu werden. Und es galt nicht einmal der heiligen Sache von Haus und Herd! Doch, wie es in einem modernen Epos, dem „Hohen Liede" von Titus Ulrich, heißt:

Die Jugend wüstet mit den goldnen Tagen,
Ob ihr's das Alter gleich verargt,
Das bang mit seinen Bleisekunden kargt,
Die schwere Schuld des Lebens abzutragen!

Viele können sterben für die Freiheit und können nicht für sie leben, wie z. B. unsere Nachbarn in la belle France. Aber es gibt ein Heroenthum im „Leben" für die Freiheit und für die Menschheit, und je dauernder dieß Heroenthum der „Müh und Arbeit" bis über die 60 und 70 hinaus, je tiefer unsere Verehrung; noch mehr dann, wenn diese „Müh und Arbeit" unternommen wurde, obgleich Reichthum und Wohlleben und äußere Ehre ohnehin schon in Fülle vorhanden waren und den Müssiggang des Genusses in den Augen der Welt entschuldigt hätten.

Achtzig Jahre ist Sir Moses Montefiore! Europa ist vertraut mit dem Namen dieses unermüdlichen Menschenfreundes, eines Helfers in großen und wichtigen Dingen für Tausende und insbesondere für seine Glaubensgenossen, die Israeliten. Schon vor 24 Jahren, 1840, riß er sich los von dem reichen Leben in London und wanderte nach Osten, durch die syrischen Wüsten, nach Damaskus, und erlöste viele Tausende aus Gefängniß und Tortur, in welcher die Juden nach verläumderischer Anklage lange geschmachtet hatten. Das mächtige Amulet „Civis Britannicus sum!" öffnete ihm freilich viele Thüren, die Andern verschlossen geblieben, aber schon die Mühe, bis an deren Schwelle zu gelangen, war eine unsäglich große und hätte minder energische Charaktere abgeschreckt.

Sechs Jahre später stand er vor dem Czaar von Rußland, und es gelang ihm, Erleichterungen für seine schwer gedrückten Glaubensgenossen zu erzielen.

Wie er sorgte und arbeitete im Jahr 1859, schon über 70 Jahre alt, alle europäischen Höfe bereiste und jahrelang schrieb und mahnte, um den jüdischen Knaben Mortara, den italienische Jesuiten in ein Kloster entführt hatten, zu befreien, das ist noch bei uns Allen in frischem Gedächtniß. Aber der würdige Greis forderte vergebens. Roms Non possumus nöthigte ihn, unverrichteter Sache wieder abzuziehen.

Und wieder, gegen Ende des vorigen Jahres, raffte der Hochbetagte sich auf in London, obwohl kurz vorher der langgetreuen Lebensgefährtin, seiner Gattin, durch den Tod beraubt, und, den eigenen tiefen Gram niederkämpfend, sah er nur auf das Elend seiner Religionsgenossen im fernen barbarischen Marokko. Schwach an Kräften, aber stark in dem Muthe, den opferwillige Menschenliebe verleiht, diese eigentliche Religion Himmels und der Erden, verließ er von Neuem seinen Palast zu London und reiste nach Afrika, alle Strapazen überwindend, ein Jüngling im Geiste, wie weiß auch der Scheitel. Solchen Geistern wird das Alter „wieder blühsam", wie unsere tiefsinnigen Dichter im Mittelalter gesungen. Juden wie Christen waren dort gerade um diese Zeit den furchtbarsten Verfolgungen Seitens einer durch wahnwitzige Verleumdungen aufgehetzten muselmanischen Bevölkerung ausgesetzt. Und was den Vorstellungen der fremdländischen Konsuln nicht gelang, den Fanatismus der Behörden des Sultans von Marokko zu bändigen, das vermochte Sir Moses Montefiore. Er landete in Tanger, und wie einen Erretter und Befreier begrüßte ihn Alles, was nicht Muselman hieß, in den Küstenstädten. Der Ruhm seines Namens war ihm vorausgeeilt bis in die glühende Wüste und bis in den Palast des Autokraten. Und so kam es, daß, als der Achtzigjährige die lange Reise nach der Hauptstadt antrat, über eine Woche lang der sengenden Sonne der nordwestlichen Sahara ausgesetzt, ihm der Sultan mit 10,000 Mann seiner glänzenden Haustruppen entgegenzog und ihn als seinen Gast über seine Schwelle führte. Es war nie eine Scene aus Lessings „Nathan dem Weisen", wo ein Saladin den ehrwürdigen Hebräer in seinem Palaste bewunderte. Und Montefiore überreichte sein Memorial „für Juden und Christen". In unglaublich kurzer Zeit hatte er die Freude, das nachstehende Edikt des Sultans wie einen langersehnten mühsam errungenen Schatz nach Tanger zurückzubringen.

Das Edikt lautet:

„Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Gnadenvollen. Es gibt keine Macht als in Gott,

Digitized by Google

dem Hohen und Mächtigen. (L. S.) Werde es bekannt durch diesen unsern Herrscherbefehl. Möge Gott dessen Zweck segnen und erhöhen, ja bis zu den höchsten Himmeln, wie er es mit Sonne und Mond gethan. Das ist unser Befehl, daß alle in unsern Landen wohnenden Juden und Christen, in welche Lage auch sie der allmächtige Gott gestellt haben mag, durch unsere Gouverneure, Verwalter und alle andern Unterthanen behandelt werden sollen im Einklange mit den ebenmäßigen Wageschalen der Gerechtigkeit, und daß in den Gerichtshöfen dieselben andern Leuten vollkommen gleichgestellt sein sollen, ja nicht einmal ein Bruchtheil der geringsten erdenklichen Ungerechtigkeit Einen von ihnen erreiche; noch sollen sie irgendeinem Dinge tadelnswürdiger Natur unterworfen werden. Sie (die Behörden), noch irgend sonst Jemand, soll ihnen (den Juden ꝛc.) unrecht thun, weder an ihrer Person noch an ihrem Eigenthum. Auch darf kein Handelsmann unter ihnen oder ein Handwerker zur Arbeit gegen seinen Willen gezwungen sein. Jede Arbeit soll pflichtschuldigst belohnt werden, denn Ungerechtigkeit hienieden ist Ungerechtigkeit im Himmel, und wir können sie nicht dulden in irgendwelchen Dingen, die auf ihre (der Juden ꝛc.) Rechte oder die Rechte Anderer Bezug haben! Denn unsere eigene Würde widerstrebt solchem Vornehmen. Alle Personen haben in unsern Augen einen gleichen Anspruch auf Gerechtigkeit. Und wenn Jemand Einem von ihnen (den Juden ꝛc.) Harm oder Schaden zufügen sollte, wollen wir ihn mit Gottes Hülfe züchtigen. Die hier aufgesetzten Befehle sind schon früher gegeben und bekannt gemacht, aber wir wiederholen sie und geben ihnen mehr Kraft, damit sie klar verstanden werden und wirksamer zur Ausführung kommen, als auch zu einer Warnung für alle Solche dienen mögen, die denselben (den Juden) übel gesonnen sein könnten, und damit sie (die Juden) somit in Zukunft sich größerer Sicherheit, als bisher, erfreuen, während die Furcht, sie zu verletzen, um Großes vermehrt wird. Dieser Befehl, von Gott gesegnet, ist verkündet an diesem 26. des Schaban des Jahres 1280 (5. Februar 1864). — Frieden!"

Und so nahm der neue „Saladin" von dem neuen „Nathan dem Weisen" hochherzigen Abschied.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die in den letzten Tagen vielbesprochene Insel Fehmarn dürfte Folgendes anzuführen sein. Die genannte Insel ist bis jetzt faktisch zu Schleswig gerechnet worden, gehört aber zu denjenigen Gebieten, welche von der Gränzregulirungs-Kommission im Jahre 1851 als streitige angesehen, von den deutschen Mitgliedern der letzteren Kommission aber für Holstein in Anspruch genommen wurden. (Die Hauptortschaften der Insel, Burg und Petersdorf, führen noch das holsteinische Nesselblatt im Wappen.) Dieser Anspruch ist aber noch von keiner Seite sanktionirt. In Folge des Berliner Friedens vom 2. Juli 1850 wurde eine aus drei Deutschen und drei Dänen bestehende Kommission niedergesetzt, welche die Gränze zwischen den in dem deutschen Bunde begriffenen und den nicht zu demselben gehörenden Staaten des Königs von Dänemark feststellen sollten. Der Schlußbericht der deutschen Mitglieder nebst allen Protokollen wurde der Bundes-Versammlung in der Sitzung vom 29. Juli 1852 vorgelegt, und — liegt seitdem dem Bundestage vor. Erledigt wurde die Gränzfrage nicht; sie blieb seitdem immer vorbehalten, also „unpräjudizirt". Die Vorschläge zur Gränzregulirung, welche Dänemark in möglichst kurzer Zeit übergeben wollte, wurden nie gemacht; wohl aber verletzte Dänemark das Unpräjudizirliche der Gränzfrage in gröblichster Weise, indem es die sechs Eiderdörfer gewaltsam von Holstein trennte (weßhalb sie auch zurückgefordert werden konnten), den fortifikatorischen Zustand von Rendsburg änderte ꝛc. Nach diesem Sachverhältnisse dürfte der Bund allerdings Bedenken tragen, Fehmarn bloß aus dem Grunde zu besetzen, weil dieß allenfalls in den preußischen Operationsplan (jetzt) gepaßt haben mochte.

Die Eingebornen Algier's zählen 2,400,000 Seelen, hiervon sind 2,200,000 als Ackerbauer im Tell, einer weit ausgedehnten Gebirgslandschaft der westlichen Provinz Oran, ansäßig, 200,000 durchschwärmen die Sahara. Seit dem Jahre 1846 sind die Bewohner des Tell der französischen Herrschaft unterworfen, ohne daß sie bisher Versuche gemacht hätten, das Joch von sich abzuschütteln. In den Gebirgen verharrten noch einige Bergvölker im Widerstand. Die Anlage von Heerstraßen in den bisher als unübersteiglich gehaltenen Bergen brach jedoch auch diesen letzten Widerstand. Anders verhält es sich mit den als Nomaden lebenden Bewohnern der südlichen Landstriche. Gar zu häufig kommt es dort zu Reibungen und die Kolonisten nennen diese Gränzdistrikte „die Region des kleinen Krieges." Hier nun ist der neue Aufstand ausgebrochen.

Geschichtskalender. 9. Mai 1796. Waffenstillstand zwischen Parma und Frankreich, wobei zum ersten Male bei Friedensschluß Plünderung von Schätzen der Literatur und Kunst vorkommt.

9. Mai 1813. Angriff der Franzosen auf die Inseln Wilhelmsburg und Ochsenwerder bei Hamburg zurückgeschlagen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 112 Dienstag, 10. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Es verflossen einige Tage. Elvira unterließ es wirklich, nach Timasjö zu gehen. Sie hatte so vieles Andere zu beschaffen. Am Sonntagabende spielte sie mit den Kindern des Statthalters. Da schlug das älteste Mädchen vor, sie wollten in den Park von Timasjö gehen; die Herrschaften wären verreist, sagte Maja, und die Gelegenheit günstig, das neue schöne Zelt genauer zu betrachten; auch könnten sie jetzt in den prächtigen Pavillon hineinsehen, da die Fensterladen weggenommen wären.

Elvira wendete ein, Lokta hätte ihr verboten, nach Timasjö zu gehen; da erklärte jedoch Maja, dieses Verbot könnte nicht gelten, da die Herrschaften nicht dort wären. Das Argument schien gut zu sein, und Elvira ließ sich überreden, mitzugehen. Bald waren die drei Kinder in dem stattlichen Parke. Zwar hatten sie die Gitterthore, die von der Birkenkoppel hineinführten, verschlossen gefunden, sich jedoch durch ein solches unbedeutendes Hinderniß nicht abschrecken lassen. Mit kindischer Gelenkigkeit kletterten sie über das Stacket, und nun ging es in vollem Trabe auf das Zelt los. Dieses war groß und sah mit seinem schneeweißen Ueberzuge und purpurrothen Kanten sehr einladend aus.

Die Töchter des Statthalters blieben gleichwohl, von Verwunderung geschlagen und in stummem Entzücken das merkwürdige Haus von Leinwand betrachtend in einiger Entfernung stehen.

Elvira, lebhafter und begieriger zu sehen, wie es inwendig aussehen möchte, hob die Gardine auf, welche den Eingang bedeckte, und trat hinein. Dort war möblirt wie in einem Zimmer, doch mit Stühlen und Tischen von Rohr und mit einem Sopha von so eigenthümlicher Gestalt, wie Elvira noch nie es gesehen hatte. Unwillkürlich mußte sie sich auf den Stuhl setzen, und endlich meinte sie, es wäre höchst nothwendig für sie, sich auf dem prächtigen Sopha auszustrecken, um dadurch einen Begriff davon zu bekommen, wie es wäre, wenn man darauf läge.

Kaum aber hatte sie eine bequeme Lage eingenommen, als sie draußen Stimmen vernahm. Da sie es aber für ausgemacht hielt, daß es des Statthalters Kinder wären, die sich stritten, so beschloß sie, still zu liegen, bis sie Frieden geschlossen hätten und ihr nachkämen.

In dem nächsten Augenblicke wurde die Zeltgardine aufgehoben, und herein trat, nicht Maja und ihre Geschwister, sondern ein Mädchen von elf bis zwölf Jahren und nebst ihr ein kleiner, schmächtiger, kläglicher Herr begleitet von einem Hunde. Dieser stürzte laut bellend auf Elvira los, die erschrocken aufsprang. Bei dieser Bewegung packte der Hund das eine Bein und hinderte Elvira's Flucht. Der Griff war so nachdrücklich, daß die Zähne in das Fleisch drangen. Das Mädchen stieß einen Schmerzensschrei aus, und der Herr rief:

„Ici, Primus!"

Primus ließ zwar los, hinterließ aber purpurfarbene Flecke auf Elvira's schneeweißem Strumpfe.

Auch das zuerst hereingetretene Mädchen war auf Elvira losgelaufen; jetzt rief sie mit dem Zorne eines gereizten und verzogenen Kindes:

„Was hast Du hier zu thun? Wer gibt Dir die Erlaubniß, in mein Zelt zu treten? Wie wagst Du, ein solches Lumpenmädchen, in unsern Park zu kommen, den wir allen Andern verboten haben?" — Darauf wendete sie sich an den kleinen Herrn und fuhr fort: „Vater! willst Du sie nicht strafen, daß sie hier hereingeht und sich auf mein Sopha legt? — Vater! ich werde böse, wenn sie nicht für ihre Unart Schläge bekommt!"

Elvira hörte zwar die zornigen Worte, aber sie hatte keinen Sinn für etwas Anderes, als für den Schmerz in ihrem Beine, und darum bestand ihre Antwort darin, daß sie weinend und schreiend wiederholt ausrief: „Der Hund hat mich gebissen! Der Hund hat mich gebissen!"

Der Herr erhob seinen Stock, indem er in scharfem Tone sagte: „Handelte ich recht, so gäbe ich Dir wirklich eine tüchtige Tracht Schläge, weil Du Dich hier eingeschlichen hast trotz meines Verbotes für alle fremden Kinder, hierher in den Park zu kommen! So! Nun hinaus mit Dir, wenn Du nicht mit meinem Stocke Bekanntschaft machen willst!"

„O, das soll Sie gar nicht nöthig haben!" schrie eine Knabenstimme am Eingange des Zeltes, und hereinstürzte Fredrik. Er ertheilte dem kleinen Fräulein einen

Digitized by Google

tüchtigen Puff in die Seite, so daß sie gegen einen von den Rohrstühlen taumelte und darauf nahm er Elvira in seine Arme, um sie hinauszutragen. Der kleine Herr aber, dessen Tochter gestoßen war, schien nicht gesonnen zu sein, Elvira's Beschützer unangefochten passiren zu lassen. Er versperrte dem Knaben ganz einfach den Weg mit den Worten:

„Du Lümmel! wie wagst Du es, Deine Hand an meine Tochter zu legen! Weißt Du nicht, wen Du vor Dir hast? Oder glaubst Du vielleicht, mein spanisches Rohr könnte nicht den Weg zu Deinem Rücken finden?"

„Ja, Herr! das sollten Sie einmal wagen!" rief Fredrik, indem er Elvira losließ. „Das sollte Ihnen schön bekommen, will ich Ihnen sagen!"

Augenblicklich warf sich Fredrik auf den erhobenen Arm, riß mit einem einzigen Griff den Stock an sich, und da der Hund bei dieser Bewegung sich auf ihn stürzte, gab Fredrik seinem Angreifer einen so kräftigen Hieb über die Nase, daß Primus sich laut heulend aus dem Spiele zog. Hierauf erfaßte Fredrik Elvira mit dem linken Arm und mit dem rechten das dicke spanische Rohr über dem Kopfe schwenkend ging der hurtige Knabe auf den Eingang zu.

Der Besitzer des Stockes hatte sich auf die Seite gezogen, um nicht von dem Stocke getroffen zu werden, und ehe er oder das umgeworfene Fräulein sich besinnen konnten, waren Fredrik und Elvira schon aus dem Zelte.

Als Fredrik das Freie glücklich erreicht hatte, warf er den Stock weg, nahm Elvira auf seine Arme und war innerhalb weniger Minuten an der andern Seite des Stacketes. Er war eben so weit gekommen, als der Herr ein paar Bediente gerufen hatte, welche den Befehl erhielten, dem Knaben nachzusetzen; ehe diese jedoch aus dem Parke kamen, waren Fredrik und Elvira verschwunden, und obgleich die Bedienten die ganze Birkenkoppel durchsuchten, konnten sie doch die Kinder nicht finden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Fortsetzung.)

Dieses, meine Herren, sind die Symptome und Eigenthümlichkeiten, welche den Wuthzustand bei dem Hunde kennzeichnen. Aus der gegebenen Darstellung ist ersichtlich, daß die Hundswuth keineswegs eine Krankheit ist, in welcher fortwährende Raserei den Grundzug bildet. Das Publikum, welches noch immer in dieser Anschauung befangen ist, beurtheilt die Krankheit nur nach den in der letzten Periode derselben auftretenden Erscheinungen; so lange diese noch fehlen, glaubt es gewöhnlich nicht an das Vorhandensein der Wuth. Aber bevor diese Erscheinungen sich entwickeln, bevor der tolle Hund sich vollkommen rasend zeigt und seine Raserei durch Beißen zu erkennen gibt, verstreicht ein ziemlich langer Zeitraum, während dessen sich das Thier harmlos benimmt, obgleich seine Krankheit bereits deutlich ausgesprochen ist. Dieses Verhalten ist es, welches wir ganz besonders hervorheben wollten. Würde sich das Publikum diese Wahrheit zu Herzen nehmen, würde es den Werth der frühesten Symptome der Wuthkrankheit erkennen lernen, so könnten die meisten tollen Hunde bei Seite geschafft werden, bevor sie noch Zeit gehabt haben, ein Unglück zu verursachen.

Ist die Krankheit in jene Periode gelangt, welche man das eigentliche „Wuthstadium" nennen kann, d. h. jenes Stadium, welches sich durch Ausbrüche von Raserei kennzeichnet, dann wird die Physiognomie des Hundes furchtbar. Sein Auge leuchtet von einem unheimlichen Glanze, der selbst dann Schrecken einflößt, wenn man das Thier durch das Gitter seines Käfiges betrachtet. Hier ist es in unaufhörlicher Bewegung; auf den geringsten Reiz hin stürzt es gegen den Beschauer los, indem es sein charakteristisches Geheul ausstößt; wüthend beißt es in die Stangen seines Käfiges, so daß das Knarren seiner Zähne dabei hörbar wird. Bietet man ihm eine Stange von Holz oder Eisen dar, so fällt es über sie her, erfaßt sie mit vollen Kiefern und beißt hinein. Auf diesen Zustand der Aufregung folgt bald eine tiefe Ermattung. Erschöpft zieht sich das Thier in den Hintergrund seines Käfiges zurück und bleibt daselbst einige Zeit unempfindlich gegen alle Versuche, es zu reizen. Plötzlich erwacht es wieder, springt vor und bricht in einen neuen Anfall aus.

Bringt man einen Hund in den Käfig dieses im vollen Wuthanfalle befindlichen Thieres, so wird er von demselben nicht sogleich angefallen und gebissen. Im Gegentheile wird im Letzteren durch die Gegenwart des unglücklichen Opfers, welches man ihm überliefert — sei es nun ein männliches oder weibliches Individuum — zunächst der Geschlechtstrieb erregt, was sich durch Liebkosungen und Berührungen, deren Bedeutung nicht zweifelhaft ist, zu erkennen gibt. Zuerst nämlich beschnüffelt und beleckt der tolle Hund die Geschlechtstheile des armen Thieres, welches man mit ihm in Berührung gebracht hat. Dann tritt er noch näher an dasselbe heran und beleckt auch dessen Kopf. Während dieser leidenschaftlichen Kundgebungen hat das unglückliche Opfer gleichsam ein Vorgefühl der entsetzlichen Gefahr, die ihm droht; es drückt seinen Schrecken durch Zittern am ganzen Körper aus und sucht sich in einen Winkel des Käfiges zu ducken. Und in der That, kaum ist eine Minute verflossen, so verfällt das kranke Thier in Raserei und stürzt wüthend auf sein Opfer los. Selten wehrt sich dieses; es antwortet auf die Bisse gewöhnlich nur mit durchdringendem Schreien, das zu der schweigsamen Wuth des Angreifers im grellen

Digitized by Google

Gegensatze steht', und bemüht sich, seinen Kopf, auf welchen die Angriffe zumeist gerichtet sind, demselben zu entziehen, indem es ihn tief unter der Streu und unter seinen Pfoten verbirgt. Ist einmal dieser erste Wuthausbruch vorüber, so gibt sich das wüthende Thier neuen Liebkosungen hin, auf welche jedoch bald wieder ein neuer Wuthanfall folgt. — Im Zustande der Freiheit schießt der tolle Hund vor sich hin und zwar Anfangs noch mit ganz unbehinderten Bewegungen; er überfällt alle lebenden Wesen, die er antrifft, mit besonderer Vorliebe aber den Hund, so daß es für den Menschen, der sich auf seinem Wege findet, ein glücklicher Zufall ist, wenn sich gerade in seiner Nähe ein Hund zeigt, an dem das tolle Thier seine Wuth stillen kann. Nicht lange jedoch erhält sich der freie Gang des tollen Hundes. Erschöpft durch sein Herumschweifen, durch die Wuthausbrüche, denen er sich auf dem Wege hingegeben hat, durch Hunger, Durst und ohne Zweifel auch durch die Einwirkung der Krankheit selbst, wird er nach kurzer Zeit von Schwäche der Glieder befallen. Sein Gang verlangsamt sich nun und wird wankend. Der hängende Schweif, der gesenkte Kopf, das offenstehende Maul, aus dem eine bläuliche, mit Staub beschmutzte Zunge hervortritt, geben ihm ein charakteristisches Aussehen. In dieser Periode der Krankheit ist der tolle Hund viel weniger gefährlich, als zur Zeit seiner ersten Wuthanfälle. Macht er jetzt noch Angriffe, so geschieht dieß nur dann, wenn sich auf der Linie, die er durchläuft, Gelegenheit zur Befriedigung seiner Wuth darbietet. Er ist jedoch nicht mehr so erregbar, daß er seine Richtung verließe, um einen Menschen oder ein Thier anzufallen, welche ihm nicht gerade im Wege stehen.

Bald erreicht seine Erschöpfung einen solchen Grad, daß er genöthigt ist, seinem Laufe Einhalt zu thun. Dann kauert er sich in den Straßengräben nieder und bleibt darin Stunden lange im Zustande der Somnolenz. Wehe aber dem Unvorsichtigen, der seinen Schlummer stört! — Aus seinem dumpfen Hinbrüten erweckt, findet das Thier oft noch Kraft genug, um ihn zu beißen. Das Ende des tollen Hundes ist immer die Lähmung.

(Schluß folgt.)

Die Nacht.

Menschenherz, wo weilst Du immer, das nicht voller Sehnsucht glüht,
Wenn das Aug' in stillen Nächten zum gestirnten Himmel sieht,
Und des Mondes sanftes Ziehen, — wundervoller Sterne Schein
Spricht: „Auf Erden nicht, hier Oben wird einst Deine Heimath sein!"

In der Nächte allerlängste, selbst der Tod nicht schrecken soll
Jenes Herz, das freudig jauchzet bei dem Ruf, der einst erscholl,
Als in heil'ger Nacht erstiegen hell des Morgenlandes Stern
Bei dem Ruf: „Den Menschen Friede, Ehre, Ehre Gott dem Herrn!"

Weihe ruht auf allen Nächten seit der hohen heil'gen Zeit, —
Jede Nacht, sie mahnt an Sterben und an die Unsterblichkeit, —
Ewig glänzt der Stern der Liebe, der zu allen Welten spricht:
„Tod ist nur Beginn des Lebens, — und ein Sterben gibt es nicht!"

Einsam, wenn in stillen Nächten rings das Weltgetümmel schweigt,
Sich die Seele sanft ergießet und zur tiefen Andacht neigt,
Ja da fühlt sie Gottes Nähe, heil'gen Frieden um sich her,
Betend schwebt sie von der Erde, naht dem Himmel mehr und mehr!

Dreimal glücklich! o die Seele, die zu solcher Stunde schied, —
Wer vermag es zu beschreiben, was ihr Auge offen sieht,
Was ihr trunk'nes Ohr vernommen, als der Zukunft Schleier fiel,
Ausgelitten, ausgestritten, ward ihr der Verheißung Ziel! —

Und die so Verklärten weilen wieder als Schutzengel hier
Bei den Lieben, — ja ich fühl' es, solch ein Wesen wacht auch mir,
Wenn ich schlumm're, sieht mein Auge es im lichten Strahlgewand,
Wie es schützend, wie es segnend, breitet aus die treue Hand.

Leise, wenn der Morgenröthe Zeichen an dem Himmel steh'n,
Kehret heimwärts dann der Engel bis auf neues Wiedersehn, —
Doch im Auge eine Thräne von dem Wunsch des Herzens sagt:
„Sende Gott auch ihm in Frieden bald die letzte Erdennacht!"

Friedrich Friedreich.

Mannigfaltigkeiten.

[Gustav Reisewitz,] der bekannte Tourist und Schriftsteller, Mitarbeiter von Hackländer's „Ueber Land und Meer", ist am 10. April in Neapel einer Brustkrankheit erlegen.

Vor wenigen Tagen traf bei einem Berliner Arzte ein junges Mädchen zur Kur ein, von dem man mit Recht behaupten kann, daß es mit einem blauen Auge davon gekommen sei. Die erst Achtzehnjährige stand in einer Nachbarstadt bei einem Färber im Dienst und unterhielt mit einem der Gesellen ein Liebesverhält-

Digitized by Google

niß. Vor einigen Monaten machte sie die Entdeckung, daß sie von dem Geliebten betrogen werde. Sie schnaubte Rache, und da sie den übrigen Gesellen die Schuld gab, ihren Liebsten zur Untreue verleitet zu haben, so mischte sie, um sie in ihrer Weise zu strafen, eine gute Dosis Salz unter deren Kaffee. Nach dem Genuß des so seltsam gewürzten Mocca stellte sich bei den Gesellen ein leichtes Unwohlsein ein, so daß sie fürchteten, vergiftet zu sein; sie beschlossen, die Kaffeebereiterin zu beobachten. Wirklich gelang es, sie am anderen Tage auf frischer That zu ertappen, als sie abermals eine ganze Hand voll Salz unter den Kaffee mischen wollte. Die Gesellen übten sogleich einen Akt der Lynch-Justiz aus. Sie ergriffen die Urheberin ihrer Besorgnisse, schleppten sie in die Färberei und ungeachtet ihres Sträubens und Schreiens, wurde sie dort in einen großen Kübel voll Indigofarbe gesteckt und verschiedene Male untergetaucht. Der Indigo trat der Köchin in die Ohren und beraubte sie wochenlang des Gehörs; gleichzeitig ließ er sie dergestalt blau anlaufen, daß selbst das Weiße im Auge blau wurde und man befürchtete, sie werde auch ihre Sehkraft verlieren. Das Gehör hat sich zwar wieder eingestellt, allein das unerquickliche Bad griff bei dem Giftstoff des Indigo's das junge Mädchen dergestalt an, daß es sich hier noch zu einer längeren Nachkur in Pflege geben mußte. Wie wir hören, hat der Färbereibesitzer nicht unerhebliche Opfer gebracht, um die Gemißhandelte von einer Klage gegen seine Leute zurück zu halten.

Im Atelier Neureuther's in München ist ein Entwurf zu dem projektirten Volksdenkmal für den verewigten König Max II. zu sehen, der in seiner Mannigfaltigkeit und reichen poetischen Auffassung einen ungemein anmuthigen Eindruck macht. Neureuther konstruirt das Denkmal auf dem runden Platze am Ende des Forums der Maximiliansstraße als Achteck von beträchtlicher Höhe. Während von vier Seiten Treppen hinaufführen, bilden die dazwischen liegenden vier Seiten Raum für vier Becken mit wasserspeienden Schwänen, Gewächsen ꝛc. Die Treppenwangen selbst sind mit ruhenden Löwen ꝛc. geziert. An den Ecken des Achtecks ferner treten je acht freie Pfeiler hervor, auf denen sich die Gestalten der acht Kreise Bayern's in den charakteristischen ländlichen Trachten erheben. Der Raum zwischen diesen Pfeilern ist unten durch Schalen und Löwenköpfe, oben durch Inschriften und Reliefs — Scenen aus dem Leben des verewigten Königs darstellend — ausgefüllt. Dieser achteckige Körper, gekrönt von einem reichen, scharf profilirten Gesims, dient nun zur Basis einer mäßig hohen runden Säule, an deren Fuß sich die allegorischen Gestalten der Kirche, Justiz, Kunst ꝛc. gelagert haben. Diese Säule selbst, umgeben von acht schlanken, oben durch Arabesken verbundenen Säulchen trägt das Standbild des geliebten Monarchen im Krönungsornat. Das Ganze macht einen überaus festlichen und malerischen Eindruck, der durch die Arkaden des abschließenden Halbkreises nur erhöht wird.

Dr. Poppelauer, Arzt der städtischen Pocken-Heilanstalt in Berlin, bespricht in der „Voss. Ztg." den seit länger als anderthalb Jahren in der Hauptstadt weilenden unheimlichen Gast, die Pocken-Epidemie. In Betreff der Revaccination macht er auf die Thatsache aufmerksam, „daß von 600 Pockenkranken, die er in der Anstalt zu behandeln Gelegenheit hatte, alle bis auf einen äußerst geringen Prozentualsaz nur einmal geimpft waren. Von den wenigen Kranken, die trotz der Revaccination dennoch die Pocken bekamen, sind dieselben bei den meisten so gutartig verlaufen, daß diese eigentlich nur wenige Tage bettlägerig waren. Diesen Erfahrungen gegenüber liegt wohl der Schluß sehr nahe, daß die Revaccination, wenn auch keinen absoluten, so doch einen einiger Maßen sicheren Schutz gegen das Befallenwerden von den wirklichen Pocken bietet. Bei der Unbedeutendheit der Operation und bei den vielen Gelgenheiten, die von Seiten der Sanitätspolizei geboten werden, ist es Pflicht eines Jeden, sich der Revaccination zu unterwerfen."

Eine Mittheilung, welche in Paris der medizinischen Akademie in der letzten Sitzung gemacht wurde, hat ein ziemlich lebhaftes Aufsehen erregt. Es handelt sich um drei schwere Krankheitsfälle, die an Leuten beobachtet worden waren, von denen behauptet ward, sie hätten sich beim Beschneiden des Weinstocks durchs Oidium (den Giftstoff der Traubenkrankheit) vergiftet. Es ist allgemein bekannt, daß die Krankheiten der Thiere auf den Menschen übertragen werden können: sollten wirklich auch die Krankheiten der Pflanzen sich dem Menschen einimpfen lassen? Man hat Impfungsversuche bei Thieren angestellt und erwartet mit Ungeduld den Erfolg derselben.

Geschichtskalender. 10. Mai 1375. Stephan II. der Kneißl, tritt die Regierung von Bayern an und zwar bis 1392 in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Friedrich und Johann.

10. Mai 1631. Magdeburgs Erstürmung durch Tilly und Gottfried von Pappenheim.

10. Mai 1809. Die Franzosen besetzen Wien; Marschall Lannes zieht zuerst ein und Napoleon nimmt hierauf sein Hauptquartier zu Schönbrunn.

10. Mai 1813. Napoleon läßt bei Dresden eine hölzerne Brücke über die Elbe herstellen.

10. Mai 1814. Carnot übergibt Antwerpen dem Lord Graham.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wolland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 113 Mittwoch, 11. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

III.

Am folgenden Morgen saß Elvira, von Kissen umgeben, auf dem Bette in ihrem Zimmer und Lotta suchte durch Umschläge die Schmerzen in dem gebissenen Beine zu stillen, während sie Reden hielt über die Folgen des Ungehorsams.

Fredrik war auch bei Elvira und beschäftigt, ihr ein Boot zu schnitzeln, bis sie wieder besser wäre. Jetzt war er so freundlich und artig gegen sie und plauderte über verschiedene Dinge, damit sie nicht an die Schmerzen denken möchte.

Der Vormittag war noch nicht weit vorgeschritten, als das Gerassel eines Fuhrwerkes Lotta bewog, einen flüchtigen Blick durch das Fenster zu werfen.

„Herr Jesus! Das ist Er!“ rief sie unfreiwillig aus und sprang auf von dem Stuhle.

„Was für ein Er!“ riefen Fredrik und Elvira zu gleicher Zeit. Mit einem Sprunge war Fredrik am Fenster.

„Der Oberst!“ stotterte Lotta und setzte sich wieder, als ob sie nahe daran wäre, in Ohnmacht zu fallen.

„Ja, ja! Es ist wirklich der kleine Oberst!“ sagte Fredrik lachend. „Er kommt wohl, um über mich zu klagen. Da wird's was Schönes zu hören geben!“

Schnell war der Jüngling zur Thür hinaus und auf die geräuschvollste Weise die Treppe hinuntergeeilt, so daß er auf dem Hausflur stand, als der Oberst eben den Fuß auf die Treppe setzte.

Bei dem Anblicke des unverschämten Jungen, der am gestrigen Tage gleich einem Sturmwinde hingesaust war, mäßigte der Oberst seine Schritte.

Fredrik strich die Haare von der Stirn und verbeugte sich vor dem reichen Manne mit einer Miene, als sähe er ihn jetzt zum Erstenmale.

Die kleinen grauen Augen des Obersten funkelten bei dieser Unverschämtheit, und es ist schwer zu sagen, wie diese Begegnung abgelaufen wäre, wenn nicht die Propstin noch zur rechten Zeit herbeigeeilt wäre, um ihren Gast zu empfangen. Die gute Frau wußte kein Sterbenswort von dem gestrigen Auftritte und von dem Benehmen ihres Sohnes. Sie wußte nur, daß Elvira im Parke von dem Hunde des Obersten gebissen worden war, hielt es auch für abgemacht, daß er käme, um sich nach dem Befinden des Mädchens zu erkundigen.

Als die Propstin sichtbar wurde, zog sich Fredrik ein wenig zurück, damit die Mutter vorkommen und sich vor dem vornehmen Gaste verneigen konnte.

„Welchem glücklichen Ereignisse habe ich's zu danken, daß der Herr Oberst in eigener Person mir die große Ehre erzeigt, mein geringes Haus zu besuchen?“ sagte die Propstin und knixte und knixte, so daß Fredrik ein tiefes Mitleiden mit ihren Knieen empfand.

„Glücklich!“ rief der Oberst mit bleichen Lippen aus. „Ich sollte meinen, es wäre sehr unglücklich!“ setzte er mit giftiger Miene hinzu und trat unter das Dach der Propstin. „Ich bin hergekommen, um mich über diesen Lümmel zu beklagen und Ihnen zu sagen: wenn Sie ihm nicht eine wohlverdiente Züchtigung geben und machen, daß er augenblicklich von hier wegkommt, so haben Sie's mit mir zu thun.“

Die Propstin starrte den Obersten an mit einer Miene, als wäre sie bereit, rücklings zu Boden zu sinken. Sie vergaß es, ihn in's Zimmer zu nöthigen, es schwindelte ihr vor den Augen, so erschrack sie vor dem Gedanken, daß einer von ihren Söhnen den Zorn des Obersten auf sich gezogen hatte, während sie doch die Hoffnung hegte, daß dieser in der Zukunft ihre Stütze werden und ihr in der Welt vorwärts helfen sollte.

Der Oberst hatte inzwischen die Einladung der Propstin nicht abgewartet, in den Saal zu treten, sondern er trat ein, während die arme Frau sich von ihrer Bestürzung zu erholen suchte. Sie folgte ihm ganz mechanisch, und Fredrik, der da meinte, er müßte auch zugegen sein, trat ebenfalls ein, um die Klage zu hören; dieses fand jedoch nicht die Billigung des Obersten. Er wandte sich an den Schuldigen und sagte in befehlendem Tone, indem er auf die Thür deutete:

„Du gehst hinaus! Ich bin gekommen, um mit Deiner Mutter zu reden, nicht aber mit einem solchen Schlingel, wie Du bist.“

„Da es aber mich angeht,“ meinte Fredrik und sah den Ankläger unerschrocken an, „so denke ich zu bleiben

Digitized by Google

und mich zu vertheidigen. Uebrigens hat Niemand das Recht, mich aus dem Hause meiner Mutter zu weisen."

„Kind! hast Du den Verstand verloren?" rief die Propstin. „Hörtest Du nicht den Befehl des Obersten, hinauszugehen?"

„Ich brauche ihm nicht zu gehorchen," antwortete Fredrik.

Noch niemals in ihrem Leben hatte die Propstin sich die Möglichkeit gedacht, daß sie auf eines von ihren Kindern so böse werden könnte, wie sie es nun wurde. Sie, die sich nicht entsinnen konnte, jemals eines von ihnen mit der Hand angerührt zu haben, sie gab jetzt ihrem jüngsten und liebsten Sohne eine nachdrückliche Ohrfeige, öffnete darauf die Thür und stieß den jungen Herrn hinaus. Dieser aber war durch solche Maßregeln der lieben Mutter dermaßen verblüfft, daß er nicht wußte, ob er wachte oder träumte.

Nachdem der junge Herr auf solche Weise hinausgejagt war, theilte der Oberst der Propstin eine farbenreiche Schilderung des Ereignisses am gestrigen Abende mit, wie schwer ihr Sohn sich versündigt hätte und welch ein verdorbenes Geschöpf der Knabe wäre. Der Oberst erklärte bestimmt, entweder sollte Fredrik ihn und seine Tochter um Verzeihung bitten, oder die Propstin müßte ihn sogleich wegschicken, sofern sie nicht wollte, daß er, der Oberst, von ihr und dem älteren Sohne seine Hand abziehen sollte.

Demnächst erhielt die Propstin von dem Obersten eine scharfe Zurechtweisung dafür, daß sie ihre Kinder so schlecht erzogen hätte, da mit ihnen dergleichen vorfallen könnte, wie jetzt geschehen wäre. Fredrik's Aufführung wäre ja ein wirklicher Schurkenstreich.

Der Oberst erwartete, daß die Propstin ihren Sohn sogleich hereinrufen und ihm befehlen würde, um Verzeihung zu bitten; die werthe Frau aber wußte mehr denn allzu wohl, daß es ihr nicht gelingen würde, Fredrik dahin zu bewegen, und darum that sie es auch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erkenntniß der Wuthkrankheit bei dem Hunde.

(Schluß.)

Wir sind nun, meine Herren, am Schlusse dieser Arbeit angelangt, deren vielleicht zu große Ausdehnung in der Wichtigkeit des darin abgehandelten Gegenstandes ihre Rechtfertigung finden mag. Es erübriget uns nur noch, einige Schlußbemerkungen beizufügen.

Aus unseren Auseinandersetzungen geht hervor, daß viele, ja vielleicht die meisten durch die Hundswuth verursachten Unglücksfälle, welche nur zu häufig Angst, Schrecken und Verzweiflung in der Gesellschaft hervorrufen, darin begriffen sind, daß die Eigenthümer der Hunde aus Mangel an genügender Belehrung sich über die ersten Symptome, durch welche der Wuthzustand sich zu erkennen gibt, keine Rechenschaft zu geben wissen; daß sie aus den Warnungen, welche ihnen die unglücklichen Geschöpfe durch unzweifelhafte und leicht verständliche Zeichen geben, keinen Nutzen zu ziehen wissen; daß sie mit einem Worte nicht frühzeitig genug jene Maßregeln ergreifen, mit deren Hülfe das drohende Unheil abzuwenden wäre. In der Unwissenheit liegt die hauptsächlichste Quelle des Uebels; ihr muß man mit allen Kräften entgegenwirken. Zu diesem Zwecke suche man die Erkenntniß der Krankheit in die weitesten Kreise zu verbreiten und die Aufmerksamkeit des Publikums durch wiederholte Darlegung der betreffenden Thatsachen wach zu erhalten. Schon die Oeffentlichkeit, welche die Sitzungsberichte unserer Akademie durch eine große Anzahl von Zeitschriften erlangen, wird in diesem Betreffe einen ersten Erfolg erzielen; Manches, was bisher nur den Fachmännern bekannt war, wird auf diesem Wege zur Kenntniß vieler Anderer gelangen. Allein dieß genügt noch nicht. In der Zeit, in welcher wir leben, verhallt der Lärm gar rasch, selbst wenn er noch so laut gewesen.

Wir wünschten, meine Herren, daß die Frage von der Hundswuth eine Ihnen andauernd vorschwebende Frage bliebe, wie die der Schutzpockenimpfung; daß eine permanente Kommission ernannt würde, der man alle auf diese furchtbare Krankheit bezüglichen Dokumente einsenden würde und welche die Verpflichtung hätte, dieselben zu prüfen und zu sammeln; daß endlich durch diese Kommission mindestens alljährlich eine kurze, bündige und dennoch vollständige Unterweisung abgefaßt würde, in welcher man das Publikum über alles Dasjenige belehren würde, was es zur Erkenntniß der Hundswuth zu wissen nöthig hat. Dieser Unterweisung müßte man eine möglichst große Oeffentlichkeit zu verschaffen suchen, durch Zeitschriften, Kalender und alle jene verschiedenen Veröffentlichungen, deren Zweck die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse ist; sie müßte überall und zu jeder Jahreszeit öffentlich angeschlagen sein, mit einem Worte — der Schall dieser Lärmglocke müßte oft, sehr oft ertönen, damit die Aufmerksamkeit und mithin auch die Achtsamkeit wach erhalten würden. Auf diese Weise, meine Herren, werden die Vorurtheile, welche hinsichtlich der Hundswuth noch so sehr verbreitet sind, allmählig verschwinden. Man wird nicht mehr die Wasserscheu als ein untrügliches Symptom betrachten, bei dessen Mangel man sich einer vollen Sicherheit hingeben darf; man wird besorgt werden, wenn ein Hund sich unaufhörlich und ohne augenscheinlichen Zweck hin und her bewegt, wenn er eine verkehrte Freßlust zeigt, der Klang seiner Stimme verändert ist, wenn er in den Kundgebungen der Zuneigung gegen seinen Herrn das gewöhnliche Maß überschreitet, gegen Thiere seiner Art eine ungewöhnliche Bissigkeit an den Tag legt, unter dem Schmerze der Züchtigung stumm bleibt u. s. w. Und die Folge die-

Digitized by Google

ser Belehrung wird sicher eine Abnahme der Wutherkrankungen sein. Möge Jeder sich selbst schützen durch die Kenntniß dessen, was zu seiner Selbsterhaltung nöthig ist; hierin — wir sind von dieser Ueberzeugung auf das Tiefste durchdrungen — liegt die beste, die wirksamste Prophylaxis! Wir geben damit wohl hinlänglich zu verstehen, daß wir nur wenig Zutrauen hegen zu der Wirksamkeit der amtlichen Maßregeln, welche man bis jetzt in der Absicht ergriffen hat, um die weitere Ausbreitung der Wuthkrankheit bei dem Hunde und die Uebertragung derselben auf den Menschen zu verhüten. Beweisen ja doch die jährlichen statistischen Ausweise, daß trotz aller auf den fraglichen Zweck hinzielenden polizeilichen Vorschriften die Zahl der Wutherkrankungen keineswegs abnimmt. Dieses Ergebniß genügt, um ein Urtheil über den Werth der gegenwärtig im Gebrauche stehenden Maßregeln zu gestatten.

Aber wird man uns entgegnen, unter diesen polizeilichen Maßregeln ist doch eine, welche strenge gehandhabt sehr wirksam sein müßte — nämlich das Anlegen der Maulkörbe. In Frankreich, und namentlich in Paris, ist die Art, in welcher das Anlegen der Maulkörbe geschieht, eine reine Täuschung; es ist daher bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge auch nicht wohl möglich, den prophylaktischen Werth dieser polizeilichen Maßregel, welche niemals in Wirklichkeit zur Ausführung kam, zu bestimmen. In der That, würde man auf die Köpfe der Hunde mit einem Pinsel die Umrisse eines Maulkorbes zeichnen, so wäre den amtlichen Vorschriften ebenso gut Genüge geleistet, als durch das Anlegen der gegenwärtig gebräuchlichen Maulkörbe, welche die Schnauze so lose umgeben, daß sie sowohl das Athmen mit dem Maule als auch das Bellen gestatten und mithin zur Verhinderung des Beißens fast unnütz sind. Der Maulkorb in seiner heutigen Gestalt und Anwendung ist daher, um es gerade herauszusagen, nur eine Ausflucht, ein Mittel, durch welches man sich den Anschein gibt, das Gesetz zu befolgen, indem man ihm zugleich aus dem Wege geht. Es mußte aber auch so kommen, denn das Gesetz hat das Unmögliche verlangt; die Verordnung, um den Kopf des Hundes einen Zwangsapparat anzulegen, der sich dem Abziehen der Kiefer entgegenstellt, ist schon an sich ein Mißgriff. Bei dem Hunde sind die Nasenhöhlen zu enge, um ihm das Athmen durch die Nase allein zu ermöglichen, wie dieß bei dem Pferde der Fall ist; der Hund muß mit offenem Maule athmen, er muß durch die Zunge und die ganze Mundschleimhaut transpiriren, er muß daher im Stande sein, die Kiefer zu öffnen.

Es ergibt sich demnach die Aufgabe, um den Kopf des Hundes einen Apparat anzulegen, welcher — indem er dem Athmen durch den Mund volle Freiheit gewährt — ihn dennoch verhindern würde, mit den Kiefern anzugreifen und zu beißen. Das einfachste Mittel, diese Aufgabe zu lösen, bestünde darin, daß man um den Kopf des Hundes ein Drahtgitter befestigte, welches geräumig genug wäre, um innerhalb desselben den Kiefern freies Spiel zu lassen. Zur Verhinderung des Beißens wäre dieser Apparat gewiß sehr zweckmäßig, in ästhetischer Hinsicht ließe er jedoch, wie wir uns nicht verhehlen können, sehr viel zu wünschen übrig. Alles Lächerliche aber ist zu vermeiden, besonders in Frankreich. Die nützlichste Maßregel, wenn sie zum Lachen Anlaß gibt, läuft Gefahr, in ihrer Ausführung auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen. Glücklicher Weise hat das fragliche Problem in jüngster Zeit eine bessere Lösung gefunden. Zwei Arten von Maulkörben, beide nach demselben Gedanken hergestellt, sind erst kürzlich erfunden worden — die Eine vom Herrn Professor Goubaux (in Alfort) und die Andere vom Herrn Chatrière (in Lausanne). Muster dieser Maulkörbe konnte man bei der letzten Handeausstellung in Paris sehen. Beide Arten von Maulkörben gestatten es, das Thier seiner Kiefer zu entwaffnen, während sie ihm gleichzeitig die Freiheit gewähren, bei offenem Maule und heraushängender Zunge zu athmen. Diese Maulkörbe bestehen aus zwei, durch Gelenke beweglichen Stücken, welche länger sind als die Kiefer des Hundes, für den sie bestimmt sind, und dieselben peripherisch umgreifen; die beiden Stücke des Maulkorbes können nun durch die Wirkung der das Maul öffnenden Muskeln von einander abgezogen werden und, sobald sich das Maul wieder schließt, treten sie vermöge einer sehr einfachen federnden Vorrichtung wieder in ihre ursprüngliche Lage zurück. Diese sinnreichen Apparate gestatten es nun, die Verordnung bezüglich des Anlegens von Maulkörben strenge zu vollziehen, während sie gleichzeitig den Hund eines unerträglichen Zwanges überheben. Wir wünschten daher, daß hierüber auf amtlichem Wege weitere Erfahrungen gesammelt würden, bevor wir die Maulkörbe als nutzlose Maßregel verwerfen. Ich kenne wohl den Einwurf, den man gegen die Sache im Allgemeinen zu machen pflegt. Man sagt, daß die meisten Fälle, in welchen Menschen von tollen Hunden gebissen werden, sich im Innern der Häuser ereignen, wo die Hunde ohne Maulkorb umhergehen. Ich bezweifle dieß nicht; aber der Hund, der im Innern des Hauses beißt, ist selbst wieder außerhalb desselben, auf seiner Wanderung durch die Straßen, gebissen worden und er konnte nur deßhalb gebissen werden, weil sein Angreifer keinen oder nur einen fingirten Maulkorb trug. Die Frage bezüglich der Maulkörbe ist mithin noch als eine offene zu betrachten und bevor wir eine dieser polizeilichen Anordnung entgegen tretende Ansicht aussprechen, müssen erst weitere, sorgfältig durchgeführte Versuche über den eigentlichen Werth entscheiden.

Mannigfaltigkeiten.

[Ludolf Christian Treviranus †.] In Bonn starb am 6. ds. der ordentliche Professor der Botanik, Ludolf Christian Treviranus. Geboren in Bremen am 10. Sept. 1779, wirkte er seit 1830 als Professor der Botanik an der Universität daselbst.

[Mädchenhandel.] Die deutsche Presse machte schon zum Oefteren auf einen, namentlich aus gewissen Distrikten Nassau's nach London betriebenen Handel mit jungen Mädchen aufmerksam, welche unter allerlei Vorspiegelungen, glänzender Existenz ꝛc., verlockt, nach London in gewisse Häuser gebracht werden. Im Laufe voriger Woche fuhr ein junger Mann von Wiesbaden nach Mainz und unterhielt sich im Wagen mit zwei jungen Frauenzimmern, die in Begleitung eines älteren Herrn eben dahin abreisten. Im Laufe des Gesprächs erfuhr er, daß die Drei sich nach London begeben, wo den beiden Frauenzimmern durch ihren Begleiter sehr gute Stellen versprochen worden seien. Dieses Geständniß schien letzterem nicht zu gefallen, denn er fuhr den jungen Mann mit heftigen Worten an und bemerkte, wie er sich unterstehen könne, die seiner Obhut anvertrauten jungen Damen auszuforschen, ja er verbot ihm geradezu jede Unterhaltung. Inzwischen kam der Zug an, und der junge Mann, nichts Gutes ahnend, folgte den Dreien nach, bis ihm ein Polizeibeamter begegnete, den er bat, den Herrn mit den beiden Damen und ihn gleichzeitig mit zu arretiren, da er der Behörde eine Angabe zu machen habe. Der Wunsch wurde erfüllt, und es ergab sich nun in der Untersuchung, daß die beiden Mädchen betrogen werden sollten. Beide Mädchen waren ihren Eltern um 200 fl. von dem sauberen Begleiter abgekauft worden. Der betreffende junge Mann und die beiden Frauenzimmer wurden entlassen, der alte Herr aber einstweilen festgehalten, um seine wohlverdiente Strafe zu empfangen.

Der Kaiser von Oesterreich hat seinem Bruder, dem Kaiser von Meriko, 12 — 14 Unteroffiziere der Armee, welche auf ein Jahr beurlaubt werden, für den Dienst der Trabanten-Leibgarde in Meriko bewilligt. Die Unteroffiziere müssen ungarischer Nationalität sein, gut ungarisch und auch deutsch sprechen, von erprobter Treue sein, einen makellosen Leumund, eine feste Gesundheit, ein ansehnliches Aeußere haben und mindestens 66 Wiener Zoll messen; endlich müssen sie einen „schönen Bartwuchs und Anlage zum Vollbart" haben. Die Gebühren für diese Garde werden erst nachträglich festgesetzt.

Wilhelm Bauer in München veröffentlicht in den „Deutschen Blättern" eine öffentliche Anfrage, deren Schluß lautet: „Darf ich Deutschland durch meine unterseeischen Kriegsfahrzeuge dienen? Darf ich den deutschen Brandtaucher nach Kopenhagen führen und dort Gleiches mit Gleichem vergelten? . . . Kann Deutschland, können seine Regierungen oder seine Vereine von Patrioten 500,000 Thaler stellen, so erbiete ich mich, dafür sechs Brandtaucher zum Schutz der deutschen Küsten und zur Aufhebung von Blokaden für alle Zeiten zu stellen."

[Ein zärtlicher Gatte.] In einer Sitzung des Bonner Zuchtpolizeigerichts stand kürzlich ein Schuster aus Godesberg vor den Schranken, welcher beschuldigt war, seine Frau seit einem Jahre zu wiederholten Malen durch Ruthenhiebe in sehr schmerzhafter Weise mißhandelt zu haben. Nach Aussage der Zeugen, die sich auf die eigenen Worte des Beschuldigten beriefen, liegt der Grund zu diesem schmählichen Verfahren darin, daß die Frau vor der Ehe ihr Alter um 10 Jahre zu gering angegeben hatte. Die Leute sind erst zwei Jahre verheirathet und hat die Frau schon das 42. Jahr zurückgelegt, während der Mann 27 Jahre zählt. Der Gerichtshof erkannte gegen den Betreffenden auf 3 Monate Gefängniß.

[Ländlich sittlich.] In Barcelona wird aus Anlaß der endlichen Eröffnung der neuerbauten Kirche ein großes Stiergefecht abgehalten werden. Der Reinertrag fließt den spanischen Missionären in Java zu.

Dreisylbige Charade.

Ein Jeder weiß, daß man der Ersten viele
In einem Dritten mag beisammen sehen.
Der Fremde, unbekannt mit dem Gewühle
Wird ihren Sinn im Ganzen leicht erspähen.
Das Kleinste aus der Ersten großem Hauf,
Ein gutes Ganzes nimmt es gastlich auf.

Auflösung der Charade in Nro. 110:
Affenthaler.

Geschichtskalender. 11. Mai 1700. Geburtstag des allemannischen Volksdichters Johann Peter Hebel.

11. Mai 1812. Ermordung des englischen Ministers Perceval durch John Billingham, als er in die Thorhalle des Unterhauses eintreten will.

11. Mai 1813. Marschall Ney rückt in Torgau ein, wo sich 12,000 Sachsen mit ihm vereinigen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wallondt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 114 Donnerstag, 12. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Herr Oberst!“ sagte die Propstin mit einem tiefen Seufzer, „schon morgen soll Fredrik aus dem Hause und ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich tief betrübt bin über das, was geschehen ist. Die Strafe des Knaben soll sein, daß er sich nicht bei mir aufhalten darf, wenn die Herrschaften auf Timasjö sind. — Der Höchste weiß, wie sehr dieser Vorfall mich kränkt und wie schmerzhaft es ist, zu wissen, daß der Herr Oberst unzufrieden ist.“

Jetzt griff die Propstin nach einer Ecke der Schürze, wischte sich die Augen und verbreitete sich auf die einschmeichelndste Weise über ihre Ergebenheit, Dankbarkeit und Ehrfurcht vor der ganzen Stangenstjöld'schen Familie.

Der Oberst fand sich auch veranlaßt, einige freundlichere Worte zu sagen, indem er sie bat, diejenigen Kinder, welche ihr anvertraut würden, strenger zu halten, als sie ihren eigenen Sohn gehalten hätte. Nach dieser erbaulichen Ermahnung entfernte er sich.

Am folgenden Tage fuhr die Propstin mit Fredrik nach der Stadt. Sie blieb drei ganze Tage weg; als sie aber zurückkam, brachte sie vier Mädchen und die engagirte Gouvernante mit.

Eine Woche später hatte die Propstin noch zwei Eleven, alle durch Broméer's Empfehlung. Jetzt nahm der Unterricht seinen Anfang.

Elvira war eben so wenig ein Wunderkind an Fleiß oder Fassungsgabe, wie an Dummheit oder Faulheit. Die Lehrerin hatte weder mehr oder weniger Arbeit mit ihr als mit einer von den andern; das Einzige, worin Elvira sich auszeichnete, war die Güte ihres Herzens. Gegen ihre Kameradinnen war sie hülfreich und freundlich, konnte Alles weggeben, was sie hatte, um ihnen eine Freude zu machen, und wurde in Folge dessen nicht nur bei ihnen, sondern auch bei der Lehrerin und der Propstin ein sehr großer Liebling.

Die Hoffnungen der zuletzt Genannten auf die Empfehlungen des Obersten waren nicht realisirt worden; denn der mächtige Beschützer hatte ihr nicht mehr als eine Schülerin verschafft, während Broméer ihr acht empfohlen hatte. Also wurde es bei ihr eine Gewissenssache, mit der Tochter eines Mannes, der ihr so nützlich gewesen war, und der sich immer freigebig bewies, wenn es Elvira betraf, gut umzugehen.

Auch würde in den innern Verhältnissen auf Altorp die völligste Harmonie geherrscht haben, wenn nicht jene Schülerin, die der Oberst der Propstin verschafft hatte, als Antagonistin der von Allen begünstigten Elvira aufgetreten wäre.

Fräulein Armida K—hjelm war die einzige von adligem Stande unter den Pensionärinnen der Propstin; sie war dabei auch diejenige, welche schon am weitesten gekommen war und daher Grund zu haben vermeinte, sich am stolzesten gegen die Andern zu betragen.

Elvira gehörte zu denen, die am weitesten zurück waren, und Armida war noch nicht viele Tage in der Pension gewesen, als sie schon entdeckt hatte, daß Elvira sehr gut bei Allen stände und sogleich beschloß, das Verhältniß dadurch auszugleichen, daß sie sie bei jeder Gelegenheit fühlen ließ, welch ein großer Abstand zwischen ihnen vorhanden wäre.

Anfangs kehrte Elvira sich nicht daran. Sie verstand diese vornehmen Mienen nicht; nach und nach aber brachten die Freundinnen ihr bei, daß Armida unter der Benennung Trödlertochter meinte, sie wäre nicht von vornehmem Stande, und Armida hielte dafür, sie könnte nicht vertraulich mit ihr umgehen.

Das konnte Elvira nicht verdauen und nun wurde auch sie gegen Armida beißend, was sie sonst nicht zu sein pflegte.

Unter solchen Streitigkeiten zwischen ihnen ging die Zeit hin und man erreichte das Weihnachtsfest. Zu diesem sollten die Glücklicheren ihre Eltern besuchen. Elvira, Armida und noch zwei Andere blieben auf Altorf. Elvira vergaß gleichwohl den Aerger, daß Armida ihre Freude verbitterte, über dem Vergnügen, welches sie bei dem Gedanken empfand, daß Karl und Fredrik zum Besuche kommen würden.

Dießmal verlebten die beiden Jünglinge ihre Ferien im Hause der Mutter.

Karl wurde der Schiedsrichter bei allen Zänkereien zwischen Armida und Elvira, und zur größten Zufriedenheit der Letzteren bekam Armida fast immer Unrecht.

Fredrik, der Alles verabscheute, was von Stangen-

ſtjöld herrührte, machte es ſich zu einem Vergnügen, Armida ſtets zu reizen und ihr Verdruß zu machen.

Unfrieden und Zwiſt unter den Kindern gehörte mit zur Tagesordnung. Endlich mußten die Propſtin und die Lehrerin ſich hineinmiſchen. Armida erhielt den Befehl, nicht weiter „Trödlerdirne" zu Elvira zu ſagen, und Elvira ſollte Armida nicht mehr mit „Fräulein Bettellappen" tituliren.

Fredrik mußte von der Frau Mutter beſonders in's Verhör genommen werden, und ſo wurde denn ein äußerer Waffenſtillſtand herbeigeführt, der gleichwohl die beiden Feindinnen nicht hinderte, aneinander zu gerathen und der innewohnenden Galle Luft zu machen, wenn ſie allein waren.

Hätte Armida ihrer Neigung folgen können, ſo würde ſie nicht in der Penſion geblieben ſein; doch ſie war ohne Eltern, ihr Vermögen war ſehr unbedeutend, und ihr Vormund fand den Preis der Propſtin ſo mäßig, daß er von keinem Wechſel hören wollte.

Elvira dagegen fühlte ſich ſehr glücklich auf Altorp und wollte trotz Armida's kleinen Verfolgungen einen Ort nicht verlaſſen, an welchem alle Uebrigen ſo gütig und freundlich waren.

Lotta, die ſich mehr als Elvira über Armida's Hochmuth ärgerte, würde gewiß für einen Wechſel des Aufenthaltsortes geſtimmt haben; doch wurde ſie durch zwei Gründe davon abgehalten: erſtens meinte ſie, Elvira könnte ſchwerlich darauf rechnen, irgendwo ein ſo gottesfürchtiges Haus zu finden, wie dieſes war, und zweitens befand ſich ja das Kind hier ſo wohl.

Die natürliche Folge davon war, daß die Jahre vergingen und die beiden Mädchen unter einem Dache blieben, und zwar mit unveränderten gegenſeitigen Gefühlen. Sechs Jahre waren verfloſſen ſeit der Zeit, da Elvira der Leitung der Propſtin anvertraut worden war. Sie zählte jetzt fünfzehn Frühlinge. Aus dem kleinen blaſſen Kinde war ein langes, in die Höhe geſchoſſenes Mädchen mit geſunder Farbe und ſchönem Haar geworden. Uebrigens war ſie andern Mädchen ihres Alters vollkommen gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie etwas länger war, als andere Fünfzehnjährige und einen fröhlicheren Geſichtsausdruck hatte, als ſolche gewöhnlich in dieſem Zeitpunkte zu haben pflegen, da Körper und Seele noch nicht recht einig geworden ſind, zu welchem Alter, zu dem der Jugend oder zu dem der Kindheit, ſie eigentlich gehören.

Armida war um zwei Jahre älter als Elvira. Sie war ſchon konfirmirt und hatte die Kindertracht abgelegt. Sie war eine junge Dame, die nicht begreifen konnte, warum ihr Vormund ſie noch immer in der Penſion ließ, da doch ihre Erziehung vollendet wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Rede Thiers bei Gelegenheit der Budgetberathung im geſetzgebenden Körper.

Paris, 6. Mai 1864.

Herr Thiers beginnt alſo: „Meine Herren, wenn es ſich um die Finanzen handelt, ſo befinden wir uns einer unſerer ernſteſten Pflichten und der unbeſtrittenſten unſerer Prärogative gegenüber. Und wir würden ſehr Unrecht thun, wenn, Angeſichts einer ſo dringlichen Pflicht, wir verſäumen würden, Gebrauch von einem Prärogativ zu machen, das uns Niemand ſtreitig zu machen denkt. Was mich betrifft, ſo habe ich mich befleißigt, unſere finanzielle Lage genau zu ſtudiren, und ich werde Ihnen dieſelbe mit voller Offenheit darlegen, ohne Schmeichelei und ohne ungerechten Tadel. Um Sie mit einem ſchwierigen und komplizirten Gegenſtand vertraut zu machen, bei dem ich Ihnen kein geiſtiges Vergnügen in Ausſicht ſtellen kann, bedarf ich nicht allein aller mir noch bleibenden Kräfte, ſondern auch Ihrer ganzen Geduld. Wir müſſen Betreffs der Situation unſerer Finanzen durchaus wiſſen, wie wir daran ſind." (Die letzteren Worte werden mit mehreren „Sehr gut!" beifällig aufgenommen.)

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen fährt er fort: „Zu allen Zeiten war die gute Verwaltung der Finanzen eine Sache von höchſter Wichtigkeit. Heute hat der Geiſt der Ordnung in der ganzen Welt ſolche Fortſchritte gemacht, daß, wenn die Unordnung ſich irgendwo zeigt, ſie unerträglich iſt. Man ſagte ehemals, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe; wenn Sie heute dieſen Grundſatz in Anwendung bringen wollen, ſo würden Sie die ganze Welt gegen Sich aufbringen. Wenn Sie Ihren Armeen die Länder Preis geben, in denen Sie Krieg führen, ſo haben Sie nicht allein dieſe Länder gegen Sich, ſondern auch die Länder, die nur einfache Zuſchauer ſind. Die neutralen Staaten ſpielen dieſelbe Rolle, wie die Sekundanten in einem Duell, die von den Duellanten eben ſo viel Edelſinn als Muth fordern.

„Heute muß man dieſe Heere ernähren, wenn man Mannszucht von ihnen verlangen will und Unterwerfung von den beſetzten Ländern. Dadurch wird es erklärlich, wie Ihre jüngſten Kriege, der Krimkrieg und der von Italien, ſo viel haben koſten können, ſo viel, wie unter dem erſten Kaiſerreich nie ein Krieg gekoſtet hat. Es macht mir Freude, wenn mein Vaterland durch ſeine Humanität wie durch ſeinen Muth ſich auszeichnet und glänzt. Heute muß den Krieg der Friede ernähren. (Sehr gut! auf mehreren Bänken.) So iſt die gute Verwaltung der Finanzen die Baſis einer guten Kriegsführung. Man hält nicht viel von Mächten, deren Finanzen nicht gut ſtehen; ſolche aber, deren Finanzen in einem Zuſtande der Blüthe ſich befinden, ſchont man,

Digitized by Google

sucht man auf, ja, man geräth manchmal unter ihre Botmäßigkeit.

„Heute fragt man sich, wie die Koalition von 1814 vier Jahre dauern konnte; man betrachtet dieses als ein Wunder. Dieses Wunder ist leicht zu erklären. Es befand sich im Lager der Verbündeten ein Mann, der kein Zauberer war, denn er war der weiseste der Männer, nämlich Lord Castlereagh. Er war es, der alle Schwierigkeiten bannte, er öffnete oder schloß die Quellen der englischen Subsidien (lebhafte Zustimmung). Man kann sagen, daß er es war, der die Koalition nach Paris führte, die immer auf dem Punkte stand, sich aufzulösen. Ich werde nicht von dem engen Bande sprechen, welches die Finanzen an die gute öffentliche Verwaltung knüpft. In früheren Zeiten wurden die Völker erst dann die schlechte Verwaltung ihrer Finanzen gewahr, wenn sie unter ihren Lasten erlagen. Heute werden das Wohlergehen und die Bedrängtheit schneller fühlbar.

„Auf jenen großen öffentlichen Märkten, die man Börsen nennt, wird die Klugheit, Geschicklichkeit der Regierungen öffentlich ausgeboten, das Vertrauen steigt oder fällt, das öffentliche Wohlergehen dehnt sich aus oder verschwindet. Man kann daher behaupten, ohne der Deklamation angeklagt zu werden, daß, wenn man sich mit den Finanzen beschäftigt, man sich mit der militärischen Macht, mit der Politik und dem öffentlichen Wohlergehen unseres Landes beschäftigt. Ich gehe nun zu dem Gegenstande selbst über." Herr Thiers kündigt nun an, daß er versuchen werde, den heutigen Stand des Budgets darzuthun, und daß er sodann den Ausgangspunkt suchen werde, um den Weg zu erkennen, den man einschlagen müsse; daß er ferner das Anwachsen des Budgets prüfen und endlich auseinandersetzen werde, durch welche Mittel man zu einer vernunftmäßigen Finanzlage gelangen könne, welche der Umsicht und Vorsicht entsprechen.

Welcher ist der wahre Zustand unserer Budgets? fragte Herr Thiers. Es ist das selbst schwer zu bestimmen, Dank der Sorgfalt, mit der man sie vorgebracht und gesucht hat, die Höhe derselben ein wenig zu bemänteln. So haben wir z. B. einen Unterschied zwischen dem gewöhnlichen und außerordentlichen Budget gemacht. Was mich betrifft, so hat derselbe mich nie befriedigt, vor Allem deßhalb, weil, wenn ein Budget 25 Jahre lang außerordentliches Budget geheißen hat, man ganz gut dahin kommen könnte, es gewöhnliches Budget zu nennen (man lacht), und noch deßhalb, weil man unter dem Deckmantel des Wortes „außerordentlich" gewisse Ausgaben durchgehen läßt, die bestritten, und gewisse Einnahmen, die sehr zweideutig erscheinen. In einem außerordentlichen Budget würde man nicht so mir nichts dir nichts cochinchinesische und merikanische Werthpapiere aufführen. Ich gebe jedoch meine Zustimmung zu jenem Unterschiede, trotzdem das Budget um 100—120 Millionen leichter gemacht wird. Allein, man ist auf eine andere Unterscheidung bedacht gewesen, die 220 — 230 Millionen in eine besondere Kategorie gebracht hat. Man hat das Spezialbudget ersonnen, welches in den Ausgaben der Departements besteht, die zu jeder Zeit dem Ministerium des Innern beigefügt wurden, und in den Kommunalausgaben, die im Finanzministerium aufgeführt wurden. Da das außerordentliche Budget und das Spezialbudget das gewöhnliche Budget um etwa 350 Millionen leichter gemacht haben, so sagt man, das Budget betrage nur 1700 — 1800 Millionen. Allein, man ist in seiner Geschicklichkeit im Zusammenstellen der Tabellen noch weiter gegangen, und ich sehe es auf Seite 35 der allgemeinen Note über das Budget, daß die von mir näher bezeichneten Subtraktionen nicht geringer, und daß das Amortissement (die Schuldenabtragung) bei Seite gelassen werden muß, denn wird gesagt, der Staat ist der Schuldentilger. Ja, meine Herren, etwa wie ein Schuldner und ein Gläubiger nur Eine Person ausmachen.

Das Amortissement ist ein Syndikat, in welches man eine gewisse Summe bezahlt, um eine Schuld zurückzukaufen. Sich dieser Summe bemächtigen, heißt sich einer Summe bemächtigen, die den Gläubigern gehört. Indessen vermindert man vermittelst dieses Abzugs das Budget noch um 140 Millionen. Man ist hierauf auf den Gedanken gekommen, zu sagen, daß die Steuererhebungskosten keine Staatsausgabe seien! Zu welcher Epoche hat man jemals behauptet, daß hier nicht ein großer Staatsdienst vorliege, den man mit den Geldern der Steuerpflichtigen zahle? Dank all diesen Deduktionen gelangt man Seite 35 zu der Behauptung, das Budget belaufe sich in Wirklichkeit nur auf 1300 Millionen. Die Budgets der früheren Regierungen, der Monarchie und der Republik, beliefen sich auf 1500 Millionen. Daraus soll hervorgehen — haben Sie seit zwölf Jahren so sprechen gehört? —, daß die Ausgaben sich seit 1848 um 200 Millionen vermindert hätten. (Unterbrechung in verschiedenem Sinne.) Diese Unterbrechung stimmt der Bemerkung, die ich so eben machte, bei. (Neue Unterbrechung; mehrere Stimmen: Ganz und gar nicht!)

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Yankee-Konzert.] Einen Knalleffekt in des Wortes verwegenster Bedeutung erstrebte und erzielte eine Monstre-Musikaufführung, welche die Stadt New-Orleans zu Ehren des neuen Gouverneurs von Louisiana veranstaltete. Auf dem großen Lafayetteplatze war ein Amphitheater errichtet, auf welchem 10,000 Schulkinder saßen. Davor eine Plattform mit 500 Musikern und 40 Amboßen besetzt (für die Aufführung

Digitized by Google

des Zigeunerchors aus dem „Trovatore“). Hinter dem Amphitheater 50 Kanonen, durch elektrische Drähte so mit dem Pulte des Dirigenten verbunden, daß dieser sie durch einen Fingerdruck lösen konnte. Um den Platz waren noch zwei Regimenter Infanterie, mit Platzpatronen versehen, aufgestellt, um am Finale Antheil zu nehmen. In den Nationalweisen „Hail Columbia“ und „The star-spangled banner“ wirkten endlich noch sämmtliche Glocken der Stadt mit. Die Wirkung wird von amerikanischen Blättern als eine ungeheure bezeichnet; glücklich die Ohren, die dieser Wirkung nicht ausgesetzt waren!

Nachstehend geben wir den Flächenraum der neuen Staaten und Territorien nach den neuesten und genauesten Messungen. Der Flächenraum der ganzen Vereinigten Staaten wird auf 203,000 Quadratmeilen angegeben.

	Wann organisirt.	Quadratmeilen.
Arizona Territorium . .	1853	8000
Californien	1850	10000
Colorado Territorium . .	1861	6280
Dacota Territorium . .	1861	9530
Idaho-Territorium . . .	1863	21000
Indian Territorium . .	nicht organisirt	4430
Kansas	1861	5200
Minnesota	1857	5220
Nebraska Territorium . .	1854	4000
Nevada Territorium . .	1861	5220
New-Meriko	1850	7500
Oregon	1859	6200
Texas	1845	17500
Utah Territorium . . .	1850	6750
Washington Territorium .	1853	4460

Senior Porubsky in Wien veröffentlicht in den „Protestantischen Blättern“ einen Ausweis über die Volksbewegung in der Wiener Diözese Augsburgischen Bekenntnisses im Jahre 1863, dessen Hauptdata von allgemeinerem Interesse sind. Die Wiener Diözese, die Seniorate Wien (mit Gratz), Triest (mit Görz und Venedig), Steiermark, diesseits der Drau und jenseits der Drau, also Niederösterreich, Steiermark, Innerösterreich und österreichisch Italien umfassend, zählt hiernach 44,339 Seelen, wovon 16,000 auf Wien kommen; von den übrigen Gemeinden erhebt sich keine bis zu 2000, die kleinste, Görz, hat nur 150 Seelen. Gemischte Ehen wurden proklamirt 367, von protestantischer Seite wurden getraut 146, wovon allein 130 in Wien. Geboren wurden 1296; es starben 1208. Ferner kamen 85 Uebertritte von der katholischen zur protestantischen Kirche, 19 von der protestantischen zur katholischen vor, und zwar von der ersteren in Wien 52, in Gratz 16, von der letzteren in Wien 9, in Gratz 4. Der effektive Zuwachs der Protestantenzahl beläuft sich also auf 154 Seelen.

[Eine Fürstin im Schuldgefängniß.] Aus einer an die „Morgenpost“ gerichteten Zuschrift des Gefangenhaus-Kommandanten in Wien ist zu entnehmen, daß sich die Fürstin Radziwill dort im Schuldgefängniß befindet, und daß ihre Uebersiedlung in das Gefängniß des Polizeihauses nicht „aus besonderer Rücksicht“, sondern weil der Schuldenarrest zur Zeit überfüllt ist, erfolgte.

[Eine Torte.] Aus Wien, 6. Mai, wird der „Grazer Tagespost“ berichtet: In den gesellschaftlichen Kreisen Wiens bot die Vermählung einer Tochter Todesco's mit einem englischen Rechtsgelehrten reichen Stoff für das Tagesgespräch. Am Tage vor der Hochzeit erhielt der Architekt Hansen von dem genannten Bankier eine Torte zugesandt. Als er dieselbe zerlegte, bot sie als süßen, wenn auch unverdaulichen Kern ein Schächtelchen mit einigen hundert, man sagte sogar von tausend Dukaten.

Bei der Versammlung der appenzellischen Aerzte, die letzten Montag in Appenzell stattfand, kam auch das Einathmen des Leuchtgases bei Keuchhusten zur Sprache. Die Berichte gingen dahin, daß sich diese Kurart als ziemlich unwirksam erweise.

Als neueste Pariser Mode meldet man Damenfrisuren mit Inschriften. Die Haargeflechte enthalten nämlich förmliche elegante Täfelchen mit kurzen Sätzen oder Wahlsprüchen. Die Buchstaben sind von Gold, Silber oder auch Edelsteinen. Nun wohl! Wenn der Mensch verrückt wird, fängt er am Kopfe an.

Die Regierung des Königs Georg I. von Griechenland hat eine Veränderung im National-Banner vornehmen lassen, indem an dem Platz, den früher das bayerische Wappen, welches die provisorische Regierung entfernt hatte, einnahm, jetzt das Bild des heil. Georg angebracht ist.

Geschichtskalender. 12. Mai 1325. Ruprecht II., der Jüngere, Kurfürst in der Pfalz, wird geboren.

12. Mai 1606 wird Joachim v. Sandrat Maler und Schriftsteller geboren.

12. Mai 1813. Napoleon führt den König von Sachsen nach Dresden zurück. — Hitzige Gefechte bei Stolpen, Radeberg und Bischofswerda. — Bandamme bemächtigt sich der Schanzen des Feddel bei Hamburg.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 115 Freitag, 13. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

In diesen entschwundenen sechs Jahren war die Pension der Propstin recht in Schwung gekommen, dort waren jetzt fünfundzwanzig Pensionärinnen und drei Lehrerinnen, den Adjunkt im Kirchspiele, der in Religion und Geschichte unterrichtete, gar nicht gerechnet.

Der Oberst Stangenskjöld war während dieser ganzen Zeit im Auslande gewesen. Das Fräulein wurde in Paris erzogen.

Es war Hochsommer. Die Pension der Propstin stand öde und leer; die meisten waren nach Hause gereist, und nur diejenigen waren auf Altorp, die stets dort zu bleiben pflegten. Unter diesen befanden sich Armida und Elvira.

Karl und Fredrik waren wohlbestellte Studenten, und da sie große Eile hatten, ihrem Aufenthalte auf der Universität ein Ende zu machen, so hatten sie keine Konditionen angenommen, sondern waren den Sommer über zu Hause, um zu studiren, Karl an seinem Kanzlei- und Fredrik an dem Magister-Examen.

Armida war ein recht hübsches Mädchen in der Blüthe der siebzehn Jahre.

Auf dem Hofe von Altorp saßen an einem schönen Abende sie und Karl in lebhaftem Gespräche.

„Meinst Du wirklich, daß Elvira hübsch werden kann?“ fragte Armida.

„Ich bin überzeugt, daß sie in Deinem Alter ein ungewöhnlich süßes Mädchen wird,“ versicherte Karl.

„Diese Ueberzeugung theile ich in keiner Weise; denn da müßte sie ja einer vollständigen Metamorphose unterworfen werden. Jetzt ist sie ja wirklich häßlich. Es gibt keinen einzigen nur passablen Zug in ihrem Gesichte. Nimm dann noch hinzu, daß sie dermaßen unangenehm ist, daß man nicht umhin kann, sich durch ihr Wesen verletzt zu fühlen. Dumm und boshaft ist sie ebenfalls. Gewiß wirst Du Deine Worte zurücknehmen müssen, daß sie mit der Zeit eine glänzende Partie machen wird.“

„Du lässest Verschiedenes aus, meine liebe Armida,“ fiel ihr Karl in die Rede, „und in andern Dingen weichst Du von der Wahrheit ab. Erstlich ist Elvira — reich, sehr reich, und das bedeutet etwas, kannst Du glauben; zweitens ist sie schon jetzt ein sehr einnehmendes Mädchen, und es dürfte außer Dir Niemand vorhanden sein, der sie unangenehm, dumm und boshaft findet. Dein Haß verblendet Dich.“

„Mein Haß?“ fiel Armida ein, — „und warum sollte ich sie hassen?“

„Darum, weil Du neidisch bist.“

„Ich, neidisch auf die Trödlerin? O nein, das kann mir nicht einfallen. Ich weiß sehr wohl, daß sie trotz ihres vielen Goldes keinen Mann mit einem so angesehenen Namen, wie ich ihn besitze, erhalten kann. Fräulein K—hjelm hat die Wuchertochter um nichts zu beneiden, und das sage ich Dir, obgleich ich sonst Deine aufrichtige Freundin bin, so finde ich Deine Schwäche für Elvira lächerlich. Ich meine, wer der Sohn eines Propstes ist, sollte sich viel zu gut halten, als daß er bei jeder Gelegenheit als der Vertheidiger eines solchen Mädchens auftreten wollte.“

„Eines solchen Mädchens?“ wiederholte Karl lachend. „Ich möchte wohl wissen, was Du damit meinst. — Elvira ist beliebt bei Allen außer bei Dir, und ich weissage Dir, Armida, wenn Du noch keinen Schatten von einem Freier gesehen hast, so hat Elvira schon einen Grafen oder Baron zum Mann bekommen.“

„Weissage so viel Du willst; ich kann darauf schwören, daß nicht einmal ein armer Edelmann sie haben will.“

Das Fräulein nickte verächtlich und sah sehr beleidigt aus.

„O, da kannst Du ganz ruhig sein, liebe Armida,“ erscholl eine muntere Stimme hinter dem vornehmen Fräulein. „Es kann unmöglich geschehen, daß ich einen Grafen oder Baron heirathe. Zum allermindesten will ich einen Marschall von Frankreich, einen Grand von Spanien oder einen Peer von England haben. Etwas richtig Vornehmes muß es sein und keiner von solchem Putenadel, wie der, dem Du angehörst, arm wie eine Kirchenmaus und hochmüthig wie ein kalkuttischer Hahn.“

Armida erhob sich, um zu gehen, indem sie mit der Würde eines siebzehnjährigen Mädchens sagte:

„Ich lasse mich in keinen Streit mit Kindern ein und am allerwenigsten mit Dir. — Wenn man nicht

Digitized by Google

wüßte, woher Du stammst, so brauchte man nur Deine groben Worte zu hören, um sogleich zu wissen, daß Du ein Kind aus den untern Volksklassen bist, und ich will Dir sagen, daß der Pfandleiher-Ursprung allzu sehr aus Dir hervorblickt. Dein Vater sollte sein Geld nicht verschwenden, um Dir eine Erziehung geben zu lassen, denn das Geld ist doch weggeworfen, und Du wirst stets nach dem Trödelladen riechen."

Diese Worte wurden ganz schonungslos auf Elvira geworfen, welche mit einem strahlenden und fröhlichen Gesichte auftrat. Jetzt aber veränderte sich ihre Miene, ein plötzlicher Schatten flog über die Stirn, obgleich die Lippen noch lächelten. Da Armida, nachdem sie ihre Meinung ausgesprochen hatte, sich entfernen wollte, hielt Elvira sie zurück, indem sie mit sanfter Stimme sagte:

„Wenn ich kratze, so beißest Du; doch das mag so sein; ich will mich nicht beklagen, sondern nur sagen, was ich wollte, als ich herkam und hörte, wie Du meintest, daß ich nicht einmal einen armen Edelmann bekommen könnte. Ich wollte Dir diesen Brief geben, der von Timasjö gekommen ist. Gewiß enthält er eine frohe Nachricht; denn der Bediente bat mich zu sagen, die Pferde würden morgen Vormittag um zehn Uhr hier sein, um Dich abzuholen."

Elvira eilte hinweg.

„Weißt Du was, Armida?" sagte Karl. „Ich finde Dein Betragen gegen Elvira schlecht! Sie ist viel besser, als Du, denn sie hat sich noch nie ein Wort über Deinen Vater erlaubt, Du aber greifst den ihrigen immer an."

Als Elvira von ihnen eilte, begab sie sich hinab an die See.

Auf dieser webte ein frischer Wind, und die mit Schaum bedeckten Wellen rollten zischend an das felsige Ufer, wo sie zerstoben.

Elvira stand still und betrachtete die Wogen. Sie setzte sich auf einen Stein, verbarg das Gesicht in den Händen und versank in Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Rede Thiers bei Gelegenheit der Budgetberathung im gesetzgebenden Körper.

(Fortsetzung.)

Paris, 6. Mai 1864.

Herr Thiers fährt fort: Ich warte auf die, welche mir widersprechen wollen. (Eine Stimme: Sie werden sich einstellen!)

Herr Thiers: Gut, aber ich zweifle daran, daß es ihnen gelingt, festzustellen, daß das Spezialbudget, das Amortissement oder die Steuererhebungskosten keine Ausgaben sind. (Sehr gut! auf mehreren Bänken.) Seit vierzig Jahren spreche ich und höre ich über Finanzen sprechen, aber bis jetzt habe ich dieß niemals sagen hören. (Lärm; eine Stimme: Man behauptet dieß nicht!)

Thiers: Wenn man Vergleiche anstellt, so muß man sie mit den nämlichen Dingen anstellen. Gut! früher votirte man das ordentliche und außerordentliche Budget zu gleicher Zeit, das sogenannte Spezialbudget, das Amortissement und die Erhebungskosten. Bringen Sie deßhalb diese Ausgaben in Ihren Vergleich, um ein ernsthaftes Resultat zu erhalten. Das Budget wird auf ein Jahr zum Voraus votirt, aber es erleidet danach verschiedene Abänderungen. Zu Anfang des Jahres, wenn das Thatsächliche mehr bekannt ist, bringt man das rektifizirte Budget ein. In den letzten Jahren mit einer Differenz von 140 — 180 Millionen, dann, am Schlusse des Jahres, hat man ein Supplementarbudget von 50—[illegible]0 Millionen, das letzte war sogar von 94 Millionen, und schließlich fügt das Abrechnungsgesetz den jährlichen Ausgaben noch 15—20 Millionen zu.

Redner geht nun zur Untersuchung der Budgets von 1862, 1863 und 1864 über. Das Budget von 1862 wurde auf 1970 Millionen votirt; dem fügte das Rektifikativbudget 193, das Supplementarbudget 38 Millionen zu, so daß ein Totalbudget von 2201 Millionen sich ergab; das Abrechnungsgesetz fixirt es heute auf 2219 Millionen.

Das Budget von 1863 wurde unter dem Einflusse des famosen Senatsbeschlusses vorgelegt, welcher die Supplementarbudgets untersagte. Es wurde votirt zu 2060 Mill., und zwar 1721 Mill. für die ordentlichen, 217 Mill. für spezielle und 121 Mill. für außerordentliche Ausgaben. Dieses Budget, welches keine Vermehrung erleiden sollte, erhielt einen ersten Zuwachs Anfangs 1863 von 133 Mill., im Dezember einen zweiten von 94 Mill., was ein Total von 2287 Mill. ergibt. Angenommen, das Abrechnungsgesetz füge — was nie vorgekommen ist — nur noch 13 Mill. hinzu, so erlangt man ein Budget von 2300 Mill. Das Budget von 1864 kennen wir noch nicht genau, wir fangen an, es abzuschätzen. Votirt wurde es zu 2105 Mill. Man hat seitdem ein Rektifikativbudget von 140 Mill. vorgelegt, das wohl von der Kommission um einige Millionen vermindert werden wird, doch stehen wir schon bei 2240 Mill. Fügen die Supplementar-Ausgaben und der Rechnungs-Abschluß nur 60 Mill. zu, so haben wir wieder die Ziffer von 2300 Mill. Vom Budget 1865 sage ich noch nichts, es hat kaum das Licht der Welt erblickt, es wird mit den Jahren wachsen (Gelächter), doch beläuft es sich schon auf 2105 Millionen.

Nachdem Herr Thiers gesagt hat, daß im jetzigen Augenblicke das Budget mit 2 Milliarden 200 Mill. oder 2 Milliarden 3 Millionen Franken abschließt, fährt er fort: Suchen wir den Ausgangspunkt, nach dem wir

Digitized by Google

die Art und Weise berechnen können, mit der wir vorwärts gegangen sind. Im Allgemeinen haben unsere Berichterstatter als Ausgangspunkt das letzte Budget der Republik genommen, d. h. das Budget von 1851. Ich nehme, wenn man will, dieses Budget oder das, welches die Monarchie zuletzt aufstellte, an; es ist mir gleichgültig. Ich suche nicht, einer Regierung eine andere: Juli-Monarchie, Republik oder Kaiserreich, entgegenzustellen. Für mich sind alle Regierungen Frankreich, und nur das Gute, das sie vollbracht haben, beachte ich. Ich will daher nicht eine der anderen entgegenstellen. Dieses ist heute gegen meine Absicht. (Lange Unterbrechung.) Diese Unterbrechung beweist mir, daß ich genau über meine Sprache wachen muß; ich werde es thun, aber ich stehe nicht dafür ein, daß mir hier und da nicht eine Bosheit entwischt. (Neuer Lärm.)

Nach dem Belieben unserer Widersacher nehme ich das letzte Budget der Republik oder das letzte Budget der Juli-Monarchie, und ich mache mich durchaus nicht verdient dadurch, daß ich Ihnen die Wahl überlasse, denn nach vier Jahren hat es die Republik beinahe zum genauen Budget der Monarchie gebracht. Das Budget besteht in 1500 Millionen, die außerordentlichen Ausgaben mit inbegriffen.

Die Monarchie von 1830 hatte, wie sämmtliche regierenden Zeitgenossen, die Leidenschaft der großen Bauten gehabt, eine Leidenschaft, die ich nicht unter der Bedingung tadle, daß der Geist der Spekulation sich nie hineinmische.

Man wird nicht sagen, daß die Pariser Fortifikationen, daß die Arbeiten zu Lyon, daß der Bau unserer großen Befestigungswerke, daß der Hafen von Algier und endlich, daß die Eisenbahnen Luxusausgaben gewesen sind.

Herr Thiers setzt auseinander, wie das Budget der Juli-Monarchie 1500 Millionen betrug, daß jedoch etwas ihn beunruhigte, nämlich die Höhe der schwebenden Schuld, die 700 Millionen betrug. Es war das viel, sagte er, und ich bemerkte es auf dieser Tribune: Herr Fould stand mir darin bei. Im Januar 1848 wiederholte ich oft: „Wenn ein Unfall einträte . . .“ Der Unfall trat ein. (Unterbrechung.) Die Monarchie ersetzte die Republik und die Einnahmen sanken plötzlich, die Ausgaben vermehrten sich.

Es gab 170 Millionen Abnahme im Budget; es fanden noch enorme Ausgaben statt. Man mußte rüsten. Man gab einer unbeschäftigten Jugend Uniformen, und mit der Uniform die Tugend des Soldaten, denn sie rettete Paris in den Junitagen. (Zeichen der Billigung.) Was that die Republik? Ich habe nicht den geringsten Beweggrund, ihr zu schmeicheln. Ich lasse ihr Gerechtigkeit widerfahren. Gestellt zwischen die guten und schlechten Finanzen, brachte sie die guten in Vorschlag. Man bot ihr das Papiergeld an, sie wies es mit Energie zurück, und der ehrbare Herr Garnier Pages verhinderte, daß wir Papiergeld erhielten. Nachdem ich Herrn Garnier Pages Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, werden Sie mir erlauben, ein Gleiches mit mir zu thun. (Gelächter.) Man mußte das Papiergeld nicht allein in den Reihen der Regierung zu Grunde richten, man mußte auch verhindern, daß es in der konstituirenden Versammlung zur Geltung kam. Sie hörte mich länger an, als Sie und thun Sie dasselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Phlegmatikus
in den vier Jahreszeiten.

Die Störche sind da,
Der Frühling ist nah',
Bald kommen die Schwalben;
Nun, freu't dich dieß nicht?
Phlegmatikus spricht:
Meinet halben.

Wie köstlich labend
Der Sommerabend!
Kein Demant glänzt reiner
Als der Sterne Licht!
Phlegmatikus spricht:
Wegen meiner.

Wie dankbar erblickt
Das Auge entzückt
Den herbstlichen Segen!
Nun, rührt dich dieß nicht?
Phlegmatikus spricht:
Meinet wegen.

Die Schneeflocke fällt,
Der Winter gesellt
Uns gastlich am Feuer
Und beim Lampenlicht!
Phlegmatikus spricht:
S'Holz ist theuer.

A. G. U.

Mannigfaltigkeiten.

Das neue Riesenkabel für den atlantischen Telegraphen, welches auf den Londoner Gutta-Percha-Works in Arbeit ist, wird mit Anwendung mehrerer in letzter Zeit entdeckter Verbesserungen hergestellt, deren wichtigste in der Anlage des Gutta-Percha-Ueberzuges zu bemerken ist. Um vollkommene Isolirung der aus sieben Kupferdrähten bestehenden Seele zu erzielen, muß

Digitized by Google

die etwa einen halben Zoll dicke Gutta-Percha-Decke in verschiedenen dünnen Lagen aufgelegt werden, und bisher hat man große Schwierigkeiten darin gefunden, diese Lagen unter sich und mit den Drähten fest genug zu verbinden. Das früher angewandte Mittel, eine Naphtalösung, hat sich als sehr schädlich für den Stoff selbst erwiesen und man hat jetzt zu einem neuen Mittel, der sogenannten Chatterton'schen Komposition, gegriffen, welches die hindurch gezogene Seele nicht nur vollkommen isolirt, sondern eben so vollkommen vor dem Oxydiren schützt. Ist die Seele so präparirt, so wird die erste Gutta-Percha-Lage, etwa 1/8 Zoll dick, aufgelegt; nachdem man sich mit der Hand, so wie vermittelst hydraulischen Druckes von der Isolirung der Drähte überzeugt hat, folgt ein zweiter Ueberzug jener Komposition und darauf eine zweite Lage Gutta-Percha und so fort, bis das Kabel etwas mehr als einen halben Zoll im Durchmesser hat. Die Seele wiegt 300, die Isolirungsmasse 400 Pfund per Meile. Es folgt dann eine Umhüllung von zehn Eisendrähten, deren jeder eine Spannung von tausend Pfund Gewicht aushalten kann und dabei sich nur um ein Prozent streckt; ferner ist jeder einzeln mit fünf Strängen Manillagarnes umwickelt, welches mit einer giftigen Präservativ-Mischung gesättigt ist, um Insekten, Schalthiere u. dgl. abzuhalten. Das Gewicht des vollständigen Kabels beläuft sich auf 35 3/4 Zentner per Meile in der atmosphärischen Luft; doch ist seine spezifische Schwere so gering, daß es im Wasser eilf Meilen seiner eigenen Länge zu tragen vermag; eine Spannung, zu welcher es nie kommen wird, da die bei der Legung des alten Kabels vorgefundene größte Tiefe nicht mehr als 2 1/2 englische Meile beträgt. Der kupferne Konduktorstrang des neuen Kabels ist doppelt so schwer, als das alte Kabel selbst, wird aber dafür, statt nur zweier Worte in der Minute, die Uebersendung von acht Worten in derselben Zeit gestatten.

Man schreibt aus Leipzig, 7. Mai: Unter dem Vorsitz des General-Intendanten v. Hülsen, als Präsidenten des deutschen Bühnenvereins, fanden gestern und heute die Konferenzen im „Hotel de Baviere" statt, woselbst die anwesenden Intendanten und Direktoren Wohnung genommen hatten. Gegenwärtig waren Baron v. Bose aus Wiesbaden, Baron v. Brandt aus Dessau, Hofmarschall v. Heeringen aus Kassel, General-Intendant v. Dingelstedt aus Weimar, Geh. Rath v. Könneritz aus Dresden, Geh. Kommissionsrath Woltersdorf aus Königsberg, Kommissionsrath Wallner aus Berlin, Direktor Schwerner aus Breslau, Direktor Nowack aus Magdeburg, Direktor Meisinger aus Görlitz. Dem Vernehmen nach sollen in den Konferenzen erfreuliche Resultate erzielt worden sein, als: Gründung einer Theaterschule in Berlin, Meyerbeer-Stiftung zur Unterstützung deutscher Tondichter und gemeinsamer Aufführung von Kompositionen derselben auf den Bühnen des Vereins, so wie manche andere Verbesserungen zur Hebung dramatischer Kunst.

Ein schönes Bild idyllischen Staatslebens zeichnet ein Wiesbadener Korrespondent der „Frankf. Postzeitung" in einer Schilderung des bisherigen Entwicklungsgangs des nassauischen Landtags. Der Fortschrittslandtag — schreibt er — nimmt seinen natürlichen Verlauf. Wo man das eine Gespann vor, das andere hinter den Staatswagen in diametral divergirenden Richtungen anspannt, wird es mit dem Vorwärts nicht sonderlich glänzend gehen, ein Satz, der doch wohl einer Kammer bekannt sein müßte, in welcher vielen Staatsmännern praktische Uebung im Fuhrwesen eigen ist. Trotz aller Peitschenhiebe, Flüche, Schimpfreden der fortschrittlichen Rosselenker kommt das Fuhrwerk keinen Zoll voran, weil die Pferde der Regierung doch bedeutend stärker und besser eingefahren sind. Die gouvernementalen Fuhrleute haben hiernach keinen schweren Stand. Sie bedürfen durchaus keines Antreibens ihrer Rosse nach rückwärts, sondern lassen solche nur einfach stillstehen, setzen sich ruhig auf die Deichsel und rauchen gemüthlich ihr Pfeifchen, während den feindlichen Gespannführern und ihren folgsamen Rossen Schweiß und Schaum von den Häuptern rinnt.

Die Esterhazysche Kunstsammlung wird Wien entzogen werden. Man ist bereits mit der Verpackung der Gegenstände beschäftigt und geht unmittelbar an die Versendung nach Pesth. Die Uebersiedlung hängt, wie es scheint, mit der Begründung des Museums in Pesth zusammen, dessen nach Plänen des Berliner Geheimen Ober-Baurathes Stüler ausgeführter Bau sich seiner Vollendung nähert.

Der verlebte Komponist Meyerbeer soll ein Vermögen von 500,000 Frcs. Rente hinterlassen. In seinem Nachlasse fand sich, außer der länger vollendeten „Afrikanerin", noch eine andere Oper, „Judith", vor.

Geschichtskalender. 13. Mai 1779. Der Frieden zu Teschen zwischen Oesterreich und Preußen, unter russischer und französischer Vermittlung geschlossen, und Bayern den Wittelsbachern erhalten.

13. Mai 1803. Stiftung der Akademie der Künste zu München.

13. Mai 1809. Siegreiches Gefecht der bayerischen Division Wrede bei Wörgl über die Tyroler und Oesterreicher unter Feldmarschallieutenant Marquis Chasteler.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 116 Samstag, 14. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Tief im Meer auf diamantnem Grunde . . ."
So sang eine klare Stimme im Walde.

Elvira erhob das Haupt und lauschte. Der Sänger kam näher. Sie blickte dorthin, von wo er kam, und bald erschien ein großer, schlanker Jüngling mit dem Gewehr auf der Schulter und der Jagdtasche an der Seite.

„Fredrik!" rief Elvira. Der Gesang schwieg und der Jäger blickte um sich her, um diejenige zu entdecken, die ihn bei Namen gerufen hatte.

„O! bist Du's, Elvira? Was thust Du hier so ganz allein und mit Thränen auf den Wangen?" rief er aus und stellte das Gewehr weg. „Ich will den Hasen wetten, den ich eben geschossen habe, daß Du wieder mit Armida zusammengestoßen bist. Doch Du brauchst Dir nicht so tief zu Herzen zu nehmen, was sie sagt. Hast Du wirklich über die Worte des liebenswürdigen Fräuleins geweint?"

„Ja, Fredrik, und das nicht zum ersten Male. Sie thun immer weh, hier" — Elvira legte die Hand auf das Herz — „denn sie sind gegen meinen Vater gerichtet, und er ist stets so gut gegen mich gewesen; und dann — ja, dann ärgert mich das so, daß ich weine. Es ist mir, als müßte ich um jeden Preis eine vornehme Dame werden. Ja, ich will und muß eine Gräfin werden, um Armida zu zeigen, daß . . ."

„Du bist eine Närrin!" fiel Fredrik lachend ein. „Ich möchte wohl wissen, was darnach zu fischen ist, Gräfin zu werden. — Nein, Du! da weiß ich etwas Besseres, das Du werden solltest."

Fredrik nahm Platz an ihrer Seite, legte seinen Kopf in Elvira's Schoß und versuchte eine möglichst bequeme Lage zu bekommen. Darauf fuhr er fort:

„Willst Du wissen, was Du werden mußt?"

„O nein; es ist doch einer von Deinen gewöhnlichen Scherzen und ich bin für dergleichen jetzt nicht gestimmt."

„Ich denke ernsthaft zu reden", versicherte Fredrik, indem er den Kopf ein wenig erhob und Elvira anblickte. Sein Gesicht sah wirklich ernsthaft aus.

„Nun, was soll ich denn werden, damit ich nicht länger zu hören brauche, daß ich eine Trödler- und Wuchererstochter bin?"

„Du sollst eine Heilige werden."

„Sagte ich nicht, daß Du Deinen Scherz mit mir treiben wolltest; Das ist nicht recht von Dir, da ich traurig bin."

Elvira wendete das Gesicht hinweg und war nahe daran, wiederum in Thränen auszubrechen.

„Du irrst Dich; ich treibe keinen Scherz mit Dir. Du sollst wissen, daß ich ganz neulich von der heiligen Cäcilia gelesen habe, und da dachte ich, jedes weibliche Wesen sollte eine Heilige werden. Es kam mir so vor, es wäre nothwendig für alle jungen Mädchen, daß sie zur Frömmigkeit erzogen würden, so daß sie mit der Zeit den Engeln glichen. Würdest Du wirklich fromm und sanft, liebe Elvira, würdest Du niemals böse oder fühltest Dich niemals gereizt durch Armida's Worte, und gäbest Du ihr nicht eben so viele Wunden zurück, wie sie Dir gibt, sondern erzeigtest ihr lieber alle möglichen Dienste, während sie ungerecht gegen Dich ist, so würde sie unmöglich ihre boshaften Angriffe gegen Dich fortsetzen können. Nein, sie würde gezwungen werden, Dir gut zu sein, und Du brauchtest Dich von ihr nicht länger Trödlerstochter und dergleichen nennen zu hören."

Fredrik schwieg. Elvira saß lange schweigend da; dann aber sagte sie sanft:

„Du magst wohl Recht haben, und ich möchte gerne versuchen zu thun, wie Du sagst, aber ich glaube nicht, daß ich's kann. — Weißt Du, daß der Oberst jetzt mit seiner Familie auf Timasjö ist?"

„Der Oberst!" rief Fredrik und sprang auf. „Da reise ich morgen! Dem Manne will ich nicht eher in den Weg treten, als bis ich ein Mann bin."

„Siehst Du, Fredrik!" fiel Elvira ein, „Du kannst das Böse nicht vergessen, das er Dir gethan hat, und doch willst Du, ich . . ."

„Du sollst besser sein, als ich; ja, das will ich!" unterbrach sie Fredrik lachend. „Du bist ein Mädchen, Du, und mußt als solches sanfter sein."

Am folgenden Tage reiste Fredrik zu einem seiner Universitätsfreunde und Armida nach Timasjö, um dort als Martha's Gesellschafterin einige Wochen zuzubringen.

Digitized by Google

Der Brief, den Elvira ihr gegeben hatte, enthielt eine Einladung von jener.

Der Eindruck, den Fredrik's Worte auf Elvira gemacht hatten, verdunstete bald. Armida's Abwesenheit, weit entfernt, versöhnend einzuwirken auf den Aerger, den sie empfand, gab demselben nur neue und vermehrte Nahrung, weil Carl einige Tage nach Armida's Abreise von Altorp nach Timasjö von dem Obersten eingeladen wurde.

Carl war ein liebenswürdiger Jüngling, der die Kunst verstand, sich beliebt zu machen, und da der Oberst, welcher glaubte, daß Fredrik noch im Hause der Mutter wäre, und diesem zeigen wollte, daß sein Betragen gegen den Obersten nicht vergessen wäre, Carl einlud, verstand der junge Student diesen Vorzug so zu benutzen, daß sowohl der Oberst und die Oberstin als auch Fräulein Martha ihn baten, er möchte den Besuch recht bald erneuern.

Während der Wochen, da Armida auf Timasjö war, verging kein Tag, an welchem Carl nicht ebenfalls dort war.

Fräulein Martha, bekannt wegen ihrer Schönheit und in gleichem Alter mit Armida, stand gerade in den Jahren, wo ein Mädchen für einen leicht entzündbaren Jüngling am gefährlichsten ist.

Sie war launenhaft, verzogen, herrschsüchtig, stolz und talentvoll, und daher konnte sie zu gleicher Zeit berauschen und peinigen. Carl war nach einer Woche so heftig eingenommen, daß er Alles vergaß, was nicht Martha war.

Elvira's Neid erwachte. Sie litt wirklich, da sie sah, daß Carl keine Gedanken, keinen Sinn für sie hätte, und dieses hielt sie für Armida's Werk.

Elvira's Herz wurde erbittert. Fredrik, dem sie sich anvertrauen konnte, war nicht mehr da, und sie mußte daher ihre Qualen für sich selbst behalten.

Bitterkeit und Eifersucht sind stets die Feinde der bessern Gefühle unseres Herzens. So auch bei Elvira. Zwar sprach sie immer noch ihre Gebete, doch ohne daß der Gedanke den Worten folgte, denn dieser weilte in Timasjö. Die Freude und der muntere Scherz waren entflohen, und es geschah sehr oft, daß Elvira Proben der Ungeduld und üblen Laune gab. Der Gegenstand dieser Ausbrüche war immer Lotta, welche gar nicht begreifen konnte, was dem Kinde einfiel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Pommerais in Paris.

Ueber diesen interessanten Prozeß, der am 9. Mai seinen Anfang nahm, haben wir bereits die Verhandlungen über die ersten Sitzungen in der Zeitung gebracht. Zur Ergänzung theilen wir unter Zugrundelegung des Anklageaktes noch Folgendes mit:

Vor einigen Monaten verbreitete sich in Paris plötzlich die Nachricht, daß ein bekannter, einer alten und angesehenen Familie angehörender Arzt verhaftet worden sei, angeklagt, seine Geliebte, deren Leben er zu seinen Gunsten für die Summe von 550,000 Frcs. versichert hatte, vergiftet zu haben. Anfangs wollte Niemand an die Wahrheit dieser Nachricht glauben, die Journale sprachen nur mit größter Vorsicht von dieser Angelegenheit, ohne auch nur andeutend den Namen des betreffenden Arztes zu nennen. Die Verhaftung desselben wurde aber aufrecht erhalten, und die Untersuchung, die über vier Monate gedauert, endete damit, daß die Anklagekammer den Arzt, Dr. Grafen Couty de la Pommerais, vor den Assisenhof des Seinedepartements unter der doppelten Anklage verwies, im Jahre 1861 die Dame Dubizy und im Jahre 1863 die Wittwe de Pauw durch Vergiftung umgebracht zu haben.

Der Prozeß verspricht nach allen Anzeichen einer der merkwürdigsten der Neuzeit zu werden. Der Zudrang ist ein ungeheurer, und noch niemals waren die den Berichterstattern und den Stenographen eingeräumten Plätze so überfüllt. Nicht allein die Hauptblätter von Paris, sondern auch englische und belgische Zeitungen haben ihre Berichterstatter im Saal; eben so auch einige Buchhändler, so daß voraussichtlich dieser Prozeß seine eigene Literatur haben wird. Er ist auch dadurch interessant, daß zum Erstenmale das Digitalin*) als kriminelle Substanz auftritt. Bisher spielte Arsenik die Hauptrolle, oder Nikotin, wie in dem Prozesse Bocarmé oder Strichnin, wie in verschiedenen Fällen der neuesten Zeit (Palmer vor den Geschworenen von Old-Baylay in England).

Ein Tisch vor dem Gerichtshofe ist ganz mit Phiolen, wie in einem chemischen Laboratorium, bedeckt; in verschiedenen bis jetzt noch sorgfältig verschlossenen Gläsern befinden sich die Eingeweide der Wittwe de Pauw. Unter den Ueberführungsstücken ist u. A. auch ein Petschaft von Stahl, auf welchem ein Wappenschild mit der Grafenkrone eingravirt ist. Auf dem Wappenschild erblickt man einen von einem Drachen gehüteten Apfelbaum und die Devise: „Quis pomn auren tangat?“

Der Anklageakte entnehmen wir Folgendes: Anfangs des Monats November v. Js. lebte in einer kleinen, im zweiten Stocke gelegenen Wohnung eines Hauses der Straße Bonaparte in Paris eine Frau von 42 Jahren, seit 1858 Wittwe eines Malers, Namens de Pauw. Beim Tode desselben war sie ohne Vermögen, mit 3 Kindern, von denen das älteste kaum 8 Jahre alt war. Ihr Gesundheitszustand, gewöhnlich ausgezeich-

*) Das Digitalin ist eine von dem Genfer Chemiker August Le Royer im Jahre 1830 zuerst hergestellte alkalische Substanz, welche, aus dem rothen Fingerhut (digitalis purpurea) gezogen, den ganzen Giftstoff dieser Pflanze in sich konzentrirt.

Digitized by Google

ngt, flößte noch am 16. November nicht die geringste Unruhe ein. Am Tag darauf, um halb 7 Uhr Abends, starb sie in Folge von Erbrechungen, von denen sie des Nachts befallen worden war und deren Heftigkeit unerklärlich erschien. Der deßhalb entstandene Verdacht blieb der Schwester der Wittwe, der Frau Gouchon, nicht verborgen, und am 21. November reichte der Mann derselben eine gerichtliche Klage ein, in der er sich zuerst darauf beschränkte, zu sagen, „der Tod scheine das Resultat einer Vergiftung Seitens einer Person zu sein, die wegen einer Lebensversicherung dabei interessirt sei.“ Es gab hierauf nähere Einzelheiten, und aus seinen Erklärungen, wie aus verschiedenen Erkundigungen, die sie vervollständigten, ging hervor, daß de la Pommerais der Urheber des Verbrechens sei. Man mußte nun vor Allem untersuchen, welches die Ursache ihres Todes gewesen, und eine Leichenöffnung war deßhalb unvermeidlich. Dr. Tardieu, der dieselbe am 30. November vornahm, konstatirte, daß die Abwesenheit jeder Spur einer Krankheit oder Verletzung, welche eine natürliche Ursache des Todes darthun könnte, und gewisse Anzeichen, besonders der Zustand des Verdauungskanals, andeuteten, daß „man annehmen könne, der Tod sei durch die Eingebung von Giftstoffen hervorgebracht worden; die Analyse der Eingeweide könne allein gestatten, sich auf positive Weise auszusprechen.“ Eine am 4. Dezember in der Wohnung des Angeklagten vorgenommene Nachsuchung führte zur Entdeckung verschiedener Papiere und einer außerordentlichen Menge Gifte aller Art. Man belegte unter Anderem ein Fläschchen mit Beschlag, welches 2 Grammes Digitalin enthalten hatte, und in welchem sich nur noch 15 Centrigrammes befanden. Der Angeklagte, aufgefordert, sich wegen des auf ihm haftenden Verdachts zu rechtfertigen, gab so wenig zufriedenstellende Erklärungen ab, daß seine Verhaftung sofort angeordnet werden mußte. Die gerichtlichen Sachverständigen DDr. Tardieu und Rouffin, nahmen die chemische Analyse der organischen Theile der Wittwe de Pauw vor, ebenso der Substanzen, die vom Erbrechen herrührten, und welche den Boden um das Bett der Verstorbenen bedeckten und kamen schließlich zum Resultat: „Die Dame de Pauw ist an Vergiftung gestorben.“ Was die Substanz betrifft, vermittelst deren die Vergiftung hervorgebracht wurde, glauben die Sachverständigen, daß es Digitalin ist, dessen Wirkungen ähnlich denen sind, welche an der de Pauw und später auch an den Thieren, die zu Experimenten gedient haben, beobachtet worden sind. Da die Annahme eines Zufalls oder Selbstmords ausgeschlossen war, mußte man zuerst die Frage stellen: Welcher Beweggrund konnte ein solches Verbrechen einflößen? Sicherlich weder Rache noch Haß. Die de Pauw hatte keine Feinde. Kein Erbe hatte Interesse an ihrem Tode. Das Produkt ihrer Arbeit bildete ihr ganzes Vermögen. Von allen Personen, die sie kannte, hatte ein einziger Mann bei einem solchen Ereignisse Gewinn: es war de la Pommerais. Er kannte bereits seit mehreren Jahren die de Pauw; als Arzt im Jahre 1858 zu ihrem Manne berufen, hatte er diesen bald sterben sehen und wurde kurze Zeit darauf der Geliebte der Wittwe. Diese Beziehungen hatten bis in die Mitte des Jahres 1861 gedauert; im August dieses Jahres wurden dieselben durch die Heirath de la Pommerais' mit Fräulein Dubizy unterbrochen, und beinahe zwei Jahre verflossen, ohne daß der Angeklagte dazu kam, seine ehemalige Geliebte wiederzusehen. Er hatte sich selbst ungeachtet ihrer Bitten geweigert, ihr krankes Kind zu besuchen. Plötzlich jedoch, im Juni 1863, überraschte er die de Pauw mit einem Besuch. Um seine plötzliche Rückkehr zu erklären, behauptete er, er bringe ihr Mittel und Wege um die Zukunft ihrer Kinder zu sichern; sie müßte aber darüber ein tiefes Schweigen beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstgedicht.

Die Jünger saßen trauernd einst beisammen
Und muthlos, daß der Meister sie verlassen;
Sie konnten nicht das Wunderbare fassen:
Da kam der heil'ge Geist mit seinen Flammen.

Da drang von Lippen, die sonst Furcht geschlossen,
Die tiefgefühlte gottgesandte Wahrheit
Mit feur'gen Zungen, und mit reiner Klarheit
Verkündet der Geist sich den Genossen.

Und alle glaubten, alle Völker, — alle
Vereinten sich zur heiligen Gemeinde
Und standen kühn dem finstern Wahrheitsfeinde
Mit tap'rer Kraft gleich einem festen Walle.

Was ist der heil'ge Geist von Gott gesendet?
Der Geist der Wahrheit ist's, die Kraft zum Handeln,
Wenn Großes keimt. So lange Menschen wandeln,
Kommt er herab, auf daß es herrlich endet.

Komm, heil'ger Geist! es will sich Großes schaffen,
Ein edles Volk steht da mit bangem Hoffen,
Das Alte sank vom Wetterstrahl getroffen,
Komm, schütze uns mit deinen Himmelswaffen.

Verkünde wiederum mit feur'gen Zungen
Des großen Welterlösers ew'ge Wahrheit,
Komm, heil'ger Geist, mit deiner Himmelsklarheit,
Bis daß mit Gott das große Werk gelungen.

Hermann Jäger.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Oberhofbaudirektor Laves †.] In Hannover verstarb am 1. Mai der in weiten Kreisen bekannte Oberhofbaudirektor Laves, der Schöpfer vorzüglicher Bauwerke (Theater, Schloß u. s. w.) Am 11. Mai würde, wie der „Hannover'sche Kurier" berichtet, des hochverdienten Künstlers 50jähriges Jubiläum festlich begangen worden sein.

Nach einer Mittheilung der „Petersburger Zeitung" gibt es in Rußland gegenwärtig weit über zwanzig deutsche Sängervereine, von welchen der erste, die Mitauer Liedertafel, bereits 1810 gegründet und 1840 erneuert wurde; hierauf folgte die Rigaer Liedertafel, 1833 gegründet; dann der Reval'sche Männergesangverein vom Jahre 1850 und so fort in chronologischer Reihenfolge der Rigaer Liederkranz 1851, der Dorpater Gesangverein 1851, der Pernauer Männergesangverein 1854, die Felliner Liedertafel 1856, der Rigaer Sängerkreis 1858, der Lemsaler Liederkranz 1859, die Petersburger Liedertafel 1861, der Rigaer Männergesangverein 1862 und die Goldinger Liedertafel 1862. Außerdem bestehen noch deutsche Gesangvereine in Arensburg, Narva, Weißenstein, Wenden, Hasenpoth, Libau, Kronstadt, Wilna, Moskau, Kiew, Tiflis u. s. w., deren Entstehungsjahr augenblicklich nicht angegeben werden kann. In diesen Gesellschaften werden Kompositionen für Männerstimmen von Zöllner, Kücken, Abt, Möhring, Marschner, Kreutzer, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann ꝛc., also überhaupt die besten Sachen aus der deutschen musikalischen Literatur gesungen. Schon im Jahre 1836 feierte Riga ein Gesangsfest. An dem Sängerfest, welches Ende Juni 1857 in Reval stattfand, nahmen auch die Vereine von Pernau, Riga, Narva und St. Petersburg Theil, so daß 300 Sänger beisammen waren. Bei dem baltischen Sängerfest, welches Ende Juni 1861 in Riga gefeiert und von dem bekanntlich ein telegraphischer Gruß an die Theilnehmer des eben im Gang befindlichen Nürnberger Sängerfestes abgesandt wurde, betheiligten sich 670 Sänger aus 21 verschiedenen deutschen Sängervereinen.

Der Untergang der Erde, eine Sache, für die sich jeder Erdbewohner interessirt, wird von den Gelehrten auf verschiedene Art prophezeit. Buffon stellt der Erde als Prognostikon den Tod des Erfrierens, welcher wirklich und wahrhaft nach 90,000 Jahren stattfinden soll. Gruithuisen will sie an Hitze sterben lassen. „Alles", sagt er, „eilt dem Festen zu, dann geräth sie in Brand, läuft brennend eine Million Jahre um die Sonne und stürzt abgebrannt in den Schooß ihrer mütterlichen Freundin." Dr. Olbers prophezeit ihr einen nassen Tod, indem ein Komet durch Druckkraft alles Wasser in die Höhe treiben und die Erde darin ersäufen wird — in 220,000,000 Jahren etwa, wer hat nun Recht?

Englische Blätter berichten: Der Magnetberg der deutschen (vielmehr morgenländischen) Sage ist zu einer naturhistorischen Wahrheit geworden. In Schwedisch-Lappland ist ein magnetischer Berg entdeckt worden. Er ist von einer Ader magnetischen Eisens durchzogen, die eine Dicke von mehreren Fuß hat und die reichste bisher bekannte sein soll. Der Eigenthümer des Bergs hat die Mine bereits aufgeschlossen, in der Hoffnung, die ganze Welt mit Magneten von großer Kraft zu versehen. Einen dieser Magnete, der 68 schwedische Pfund wiegt, hat bereits der im Fach der Elektrizität ausgezeichnete Gelehrte Prof. Dove in Berlin erworben.

[Neuartiges Geschmeide.] In Wiener Juwelen-Handlungen sieht man neuartige Ketten von Gold und Silber, deren Glieder aus kleinen Buchstaben bestehen und in sehr geschmackvoller Weise zusammengesetzt sind.

Charade.

Die Erste führt oft meilenweit
Freund, Bruder, Liebchen, weg.
Die Zweite schafft meist Herzeleid
Auf unserm Lebenssteg.
Das Ganze trug sich kürzlich zu,
D'rum denkt ein Wenig nach mit Ruh,
Und sagt mir, was es ist.

Auflösung der Charade in Nro. 113:
Wörterbuch.

Geschichtskalender. 14. Mai 1752 wird Albrecht Thaer, der Beförderer des Ackerbaues, geboren.

14. Mai 1796 vollzieht der Doktor Jenner die erste Kuhpockenimpfung an einem Knaben.

14. Mai 1813. Beschießung von Hamburg durch Bandamme.

14. Mai 1813. Badische Verordnung zur Aufhebung der standes- und grundherrlichen Gerichtsbarkeit.

14. Mai 1814. Ferdinand des VII. Einzug in Madrid.

15. Mai 1420 wird Johann Krosa, Hussit, auf Befehl Sigismunds verbrannt.

15. Mai 1803. Anfang des Krieges zwischen Frankreich und England.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 117 Montag, 16. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Lotta schrieb an Bromér und bat ihn herauszukommen, um dem Mädchen Vernunft einzureden. Das hatte zwar Lotta schon versucht, aber auf alle Fragen, was Elvira fehlte, nichts Anderes als Ungeduld zur Antwort erhalten. An demselben Tage, da Lotta diese Epistel (die in Parenthese gesagt, in einem sehr merkwürdigen Schwedisch geschrieben war) abgesandt hatte, trat Elvira zu ihr herein und schlug ihr vor, zu einem Käthner zu gehen, den Lotta im Kleinen beschützte.

Lotta willigte sogleich ein und sie begaben sich auf die Wanderung. Elvira hatte einige Kleinigkeiten, die sie der kleinen Tochter des Käthners schenken wollte, und Lotta hatte eine wirkliche Freude daran, daß Elvira jetzt so wie früher an das arme Kind dachte.

Ihr Weg führte durch die Birkenkoppel. Elvira war um einige Schritte voraus, so daß sie vor Lotta die große Landstraße erreichte. Sie war noch nicht viele Schritte gegangen, als sie eine ganze Gesellschaft auf sich zukommen sah. Es waren die Herrschaften von Timasjö.

Bisher hatte Elvira sich sorgfältig gehütet, mit der Familie des Obersten in Berührung zu kommen, denn sie erinnerte sich noch sehr wohl des ersten Zusammentreffens mit derselben. Jetzt fühlte sie gleichwohl keine Neigung, ihr auszuweichen, sondern wurde von einem unwiderstehlichen Verlangen, die an Carl's Seite gehende schöne Martha in der Nähe zu betrachten, vorwärts getrieben. Elvira beschleunigte ihre Schritte, so daß die Entfernung zwischen ihr und Lotta noch größer wurde, als sie vorhin gewesen war.

Ihr Herz klopfte so heftig, daß sie ersticken zu müssen meinte, als sie an der Gesellschaft vorüberging.

Auf Armida's Arm gestützt ging Martha, und an ihrer linken Seite Carl.

Als sie eben an Elvira vorübergingen, wendete Armida das Gesicht ab, um nicht nöthig zu haben, sie zu begrüßen; Carl aber nahm die Mütze ab und nickte ihr freundlich zu, und dieses hatte zur Folge, daß Fräulein Martha einen prüfenden Blick auf das junge Mädchen warf.

Elvira hörte, daß Martha Carl fragte, wer sie wäre, die er grüßte, und daß Armida mit lauter Stimme antwortete:

„O, das war die Tochter des Trödlers, von der ich Dir erzählt habe."

Die übrige Gesellschaft verschwand vor Elvira's Augen, solchen Eindruck machten Armida's Worte auf sie, und vielleicht wären alle vorbei passirt, ohne daß sie darauf Achtung gegeben hätte, wenn nicht die Stimme des Obersten sie veranlaßt hätte, sich umzuwenden. Er sagte:

„Ich irre mich nicht: das ist Lotta!"

Der Oberst und ein bejahrtes Frauenzimmer waren vor Lotta stehen geblieben, welche an der Grabenborte stille stand.

„Ja, es ist wirklich Lotta," stimmte die bejahrte Dame ein mit einer Stimme, die in Elvira's Ohren niedergeschlagen und traurig klang. „Es freut mich, daß ich Dich noch einmal zu sehen bekomme," fuhr sie freundlich fort. „Ich habe oft an Dich gedacht und mich gewundert, wo Du geblieben sein könntest."

„Ihre Gnaden sind allzu gütig!" stotterte Lotta.

„Nun, meine liebe Lotta! wo bist Du denn in den vielen Jahren gewesen?" fragte der Oberst.

„Ich habe fünfzehn Jahre lang bei Herrn Bromér gedient," antwortete Lotta und erhob das gesenkte Haupt.

„Fünfzehn Jahre? Das heißt, Du zogst hin, drei Jahre nachdem Du den Dienst bei meinem Schwiegervater verlassen hattest?" fuhr der Oberst fort.

„Ja, ich kam zu Herrn Bromér in demselben Jahre, da die Schwester der gnädigen Frau starb," sagte Lotta und sah den Obersten fest an.

„Hast Du es dort gut?" fragte die gnädige Frau, indem sie das Gespräch unterbrach.

„Ja, ich kann's mir nicht besser wünschen."

„Was ist das für ein Kerl, Dein Herr?" — Der Oberst wiederholte Bromérs Namen mehrmals, gleichsam als wollte er sich überzeugen, daß er ihm ganz unbekannt war.

„Er ist ein Kaufmann," entgegnete Lotta mit einer Verneigung. Jetzt meinte sie, das Verhör könnte ein Ende haben; das meinte gleichwohl der Oberst nicht, denn er hielt sie mit einer neuen Frage zurück:

„Wohnt Dein Herr hier in der Gegend?"

Digitized by Google

„Nein, nur seine Tochter; diese ist auf Altorp in Pension.“ — Mit diesen Worten entfernte sich Lotta so eilfertig, daß sie Elvira einholte.

Jetzt begann diese ihrerseits Lotta zu verhören. Sie wollte wissen, woher Lotta den Obersten kenne, warum sie niemals davon gesagt hätte, daß sie bei dem Schwiegervater des Obersten gedient hätte, und wer die Schwester der gnädigen Frau wäre. Nachdem Elvira alle diese Fragen gethan hatte, drang sie in Lotta, um Gott weiß was Alles über die Familie des Obersten zu erfahren. Endlich schnitt Lotta diese Fragen ganz kurz ab mit der Erklärung, sie wollte das Gespräch nicht fortsetzen und meinte, das wären Dinge, die Elvira nichts angingen.

Die Neugierde des jungen Mädchens wurde auch bald von andern Gedanken zurückgedrängt. Sie konnte nicht vergessen, wie blendend schön Martha war, auch nicht den Ton, in welchem Armida sich über sie, Elvira, geäußert hatte. Sie meinte die Unglücklichste auf Erden zu sein, da sie bedachte, daß Carl Martha höher liebte, als sie, daß man sie um ihres Vaters willen verachtete und sie nicht einmal grüßen wollte ꝛc.

Sie kam in die Hütte des Käthners ohne das allergeringste Interesse für die Armen; so beschäftigt war sie mit ihren eigenen Leiden.

„Ach!“ dachte Elvira, „wenn ich doch den Tag erlebte, wo Carl meinte, ich wäre schöner als dieses Fräulein, wo ich vornehmer wäre als sie, und Armida es für eine Ehre erachtete, mich zu grüßen, da, da wäre ich sehr glücklich, da wollte ich hier im Leben nichts mehr wünschen!“

Am folgenden Tage kam Herr Bromér, um zu erfahren, was seinem Lieblinge fehlte. Er redete unter vier Augen mit Elvira und sie vertraute ihm den Aerger, welchen sie darüber empfände, daß Armida ihre Herkunft für so schlecht hielte. Sie behauptete, sie wünschte auf Erden nichts mehr, als vornehm werden und einen so schönen Namen, wie Stangenstjöld oder dergleichen, führen zu können.

Bromér hörte schweigend zu. Als das Mädchen geendigt hatte, sagte er:

„In zwei Jahren besitzest Du vielleicht, was Du jetzt wünschest; ob aber das Glück Deine Wünsche begleiten wird, das ist eine andere Frage. Habe indessen Geduld, und ich glaube Dir versprechen zu können, daß Dein Verlangen erfüllt werden soll. Ich bin reich genug, um Dir einen Mann und einen Namen kaufen zu können.“

Unmöglich konnte wohl Jemand sein eigenes Kind höher und leidenschaftlicher lieben, als Bromér Elvira liebte; seiner Liebe aber fehlte die Vernunft, und sie enthielt die größte Schwäche. Je älter Elvira wurde, desto blinder wurde auch Bromér gegen ihre Fehler; und hätte das Mädchen sich die Schätze Perus gewünscht, so würde er Alles gethan haben, um sie ihr zu verschaffen. Für Bromér gab es nur ein einziges Wesen in der Welt, und dieses einzige war Elvira. Er selbst und die übrige Menschheit waren nur Mittel, durch welche sie zu Reichthum und Glück kommen sollte. Elvira's gute Naturanlagen hatten sie bisher bewahrt, allzu großen Schaden von der erhaltenen schiefen moralischen Erziehung zu nehmen, da sie zwischen der Schwäche des Vaters und der Vergötterungs Lotta's in der Mitte stand.

Ihre Religiosität bestand darin, täglich ein Kapitel in der Bibel zu lesen, ihr Morgen- und Abendgebet regelmäßig zu beten und an jedem Sonntage in die Kirche zu gehen; doch es fehlte ihr das lebendige und durchgreifende Interesse für den Geist in dem Worte und für das Göttliche in der christlichen Lehre, welche macht, daß der Mensch seine weltlichen Gefühle und Wünsche zu beherrschen sucht.

Lotta hatte ihre Eltern gar nicht gekannt, kannte also auch nicht die Pflichten gegen dieselben; sie war unverheirathet, verstand daher auch nicht, wie eine Ehefrau handeln sollte. Was sie selbst nicht verstand, konnte sie also dem Mädchen auch nicht beibringen. Sie hatte Elviren gelehrt, sie müßte suchen immer so gegen Andere zu handeln, wie sie wünschte, daß diese gegen sie handelten, sich selbst für das Rechte aufopfern und das Gute thun, um Gottes Segen zu verdienen; dabei aber hatte sie von den Kinderjahren an bedauert, daß Elvira nicht zu Namen und Rang geboren wäre und dadurch früh das Verlangen des Kindes nach demjenigen geweckt, was es nicht besaß.

Das Verlangen nach einer glänzenden Stellung in der Welt, welches Lotta, ohne daran zu denken, in Elviren erzeugt hatte, wurde durch Armida's verletzende Worte zur Hauptleidenschaft gesteigert und sollte auch eine entscheidende Rolle in Elvira's Leben spielen. Der Neid, den sie gegen Martha empfand, war ebenfalls kein Gefühl, das diesem von der Kindheit an geweckten und genährten Verlangen entgegen arbeitete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Pommerais in Paris.

(Fortsetzung.)

Der Angeklagte schlug ihr folgende Kombinationen vor: Sie sollte auf ihr Leben die Summe von 550,000 Francs, zahlbar am Tage ihres Todes, versichern; er übernehme die Bezahlung der Prämien. Es war aber zu klar, daß diese Operation für die de Pauw und deren Kinder nicht den geringsten Vortheil darbiete; de la Pommerais fügte aber hinzu, daß es Ein Mittel gäbe, aus dieser Affaire einen sofortigen Nutzen zu ziehen. Kurze Zeit nach dem Abschlusse derselben solle die de Pauw eine Krankheit erheucheln, so daß die Lebens-

Digitized by Google

versicherungsgesellschaften glaubten, sie sei nahe am Sterben. Die Gesellschaften würden darüber erschrecken; er würde sich dann zu ihnen begeben und ihnen die Vernichtung der Police gegen eine lebenslängliche Rente von 6000 Franks, von Neujahr 1864 an zahlbar, vorschlagen. Er würde diese Summe mit ihr theilen. Die Wittwe hatte nicht den Muth, diese Vorschläge zurückzuweisen. Nicht im Stande, den wahren Zweck de la Pommerais' zu ahnen, dabei beherrscht von der Leidenschaft, welche stärker denn je für ihn erwacht war, überließ sie sich ihm blindlings und stellte ihm anheim, Alles zu ordnen, wie er es für gut fände. Obgleich er nun die ganze Leitung übernahm, vermied er es doch, unmittelbar mit den Versicherungsgesellschaften in Verbindung zu treten. Er machte die Wittwe mit einem Mäkler, Namens de Smidt, bekannt, welcher die Vermittlung übernahm und den Direktoren der Gesellschaften sagte, ein reicher Mann, der Graf de la Pommerais, wolle die Zukunft der Kinder, welche er mit der Wittwe de Pauw gehabt, sichern. Da die Gesundheit der Letztern als vortrefflich anerkannt worden war, gestatteten ihr sechs französische Gesellschaften, La Generale, La Nationale, La Paternelle, L'Union, Le Phenix und L'Imperiale, und zwei englisch-französische Gesellschaften L'Internationale und The Gresham, eine Versicherung für die Gesammtsumme von 550,000 Fr. einzugehen. Die acht Versicherungspolicen wurden vom 8. bis 21. Juli unterzeichnet, und die de Pauw ging die Verpflichtung ein, während ihres ganzen Leben 18,840 Franks Prämie per Jahr zu bezahlen. De la Pommerais lieferte, seinem Versprechen gemäß, dem de Smidt die Mittel, um die Zahlung zu leisten. Kaum waren die Policen abgeliefert, als er nur noch Eine Sorge hatte, die, sich das Benefiz derselben zu sichern. Er begab sich zu Levaux, einem Anwalte des Seine-Tribunals. Ohne ihm jedoch zu sagen, daß die Versicherungspolicen unterzeichnet seien und sich auf 550,000 Francs beliefen, theilte er ihm nur mit, daß er der Wittwe de Pauw 100,000 Francs geliehen habe, daß, da diese für den Augenblick außer Stande sei, zu zahlen, sie ihm anbiete, mit der „Nationale" eine Assekuranz abzuschließen, für welche er die Prämie bezahle und die ihm gestatte, nach dem Tode der Schuldnerin die 100,000 Francs zu erheben. Er bat Herrn Levaux zugleich, ihm eine Urkunde auszufertigen, um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Levaux, der keinen Grund hatte, diese Erklärungen in Zweifel zu ziehen, stellte diese Urkunde aus. Die Wittwe de Pauw erkennt darin an, von de la Pommerais zahlreiche Darlehen erhalten zu haben, deren Betrag nach Uebereinkommen auf die Summe von 100,000 Francs festgesetzt worden, und verpflichtet sich, sich in der Gesellschaft „La Nationale" für die nämliche, nach ihrem Tode zu bezahlende Summe versichern zu lassen. Es wurde hierauf gesagt, daß diese Assekuranz zum Nutzen de la Pommerais abgeschlossen worden sei, der sich verpflichte, für die Bezahlung der Prämien aufzukommen. Durch Ausstellung dieser Urkunde hatte der Angeklagte gewiß nur Einen Zweck, nämlich den, ein Muster zu haben, um hiernach eine andere, seinen Absichten entsprechendere Urkunde abzufassen. Deßhalb ließ er auch am 30. Aug. die Wittwe de Pauw eine zweite Urkunde unterzeichnen, die der anderen vollständig ähnlich war, nur daß die Schuldsumme auf 550,000 Francs statt auf 100,000 Francs festgesetzt wurde, und worin sich die Wittwe de Pauw verpflichtete, zu Gunsten de la Pommerais Versicherungspolicen für die nämliche Summe zu unterzeichnen, während die Kontrakte bereits vollzogen und ihm acht Policen übergeben worden waren. In der Absicht, allen Eventualitäten zuvorzukommen und im Stande zu sein, alle Einsprüche zurückzuweisen, die man im Namen der Kinder der de Pauw erheben könnte, ließ er sich von derselben ein Testament übergeben, in welcher dieselbe von Neuem erklärte, ihm das Eigenthum und das Benefiz der acht Assekuranz-Kontrakte abzutreten; sie setzte ihn außerdem als ihren einzigen Erben ein. Es handelte sich jetzt für den Angeklagten darum, Vortheil aus allen diesen Akten zu ziehen; nun konnte aber der Tod der Wittwe Pauw allein ihn von der jährlichen Bezahlung der ganz außer Verhältniß zu seinen Hilfsmitteln stehenden Prämien befreien und es ihm zu gleicher Zeit ermöglichen, die 550,000 Francs zu erheben, nach denen er so begierig strebte. Im Januar sollte die nächste Prämie bezahlt werden. Es war wichtig für de la Pommerais, dieselbe nicht zu bezahlen; er begann deßhalb auch sofort mit der Ausführung seiner verbrecherischen Plane.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am Theater in der Josephstadt in Wien ist dieser Tage das erste Auftreten des einfüßigen spanischen Tänzers Donato erfolgt. Wiener Blätter sagen darüber: Mit sehr gemischten Gefühlen erwartete offenbar das Publikum das Auftreten des einfüßigen Tänzers; die Unterhaltung vor Beginn des Theaters und in den Zwischenakten legte Zeugniß davon ab. Niemand aber war von der Furcht frei, es werde mehr das Mitleid mit einem Unglücklichen wachgerufen, als ein ästhetischer Genuß geboten werden. Das Eintreten des einfüßigen Künstlers konnte diese Ansicht nur bestärken. Der Vorhang erhebt sich, es erscheint ein Einfüßiger im Balletkostüme, auf eine Krücke gestützt, auf der Bühne, hinkt bis an die Rampe und legt die Krücke dann auf die Seite; nun aber scheint plötzlich in der Persönlichkeit selbst eine Umwandlung vorzugehen. In raschen Sprüngen, unter dem Klange der Castagnetten, tritt vor dem Publikum ein Tänzer in Stellungen, Be-

Digitized by Google

wegungen und kreiselförmigen Schwenkungen auf, die an jedem Balletkünstler Aufsehen, Verwunderung und Beifall finden müßten. Man vergißt, daß Alles, was vorgeführt wird, nur auf Einem Bein getanzt wird; man sieht einen vollendeten Künstler vor sich; aber doch weiß man, ohne eben daran erinnert zu werden, daß er mit physischen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die unüberwindlich scheinen. Die Pirouetten namentlich schlägt Herr Donato mit einer unerhörten Ausdauer und Schnelligkeit, man zählte 57 Umdrehungen seines Körpers in einer halben Minute.

Von Shakespeare wird nachstehende Anekdote erzählt: Während einer der Hoftheatervorstellungen im Banket-Haus von Whitehall, als Shakespeare in seinem eigenen Drama die Rolle Heinrich's VI. spielte, kam die Königin auf den Einfall, sein ihr oft gerühmtes Improvisationstalent auf die Probe zu stellen. Die Loge der Königin war unmittelbar über der Bühne, und eine kleine Treppe führte hinunter, vor welcher die beiden Leibwächter Ihrer Majestät mit großen Hellebarden standen. In dem Augenblicke, wo Heinrich VI. in der Mitte seiner Edlen die Bühne betrat, welche das Parlament vorstellen soll, ließ die Königin ihren Handschuh über die Logenbrüstung gerade zu Shakespeare's Füßen niederfallen. Dieser, sobald er den Handschuh hatte fallen sehen, schritt, ohne sich zu besinnen, vor, und sich mitten in seiner Rede unterbrechend, hob er ihn auf mit folgenden Worten, die er in seinem Charakter als König improvisirte:

„Und ob wir gleich in dieser hohen Sendung
Begriffen nun, so beugen wir uns doch,
Um aufzuheben uns'rer Base Handschuh."

Dann, nachdem er den Handschuh auf die Hellebarde eines der Leibwächter gesteckt, von welcher die Königin denselben lächelnd herabnahm, trat er zurück und spielte seine Rolle weiter.

Der amerikanische Flottenkalender für 1864, welcher bis zu Mitte März ds. Js. fortgeführt ist, gibt die Stärke der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten auf 622 Fahrzeuge aller Gattungen an, wovon 432 Dampfschiffe und 74 Panzer- oder Widderschiffe sind. Die gesammte Flotte ist in neun Geschwader eingetheilt: das nordatlantische unter Kontreadmiral Lee, das südatlantische unter Dahlgren, das Ostgolfgeschwader unter Bailey, das Westgolfgeschwader unter Farragut, das Mississippigeschwader unter Porter, das westindische unter Lardner, das Geschwader des stillen Weltmeeres unter Bell, das Geschwader der ostindischen Gewässer und des Mittelmeeres, und zuletzt die Potomac-Flottile. — Die Zahl der seit Beginn des Krieges durch Verlust, Wegnahme, Zerstörung oder Verkauf abgegangenen Schiffe der Kriegsmarine ist 42, von welchen 11 in die Hände der Konföderirten gefallen sind.

[Ein Falschmünzerprozeß] wurde vorige Woche in Prag verhandelt. Es handelte sich um die Fälschung von Zehnkreuzerscheinen. Das Urtheil lautete: Anton Bretfeld, Baron v. Kronenburg und Franz Kopriwa wurden von der Anklage des Verbrechens der Nachahmung öffentlicher Kreditpapiere wegen Unzulänglichkeit der Beweise freigesprochen. Eduard Dietz wurde des Verbrechens der Fälschung und des Betruges und eines Vergehens schuldig befunden und zum schweren Kerker in der Dauer von 13 Jahren verurtheilt. Joseph Wopicka endlich wurde der Theilnahme an dem Verbrechen der Fälschung schuldig erkannt und zu schwerem Kerker in der Dauer von 10 Jahren verurtheilt.

Das städtische Theater in Fiume war am 27. April der Schauplatz arger Ruhestörungen. Der Unternehmer Ubaldi hatte erklärt, er werde das letzte Quartal nicht zahlen können, worauf sich die Sänger an die Theaterdirektion wendeten und erklärten, daß sie, wenn ihnen ihre Gage nicht gesichert würde, nicht mehr singen wollten. Die Direktion versprach ihre Vermittlung; die Sänger bestanden aber auf einer reellen Garantie. Jetzt nahm die Direktion den Beistand der Stadtbehörde in Anspruch, welche die Künstler bedeuten ließ, daß sie ihren Widerstand aufgeben sollten, widrigenfalls sie mit Gewalt in's Theater geführt werden würden. Letzteres geschah in der That unter großem Aufsehen und Volkszulauf. Die Musik begann, der Vorhang wurde aufgezogen, der Tenor erschien, machte aber den Mund nicht auf. Das Publikum murrte und zischte, der Vorhang fiel; als er sich wieder erhob, zeigte sich das ganze Opernpersonal, der Bassist schilderte die dem Personal widerfahrene Unbill und stellte dem Publikum das Urtheil anheim. Dieses nahm lärmend gegen die Direktion Partei, und schließlich wurden die Sänger in's Gefängniß geführt, aus dem man sie jedoch nach ein Paar Stunden wieder entließ.

Geschichtskalender. 16. Mai 1797 wird Venedig von den Franzosen besetzt; 4000 Mann ziehen ein und nehmen Besitz von den Forts und dem St. Markusplatz.

16. Mai 1685. Karl, Kurfürst in der Pfalz, stirbt und Philipp Wilhelm, Pfalzgraf zu Neuburg, tritt die Regierung des Kurfürstenthums Pfalz an.

16. Mai 1813. Verkündigung eines neuen Strafgesetzbuchs in Bayern.

16. Mai 1813. General Bülow in Belitz. — Marschall Viktor entsetzt Wittenberg.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Waisandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 118 Dienstag, 17. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Wiederum war ein ganzes Jahr verflossen.

Armida war jetzt Gesellschaftsdame bei dem Fräulein Stangenskjöld.

Carl und Fredrik waren während dieser zwölf Monate nicht zu Hause gewesen.

Elvira war konfirmirt, und es war beschlossen, daß sie im Sommer mit dem Vater eine Reise in's Ausland machen sollte.

Doch konnte Broméer um seiner Geschäfte willen die Reise erst im Spätsommer antreten.

Seine Gesundheit hatte in der letzten Zeit sehr gelitten und der Arzt hatte ihm Veränderung des Aufenthaltsortes und Ruhe von aller Arbeit vorgeschrieben. In Folge dessen beschloß er seine Pfandverleihungs- und Trödlergeschäfte abzuschließen und sich nach einigen Jahren, die er im Auslande verleben wollte, auf den Großhandel zu werfen.

Der Juni stand in voller Blüthe.

Carl hatte jetzt sein Kanzleiexamen gemacht und wurde zu Hause erwartet.

Schön war der Nachmittag, an welchem sich Elvira an dieselbe Landungsbrücke begab, an der sie die jungen Herren zuerst dadurch empfing, daß sie kopfüber in's Wasser stürzte. Ein Gefühl von Unruhe und Sehnsucht erfüllte Elvira bei dem bloßen Gedanken an das Zusammentreffen mit Carl.

Das Boot, welches den neuen Kanzlisten und seinen Bruder nach Altorp brachte, näherte sich. Elvira schwenkte das Taschentuch, und ihr Herz klopfte im Takte mit demselben.

Sie sollte Carl, das Ideal ihrer Träume, wiedersehen. —

Das sechszehnjährige Mädchen, das in der Gesellschaft ihrer Mitschülerinnen unzählige Romane gelesen hatte, war jetzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie für das ganze Leben an Carl gefesselt wäre. Glück und Unglück hing davon ab, daß er sie liebte. Wahr ist inzwischen, daß Elvira ihn mit Herz und Seele liebte, und daß ihr Gefühl jetzt auf ihn konzentrirt war.

Das Boot legte an. Aus demselben sprang zuerst Fredrik. Elvira merkte ihn kaum; sie reichte die beiden Hände Carl, der gleich nach Fredrik auf die Brücke sprang. Er war so schön, daß Elvira vor lauter Entzücken kein Wort über ihre Lippen bringen konnte.

„Mein Gott, Elvira! Ich kenne Dich kaum mehr! Welch' ein entzückendes Mädchen Du geworden bist!“ rief Carl und küßte die kleinen Hände.

Sie erröthete, lächelte und sah glücklich aus.

Die Monate Juni und Juli flogen dahin wie ein froher Traum.

Elvira glaubte zu lieben und geliebt zu sein. Carl und sie hatten sich das schon in den ersten Wochen gegenseitig gesagt, und genossen nun des seligen Glückes, das die Jugendliebe mit allen dieselbe begleitenden Illusionen schenken kann.

Sie bauten Luftschlösser. Carl sollte um Elvira's Hand bei ihrem Vater anhalten, wenn dieser käme, um Elvira zu der ausländischen Reise abzuholen. Wenn Elvira zurückkehrte, wollten sie sich heirathen. Die Gedanken, die Gattin eines vornehmen Mannes zu werden, waren jetzt aus Elvira's Seele verbannt, und sie hatte nur einen Wunsch, nämlich, als Carls Gattin leben und sterben zu können.

Plötzlich wurde gleichwohl ihr schöner Traum gestört durch die Nachricht, daß der Oberst Stangenskjöld mit seiner Familie nach Timasjö.

Am Tage nach der Ankunft des Obersten machte Carl einen Besuch auf Timasjö.

Elvira vermochte ihre Gefühle nicht zu beherrschen, sondern sagte Carl, sie fürchtete, daß Martha sie ausstechen würde.

Carl lachte und versicherte, wenn er jemals für Martha gebrannt hätte, so wäre diese Flamme längst erloschen; Elvira wäre die erste und die einzige, die er liebte. Als einen Beweis von der Wahrheit seiner Worte forderte Elvira, daß er nicht mehr nach Timasjö gehen sollte; da aber bewies Carl ihr, daß dieses unhöflich, daß es ein Opfer wäre, das er der Konvenienz brächte, und Elvira war gezwungen, ihm Recht zu geben.

Carl erneuerte den Besuch auf Timasjö.

Zwei Wochen verflossen, die für Elvira wirkliche Pein enthielten. Carl war wohl gleich zärtlich und verliebt, aber er ließ sich nicht von seinen täglichen Be-

Digitized by Google

suchen auf Timasjö abhalten. Elvira verlebte die Stunden, in denen er dort war, in der größten Unruhe und wurde von dem bittersten Neide verzehrt.

Da kam ein Brief von Bromár. Er meldete Elvira und Lotta, sie sollten sich schon in den ersten Tagen des September zu der ausländischen Reise bereit halten. Der Brief war begleitet von einer Menge Sachen und Zeuge, die zu der langen Reise fertig gemacht werden sollten. Nun bekamen Beide, Lotta und Elvira, große Eile. Die Letztgenannte erhielt dadurch für ihre Eifersucht einen Ableiter. Nachdem Carl von ihr den Inhalt des Briefes erfahren hatte, blieb er drei ganze Tage zu Hause, ohne Timasjö zu besuchen. Er war fröhlich und liebenswürdig; wenn aber Elvira die Rede auf ihre Verlobung leitete, und daß Carl bei der Ankunft des Vaters um ihre Hand anhalten sollte, fing Carl an von andern Dingen zu reden.

Es verfloß eine glückselige Woche. Darauf entfernte sich Carl an einem Morgen ganz früh, um zu jagen, wie die Propstin sagte. Elvira glaubte das und beschloß, ihm am Vormittage entgegen zu gehen. Sie that das auch wirklich, kehrte aber mit betrübtem Herzen von der Promenade zurück. Sie hatte ihren Carl nicht getroffen, von einem kleinen Bauernmädchen dagegen erfahren, daß er mit den Herrschaften auf Timasjö eine Lustparthie machte. Elvira ging sogleich in ihr Zimmer, warf sich auf das Sopha und brach in heftiges Schluchzen aus. Während sie rücksichtslos ihrem Schmerze Luft machte, wurde dieser gehemmt durch zwei Stimmen, die im Garten redeten. Augenblicklich saß sie aufrecht, um zu lauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Pommerais in Paris.

(Fortsetzung.)

Seit lange schon hatte sich de la Pommerais das nöthige Gift verschafft; schon im Juni, als er seine Beziehungen zur de Pauw wieder anknüpfte, hatte er zuerst ein Gramm und acht Tage später zwei Gramme Digitalin gekauft. Er wußte sehr gut, daß dieses Gift keine Spuren zurücklasse; aber er mußte das Erbrechen erklären können, welches das Digitalin immer zur Folge hat. In dieser Absicht, und sobald er sich im Besitze des Testamentes befand, erinnerte er die Pauw daran, daß sie um den Rückkauf ihrer Versicherungs-Polcen zu günstigen Bedingungen zu erhalten, eine Krankheit heucheln müsse. Sie befolgte alsbald seine Rathschläge, und da im September in ihrer Treppe ein Fensterrahmen mit großem Geräusche herabgefallen war, so benutzte sie Dieses, um zu sagen, sie habe einen heftigen Sturz gethan, und von da an über große Magenschmerzen zu klagen. Sie that noch mehr: in der Absicht, später ihren Krankheitszustand zu rechtfertigen, befragte sie verschiedene Aerzte, die, ohne eine genügende Untersuchung vorzunehmen und ohne die Erzählung, die sie vorbrachte, ernstlich zu prüfen, ihr verschiedene Rezepte verschrieben, welche sie aber an La Pommerais auslieferte. So kam der November heran, und der Angeklagte glaubte den Augenblick gekommen, um den letzten Schlag zu führen. Als kein einziges Aktenstück mehr fehlte, forderte er die de Pauw auf, das Zimmer zu hüten und sich für kränker auszugeben, denn je. Die Wittwe ging also vom 12. November an nicht mehr aus; und um die Erheuchelung vollständiger zu machen und den Arzt, den die Versicherungsgesellschaften zu ihrer Untersuchung senden würden, leichter täuschen zu können, kündigte ihr der Angeklagte an, daß er ihr etwas eingeben werde, um sie in Aufregung zu versetzen. In Erwartung der Verwirklichung dieses perfiden Versprechens, dazu geeignet, die Wittwe de Pauw zu bestimmen, ohne Mißtrauen Alles zu nehmen, was er ihr geben würde, war ihre Gesundheit die vortrefflichste und ihr Gemüthszustand sogar der heiterste. Die Empfehlungen, welche ihr de la Pommerais betreffs der Bewahrung des Geheimnisses gemacht hatte, verhinderten sie nicht, ihren Freundinnen wie Nachbarn alle ihre Hoffnungen zu vertrauen. „Wenn es gelingt," sagte sie, „so wird es mein Glück und das meiner Kinder sein." Am Freitag den 13. November bat sie ihre Freundin, die Dame de Ridder, schriftlich, den nächsten Abend mit ihr zu verbringen. „Die Aerzte," schrieb sie in spöttischem Tone, „finden, daß ich sehr krank bin. Ich habe große Hoffnung, nach Dem zu urtheilen, was er mir gestern sagte, daß ich, wenn es gelingt, 3000 Frcs. Rente haben werde. Ich werde Ihnen Dieses morgen erzählen." Die Besuche des Angeklagten, von dem in den obigen Zeilen augenscheinlich die Rede ist, wurden aber häufiger. Er ließ die Pauw wissen, daß er den Samstag Abend mit ihr verbringen werde, und da er sehr darauf hielt, mit ihr allein zu sein, so wurde das der Dame Ridder gegebene Rendezvous abgesagt. De la Pommerais kam in der That um 8 Uhr Abends an. Er brachte lange Zeit bei ihr zu, und Niemand anders sah sie bis zum nächsten Morgen. Es war gegen halb 7 Uhr Morgens, als die Wittwe Pigerre, die, wie gewöhnlich das Brod brachte, in das Zimmer trat und die Wittwe Pauw in dem traurigen Zustande fand; ihr Gesicht verrieth lebhafte Schmerzen; ihr Bett und der Fußboden vor demselben war mit den Nachts erbrochenen Substanzen bedeckt. Schon um 8 Uhr Morgens kam Pommerais wieder und blieb, wie auch während des Abends, allein mit der Wittwe Pauw.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rede Thiers bei Gelegenheit der Budgetberathung im gesetzgebenden Körper.

(Fortsetzung.)

Paris, 6. Mai 1864.

Die Republik half sich mit der Ausgabe neuer Renten, nicht al pari, sondern nach dem Kurswerthe, und mit Hülfe anderer guten Finanzmaßregeln gelang es ihr, nach drei Jahren das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wiederherzustellen; ihr Budget überstieg jetzt nicht mehr das der Julimonarchie. . . . Wie kommt es nun, daß seit 1851 unser Budget von 1500 auf 2300 Millionen gewachsen ist? . . . Drei Perioden haben wir hierbei ins Auge zu fassen, die erste erstreckt sich vom Beginne des Kaiserreichs bis zum Krimkriege, die zweite umfaßt den italienischen und den Krimkrieg, die dritte endlich beginnt 1861 mit den entfernten Expeditionen und dem Krieg in Meriko. Ich erkenne an, daß die Jahre 1852—1854 für Frankreich glücklich waren; die Ordnung war wieder hergestellt, der Spekulationsgeist ungewöhnlich belebt und die Einnahmen um 100 Millionen gestiegen, die jedoch bald absorbirt wurden. Die kaiserliche Regierung war von Absichten beseelt, die ich, weit entfernt sie zu tadeln, sogar unter gewissen Vorbehalten billige — der Kaiser wollte die Macht in ihrem vollen Glanze wiederherstellen, die Freiheit war nach ihm nur vertagt, sie sollte aber den Schlußstein seines Gebäudes bilden. Die Geister mußten durch große Arbeiten beschäftigt werden. . . . Ich billige dieß, wie gesagt, unter dem Vorbehalte, daß man die Gränzen der Nützlichkeit nicht überschreite, daß man dem Luxus nicht ungeheure Summen opfere. Auch die großen Unternehmungen halte ich für gut, sobald sie auf die absolut nothwendigen Kriege beschränkt werden und man sich nicht zu solchen Unternehmungen hinreißen läßt, die oft nur ein Nachgeben für gewisse Schwachheiten der öffentlichen Meinung sind. . . . Das Kapitel der Dotation stieg mit dem Kaiserreich um 28 Millionen, und ein großer Theil dieser Summe wurde auf die Wiederherstellung gewisser von der Republik aufgehobener Würden verwendet. 1854 trat der Krimkrieg hinzu, und hier beginnt die Steigerung des Budgets in außerordentlichem Maßstabe.... Der Krimkrieg war ein Glück für Frankreich und Europa, und was er auch gekostet haben mag, so sind seine guten Wirkungen nicht zu theuer bezahlt . . . . Hr. Thiers geht nun die Finanzverwaltung der nächsten Jahre unter dem Minister Magne durch, dem er alle Eigenschaften eines guten Finanzministers zuspricht, nur daß er den Daumen nicht genug auf dem Staatssäckel zu halten gewußt habe, und fährt dann fort: Nach dem Krimkriege war das Budget auf 1 Milliarde 800 Millionen gestiegen, der italienische Krieg brachte dasselbe auf 2 Milliarden. Wenn wir nach der Ursache fragen, warum das Budget nicht wenigstens auf dieser Summe stehen geblieben ist, so muß ich antworten, daß mit den großen Ausgaben die kleinen stets unterlaufen, daß man immer mehr für den Glanz der Macht thun wollte, die großen öffentlichen Arbeiten fortsetzte und die entfernten Expeditionen unternahm. Damals erhoben sich zahlreiche Stimmen gegen die Supplementarkredite, aber man vergaß, daß nicht der Finanzminister die Schuld trägt, wenn er mit Nachforderungen an die Kammer herantritt, sondern diejenigen, welche diese Ausgaben verursachen — die Politik der Regierung war es, gegen die man sich hätte wenden müssen. Hr. Fould, dem die Finanzlage ernste Besorgnisse bereitete, sprach von der Nothwendigkeit, die Supplementarkredite zu beseitigen und der Kaiser entäußerte sich mit wunderbarer Bereitwilligkeit dieses Theiles seiner Prärogative. Wenn ich damals die Ehre gehabt hätte, Sr. Majestät berathend zur Seite zu stehen, so würde ich gesagt haben: „Sire, verzichten Sie nicht auf die Supplementarkredite, denn man kann nie wissen, welche Bedürfnisse im Laufe des Jahres eintreten, und Sie werden dann gezwungen sein, das Gesetz zu überschreiten, was in jedem Falle mißlich ist. Ich würde hinzugefügt haben: Statt jener werthvollen Prärogative sich zu entäußern, erlauben Sie mir Ihre Politik ein wenig zu kritisiren, und stellen Sie zu diesem Zwecke den nöthigen Verkehr zwischen mir und meinen Kollegen, so wie zwischen ihnen und den Kammern her." Der ehrenwerthe Herr Fould führte diese Sprache nicht, er forderte von dem Kaiser die Verzichtleistung auf das Recht, Supplementar-Kredite zu eröffnen; der bekannte Senatsbeschluß wurde ins Leben gerufen und Hr. Fould kehrte ins Finanz-Ministerium auf einem Triumphwagen zurück, von dessen Rädern seine Vorgänger einigermaßen gestoßen wurden. Hr. Fould schuf neue Abgaben und griff zu dem Mittel der Renten-Konversion, die ich als eine ungerechte Finanzmaßregel gegen die Staatsgläubiger bezeichnen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal.

Des Mannes Namen wollt ihr preisen,
Der jüngst aus unsrer Mitte schied,
Des Dankes Fülle ihm beweisen,
Der tief in euerm Herzen glüht:
Dem Edelsten im Fürstenhain
Ein Denkmal eurer Liebe weih'n.

Ein Mausoleum wollt ihr haben,
Ein Werk aus Marmor oder Erz,
Mit Flammenschrift hineinzugraben
Des Vaterlandes herben Schmerz;
Die spät'ste Nachwelt soll es lesen,
Wie groß, wie herrlich er gewesen.

Digitized by Google

Und flammend soll's darauf erglühen,
Welch' reichen Segen er gestreut,
Wie seines Zepters heißes Mühen
Dem Vaterlande er geweiht;
Wie noch gestrahlt sein letzter Blick
Für Deutschlands Ehr', für Deutschlands Glück.

Welch' hoher Sinn in ihm gelebet
Für Alles, was sein Volk beglückt;
Wie rastlos er danach gestrebet,
Was eine Krone wahrhaft schmückt;
Denn Volkes Wohlfahrt und Gedeih'n
Ziert mehr als Gold und Edelstein.

Gedank und Wort ließ frei er walten
Und fesselos der Wahrheit Licht
„Mit seinem Volke Frieden halten,"
Hielt er für seine erste Pflicht.
Dieß große Wort, ihr habt's gehört,
Es ist's, was ihn am meisten ehrt.

Und wie erstrahlt sein edler Sinn
Dem heh'ren Wissen zugewandt!
Schaut nach der Schaar der Geister hin,
Die strahlend seinen Thron umstand!
Des Thrones Glanz und wahre Kraft
Sproßt aus dem Born der Wissenschaft.

Mag Frankreich Monumente bauen
Aus Glocken- und Kanonenguß;
Mag's staunend zum Kolosse schauen,
Der nur auf Blut und Thränen ruht; —
Laßt ihm des Ruhmes blut'ge Last
Die Siege, die die Menschheit haßt!

Nicht so laßt uns dem Edeln preisen,
Nicht bringen so des Dankes Zoll!
Aus Marmor nicht, auch nicht aus Eisen
Sein Denkmal sich erheben soll;
Das deutsche Herz, ein Blüthenhain,
Das soll der Liebe Denkmal sein!

Hierher laßt eu're Gaben fluthen,
Die Spenden eu'rer Zärtlichkeit:
Ein Saatenfeld des Edeln, Guten,
Der Tugend, und dem Fleiß geweiht;
Dem deutschen Geist und seiner Kraft,
Der hehren Kunst und Wissenschaft!

Ja solches Bauwerk wird euch ehren,
Wird Kind und Kindeskind erfreu'n;
Wird euch des Himmels Huld gewähren
Und Segensfülle auf euch streu'n;
Wird dauern über Raum und Zeit
Ein Tempel der Unsterblichkeit.

Mannigfaltigkeiten.

[Wrangels Dekorirung mit dem Maria-Theresen-Orden.] Aus Kolding, 2. Mai, wird der „Bohemia" geschrieben: „Vorgestern erlebten wir eine gemüthliche und erhebende Scene. Feldmarschall Wrangel, welcher bekanntlich von Sr. Majestät dem Kaiser zum Kommandeur des Maria-Theresia-Ordens und Inhaber des Kürassier-Regiments Nr. 2 ernannt worden ist, schrieb an FML. Gablenz, daß er diese hohe Auszeichnung nur in der Mitte österreichischer Offiziere entgegennehmen könne, und deßhalb selbst in das österreichische Haupt-quartier nach Kolding kommen werde. Demzufolge versammelte sich vorgestern das österreichische Offizierkorps, und bildete in dem Saale, wo das Festdiner stattfand, einen Halbkreis um die beiden Feldherren Preußens und Oesterreichs. Der alte Wrangel war sehr gerührt und sagte: „Se. Majestät Ihr hochverehrter Kaiser hat mir mit solchen Auszeichnungen beglückt, daß ich dieselben nur in der Mitte so ausgezeichneter Offiziere annehmen kann, und da ich durch die Gnade Sr. Majestät des Kaisers nun auch Mitglied der so braven und tapfern österreichischen Armee geworden bin, so nehmen Sie mir als Kameraden freundlich auf." Und zu Gablenz gewendet, sprach er: „Nun, geehrter Waffenbruder, schmücken Sie mir mit das höchste Ehrenzeichen der Welt." FML. Gablenz nahm seinen eigenen Orden ab; und band ihn dem greisen Feldmarschall um den Hals. Wrangel rief mit Thränen in den Augen: „So geschmückt und als Inhaber eines österreichischen Regiments bin ich der stolzeste Mann!" Daß es an begeisterten Hochrufen und später bei der Tafel an jubelnden Toasten nicht fehlte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Wrangels Lieblingsspeise sind Knödel mit Selchfleisch, und Gablenz hatte die Aufmerksamkeit, auch dieses Gerücht bereiten zu lassen. Nach Tische kamen mehrere Offiziere von den Stationen herein; Wrangel sprach freudestrahlend mit jedem einzelnen.

Geschichtskalender. 17. Mai 1667. Todestag des geistlichen Liederdichtes Paul Gerhard.

17. Mai 1800. Versetzung der Universität von Ingolstadt nach Landshut. Sie kommt von da später durch Ludwig I. nach München.

17. Mai 1809. Sturz der weltlichen Macht des Papstes durch Napoleon, nachdem derselbe Urbino, Camarino, Ancona, Macerata und Fermo eingenommen.

17. Mai 1818. Durch ein Gesetz über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinden des Königreichs Bayern wird diesen die Verwaltung ihres Vermögens, welche man unter eine General-Administration zentralisirt hatte, zurückgegeben, die Wahl ihrer Magistrate und Gemeindebevollmächtigten in den Städten, der Vorsteher, Pfleger und Ausschüsse in den Landgemeinden angeordnet.

Redakteur Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 119 Mittwoch, 18. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Carls Betragen ist unwürdig," sagte Fredrik mit Heftigkeit, „und es dient zu nichts, es zu vertheidigen."

„Aber, mein lieber Sohn!" fiel die Propstin ein, „Du beurtheilst Deinen Bruder allzu streng; sonst würdest Du genöthigt sein, zuzugeben, daß die Klugheit ihm gebietet, so zu handeln, wie er handelt. Elvira kann eine ganz gute Partie sein, in Ermangelung einer besseren; wenn er aber die Aussicht hat, eine vortheilhaftere machen zu können, so wäre er wohl wahnsinnig, wenn er der Schwiegersohn eines Wucherers und Trödlers würde. Es würde stets genant sein, wenn Jemand fragte, wer ist die Frau des königlichen Sekretärs Brogrén eigentlich?"

„Unmöglich, liebe Mutter! unmöglich kannst Du so denken, wie Du jetzt redest!" rief Fredrik aus. „Es sollte mich wirklich schmerzen, denn es klingt so übermäßig egoistisch und herzlos."

„Romangeschwätz, Fredrik! Ich kann nicht darum egoistisch sein, weil ich vernünftig rede."

„Wenn das Vernunft ist, so ist es eine verabscheuungswürdige. Meinetwegen hätte Carl die Partie mit Elvira für unpassend ansehen können; dann aber hätte er nicht den Verliebten spielen sollen."

„Höre, Fredrik!" erwiderte die Propstin, „laß uns die Sache einmal einen Augenblick umkehren: wolltest Du wirklich die Tochter des Herrn Bromér heirathen?"

„Ja, bei Gott, wenn ich sie liebte!"

„Hat das Geld für Dich so großen Werth, daß Du für den Besitz desselben nichts nach dem zweideutigen Ruf fragst, den Bromér nun einmal hat? In diesem Falle bist Du eben so berechnend, wie Dein Bruder, obgleich Du einzig und allein nur den pekuniären Vortheil vor Augen hast, während er auch auf denjenigen sieht, den ihm Rang und Relationen bringen können."

„Liebe Mutter! wenn ich heirathe, so denke ich nimmermehr an Geld, und ich weiß, ich hätte an Carls Stelle Elvira nicht betrogen."

Das junge Mädchen hörte nichts mehr. Sie brach in Thränen aus. Sie konnte nicht begreifen, was sie gehört hatte, und dennoch war es ihr, als könnte das Herz nicht mehr schlagen. Sie athmete nur mit Mühe. Noch war sie nicht Herrin über ihre erregten Gefühle geworden, als Jemand die Thür aufmachte und mit eilfertigen Schritten auf sie zukam, ausrufend:

„Nun bin ich hier, mein entzückendes Veilchen! Bist Du mir sehr böse, weil ich mich heute Morgen so früh hinwegschlich?"

Ein Paar Arme umschlangen Elvira, welche mit abgewendetem Gesichte dasaß. Carl fuhr fort:

„Holder Engel sieh mich zu Deinen Füßen, wo ich beichten will, daß ich einen großen Fehler begangen habe, da ich Dir nicht sagte, daß ich versprochen hätte, heute Früh mit Stangenskjölds auszufahren. Ich hatte keinen Muth dazu, mein Mädchen zu beunruhigen, und zog es darum vor, ihr die Ausfahrt mitzutheilen, nachdem sie geschehen war."

Carl schwieg. Er erwartete, daß Elvira ihn anblicken würde. Doch sie verblieb in derselben Lage und ohne zu antworten.

„Wie, Elvira? Solltest Du mir wirklich böse sein? . . . . Geliebte! laß mich Dein holdes Gesicht sehen! Du hast keinen Grund, Deinem Carl zu zürnen!"

„Meinem?" wiederholte Elvira. Jetzt sah sie ihn an. Sie blickte in seine Augen, und entflohen war jeder Zweifel. Es war nicht möglich, daß er sie betrügen konnte. So sah derjenige nicht aus, der mit Herzen spielte. Sie hatte die Worte der Propstin unrichtig aufgefaßt, oder auch hatte die Propstin ihren Sohn unrichtig beurtheilt. Ja, hier herrschte ein Mißverständniß. Elvira's Eifersucht auf Martha hatte ihre Auffassung verwirrt.

Sie schlang ihre Arme um Carls Hals, neigte ihr Haupt an das Seinige und lispelte mit Purpurwolken auf ihren Wangen:

„Ja, Du bist mein, und Du sollst stets der Meinige sein! Ich weiß das, und ich habe Unrecht gehabt, als ich zweifelte."

„Hast Du gezweifelt?" — Carl lächelte sie an. „Woran hast Du gezweifelt?"

„An Deiner wirklichen Liebe."

„Albernheiten!" meinte Carl und preßte seine Lippen auf ihre Wangen. Doch bei diesem Kuß, so flüchtig er war, zog sich Elvira zurück und schob ihn schnell von sich mit den Worten:

„Setze Dich! Ich habe mit Dir zu reden!"

Digitized by Google

Carl gehorchte.

„Nun mein Täubchen! Was wollen wir plaudern?“ fragte er, und sah so froh und glücklich aus, daß Elvira, um ihre feierliche Miene beibehalten zu können, zum Fenster hinaussehen mußte.

„Ich wünschte Dich in vollem Ernste zu fragen, ob Du es bereust, daß Du mich zur Frau hast nehmen wollen.“

Elvira's Augen ruhten auf Carl. Er wurde dunkelroth und sah unzufrieden aus.

„Du hast einen Fehler, Elvirchen,“ sagte er, „nämlich den, daß Du Dich allzu viel mit der Zukunft beschäftigst. Wir sind Beide noch so gut wie die Kinder, warum wollen wir weiter denken, als an den nächsten Augenblick?“

„Carl! Noch vor drei Wochen warst Du, Du allein derjenige, der von der Zukunft redete und sagte, Du wärest ungeduldig, daß Du nicht im Augenblicke meinen Vater um seine Einwilligung zu unserer Vereinigung bitten könntest.“

„Nun ja, das war natürlich, und ich weiß nicht, warum Du mir jetzt solche Fragen vorlegst.“

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich angefangen habe, zu glauben, daß Du nicht mehr eben so denkst. Ist das der Fall, Carl, so sage es ehrlich, ich bitte Dich darum!“

Carl biß sich auf die Lippen. Er warf den Kopf zurück und antwortete mit einer beleidigenden Nachlässigkeit.

„Nun wohlan denn! Da Du es absolut willst, so will ich Dir sagen, daß ich mich in einem Alter von 22 und Dich von 16 Jahren noch für allzu jung halte, um nur an eine eheliche Verbindung denken zu können, und ich würde wünschen, daß wir diesen Gegenstand erst nach Deiner Rückkehr von der ausländischen Reise berührten. Und nun, Elvira, laß uns nicht weiter davon reden, sondern laß uns in der Gegenwart froh und glücklich sein.

Er wollte ihre Hände ergreifen; doch sie entzog ihm dieselben und stand auf.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatze zur See.

Die „Spener'sche Zeitung“ ist in den Stand gesetzt, folgenden Bericht mitzutheilen, der von einem Augenzeugen des, zwischen den österreichischen und preußischen Schiffen einerseits und den dänischen Schiffen andererseits am 9. Mai c. stattgefundenen Seegefechts und der, demselben vorangegangenen Bewegungen am 11. d. Mts. zugegangen ist.

An Bord Sr. Majestät Schiff Preußischer Adler.
Dienstag, 10. Mai 1864.

Am Freitag den 6. waren wir mit Kohleneinnehmungen beschäftigt, als ein kleiner englischer Dampfer Black Eagle ankerte, dessen Zweck man nicht mit Sicherheit erfahren konnte. Fast gleichzeitig brachten Lootsen die Nachricht, daß der Däne wieder vor der Elbe sei. Denselben anzugreifen, wo wir ihn treffen, war längst unsere Absicht, und in dem Moment, wo der Rauch aus dem Schornstein stieg, vertieß der von uns mit Mißtrauen betrachtete englische Dampfer wieder die Rhede und steuerte seewärts. Sowie wir mit Kohlen angefüllt, setzte sich das Geschwader in Bewegung, wobei der Schwarzenberg mit niedrigster Ebbe auf eine Viertelstunde auf Grund kam.

Sonnabend, 7., Vormittags. Wind Süd-Ost frisch, erregte See, Wetter sehr schön, aber auch sehr kalt. Gegen 4 Uhr Morgens sahen wir quer ab von Helgoland den englischen Dampfer von gestern. Bald darauf kam ein größeres Fahrzeug, unbestimmt in Sicht, welches, so wie es auch uns bemerkt hatte, unter allen Segeln nördlich steuerte. Wir hinterdrein mit Anstrengung aller Kräfte; unser Schornstein stand zuweilen in Flammen. Dem Schwarzenberg konnte kein Schiff (13 Seemeilen p. h.) folgen, und als er fast unsern Blicken entschwand, sahen wir ihn plötzlich seine Segel festmachen und uns entgegen kommen. Das Schiff war die englische Fregatte Aurora, die seit unserer Anwesenheit in der Nordsee bei Helgoland stationirt sein sollte, um die Neutralitätsgrundsätze aufrecht zu erhalten. Wir waren also ein Bischen zum Besten gehabt. Gegen 11 Uhr Vormittags dampften wir, immer in Schlachtlinie, denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

Sonntag, 8. Mai. Wind: O.-S.-O. lebhaft, mäßige See, Wetter sehr schön aber sehr kalt. Um 8½ Uhr Morgens, ungefähr 8 Seemeilen von Helgoland, südlich zwischen dieser Insel und dem ersten Feuerschiff der Elbe, schickte der österreichische Kommodore Blitz und Basilisk nach Elbe und Weser, um Erkundigungen nach feindlichen Kreuzern u. s. w. einzuziehen, uns zu demselben Zweck nach Helgoland, während die Fregatten mit gehankten Feuern (auch zurückgeschobenen Feuern) unter Segel mehr seewärts kreuzten. Wir konnten nichts erfahren, der Gouverneur soll sehr artig gewesen sein, schickte auch dem Kommandanten einen Braten durch uns, als er hörte, daß wir kurz von Proviant und trotz aller Mühe für theures Geld nichts auftreiben konnten. Nachmittags 2 Uhr steuerten wir für die Elbe und ankerten Abends innerhalb der Feuerschiffe, um die Fluth am nächsten Tage abzuwarten und nach Curhaven hinaufzugehen.

Montag, 9. Mai. Wind: Ost, fast still: Wetter sehr schön, auch nicht so kalt wie Tags vorher. Vormittags 9 Uhr 15 Minuten gingen wir unter Dampf und waren bereits beim innersten Feuerschiff, nicht mehr weit von Curhaven, als 10 Uhr 45 Minuten der Kommandant Signal machte, seinen Bewegungen zu folgen. Ein Boot mit österreichischer Flagge und ein kleiner

Digitized by Google

Dampfer, aus Curhaven kommend, waren bei ihm längs Seit gewesen. Er schien Nachrichten erhalten zu haben; denn wir kehrten um und steuerten wieder seewärts. Jetzt war einem Jeden von uns ziemlich klar, was uns bevorstand, und unter der Hand ließ ich in meiner Funktion als erster Offizier Alles sachte vorbereiten, um beim Signal „Klar zum Gefecht" die Mannschaften nicht unnütz zu verwirren. Die Zeit verging mit Scherz und Unterhaltung, bis uns der wachthabende Offizier melden ließ, daß man so eben (12 Uhr 45 Minuten Nachmittags) das äußerste Feuerschiff der Elbe passire und östlich von Helgoland drei Fregatten, wahrscheinlich Dänen, in Sicht seien. Ich ging nun an Deck und bemerkte in der angegebenen Richtung, ungefähr in 15 Seemeilen Entfernung, drei große Schiffe, die westlich lagen, und deren Unterschiffe noch nicht über dem Horizont waren. Die Flaggen waren noch gar nicht zu unterscheiden. Eine andere Fregatte, die unter Helgoland in nordwestlicher Richtung sich von uns befand, flößte uns längere Zeit Besorgniß ein. Wäre dieß auch ein Däne gewesen und nicht die zurückgekommene englische Fregatte „Aurora", so hätte es leicht um uns geschehen sein können. Bald nach 1 Uhr wirbelte die Trommel bei uns zum Gefecht; wir steuerten in Schlachtordnung nördlich, Schwarzenberg, Radetzky, Adler, Basilisk, Blitz. Nun hielt auch der Däne auf uns ab, den entgegengesetzten Kurs, also südlich steuernd. Als beide Linien sich nun rasch näherten und die ersten Schiffe sich auf etwa 2000 Schritt gegenüber befanden, und an einander vorüberdampften, fiel der erste Schuß vom Schwarzenberg um 2 Uhr Nachmittags, der von den Dänen erwidert und sofort zum anhaltenden Geschützfeuer sämmtlicher Schiffe wurde. Momentan sah man nur Blitz und Pulverdampf und das züngelnde Feuer der in der Luft platzenden Bomben, deren Stücke mit unheimlichem Gepfeife neben uns einschlugen und das Wasser hoch aufspritzen machten. Nach einer Stunde ungefähr änderten die Dänen ihren Kurs mehr westlich und bekamen dadurch die Elbe in ihre Gewalt, steuerten dann nördlich und wir südlich, so daß beide Geschwader in umgekehrter Ordnung in Schlachtlinie wieder in derselben Lage sich befanden als Anfangs. „Schwarzenberg" und „Radetzky" gingen diesmal jedoch auf 600 Schritt an den Feind, ein Unternehmen, das bei einer noch so kurzen Zeit der Indienststellung einer jungen Mannschaft bedenklich sein mochte. Um 2 Uhr 45 Minuten brannte plötzlich der Fockmast des „Schwarzenberg." Das Feuer war im Bug des Vormarssegels ausgekommen und hatte bald die ganze vordere Takelage ergriffen; Rauch stieg vom ganzen Vorderdeck auf. Sicherlich eine schreckliche Lage, in die wir gerathen waren. Der Schwarzenberg hielt nun vor dem Winde ab, damit Rauch und Flammen nach vorne schlagen konnten, um dadurch möglicherweise daß ganze Schiff zu retten. Die blutrothe Lohe, die bald hier, bald dort sich immer wieder frisch verbreitete bot, einen furchtbar schönen Anblick in dem hellen, aber fahlgelben Sonnenlicht dar; — und dabei hörte der Kanonendonner nicht auf. — Bald folgte das übrige Geschwader in der Richtung nach Helgoland; um 4 Uhr (also nach 2 Stunden Gefecht) fiel der letzte Schuß, und Alles war todtenstill. Einige Minuten nachher brach der ganze brennende Vortopp herunter und richtete unter der Mannschaft noch entsetzliches Unheil an. Um 5 Uhr 15 Minuten lagen wir dicht hinter der Düne, östlich davon vor Anker. Nur der Schwarzenberg mußte sich unter Dampf herumquälen, immer so manöverirend, daß der Wind entweder von der Seite oder von hinten wehen mußte. Jetzt eilte Alles in Böten zu Hülfe mit Spritzen, und unsere Aerzte begaben sich an Bord des Schwarzenberg und Radetzky, um dort zu helfen. Schreckliche Schilderungen, die sie uns nachher machten. Bis nach 10 Uhr in der Nacht lief Schwarzenberg mit noch immer glimmendem Untermast umher, weil in seiner Höhe nicht zu löschen war, dann erst gelang es, ihn über Bord zu kappen. Darauf folgte Stockdunkelheit. Mit der Zeit war das ganze Geschwader wieder unter Dampf; um halb 5 Uhr Morgens, also heute, kamen wir in Curhaven vor Anker. Der Schwarzenberg sieht mehr einem Wrack ähnlich, als etwas Anderem. Bugspriet, Tauwerk ꝛc. hängt und schlackert an seinem Bug herum. Er hat 31 Todte, 44 Schwerverwundete und ungefähr noch 50 leichter Verwundete. Radetzky hat 5 Todte, 8 Schwerverwundete, verschiedene leichter Verwundete. Wir haben nichts von dem zu beklagen, was hauptsächlich darin seinen Grund hat, daß die Dänen die Oesterreicher von vorn herein durch ein wohlgezieltes konzentrirtes Feuer beschossen, nur als die Dänen nördlich sich wandten, bekamen wir mit den Booten seine ganze Lage. Die Boote haben das Glück gehabt, ganz stille See zu treffen, haben sich sehr gut gemacht, und mit ihren gezogenen Geschützen gut gewirkt. Daß auch diese Nichts abbekommen haben, ist sicher Gottes Wille gewesen; sie sind allerdings sehr klein und geben keine besondere Zielscheibe. Der Däne muß auch jämmerlich zusammengeschossen worden sein, er verließ sofort den Kampfplatz in größter Eile in nördlicher Richtung und in circa 1¼ Stunde war nichts mehr von ihm zu sehen. Von Helgoland aus will man beobachtet haben, daß später eines der Schiffe ins Schlepptau genommen worden ist; wir sahen nicht mehr hin, weil wir zu viel mit uns selbst zu thun hatten. Die Dänen haben ausgezeichnet geschossen, sie scheinen diese Schiffe eigens für diesen Fall, leider wahrscheinlich genug, mit fremder Unterstützung ausgerüstet zu haben.

Dienstag, 10. Mai. Der heutige Vormittag ist natürlich mit gegenseitigen Besuchen und Fragen hingegangen, so weit dies der Dienst zuließ. Gegen Mittag holten wir lang von „Schwarzenberg" und „Radetzky", um die Schwerverwundeten an Bord zu nehmen und nach Hamburg zu bringen. Das Uebernehmen von

Digitized by Google

52 Schwerverwundeten war eine schreckliche Aufgabe, erst um 3½ Uhr waren wir damit fertig. Ueber das Hinterdeck sind Sonnensegel gleich Dächern gezogen, unter denen die Sterbenden auf Decken und Matratzen liegen, der ganze Salon liegt voll, ebenso das Zwischendeck. Unsere ganze Mannschaft hat die Pflege übernommen. Der Operationstisch ist dabei in voller Thätigkeit. Ein Bild von unserem Zustande wird man sich ausmalen können, ich erspare mir jede eingänglichere Beschreibung bis auf Weiteres. — Wir sind unter Dampf und arbeiten die Elbe mit voller Kraft hinauf, müssen aber leider doch noch bei Stade ankern, da wir gegen Ebbe nicht weiter können. Seit gestern Morgen 3 Uhr ist kein Schlaf in meine Augen gekommen und da ich jetzt auf der Fahrt unter den erwähnten Umständen schreibe, ist wohl zu entschuldigen, wo Ausführlichkeit fehlt.

Nachtrag. Dänische Schiffe, muthmaßlich Nils Juel, Torstenskiold (Fregatte) und Korvette Heimdal mit 108 Kanonen, wahrscheinlich auch gezogene französische Geschütze, nach den Spuren zu urtheilen, die wir gefunden haben und die diesen Geschossen eigenthümlich sind. Wir hatten zusammen 102 Geschütze. Der Kampfplatz befand sich in S.-O. halb O., 11 Seemeilen von Helgoland. Hätten die Dänen nicht schwer gelitten, so hätten sie uns in der Nacht den Weg nach der Elbe streitig gemacht. Der Brand des Schwarzenberg ist für die Dänen ein ungemein glücklicher Zufall gewesen. Das Gefecht steht für beide Theile gleich an Erfolg. — Die Schiffe gehen wohl nach Glückstadt, da Deutschland nicht einmal an den Mündungen seiner bedeutendsten, ehrwürdig geschichtlich alten Ströme Befestigungen hat, hinter die sich zerschossene Schiffe zurückziehen können und sicher liegen. Was hält wohl den Dänen ab, zum Hohn vor Kuxhaven zu erscheinen? Dampfer kamen schon heute mit Menschen und Musik aus Hamburg, um uns zu bewillkommen. Der Jubel ist groß. Alles flaggt und gibt Zeichen großer Freude und Theilnahme. Ich habe noch eine Runde unter den Verwundeten gemacht; sie sind alle ruhig, aber so eben starb einer.

Dr. Müller.

(Biographische Skizze.)

Heinrich Müller, Doktor der Medizin und Chirurgie, öffentlicher ordentlicher Professor der vergleichenden und topographischen Anatomie an der Universität zu Würzburg, Konservator der zootomischen Anstalt und Hausvorstand des Anatomiebaues, wurde geboren am 17. Dezember 1820 zu Castell in Unterfranken, wo sein Vater gräflich Castell'scher Kanzlei-Direktor war. Nachdem er zu Schweinfurt seine Gymnasialstudien mit Auszeichnung vollendet, bezog er im Herbste 1839 die Universität Würzburg. Nach Vollendung des zweijährigen philosophischen Kursus trat er zum Studium der Medizin über, errang sich 1843 den Doktorgrad und habilitirte sich 1847 als Privatdozent. 1852 wurde er zum außerordentlichen und 1858 zum öffentlichen ordentlichen Professor der vergleichenden und topographischen Anatomie ernannt. Leider war er als Schriftsteller nicht thätig, doch hinterließ er sehr werthvolle Manuskripte. Müller hätte trotz seiner allzu großen Bescheidenheit einer der größten Coriphäen seiner Wissenschaft werden können. Er starb am 10. Mai 1864 nach kurzer Krankheit an der Gesichtsrose. Er hinterläßt eine tiefgebeugte Mutter, eine trauernde Gattin, mit der er 10 Jahre verehelicht gewesen, und ein kleines Söhnlein. Sit ei terra levis!

Mannigfaltigkeiten.

Die „Kirchenzeitung" erzählt, daß Obstlieutenant Leiser, der zum Obersten und Kommandanten des österreichischen Freiwilligenkorps nach Mexiko ernannt wurde, der Sohn eines Bauern aus dem Gebiet unter der Enns ist. Derselbe war, diesem Blatte zufolge, ehemals gewöhnlicher Ackerknecht, und der Bruder desselben ist heute noch bei der Herrschaft Ernstbrunn bei Poisdorf als Oberknecht der herrschaftlichen Maierei angestellt. Bei der gewöhnlichen Rekrutirung wurde Leiser zum Militär abgestellt, und trat mit Widerwillen Anfangs in seine neue Laufbahn. Hier entwickelte sich nun plötzlich sein ausgezeichnetes Talent, er fing gleichsam von vorne erst zu lesen und zu schreiben an, und heute würde in dem genialen Kommandanten kein Mensch den alten Bauerssohn wieder erkennen. Das damals vermeintliche Unglück ist das Glück dieses Mannes geworden.

Der preußische Pionier Klinke, welcher der die Düppeler Schanze Nro. 2 stürmenden Kolonne durch eine Palissadenreihe mit heldenmüthiger Selbstaufopferung den Weg bahnte, ist nun doch seinen gräßlichen Wunden erlegen. Aus zuverlässiger Quelle versichert die Kreuzzeitung, daß die Zukunft der Wittwe und der Kinder des Braven vollkommen gesichert sind.

Geschichtskalender. 18. Mai 1410. Ruprecht III., Kurfürst in der Pfalz, deutscher Kaiser, stirbt. Ludwig III., der Bärtige, tritt die Regierung in der Pfalz an.

18. Mai 1792 protestirt die Kaiserin Katharina von Rußland gegen die polnische Revolution vom 3. Mai 1791 durch ihren Gesandten v. Bulgakow.

18. Mai 1797. Geburtstag des Königs Friedrich August von Sachsen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weiland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 120 Donnerstag, 19. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Du dürftest mich nach meiner Rückkehr vom Auslande eben so wenig haben wollen, wie jetzt," sagte Elvira. „Ich bin Dir zu geringe; ja, ich weiß es, Deine eigene Mutter hat es gesagt, und, Carl, das ist abscheulich von Dir! Du willst die Martha heirathen; doch ich werde ihr sagen, was für ein schlechter und treuloser Mensch Du bist, und da wird sie sich nicht mit Dir einlassen."

Elvira eilte auf die Thür zu; Carl aber ergriff sie und sagte mit erregter Stimme:

„Du darfst nicht gehen, und Du sollst nicht mit Martha reden, sondern Du sollst mich hören! Messe Dir selbst die Schuld bei, wenn ich Worte sage, die ich Dir zu hören und mir auszusprechen gerne erspart hätte. Ich liebe Dich wirklich, Elvira; niemals ist mir Martha so theuer gewesen, wie Du. Mein Glück wäre es gewesen, wenn ich Dich jetzt hätte meine Frau nennen können; doch siehst Du, ich muß das aufschieben, bis man vergessen hat, was Dein Vater gewesen ist, sonst würde meine Verbindung mit Dir meiner künftigen Beförderung hinderlich sein. Wenn Du mit Deinem Vater ein Paar Jahre im Auslande gewesen bist, so wird der Name Bromér nicht länger so lebhaft an Pfandverleihung, Trödelladen und Wucher erinnern, besonders wenn wir Beide uns im Auslande verheirathen, und wenn Dein Vater, wie Du mir gesagt hast, seine jetzigen Geschäfte beendigt. Für uns bedeutet es nichts, wenn wir einige Jahre warten, besonders wenn wir damit so viel gewinnen."

„Also schämst Du Dich vor dem Namen meines Vaters?" stotterte Elvira.

„Elvira! Dein Vater hat in den letzten Jahren Geschäfte gemacht, bei denen er zwar viel Geld verdient, sich aber auch die Verachtung aller ehrlichen Leute zugezogen hat. Das hat man mir bei Stangenstjöld's erzählt. Ehe das Publikum diese pekuniären Geniestreiche vergessen hat, wird schwerlich ein Mann, dem seine Ehre etwas werth ist, mit ihm in Verwandtschaft treten wollen. Das ist ein Unglück, welches" . . .

„Still!" rief Elvira aus. „Sage kein Wort mehr über meinen Vater, sondern höre mich nun auch? Kämest Du eines Tages und flehtest zu meinen Füßen um meine Hand, so würde meine Antwort lauten: Niemals können wir ein Paar werden! Uns hat der Name meines Vaters getrennt; nun wohl! Nichts in der Welt kann mich dieß vergessen lassen. Gott ist gerecht, Carl! Er wird Dich strafen, davon bin ich überzeugt."

Elvira öffnete die Thür und eilte die Treppe hinab. Carl warf sich auf das Sopha und murmelte vor sich hin:

„Verdammt langweilig! Doch recht gut, daß der Bruch geschah, ehe der Vater kam. Schade, daß es nun aus ist! Elvira ist auf jeden Fall das lieblichste Mädchen von Allen, die ich kenne, und von Allen gefällt sie mir am besten. Doch, pfui Teufel, den Bromér zum Schwiegervater zu bekommen! Dazu fehlt es mir an Muth, und hätte er doppelt so viel Geld."

Eine halbe Stunde später sah man Carl nach Timasjö wandern.

In dem kleinen Lusthause der Propstin befand sich Elvira, ein Raub des heftigsten Schmerzes und der schrecklichsten Erbitterung.

Fredrik suchte sie dort auf. Er war im Garten gewesen und hatte ihr Gespräch mit Carl gehört; jetzt kam er, um den Versuch zu machen, das arme Mädchen zu trösten. Er redete freundliche und ermunternde Worte zu ihr; doch diese verklangen, ohne im Stande zu sein, sie zu trösten und zu beruhigen.

Vierzehn Tage später waren Elvira und Lotta nicht länger auf Altorp.

Während dieser beiden Wochen war Carl von Morgen bis Abend auf Timasjö gewesen. Elvira hatte ihr Zimmer nicht öfter verlassen, als wenn sie sicher sein konnte, Carl nicht zu treffen.

Ihr ganzes Wesen war verändert. Sie lächelte nicht mehr; die Augen waren roth und verweint, die Wangen bleich und der Blick niedergeschlagen.

Lotta bat und flehte, um zu erfahren, was ihrem Liebling fehlte; Elvira aber antwortete stets, es wäre nichts. Sie arbeitete still und eifrig, und beeilte so sehr wie möglich ihre Entfernung aus diesem Hause, das sieben Jahre lang für sie eine Heimath gewesen war.

IV.

Im folgenden Jahre zu Anfang des Juli war Wiesbaden überfüllt von Brunnen- und Badegästen.

Digitized by Google

Repräsentanten aller Nationen hatten sich dort versammelt, der Luxus war groß und die Belustigungen unzählig. Man spielte hoch, man tanzte, man hatte Schauspiele und Konzerte, Lustpartien und sowohl private als öffentliche Anordnungen von tausenderlei Art. Es sah so aus, als wäre der eigentliche Zweck des magnifiken Badeortes kein anderer, als an einem Orte Alle zu versammeln, welche Verehrer des Vergnügens, des Genusses und der Verschwendung wären. Diejenigen, welche Geld verdienen wollten, trieben ihren Schacher mit den menschlichen Thorheiten, und machten Geschäfte mit den menschlichen Lastern.

Gesundheit und Vermögen, zeitliche und ewige Wohlfahrt waren an diesem Marktplatze Kleinigkeiten, die man gar nicht mit in Rechnung brachte. Hier gab es nun drei Klassen von Menschen: solche, die von dem Badeorte lebten, solche, welche in dem Badeorte Geld verschwendeten, und solche, die um ihrer Gesundheit willen dort waren. Diese Letztgenannten waren der Raub der Hotels und der Doktoren; die zweite Klasse dagegen hatte eine unzählige Masse, welche Tribut von ihnen erhob und auf die schamloseste Weise Beschlag auf ihr Vermögen zu legen suchte.

An einem Morgen, zu Anfang des zweiten Termines, wimmeln alle Promenaden von Leuten. Schönheit, Jugend, Reichthum und Herkommen waren hier aus allen Ecken und Enden von Europa versammelt.

Wir aber wenden uns ab von den Promenirenden und begeben uns in den großen Salon des Societätshauses. Zur Linken dieses Salons hatte man die Spielsäle, und man kann sagen, daß bei dem grünen Tische alle möglichen Laster ihr Rendez-vous hatten, um ihre Opfer zu verschlingen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Pommerais in Paris.

(Fortsetzung.)

Die ernsten Symptome waren augenscheinlich; ungeachtet Dessen ließ er ihr nicht die geringste Hülfeleistung zukommen und benachrichtigte Niemanden von der Gefahr, die sie bedrohte. Ihr aber flößten diese Leiden nicht die geringste Unruhe ein. Sie mußte ja, um die Rente von 3000 Franks zu erhalten, auf die sie hoffte, ernstlich krank erscheinen. Uebrigens hatte sie de la Pommerais über die Folgen beruhigt, welche ihre Anfälle nach sich ziehen könnten. Sie selbst theilte Dieß einige Augenblicke später ihrer Tochter Felicite in folgenden Worten mit: „Er hat mir gesagt, daß ich die Cholera habe, und daß es 24 Stunden lang dauern werde." Dieses Wort Cholera erschreckte sie aber keineswegs, seit de la Pommerais ihr erzählt hatte, daß er sie ebenfalls gehabt, und daß er sich selbst in 24 Stunden durch ein Mittel geheilt habe, welches er mitbringen werde. Das Uebel wurde aber immer ernster, und die Kranke erhielt keine andere Pflege, als die ihrer Nachbarin, der Frau Delettre, welche von Zeit zu Zeit zu ihr heraufkam. Um 1 Uhr fand sich ein Arzt ein, den die Pauw Mehreremale konsultirt hatte, der Dr. Gaudinot. Da dieser die ihm von ihr vorgespiegelten Erzählungen von einem Sturz, den sie erlitten, für wahr gehalten, so verschrieb er ein Rezept. Als er wieder kam, um sich von der Wirkung desselben zu überzeugen, und erfuhr, daß die Wittwe Pauw keine seiner Vorschriften befolgt hatte, zog er sich zurück, ohne die Kranke wieder auszufragen, die auch keine Bemühung machte, ihn zurückzuhalten. Wenige Zeit nachher, gegen 2 Uhr, kam La Pommerais wieder. Er war nochmals allein mit der de Pauw und konnte sich über die Fortschritte, welche die Krankheit während seiner Abwesenheit gemacht, keiner Täuschung hingeben. Er ging indessen wieder fort, ohne die Maßregeln getroffen oder wenigstens hervorgerufen zu haben, welche die gewöhnlichste Menschlichkeit in solchen Fällen erheischt. Endlich um halb 7 Uhr starb die de Pauw, im Augenblick, wo Dr. Blachin ankam, den Demoiselle Huilmond in aller Eile herbeigerufen hatte, aber zu spät, um der Sterbenden noch die geringste Erleichterung verschaffen zu können. Der Angeklagte kam zum Drittenmale des Abends um 8 Uhr zurück. Die Demoiselle Huilmond, welcher er auf der Treppe begegnete, kündigte ihm den Tod der Wittwe de Pauw an. Diese Nachricht versetzte ihn weder in Erstaunen, noch rührte sie ihn; er begab sich in ihr Zimmer, näherte sich kalt der Leiche, versicherte sich, daß sie wirklich todt war, und zog sich zurück, indem er dieses Ereigniß dem angeblichen Falle der Wittwe de Pauw auf der Treppe zuschrieb. „Dieß ist zum Lachen", — rief Demoiselle Huilmond aus — „Frau de Pauw ist nicht gefallen!" Und da er darauf beharren wollte, fügte sie hinzu: „Betheuern Sie nichts, Sie wissen recht gut, daß ich die Angelegenheit der Frau de Pauw genau kenne." Gleich beim Beginn der Untersuchung mußte der Angeklagte zugeben, daß die ihm angeblich von der Pauw geschuldete Summe von 550,000 Franks höchst übertrieben sei, und er setzte zuletzt den Betrag, den sie ihm wirklich schuldete, auf 25,000 Franks fest. Den übrigen Anklagen gegenüber läugnete er auf's Hartnäckigste. Er hat niemals daran gedacht, dem Leben der Pauw zu nahe zu treten; und er insinuirt, daß, wenn sie wirklich durch Vergiftung gestorben sei, dieses traurige Ende das Resultat eines Aktes der Verzweiflung habe sein können. La Pommerais hat zwar auch behauptet, daß er immer im Interesse der Kinder de Pauw gehandelt habe, und zur Begründung dieser Behauptung brachte er eine vom 20. August vor. Js. datirte Urkunde vor, in welcher er erklärt, den Kindern de Pauw das Benefiz der ihm übertragenen Versicherungspolice zu

Digitized by Google

überlassen. Es stellte sich aber bald heraus, daß diese Urkunde keine Giltigkeit hatte. Im Augenblicke seiner Verhaftung produzirte er zu seiner Rechtfertigung 23 Briefe, welche er vom 16. Juni bis 16. November l. J. von der Wittwe de Pauw erhalten hatte. Es war leicht zu konstatiren, daß der größte Theil der in diesen Briefen enthaltenen Behauptungen keineswegs die Wahrheit gemäß war. Keiner dieser Briefe wurde von der Wittwe Pauw aus freien Stücken geschrieben, alle wurden von de la Pommerais diktirt, und zwar in der Absicht, sich später ein Vertheidigungsmittel daraus zu machen. Diese Briefe sind nicht die einzigen, welche er auf diese Weise der Wittwe de Pauw diktirte. Am Tage nach dem Tode derselben erhielten mehrere ihrer Verwandten, namentlich ihr Vater und ihre Schwester, von ihr geschriebene Briefe, in welchen sie ihnen sagt, daß sie sehr krank sei, und dieselben bittet, „sofort zu kommen, wenn sie sie noch am Leben treffen wollen." Diese nicht datirten Briefe, welche am Abend des 17. November einige Minuten nach dem Tode der Wittwe de Pauw auf die Post gegeben wurden, hatten den Zweck, ihre Verwandten glauben zu machen, daß sie wirklich krank sei.

(Fortsetzung folgt.)

Rede Thiers bei Gelegenheit der Budgetberathung im gesetzgebenden Körper.

(Fortsetzung.)

Paris, 6. Mai 1864.

Die Budgets der Jahre 1862 und 1863 hatten ihre Supplementar-Kredite so gut als die vorhergegangenen; der einzige Unterschied lag darin, daß man die nachträglichen Ausgaben ohne Bewilligung der Kammern, also ungesetzlich, machte. Das Resultat der Finanzverwaltung des Hrn. Fould am Ende des Jahres 1863 bestand darin, daß das Budget, welches Hr. Magne mit 2100 Millionen hinterließ, auf 2300 Millionen gestiegen war. . . . Nach einer Pause von 10 Minuten legt Thiers mit Hülfe einer vergleichenden Uebersicht der Budgets der drei letzten Jahre dar, unter welchen einzelnen Titeln die Steigerung der Ausgaben stattgefunden hat. Obenan stehen hier die Zinsen der Staatsschuld, welche von 398 Mill. im Jahre 1851 auf 699 Mill. in 1865, also um 301 Mill. gestiegen sind. Es ist dieß, bemerkt Thiers, eine Summe, die unser Erstaunen erregen muß; der Krimkrieg und der italienische Krieg haben freilich bedeutende Anleihen veranlaßt, aber die Zinsen derselben belaufen sich nur auf 120 Millionen. Eine Anleihe von 320 Millionen haben wir vor einigen Monaten votirt, und andere Ursachen trugen zur Vermehrung der Staatsschuld bei. Die öffentlichen Arbeiten sind es nicht allein, welche die Schuld anschwellen ließen — wir geben jährlich zwischen 2200 und 2300 Millionen aus, aber erreichen unsere Revenuen diese Höhe? Alljährlich ergibt sich dann ein Defizit, dem wir entweder durch Anleihen oder durch Verminderung des Amortissementsfonds begegnen. Wissen Sie, wie hoch sich die Vermehrung der Zinsen der fundirten Schuld allein in Folge der Verminderung des Amortissementsfonds beläuft? Sie beträgt 65 Millionen Rente. So ist man dahin gelangt, die Zinsen der Staatsschuld um 301 Millionen zu vermehren. . . . Thiers geht nun die Ausgaben der einzelnen Ministerien durch, die sich durchgängig, oft um das Doppelte, ja um das Drei- oder Vierfache vermehrt haben, und tadelt es stark, daß die Budgetvorlagen nicht genügend spezialisirt seien, um dem gesetzgebenden Körper einen genauen Einblick in den Staatshaushalt zu ermöglichen. Die Ausgaben für die hohe Staatspolizei, welche 1852 nur 1,100,000 betrugen, sind heute auf 7,616,000 gestiegen, die Kosten der Zentralverwaltung haben sich verdreifacht . . . Zu Paris schafft man Wunder; das Paris Ludwigs XIV. oder des ersten Napoleon würde dem heutigen Paris gegenüber erröthen müssen. Die Stadt Paris, deren Budget binnen Kurzem von 50 auf 150 Mill. stieg, steht auf der Linie eines Königreiches zweiten oder dritten Ranges; in einem ausgezeichneten Berichte eines der Mitglieder des Munizipalrathes fand ich angeführt, daß man in dem Budget von Bayern und Hannover Vergleichungspunkte mit Paris suchen müsse . . . Thiers zeigt dann an Beispielen der großen franz. Provinzial-Städte, daß dort die Ausgaben sich ebenwohl, hauptsächlich in Folge der Sucht nach Verschönerungen und großen Bauten, oft um das Vierfache vermehrt haben, und führt an, wie der Präfekt zu Marseille, der früher ein sehr anständiges Hotel bewohnt habe, in dem er sogar den Kaiser empfangen konnte, es dahin zu bringen wußte, daß ihm ein neues Hotel mit einem Kostenaufwand von mehreren Millionen gebaut wurde. Der Ausdruck, welchen Thiers hierbei braucht: „Man ließ Sie diese Summe votiren," rief eine heftige Entgegnung von Roques-Salvazat hervor, welcher hierin die Würde der Versammlung verletzt sieht, und behauptet, daß dieselbe nicht verleitet sei, jene Summe zu votiren, sondern aus freier Ueberzeugung gehandelt habe. Thiers, welcher seinen Worten eine etwas mildernde Deutung zu geben sucht, fährt nach Aufzählung aller einzelnen Steigerungen der Staatsausgaben folgendermaßen fort: Man will Alles auf einmal thun, ohne zu prüfen, ob die vorhandenen Kräfte hierzu ausreichen. Und doch ist dieß das Grundprinzip einer jeden vernünftigen Finanzverwaltung. Mag man mir nicht entgegnen, daß der steigende Nationalreichthum die Erhöhung der Staatsausgaben gestattet, der „Moniteur" zeigt uns, daß die temporäre Steigerung des Nationalreichthums bereits im Abnehmen begriffen ist. Aber auch zugegeben, daß

Digitized by Google

das Nationalvermögen zunimmt; steht diese Zunahme etwa im Verhältniß mit einer Steigerung des Budgets von 1500 auf 2300 Millionen? Ist es nicht vielmehr einleuchtend, daß der Nationalreichthum unsere Ausgaben nicht mehr deckt, daß wir vielmehr genöthigt sind, alljährlich die Staatsschuld um 200 bis 300 Millionen zu vermehren? Das ist die Situation, die Niemand bestreiten kann, da ein Blick auf das Budget uns zeigt, daß unsere Einnahmen nur 1980 Millionen, die Ausgaben dagegen 2200 bis 2300 Millionen betragen. Man wird mir entgegnen, daß unter den Ausgaben viele zu den außerordentlichen zu zählen sind, die in Zukunft sich vermindern oder ganz hinwegfallen werden; ich hoffe es, und um dessen sicher zu sein, erschöpfe ich meine Kräfte, um eine gründliche Prüfung des Budgets herbeizuführen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein falscher wilder Mann.] Mit Beginn dieses Monats eröffnete in Lemberg der Franzose François Levasseur eine Bude, in welcher er „einen wilden Mann" sehen ließ. An pomphaften Ankündigungen ließ er es nicht fehlen, und um das Interesse noch mehr zu steigern, wurde in polnischer und deutscher Sprache eine gedruckte Biographie des Wilden ausgeboten, in welcher sehr umständlich in abenteuerlicher Weise erzählt wird, wie ein vom Sturme verschlagener, französischer Kapitän im Jahre 1855 auf einer namenlosen Insel von Australien diesen Wilden aufgefangen und nach Europa gebracht habe. Der in der Bude im Adamskostüme ausgestellte Wilde kaut Tabak, aß rohes Fleisch und konsumirte bedeutende Mengen Spirituosen. Seine Tätowirung und seine Geberden hatten in der That wenig Zivilisatorisches an sich. Indeß kam der Polizei die Sache doch nicht recht geheuer vor, und sie erkundigte sich genau nach der Herkunft des einem Zigeuner frappant ähnlichen Insulaners, den sie, als Levasseur behauptete, derselbe sei taubstumm, ins allgemeine Krankenhaus behufs ärztlicher Beobachtung bringen lassen wollte. Der Schrecken wirkt oft Wunder, so auch hier. Der „stumme" Wilde fing an, dagegen ganz geläufig französisch zu protestiren, und wies sich mit einem legalen Passe als französischer Matrose, Namens Magne, aus. Die weiteren Schauvorstellungen wurden in Folge dessen sogleich von der Behörde eingestellt, und gegen Levasseur und Konsorten wird nun weiter Amt gehandelt. Bemerkenswerth ist noch, daß Levasseur selbst in früherer Zeit vier Jahre als Afrikaner fungirt hat.

Der Tenorist am Wiener Hofoperntheater, Wachtel, welcher gegenwärtig in London unter ungeheurem Beifall singt, wäre der Wiener Bühne beinahe weggekapert worden. Hr. Gye, der Direktor des Coventgarden-Theaters in London, wollte Wachtel nicht wieder nach Wien lassen und bot der dortigen Direktion sogar die Bezahlung der Konventionalstrafe von 18,000 fl. für den eventuellen Bruch des Kontrakts an. Wachtel ist nun, obschon er noch mehrere Jahre in Wien Kontrakt hatte (18,000 fl. jährliche Gage und dreimonatlichen Urlaub), der Wiener Hofoper noch auf Weiteres erhalten worden, indem man ihm 24,000 fl. Jahresgage und einen 4monatlichen Urlaub zugesichert hat.

[Düppel schützt vor dem Knüppel!] Ein Thüringischer Gutsbesitzer fand neulich sein Gartenhaus vollständig zerstört; er erfuhr, daß er diese Leistung der dörflichen Jugend verdanke, und begab sich in die Schule, um eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen zu veranlassen. Heulend bekannten die jugendlichen Frevler; als sie sich aber damit entschuldigten, daß sie „Düppel" gespielt und dabei im Eifer das Gartenhaus als „Dänische Schanze" demolirt hätten, da erließ der beschädigte Gutsbesitzer eine allgemeine Amnestie, den Patriotismus auch im Kinderspiel achtend.

Räthsel.

Eine Schwester, schön gestaltet,
Die sehr gern den Dienst verwaltet
Bei der großen Brüderschaar,
Folgt derselben immerdar,
Und ist dann in letzter Zelle
Werthvoll wie die erste Stelle.
Geht sie abermal voran
Höhnet ihrer Jedermann
Und sie muß zurück sich schleichen,
Will sie wieder Werth erreichen.

Auflösung der Charade in Nro. 116:
Schiffbruch.

Geschichtskalender. 19. Mai 1569. Reichard, Graf von Sponheim, tritt nach seines Bruders Pfalzgrafen Georgs kinderlosem Ableben die Regierung in Simmern an.
— 1762 wird der Philosoph Joh. Gottl. Fichte geboren.
— 1808. König Max I. Joseph von Bayern stiftet den k. Zivilverdienstorden der bayerischen Krone.
— 1813. Bombardement Hamburgs durch die Franzosen, nachdem die Dänen Befehl zum Abzug erhalten hatten.
— General Tschaplitz wirft vor Königswartha die italienische Division unter General Peri.

Redakteur Gustav Meissert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 121 Freitag, 20. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

In dem großen prachtvollen Salon, der für den Augenblick leer war, wanderten über den gebohnten und glänzenden eichenen Fußboden zwei, in lebhaftem Gespräche begriffene, junge Männer auf und ab.

Von dem Platze vor dem Sozietätshause vernahm man die Musik des Orchesters und das Geräusch von zahllosen, menschlichen Stimmen. Die jungen Männer aber setzten, ohne sich davon stören zu lassen, ohne Unterbrechung ihre Wanderung fort.

Wir wollen sie einen Augenblick mustern, ehe wir auf Dasjenige lauschen, was sie sagen.

Der Eine hatte eine hohe und starke Gestalt, eine hochgewölbte Brust und breite Schultern. Seine ganze Figur trug ein unverkennbares Gepräge von Kraft und Gesundheit an sich. Sein Kopf war groß, das Haar üppig, braun nnd gelockt, die Stirn breit, die Augen tief und glänzend, die Kinnlade stark, die Hautfarbe gesund; er hatte gesunde, weiße Zähne, volle Lippen mit einem Zuge von Güte und Entschlossenheit, der in Verbindung mit der geraden Nase dem Gesichte einen bestimmten Charakter von Männlichkeit ertheilte. Ein schöner, wohlgepflegter, brauner Backenbart nebst einem rasirten Kinn und ditto Oberlippe deuteten auf etwas Englisches hin. Sein Anzug und seine Bewegungen waren die eines Gentlemans. Die blendend weißen Hände waren allzu groß, um einem Dandy angehören zu können.

Dagegen war der Andere, mit welchem er redete, ein wirklich schöner Typus eines Aristokraten. Seine Figur war groß und schlank, seine Gesichtszüge regelmäßig, die Hände und Füße klein. Sein ganzes Aeußere offenbarte den feingebildeten Weltmann. Das Haar und der Backenbart sind etwas zu lichtbraun und die Hautfarbe ist roth und weiß, daß sie einem fünfzehnjährigen Mädchen hätte anstehen können. Auch bei ihm war Kinn und Oberlippe rasirt. Die tiefblauen, ernsten Augen schienen unmöglich einem Andern, als einem Britten, angehören zu können.

„Lord Casterton! Ich sage Dir in vollem Ernste, daß die Marquise Brissier mich hat nach Koblenz rufen lassen, und daß ich sie dann hierher begleitet habe," sagte der letzterwähnte Große und Schlanke. „Zweifelst Du noch, so geh' in's Hotel Phönix und Du wirst Deine Tante finden."

„Aber warum kommt sie denn hieher?" fragte Edwin Casterton. „Willst Du mir das nicht erklären, mein bester Lembourn?"

„Gerne, da ich Dich einzig und allein zu diesem Zwecke aufgesucht habe, Du aber hast meinen Worten nicht glauben wollen, sondern es vorgezogen, Alles, was ich gesagt habe, für Scherz zu halten, um nicht von Dingen beunruhigt zu werden, die nicht nach Deinem Geschmacke sind."

„Und Du, Sidney, hast Deine alte Gewohnheit, moralische Vorlesungen zu halten, immer noch nicht abgelegt," fiel Edwin Casterton lachend ein. „Laß inzwischen jetzt diese Gewohnheit und beschäftige Dich ausschließlich mit der Marquise."

„Sie will, daß Du Dich sogleich verheirathen sollst." —

Edwin blieb plötzlich stehen und betrachtete den Sir Sidney Lembourn mit einer Miene, die Beide zu lautem Gelächter veranlaßte.

„Ich will nicht glauben, daß die Marquise den Verstand verloren hat," sagte Edwin, nachdem er aufgehört hatte zu lachen. „Ihr Wunsch, daß ich heirathen soll, klingt wirklich so, als wäre ihr eine Schraube im Gehirn losgegangen. Laß nun den Grund hören, warum ich mich in das eheliche Joch spannen soll!"

„Um Deine Vermögensumstände zu repariren. Sie hofft, Du wirst jetzt zu einem klaren Bewußtsein über den wirklichen Zustand Deines Vermögens gekommen sein."

„Ja, bei meiner Ehre! Mein Banquier hat mich darüber längst aufgeklärt, und eben dieß veranlaßte mich auch, England zu verlassen. Alle meine Güter sind verpfändet, und ich glaube kaum, daß es mir gelingen würde, so viel wie ein einziges Pfund auf meinen Namen geliehen zu bekommen. Wenn aber die Marquise darum glaubt, Edwin Casterton wird sich verheirathen, um seine Affairen zu ordnen, da täuscht sie sich sehr. Ich habe das Vermögen nicht durchgebracht; es war verthan, ehe ich die Lordschaft erbte; also bin ich nicht verpflichtet, es durch den

Digitized by Google

Verkauf meiner Freiheit und meiner Ehre wieder herzustellen."

„Die Marquise will keineswegs, daß Du nach Geld heirathen sollst; Du hast das Recht, ein armes, ein unbemerktes Mädchen zu wählen; nur darf es keine Französin sein."

„Ich sehe in der That, daß meine gute Tante ihren Abscheu vor den Französinnen fortwährend beibehält. Nun aber laß mich auch wissen, welcher Gewinn mir aus einer solchen Ehe erwachsen würde."

„Sieh hier den Willen der Marquise! Sie ist wie wir Alle wissen, unermeßlich reich; Du kennst auch ihre leidenschaftliche Ergebenheit gegen Deinen seligen Vater, welche den Jahren, ja sogar dem Tode getrotzt hat; das hindert jedoch nicht, daß Du nur im dritten Gliede mit ihr verwandt bist und also ohne Testament nicht mehr Universalerbe werden kannst. Dennoch will die Marquise, daß Du und kein Anderer in den Besitz ihres Goldes und ihrer Güter kommen sollst; aber sie will noch weit mehr: sie will das Ansehen der Familie Casterton wieder aufrichten, den Namen Deines Vaters von dem Schatten befreien, daß er eine Menge von Leuten verführt hat, ihm Geld zu leihen, um dasselbe zu verschwenden, ohne es wieder abtragen zu können. Sie verpflichtet sich auch, seine sämmtlichen Schulden zu bezahlen, die verpfändeten Güter einzulösen, und Dir diese großen Besitzungen wieder zu geben, deren Ertrag jetzt ausschließlich von den Gläubigern erhoben wird. Kurz: sie will Dich zu einem würdigen Repräsentanten einer der ältesten und stolzesten Familien Englands machen. Wenn sie aber dieses zu thun gedenkt, so thut sie es nur unter einer Bedingung, nämlich, daß Du vor dem ersten September dieses Jahres mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen verheirathet bist. Mit ihr kehrst Du nach England zurück und wohnst als Gast einen Monat lang auf Hartoncourt, dem Familiengute der Marquise.

Sidney schwieg. Edwin's Gesicht hatte einen ernsten Ausdruck angenommen. Er ging schweigend an der Seite des Freundes daher und überlegte den Vorschlag, welchen dieser ihm mitgetheilt hatte. Als die jungen Männer ein paar Mal schweigend auf- und abgewandert waren, fuhr Sidney fort:

„Willst Du, daß ich dieser Mittheilung meine Ansicht beifügen soll?"

„Ja, um so mehr, da diese stets mit Ehre, Gewissen und Vernunft in Harmonie zu stehen pflegt."

„Mein Urtheil über die Sache schränkt sich darauf ein, wie Lord Casterton handeln muß, um den Glanz eines Namens aufrecht zu halten, der mit so viel Ehre in der Geschichte Englands verzeichnet steht. Es ist ein Flecken auf diesem Namen, daß der letzte Inhaber desselben gestorben ist, ohne bezahlen zu können, was er schuldig war und daher gleich einem Betrüger aus der Welt gegangen ist, nachdem er mit wahnsinniger Verschwendung sich selbst und auch mehrere unter denjenigen ins Verderben gestürzt hat, welche mit Vertrauen auf seinen Namen ihm die Mittel vorgeschossen haben, ein von Vergnügungen und Genüssen erfülltes Leben fortsetzen zu können. Es ist eine Schande für die Familie, daß ihre Güter an Wucherer verpfändet und daß ihre Untergebenen abhängig sind von gewissen- und herzlosen Menschen, die sich den möglichst größten Ertrag zu erpressen suchten. Wären Sir Sidney Lembourn's Güter in den Händen solcher Personen das Andenken seines Vaters auf solche Weise gebrandmarkt, so wäre gar kein Opfer vorhanden, durch welches er nicht das Uebel zu versöhnen suchen würde."

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Pommerais in Paris.

(Fortsetzung und Schluß des Anklageaktes.)

Affaire Dubizy. Das Verbrechen, dessen Opfer die Wittwe de Pauw war, ist nicht das erste gewesen, welches La Pommerais begangen hat. Zwei Jahre früher hatte er vermittelst der nämlichen Mittel dem Leben seiner Schwiegermutter, der Dame Dubizy, ein Ende gemacht. Im August 1861 kam seine Heirath, jedoch nicht ohne große Schwierigkeit, zu Stande. Die Dubizy mißtraute ihrem zukünftigen Schwiegersohne, dessen Vermögen ihr verdächtig vorkam und der auch in der That von einem gewissen Velordy de la Neuville für einige Tage die Aktien geliehen hatte, die den größten Theil desselben ausmachten. Wie begründet auch ihr Mißtrauen, so war es doch nicht gelungen, ihrer Tochter dasselbe einzuflößen; sie hatte aber zum Wenigsten doch erlangt, daß die zukünftigen Eheleute die Gütergetrenntheit annahmen. La Pommerais mußte sich diese Bedingung gefallen lassen und war so außer Stande, über das Vermögen seiner Frau zu verfügen, welches die Dame Dubizy fortwährend überwachte. Der Tod seiner Schwiegermutter konnte ihn deßhalb allein von dieser unbequemen Ueberwachung befreien und ihm zu gleicher Zeit die Werthpapiere überliefern, welche den übrigen Theil des Vermögens der Dame Dubizy bildeten. Zwei Monate waren kaum verflossen, als man ihn am 4. Oktober bei Menier 50 Centigrammes Digitalin kaufen sah. Fast gleich darauf in Folge eines Diners, dem er anwohnte, wurde seine Schwiegermutter, deren Gesundheit bis dahin vortrefflich war, von einem sehr heftigen Erbrechen ergriffen. De la Pommerais erklärte, unter dem Widerspruche eines andern Arztes, seine Schwiegermutter habe die Cholera, und seinem Rezept gemäß lieferte der Apotheker 10 Centigrammes Digitalin und 25 Centigrammes Hydrochlorate de Morphin. Am Tag darauf gab die Dubizy den Geist auf. Sofort bemächtigte sich der Angeklagte aller

Werthpapiere, welche den Nachlaß seiner Schwiegermutter ausmachten und die ungefähr ein Kapital von 45,000 bis 50,000 Franks repräsentirten; er weigerte sich, ein Inventar aufnehmen zu lassen, und verfügte nach seinem Gutdünken über diese verschiedenen Papiere, von denen heute der größte Theil verschwunden ist. Er hat also seinen Zweck erreicht. Trotz des Aufsehens, den der schnelle Tod der Dubizy erregte, fiel doch noch kein Verdacht auf ihren Schwiegersohn. Erst die bei dem Tod der Pauw zu Tag getretenen Thatsachen lenkten die Aufmerksamkeit auch auf das Absterben der Dubizy. Die nach mehr als 2 Jahren vorgenommene Leichenöffnung ergab nicht die nämlichen Resultate, wie wenn man sie sogleich vorgenommen hätte. Der Doktor Tardieu hat jedoch konstatirt, daß die Hauptorgane sich in einem Zustande der Erhaltung befinden, die es schwierig machen, den Tod auf natürliche Weise zu erklären; er macht außerdem darauf aufmerksam, wie sehr man erstaunen müsse, einerseits über die rasche Entwicklung dieser Krankheit, bei vollständiger Gesundheit, ohne daß dieselbe der Schlagfluß, die Cholera oder eine Herzkrankheit gewesen sei, und andererseits über die starken Dosen von Digitalin und Morphin, welche der Apotheker den Rezepten des Angeklagten gemäß geliefert habe. Bei der Dame Dubizy wie bei der Wittwe de Pauw ergibt also die Leichen-Eröffnung an den Organen nicht die geringste Spur einer Verletzung, die den Tod zur Folge hätte haben können. Zugleich konstatirt die Untersuchung bei allen Beiden keine anderen Krankheits-Symptome, als Erbrechen bei vollständiger Gesundheit, ohne daß man einen plausiblen Grund finden könnte, um es zu erklären. In beiden Fällen ist de la Pommerais einige Augenblicke, ehe diese Anfälle statthaben, anwesend, und jedesmal konstatirt man einen kurz vorher von ihm gemachten Ankauf einer beträchtlichen Menge von Digitalin, welches verschwindet, ohne daß er die Verwendung angeben kann. Alles beweist, daß die Dame Dubizy der Todesart erlegen ist, ähnlich der, welche die Wittwe de Pauw dahingerafft hat, und daß der Angeklagte die Eine wie die Andere seiner Habsucht zum Opfer brachte.

*

Nach siebentägiger Verhandlung (welche wir ausführlich in der Zeitung mittheilen) endete diese Sache mit dem Ausspruche der Todesstrafe gegen den Angeklagten.

Rede Thiers bei Gelegenheit der Budgetberathung im gesetzgebenden Körper.

(Schluß.)

Paris, 6. Mai 1864.

Nach welcher Regel aber können wir die Ausgaben vermindern? Das schlimmste Uebel, welches eine außerordentliche Steigerung der Ausgaben mit sich bringt, besteht eben darin, daß es schwer, außerordentlich schwer ist, sie wieder zu vermindern. Wo sollen wir mit den Reduktionen beginnen? Bei der Schuld? Sie wird sich vermindern, sobald das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt ist, und die Frage ist also, wann dieses möglich sein wird? Die Gehalte der Beamten zu verringern, würde weder rathsam noch gerecht erscheinen, die begonnenen öffentlichen Arbeiten müssen vollendet werden. Man wird im Departement des Krieges die nöthige Erleichterung suchen, und die Entwaffnung als ein Rettungsmittel aufstellen. Aber Frankreich kann nicht entwaffnen, weil es einfach nicht gerüstet ist, seine Armee steht auf dem Friedensfuße, wie außer England kein anderer bedeutender Staat dieß von sich sagen kann. Man spricht so viel von unsern 400,000 Mann, aber es ist dieß für uns die Friedensstärke, und es müßte zuvor die Idee des Weltfriedens verwirklicht werden, um Frankreich ohne Gefahr für seine europäische Stellung und seine Sicherheit, eine weitere Armeereduktion zu gestatten. Die Ausgaben für die Landarmee werden voraussichtlich in den nächsten Jahren sich nicht vermindern; die der Marine erst dann, wenn die fernen Expeditionen aufgegeben sind; die Kosten der Revenüen-Erhebung endlich können erst dann beschränkt werden, so bald die Abgaben beseitigt sind, die der Krieg geschaffen hat. Mexiko, sagt man, wird aufhören, auf unserm Budget zu lasten, ich will es zugeben, ungeachtet noch sehr geringe Hoffnung hiefür vorhanden ist; aber auch selbst dann wird das Budget nur um 100 Millionen vermindert werden, und das zweite Eisenbahnnetz, das Sie im Begriffe sind, zu schaffen, wird wieder eine Steigerung um jährlich 50 Millionen herbeiführen. Wie also aus allen diesen Schwierigkeiten herauskommen? Zunächst müssen wir die Klugheit üben, im Frieden zu bleiben; und ich hoffe, daß wir den Frieden behalten werden, da dieß von Niemandem, als von uns selbst abhängt. Wenn wir den Frieden aufrecht erhalten, wenn wir die nöthige administrative Festigkeit besitzen, um jener Fluth von Verschwendungen zu widerstehen, in denen man fälschlich unsere Größe sucht, und wenn mit der erlangten Klugheit das Glück uns nicht verläßt, wenn wir endlich eine fortgesetzte Reihe guter Jahre haben, dann, aber auch dann erst wird das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausnahmen hergestellt, werden wir in einer normalen Situation sein. . . . Thiers gibt nun einen kurzen politischen Ueberblick über die Lage Frankreichs in den früheren Perioden und der gegenwärtigen Zeit; und schließt mit den Worten: Seit dreißig und mehr Jahren habe ich an dieser Tribüne, ehe ich sie selbst bestieg, ehrfurchtsvoll den Worten der großen Geister unseres Jahrhunderts gelauscht, von denen die Angelegenheiten Frankreichs und der ganzen Welt diskutirt wurden. Die Welt hörte diesen Debatten zu. Man begeisterte sich für große Ideen, für die Sache der unterdrückten Völker wie Griechenland und

Digitized by Google

Italien; oft auch für Dinge, die nur in der Illusion vorhanden waren, aber selbst diese Täuschungen beruhten auf edlen Motiven. Im Jahre 1851 mußte im Interesse der Ordnung der Vorhang vor dieser großen Bühne fallen. Das Land mußte auf andere Weise beschäftigt werden, und unser Budget vermag Auskunft zu geben, was es gekostet hat, dem Volke die Freiheit zu ersetzen. Aber ich hoffe, daß, wenn der Kaiser, wie ich nicht zweifle, in seiner edlen Politik beharrt, uns nach und nach die Freiheit wiederzugeben, die Letztere sich nicht so gefährlich zeigen wird, als man ihr dieß aufzubürden versucht hat. Wenn es aber wirklich wahr sein sollte, was man Uebles von ihr gesagt hat, so drängt sich mir eine Betrachtung auf, die Sie Alle ohne Zweifel theilen werden: daß es sehr theuer gewesen ist, dem Lande seine verlorene Freiheit zu ersetzen." (Anhaltender und stürmischer Beifall in der Umgebung der Tribüne; Glais-Bizoin ruft mit lauter Stimme: Wundervoll!)

Mannigfaltigkeiten.

Ein origineller Selbstmordversuch ereignete sich am 11. ds. zu Fürstenzell: Ein Geisteskranker, Bauerssohn, wollte sich selbst begraben. Er grub zu dem Behufe hinter der Klostermauer ein ungefähr 7 Fuß langes und 4 Fuß tiefes Grab, und legte sich in selbiges. Die ausgegrabene Erde war ganz nahe an dem Rande des Grabes aufgerichtet, so daß es möglich war, sich mit derselben zu bedecken. Das ganze Vorhaben wurde dadurch begünstigt, daß gerade die Wiese gewässert wurde, und füllte sich das Grab außerordentlich schnell. Der Zweck des Selbstmordes wäre nahezu erreicht worden, wenn nicht ein scheugewordener Ochs seine Flucht auf diesen Platz hin genommen, und so die Veranlassung zur Entdeckung dieses seltsamen Unternehmens geworden wäre. Der Irre wurde aus dem Grabe herausgezogen, wusch sich dann am nahen Bache, holte seine Schaufel, welche er nebst seinen Holzschuhen in's Wasser geworfen hatte, heraus und trat den Heimweg wieder an. Ein ihn von Ferne begleitender und beobachtender Gendarm erzählte aber, daß der Irre, bevor er in seiner Heimath ankam, sich unbemerkt glaubend, wieder anfing, eine Grube zu graben, woran ihn natürlich der Gendarm hinderte, der ihn in sein Wohnhaus brachte.

Vor einiger Zeit wurde ein Londoner Banquier, Charles Dean Paul wegen betrügerischen Bankerotts zur Deportation nach einer der Straf-Colonieen in Australien verurtheilt. Unmittelbar nach dem Urtheilsspruche machte die junge und hübsche Frau des Banquiers ihr persönliches Vermögen zu Gelde, schiffte sich rasch nach Australien ein und kaufte in der Umgebung von Sidney eine prächtige Landwohnung, in welcher sie bei Ankunft des Sträfling-Gemahls bereits aufs Komfortabelste eingerichtet war. Nun besteht gleich manchen anderen Sonderbarkeiten des englischen Rechtes auch die unter Georg III. zum Besten der australischen Kolonieen getroffene Bestimmung, daß jeder in Sidney wohnende Engländer oder Engländerin einen Deportirten in ihre Dienste nehmen und ihn dadurch den Strafanstalten entziehen könne. Die junge Frau hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als von diesem Privileg Gebrauch zu machen und ihren Herrn Gemahl als Kammerdiener anzunehmen. Die Behörden vermochten der verlangten Auslieferung durchaus nichts in den Weg zu stellen, und so entwischte der Betrüger auf die gemüthlichste Weise seiner verdienten Strafe.

In einer Gruft der Spitalkapelle in Assche (Marktflecken bei Brüssel), fand man einen Bleisarg und darinnen in voller Rüstung nebst Orden und mehreren Goldmünzen das Gebein des spanischen Ritters vom goldenen Vließ, Spronk von Bilsen, der am 24. Dezember 1481 den Heldentod gegen die Franzosen starb.

In einem Steckbriefe eines bayerischen Landgerichts findet sich folgende reizende Personalbeschreibung: Der dem Bettel sehr ergebene, geistesbeschränkte, 40 Jahre alte, glatzköpfige, einäugige, schlecht gekleidete, barfußlaufende, ledige Paulus N. u. s. w. Besondere Kennzeichen: „Hat ein mildes Geschau."

Ein Schusterjunge ging an einem Droschkenfuhrmann vorüber, an dessen Wagen ein sehr elendes, mageres Pferd gespannt war und mit gesenktem Haupte dastand. Als er dieß Pferd sah, sprang er schnell zur Seite. „Dummer Junge!" rief ihm der Fuhrmann zu, „warum springst Du denn weg? Das Pferd schlägt ja nicht!" — „O" — antwortete der Junge, „das fürcht' ich auch nicht, aber das Umfallen?"

Geschichtskalender. 20. Mai 1471 wird der Maler, Bildhauer, Kupferstecher und Holzschneider Albrecht Dürer geboren.

— 1795 dringt bewaffnetes Volk von Paris in den Nationalkonvent ein, wird aber durch Legendre und Raffet wieder aus demselben verjagt.

— 1813. Die Bayern unter General Raglowich, fechten mit Napoleon I. bei Bautzen gegen die Russen und Preußen, und setzen die Schlacht am 21. mit fort.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

No. 122 Samstag, 21. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Wiederum schwieg Sidney. Edwin fuhr fort, schweigend an der Seite des Freundes dahinzuschreiten. Endlich sagte er:

„Wie lange bleibt meine Tante in Wiesbaden?"

„Bis sie Dir Dasjenige, was ich jetzt sagte, mitgetheilt und Deine Antwort erhalten hat. Am ersten September mußt Du verheirathet sein, oder zwischen Dir und ihr ist es für immer aus und zu Ende."

„Was hat denn aber meine Heirath eigentlich mit dieser Sache zu schaffen? Wenn sie William Casterton's Andenken retten will, so muß sie es ohne alle Bedingungen thun können. Ich kann nicht begreifen, warum ich nothwendig heirathen muß."

Sidney schwieg.

„Du kennst das Motiv, das meine Tante veranlaßt, so zu handeln," fuhr Edwin fort, „und ich bitte Dich, es mir mitzutheilen."

„Wohlan denn! Der erste Grund ist wahrscheinlich Deine Leidenschaft für die Gräfin Mourville; der zweite Deine Neigung zu einem umherirrenden Leben, und der dritte, daß sie Dich durch die ehelichen Bande dahin zu bringen hofft, ein geordnetes Leben zu führen, so daß Deine überwiegende Neigung zu wissenschaftlichen Spekulationen verschwindet. Sie glaubt, wenn Du Dich dieser Neigung hingibst, so wird sie Dich in einen Narren ohne allen praktischen Verstand verwandeln, und endlich glaubt sie, Du wirst als verheiratheter Mann und in dem Besitze Deiner väterlichen Güter ein gesetzter Mann mit den patriotischen Interessen eines Engländers werden. Mit wenigen Worten: die Marquise betrachtet die Ehe als den einzigen Ausweg, Dich in ein nützliches und thätiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft umzuwandeln, Deine Gedanken fest auf das allgemein Nützliche zu richten und dieselben dadurch von leidenschaftlichen und bizarren Launen abzulenken."

„Die Summe von Allem, das Du jetzt gesagt hast, mein lieber Lembourn, ist: Die Marquise haßt die Gräfin Mourville; sie opfert gerne ihr ganzes Vermögen, um der Gräfin weh zu thun, und sie meint, daß dieses am sichersten dadurch geschieht, wenn sie mich von ihr trennt. O, meine Tante! sie ist eine eben so furchtbare Feindin als bewunderungswürdige Freundin!"

Edwin stand vor den offenen Thüren still und blickte hinaus auf die von Spaziergängern wimmelnden Plätze. Auch Sidney stand still.

„Nun, Casterton! welchen Entschluß fassest Du?" fragte dieser.

Edwins Antlitz war ernst, die Augenbraunen zusammengezogen, und auf den Lippen ruhte ein Zug von Stolz und Schmerz.

„Hast Du den Auftrag, mir den Vorschlag der Marquise mitzutheilen?" fragte Edwin.

„Ja, das habe ich; aber sie wünscht außerdem selbst mit Dir zu reden."

„Das ist eine Sache, die ich uns Beiden ersparen will. Wenn wir zusammen träfen, so würde ich mich jetzt eben so wenig enthalten können, bittere Worte auszusprechen, wie damals, als wir zuletzt von einander schieden, und hernach würde ich mißbilligen, was ich gesagt habe; denn hat die Marquise meine Mutter gehaßt, so hat sie dagegen mit völliger Selbstvergessenheit meinen Vater geliebt. Auch hat sie mir so viele Proben ihrer Zuneigung gegeben, daß ich das Recht verloren habe, bitter gegen sie zu sein. Also ist es am Besten, daß Du ihr meine Antwort überbringst."

Edwin's hohe Brust wurde von einem tiefen Seufzer gehoben.

„Und diese Antwort," fragte Sidney, „wie lautet sie?"

„Ich werde am ersten des nächstkommenden Septembers mit meiner Gattin auf Hartoncourt sein. — Jetzt aber kein Wort mehr davon! — Ich sehe dort die Gräfin und muß mit ihr reden."

Edwin drückte die Hand des Freundes und eilte hinweg zu einer Gruppe, die sich um eine schöne Dame gesammelt hatte.

Sidney schwenkte sich auf dem Absatze um und wollte den Salon auf einem andern Wege verlassen, befand sich aber bei dieser Bewegung gerade vor einem ältlichen Herrn und einer ganz jungen Dame. Der Mann war klein, schmächtig und überhaupt ganz unansehnlich. Sidney's Augen glitten auch an ihm vorüber und hefteten sich auf das ungemein einnehmende Ant-

Digitized by Google

lit des jungen Mädchens, welches einer halb aufgebrochenen weißen Rose glich, etwas so Liebliches, Sanftes und Fesselndes lag darin. Das Auge genoß und das Herz freute sich bei der Betrachtung desselben, und dennoch würden vor dem Blicke eines Kunstkenners diese Züge allzu unregelmäßig befunden worden sein, als daß sie auf Schönheit hätten Anspruch machen können.

Das Mädchen und ihr bejahrter Begleiter gingen vorbei an dem Engländer, welcher, ganz überrascht von der schönen Erscheinung, unwillkürlich umkehrte und ihnen nachging. Er lauschte auf ihr Gespräch; aber sie redeten eine ihm ganz fremde Sprache, und doch waren ihm die meisten der europäischen Sprachen bekannt.

Der Anzug der jungen Dame war in seinen Einzelheiten sehr einfach, nichts desto weniger aber kostbar und zeugte von einer in ökonomischer Hinsicht glücklichen Stellung.

Sidney vertiefte sich in Vermuthungen über das Vaterland und den Stand der Fremden.

Der alte Herr machte den Eindruck, als wäre er noch niemals in einer höheren Sozietät gewesen; die Bewegungen seiner Begleiterin dagegen besaßen eine Anmuth, welche von verfeinerten Lebensgewohnheiten zu zeugen schienen.

Wir lassen inzwischen Sidney seine Nachforschungen fortsetzen und begeben uns in einen andern Theil von Wiesbaden.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichischer offizieller Bericht über das Seegefecht bei Helgoland.

Vom Kontre-Admiral Wilhelm v. Tegetthoff, Kommandanten der vereinigten österreichisch-preußischen Flotten-Abtheilung in der Nordsee, bringt die „Wiener Zeitung" über das Gefecht bei Helgoland folgenden Bericht:

Freitag den 6. Mai war ich auf eine durch den hiesigen k. k. Konsular-Agenten erhaltene Nachricht, daß dänische Kriegsschiffe vor der Elbemündung gesehen worden seien, mit der vereinigten Flotten-Abtheilung von hier ausgelaufen. Den 7. bei Sonnenaufgang sah man einen großen Dreimaster am Horizonte, welchem ich allsogleich Jagd geben ließ, den wir aber nachträglich, nachdem wir ihn erreicht hatten, als eine englische Fregatte erkannten. Gestern (9.) Morgen lief ich, da alle Nachforschungen nach dänischen Kriegsschiffen das übereinstimmende Resultat gegeben hatten, daß solche seit vierzehn Tagen nicht mehr vor der Elbe gesehen worden seien, wieder in die Elbe ein, um den Kohlenvorrath der preußischen Kanonenboote, welcher schon sehr zusammengeschmolzen war, wieder ergänzen zu lassen. Die Schiffe waren noch auf dem Wege nach Cuxhaven, als mir der dortige k. k. Konsular-Agent entgegenkam und ein Telegramm aus Helgoland übergab, welches die Anwesenheit dreier anscheinend dänischer Fregatten in jenen Gewässern meldete. Ich ließ daher augenblicklich wenden und die österreichisch-preußische Flotten-Abtheilung nach See zusteuern. Um 1 Uhr Nachmittags kamen drei Kriegsschiffe in Sicht, welche sich alsbald als dänische, und zwar als zwei schwere Fregatten und eine Korvette erwiesen. Ich ließ den Schiffen telegraphiren: „Unsere Armeen haben Siege erfochten; thun wir das Gleiche!" hierauf „Klarschiff zum Gefechte!" signalisiren und nahm den entsprechenden Kurs, um den feindlichen Schiffen, welche gegen Helgoland steuerten, den Weg abzuschneiden. Die österreichisch-preußische Flotten-Abtheilung war in Schlachtlinie formirt und verfolgte einen nordwestlichen Kurs, während die dänischen Schiffe, ebenfalls in Schlachtlinie, gegen halb 2 Uhr Nachmittags wendeten und einen südöstlichen Kurs, also uns entgegen, nahmen. Auf eine Distanz von 18½ Kabeln wurde das Gefecht unsererseits zuerst mit den Pivotgeschützen eröffnet und sodann mit den Breitseitengeschützen auf 8½ und 10 Kabel fortgesetzt. Als ich sah, daß auf diese Weise ein Erfolg nicht so bald erzielt werden würde, beschloß ich, die Distanzen zu vermindern, und ließ deßhalb die Flotten-Abtheilung durch den Contremarsch wenden und einen östlichen Kurs, also konvergirend mit jenem der dänischen Schiffe, einschlagen. Dadurch gelang es mir, die Distanzen successive bis auf 2 Kabel zu reduziren. Während dieser ganzen Zeit unterhielten wir ein wohlgenährtes Geschützfeuer, welches von den Dänen mit sehr großer Heftigkeit erwidert wurde. Einer der ersten Schüsse, welcher die Fregatte Schwarzenberg traf, war eine Granate, welche in der Batterie explodirte und fast die ganze Bemannung eines Geschützes außer Gefecht setzte. Zweimal brach auf der Fregatte Feuer aus: einmal durch eine Granate, welche in der Bordwand, und einmal durch eine Granate, welche im Banjerdeck über dem Eingange zur vorderen Pulverkammer explodirte und das Segel-Depot in Brand steckte. Beidemal wurde das Feuer gelöscht, ohne daß das Gefecht hiedurch die kleinste Unterbrechung erlitt. Gegen 4 Uhr, nach fast zweistündigem sehr heftigem Gefechte, fing der Bauch des Vormarssegels der Fregatte Schwarzenberg durch eine hindurchgegangene Granate Feuer, welches sich mit rasender Schnelligkeit verbreitete. Die Schläuche unserer Feuerspritzen reichten nicht bis in die Höhe der Vormarsraa, und der Schlauch der Maschinenpumpe, der einzigen, welche das Wasser auf diese Höhe hätte treiben können, war durch eine Kugel durchschnitten worden. Ein Löschen des Brandes war daher, so lange er in solcher Höhe über Deck fortdauerte, zur Unmöglichkeit geworden. Der Wind wehte sehr frisch aus OSO., ungefähr unser Kurs, und trieb daher das Feuer nach Achter; es war somit unumgänglich nöthig, abzufallen, was einzig und allein Hoffnung geben konnte,

Digitized by Google

dem Umsichgreifen des Brandes Einhalt zu thun. Ich ließ daher das Signal machen: „Man falle ohne Zeitverlust vom Winde ab," und hierauf: „Man bilde die Frontlinie nach der natürlichen Ordnung." Ich nahm Kurs gegen Helgoland. Die dänischen Schiffe sandten uns noch einige Kugeln mit ihren Breitseiten nach, die wir aus unseren Pivotgeschützen erwiderten, versuchten aber eine Verfolgung der vereinigten Flotten-Abtheilung nicht, sondern nahmen einen nordöstlichen Kurs und verschwanden alsbald in jener Richtung. Ich blieb mit der Fregatte „Schwarzenberg" im Osten von Helgoland in Bewegung, um sie stets vor dem Winde zu halten, bis wir des Feuers Meister wurden. Nach und nach stürzten die verbrannte Vormarsraa, Fockraa und endlich auch die Vormarsstange und das Clüverbaum über Bord. Als nur mehr der Untermast allein stand und stets fortbrannte, blieb nichts Anderes übrig, als denselben zu kappen. Mit dieser Arbeit kamen wir erst um 10½ Uhr Nachts zu Ende, während die Vormarsstange, welche beim Herunterstürzen im Deck stecken geblieben war, an ihrem oberen Ende fortbrannte und erst um 1 Uhr Nachts durchgesägt war und sodann gelöscht werden konnte. Das Kappen des Fockmastes nahm deßwegen so lange Zeit in Anspruch, weil sich anfänglich wegen der unaufhörlich herabstürzenden glühenden Mastenringe, brennenden Stücke der Mars-, der Lang- und Quersahlingen, des Eselshauptes u. s. w. Niemand dem Fuße des Mastes nähern konnte. Um 10½ Uhr Abends als nach beendetem Kappen des Fockmastes die Fregatte „Schwarzenberg" wieder gegen den Wind steuern konnte, trat die Flotten-Abtheilung ihre Reise nach der Elbemündung wieder an und ankerte heute (10.) um 4 Uhr Morgens auf der Rhede von Cuxhaven. Sr. Majestät Fregatte „Schwarzenberg" hat an Todten: Hauptmann-Auditor Kleinert und 31 Mann; Schwerverwundete (meistens Verlust der Beine): Seekadet Turkovits und 43 Mann; an Leichtverwundeten: Lienienschiffslieutenant Gaal, Marine-Infanterie-Oberlieutenant Pokorny und Seekadet Schönberger, die beiden letzteren mit Kontusionen, und 22 Mann. Sr. Maj. Fregatte „Radetzy" hat an Todten den Seekadetten Belsky und 4 Mann, an Schwerverwundeten 8 Mann; leichter Verwundete den Kommandanten der Fregatte, Fregatten-Kapitän Jeremiasch, welcher von einer vorbeifliegenden Granate zu Boden geworfen, dabei jedoch glücklicher Weise nur sehr leicht verwundet wurde, und 15 Mann. Die preußischen Schiffe haben keine Verluste, weder an Todten noch Verwundeten, und auch keine Havarieen erlitten. Auf Sr. Maj. Fregatte „Schwarzenberg" wurde von der Beendigung des Gefechtes an bis zum nächsten Morgen um 4 Uhr amputirt und operirt, und haben die beiden königlich preußischen Aerzte, den Schiffen „Adler" und „Basilisk" angehörig, den Aerzten der k. k. Kriegsschiffe den ersprießlichsten Beistand mit wahrhaft unermüdlichem Eifer geleistet. Sr. Majestät Fregatte „Schwarzenberg" hat zwischen 70—80 Schüsse im Rumpfe, hiervon 2 in der Wasserlinie; Sr. Majestät Fregatte „Radetzky" hat mehrere Schüsse in der Wasserlinie, beide Schiffe haben ihre Masten und Rundhölzer zum Theile stark beschädigt, jede der Fregatten hat nur mehr ein brauchbares Boot, da alle übrigen zerschossen sind. Den genaueren Ausweis über die erlittenen Havarieen werde ich nachträglich vorzulegen die Ehre haben. Während des ganzen Gefechtes haben sowohl Offiziere als Mannschaft der österreichisch-preußischen Flotten-Abtheilung die untrüglichsten Beweise von Muth und Kaltblütigkeit an den Tag gelegt. Es wird schwierig sein, aus den Vielen, welche sich durch die bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegte Tapferkeit ausgezeichnet haben, die Würdigsten auszuwählen. Ich muß aber jetzt schon des Kommandanten Sr. Majestät Fregatte „Radetzky" — Fregatten-Kapitän Jeremiasch — erwähnen, welcher, als ihr das Signal gemacht wurde, die Frontlinie zu bilden, sich anstatt dessen ins Kielwasser der Fregatte „Schwarzenberg" legte und so durch den Körper seines eigenen Schiffes, welches sich des Namens, den es trägt, vollkommen würdig erwies, die Fregatte „Schwarzenberg" vor den feindlichen Kugeln deckte, bis ihm das Signal erneuert wurde und er auf seinen Posten in der Frontlinie einrückte. Schließlich erlaube ich mir noch gehorsamst beizufügen, daß hier im Lande mannigfaltige Gerüchte über die Havarieen zirkuliren, welche die dänischen Schiffe in dem letzten Seegefechte erlitten haben sollen, welche Nachrichten aber, da sie nicht offizieller Natur sind, ich nicht verbürgen kann. Was gewiß zu sein scheint, ist, daß eines der dänischen Schiffe nach dem Gefechte von einem andern in Schlepp genommen werden mußte.

Abendglöcklein.

Friede kehrt ins Herz mir wieder
Wenn von Bergen fern hernieder
Glöcklein mahnt: „Bete du
Gott schenk allen Müden Ruh!"

Betend weil ich für die Lieben,
Die im Vaterhaus geblieben,
Thränen mir im Auge steh'n,
Glöcklein klingt so wunderschön.

Auch an dich das Herz gedenket,
Wenn es im Gebet versenket, —
Glöcklein friedlich stimmt mit ein:
„Du, auch du gedenke mein!"

Friedrich Friedreich.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Der Bijoutier Thirion in Batignolles bei Paris lebte mit seiner jungen und braven Gattin in glücklichster Ehe. Ein diese Familie öfters besuchender Vetter, Kommis in einer Fabrik zu Grenelle, verliebte sich sterblich in seine bildschöne Base, und machte ihr allmählich Erklärungen, welche erst in der Güte, dann ernstlich abgewiesen wurden, ohne jedoch die Leidenschaft des Liebenden abzukühlen. Frau Thirion entdeckte endlich Alles ihrem Manne, und dieser verbot dem Vetter sein Haus. Einige Tage darauf paßte Letzterer den Abgang Thirion's in seine Werkstätte ab, drang in dessen Haus und fand seine Base an der Wiege ihres Kindes. Noch einmal beschwor er sie, nicht ihn und sich unglücklich zu machen, und als sie bei seiner immer heftigeren Zudringlichkeit nach Hilfe rief, durchbohrte sie L. mit einem eigens zu diesem Zwecke gekauften langen Dolchmesser, und suchte zu entfliehen, woran er jedoch durch das Hereindringen der Nachbarn gehindert ward. Hierauf ging er zum Leichnam zurück und tödtete sich selbst mit 3 Stichen.

Ueber die Ungleichheit der Dekorationen für militärisches Verdienst bemerkt die „Aach. Ztg.": Wir und wir allein laboriren noch an dem russischen Tschin und es paßt schlecht zu unserer Zeit, wenn es heißt, jener Offizier habe den Adlerorden, dieser Feldwebel habe das Militär-Ehrenzeichen erhalten. Das Letztere ist so ehrenvoll, wie ein anderes, vorausgesetzt, daß es ohne Unterschied den Militärs, die sich hervorgethan, ertheilt wird, welchen Ranges sie auch seien. Aber es stößt an, wenn dadurch eine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Rangstufen gemacht werden soll. Unser ganzer Offizierstand hat sich in diesem Kriege glänzend bewährt, er ist den Truppen mit ruhmvoller Hingebung vorangegangen, aber unsere braven Soldaten haben sich nicht minder ausgezeichnet und auch unter ihnen befindet sich die Blüthe der Nation, so daß ein Fremder nicht begreifen wird, warum nicht die gleiche Dekoration für Alle gelten soll, warum nicht die Beförderung vom Unteroffizier zum Offizier häufiger eintreten soll, als es geschieht. In Frankreich, selbst in Oesterreich, wäre die Beförderung eine große gewesen, bei uns ist sie eine Ausnahme.

[Folglich befindet sich in jedem Leichnam Gift.] Der Turiner Gerichtshof verhandelt gegenwärtig einen sehr verwickelten Vergiftungsprozeß. Ein alter Karabinier ist angeklagt, seine Frau vergiftet zu haben. Man schritt zur Ausgrabung der Leiche und fand darin deutliche Spuren von Gift. Es stellt sich jedoch heraus, daß man nicht den rechten Leichnam ausgegraben. Man wird nun, nachdem man einen wahrscheinlich unschuldig Angeklagten verfolgt hat, nach einem unangeklagten Schuldigen fahnden müssen.

Dem Wiener Haus Rothschild sind 200,000 fl. entwendet worden. Da aber die Rothschilde in Geldsachen unfehlbar sind, mithin untreue Diener gar nicht anstellen können, und wie ein irrländer Philosoph Alles schon Voraus wissen; so läugnen sie das Faktum, und verzichten auf gerichtliche Untersuchung. (Vor Jahren zahlte einmal ein Kommis einem Bürger 2000 fl. in Gold statt 1000 fl. Der redliche Empfänger brachte den Ueberschuß zurück, allein der stolze Nathanael entgegnete, das Geld zurückschiebend: „Ein Beamter des Hauses N. N. irrt sich nicht.")

Die medizinische Akademie in Petersburg wird von etwa dreißig jungen Damen, zum Theil den höheren Ständen angehörend, besucht, die sich für die ärztliche Praxis ausbilden, und mit ihren männlichen Kommilitonen auf dem besten, fast auf einem zu vertrauten Fuße leben.

Dreisylbige Charade.

Die Erste besitzet ein jeglicher Bauer;
Doch ist sein Besitz nur selten von Dauer,
Wird viel er zu thun mit den letzten Zwei haben,
Statt fleißig zu ackern und emsig zu graben.
Im Ganzen vom Ersten ein Bild ist gegeben,
Das häufig der Bauer nie schauet im Leben.

Auflösung des Räthsels in Nro. 120:

Die Null.

Geschichtskalender. 21. Mai 1800 wird Pommier, französischer Kriegskommissär, hingerichtet.

— 1809. Schlacht bei Aspern.

— 1813. Schlacht bei Würschen; Rückzug der Verbündeten nach Schlesien.

22. Mai 1744. Frankfurter Verein zwischen Preußen, Pfalz und Schweden-Hessen zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung, Herstellung des Friedens in Deutschland und Erhaltung kaiserlicher Würde und Macht.

— 1797. Aufruhr in Genua, das Volk zieht mit dem Ausrufe: „Hoch lebe Maria und das souveräne Volk!" gegen den Adel.

— 1813. Angriff Napoleons auf die zurückziehenden Russen und Preußen bei Reichenbach in der Lausitz blutig abgeschlagen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 123 Montag, 23. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

V.

Von dem Theaterplatze geht die Wilhelmsstraße ab. Diese ist lang und gerade und bebaut sowohl mit neueren als älteren Häusern. In der Mitte dieser Straße lag ein neuer, stattlicher Palast von vier Stockwerken, versehen mit von Blumen erfüllten Balkons und auf die beste Weise mit allen Zierden der Baukunst ausgeschmückt.

Das Haus gehörte einem Franzosen, Monsieur d'Orbeau.

Was d'Orbeau ursprünglich betrieben und womit er sein jetziges Vermögen gesammelt hatte, das wußte man nicht so genau; daß er aber jetzt reich war, das war eine allgemein bekannte Sache. In seinem Hause ging es hoch her; er gab glänzende Feste und war der artigste von allen artigen Wirthen. Dazu hatte er eine junge und schöne Frau, und in seinen Salons sah man stets schöne, reiche Mädchen und vornehme Männer.

Der eine oder der andere ältere Franzose erzählte zwar, ohne daß es im Allergeringsten d'Orbeau's Ansehen verringerte, Monsieur d'Orbeau wäre aus Anjou und ein Abenteurer, der sein Geld im Spiele und als Heirathsmäkler gesammelt hätte. Als er auf solche Weise ein kleines Vermögen verdient hatte, verließ er Frankreich, begab sich nach verschiedenen deutschen Badeorten, wo er fortfuhr, Spieler zu sein, darauf als Mitinteressent der Spielbanken von Wiesbaden und Baden-Baden wurde. Er ließ sich an dem erstgenannten Orte ein prächtiges Hotel erbauen, heirathete eine hübsche Französin, und ließ sich dort häuslich nieder. Man wollte ferner wissen, daß er noch immerwährend ganz im Stillen für die reiche und elegante Welt Heirathen arrangirte; denn kam eine reiche häßliche Engländerin nach Wiesbaden, um sich einen Namen zu verschaffen, so brauchte sie nur bei Herrn d'Orbeau eingeführt zu werden, und man konnte überzeugt sein, daß sie den Badeort nicht verlassen würde, ohne verlobt zu sein. Hatte dagegen eine Mutter schöne Töchter ohne eigentliches Vermögen, gleich reiste sie nach Wiesbaden, machte Bekanntschaft mit d'Orbeau, und vor dem Ende des Badeaufenthaltes waren die Töchter mit reichen Männern verlobt.

Nachdem wir jetzt mit Herrn d'Orbeau Bekanntschaft gemacht haben, wollen wir in seinem Hause einen Besuch abstatten.

Das ganze erste Stockwerk in seinem Hotel bewohnte er selbst; die übrigen waren vermiethet an Badegäste, welche es vorzogen, in Privathäusern zu wohnen und enorm zu bezahlen.

Es war am Vormittage. Man hatte mit dem Trinken und Promeniren aufgehört. Jeder, der seinen Vormittag nicht dem grünen Tisch opferte, war in seine Wohnung zurückgekehrt. So auch Monsieur d'Orbeau.

In einem wohlmöblirten, mit Bücherschränken und Schreibtischen versehenen Arbeitszimmer saß der verschlagene Franzose. Er blickte von Zeit zu Zeit auf die Uhr. Diese schlug zwölf. Da ließen sich im Vorzimmer Schritte hören, die Thürgardinen wurden zurückgeschoben und ein mit goldenen Tressen bedeckter Bedienter meldete: „Lord Casterton!"

Edwin trat herein. Er begrüßte den sich tief verbeugenden Wirth mit einem nachlässigen Kopfnicken, warf sich in einen Lehnstuhl und sagte, indem er auf seine Uhr blickte:

„Sie haben eine volle Stunde auf mich warten müssen; doch es ist nicht meine Schuld."

„Mylord! es ist immer eine Ehre für mein Haus, daß Sie über die Schwelle desselben haben treten wollen, und es ist mir so angenehm gewesen, einen so ausgezeichneten Besuch empfangen zu können, daß ich mit Vergnügen gewartet habe," entgegnete der artige Franzose.

„Und ich, Monsieur," fiel Edwin ein, „ich fürchte Sie würden dieses Glück niemals gehabt haben, wenn ich nicht den Einfall bekommen hätte, mich über Hals und Kopf zu verheirathen. Als ich Sie ersuchte, mich in ihrem Hause zu erwarten, geschah es darum, weil ich Ihrer Hülfe benöthigt bin, um eine Frau zu bekommen. Ich will, daß Sie mir einen passenden Gegenstand zuweisen sollen."

„Vielleicht würde ich das können, wenn . . ."

„Einen Augenblick!" unterbrach ihn Edwin. „Ich verspreche, daß die Affaire für Sie einträglich werden

Digitized by Google

soll, wenn Sie mir nur ein Mädchen verschaffen, wie ich sie haben will."

„Mylord! ich habe das nie in Zweifel gezogen; aber es nimmt mich Wunder, daß Sie meiner Hülfe benöthigt sind, um zu finden, was Sie suchen."

„Wundern Sie sich über nichts, Monsieur, sondern haben Sie die Güte, mich anzuhören; ich kann Ihnen nur eine Stunde schenken. Um zwei Uhr habe ich ein Rendezvous."

„Ich bin ganz Ohr," versicherte der Franzose.

„Wohl; Ich will ein Mädchen haben von siebzehn, höchstens achtzehn Jahren, tadellosem Ruf und achtungswerthen Sitten. Sie braucht nicht von Stande, darf keine Französin und auch keine Engländerin, kann auch ohne Vermögen sein."

„Wirklich! rief d'Orbeau aus und sah den jungen Lord an. Er wußte, das Casterton ruinirt war.

„Ja, Monsieur! Sie darf eben so arm sein, wie der Lord Edwin Casterton es jetzt ist, weil dieser letztere in demselben Augenblicke, wo der Geistliche unser beider Schicksale vereinigt hat, eben so reich wird, wie seine Vorfahren es gewesen sind."

„Aber das Mädchen soll wohl schön sein?" fragte d'Orbeau.

„Sie muß ein gefälliges Aeußere haben, so daß ich mich nicht vor der Lady Casterton zu schämen brauche. Doch ist das eine gleichgültige Nebensache."

„Mylord! Ihre Ansprüche sind so gering, daß ich wirklich glaube, denselben auf die leichteste Weise entgegen kommen zu können. Sie verlangen ja nur Tugend und Jugend?"

„Diese beiden Eigenschaften sind unerläßlich," sagte Edwin und stand auf. „Binnen einigen Tagen muß ich verlobt und binnen zwei Monaten verheirathet sein."

„Schon heute Abend werde ich die Ehre haben, Sie dreien jungen Damen zu präsentiren, die alle den gemachten Forderungen entsprechen. Da können Sie selbst wählen."

„Mich präsentiren?" wiederholte Edwin und zuckte die Achseln. „Am liebsten sähe ich's, wenn es ohne meine Einmischung gehen könnte . . . Ich hatte beschlossen, nicht früher aufzutreten, als in dem entscheidenden Augenblicke, wo wir den Ehekontrakt unterzeichnen sollten."

„Aber, Mylord . . ."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen und will die jungen Damen sehen, doch nicht in Ihrem Salon und nicht früher als morgen. Da wird Don Juan gegeben. Richten Sie es so ein, daß sie im Schauspiele sind, ich werde hingehen und Sie können sie mir dann zeigen. Apropos! Noch eine Bedingung! Sie muß eine gute Erziehung erhalten haben. Leben Sie wohl! Wir treffen uns morgen im Theater."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

Humoristische Erzählung von Ch. v. Gravenreuth.

Der Hof hatte sich in dem lieblichen Schlosse zu Nymphenburg für die Sommermonate niedergelassen.

Der gute Vater Max, wie die Bayern ihren ersten König wegen seiner Herzensgüte und wegen seines blühenden Familienlebens nannten, war ein großer Freund der Natur und alles Natürlichen. Er durchwanderte jeden Morgen mit raschen Schritten die reizenden Partien des Schloßgartens; denn die Leibärzte, welche dem Anwachsen des königlichen Emponpoints begegnen sollten, wußten ihrem gesunden Patienten, der sich von dem reichlichen Genusse der Tafelfreuden nicht abhalten ließ, keinen andern Rath zu geben, als daß er sich häufige und lebhafte Bewegung in freier Luft mache.

Es war vier Uhr geworden und man ging zur Tafel. Graf Seefeld, ein alter, sehr bevorzugter Freund des Königs, Truchseß und Zeremonienmeister, war heute zur Tafel geladen worden, und der König freute sich schon auf die pikanten Neuigkeiten, welche der Graf gewöhnlich mitzubringen und bei Tische preiszugeben pflegte. — Nachdem er manche Geschichten erzählt, die zum Theil für den lachenden Monarchen komponirt sein mochten, kam das Gespräch auf des Grafen letzte Abwesenheit von München, und der König fragte, ob er die Zeit auf seinen Gütern zugebracht habe.

„Zum Theil, Majestät!" erwiderte der Graf, „einige Wochen lang aber durchstöberte ich mit meinen beiden Söhnen das bayerische Hochgebirge, und wir ließen es uns gut gehen in Niederaudorf bei dem Prälaten, da wir im dortigen Kloster unser Absteigequartier genommen hatten und fast jeden Abend wieder dahin zurückkehrten.

„Die geistlichen Herren zu Niederaudorf," meinte General Graf Haller, der mit an der Tafel speiste, „haben vortrefflichen alten Wein und eine ausgesuchte Küche."

„Doch wohl nur für Besuchende," fügte der Erzbischof Baron Gebsattel bei, der ein häufiger Gast zu Nymphenburg war — „denn für ihren Tisch haben sie Mäßigkeit und Einfachheit gelobt und ich glaube —"

„Nun, was mich betrifft," fiel der General lachend ein, „so muß ich Eminenz widersprechen, denn ich vermuthe, daß die geistlichen Herrn wohl so vernünftig sind, die vortrefflichen Gottesgaben, die ihnen dort wachsen und gedeihen und gleichsam in den Mund hinein hängen, nicht ungenossen zu lassen — im Gegentheil, halte ich sie für geübte Feinschmecker und tapfere Weinvertilger."

Die Königin, welche jetzt fürchtete, daß die Herrn das für den Erzbischof peinliche und am Ende ihrer eigenen Würde unzuträgliche Gespräche noch steigern möchten, um so mehr, als der König selbst ein Wohlgefallen an ausschweifenden Späßen hatte, stieß ihren

Gemahl leise mit dem Ellbogen an, worauf dieser, solchen Winken stets gehorsam, die Unterhaltung rasch auf ein anderes Gebiet lenkte. Er fragte den Grafen Seefeld, was er denn für Ausbeute von seiner Reise mitgebracht habe."

„Für die Wissenschaft, Majestät, nichts von Interesse," erwiderte der Graf. „Unsere Reise galt nur dem Vergnügen; unsere Naturforscher, Entomologen, Mineralogen und wie sie alle heißen, die gelehrten Forscher und Grübler, haben ja das Innere unserer Berge schon genugsam durchwühlt und anderen Christenkindern keine Entdeckungen mehr zu machen übrig gelassen. Aber eine Merkwürdigkeit haben wir dennoch —"

„Entdeckt!" fragte der König mit etwas sarkastischer Miene, denn er mochte seinem Zeremonienmeister keine sonderlichen Entdeckungsgaben zutrauen.

„Nein, Majestät!" sagte dieser etwas pikirt, ich gebe mich nicht mit Entdeckungen ab, man kommt dabei oft auf gar verdrießliche Dinge. Was ich Eurer Majestät als eine Merkwürdigkeit bezeichne, ist etwas in der dortigen Gegend sehr Bekanntes, für uns aber ein Phänomen, nämlich: die gröbste Frau im Königreich Bayern, vielleicht in ganz Deutschland."

„Parbleu!" rief Graf Haller, „die Person muß, grob, kolossal grob sein, um solches Prädikat zu rechtfertigen, denn an groben Leuten ist unser gesegnetes Heimathland wahrlich nicht arm.

„Und wer ist denn dieses wenig anziehende Weib?" fragte die Königin.

„Sie ist die Wirthin zu Fischbach," erwiderte Graf Seefeld, einem hübschen, am Fuße der Hochgebirge gelegenen Kirchdorfe."

„O, ich kenne den Ort," versetzte der Erzbischof. „Er liegt gegenüber Windshausen, der Inn zieht sein Silberband durch das liebliche Thal."

„Ganz recht," bestätigte Seefeld, „und eben aus dem Inn bezieht die Wirthin von Fischbach die delikaten Hechte und Karpfen, in deren Zubereitung sie eine so große Virtuosität besitzt, daß man von weit und breit herkommt, um ein seltenes Fischgericht, gewürzt mit den orginellen Grobheiten der Wirthin, zu genießen."

„Und haben Sie selbst Proben von dieser sonst unschmackhaften Zuthat erhalten?" fragte die Königin.

„Allerdings, Majestät, und die Grobheiten waren so ursprünglicher Natur —"

„Erzählen Sie," rief man von mehreren Seiten.

„Ich muß bedauern," erwiderte Seefeld, „in Gegenwart Ihrer Majestät und der Damen überhaupt nicht mit den Einzelnheiten meiner gemachten Erfahrungen dienen zu können — die Ausdrücke dieser Frau sind lakonisch, aber unzweideutig gewesen, und jedenfalls derber, als ich deren je gehört.

„Abscheulich!" murmelten die Damen.

„Das Weib muß ich kennen lernen," versicherte General Haller.

„Uebrigens," fuhr Seefeld fort, „soll sie Tage haben, an denen sie weniger wortkarg, sogar gesprächig, aber darum nicht minder grob ist. Ihre Antworten sind oft geistreich, schlagend und voll Salz."

„Prächtig!" rief der König, „diese Frau interessirt mich. Ich will eine Probe von ihrer berühmten Grobheit haben. Schon längst bitten mich die Geistlichen von Kloster Andorf um einen Besuch, der Prälat hat sogar mein Versprechen."

„Dann müssen Majestät auch Wort halten, drängte der General.

„So ist's, und ich werde daher in den nächsten Tagen eine Exkursion nach Kloster Andorf machen und in Fischbach Hechte essen. —"

„Und uns Grobheiten holen!" ergänzte der General; „denn Euere Majestät werden wohl erlauben, daß ich im Gefolge sei?"

„Natürlich!" lachte der König, „und ich hoffe, daß die Wirthin an meinem Haudegen ihren Mann findet."

„Soll sich in Acht nehmen!" drohte der General.

„Aber, lieber Max," warf die Königin ein, „Du wirst doch nicht im Ernste —"

„Nach Fischbach reisen und mir Grobheiten holen, meinst Du, liebe Karoline? Gewiß, ich brenne darnach, dieses merkwürdige Exemplar von einer Wirthin zu sehen!"

„Aber doch jedenfalls wirst Du die Reise incognito machen?"

„Wo läge denn die Pointe? Nein, liebe Karolina, die Frau muß wissen, wer ich bin, und gerade dann wird es sich zeigen, ob ihre grobe Laune natürwüchsig ist oder nur ein angenommenes Wesen, vielleicht Spekulation, um Neugierige anzuziehen."

„Unweitlich, Majestät!" rief Seefeld. „Vorsündfluthlich! und ich wette Hab und Gut, daß sie z'wischen Euerer Majestät und dem ersten besten Gaste, der ein Glas Bier verlangt, nicht den geringsten Unterschied zu machen Belieben tragen wird."

„Desto besser," erwiderte König Max, „dann ist's eine Originalität, und solche interessirt mich, wo ich sie immer finde. Es bleibt dabei, meine Herren, ich reise nach Kloster Andorf, und mache einen Halt in Fischbach."

Ein leichtes Achselzucken der Königin zeigte, daß sie das Vorhaben ihres Gatten mißbillige; sie hoffte jedoch, ihn unter vier Augen anderen Sinnes machen zu können. Aber dießmal gelang es ihr nicht, wie sonst — die beschlossene Reise wurde ausgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Rudolf Wagner †], Dr. med. et. phil., kgl. hannover'scher Hofrath und o. ö. Professor an der

königlichen Universität in Göttingen, ist am 13. Mai, Abends halb 9 Uhr, gestorben. Nach jahrelangem schweren körperlichen Leiden traf ihn am 6. Oktober vor. Js. zu Frankfurt a. M. ein Schlaganfall, welcher die rechte Seite lähmte. Seit dieser Zeit war er zwar fast beständig an das Bett gefesselt, erholte sich jedoch in merklichem Grade, indem er seine volle Geisteskraft wieder erlangte. Doch eine neue hinzutretende heftige Erkältung raffte seine nur noch schwachen Kräfte in wenigen Wochen dahin. Wagner, ein geborner Augsburger, war einer der geschätztesten Mitarbeiter an der Allgemeinen Zeitung, die er namentlich durch seine physiologischen Aufsätze, durch Lebens- und Charakterskizzen berühmter Naturforscher und Aerzte, mit denen er, so lange sie lebten, im regsten Verkehr stand, so wie durch gelegentliche Reiseberichte, namentlich aus Italien, bereicherte. Er ist der ältere Bruder von Professor Moriz Wagner in München. Er ist 59 Jahre alt geworden.

[Eine Büßerin in Schleswig.] Ein Besucher der Spitäler in Schleswig erzählt, daß er in denselben einer reizenden jungen Frau begegnet sei. Er frug nach ihrem Namen. „Das ist Schwester A.", sagte einer der jungen Assistenzärzte, „sie hat eine harte Schule durchgemacht". Sie trug Bandagen und Charpie in der Hand, und trat an das Bett eines kranken Dänen, den Verband zu erneuern. „Diese junge Frau", fuhr der Arzt fort, „hatte sich sehr jung mit dem Lieutenant v. E. verheirathet. Jugend, Unerfahrenheit und vielleicht auch ein angeborener Leichtsinn ließen sich nach wenigen Monaten in halber Kinderei die Huldigung anderer Männer in willkommener Weise hinnehmen. Bald bezeichnete das Gerücht einen ihrer Verehrer als den Begünstigten; der junge Ehemann wurde geneckt; gute Freunde, statt ihn ernstlich auf seine Pflichten aufmerksam zu machen, reizten sein Ehrgefühl; er forderte den vermeintlichen Nebenbuhler und wurde von diesem im Duell erschossen. Erst an der Leiche ihres Gatten kam die Schwerbetroffene zur Einsicht, und gestand ihren Freunden: es sei mehr eine Neckerei gewesen, die sie sich mit ihrem stets eifersüchtigen Mann erlaubt habe; sie sei jedem ernsten Liebesverhältniß durchaus fern gewesen. Sobald sie Alles geordnet, ihren Haushalt aufgelöst hatte, ging sie in eine jener Krankenanstalten, um sich für den Dienst der Pflege auszubilden, und fortan ihr Leben, dem anfänglich die Welt so rosig gelacht, dem menschlichen Elend zu weihen. Ein Jahrzehnt ist über die furchtbare Katastrophe dahingegangen, nicht nur im eigenen Vaterland, auch in Syriens Spitälern hat sie bereits ihren ernsten Pflichten mit unermüdlichem Eifer obgelegen, und tritt jetzt wieder in Schleswig, dem Leichtsinn ihrer Jugend büßend, als tröstender Engel an das Bett der Verwundeten."

[Der Bazar für das deutsche Hospital in Paris.] Erst nachträglich erfährt man durch die „Patrie", daß der Verkauf von Geschenken zum Besten des deutschen Hospitals am 1., 2, und 4. Mai stattgefunden hat. Nach dem genannten Blatte soll dieser Verkauf, der, wie sie sagt, en faveur des pauvres Allemands stattgefunden, 200,000 Franken eingetragen haben. An das „pauvres Allemands" darf man sich natürlich nicht stoßen. Es ist auch kein schlechter Witz, dessen sich die „Patrie" schuldig machte; dieselbe kopirte einfach die Einladungskarten, die von dem Sekretär des mit der Organisation des Ganzen betrauten deutschen Damen-Komite's ausgefertigt waren. Der gute Mann wollte gewiß sagen „les pauvres allemands" (die deutschen Armen) und nicht „les pauvres Allemands" (die armen Deutschen) was auf gut deutsch einfach heißt: die armseligen Deutschen. Der Verkauf hat übrigens auch nicht 200,000, sondern 45,000 Franken eingebracht. Es hätte wohl eine bedeutend höhere Summe erzielt werden können, wenn man praktischer zu Werke gegangen wäre; daß dieses nicht geschehen, muß um so mehr wundern, als der oben erwähnte Sekretär des Damen-Komite's ein sehr gewandter und geschickter Geschäftsmann sein soll. Jedenfalls verstand man es nicht, die Theilnahme der hiesigen deutschen Kolonie zu gewinnen, deren Mitglieder zum größten Theil nicht einmal wußten, wann der Verkauf der Geschenke stattfinden werde. Das Geld wurde daher fast nur von den höchsten Kreisen der Pariser Welt beigesteuert, die dem Ruf der liebenswürdigen Fürstin Metternich nicht zu widerstehen wagten und zahlreich herbeiströmten.

[Moderne Wallfahrer.] Die Blätter berichten von einem merkwürdigen Wallfahrtszuge von Paris nach Einsiedeln. Darnach wollen etwa 150 Pilger aus den vornehmen Kreisen von Paris per Extrazug nach Luzern fahren, in den Dampfbooten der Zentralbahn sich nach Brunnen übersetzen lassen, von Brunnen per Post nach Einsiedeln fahren, dann ebenfalls per Post nach Richterswyl und per Dampfer nach Zürich.

Geschichtskalender. 23. Mai 1552 stirbt Sebastian Münster, Theolog und Geograph.

— 1809. Ende der Schlachten bei Aspern und Eßlingen, Rückzug der Franzosen nach der Insel Lobau.

— 1813. Napoleon in Görlitz. — Uebergang preußischer und russischer Streifkorps über die Elbe.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Mailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 124 Dienstag, 24. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Edwin näherte sich der Thür.

„Noch ein Wort, Mylord! Es thut wohl nichts, wenn sie Vermögen haben sollte?"

Der Engländer wandte sich um und sah d'Orbeau an.

„Warum thun Sie diese Frage?"

„Darum, weil hier in Wiesbaden ein junges, achtungswerthes und wohlerzogenes Mädchen, die Tochter eines Kaufmanns, angekommen ist. Sie wünscht sich aus Ehrgeiz einen Mann mit einem glänzenden Namen. Der Vater ist sehr kränklich, die Mutter todt und das Mädchen besitzt keine Verwandtschaft. Sie ist stolz und wird von dem brennendsten Verlangen nach den Vortheilen des Ranges beherrscht. Der Vater hat mit mir geredet und hat mir gesagt, er wünsche sich für das Glück seines Kindes einen vornehmen Schwiegersohn, und das je eher je lieber, weil die Aerzte ihm gesagt haben, daß er auf keine lange Zeit mehr zu rechnen hat."

„Will das Mädchen ohne Liebe heirathen, einzig und allein, um einen Namen zu erhalten?"

„Ja."

„In diesem Falle ist die Parthie sehr passend. Eins hat dann dem Andern nichts vorzuwerfen. Gut! ich will sie sehen. Ihr Gold mag sie behalten; ich brauche es nicht. Ich aber will ihr meinen Namen dafür schenken, daß ich zu bestimmter Zeit eine Frau bekomme. Das ist ja ganz vortrefflich! . . . Jetzt bleibt nur noch übrig zu erfahren, welcher Nation sie angehört."

„Sie ist eine Schwedin."

„Gut! Also morgen im Theater sehe ich sie. Gefällt sie mir, so richten Sie es so ein, daß ich präsentirt werde.

Edwin grüßte nachlässig zum Abschiede und ging.

VI.

Der Theatersaal war am folgenden Abende angefüllt von Damen in leichten, luftigen und eleganten Toiletten und von Herren, welche dieselben begafften und musterten.

Unter den Letzterwähnten war auch Edwin, ohne daß jedoch sein Gucker eine Runde machte. Mit über die Brust gekreuzten Armen blickte er ganz gleichgültig vor sich hin. Bei einer leichten Berührung seiner Schulter drehte er sich gleichwohl rasch um.

Die Physiognomie des Monsieur d'Orbeau lächelte ihm entgegen.

„In der zweiten Loge vom Theater, links!" flüsterte der Franzose, zog sich zurück und nahm ein Paar Bänke weiter nach hinten Platz.

Edwin erhob die Hand mit dem Operngucker und richteten diesen auf den bezeichneten Gegenstand.

In der Loge saßen zwei Personen, ein ältlicher, kleiner, magerer, gelblich blasser Herr mit krummem Rücken und ein junges, schlankes, gerades blühendes Mädchen mit einem Aeußern, das einem schönen Lenzmorgen glich. Ihr Gesicht war lieblich und liebenswürdig, frisch und lächelnd, mit einem Ausdrucke von Unschuld und Keuschheit, der demselben etwas im höchsten Grade Fesselndes verlieh.

„Sie ist sehr einnehmend, hat eine schöne Haltung und eine reine, schuldfreie Stirn!" dachte Edwin, nachdem er sie lange betrachtet hatte.

Jetzt begann die Ouverture. Er setzte sich und fuhr fort in seinen Gedanken:

„Schade, daß dieses schöne Kind ein so zusammengeschrumpftes Herz besitzt, daß darin Eitelkeit und Hochmuth die Hauptrollen spielen! Doch was bedeutet das? Ich heirathe, um meine Affairen zu verbessern und dem Namen Casterton seinen ganzen Glanz wieder zu verschaffen. Was ist wohl das Anderes, als Eitelkeit und Hochmuth."

Zwischen dem zweiten und dritten Akte wurde Edwin von Monsieur d'Orbeau Herrn und Fräulein Bromér präsentirt.

D'Orbeau, der an diesem Abende viel Eisen im Feuer hatte, verließ die Loge gleich nach der Präsentation. Edwin blieb und unterhielt sich mit den beiden Schweden.

Herr Bromér redete ein höchst mittelmäßiges Französisch; die Tochter aber drückte sich leicht und ungezwungen, sowohl in der französischen, als auch in der englischen Sprache aus. Sie sagte ihre Worte gut und konnte über die alltäglichsten Gegenstände so reden, daß das Triviale dadurch seinen trivialen Charakter verlor.

Nachdem Edwin während des ganzen Zwischenaktes

Digitized by Google

in ihrer Lage gewesen war, erhob er sich, indem er zu Bromér sagte:

„Haben Sie nicht Lust, mein Herr, an einer Reitparthie nach Johannisberg Theil zu nehmen, welche morgen von der Madame d'Orbeau arrangirt wird? In solchem Falle würde es mir besonders angenehm sein, der Kavalier Ihrer Fräulein Tochter zu sein und für beide Herrschaften Pferde zu besorgen.

Herr Bromér dankte: er ritt niemals; aber er nahm doch für seine Tochter das Anerbieten an, da Madame d'Orbeau an der Spitze der Parthie stand.

Gleich nach Beendigung des Brunnentrinkens am folgenden Tage sollte Edwin an dem bestimmten Sammelplatze sein.

Als das abgemacht war, nahm Edwin Abschied. Er wollte Sidney aufsuchen, um zu hören, ob dieser mitkommen wollte.

Im Hotel, wo Sidney wohnte, erfuhr er, daß Mr. Lembourn die Marquise Brissier nach Koblenz begleitete, wohin er früh am Morgen abgereist war.

Am folgenden Morgen gegen neun Uhr galoppirte die elegante Reiterschaar von Wiesbaden ab. Edwin und Elvira bildeten den Nachtrab. Sie plauderten über tausend verschiedene Dinge, und Elvira fand den jungen stattlichen Lord im höchsten Grade interessant, obgleich er, streng genommen, kein einziges Wort gesagt hatte, das der Erinnerung werth gewesen wäre, sondern nur über die alltäglichsten Dinge redete.

Die Lustparthie war inzwischen höchst angenehm. Alle waren fröhlich, und gewiß ist, daß an diesem Tage das Schicksal manches jungen Mädchens entschieden wurde.

Endlich mußte man an die Rückkehr denken. Der Abend war herrlich. Edwin ritt still an Elvira's Seite. Ganz plötzlich fragte er:

„Hat Monsieur d'Orbeau der Ursache Erwähnung gethan, weßhalb ich Ihre Bekanntschaft zu machen wünschte?"

Edwin's Augen ruhten auf Elvira. Das Blut ergoß sich über die Wangen des jungen Mädchens, in ihrer Seele entstand für einen Augenblick Verlegenheit. Sollte sie die Wahrheit bekennen oder nicht? Elvira war gleichwohl noch allzu sehr Naturkind, als daß sie der Lüge fähig gewesen wäre. Daher antwortete sie nach einigen Sekunden:

„Monsieur d'Orbeau hat sie mir gesagt."

„Dank für diese Antwort! sie ist ein wirkliches Zeugniß von der Zuverlässigkeit Ihres Charakters. — Nachdem Sie mir nun diese Probe Ihrer Ehrlichkeit gegeben haben, werden Sie es gewiß nicht in Ueberlegung ziehen, mit gleicher Aufrichtigkeit meine zweite Frage zu beantworten, nämlich: wollen Sie meinen Händen Ihre Zukunft anvertrauen, Ihren Namen gegen den meinigen vertauschen, und mir Ihre Hand schenken? Mit wenigen Worten: haben Sie den Muth, Ihr Schicksal an das meinige zu fesseln?"

„Mylord! ich kenne Sie ja erst seit einigen Stunden," wendete Elvira ein.

„Glauben Sie mich denn in einigen Monaten besser zu kennen?" fragte Edwin.

„Ich hoffe es," stotterte sie.

„Sie irren sich: mein Charakter mit seinen Fehlern und Verdiensten würde Ihnen da noch ebenso fremd sein, wie jetzt. Haben Sie nicht den Muth, sich jetzt zu entscheiden, so werden Sie ihn auch übers Jahr nicht haben. Ich muß heute Ihre Antwort erhalten, oder wir sehen uns nie wieder. Nach zwei Tagen bin ich nicht mehr in Wiesbaden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

(Fortsetzung.)

Eine prächtige Julisonne vergoldete die Gipfel der Berge und senkte in das Thal, dem der Inn Leben und Abwechselung gibt, einen glühenden Strahl, der die Kelche der Blumen öffnete und die Gewürze der Bäume und Kräuter vertrocknete und auffaugte. Das Dörfchen Fischbach lag freundlich und still in dem Thale zwischen himmelhohen Bergen, und Einige von den wenigen Bewohnern, welche nicht unter des Tages Mühen und Lasten auswärts beschäftigt waren, versammelten sich vor einigen höchst elegaten Equipagen, welche eben am Wirthshause Halt gemacht hatten.

Eine Stunde vorher war ein Kurier an eben dem Wirthshause angekommen und hatte dem Wirthe die Meldung gemacht, daß Se. Majestät der König alsbald, durch Fischbach kommend, nach Kloster-Audorf reise, daß aber Seine Majestät, angelockt durch den Ruf ganz vortrefflicher Fischbereitung, dessen die Wirthin zu Fischbach weit und breit genieße, entschlossen sei, einen kurzen Halt zu machen, und die Wirthin sich daher vorbereiten möge, um Seiner Majestät eine Probe ihrer Kochkunst vorzulegen.

„Der König bei uns?" rief der ehrliche, bis ins Mark erschreckene Wirth. „Mein Gott, Weib, was sagst Du dazu?"

Die Wirthin hatte mit stoischem Gleichmuthe die Nachricht empfangen, die ihr der Kurier in der Küche verkündet hatte. Sie stand eben am Butterfasse und regierte den Stößer, um die Metamorphose der Milch in Butter, die schon im Werden begriffen war, zu vollenden. Ohne sich auch nur im Mindesten stören zu lassen, fuhr sie in ihrem Geschäfte fort.

„Nun?" rief ihr Mann, „bist Du denn taub? Hörst Du denn nicht, Lisel, was für vornehme Gäste wir bekommen, daß Du Fische zurichten sollst und —"

„Hab' keine Zeit," erwiderte die Frau, tüchtig

Digitized by Google

fortbutternd; „ehe nicht meine Butter fertig ist, kann ich nichts Anderes thun."

„Aber du mein himmlischer Vater! Weib, Du wirst doch eine Ausnahme machen, wenn der König kommt?"

„Warum denn? Macht mir der König die Butter fertig? Warum hat er nicht früher geschickt, ehe das Gesinde ins Heu ging, jetzt kann er warten!"

„Barmherziger Gott!" rief der Mann händeringend, „Du bist im Stande, mit dem Könige eben so grob zu sein, wie mit allen anderen Christenkindern."

„Ja, warum denn nicht! Ist denn der König etwas Besseres?"

„Freilich; eben weil er der König und ein Gesalbter des Herrn und unser Landesvater ist, für den wir in der Kirche beten."

„Ist dumm genug; wenn er bei dem lieben Gott ohnedem um so viel höher angeschrieben steht, als unsereins, so braucht er unser Beten nicht. Aber sei Du ganz ohne Sorge, ich werd' schon mit dem König fertig werden, denn ich weiß auch, was man seinem Landesherrn schuldig ist."

„Lisel! ich bitte Dich um Alles, mäßige Dich nur heute!"

„Spar' die Worte, Sepp! und nimm lieber dort die Schüssel. Gib frische Tischtücher heraus, leg' sie auf die Tische, damit es blank und rein aussieht in der Stube, schick' den Hans auf die Wiese und laß die Midei*) heim holen, daß sie mir hilft, und Du geh' zum Fischhalter und hole herauf, was Gutes drunt:n ist, unterdessen wird meine Butter fertig, und der Herr König hat frische, mandelsüße Butter gleich zum Willkomm."

Und zu dem Kurier gewendet, der diese häusliche Scene lächelnd mit ansah, fragte die Wirthin: Wie viele Mitesser kommen denn mit dem Könige?"

„Mitesser?"

„Oder Hofschranzen, wenn Ihm der Titel besser gefällt."

„Ah! die Frau Wirthin meint wohl, wie viel Herren im Gefolge Seiner Majestät sich befinden?"

„Ja, so beiläufig kommt's auf Eins heraus."

„Mit den Lakaien — neun Personen."

„Lakaien? Das sind wohl die Brettlhupfer?"

„Brettlhupfer? Liebe Frau, Sie scheint für Alles Ihr eigenen Benennungen zu haben."

„Hab ich auch. Brettlhupfer sind die Tagdiebe, die hinten auf die Wägen springen oder hupfen wie die Flöh, wenn der Wagenschlag zugemacht ist, und sich ein Ansehen geben, als wären sie was Rechts."

„Die sind der Jäger und Lakaien."

„Meinetwegen kann Er sie tituliren, wie er will, für mich sind es Tagdiebe, Brett'hupfer, mit Borten und Knöpfen aufgeputzte Affen, die schlechter sind, als des Müllers Esel, denn der muß sich sein Futter mühsam verdienen, während diese Schlingel den rührsamen Leuten im Wege stehen — So, nun geh' er in die Stube und laß Er sich was einschenken und gaff' er mich nicht an, wie die Kuh 's neue Thor — ich kann's nicht leiden. Hab' die Nase mitten im Gesicht, wie jeder andere Mensch, und Arme und Beine, wo sie hin gehören."

„Alle Welt, das Weib ist grob!" rief der so gescholtene Mann und lief aus der Küche in die Gaststube, wo er den Wirth in voller Thätigkeit traf, die weißen, aber hausgesponnenen Tücher und Gedecke auf die eichenen, von langjährigem Gebrauche farblos und holperig gewordenen Tische zu breiten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Gebirge gebräuchlich für Marie.

Mahnung.

Hörst du den Donner grollen
Im Hochgebirg verrollen!?
Noch ist es Zeit!

Siehst du die Flur verblühen,
Die Vöglein heimwärts ziehen,
Noch ist es Zeit! —

Fühlst du den Lenz vergehen,
Des Sturmes kaltes Wehen
Noch ist es Zeit! —

Wenn unter weißen Flocken,
Des Lebens Pulse stocken
Ist's nimmer Zeit! —

Friedrich Friedreich.

Mannigfaltigkeiten.

Die Zahl der auf der Erde befindlichen Pflanzen beträgt nach Linnée 10,000 Arten, nach Steudel 79,000. Nimmt man die Zahl der Kryptogamen zu 21,000 an, so erhält man mit jenen Phanerogamen zusammen an 100,000 Arten, als Zahl aller bekannten Pflanzenarten, Unger berechnete für die Jetztzeit 92,662, und für die Vorwelt 2792 Pflanzenarten. Von den jetzt bekannten Pflanzen machen die Dikotyledonen zwei Drittheile aus; die Monokotyledonen $^1/_6$; die Gefäße führenden Sporenpflanzen $^1/_{17}$, und die Kompositeen, welche zu 8000 angenommen werden, betragen etwa $^1/_{10}$ der gesammten Pflanzen. Die Völker des klassischen Alterthums kannten nur etwa 1500 Pflanzenarten. Nach Kochs Synopsis der deutschen und Schweizer

Digitized by Google

Flora wachsen in diesem Gebiete von Phanerogamen 3454 Arten wild, 79 Arten werden im Großen angebaut, 126 Arten kommen nur in der Schweiz, nicht in Deutschland vor, 2173 Arten hat Deutschland mit der Schweiz gemeinsam, 175 Arten kommen nur in Istrien vor, 3 nur in Preußen, 304 Arten gehören zu den Bäumen und Gesträuchen, etwa 1100 Arten gehören zu den Berg- und Alpenpflanzen, von denen jedoch nur 450 Arten als wahre Alpenpflanzen angesehen werden können. Die Kryptogamen-Flora Deutschlands zählt 6802 Arten, nämlich 4056 Pilze, 433 Flechten, 1531 Algen, 176 Lebermoose, 589 Laubmoose und 67 Farne, Equisetten und Lykopodien. In den reichsten Pflanzengärten kultivirt man zwischen 10 bis 15,000 verschiedene Arten. Im botanischen Garten kultivirt man etwa 12,000 Arten, unter denen 2000 Bäume und Sträucher, 3000 Gewächshauspflanzen, darunter 70 Palmen.) v. Martius schätzt die Zahl aller existirenden Pflanzen auf 150—200,000 Arten, andere Botaniker sogar auf 300,000 Arten.

[Aus dem Storchleben.] In voriger Woche wurde zu Benken der männliche Storch von dem Paar, das auf der dortigen Kirche sein Nest hat, auf dem Ried todt gefunden. Er wollte eine Natter fassen, wahrscheinlich, um diese seiner brütenden Gattin in das Nest zu bringen, muß dieselbe aber nicht am rechten Ort erfaßt haben, denn sie konnte sich um seinen Hals wickeln und ihn erwürgen; bei der Auffindung des Storches war sie, ebenfalls todt noch um dessen Hals geschlungen. Die Störchin war sehr traurig und flog höchstens alle zwei Tage nur kurze Zeit auf Nahrung aus. Jetzt wird jedoch berichtet, daß die Storchenwittwe bereits wieder getröstet sei. Die letzten Tage hat sich ein männlicher Storch, der entweder noch ledig war oder seine Gattin ebenfalls verloren hatte, bei ihr präsentirt. Die Störchin schien hoch erfreut über sein Erscheinen und machte sofort Bekanntschaft mit demselben, und nach mehreren Liebkosungen hatte alsbald die Hochzeit statt. Der neue Herr Gemahl jedoch hat, wie es scheint, an der Brut seines Vorgängers nicht Vaterstelle vertreten wollen, und die Störchin vergaß ob der neuen Liebe nicht nur die alte, sondern auch die Mutterliebe: die Eier, auf welchen sie bis dahin so treu ausharrend saß, wurden aus dem Nest geworfen, das Nest gereinigt und ausgebessert und ein neuer Haushalt angefangen.

[Bittschrift an den König von Preußen.] Folgende wörtlich getreue Bittschrift sandte ein Vater, dessen Sohn Soldat werden sollte, an den König von Preußen: „Thränenwerthester Herr König! Eure Majestät werden gütigst verzeihen, wenn ich Ihren Thron besteige. Ich bin Seidenwirker Voriges Jahr brachte ich meinen Sohn zu Gott (wurde konfirmirt), dieses Jahr zum Tischler. Mein Sohn soll drei Jahre dienen, es könnte mit Einem Jahre abgemacht sein und wird schon gehen. Eure Majestät haben ja schon bei mancher Gelegenheit ein Auge zugedrückt, drücken Sie noch einmal ein Auge zu.

In dem nahen badischen Gränzorte Gerchsheim wurden vor Kurzem in der Nähe der Scheuer des Herrn Rathschreibers Schraut durch dessen Arbeiter bei Abräumung einer verfallenen alten Mauer 40 Stücke Münzen von reinem Silber aufgefunden. Dieselben sind in der Größe eines Sechsbätzners mit dem Gepräge Philipp II., König von Spanien und der Niederlande (hat regiert von 1558—98). Sie tragen die Jahrzahl 1565 bis 1575. Interessant ist es, hiebei noch, daß nach althergebrachter Volkssage in dem betreffenden Steinhaufen Schätze vergraben lägen. Dieser glückliche, über 20 fl. betragende Fund wird nicht verfehlen, zu weiteren Nachsuchungen Anlaß zu geben.

Aus dem Meiningen'schen wird vom 29. April geschrieben: In Kitschenhausen, einem von der Residenz Meiningen 1½ Stunde entlegenen Dorfe, hat man kürzlich auf dem dortigen Friedhofe einen vor circa 20 Jahren eingelegten Sarg ausgegraben, in welchem statt des Leichnams Moos, Stroh und Gestein getroffen wurden. Da die bei der betreffenden Beerdigung betheiligten Personen gegenwärtig zumeist noch leben, so wird die deßhalb eingeleitete Untersuchung wohl ermitteln, welches Vergehen hier vorliegt.

Die Temperatur pflegt im Winter zu Kairo nicht unter + 4° zu sinken. In vergangenem Winter aber hat es in der Nacht des 23. Januar überall in Aegypten gefroren. Die Gärtner in Schubra beobachteten — 3° Reaumur. Bei Benisuef fand ein deutscher Tourist den Nil eines Morgens mit einer dünnen Eiskruste bedeckt. Auf der Landenge von Suez will man — 4° Reaumur beobachtet haben. Im 16. Jahrhundert hat man auch einmal in Aegypten Eis gesehen, wie arabische Geschichtsschreiber melden.

Geschichtskalender. 24. Mai 1192. Ludwig I., der Kellheimer, bisher unter der Vormundschaft seines Vaters Otto des Größern) Brüder, Friedrich und Otto, übernimmt allein die Regierung Bayerns.

— 1707. Geburtstag des berühmten Naturforschers C. v. Linné.

— 1813. Die Franzosen überschreiten die schlesische Gränze. — Kosacken unter Borrisow überfallen die Reiterei des Generals Poincot bei Cönnern und nehmen den General, 2 Obersten und 380 Mann gefangen.

— 1814. Papst Pius VII. zieht in Rom ein.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 125 Mittwoch, 25. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Elvira schwieg. Sie war in höchster Aufregung. Was sollte sie wohl antworten? In diesem Augenblicke wünschte sie sich weit, weit hinweg von dem Orte, wo sie sich befand. Da sie fortwährend schwieg, fuhr Edwin fort:

„Wie soll ich Ihr Schweigen deuten? Nehmen Sie Anstand, ein entschiedenes Ja oder Nein auszusprechen? Thun Sie das nicht! Eines von diesen Worten muß ich von Ihren Lippen vernehmen, ehe wir uns heute Abend trennen. Heute begehre ich Ihre Hand und werde ohne Bitterkeit von Ihnen Abschied nehmen, wenn Sie mir sie verweigern; aber Sie müssen sich gleich entschließen. Die Ehe ist immer ein Hazardspiel; der Zufall entscheidet den Gewinn oder Verlust."

„Ich verstehe nicht, ob Ihre Worte eine Wahrheit enthalten oder nicht," sagte Elvira, indem sie das Gesicht abwendete; „aber ich fühle, daß ich ein paar Tage haben muß, um mit mir selbst zu überlegen."

„Bedürfen Sie der Ueberlegung, so müssen Sie gleich abschlagen. Sagen Sie also lieber gleich ein ehrliches Nein!"

„Aber, Mylord, ich habe ja nicht die Absicht gehabt, Nein zu sagen . . .", fiel Elvira ohne Ueberlegung ein; schnell aber besann sie sich und schwieg, da sie meinte, sie müßte vor Verlegenheit sterben.

„Ist es denn so schwer, das Wörtchen Ja auszusprechen?" fragte Edwin lächelnd.

„Das nicht, aber mir ist so sonderbar zu Muthe; ich fühle das Bedürfniß, mit meinem Vater zu reden, ehe ich mich entscheide," flüsterte Elvira. „Morgen sollen Sie meine Antwort haben."

Elvira trieb jetzt das Pferd in Galopp; im nächsten Augenblicke war sie an der Seite der Madame d'Orbeau.

Als sie etwas später von einander schieden, fragte Edwin:

„Morgen erhalte ich also bei der Quelle Ihre Antwort?"

Elvira senkte bejahend den Kopf.

Am folgenden Morgen erwartete Edwin Elvira zu sehen. Sie kam gleichwohl nicht, sondern Madame d'Orbeau fand sich ein, begleitet von drei jungen deutschen Mädchen, welche durch die Familie d'Orbeau dem Schicksale zu entgehen hofften, ihr Leben unverheirathet hinschleppen zu müssen.

Als Madame d'Orbeau an Edwin vorbei passirte, blieb sie einen Augenblick stehen und reichte ihm ein zusammengefaltetes Papier mit den Worten:

„Ich habe versprochen, Ihnen dieses von der Mademoiselle Bromér zu überbringen."

Edwin nahm das Papier und entfaltete dasselbe. Dort stand ein Ja.

Die ganze Bedeutung dieses einzigen Wortes kannte er und ging sogleich, um die Gräfin Mourville aufzusuchen, mit welcher er eine lange und lebhafte Unterredung hatte. Der Lord begleitete die Gräfin bis an das Hotel, wo sie wohnte, und da das schöne Weib ihm die Hand zum Abschiede reichte, waren ihre Augen voller Thränen und sie sagte in dem Tone von entzückender Resignation:

„Mon ami! ich werde vielleicht vor Betrübniß sterben, will Ihnen aber dennoch mit keinem einzigen Worte von dem Schritte, den Sie gethan, abrathen . . . Werden Sie glücklich und versuchen Sie meiner zu vergessen!"

„Darf ich Ihnen nicht vor meiner Abreise noch ein letztes Lebewohl sagen?"

„Wozu sollte das dienen? Unsere Wege gehen jetzt auseinander. Mein kurzer Glückstraum ist zu Ende. Er ist auf ewig entflohen. Meine Gebete sollen Ihnen folgen!"

Die schöne Französin zog ihre Hand aus Edwin's Hand und war verschwunden.

Edwin entfernte sich mit zögernden Schritten und verliebter in die Gräfin als er in den letzten Wochen gewesen war.

Thränen in den Augen einer schönen Französin, sanfte und zärtliche Worte von ihren Lippen sind so gefährliche Waffen, daß die männlichste Seelenstärke davor zittern kann.

Edwin machte auch nach der Unterredung mit der Gräfin einen langen Spaziergang, um seine völlige Ruhe wieder zu gewinnen, bis er Elvira's Vater besuchte. Nachdem dieß abgethan war, verlebte er eine Stunde mit Elvira, und sagte ihr dann Lebewohl, weil

Digitized by Google

er genöthigt war, am nächsten Morgen von Wiesbaden abzureisen. Sie wollten sich nach Beendigung des Badetermins in Kopenhagen treffen und dort die Hochzeit feiern; so war es abgemacht zwischen Edwin und Bromér.

Inzwischen wünschte der Lord, daß seine beschlossene Verbindung ein Geheimniß bleiben möchte, bis er und Elvira sich wieder träfen.

Am folgenden Morgen war Edwin Casterton nicht mehr in Wiesbaden.

Bei seiner Abreise hinterließ er einen Brief an Sir Sidney Lembourn, folgenden Inhalts:

„Sidney Lembourn, mein Freund! benachrichtige die Marquise, daß ich meine Gattin schon gewählt habe. Zu der bestimmten Zeit bin ich verheirathet, und werde dann mit meiner jungen Frau in Hartoncourt eintreffen. Jetzt habe ich meine Freiheit geopfert, um meinem Namen das Ansehen wieder zu kaufen. Die Marquise muß befriedigt sein. Das Opfer, welches ich meiner Familie gebracht habe, ist so groß, daß es sie versöhnen muß mit den Leiden, die meine Mutter ihr verursacht hat.

Die Zukunft allein wird entscheiden, ob meine Tante durch die geforderte Verbindung die Schöpferin des Glückes oder Unglückes meines Lebens ist.

Der Edelmann hat den Menschen, der Stolz die Liebe geopfert. Unsere gekünstelten Rechtsbegriffe haben dieses hervorgebracht, und sicherlich freut Asmodeus sich jetzt seines Sieges. Er weiß am besten, daß die Aristokratie nicht gut für den Bettelstab paßt, und darum führt er uns in Versuchung mit der Macht des Goldes.

Ein einziges gutes Resultat hat das Ultimatum der Marquise gehabt: ich habe nämlich angefangen, über das Leben nachzudenken. In der Macht der Marquise stand es, dem letzten Casterton das Vermögen wieder zu schenken; nun aber gebührt es mir allein, mein Leben so einzurichten, daß dieser Name in mir einen würdigen Repräsentanten erhält. Ich will dafür arbeiten, daß er noch einmal mit Lob von der Gegenwart und von der Nachwelt erwähnt werden möge.

Jetzt mache ich eine Tour nach England, um dort die ferneren Befehle der Marquise abzuwarten. Wir treffen uns auf Hartoncourt, woselbst Du die Gattin sehen wirst, welche gewählt worden ist von

Deinem redlichen Freunde
Edwin Casterton."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten später kam Midei, der Wirthin hübsches Töchterchen, mit dem Rechen auf der Schulter, den spitzen Filzhut mit Goldverbrämung und Quaste keck auf der linken Kopfseite tragend. Die von der Arbeit und der schnellen Heimkehr hochgerötheten Wangen des Mädchens kontrastirten angenehm mit der etwas bräunlichen Haut des Gesichtes, während die Stirne, stets von dem breitkrämpigen Hute beschattet, rein und weiß wie Alabaster geblieben war. Die sinnigen blauen Augen mit den schön gewölbten braunen Bogen schauten recht treuherzig drein, und die reichen Haare fielen in zwei mächtigen Zöpfen unter dem Hute hervor in den Nacken. Die jugendlich elastische Gestalt zeigte Kraft und Gesundheit, und eine anmuthige Frische war über die ganze Erscheinung gegossen.

Als Midei erfuhr, welcher Besuch zu erwarten war, da ging sie auf den Vater zu und sprach leise zu ihm: Ach wie wird's mit der Mutter werden? Bangt Euch nicht, Vater, daß sie —

„Grob sein wird, wie immer, meinst Du? Ja, Gott verzeih' mir's, ich fürcht', sie treibt es heute wie alle Tage, und des Königs Majestät wird gar keinen Unterschied erleben."

„So muß halt der Vater mit der Mutter ein ernstliches Wort reden, und sie — schön bitten, wenn die Vorstellungen nichts helfen sollten."

„Reden? mit der Mutter reden über das, was sie thun soll? Midei! wann hätt' denn das schon einmal g'holfen?"

„Na! was steckt's denn die Köpf' z'samm' wie die Schaaf', wenn's donnert?" rief die Mutter, unter der Thür erscheinend — „denkst wohl, ich hab' Dich vom Heu hereinrufen lassen, um zu plauschen — Was gibt's denn?"

„Mutter!" rief Midei, auf sie zufliegend, „weiß die Mutter, was ein Majestätsverbrechen ist?"

„Herrgott im Himmel! was fällt dem Mädel ein?"

„Ja, der Herr Pfarrer hat's einmal aus der Zeitung vorgelesen, daß Einer, der den König geschimpft und beleidigt hat, auf viele Jahr' als Majestätsbeleidiger auf die Festung ist gesperrt worden, und da denk' ich halt —"

„Daß ich fein höflich sein soll, mit dem Könige und katzenbuckelisch — damit ich net Zeitlebens auf die Festung komm'? So soll's wohl heißen, Jungfer Siebeng'scheit? Na, wir werden schon wissen, was der Brauch ist."

„Mutter! lieb's Mutterle," sagte das Mädchen liebkosend, „sei nur heut' lieb und gut, wie Du ja oft sein kannst, wenn wir allein sind, mach' Deinem Kind die Freud', nimm ihm die Angst von seiner Seel'! Schau, so vornehme Leut' sind ja net wie Unsereins, die schau'n ja net in's Herz hinein, wie's da drinn g'meint ist, die halten sich an's Wort, und bist Du grob mit dem König, so sind wir All: unglücklich!"

Ein recht herzenswarmer Blick flog aus den dunkeln Augen der Wirthin über die Wohlgestalt der Tochter, und sie sprach ausweichend:

Digitized by Google

„Geh' nur in die Kuchel und hilf mir arbeiten, das Uebrige wird sich finden. Angst brauchst Du keine zu haben, denn ich fürcht' mich nicht vor König und Kaiser, und alle Festungen der Welt könnten mich nicht anders machen, als mir's eben um's Herz sein werd."

Jetzt kam Hans mit den schnalzenden Fischen im Netze, und Midei eilte in den Garten, um in sinnigem Ehrfurchtsgefühle vor der Majestät, die ihr armes Haus beehren wollte, diesem wenigstens die Zierde zu geben, die ihr zu Gebote stand. Erbarmungslos schnitt sie die schönsten Blüthen und Blumen ab, verfah sich mit einem Büschel grüner Blätter, streute Laub und Blüthen ringsum im Zimmer umher und steckte die duftendsten Blumen in Gläser, die sie auf die Tische umher vertheilte.

So sah die Stube schnell freundlich und sonnig aus, und verrieth die weibliche schmückende Hand. Stumm lächelte die Mutter bei dem Treiben der Tochter, sie schalt nicht einmal, Beweis genug, daß ihr die stille, der Majestät dargebrachte Huldigung behagte, daß sie ihr wenigstens in Bezug auf ihr Kind, welches so sinnig empfand, nicht mißfiel. Aber nun galt es, den Fischen den Garaus zu machen, denn schon war die Stunde verstrichen, nach welcher der König ankommen sollte.

Midei hatte in weiblicher Eitelkeit den Arbeitsanzug rasch mit dem Sonntagsgewande vertauscht — und die Mutter that, als merke sie die kleine Veränderung nicht.

Auch der Vater hatte seinen Sonntagsrock angezogen und die guten Stiefel und die Kirchenweste und stand am Fenster, auf jeden Laut horchend, der von der Gasse herkam. Da schmetterte ein Posthorn, und dann ein zweites sein frohes Willkommlied zwischen die Berge hin und weckte ein zehnfaches Echo. „Sie kommen!" schrie der Wirth mit solcher Heftigkeit hinaus, daß die Frauen entsetzt fallen ließen, was sie eben in den Händen hatten. Dann rannte er nach der Hausthür und machte schon Bücklinge, ehe er noch eines Wagens ansichtig ward. Midei flog zu ihrem Vater und stellte sich hochklopfenden Herzens an seine Seite. Hans, der Kleinknecht, drückte sich in die Ecke, und riß die Augen weit auf, damit ihm ja nichts entgehen möge von den Herrlichkeiten, die nach seiner Idee nun kommen mußten; denn er dachte sich den König wie den Schellen- oder Herzkönig, mit Scepter, Krone und Reichsapfel, und der Thron, meinte er, dürfe auch nicht fehlen, der werde schon im Wagen stehen, mit Gold und Brillanten reich verziert und oben darüber eine ungeheure Krone.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grundsteinlegung zur deutschen Turnhalle zu London.

Der deutsche Turnverein in London, welcher im Jahre 1861 gegründet, sich schon einen so festen Boden gewonnen hat, daß er bereits über 500 Mitglieder, darunter etwa die Hälfte Engländer, zählt, hat am Sonnabend den 14. d. das Fest der Grundsteinlegung zu einer neuen Turnhalle begangen. Diese soll mit einem Aufwand von 6000 Pfd. St. auf Stainton-Terrace, St. Pancras Road, errichtet werden und außer dem Turnplatz (84' lang, 80' breit) auch noch Konzertsaal, Bibliothek und andere kleinere Zimmer umschließen. Da es beschlossen war, die Feierlichkeit durch einen Fackelzug zu erhöhen, so war die Stunde eine ungewöhnlich späte für eine Zeremonie wie die einer Grundsteinlegung; sie begann erst um 9 Uhr Abends. Auf dem Platze formirten die 50—60 Fackelträger einen Kreis, in dessen Mitte die Rednerbühne errichtet war; um letztere hatte sich ein aus den verschiedenen deutschen Gesangvereinen Londons auserlesener Chor von etwa 40 Mitgliedern geschaart, welcher zur Eröffnung der Festlichkeit Mozart's: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" anstimmte. Sodann bewillkommte Sprecher E. G. Ravenstein in einer Ansprache die Turner in ihrem eigenen Haus. Nach Schluß seiner Rede sang der Chor das deutsche Vaterlandslied, und Herr P. H. Berndes legte sodann den Grundstein, auf dem in deutschen Worten das Datum, der Name des Architekten (H. Grüning) ꝛc. steht. In dem Grundsteine wurde ein kleiner silberner Behälter eingeschlossen, welcher Erde vom Schlachtfelde bei Leipzig, eine Nummer der „Times" vom Tag der Feier, Münzen, die Statuten des Vereins u. dgl. umschließt. Endlich wurde nach der Melodie: God save the Queen, ein deutsches, besonders für diese Gelegenheit gedichtetes Lied gesungen, und ein vollklingendes Gut Heil! in das — die Engländer freudig mit einstimmten, bildete den Schlußstein des Ganzen. Im bis jetzt benützten Turnlokal, das für diesen Anlaß mit den deutschen Flaggen, Waffen und Turnzeichen geschmückt war, fand sodann ein Souper statt, bei dem Herr Heintzmann, Präsident der Aktiengesellschaft, welche die Turnhalle erbaut, den Vorsitz führte. In seiner Eröffnungsrede verlas er einen Brief von Karl Blind, der verhindert war, Theil an der vaterländischen Feier zu nehmen, und schriftlich einen Trinkspruch darbrachte: „auf das deutsche Vaterland, ganz ungetheilt, einig, frei!" Heintzmann brachte einen Toast auf das Gedeihen der Turnvereine. Ihm folgte Dr. Juch mit einem Gut Heil auf „Deutschland" und Herr Georg Winter mit einem Trinkspruch für „England". Der letztere Redner umsegelte die Klippe der wenig erfreulichen politischen Stellung England's zu Deutschland mit Geschick und Besonnenheit und sprach in Bezug auf die brennende Frage der Zeit die Hoffnung aus, daß auch in England die Sache Schleswig-Holstein's und der daselbst von den Dänen unterdrückten Deutschen einmal zu gerechter Würdigung gelangen werde und — wenn der theuerste Wunsch aller ehrlichen Deutschen erfüllt und Deutschland einig und stark sei, dann auch

Digitized by Google

ein heiliges Band der Freundschaft England und Deutschland umschlingen werde, welche beide zusammen dann der Welt trotzen könnten. Kinkel und Andere folgten später mit weiteren Ansprachen, und erst spät trennten sich die deutschen Turner in heiterster Stimmung.

Mannigfaltigkeiten.

[Schrecklicher Kampf mit einer Katze.] In einem bei Klausthal am Harze gelegenen Orte bemerken die beiden Zwillingssöhne des dortigen Sägemüllers Tennge fremde Katzen auf ihrem Heuboden. Natürlich wird diese günstige Gelegenheit zu einer muntern Hetze gern benutzt. Aber ein Kater, durch die Knaben und den Hund sehr in die Enge getrieben, wirft sich auf den letzten und packt ihn im Genick, schnell springt einer der Knaben dem winselnden Hund zu Hülfe und versetzt der Katze mit einem Stocke einen tüchtigen Hieb, diese aber wuthentbrannt, wendet sich jetzt gegen den Knaben und beißt sich ein in dessen Bein. Trotzdem nun der andere Bruder tüchtig, ja zuletzt verzweiflungsvoll auf das Thier einhaut, und als dieß keinen Erfolg hat, dasselbe Mehreremale durchsticht, ja sogar den Kopf vom Rumpf trennt, sitzt der Kopf doch noch am Beine fest. Auf das Geschrei des Knaben eilen endlich Erwachsene herbei, und finden beide Brüder jetzt ohnmächtig daliegen; aber den gräßlichen Kopf vom Beine zu entfernen, ist auch ihnen unmöglich. Der requirirte Wundarzt muß den Katzenkopf zertrennen und die einzelnen Theile aus dem Beine herauslösen. Die Katze hatte nämlich übergebissen. Glücklicher Weise nimmt die Heilung einen günstigen Verlauf.

[Geschäftsschwindel in England.] Der Bankerotthof zu London hatte vor einiger Zeit einen Fall kaufmännischer Schwindelei zu entscheiden, welcher fast einzig in seiner Art dasteht. Zwei junge Industrieritter, von denen der eine über ein Kapital von 377 Pfund zu verfügen, der andere dagegen eine Schuld von 400 L. ohne einen Penny Aktiva aufzuweisen hatte, gründeten im Februar 1862 ein Agentur- und Kommissionsgeschäft, bei welchem namentlich dem verschuldeten Kompagnon die Rolle des unternehmenden Spekulanten zufiel. Die beiden Glücksritter reussirten bald in kaum glaublicher Weise, sie kauften enorme Waaren-Quantitäten auf und trieben starken Export-Handel nach den Vereinigten Staaten, später nach den Süd-Staaten. Zu dieser Blüthe des Geschäfts kamen bald bedeutende Börsenspekulationen hinzu, ihre Transaktionen erreichten hier allein die kolossale Summe von 417,232 L. St. Im August 1863 endlich brach das Schwindelgebäude zusammen, und Noah und Brandon liquidirten mit einer Passivmasse von 118,508 Pfund. Wie viel Häuser durch diesen betrügerischen Bankerott dem Ruine zugeführt worden, ist in dem Berichte, dem wir diese Notiz entnehmen, leider nicht gesagt.

[Stylproben.] Bürgermeister schreiben manchmal einen haarsträubenden Styl, durch den sie Mensch und Thier an Leib und Leben gefährden. So z. B. hat der Magistrat eines schlesischen Städtchens folgende Bekanntmachung erlassen: „Es ist zu den diesseitigen Ohren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftighin mit — — bestraft wird." Ferner werden „50 Thaler Belohnung für eine sich etwa hier ereignende Feuersbrunst durch böswillige Brandstiftung ꝛc. ausgezahlt."

[Ein seltener Fund.] Bildhauer D. D. Entres in München macht in der „Bayerischen Zeitung" bekannt, daß er durch günstigen Zufall die ursprünglichen Baupläne zum Ulmer Münster nach 487 Jahren entdeckt und dieselben erworben habe. Sie bestehen aus vier großen Pergamentstreifen, von denen der erste den Grundriß, der zweite, dritte und vierte den Aufriß des riesigen auf 500 Fuß Höhe projektirten Thurmes sammt dem Portal und der ganzen Kirche enthalten. Das erste Blatt, der Grundriß, ist, da es am meisten benützt wurde, vielfach abgegriffen, aber ohne wesentliche Beschädigung, und die Zeichnung, welche ein Monogramm enthält, noch vollkommen klar. Die übrigen drei Rollen sind nicht nur unbeschädigt, sondern sogar auf's Beste konservirt.

Geschichtskalender. 25. Mai 1650 wird John Churchill, Herzog von Marlborough, einer der berühmtesten englischen Feldherren, geboren.

— 1787 wird die Versammlung der Notabeln in Frankreich aufgehoben; sie war am 22. Februar wegen der traurigen Finanzverhältnisse einberufen worden.

— 1813. Gefecht zwischen den Verbündeten und den Franzosen unter Macdonald an der Queiß. — Der König von Preußen wieder in Breslau. — Barclay de Tolly wird zum russischen Obergeneral ernannt.

26. Mai 1679. Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern stirbt. Max Emanuel, des Vorigen Sohn, tritt die Regierung von Bayern, unter der Vormundschaft seines Oheims, Herzog Max Philipp Hieronimus, bis 1680 an.

— 1782 wird T. Drechsler, Komponist, geboren.

— 1813. Niederlage der Franzosen unter General Maison durch einen preußisch-russischen Ueberfall bei Heynau.

— 1814. Davoust räumt Hamburg.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Weilandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 126 Freitag, 27. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Am Tage nach Edwin's Abreise war Sidney wieder in Wiesbaden.

Er blieb dort. Sobald er die Marquise los geworden, war seine Sorge, die Besitzerin des entzückenden Gesichtes, das ihn so lebhaft frappirt hatte, wieder zu finden.

Es war gegen Abend am zweiten Tage nach seiner Rückkehr.

Sidney war zwei Tage im Park umhergegangen, hatte die Straßen, Plätze und Gallerien durchstreift, um wo möglich die verlorene Schöne anzutreffen. An dem erwähnten Abend begab er sich in den Speisesaal, und nachdem er einige Gulden auf der Roulette gewagt, und dieselben hatte verschwinden sehen, wollte er sich eben entfernen, als eine Dame von blendender Schönheit herein trat. Ihr Anzug war prachtvoll. Ihr folgte ein Herr, welcher mit männlicher Schönheit beinahe ebenso reich ausgerüstet war, wie sie mit weiblicher. Das schöne Paar ging an Sidney vorüber und begab sich an den Roulettetisch.

Sidney blieb stehen, überrascht von dem regelmäßigen Aeußern der Dame.

Sie nahm vor dem Spieltische einen Platz ein, der eben erledigt wurde. Der Begleiter der schönen Dame blieb hinter ihrem Stuhle stehen.

Neugierig zu sehen, wie dieses schöne Gesicht während des Spieles wechseln würde, kehrte Sidney an den runden Tisch zurück.

Die Dame spielte, wie es schien, mit Leidenschaft. Sie warf in unüberlegtem Uebermuthe ihr Gold auf den Tisch und verfolgte dann mit leidenschaftlicher Miene das Resultat des Spieles.

Während Sidney's ganze Aufmerksamkeit auf die Spielerin gerichtet war, traten drei andere Personen in den Saal. Es waren ein bejahrter Mann, ein junges Mädchen und Monsieur d'Orbeau.

Alle drei traten an den Spieltisch und blieben ganz in Sidney's Nähe stehen.

Der alte Herr drängte sich vor, so daß es ihm möglich wurde, über die Schultern der Sitzenden einige Gulden auf den Tisch zu werfen. Er hatte die ersten Geldstücke hingelegt, und sagte mit der gleichgültigsten Miene von der Welt:

„Tritt näher, Elvira, so kannst Du sehen, wie es zugeht, wenn man in diesem elenden Zeitvertreibe sein Geld verschwendet!“

Elvira, heftete einen neugierigen Blick auf den Tisch. Ihr Vater hielt auf Ungerade, und gewann.

Jetzt wurde Bromér's Gesicht lebhafter. Er hielt wieder auf Ungerade und gewann von Neuem; ebenso zum dritten, vierten und fünften Male. Je öfter er gewann, desto mehr steigerte sich sein Interesse.

Elvira, deren Hand auf dem Arme des Vaters ruhte, fühlte nun, daß sein Körper von einem nervösen Zittern erschüttert wurde. Sie blickte zu ihm auf. Sein ganzer Gesichtsausdruck war verändert. Die Augen brannten, die Lippen zitterten, und jede Muskel schien so gespannt zu sein, daß sein Gesicht etwas Krampfhaftes erhielt. Der Blick folgte dem Golde, und die Hand, die den Gewinn einsammelte, that dieses mit einer spasmodischen Heftigkeit.

Erschreckt drückte Elvira seine Hand heftig und flüsterte:

„Komm, laß uns gehen! Ich habe genug gesehen.“

Bromér hörte sie nicht. Er machte nur eine Bewegung, um seinen Arm zu befreien, den sie umfaßt hatte. Elvira wiederholte ihre Bitte noch dringender, doch ohne glücklicheren Erfolg. Jetzt wendete sie sich an d'Orbeau und sagte sehr unruhig:

„Monsieur, versuchen Sie meinen Vater von hier hinweg zu bringen! Das Spiel regt ihn auf, und die Aerzte haben ihm alle Gemüthsbewegungen streng verboten.“

Obgleich sie leise redete, hatte ihr Ton einen so angstvollen Ausdruck, daß er Sidney's Aufmerksamkeit weckte. Er entzog der schönen Spielerin seinen Blick und heftete denselben auf seine Nachbarin.

Er hatte Diejenige wieder gefunden, die er zwei ganze Tage vergeblich gesucht hatte.

d'Orbeau raunte Bromér einige Worte ins Ohr; doch dieser war eben so taub für diese, wie für die Aufforderung der Tochter. Elvira's Augen füllten sich mit Thränen, und sie stotterte:

„Um des Himmels willen, Monsieur! machen Sie,

Digitized by Google

daß er sich entfernt, sonst bekommt er bestimmt einen von seinen Nervenanfällen.

Jetzt berührte Sidney Broméer's Schulter.

„Monsieur! Ihre Tochter ist krank!“ sagte er.

Augenblicklich wendete sich Broméer um, und sah Elvira an. Sie war todtenblaß.

Der Zauber des Spieles war gebrochen. Er that einige Schritte, um sich zu entfernen, wankte aber und wäre rücklings zu Boden gestürzt, wenn nicht Sidney ihn in seinen Armen aufgefangen hätte.

Broméer's Gesicht verzerrte sich; der Schaum trat auf die Lippen und er zitterte unter spasmodischen Zuckungen.

Das veranlaßte eine große Bewegung im Saale. Die Zuschauer, unter diesen auch die weniger interessirten Spieler, sammelten sich um den Kranken, welcher jedoch durch Sidney's Fürsorge augenblicklich hinweggeführt wurde.

Der Begleiter der schönen Dame war unter Denjenigen gewesen, die von dem Spieltisch hinweggegangen waren, um einen neugierigen Blick auf den Kranken zu werfen. Doch kehrte er sogleich an seinen Platz zurück.

„Fiel da Jemand in Ohnmacht?“ fragte die Dame, ohne die Augen vom Spiele abzuwenden.

„Es war ein alter Mann, der Konvulsionen bekam,“ antwortete der Gefragte.

„Weiß man, wer er ist?“

„Es ist ein Schwede und unser Landsmann.“

„Sein Name?“

„Broméer.“

Die Dame, welche bisher ihre Augen keine einzige Sekunde von den Nummern auf dem grünen Tische entfernt hatte, wendete sich jetzt schnell um, und sah ihren Begleiter mit einem düstern Blick an:

Ach so! der Vater dieser Elvira, der Wucherer und Trödler! Ich dachte man würde hier von der Unannehmlichkeit befreit sein, mit dergleichen gemeinen Leuten zusammenzutreffen.“

In demselben Augenblicke, wo sie diese Worte in ihrer Muttersprache sagte, wurde Broméer hinausgetragen. Die tiefbetrübte Elvira ging an der Spielerin vorüber.

Die Wort trafen Elvira's Ohren. Sie blickte dorthin, wo die verletzenden Ausdrücke über ihren armen Vater gefällt worden waren. Ihre Augen fielen auf die schöne Schmäherin, und sie erkannte — Martha. In der folgenden Minute hatte Elvira das Zimmer verlassen, ohne bemerkt zu haben, wer der Mann war, der das Fräulein Stangenskjöld begleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

(Fortsetzung.)

Gegenüber dem Hause hatten sich müßige, neugierige Gaffer aufgestellt, und aus jeder Hütte blickte ein altes, bei der Arbeit nicht mehr brauchbares Mütterchen oder ein Greis, die man daheim gelassen, um die Kinder zu hüten. Die Leute wußten nicht, daß es ihr Landesherr sei, der da vorüberfuhr, denn der Wirth hatte in seiner Todesangst gar nicht daran gedacht, die durch den Kurier erhaltene Nachricht Jemanden mitzutheilen; sie sahen nur die eleganten Equipagen, und dieß genügte, um sie Augen und Mund aufsperren zu machen.

Die Wagen hielten vor dem ländlichen Wirthshause.

Der König, welcher mit seinem Flügeladjutanten und dem Grafen Haller im ersten Wagen fuhr, neigte sich zu diesem und sprach: Wenn dieß die Wirthin ist, so verräth ihre hübsche, freundliche Miene nichts weniger als die von Seefeld gerühmte Derbheit.

„Gott bewahre,“ erwiderte der General, „das läßt sich auf den ersten Blick erkennen, daß es die Tochter jenes Mannes ist, der sich den Schwindel holen wird, wenn wir ihn noch lange seine Bücklinge fortmachen lassen.“

Lachend stieg der König aus dem Wagen, klopfte dem Wirthe auf die Schulter, kneipte das hübsche Mädchen auf die Wange und erschrack beinahe vor dem entsetzlichen Stoßseufzer, welchen der in die Ecke gedrängte Hans aus seinem Innersten hervorpreßte, als die Herren so nahe an ihm vorbeigingen und ihn hinderten, die Ankunft des Königs zu sehen, der, wie er meinte, im zweiten Wagen sitzen müsse, weil im ersten nur ganz gewöhnliche Menschenkinder, ohne Krone und Reichsäpfel, zu sehen gewesen waren. Der reich bebordete Leibjäger des Königs galt ihm, des Goldes wegen, welches er an sich trug, endlich für den König, der auf der Reise, wie Hans meinte, wahrscheinlich die Krone und sonstigen Untensilien königlicher Würde abgelegt hatte.

Die Herren waren in die Stube getreten.

In fieberhafter Aufregung machte Midei einen Knix um den andern, und konnte sich nicht genug wundern, daß der Monarch ihres Landes ein so einfacher, leutseliger Mann war, und so gar kein königliches, sondern ein ganz harmloses, freundliches Gesicht mache, wie jeder andere Mensch.

General Haller und der Adjutant, welch' letzterer in ehrfurchtsvoller Rücksicht für den König sich mit ernster Zurückhaltung benahm, schienen ihr viel eher der König sein zu können, als der lachende, dicke Mann mit dem blauen Fracke und hellen Knöpfen und der weißen Halsbinde.

„Nun laß Er einmal sein Bekomplimentiren,“ sprach

Digitized by Google

der König, zu dem Wirth gewendet, „ich liebe das nicht. Wo sind die bestellten Fische?“

„Sie werden sogleich ihre unterthänigste Aufwartung machen,“ stammelte der ganz verwirrt gewordene Mann, dem der Gedanke, mit seinem Landesherrn sprechen zu sollen, den Athem und das klare Bewußtsein nahm. Ein volles Gelächter, von General Haller kommend, machte den Unglücklichen vollends ganz verwirrt.

„Bin begierig, die Fische aufwarten zu sehen,“ sagte der General lachend.

Midei hatte sich schneller von ihrem Schrecken erholt, als der Vater, und es kränkte sie, diesen zum Gelächter werden zu sehen. Mit anmuthigem Knixe trat sie jetzt vor und sprach:

„Mein Vater weiß wohl, daß gebratene Fische keine Aufwartung machen können, nicht einmal unsere lebendigen sind so gut abgerichtet, er meinte nur, wir würden dem Herrn König sogleich mit aufwarten.

„Sapperlot, Mädel!“ rief der General, „Du hast Courage, wie ich bemerke; schade, daß Du kein Junge bist, gäbest einen hübschen Soldaten.“

„Muß gehorsamst danken,“ erwiderte das Mädchen, „ist mir schon so lieber, wie's der liebe Gott eingerichtet hat; aber wär' ich ein Bube, so denk ich wohl, daß ich auch ein tüchtiger Soldat werden könnte, denn es muß gerade nichts gar Schweres sein um den Soldatenstand.

„Bravo, mein Kind,“ sprach der König, „Du bist ein wackeres Mädchen, und willst Du in die Stadt, so —“

„O ich danke, Herr König! ich bleibe schon hier bei Vater und Mutter, bei meinen Kühen und Gaisen, bei unsern Bergen und —“

„Nun, und —? Was stockst Du denn —? denkst wohl an Deinen Herzliebsten?“

„Nein, Herr König! einen Herzliebsten hab' ich nicht, aber einen Schatz — den Jäger-Toni von Nußdorf, und der wird mein Mann und Keiner sonst auf Erden.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Verleger.

Wenn noch vor wenigen Dezennien der französische und englische Buchhandel, was Großartigkeit und merkantilen Erfolg der Unternehmungen anbelangt, den deutschen übertraf und die Absatzverhältnisse, so wie die ganze Art und Weise des buchhändlerischen Betriebs den Pariser und Londoner Verleger selbst noch bis zum heutigen Tage vor dem unserigen bedeutend begünstigen, so ist doch der Fortschritt, den der deutsche Verlag auf allen Gebieten, insbesondere der populären Literatur, in neuester Zeit gewonnen hat, ein unverkennbar großer, und die Theilnahme des Publikums, trotz der erstaunlichen Konkurrenz, noch fortwährend im Wachsen begriffen. Wir wollen hier nicht von den großen nie zuvor gekannten Erfolgen reden, welche einzelne Unternehmungen der periodischen Presse, so z. B. Keil's „Gartenlaube,“ J. J. Weber's „Illustrirte Zeitung,“ Hallberger's „Ueber Land und Meer,“ Westermann's „Monatshefte“ u. s. w. in Deutschland und über dessen Gränzen hinaus, neuerdings gefunden haben; wir wollen uns vielmehr in diesem Aufsatz lediglich an den deutschen Buchhandel, im Gegensatz zum Zeitungshandel halten, und vor Allem auch hier die erfreuliche Thatsache konstatiren, daß diejenigen Unternehmungen den größten Anklang beim lesenden und kaufenden Publikum finden, welche sich in populärer Weise die Pflege nationalen Geistes und eine freisinnige Vertretung der Volksinteressen in materieller wie in geistiger Hinsicht zur Regel stellen.

Uns liegen die Berichte der bekannten Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig vor, aber nicht bloß die Berichte, sondern auch eine Reihe der neuesten Verlagsartikel dieser Firma, deren Thätigkeit und Unternehmungsgeist nicht nur dem deutschen Buchhandel zur größten Ehre gereicht, sondern uns auch einen deutschen Verleger in des Wortes allerbestem Sinne kennen und hochschätzen lehrt.

Der zur Michaelismesse 1862 von Herrn Otto Spamer veröffentlichte Bericht über Plan, Zusammenhang und Entwickelung seines Verlagsgeschäfts trägt das treffende Wort des Dichters als Motto an der Stirn:

„Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.“ — In dem Hauptgedanken:

„Die Herausgabe tüchtiger, der Zeit und ihren Anforderungen entsprechender, in sich selbst abgeschlossener, illustrirter Kinder-, Jugend-, Familien- und Volksschriften (Musterbücher für Jugend und Haus), so wie gewerblicher und kaufmännischer Lehr-, Hand- und Wörterbücher, welche allesammt nach der einen Seite hin dem Durchschnittsbedürfniß des gebildeten Publikums, nach der andern insbesondere den aufstrebenden Geistern aus den verschiedenen Schichten des Gewerb- und Handelsstandes dienen sollen,“ in diesem Hauptgedanken konzentriren sich wie um ihren geistigen Kern alle Unternehmungen des Otto Spamer'schen Verlagsgeschäftes, von deren Großartigkeit sich der Leser einen Begriff machen wird, wenn er hört, daß im Verlaufe der letzten zehn Jahre 150 Werke erschienen sind, die 20,000 Illustrationen schmücken, und welche in 750,000 Exemplaren gedruckt, in 600—700,000 Bänden verbreitet und, wenn man für den Band nur sechs Leser rechnet, von vier Millionen Lesern gelesen worden sind.

Welcher reiche Stoff der Belehrung, der Anregung und Bildung aber auch immerhin auf diese Weise von einer einzigen Firma im Verlaufe eines Dezenniums in Deutschland verbreitet worden ist, die Summe des

Digitized by Google

geistigen Gewinns für das große Weltpublikum nimmt geradezu Proportionen an, die sich jeder näheren Zahlenangabe entziehen, wenn man erfährt, daß die meisten Verlagswerke Otto Spamer's in fast sämmtliche Hauptsprachen Europa's übersetzt wurden, wohl das glänzendste Zeugniß ihres populär-literarischen Werthes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Schule zu Northeim im Hannoveranischen ist seit einiger Zeit eine räthselhafte Krankheit aufgetreten, deren Ursache und Wesen man sich durchaus nicht zu erklären weiß. Bis jetzt kamen neunzehn solcher Krankheitsfälle vor, wovon sechzehn in der Klasse selbst, drei im älterlichen Hause eintraten. Die Betroffenen, Knaben von 9—11 Jahren, kammen meistens ganz gesund, in einigen Fällen nur mit etwas Kopfschmerz zur Schule, und werden nach einer Stunde plötzlich von einer Art Ohnmacht ergriffen. Sie legen den Kopf vor sich auf die Bank, und sind durch kein Mittel in's Bewußtsein zurückzurufen; auch die Augen sind krampfhaft geschlossen. Nachdem ein erkranktes Kind so eine Stunde regungslos gelegen hat, ergreifen den Körper die furchtbarsten Zuckungen; namentlich sind diese in beiden Beinen, den Händen und dem Nacken zu bemerken. Wenn dieser Zustand nachläßt, so erwachen die Betroffenen mit einem andauernden Gefühl von Schwäche. Die angedeuteten Krankheitserscheinungen haben sich meistens nach mehreren Stunden wiederholt, ja in zwei Fällen sogar sind die Knaben an demselben Morgen, da sie völlig genesen, nach acht Tagen die Schule wieder betraten, von Neuem von dem Uebel ergriffen worden.

[Die Verboten der Zivilisation.] Wer tief im Westen von Amerika war, hat sicherlich zwei sonderbare Beobachtungen machen müssen; es gibt nämlich hier in Bezug auf das Vorrücken der Weißen zwei höchst bemerkenswerthe Thatsachen: Die erste ist, daß die den Indianern unbekannte Wachtel — woher weiß Niemand — erscheint, sobald der weiße Mann pflügt und pflanzt, da seine Felder diesen munteren und zugleich gefräßigen Vögeln Ueberfluß an Nahrung verschaffen. Die zweite Thatsache ist, daß die Honigbiene nicht im Lande gefunden wird, so lange es im Besitze der Indianer ist. Sie geht dem Wellenschlage der Zivilisation dicht voraus. Wenn die Indianer Schwärme dieser neuen Gäste sehen, so erkennen ihre klugen Männer, daß es für sie Zeit sei, ihre Jagdgründe und die Gräber ihrer Väter zu verlassen und eine neue Heimath zu suchen.

[Wie die Leiche eines Schriftstellers taxirt wird.] In Pesth starb vor Kurzem der verdienstvolle ungarische Schriftsteller Karl Jilahy. Man schreibt nun aus jener Stadt, daß Jilahy in dürftigen Verhältnissen lebte und daß sein Werth, von seinem Miethherrn wenigstens, erst nach dem Tode anerkannt wurde. Dieser saubere Patron weigerte sich nämlich, den Leichnam herauszugeben, bis ihm nicht für jeden Tag, den die sterblichen Reste des Verblichenen in seinem Hause gelegen — zehn Gulden entrichtet werden. Es ist kaum glaublich, daß in der Hauptstadt eines zivilisirten Landes ein Geldsack mit so brutaler Rücksichtslosigkeit aufzutreten wagen darf. Die Behörde hat übrigens bereits die Untersuchung dieses sonderbaren Rechtsstandpunktes in die Hand genommen.

[Dänischer Stolz.] Ein eigenthümlicher Vorfall bildet in Glogau (Preuß.-Schlesien) das Tagesgespräch. Der Herzog von Augustenburg auf Primkenau hatte der dortigen Kommandantur 1000 Stück Cigarren zur Vertheilung an die Dänen zugesandt. Die Gefangenen, welche im Stern-Fort sich befinden, hatten Kenntniß erhalten, wer der Geber sei, und weigerten sich auf das Entschiedenste, seine Gaben anzunehmen. Diejenigen aber, welche im Inquisitorat internirt sind, hatten, da ihnen der Name des Gebers unbekannt geblieben war, die Cigarren angenommen. Als sie jedoch am folgenden Tage den Namen desselben erfuhren, waren sie trostlos und die noch vorhandenen Cigarren wurden sofort vernichtet.

Der 21. Mai vereinigte die Nürnberger Künstler und viele Mitglieder des Albrecht Dürer-Vereins am Grabe Albrecht Dürers. Die Niederlegung eines Lorbeerkranzes auf die Ruhestätte des größten deutschen Malers wurde von einer sehr gehaltvollen Rede des zweiten Direktors des genannten Vereins, Herrn Maler Maar, begleitet. Vor und nach der Rede wurden der Feier, welcher ein zahlreiches Publikum beiwohnte, angemessene Musikstücke vorgetragen.

Die Wölfin im zoologischen Garten zu Frankfurt warf dieser Tage 10 Junge, wovon die Mutter nebst Herr Gemahl 5 verzehrten.

Geschichtskalender. 27. Mai 1511 wird Georg Ernst, Fürst von Henneberg, Beförderer der Reformation, geboren. — 1756. König Maximilian I. Joseph von Bayern wird geboren. — 1799. Erzherzog Karl läßt General Hotze die Franzosen angreifen und nöthigt Massena, sich zurückzuziehen. — 1813. Napoleons Hauptquartier in Liegnitz. — Die Blokade von Glogau wird aufgehoben.

Redakteur: Gustav Heffert. — Druck und Verlag der A. Weikandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 127 Samstag, 28. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Einige Tage mußte Bromér das Bett hüten. Vergeblich suchten er und Lotta Elvira zu überreden, mit Madame d'Orbeau zu dem Brunnen zu gehen.

Elvira verließ den Vater nicht eher, als bis er wieder so weit hergestellt war, daß er sein unterbrochenes Brunnentrinken fortsetzen konnte.

Sidney, der auf eine so unvermuthete Weise bekannt geworden war mit ihr, deren Anblick ihn im ersten Augenblicke gefesselt hatte, besuchte den Kranken täglich.

Auf solche Weise lernte er Elvira von ihrer liebenswürdigsten Seite, das heißt als Tochter, kennen.

Man konnte sich kein zärtlicheres Kind, keinen liebreichern Krankenwärter denken. Sie hatte nur Einen Gedanken, nämlich den kranken Vater, und wie sie ihm die Zeit verkürzen und die Schmerzen lindern konnte.

Nach Verlauf einiger Tage war Bromér auch wieder auf und konnte an die Quelle gehen.

Als Sidney zum Erstenmale nach Bromér's Erkranken Elvira auf der Promenade begegnete, begrüßte sie ihn mit einem frohen Lächeln und den Worten:

„Sir! heute bin ich sehr glücklich: der Vater ist nun von seinem schweren Anfalle wieder hergestellt und kann promeniren."

Von diesem Tage an war Sidney Elvira's beständiger Kavalier.

Einige Zeit darauf besuchten Elvira, Madame d'Orbeau und Sidney die Bibliothek, um die Zeitungen zu lesen.

Als sie von dort weggingen, wählten sie den Weg durch den Spielsaal.

An dem Tische saß Martha, „die schöne Spielerin", wie Sidney sie nannte. Auch jetzt war sie von dem schönen Kavalier begleitet.

Elvira's Augen fielen auf die beiden. Sie stand plötzlich still, umfaßte den Arm der Madame d'Orbeau und konnte sich einige Sekunden nicht von der Stelle bewegen.

Der Herr, welcher hinter Martha's Stuhl stand, heftete die Augen auf Elvira. Auch er machte eine Bewegung der Ueberraschung, verbeugte sich aber dann tief. Im nächsten Augenblicke hatte Elvira den Rouletteſaal verlassen.

Sidney hatte sowohl Elvira's Bewegung, als auch die des fremden Herrn bemerkt.

„Miß Bromér!" sagte er, „erlauben Sie mir eine Frage, die vielleicht zudringlich zu sein scheint: Wer ist der junge Mann, den Sie grüßten?"

„Ein Landsmann von mir, Namens Brogren," antwortete Elvira mit wiedererlangter Fassung.

„Und die schöne Dame, ist sie seine Frau?" fuhr Sidney fort.

„Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß sie die Tochter eines Obersten Stangenskjöld ist."

„O, Monsieur! Sie reden von dem schönen Paare aus Schweden!" fiel Madame d'Orbeau ein; das ist ein vor Kurzem verlobtes Paar. Sie ist sehr reich und von vornehmer Herkunft. Er dagegen besitzt keinen von diesen beiden Vorzügen, und dennoch ist es ihm gelungen, die Hand der Schönen zu gewinnen. Die Oberstin Stangenskjöld ist sehr kränklich; sie ist hierher gekommen, in der Hoffnung, dem Tode zu entgehen; doch ich fürchte, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung geht."

„Stangenskjöld!" wiederholte Jemand hinter ihnen.

Alle drei wandten sich um. Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren eilte vorbei.

Elvira hatte schweigend der Madame d'Orbeau zugehört. Ihr war so sonderbar zu Muthe, und es kam ihr vor, daß Jemand unaufhörlich die Worte Martha's wiederholte, die diese aussprach, als der Vater krank wurde: „Ich dachte, man würde hier von der Unannehmlichkeit befreit sein, mit dergleichen gemeinen Leuten zusammenzutreffen!"

Der Schmerz darüber, daß Carl sich mit Martha verlobt hatte, war der Erbitterung, welche der verletzte Stolz und die gekränkte Eitelkeit hervorrief, gänzlich untergeordnet.

Gleichwohl fand Elvira einen Trost in dem Gedanken, daß sie nach einigen Wochen an Rang und Reichthum hoch über Martha stehen und im Besitz einer solchen Stellung in der Gesellschaft sein würde, daß diese Martha's Neid wecken müßte. Wenn sie außerdem noch bedachte, daß sie den Sir Sidney Lembourn, einen der beliebtesten jungen Herren, in den

Digitized by Google

Badeorte, an ihrer Seite und zu ihrem beständigen Kavalier hatte, so fühlte sie sich gleichsam ein wenig stolz und empfand eine kindische Freude bei dem Gedanken, daß Martha sich gewiß darüber ärgern würde, daß Lembourn sie auszeichnete.

Unsere Heldin war in dieser Periode ein ganz gewöhnliches Mädchen mit der kindischen Eitelkeit einer Siebzehnjährigen, ohne eine bestimmte Auffassung von dem Ernste des Lebens.

Während der Zeit, daß Elvira noch in Wiesbaden blieb, gewann sie doch bedeutend an Intelligenz durch den täglichen Umgang mit Sidney, und man kann sagen, daß sie in diesen Wochen größere Fortschritte machte, als in den Jahren, welche seit ihrem Austritte aus dem Kindesalter verflossen waren.

Sidney impfte Elvira's Seele seine moralischen und religiösen Begriffe ein, ohne daß sie Achtung darauf gab. Diese Begriffe waren nicht kleinlich und verkrüppelt, wie bei Alltagsmenschen, sondern erhaben und edel, wie sie bei einem denkenden Wesen sein müssen. Sidney hatte ein besonderes Vergnügen daran, zu beobachten, wie die Blume der Ideen in Elvira's Seele sich aus einer unbedeutenden Knospe zu einer üppigen Rose entwickelte. Er wußte, daß er es war, der sie mit sich auf den Pfad der wahren Bildung zog, und je mehr er Elvira's gute Natur kennen lernte, dessen größer wurde sein Interesse für sie. Recht oft dachte er:

„Gewiß hat das Schicksal sie mir in den Weg geführt, um mir zu zeigen, daß die rechte Hälfte meiner Seele nicht unter den Kindern der vornehmen Welt geboren ist. Das ist eine Strafe für meine aristokratischen Begriffe; doch was thut's! das Mädchen, welches Sidney Lembourn liebt, verdient es auch, seine Gattin zu werden, und wäre sie in der niedrigsten Hütte geboren. Die Liebe des Mannes ist dasjenige, was das Weib erhebt und ihr Namen, Rang und Stellung im bürgerlichen Leben verleiht. Sie braucht als Mitgift nur Tugend und Sittlichkeit zu besitzen. Diese Schätze sind Elvira's Eigenthum. Was könnte mich also abhalten, ihr meinen Namen zu schenken, falls sie mir ihr Herz schenkt? Gar nichts!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Verleger.

(Fortsetzung.)

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diesen Werth einer Bibliothek aus allen Gebieten des Wissenswürdigen und Belehrenden, des Unterhaltenden und Anregenden in einzelnen Kritiken darzulegen. Wenn z. B. allein schon von O. Spamer's „Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek", der die namhaftesten Autoren Deutschlands in diesem Genre (zum Theil) ihre ausschließliche schriftstellerische Thätigkeit widmen, bis jetzt 230,000 Bände abgesetzt wurden, so ist diese Notiz für einen populären Aufsatz Kritik genug; andererseits aber begreift man freilich kaum, wo und wie die vielen seichten Machwerke noch Käufer finden mögen, mit denen alljährlich Geist, Gemüth und Phantasie unserer Jugend auf eine geradezu unverantwortliche Weise von gewinnsüchtigen Buchspekulanten vergiftet werden! — Immer von Neuem hört man von verständigen Eltern und Erziehern die Klage über Mangel an guten Jugendschriften; wir müssen also zu unserem Bedauern annehmen, daß einem großen Theil des Publikums nach wie vor die trefflichen Werke unbekannt geblieben sind, welche die Autoren des Otto Spamer'schen Verlags unserer Jugend geliefert haben, ausgehend von dem rühmlichen Grundsatz des Herausgebers: „Der aufwachsenden Jugend im Hause die Bildungsmittel zu bieten, welche das Verständniß der Zustände und Ereignisse der Gegenwart erleichtern und die Vermittelung zwischen Schule und Haus anzubahnen geeignet sind!" —

Diese Jugendbibliothek soll gewissermaßen das ganze Fortschrittsleben der Gegenwart abspiegeln mit seinen, alle Schranken des Raumes überwindenden Eisenbahnen, Dampfschiffen, Luftschiffen, mit seinen Entdeckungen im kleinsten Raume wie am Firmamente durch Mikroskop und Teleskop u. s. w., mit seinen Erfindungen, deren Folgen bis in das Atelier des Künstlers, in die Werkstatt des kleinsten Handwerkers, ja bis an den Kochherd der bescheidensten Familie ragen.

Von den vielen trefflichen Werken des Otto Spamer'schen Verlags nennen wir hier nur diejenigen, welche bis jetzt zweite oder dritte Auflagen erlebt oder sich einer vorzugsweisen Gunst von Seiten des Publikums, wie der Kritik zu erfreuen gehabt haben. Unter den naturwissenschaftlichen Volksbüchern waren es R. Ludwigs „Geologie" (zwei Bände) und Dr. Willkomm's „Wunder des Mikroskops", welche in kurzer Zeit neu aufgelegt werden mußten. Ebenso fand des erstgenannten Gelehrten Abhandlung „Forschungen im Ural" großen Beifall. Volger's „Buch der Erde" ist ein ebenso geistreiches, wie klar und belehrend geschriebenes Werk und Dr. Ule's, des poesiereichen Naturforschers „Ausflug in den Himmelsraum" verdient als eine populäre Astronomie unsere volle Anerkennung. K. Müller's „Pflanzenwelt" belehrt uns über die geographische Verbreitung der Gewächse, während die „Malerische Botanik" von H. Wagner die Physiologie, so wie die praktische Verwendung der Pflanzen behandelt.

Unter den ebenso reich als zweckmäßig und geschmackvoll illustrirten Reisewerken seien hier erwähnt: Dr. Kane's Nordpolreise, Livingstone's Reisen in Südafrika, E. Vogel's Reisen in Zentralafrika, F. Steger's Nipponfahrer (Japan), dann die Franklin-Expeditionen, so wie die neuesten Reisen in Westafrika (Du Chaillu, L. Magyar, J. Andersson). Ferner sollen auch ältere klassische Reisewerke veröffentlicht werden, welche Serie bereits mit „Cooks Reisen um die Welt" eröffnet wurde.

Digitized by Google

Unter den Geschichtsbüchern mögen ferner hier als unübertroffene Werke der historischen Jugendliteratur angeführt werden: Wilhelm Wägner's Hellas, so wie das Buch des nämlichen Verfassers: „Rom." Ferner das „alte Wunderland der Pyramiden" von Dr. Oppel; das „Buch denkwürdiger Frauen" von der geistvollen Ida von Düringsfeld, und das „Festliche Jahr" von Frhrn. Otto v. Reinsberg-Düringsfeld, der uns darin die Sitten, Gebräuche, Feste u. s. w. der germanischen Volksstämme schildert. Unter den technologischen Werken fand das „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie," dessen einzelne zahlreiche Abtheilungen von den anerkanntesten Fachmännern bearbeitet worden sind, eine so beifällige Aufnahme, daß bereits vier (richtiger fünf) Auflagen nöthig wurden.

(Schluß folgt.)

Ein Justizmord.

In dem französischen gesetzgebenden Körper ist in diesen Tagen viel von dem Lesurques'schen Justizmord und von der Entschädigung der Familie des Verurtheilten die Rede gewesen. (Siehe Nr. 120 der Aschaffenburger Zeitung). Wie sehr diese Sache das Interesse in Anspruch nimmt, zeigt am besten der Umstand, daß er es bewirken konnte, daß zum Erstenmale eine Budgetsektion von der französischen Kammer verworfen wurde. Wir theilen über diesen Justizmord Folgendes mit.

Am 3. Floréal im Jahre IV. der französischen Republik oder nach unserer Zeitrechnung am 22. April 1796 kam ein 33 Jahre alter blondhaariger Mann, Namens Joseph Lesurques, der ein jährliches Einkommen von 15,000 Frcs. besaß, mit seiner Gattin und drei Kindern aus seiner Geburtsstadt Douai in Paris an, das er zu seinem neuen Wohnorte gewählt hatte, um seinen Kindern hier eine recht gute Erziehung geben zu können. Am folgenden Tage besuchte er einen gewissen Guesno aus Douai, der sich zeitweilig in Paris befand, der ihn für den nächsten Tag zum Frühstück einlud. Zu diesem Frühstück war auch ein gewisser Couriol eingeladen, den Lesurques bei dieser Gelegenheit zum Erstenmal sah. Am 8. Floréal, Morgens ritten vier Herren, unter denen sich dieser Couriol und ein blondhaariger Mann befanden, durch die Barriere von Charenton aus Paris; sie speisten in Montgeron zu Mittag und ritten dann nach Lieursaint, wo der blondhaarige Mann gewahr wurde, daß die Kette an einem seiner Spornen zerrissen sei. Er hielt deßhalb an einem Kaffehause an, wo er sich etwas Bindfaden geben ließ, um den Schaden auszubessern, während seine Begleiter nach dem Gasthause ritten. Da der blondhaarige Mann sich bei seinem Geschäft ungeschickt benahm, so kam ihm ein Dienstmädchen zu Hülfe, die ihm den Sporn an seinem Stiefel befestigte. Sobald dieß geschehen war, folgte er seinen Begleitern, und nachdem sie zusammen etwas Wein getrunken hatten, setzten sie ihre Reise fort. Der blondhaarige Mann hatte aber entschiedenes Unglück, denn gar bald wurde er gewahr, daß er seinen Degen, den er wie seine Begleiter trug, im Gasthause in Lieursaint vergessen hatte, weßhalb er zurückritt, um ihn zu holen, bei welcher Gelegenheit er in diesem Gasthause noch ein Glas Branntwein trank, worauf er fort galoppirte, um seine Reisegefährten einzuholen.

In der Zwischenzeit hatte der Kondukteur, welcher die Briefpost von Paris nach Lyon zu befördern hatte, an diesem Gasthause angehalten, um die Pferde zu wechseln und setzte dann seine Reise in Begleitung des Postillons und des einzigen Reisenden, den er mitnehmen durfte, auf derselben Straße fort, welche die vier Reiter eingeschlagen hatten. Am nächsten Morgen fand man den Kondukteur und den Postillon auf der Straße ermordet, die Briefbeutel ausgeplündert und ein Pferd mit fortgenommen. An demselben Morgen zwischen 4 und 5 Uhr kamen fünf Reiter durch die Barriere von Rombouillet nach Paris und kurz nachher fand man auf der Place Royal das fehlende Pferd umherirren, während zwei Männer, von denen der Eine der erwähnte Couriol war, die am vorigen Tage von einem Pferdeleiher gemietheten vier Pferde, die aber ganz abgetrieben waren, demselben zurückbrachten. Couriol wurde bald verhaftet und ebenso Guesno, doch da der Letztere sein Alibi bestimmt nachweisen konnte, so wurde er sofort wieder in Freiheit gesetzt. Am nächsten Tage wünschte Guesno wieder nach Douai zurück zu kehren und begab sich zu dem Richter, der die Untersuchung gegen ihn geführt hatte, um sich von ihm einen Erlaubnißschein für seine Rückreise ausstellen zu lassen. Auf seinem Wege zu dem Richter kehrte er noch bei seinem Freunde Lesurques ein, um Abschied von ihm zu nehmen, der ihn dann begleitete.

Bei dem Richter fanden sie aber den Gasthofsbesitzer aus Mongeron und die Magd aus dem Kaffeehause in Lieursaint und Beide denunzirten Guesno und Lesurques als zwei der Mörder; der Gasthofsbesitzer erklärte, Lesurques sei Einer der Herren, die bei ihm zu Mittag gespeist hätten; die Magd beschwor, er sei der Mann, dessen Sporn sie an seinem Stiefel befestigt hätte, und dann gaben der Wirthshausbesitzer, ein Stallknecht und ein Gärtner in Lieursaint das Zeugniß ab, er sei der Reiter, welcher zurückgekehrt sei, weil er seinen Degen vergessen gehabt hätte. Lesurques, Guesno und Couriol wurden verhört; das von Guesno nachgewiesene alibi war unumstößlich bewiesen und er wurde freigesprochen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der älteste Vater.

Wie heißt der älteste Vater,
Von Adam schon gekannt
Und vom Urältervater
Bis heute uns verwandt?

Er wohnt in dunkler Zelle,
Verschlossen jedem Licht,
Doch tritt er in das Helle,
Versagt dem Ruf sich nicht,

Wenn mit der Reue Schmerzen
Man seinen Namen nennt.
Er eint dann Menschen Herzen,
Die Zwietracht längst getrennt.

Wenn sich in Feindes Augen
Die Blicke friedlich mild,
Verzeihung flehend tauchend,
Und eine Thräne quillt.

Und wenn ein Mensch hienieden,
Sich schwerer Schuld bewußt,
Den längst ersehnten Frieden
Entbehret in der Brust.

Und wendet sich zum Vater,
Der Alles sieht und weiß,
Nennt andachtsvoll den Pater
In tiefer Reue leis.

Dann aus dem Himmel nieder
Strömt Balsam seinem Schmerz,
Von Gott erhört, kehrt wieder
Der Friede in sein Herz.

Die Zelle, wo er wohnet,
Ist Sitz von Schmerz und Lust,
Denn wißt: der Pater thronet
Tief in der Menschen Brust.

Peccavi heißt der Pater,
Den sich mein Lied erwählt,
Und heißt zu deutsch: „O Vater,
Vor dir hab' ich gefehlt."

A. G. U.

Mannigfaltigkeiten.

Dem gefallenen Kadeten Bielsky wurden, wie bekannt, auf der „Radetzky" durch eine Kanonenkugel beide Füße weggerissen. Auf's Deck niedergestürzt, raffte er sich auf und wollte sich selbst, ohne eine Klage auszustoßen, zum „Achter" schleppen. Die Unmöglichkeit einsehend, ersuchte er einen Matrosen, er solle ihn doch aus dem Weg räumen, da er selbst dieß nicht könne und da nur inkommodire. Als er in der Mütze in den Schiffsraum hinabgelassen würde, schwang er vor dem Kommandanten die Mütze und rief: „Es lebe Oesterreich und sein braver Kaiser! Vivat!" Alle Doktoren waren darin einstimmig, daß ihnen eine ähnliche Selbstverläugnung und Standhaftigkeit während ihrer langen Praxis noch nicht vorgekommen sei.

[Civilisirter Bettler.] Vor einigen Tagen kommt zu einem Göttinger Geschäftsmann ein Reisender, um zu „fechten". Vor der Thür steht gehorsam wartend ein Dienstmann, der auf die Frage: was sein Begehr sei? antwortete, er habe dem Herrn d'rin die Häuser zu zeigen, wo er Geld bekommen könne.

In Mirebau (Frankreich) starb die 105jährige Wittwe Martineau mit Hinterlassung von 79 Kindern, Enkeln und Urenkeln. Durch ein seltenes Naturspiel erlangte sie mit 70 Jahren ihre volle Sehkraft wieder, und legte ihre 20 Jahre lang getragene Brille ab.

Dreisylbige Charade.

Stehest du vor meiner Letzten,
Dir bewußt geheimer Schuld,
Hüt' dein Leben, hüt' das Erste,
Trag' die Strafe mit Geduld, —
Hast du aber nichts verbrochen,
Schaust gesund und frisch du d'rein,
Möge Mittags, so wie Abends,
Dich mein Ganzes hoch erfreu'n.

Auflösung der Charade in Nro. 122:

Landkarte.

Geschichtskalender. 28. Mai 1697. Friedrich Bernhard, Pfalzgraf zu Birkenfeld-Gelnhausen, wird geboren.

— 1800 zieht der französische General Lecourbe in Augsburg ein und schreibt eine Brandschatzung von 900,000 Frcs. aus.

— 1813. Gefecht bei Hoyerswerda zwischen Bülow u. Oudinot.

29. Mai 1576. Maria, Tochter des Johann II., Pfalzgrafen in Simmern und Grafen von Spanheim, aus dessen erster Ehe mit Beatrix, Markgrafen Christophs von Baden-Hochberg Tochter, stirbt als Klosterschreiberin zu Marienberg.

— 1813 räumen die Russen Hamburg, da Tettenborn gegen Vandamme, Dumonceau und die Dänen erfolgreichen Widerstand zu leisten nicht hoffen kann.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 127 Montag, 29. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Sidney hatte niemals zu Denjenigen gehört, welche bei dem Anblicke eines schönen Mädchens geflammt, gebrannt hatten und in Entzückung gerathen waren. Er hatte als ein artiger und ritterlicher Kavalier dem Weibe seine Huldigung gewidmet, niemals aber weder das Allergeringste auf dem Altare ihrer Eitelkeit geopfert, noch sich von ihren Reizen überrumpeln lassen. In London und Paris hatte er den Ruf gehabt, einer der elegantesten Männer in der höheren Sozietät und ausgerüstet zu sein mit den liebenswürdigsten Eigenschaften; die Schönen aber nannten ihn „herzlos". Ob er diese Benennung wirklich verdiente oder nicht, das können wir nicht entscheiden; wir können dem Leser nur die Versicherung geben, daß Sidney, wenn er sich auch bisweilen in seinem Leben dem Rausche der Leidenschaften hingegeben hatte, diesem gleichwohl niemals eine solche Macht über sich gestattet hatte, daß er ihn einen Zoll breit weiter führte, als sein Wille und Verstand gestatteten.

„Das Thier, nicht der Mensch, mag der Sklave seiner Begierde sein," pflegte er zu sagen. „Der Vorzug des Letzteren vor dem Ersteren liegt aber darin, daß er durch den Verstand seine niedrigen Lüste zu beherrschen vermag."

Dieß war der Mann, der unserer Elvira eine tiefe und ernste Zuneigung widmete.

Hätte das junge Mädchen ihn kennen gelernt gleich nach dem Schiffbruche ihrer kindlichen Neigung zu Karl, so ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich nicht ihrem kindischen Trachten nach Namen und Rang hingegeben haben würde. Jetzt war dieß Verlangen das einzig vorherrschende in ihrer Seele geworden, seitdem ihre Gefühle von Demjenigen verletzt wurden, dem es gelungen war, ihre erste Neigung für sich zu gewinnen.

Eine vornehme Dame zu werden, einen glänzenden Namen und einen hohen Rang in der Gesellschaft zu erhalten, das war das Ideal, nach welchem das unerfahrene, mit dem Leben und sich selbst unbekannte Mädchen strebte.

Sie war nach Wiesbaden gekommen mit dem Vorsatze, dort eine glänzende Partie zu machen.

Schon nach Verlauf einer Woche begann sie ungeduldig zu werden, als noch kein Freier sich meldete.

Bromér selbst besuchte Wiesbaden um seiner Gesundheit willen und auch um wo möglich Elvira's Verlangen nach einem vornehmen Manne realisiren zu können.

Am Tage nach seiner Ankunft in Wiesbaden theilte Bromér dem Monsieur d'Orbeau seine Pläne für die Zukunft des Mädchens mit, und der Franzose versprach, Elviren einen Mann nach ihrem Wunsche zu verschaffen.

d'Orbeau und Bromér waren alte Bekannte. Sie hatten sich kennen gelernt, als Bromér sich in seiner Jugend zu Paris aufhielt. In den letzten Jahren hatten sie in Geschäftsverbindungen gestanden, und als Bromér nach Wiesbaden kam, war es natürlich, daß er seine Wohnung bei dem geschliffenen Franzosen wählte.

Die Bekanntschaft mit Sidney hatte inzwischen so auf Elvira eingewirkt, daß sie bisweilen anfing, sich über den gethanen Schritt zu beunruhigen; doch diese Augenblicke des Nachdenkens waren sehr flüchtig, und die weibliche Eitelkeit und die geschmeichelte Eigenliebe behielten die Oberhand.

Bisweilen, wenn Sidney über die gegenseitigen Pflichten des Menschen geredet hatte, fühlte Elvira ein großes Verlangen, sich ihm anzuvertrauen, ihm zu erzählen, wie sie die Verbindung mit Lord Casterton geknüpft hätte und Sidney zu bitten, ihr zu sagen, ob diese Handlung mit dem Recht in Streit stände.

Elvira fühlte instinktmäßig, daß sie den Fuß auf einen unrechten Weg gesetzt hatte; so oft sie aber versucht war, sich gegen Sidney zu äußern, wurde sie zurückgehalten durch das Versprechen, welches sie Edwin gegeben, nichts von ihrer bevorstehenden Verbindung zu sagen, bis diese unauflöslich bestätigt wäre.

Tiefer als jemals empfand Elvira das Bedürfniß eines Freundes und Führers, seitdem sie Sidney's Bekanntschaft gemacht hatte, denn durch seine Gespräche wurde sie auf ernstere Betrachtungen geführt, als bisher in ihrem Köpfchen sich bewegt hatten. Sie meinte, Alles wäre gut gewesen, wenn nicht jenes ärgerliche

Digitized by Google

Versprechen ihre Zunge gebunden hätte; dann aber tröstete sie sich wieder damit, daß, wenn sie verheirathet wäre, sie in England wohnen und Sidney oft treffen würde. Er sollte ihr bester Freund werden, ihr sagen, wie sie handeln müßte, und ihr den Weg zeigen, den sie gehen sollte. Ach ja, das sollte Alles sehr gut werden, wenn sie nur erst verheirathet wäre! Eine anmuthige und artige Gattin würde sie schon werden, das könnte ja nicht sehr schwer werden, da es ganz auf ihr selbst beruhte.

Ein Anderesmal, wo sie mit Unruhe an die Zukunft dachte, verjagte sie alle Bedenklichkeiten mit der Einbildung, daß Casterton eine heftige Leidenschaft für sie hegte; und liebte er sie, so würde sie mit aller Sicherheit glücklich werden. Sie hatte in allen Romanen gelesen, die Höhe der Liebe enthielte die höchste Höhe des Glückes, und gewiß würde sie ihren Mann lieben; das fühlte sie.

Wenn man 17 Jahre alt und schön ist, so ist es verzeihlich, wenn man unbedingt an seine Macht, Liebe erwecken zu können, glaubt. Auch Elvira glaubte, sie hätte Edwin eine der heftigsten und unbezwinglichsten von allen zärtlichen Leidenschaften eingeflößt.

Inzwischen übersah sie, daß Sidney's Gefühle für sie mit jedem Tage einen wärmeren Charakter annahmen. Doch wie hätte sie das merken können, da sie ihn von Anfang an nur als einen Freund, einen Bruder betrachtet hatte? Sie verband alle Gedanken an Liebe so ausschließlich mit dem Gedanken an ihren künftigen Mann, daß es ihr gar nicht einfiel, sich vorzustellen, daß Sidney lieben könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Justizmord.

(Schluß.)

Die Zeugen beharrten in ihrer Aussage, Lesurques sei Einer der Gesellschaft, aber andererseits rief er zwei Kaufleute als Zeugen auf, welche beschworen, daß sie am 8. ds. Abends in Paris mit ihm gespeist hätten; einige Arbeiter, die in seiner Wohnung Arbeiten auszuführen übernommen hatten, erklärten, daß sie ihn im Laufe dieses Tages mehrmals gesehen hätten und ein Juwelier Namens Legrand versicherte, er habe am 8. mit Lesurques Geschäfte gehabt und legte sein Notizbuch vor, um es zu beweisen. Das Buch wurde untersucht und es stellte sich heraus, daß eine schlecht ausradirte 9 durch eine 8 ersetzt worden war. Legrand wurde in ein Kreuzverhör genommen und bekannte, er habe diese Veränderung vorgenommen, um sein Zeugniß zu bekräftigen und in Folge dessen verloren alle Entlastungszeugen jedes Vertrauen. Eine weibliche Zeugin wurde so scharf examinirt, daß sie in Ohnmacht fiel. Als die Jury sich bereits entfernt hatte, um sich zu berathen, erschien die Geliebte Curiol's, eine gewisse Madeleine Breban, die verhört zu werden verlangte, weil sie mit der ganzen Geschichte genau bekannt sei. Sie erklärte, die Zeugen hätten irrthümlich den Herrn Lesurques für einen gewissen Dubosq genommen, mit dem er eine sehr große Aehnlichkeit habe. Ihr Zeugniß wurde verworfen, die Jury erklärte Lesurques und Couriol für Schuldig und Beide wurden zum Tode verurtheilt. Couriol bekannte seine Schuld, erklärte aber gleichzeitig, Lesurques sei unschuldig und Dubosq sei der Schuldige. Die Richter wendeten sich an das Direktorium, um einen Aufschub für die Vollziehung des Todesurtheils zu erlangen; das Direktorium wendete sich an die Fünfhundert, aber diese erwiderten, das Gesetz räume Niemand das Vorrecht des Pardons ein und eben so wenig gebe es eine Vollmacht, das Urtheil der Jury einer Prüfung zu unterwerfen; was sie selbst anbetreffe, so hätten sie keine Vollmacht und keine Verantwortlichkeit.

Lesurques unterwarf sich seinem Schicksal als ein muthiger Mann, doch als ein wahrer Franzose veröffentlichte er eine Adresse an den wirklichen Mörder, worin er ihn beschwor, das Andenken des Unschuldigen von dem falschen Verdachte zu reinigen, wenn er je in die Hände der Gerechtigkeit gerathe. Der Tag der Hinrichtung war der grüne Donnerstag; Lesurques bestieg das Schaffot in weißer Kleidung, dem Symbol der Unschuld, und bedauerte, daß er nicht am folgenden Tage, dem Todestage des Erlösers, sterben könne.

Vier Jahre später wurde Dubosq verhaftet; die Zeugen, welche gegen Lesurques aufgetreten waren, wurden mit Dubosq konfrontirt und sie bekannten ihren früheren Irrthum und Dubosq wurde verurtheilt und hingerichtet. In der Zwischenzeit war der Mitschuldige, welcher mit dem Kondukteur gereist war, aufgefunden und auch er erklärte vor seiner Hinrichtung, daß Lesurques unschuldig gewesen sei. Auch die beiden letzten Mörder wurden entdeckt und hingerichtet, doch die Entdeckung derselben war für den Beweis der Unschuld Lesurques nicht nothwendig. Von dem Augenblick an, wo Dubosq seiner Schuld überwiesen war, unterlag die Unschuld des Lesurques keinem Zweifel mehr. Von diesem Augenblick an bemühte die Familie Lesurques sich, die förmliche Anerkennung der Unschuld des Hingerichteten und die Wiedererstattung seines Eigenthums zu erlangen, welches mit Beschlag belegt worden war, um als Ersatz für den Postraub zu dienen, doch diese Anstrengungen hatten keinen Erfolg. Lesurques Wittwe lebte bis 1842, war aber viele Jahre lang eine hilflose Wahnsinnige; sein Sohn verlor im Jahr 1812 in dem Feldzuge in Rußland sein Leben; eine Tochter endete als Selbstmörderin, eine zweite starb in einem Irrenhause; von der ganzen Familie lebt nur noch eine verwaiste Enkelin, die sich der Unschuldsanerken-

Digitized by Google

nung ihres Großvaters erfreuen kann und die Verhandlungen am 16. d. in dem gesetzgebenden Körper bezogen sich auf den Antrag, die Unschuld Lesurques endlich öffentlich anzuerkennen und die Regierung zu verpflichten, jener Enkelin das ihr von ihrem Großvater gebührende Vermögen auszuzahlen.

Daß die Jury unter den damals obwaltenden Umständen ein falsches Urtheil fällte, ist erklärlich und zu entschuldigen, denn errare humanum est; daß aber die Rehabilitation des unschuldig Hingerichteten, die in der öffentlichen Meinung seit 64 Jahren vollständig stattgefunden hat, unter den acht Regierungen, die seit 1800 bis jetzt in Frankreich am Ruder gewesen sind, von Seiten der Regierung stets bekämpft worden ist und auch jetzt, trotz der Abstimmung des gesetzgebenden Körpers am 17. d., von der kaiserlichen Regierung mit Erfolg bekämpft und verhindert worden ist, bleibt sicher eine auffallende, doch keineswegs erfreuliche Thatsache.

Ein Gaunerleben.

Im September 1862 hielt sich in München ein angeblicher, mit vielen Orden dekorirter holländischer Oberst Friedrich Dubois auf, welcher, nachdem er an Banquier Feuchtwanger eine falsche Pensionsanweisung um 2548 fl. verkauft hatte, mit einer gewissen Crescenz Mühlbacher von hier entfloh. Derselbe lebte dann mit letzterer als seiner Frau längere Zeit in Mailand und in Hannover als angeblicher Oberst A. Duplessis, betrog in letzterer Stadt einen Banquier ebenfalls mittelst eines falschen Pensionsscheines um eine bedeutende Summe, ließ sich dann unter dem Namen Oberst v. Heerden in Wien nieder, wurde daselbst im Juni 1863 mit seiner Konkubine verhaftet und nach München ausgeliefert. Vor dem Schwurgerichte gestand er verschiedene von ihm während der letztverflossenen zwei Jahre verübte Gaunereien ein, bestand übrigens darauf, Anton Duplessis zu heißen und Oberst der südafrikanischen Republik Prätoria (Orange-Fluß-Republik unterm 26. Grad südlicher Breite) zu sein. Durch schwurgerichtliches Erkenntniß vom 3. Dez. 1863 wurde derselbe wegen des an Banquier Feuchtwanger verübten Betruges zu 5jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, welche er gegenwärtig in der Strafanstalt zu Plassenburg ersteht. Endlich ist es nun gelungen, diesen Gauner, der sich außer den angegebenen auch unter verschiedenen anderen Namen, wie: Duvinage, Bourgon, van der Linden, Vanistal ꝛc. in der halben Welt umhergetrieben hatte, ziemlich vollständig zu entlarven und seine abenteuerliche Laufbahn aufzuhellen. Derselbe heißt Jean Spruyt van Opstall, ist anno 1796 in Amsterdam geboren, diente in seinen jüngeren Jahren als Wachtmeister im 9. niederländischen Kürassier-Regiment, verlor im Jahre 1815 das linke Auge (um welches er in der Schlacht von Waterloo gekommen zu sein angab), wurde deßhalb zum Train versetzt und desertirte im Jahre 1820, als er wegen Fertigung falscher Wechsel zum Nachtheile des Verwaltungsrathes seines Regiments in Untersuchung gezogen wurde, nach Frankreich. Von diesem Zeitpunkte an bildet seine ganze Laufbahn eine ununterbrochene Kette von Verbrechen. Während seines Aufenthaltes in Paris und Lille gab er sich bald für einen Husarenoffizier, bald für einen Amsterdamer Bank-Kommis aus, verübte 1821 als angeblicher Husaren-Premierlieutenant Baron v. Rheeden, mit glänzender Uniform und mehreren Orden angethan, zu Wiesbaden einen bedeutenden Betrug an einem Kaufmann, tauchte dann, vergeblich steckbrieflich verfolgt, in Berlin unter dem Namen Brink auf, betrog dort einen Banquier um 800 fl. und entwich mit einem gefälschten Passe nach St. Petersburg; nach kurzer Zeit fand er sich in Hamburg ein, verkaufte daselbst einen falschen Wechsel um 800 fl., trat dann in Leipzig als holländischer Rittmeister Baron v. Druivenstein auf, verkaufte ebenfalls einen falschen Wechsel, wurde jedoch verhaftet und bei ihm eine Menge falscher Wechsel, Pässe und Zahlungsanweisungen vorgefunden. An die niederländischen Gerichte ausgeliefert, wurde er von dem Assisenhof der Provinz Nordbrabant zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, entsprang jedoch bald aus dem Gefängnisse zu Bois-le-Duc, wurde wieder ergriffen und zu weiterer mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, welche er im Gefängnisse zu Hoorn verbüßte. Nach seiner Entlassung wurde er mit der Buchhaltung in einer Strafanstalt zu Rotterdam betraut, beging daselbst einen Diebstahl und entfloh im Dezember 1847. Im Jahre 1848 verübte er unter Anderem Betrügereien unter den Namen Hutschler und de Vast an den holländischen Konsuln zu Genua und Livorno, wurde bald darauf zu Bordeaux verhaftet und wegen Gebrauchs falscher Papiere zu einjähriger Haft verurtheilt, nach deren Verbüßung er an die niederländischen Behörden ausgeliefert wurde. Der Gerichtshof von Südholland verurtheilte ihn im Jahre 1850 wegen mehrerer ausgezeichneter Diebstähle und Verausgabung falscher Wechsel zum Pranger und 7jähriger Zuchthausstrafe; nach Verbüßung dieser Strafe verschwand Jean Spruyt van Opstall aus Holland und man hat dort seitdem (1857) nichts mehr über ihn erfahren. Falls er in den folgenden 5 Jahren nicht irgendwo unter falschem Namen gesessen, wäre es nicht unwahrscheinlich, daß er während dieses Zeitraumes in einem anderen Welttheile, vielleicht zu Prätoria in Afrika, sein Glück versucht hätte. Im Mai 1862 betrog derselbe als angeblicher holländischer Oberst Bourgon einen Kaufmann zu Antwerpen um 1334 Frcs., im Juni desselben Jahres als Oberst van der Linden den holländischen Konsul zu Genf um 500 Frcs. und unter denselben Personalangaben den holländischen Konsular-

Digitized by Google

agenten zu Berlin um eine große Summe. Am 31. Juli 1862 verkaufte derselbe als pensionirter holländischer Lieutenant-Colonel Duvinage an einen Bankier zu Köln eine falsche, obgleich gedruckte und gesiegelte Pensionsanweisung um 1764 fl., tauchte dann in Florenz als holländischer Oberst auf, schwindelte daselbst einem Mädchen unter dem Vorwande, sie als Kammerzofe bei seiner Frau aufzunehmen, einige hundert Franken ab, und erschien im September desselben Jahres in München, von welchem Zeitpunkte an sein weiteres Treiben und Geschick oben erzählt ist. Nach Erstehung seiner Strafe in Bayern steht ihm die Auslieferung nach Hannover bevor, woselbst er ebenfalls zu 5jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt ist. Die Verübungsart seiner Betrügereien mittelst falscher Urkunden blieb bei Opstall stets dieselbe und auffallend ist nur, daß derselbe so oft und in allen Ländern Buchdrucker und Graveure fand, die ihm Pässe, Anstellungsdekrete, amtliche Siegel ꝛc. fertigten. Opstall ist zweifellos ein sehr talentvoller Mensch, der bei richtiger Anwendung seiner Fähigkeiten sich der Gesellschaft wohl sehr nützlich hätte machen können; obwohl er für seine meisten Verbrechen unbestraft blieb, wurde er doch im Ganzen zu 32—34jähriger Gefangenschaft verurtheilt. In Plassenburg gestand derselbe unlängst endlich ein, der ehemalige Küraſſier-Wachtmeister Jean Spruyt von Opstall zu sein!

Mannigfaltigkeiten.

[Aimable Jean Jacques Pelissier †], französischer Marschall, am 22. Mai in Algier verstorben, wurde am 6. November 1794 zu Maromme im Departement der untern Seine, nicht weit von Rouen, geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Lyzeum zu Brüssel, welches damals ein französisches war. Der Feldzug gegen Spanien, dem er im Generalstabe beiwohnte, war sein erster. 1828 begleitete er den General Durrieu als Adjutant nach Griechenland. Zum Obersten ernannt, machte er mit seinem Regimente 1845 einen Zug gegen die Uled-Ria im Dahra. Tausend Menschen jenes Stammes, Bewaffnete, Frauen und Kinder, flüchteten in die Kantara, eine Höhle, die vorn zwei Eingänge übereinander und hinten bloß ein Paar ganz enge Spalten hat. Da die Araber auf seine Parlamentäre schossen, so machte er den Versuch, sie durch Rauch zu vertreiben. Er ließ das Feuer unterhalten, bis am dritten Tage das letzte Getöse in der Höhle verstummte. Es gab in ihr bloß noch Leichen. Diese That rief in Europa einen allgemeinen Schrei des Entsetzens hervor, aber Pelissiers Vorgesetzten entschuldigten sie mit dem harten Gebot der Nothwendigkeit. 1848 übernahm Pelissier als Generalmajor die Division von Oran, 1850 rückte er zum Divisionsgeneral auf. Dreimal führte er in Stellvertretung die Statthalterschaft, zweimal wurde er in Gefechten verwundet. 1852 vollbrachte er die erste glänzendste Waffenthat des neuen Kaiserreichs, die ihm, weil sie die erste war, doppelt angerechnet wurde. Er erstürmte mit 6000 Franzosen die Stadt Laghuat, am äußersten Rande der algerischen Sahara, woselbst ein Marabut, der aus dem Tell vertrieben worden war, den heiligen Krieg predigte. In der Krim befehligte Pelissier anfänglich das erste Korps. Da Canrobert nicht energisch genug war, so übergab der Kaiser ihm den Oberbefehl (16. Mai 1855). Er erfüllte die Erwartungen, die man in ihn setzte, vollständig. Seine Belohnung war die Ernennung zum Marschall von Frankreich und zum Herzog von Malakoff.

[Ein weißer Othello.] Auf der Insel Haiti wurde Shakespeare's „Othello" aufgeführt. Da es nun aber nicht gut möglich zu machen war, daß sie sich alle weiß anstrichen, nur um einen Ersatz zum Mohren zu bilden, so arbeitete ein äthiopischer Dichter die Sache in der Geschwindigkeit um. Othello wurde ein Europäer, sonach — weiß — und alle Andern schwarz. Das Publikum fand es ganz natürlich und applaudirte rasend.

Unter dem Vorsitz des General-Intendanten v. Hülsen, als Präsidenten des deutschen Bühnenvereins, fanden zu Anfang dieses Monats in Leipzig Konferenzen statt, in welchen u. A. Gründung einer Theaterschule in Berlin, Meyerbeer-Stiftung zur Unterstützung deutscher Tondichter und gemeinsame Aufführung von Kompositionen derselben auf den Bühnen des Vereins, so wie manche andere Verbesserungen zur Hebung dramatischer Kunst beschlossen worden sein sollen.

[Armer Mozart!] Es ist doch ein Glück, daß Mozart todt ist. Sein „Don Juan" ist im königlichen Theater in Madrid — durchgefallen.

Geschichtskalender. 30. Mai 1672 wird Peter der Große geboren.

— 1796. Treffen bei Borghetto; Bonaparte steht daselbst, um den Uebergang über den Mincio zu erzwingen. Die Oesterreicher müssen sich an die Gränzen von Deutschland zurückziehen.

— 1813. Hamburg von den Franzosen wieder besetzt. — Czernitscheff's Ueberfall des westphälischen Generals Ochs bei Halberstadt.

— 1818. Ludwig I. von Bayern, nimmt als Kronprinz die neue Verfassungs-Urkunde an mit den Worten: „Nachdem Wir nach genommener Einsicht über den Inhalt derselben nicht die mindeste Erinnerung zu machen gefunden haben, so erklären Wir hierdurch, daß Wir diese Urkunde als ein bindendes Staatsgrundgesetz in allen seinen Theilen vollkommen anerkennen."

Redakteur: Franz Kottenz. — Druck und Verlag der A. Haiſand'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 129 Dienstag, 31. Mai 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

VII.

Es war von dem Brunnentermine nicht mehr übrig, als eine einzige Woche.

Da geschah es eines Tages, daß Sidney zu Elvira sagte, wie schmerzhaft es ihm sein würde, wenn der Augenblick der Trennung käme und sie sich nicht mehr sehen könnten.

„Und warum sollten wir uns nicht mehr sehen?“ fiel Elvira ein.

„Darum, weil dieses ganz auf Ihnen beruht,“ erwiderte Sidney.

„In solchem Falle werden wir uns bald wieder sehen. Ja —“, fügte sie mit ihrem kindlichen Lächeln hinzu, „ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß wir nicht lange getrennt sein werden.“

Mit diesen Worten nahm sie für diesen Tag von Sidney Abschied. Als sie beim Vater eintrat, reichte dieser ihr einen Brief mit den Worten:

„Von Deinem zukünftigen Manne! Er trifft schon nach drei Tagen in Kopenhagen ein, und wartet dort auf unsere Ankunft, um Hochzeit zu feiern. Wir reisen also morgen von hier ab.“

Elvira nahm den Brief. Sie war froh und zugleich erschrocken. Die Zeit erlaubte gleichwohl keine Betrachtungen, weil die Vorbereitungen zur Reise ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Am Nachmittag fand Elvira sich zum Letztenmale bei der Quelle ein.

Die ersten Personen, denen sie begegnete, waren Carl und seine Braut. Sie gingen an ihr vorüber, und als Carl grüßte, hörte Elvira, wie Martha sagte:

„Ich habe Dir ja gesagt, mein Geliebter, daß es mich peinigt, wenn Du dieses Mädchen grüßest! Dergleichen Bekanntschaften erkennt man nicht, wenn man das Unglück hat, mit ihnen zusammen zu treffen.“

Elvira fühlte, wie ihr das Blut auf der Wange brannte, und wie das Herz vor Aerger schwoll. Sie flüsterte bei sich selbst:

„Bald kann ich das Haupt eben so hoch, ja noch höher tragen, als dieses Fräulein, das jetzt ein Vergnügen daran findet, mich zu beleidigen.“

In demselben Augenblicke kam ihr Sidney entgegen. Nachdem sie ihre Grüße ausgetauscht hatten, erkundigte er sich nach Elvira's Befinden; sie sähe so aufgeregt aus.

„Ich habe einige beleidigende Ausdrücke gehört,“ erwiderte sie; „doch das ist nicht der Rede werth. Ich bin eigentlich hergekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen, Sir, denn wir reisen schon morgen nach Berlin.“

„Was hat diesen plötzlichen Aufbruch veranlaßt?“ fragte Sidney.

„Ein Brief, den mein Vater heute erhalten hat, und der unsere Abreise bestimmt.“

„Sie scheinen Wiesbaden ohne Betrübniß zu verlassen?“ Sidney betrachtete das junge Mädchen.

„Wiesbaden, ja; doch nicht Sie. Es schmerzt mich, daß ich genöthigt bin, so schnell von Ihnen zu scheiden,“ sagte sie, und lächelte ihn, der jetzt betrübt aussah, freundlich an.

Sidney warf einen Blick auf Madame d'Orbeau, die neben Elvira ging. Es sah aus, als hätte er sie auf dem Wege nach Berlin oder an das Ende der Welt gewünscht, nur hinweg von dort, wo sie jetzt war und ihn hinderte, offen mit dem jungen Mädchen zu reden.

„Sie sind sehr gütig, Miß Bromór,“ sagte Sidney, der plötzlich die Sprache änderte und englisch redete. „Jetzt aber fürchte ich doch,“ fuhr er fort, „daß Wohlwollen das einzige Gefühl ist, welches Sie für mich hegen, und doch hatte ich auf etwas mehr gehofft.“

„Sie besitzen meine Freundschaft, Sir; was ich sagte, wurde von dieser diktirt. Sie werde ich sehr vermissen während der kurzen Zeit, wo wir getrennt sein werden.“

„Kurze Zeit?“ wiederholte Sidney. „Wie wissen Sie, daß die Zeit kurz sein wird?“

„Ach, Sir, in einigen Wochen werden wir einander wieder sehen! Das glaube ich!“

„Und wenn wir uns dann wiedersehen, falls das geschieht, wie werden Sie mich da begrüßen?“ fragte Sidney.

Digitized by Google

„Mit eben so großem Vergnügen, als ich jetzt mit Betrübniß von Ihnen Abschied nehme."

„Mon ami!" fiel Madame d'Orbeau ein, „ich glaube, Sie erlauben sich einen Mangel an Zartgefühl, indem Sie eine Sprache reden, die ich nicht verstehe. Monsieur! das ist eine Versündigung gegen die Artigkeit, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte!"

„Verzeihung, Madame! ich will augenblicklich meinen Fehler gut machen," versicherte Sidney, wandte sich aber dennoch an Elvira und fuhr auf englisch fort:

„Sie müssen mir erlauben, an Sie zu schreiben und Ihre Güte erhöhen, indem Sie mein Schreiben noch vor Ihrer Abreise beantworten. Ihre Antwort, Miß Elvira, soll entscheiden, ob ich Sie nach Berlin begleiten oder mich unmittelbar von hier nach England begeben werde."

Nach diesen Worten begann er mit Madame d'Orbeau eines von den werthlosen Gesprächen, wie die Salondame sie liebt, und die so widerlich sind für den denkenden Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

(Fortsetzung.)

Hoch erröthend über ihre eigene Offenheit den fremden Männern gegenüber, wollte Midei das Zimmer verlassen, als der König ihr zurief: „Weßhalb willst Du uns verlassen, gutes Kind?"

„Um die Mutter zu fragen, ob ich Milch oder Bier für die Herren bringen soll."

„Bringe von Beidem, meine Tochter, wir werden dann wählen, was uns am besten dünkt."

Midei eilte hinaus.

„Aber wo bleibt Euere Frau?" fragte nun der König den Wirth, der in der unbehaglichsten Gemüthsverfassung am Ofen stand.

„Sie ist in der Küche beschäftigt," stotterte er verlegen.

„So geht und sagt ihr," sprach General Haller, „daß es Sitte ist, seinen Monarchen zu begrüßen, ihm die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, wenn er in unser Haus tritt.

Glückselig, einen Vorwand zu haben, um sich entfernen zu können, drückte sich der Mann hinaus zu seiner Frau in die Küche.

„Daß dieses Weib sich bei der Ankunft Eurer Majestät nicht sehen ließ, ist schon der erste Beweis ihrer Grobheit," meinte General Haller.

„Wer weiß," erwiderte der König, „vielleicht zieht sie sich festlich an, oder sie hat noch viel zu thun."

„So etwas wird wohl der Grund ihres Ausbleibens sein," bemerkte der Adjutant, „denn soweit wird ja das Weib die Respektswidrigkeit nicht treiben, daß sie absichtlich vermiede, sich zu zeigen, wenn —"

„Nun, der Schilderung Seefeld's zufolge, bin ich auf viel gefaßt," sagte der König.

Jetzt kam Midei mit einem zinnernen Präsentirteller zurück, auf welchem sie ein Glas Milch und ein Glas Bier trug, und es vor den König hinstellte. Dieser nippte an der Milch und fand sie frisch und gut.

Der General trank von dem Bier und meinte, es lasse sich überwinden.

„Aber wo bleibt Deine Mutter?" fragte der König, ich sandte Deinen Vater, sie zu holen; aber auch er bleibt verschwunden. Geh' Du, mein Kind, und sage Deiner Mutter, daß ich sie zu sprechen wünsche."

„Ach gnädigster Herr König," sprach das Mädchen ängstlich, „die Mutter hat zu thun. Niemand darf die Fische anrühren, als sie, man macht ihr nichts recht, es versteht's Niemand so wie sie, und da läßt sie sich denn auch von Niemanden stören."

„Selbst nicht, wenn der König befiehlt?" fragte der Adjutant.

„Ich weiß nicht, Herr Offizier," erwiderte das Mädchen halb scheu, halb kühn, „ich glaube es gibt Niemand auf Erden, von dem sich die Mutter was befehlen läßt, aber ich will's der Mutter ausrichten, daß sie hereinkommen soll."

So ging sie hinaus und es ließen sich mehrere Minuten lang weder Vater, Tochter, noch Mutter blicken. Der König ward endlich ernstlich ungeduldig und meinte, daß ihm der Spaß denn doch zu lange ausbleibe. „Gehen Sie in die Küche, lieber Freund," bat er den Adjutanten, „und sagen Sie der Frau, es werde mir die Zeit lang, ich wünsche sie und die Fische endlich vor Augen zu sehen."

Der Adjutant, wenig erbaut von der Sendung und doch neugierig genug, begab sich in die Küche und fand dort die Tochter mit flehenden Geberden neben dem Herde stehen, und den Vater, als gänzlich mit seiner Sendung verunglückt, in einem Winkel, ängstlich an den Nägeln kauend. „Wo ist die Wirthin?" rief der junge Offizier befehlshaberisch zur Thüre hinein.

„Hier ist sie, was soll's mit ihr?" entgegnete die Frau, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, die im Salzen und Bestreuen der Fische bestand, während auf dem Feuer das heiße Schmalz brodelte.

„Seine Majestät der König verlangen nach den bestellten Fischen und der Wirthin, die es noch nicht einmal der Mühe werth gefunden, ihrem Monarchen den schuldigen Respekt zu erweisen."

Wenn der König Hunger hat, so soll er unterdessen was Anderes essen, die Fische lassen sich nicht fertig heren, erwiderte die Frau, und auf dem Lande geht's nicht wie in der Hofküche, wo hundert Nichtsthuer herumstehen. Ich hab' mehr zu thun gehabt, als die einfältigen Fische herzurichten, und hat sie der König gleich

Digitized by Google

beim Ankommen fertig haben wollen, so hätt' er früher schicken müssen. Geh' hinein, Midei, in die Stube und plauder' dem König Etwas vor; kannst ja so schön, wie die Leute sagen, wird wohl für die Stadtherrn auch gut genug sein.

„Aber der König verlangt nach Ihrem Erscheinen, Frau." —

„Ich aber hab' kein Verlangen darnach, eher hinein zu gehen, als bis meine Fische fertig sind."

„Erzürnen Sie den König nicht, Frau! er ist der König und hat zu befehlen und wir haben zu gehorchen!"

„Das mag Er thun, Herr Lakai oder was Er ist — aber ich —"

„Ich bin Flügeladjutant des Königs."

„Ob Er Flügel hat oder nicht, ist mir egal! Sei Er, was Er wolle, aber das rath' ich Ihm, daß Er mir nicht in meinem eigenen Hause Grobheiten sagt. Hier laß ich mir von Niemanden befehlen!"

„Also auch nicht von dem Könige?"

„Nein, wenn er was Unvernünftiges von mir verlangt; und wenn er Fische bestellen läßt und verlangen kann, ich solle davon weglaufen, wenn sie eben auf's Feuer sollen und das Schmalz schon heiß ist, so ist das was Dummes und das thue ich nicht, denn dann gehen sie zu Grund und meine Reputation als beste Fischköchin obendr'ein und die ist mir um keinen Preis feil. — So, das sag' Er seinem Herrn, und nun laß Er mich in Ruhe, sonst verbrennen meine Hechte."

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Verleger.

(Schluß.)

Unter den Jugend- und Kinderschriften zeichnen wir aus: Thomas, das „Buch wunderbarer Erfindungen"; desselben Verfassers „Buch denkwürdiger Entdeckungen"; Dr. Reichenbach's „Buch der Thierwelt"; F. Körners „Buch der Welt", sämmtlich in dritter Auflage erschienen. Die geographisch-naturwissenschaftliche Serie mit vorwiegend unterhaltender Tendenz brachte u. A. den „Scalpjäger", den „Buschjäger" und „Lyu-Pavo"; hieran reihten sich: Kutzners „Weltfahrer" (Kane), Fr. Otto's „der große König und sein Rekrut" und eine sehr gelungene Ausgabe des de Foë'schen „Robinson Crusoë" des Vaters aller spätern Robinsons, neu bearbeitet von L. Hüttner, mit einer sehr interessanten Lebensskizze de Foë's aus der Feder des Pädagogen C. F. Lauckhard. Das „Illustrirte Seemannsbuch" erlebte unter dem Titel „Deutsches Flottenbuch", bearbeitet von H. Smidt, gleichfalls eine dritte Auflage. Von dem „Vaterländischen Ehrenbuch", herausgegeben von Ed. Große und Friedr. Otto, erschien so eben in prachtvoller Ausstattung die zweite Auflage.

Die reichen Bestandtheile des merkantilen und technischen Verlags, unter denen die Bände von Otto Spamer's „Kaufmännischer Bibliothek" — wer kennt nicht Rothschild's Taschenbuch in bereits über 50,000 Exemplaren verbreitet? — wie nicht minder die einzelnen Abtheilungen der „Schule der Baukunst" eine wohlverdiente und seltene Anerkennung gefunden haben, sind bereits vielfach und gerade von den ausgezeichnetsten Fachmännern eingehend gewürdigt worden. Dasselbe gilt von den Jäger'schen Gartenschriften und einer staatlichen Reihe photographischer Publikationen. Gilt doch Otto Spamer — selbst ein Sachkenner — in den hier einschlagenden Kreisen als „Vater der photographischen Literatur in Deutschland", wie er kürzlich in einer Rundschau genannt ward.

Wiewohl wir aus dem reichen Katalog des Otto Spamer'schen Verlags nur ein kleines Bruchtheil der besten und gediegensten Werke namhaft machen konnten, denken wir doch, daß diese flüchtigen Andeutungen genügen werden, auch dem Laien einen Einblick in die großartigen Operationen einer deutschen Verlagshandlung zu bieten, die noch nicht einmal zu den ältesten in unserem Vaterlande zählt, aber ganz gewiß zu den thätigsten, zu den glücklichsten und originellsten.

Otto Spamer hat (wie er in dem obengedachten Berichte versichert) dem Vollenden des mächtigen Baues sein ganzes Leben gewidmet; viele seiner Verlagsartikel sind in der Grundidee und Anlage Resultate seines eigenen Nachdenkens, der Verleger ist seinen Autoren nicht selten ein mitberathender und anregender Freund gewesen. — Und welche Energie, welche patriotische Gesinnung gehört neben kaufmännischer Intelligenz dazu, ein solches Verlagsinstitut zu leiten und auf festen, gesicherten Prinzipien, wissenschaftlichen wie merkantilen, fortzuführen! Gar nicht einmal zu reden von der Größe des Betriebskapitals, von der man einen annähernden Begriff erhält, wenn man berechnet, daß ein Band dieser „Illustrirten Jugend- und Volksschriften" in einer Auflage von drei- bis viertausend Exemplaren zwischen 1400 und 1600 Thaler herzustellen kostet, ein Band der „Malerischen Feierstunden" sogar 2000 bis 2500 Thaler. Mit solchen Summen kann man freilich Werke ersten Ranges bestellen; aber dafür sollte auch endlich die Klage verstummen, daß unsere Jugendliteratur so arm an wirklich gediegenen und passenden Erzeugnissen sei.

Und die Schwierigkeiten werden bei Weiterführung dieses nationalen Unternehmens wahrlich nicht geringer. Denn nicht weniger als 200 Bände mit 25,000 Illustrationen sollen in den nächsten Jahren noch folgen, eine Aufgabe, welche nur durch außerordentliche Thätigkeit auf der einen und durch eine recht lebendige, wohlverdiente Theilnahme des Publikums auf der andern Seite würdig gelöst werden kann. Denn hat es auch Herrn Otto Spamer bis jetzt nicht an der Unterstützung des Publikums gefehlt, so wenig als an überein-

zed by Google

stimmender Anerkennung Seitens der berufenen Kritik, so steht doch der deutsche Bücherabsatz noch immer gar sehr gegen die Erfolge zurück, welche eine solche planmäßig in's Leben gerufene und unablässig gepflegte, wohlorganisirte Verlegerthätigkeit in England oder Frankreich gefunden haben würde. Der Deutsche kann sich noch immer nicht an einen gediegenen Bücherbesitz gewöhnen, er liest zwar die Bücher, aber er kauft sie nicht. Eine Verlagsrichtung, wie die in Rede stehende, kann aber nicht durch bloßes Lesen lebensfähig erhalten werden, und wir Deutschen sollten uns daher die Schweizer, die Holländer und Belgier, ja selbst — die Dänen zum Muster nehmen, welche verhältnißmäßig viel mehr Bücher kaufen, als die Nation der „Denker" es thut.

Wir schließen diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daß es dem trefflichen Verleger und dem hochachtbaren Kreis seiner gelehrten Mitarbeiter auch fernerhin nicht an der nöthigen Ausdauer, aber auch nicht an der ebenso nöthigen Theilnahme des deutschen Volkes fehlen möge, um das begonnene rühmliche Werk mit wachsendem Erfolge weiter zu führen. Nur auf dem von Otto Spamer und seinen Autoren betretenen Wege ist der deutschen Volksliteratur die Aussicht geboten, mehr und mehr zum Gemeingut des Volkes zu werden, das dann auch seinerseits immer mehr lernen wird, die taube Spreu von dem guten und nahrhaften Korn zu scheiden.

Das Veilchen.

Als jüngst ich ging im Hain spazieren,
Da hart am Weg ein Blümchen stand,
Ein Veilchen war es, jung und schüchtern
Mit blauen Aeuglein und Gewand.

„Mein Veilchen!" — sprach ich — „'s ist zu Frühe,
Drück' nochmal deine Aeuglein zu,
Und schlafe wohl und träume süße, —
Vom Herzen wünsch' ich gute Ruh!" —

„Trau' nicht dem ersten Lüftekosen
Und trau' nicht jedem Sonnenstrahl, —
Du kennest sie noch nicht, die Losen, —
Vorsichtig sei in deiner Wahl!"

Doch 's Veilchen meint: „Ich weiß es besser,
Und bin auch selber schon gescheidt,
Der Sonnenstrahl, — das Lüftekosen
Bringt keinem Blümchen Herzeleid!"

So kam es denn, — so mußt es kommen, —
Das Veilchen küßt' ein kalter Wind,
Da starb mit Weinen und mit Klagen
Das arme junge Blumenkind.

Friedrich Friedreich.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein neues Tellheim.] Sir Robert Barklay, welcher in Nordamerika bei der Schlacht auf dem Eriesee das brittische Geschwader kommandirte, war durch Wunden, die er erhalten, furchtbar verstümmelt. Er hatte den rechten Arm und eines seiner Beine verloren. Vor seinem Abgange aus England hatte er sich mit einer jungen Dame verlobt, welche er zärtlich liebte. Bei seiner Rückkehr sah er ein, daß er dem schönen lebenslustigen Mädchen nicht zumuthen konnte, ihr Schicksal nunmehr an das seinige zu knüpfen. Er sandte daher einen Freund an seine Braut, um sie von dem verstümmelten Zustand in Kenntniß zu setzen, mit dem Anerbieten, das Verhältniß zu lösen. „Sagen Sie Sir Robert, erwiderte das hochherzige Mädchen, daß ich mich mit Freuden mit ihm verbinden will, wenn nur noch so viel Körper übrig ist, um seine schöne Seele zu erhalten."

In Prag starb dieser Tage in ihrem 82. Jahre die Frau Therese Brunneti-Knize, eine Schauspielerin, an deren künstlerische Leistungen sich freilich nur noch die ältere Generation der Prager Theaterbesucher erinnert. Die Glanzzeit ihrer künstlerischen Wirksamkeit fällt in die Zeit der Direktion Liebich (1807 bis 1817). Sie war eine Dame, die sich nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch Geist auszeichnete; einer ihrer schwärmerischsten Verehrer war Karl Maria v. Weber, damals Kapellmeister des Prager Theaters, der ihr viele seiner Kompositionen, wenn er sie eben erst niedergeschrieben, vorspielte, um ihr Urtheil zu hören und oft nach diesem Manches zu modifiziren. Viele Nummern der Oper „Freischütz" wurden sogar auf ihrem Zimmer komponirt.

Auf der Bibliothek in Basel ist ein Gedicht aufgefunden worden, das von dem damals in Basel wohnenden Dichter des „Narrenschiffes" herrührt, und die Kunde besingt, wie am 17. Dezember 1492 in Ensisheim der erste Meteorstein vom Himmel gefallen sei.

Geschichtskalender. 31. Mai 1403. Burggraf Friedrich von Nürnberg entscheidet zu München den Hader zwischen den wittelsbachischen Linien München und Ingolstadt.

— 1417. Tod des Wilhelm's II., Herzogs von Straubing-Holland.

— 1580. Dorothea, Friedrich's II., des Weisen, Kurfürsten in der Pfalz, Gemahlin und Tochter des Königs Christian II. von Dänemark, stirbt.

— 1813. Die Franzosen besetzen Breslau. Der Friedensvorschlag Englands, Rußlands und Schwedens von Dänemark abgewiesen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

zed by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 130 | Mittwoch, 1. Juni | 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Früher als gewöhnlich schied Elvira von Madame d'Orbeau und der Promenade.

Gegen Abend kam der Bediente des Sidney Lembourn mit einem Briefe zu Elvira. Etwas später wollte er die Antwort abholen.

Elvira nahm selbst den Brief an. Sie stand einen Augenblick und wog denselben in der Hand, ehe sie das Siegel erbrach.

Sie überdachte nun die Worte, welche zwischen ihnen gewechselt worden waren, und meinte seinen Blick, mit eben demselben traurigen Ausdruck auf sich geheftet zu sehen, als da er sagte, sie wäre sehr gütig.

Langsam brach sie das Siegel und noch langsamer entfaltete sie den Brief. Sie hatte ein Vorgefühl davon, daß etwas Peinigendes sie treffen würde. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Miß Elvira! Schon lange habe ich gewünscht, Ihnen mein Herz zu öffnen, und Sie die Schrift lesen zu lassen, die dort für Sie geschrieben steht.

Diese ist nicht lang; sie ist enthalten in drei Worten. Sie haben diese schon errathen. Ich brauche sie nicht niederzuschreiben. Sie wissen, wie sie lauten.

Daß ich meinen Gefühlen nicht Worte gegeben, Ihnen nicht gesagt habe, wie theuer Sie für mein Leben sind, das ist darum geschehen, weil mir die Gefühle unbekannt waren, welche Sie für mich hegen, ob diese Wohlwollen, Freundschaft oder Liebe sind.

Ich fürchtete, überzeugt zu werden, daß es nicht die letztgenannte ist, weil ich wünschte, daß sie eben diese mir für mein Lebensglück schenken möchten.

Ich würde noch fortwährend geschwiegen, noch einige Zeit die Lösung des Räthsels, das Ihr Herz birgt, zu errathen gesucht haben, wenn nicht Ihre plötzliche Abreise von Wiesbaden mich gezwungen hätte, von Ihnen ein entscheidendes Wort zu erflehen.

Ich will nicht beschreiben, wie sehr ich Sie liebe, will nicht reden von der Zuneigung, die ich gegen Sie hege. Alles, was ich darüber sagen könnte, wären doch nur Worte, die nicht wiederzugeben vermöchten, was in meinem Herzen wohnt. Ich will Ihnen nur sagen, daß mein Gefühl kein Kind des Augenblickes ist; es ist Etwas, das in mein Leben eingreifen wird. Es ist wahr und so ernst, daß es nur ein Ziel hat — Ihr Glück.

Was nicht auf dieses sich bezieht, kann auch mich nicht beseligen.

Darum, wenn ich auch frage: Elvira! lieben Sie mich so sehr, daß sie meinen Händen Ihre Zukunft anvertrauen, sich für das Leben an mich binden und meine Gattin werden wollen? — so bitte ich: denken Sie nur an Ihr eigenes Glück und nehmen Sie keine Rücksicht auf das meinige!

Um es zu wagen, die Gattin eines Mannes zu werden, theures, geliebtes Mädchen! ist es erforderlich, daß Sie ihn eben so sehr lieben, wie ich Sie liebe. Um Ihr Schicksal mit dem eines Andern zu verbinden, müssen Sie tief und ernsthaft lieben, sonst wird das Band der Ehe eine harte Last. Die Liebe allein vermag Eins aus Zwei zu machen.

Die Wandelungen des Schicksals kennen wir nicht; und um ihnen als Gatten ruhig begegnen zu können, müssen die Menschen vereinigt sein durch das heiligste und mächtigste unter allen Banden, durch das der Liebe.

Meine Frage, ob Sie meine Gattin werden wollen, heißt also: Liebst Du mich so sehr, daß Du an meiner Seite mit eben so leichten Schritten auf dem dornigen Pfade hinschreiten kannst, wie auf dem mit Blumen bestreuten an der Seite eines Andern? Bin ich Alles für Deine Seele, so wie Du für die meinige Alles bist?

Und nun, Elvira, erwarte ich Ihre Antwort. Ist es Liebe, was Sie an mich fesselt, so trennen wir uns nicht mehr; ist es aber nur Wohlwollen, so werden unsere Wege niemals wieder zusammengeführt werden von

Sidney Lembourn."

Elvira las mehrmals diesen Brief, der ihr so kalt und doch wiederum so warm, so ernst und so zärtlich zu sein schien. Elvira weinte, wie Mädchen im Allgemeinen thun, wenn sie nicht wissen, was sie empfinden.

Sie weinte darüber, daß sie ihre Hand schon versprochen hatte; sie weinte darüber, daß Sidney's Brief einen ergreifenden Eindruck auf sie machte und sie weinte endlich darüber, daß Sidney nicht früher um ihre Hand angehalten hatte. Da wäre sie ja durch ihn zu Rang, Namen und Glück gekommen. Nachdem sie

lange geweint hatte, las sie Sidney's Brief noch einmal, drückte ihn an ihre Lippen und flüsterte bei sich selbst:

„Ich kann und werde zwar seine Gattin nicht werden, aber ich kann und werde seine Worte in meinem Herzen verwahren und zusehen, daß sie in der Zukunft gute Früchte tragen."

Die Thräne wurde abgetrocknet; Elvira ergriff die Feder und schrieb:

„Sir! Hätten Sie mich vor sechs Wochen gekannt und geliebt, so würde ich glücklich gewesen sein, Ihren Brief zu empfangen. Jetzt — ist meine Antwort — wir müssen uns trennen! Mein künftiges Schicksal ist schon entschieden, und eben darum reise ich jetzt ab.

Leben Sie glücklich und vergessen Sie mich!

Haben Sie Dank für die verflossene Zeit; Dank dafür, daß Sie mich geliebt haben; Dank für alles Gute, Schöne und Edle, das Sie mich bewundern gelehrt haben! Das Andenken an Sie wird mich stets begleiten und mich erinnern an den besten und edelsten unter den Männern. Denken Sie mit Freundschaft an

Elvira Broméer."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

(Fortsetzung.)

Der Adjutant ging mit seiner Meldung in die Stube zurück.

Der König lachte herzlich und meinte, der Anfang sei vielversprechend.

„Und ist das Weib häßlich?" fragte der König.

„Nichts weniger! sie mag einst ganz wie ihre hübsche Tochter ausgesehen haben."

„Hol mich der Kukuk!" rief der General, „ich glaube, die Frau parirte selbst mir nicht."

„Versuchen Sie es, lieber Haller," sagte der König, „bringen Sie ihr den bestimmten Befehl, vor mir zu erscheinen."

Eure Majestät," wagte der Adjutant achselzuckend zu bemerken, „ich fürchte —"

„Lassen Sie! ich will es darauf ankommen lassen. Gehen Sie, General, Sie haben ja schon gefährlichere Befehle von mir ausgeführt, versuchen Sie Ihr Glück."

„Nun, Majestät, wenn ich einmal gehe, so versteht sich's von selbst, daß ich das Weib hereinbringe."

„Aber" — fügte der König bei — „nur durch die Gewalt der Worte."

Der General ging. Höhnisch lächelnd sah ihm der Adjutant nach. Er hatte einen Vorgeschmack dessen bekommen, was diese Frau im Stande war, er konnte sich vorstellen, was den General erwartete.

Mädel trat in diesem Moment in das Zimmer und brachte frische Butter, Schinken, Brod und was das Haus vermochte. Die Zurichtung all' dieser Dinge hatte der Wirthin so viel zu schaffen gemacht, daß sie erst jetzt an die Bereitung der Fische hatte gehen können. Der General aber nahm sich auf dem Wege nach der Küche vor, die Frau soldatisch zu überrumpeln, und ihr nicht Zeit zu lassen, zu opponiren. „Im Auftrage Seiner Majestät des Königs habe ich der Frau dieses Hauses zu befehlen, daß sie sich allsogleich in die Stube zu verfügen hat!" kommandirte er mit fester Stimme.

Ein weithinschallendes Gelächter beantwortete dieses Machtwort.

„Was lacht Sie?" rief der General erbost.

„Da müßt Einer von Holz sein, wenn er über solche Faxen nicht lachen sollte. Glaubt Er denn, ich sei so dumm, nicht zu merken, daß dieß Alles nur Scherz ist? Der König will sich einen Spaß machen, oder vielleicht nur Er, Herr Offizier, und der andere junge Soldat, der ein Ad — Adjunkt des Königs, wie er sagt."

„Adjutant, Lisel!" verbesserte der Wirth, der noch am Herde lehnte, „Adjutant heißt es."

„Meinetwegen, häng Du in Gottesnamen an den Adjunkt einen Anten an — mir ist's recht.

„Die Frau irrt sich, es ist voller Ernst, dem König wird die Zeit lang," polterte der General: „Sie soll hinein kommen, Seine Majestät will mit Ihr sprechen."

„Nun! wenn's der König nicht erwarten kann, bis ich Zeit hab', zu Ihm zu kommen, so soll er halt zu mir herauskommen in die Kuchel."

„Was?" schrie der General, „der König soll zu Ihr in die Küche heraus kommen?"

„Ja, warum denn nicht?" fragte die Frau erstaunt: „der Weg von der Stube heraus ist nicht um einen Schritt weiter, als von der Kuchel in die Stube hinein."

„Und Sie denkt, das sei Alles einerlei, ob Sie zu dem König hinein oder der König zu Ihr herausgehe?"

„Versteht sich! Das denk ich so. Der König ist der König und ich bin die Wirthin von Fischbach. Ich zahl' meine Steuern und Abgaben auf die Minute, lebe recht und scheue Niemand, achte die Gesetze und den lieben Gott, und scheere mich im Uebrigen nichts um die ganze Welt."

„Aber die Frau ist ja —"

„Grob wie Sackleinwand, wollen Sie wohl sagen, Herr Korporal."

„General, Frau!" rief todtenbleich der Mann, „siehst Du denn die Orden nicht?"

„Ist mir Alles eins," erwiderte die Frau, immer heftiger werdend, „kümmere mich den Kukuk d'rum, ob er ein General oder ein Korporal ist. Mag manchen Korporal geben, der mehr Pulver gerochen hat, als

Digitized by Google

hundert Generale, und mancher brave Soldat hätt' solche Kreuzeln und Sterneln verdient, und kann nichts erlangen, weil die Großen Alles wegschnappen, die an der Raufe sitzen und's Futter zuerst kriegen."

„Tausend Sapperment!" rief der General, „nun wird mir's zu viel, denkt das Weib, man läßt sich insultiren von ihr? — Vorwärts! marsch! hinein in die Stube! der König soll Ihr sagen, Frau, ob General Haller Pulver gerochen, ob er seine Orden mit Recht trägt und sie verdient hat." Dabei wollte der General die Frau beim Arme fassen.

Aber Frau Lisel war ein entschlossenes, unerschrockenes Weib. Mit einer raschen Schwenkung entriß sie sich dem General, hob ihren Scepter, den Kochlöffel, hoch empor, und rief mit funkelnden Augen und fester Stimme: „Rühr' Er mich nicht mehr an, Er alter Krippenreiter, sonst soll Er meinen Säbel schmecken! Vorwärts! marsch! hinaus zur Küche! hier bin ich Herr! und wer nicht meinen Kochlöffel um den Kopf will sausen hören, der macht sich aus dem Staube!"

„Lisel! Frau! ich bitte Dich bei allen Heiligen!" flehte der Mann.

„Auch Du? hinaus auch mit Dir!" rief die Frau. „Ich will allein sein, ich befehle es. In fünf Minuten bin ich bei dem König und werde meine Beschwerden anbringen, wenn er nicht früher zu mir heraus kommt."

Und auf die Männer mit hochgehobenem Kochlöffel zuschreitend, drängte sie Beide hinaus und warf die Thür hinter ihnen zu, daß es dröhnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bestattungsfeier von 37 österreichischen Seesoldaten in Ritzebüttel.

Ueber die Beerdigung der im Seegefechte vom 9. Mai bei Helgoland gefallenen Oesterreicher wird aus Ritzebüttel, 12. Mai, geschrieben: „Eine Todtenfeier wie die Bewohner unserer Gegend noch nie erlebt, fand gestern hier statt. Bereits am Dienstag war Offizier, Auditeur-Hauptmann Kleinert mit allen militärischen Ehren zur Gruft gebracht und gestern wurden alle übrigen, dem Rechte Schleswig-Holsteins und der Ehre Deutschlands geopferten Oesterreicher ihrer Ruhestätte auf dem hiesigen St. Martins-Friedhofe übergeben. War schon bei der ersten Kunde von dem blutigen Ausgange des Gefechtes von Seiten hiesiger Behörden und Einwohner mit größter Bereitwilligkeit für die Aufnahme und Verpflegung der Verwundeten Sorge getragen, falls sich solche als nöthig erweisen sollte, so gab sich andererseits auch bei der Beerdigung unserer gefallenen Brüder die herzlichste, aufrichtigste Theilnahme kund. Von der Kirchenbehörde wurde dem Admiral Frhrn. v. Tegetthoff ein Begräbnißplatz auf dem hiesigen Friedhofe offerirt. Wagen und sonstige Erfordernisse zum Transport der Leichen lieferten die Landleute; alle weiblichen Hände Curhafens und Ritzebüttels waren beschäftigt, Kränze zu winden, und das gesammte Bürgermilitär war an diesem Tage einberufen. Nachdem alle Särge mit Kränzen geschmückt und vor Kroegers Speicher, wo die Leichen, von Bord gebracht, zuerst niedergelegt worden waren, auf die Wagen befördert und von dem Priester eingesegnet waren, setzte sich der Zug in Bewegung, eröffnet durch das Musikkorps und eine Abtheilung Marinesoldaten von dem „Schwarzenberg." Dann folgte der Priester in vollem Ornate, umgeben von einigen Matrosen, welche das Kruzifix und die das Weihwasser und den Weihrauch enthaltenden Gefäße trugen, darauf die ganze Reihe der Wagen mit den Särgen, welche die 37 Leichen enthielten, lauter sogenannte Leiterwagen, deren Reihe jedoch von einem Himmelswagen eröffnet und beschlossen wurde. Hinter jedem Wagen folgten zwei Matrosen. Dem Wagen zunächst bildete eine Anzahl junger Mädchen, Kränze tragend, den Zug, worauf der Kontre-Admiral Frhr. v. Tegetthoff, unser Amtmann Hr. Senator Kirchenpauer und eine große Anzahl österreichischer und preußischer Offiziere, so wie die hiesigen hamburgischen Marineoffiziere und die hier anwesenden Offiziere des hamburgischen Linienmilitärs folgten. Außerdem hatten sich noch viele hiesige Einwohner dem Zuge angeschlossen, dessen Schluß ebenfalls von einer Abtheilung Marinesoldaten gebildet wurde. Unter abwechselnder Trauermusik und Trommelschlag, gefolgt von einer unabsehbaren Menschenmenge, bewegte sich der Zug langsam von Curhafen nach dem Friedhofe. Trauerflaggen wehten in unendlicher Zahl von Schiffen und Häusern. Auf dem Friedhofe war im Voraus von dem hiesigen Bürgermilitär die zweckmäßigste Vorkehrung getroffen, um die Ordnung und Ruhe bei der Feier aufrecht zu erhalten. Hier angelangt, wurden sämmtliche Särge von der die Wagen begleitenden Mannschaft unter Trauermusik des vor der Halle aufgestellten Musikkorps unseres Bürgermilitärs zur Gruft getragen und hier in einer Reihe hingestellt. Nachdem sich sodann die ganze Begleitung in das die Grabstätte umschließende Quarrée des Bürgermilitärs begeben, begann nach katholischem Ritus die religiöse Feier der Einsegnung der Gefallenen und ihrer Grabstätte, unter Ehrensalven des anwesenden Militärs und der auf dem Strome liegenden Schiffe. Unverkennbar trug die ganze Feier den Stempel der wahrsten, tiefsten Theilnahme und Jeder empfand den großen Verlust; der Gedanke an die Gefallenen und an den Schmerz ihrer Angehörigen in der Heimath, im fernen Süden, füllte manches Auge mit Thränen. Kein Mißton störte, kein Unterschied, ob Katholik oder Protestant, trat hervor; auch unsere lutherischen Geistlichen waren im vollen Ornate an der Grabstätte erschienen und reichten ihrem katholischen Bruder die Hand. Alles war nur von einem Gedanken erfüllt, von dem Gedanken: „Sie starben den Tod für Deutsch-

Digitized by Google

land, für unser Vaterland!“ In diesem Sinne werden wir diese Gräber auf unserm Friedhofe für alle Zeiten achten und ehren.“

Das Feuermännlein und der Schiffer bei Heidingsfeld.

(Fränkische Sage.)

„Heda! Fährmann, komm' zum Strande,
Fahr' mich über'n Main;
Fährmann, mit dem Schelche [1]) lande,
Laß mich steigen ein.
Denn nach Hützfeld [2]) treibt mich Eile,
Munter rud're, nimmer weile.
Fährmann, Fährmann, komm' zum Strande,
Fahr' mich über'n Main.“

Und der Fährmann kommt gerudert
Zitternd über'n Main;
Und das Feuermännlein fludert
In den Schelch hinein.
Eilend durch die tiefen Wogen
Kommt der Schelch herangezogen.
Und der Fährmann hat gerudert
's Männlein über'n Main.

Und das Feuermännlein reichet
Ihm den Fährerlohn;
Auf die Bank der Fährmann zeiget,
Dort hol' er ihn schon.
Als der Tag im Osten grauet,
Fährmann auf das Bänkchen schauet,
Liegt ein Goldstück dort und gleichet
Seinem Fährerlohn.

Julius Kuttor.

Mannigfaltigkeiten.

[Charles Sealsfield †.] Am 26. Mai starb auf seinem Gut in der Nähe Solothurns der berühmte Schriftsteller aus Amerika, der sich seit langer Zeit in Deutschland und der Schweiz aufgehalten hatte, Charles Sealsfield, in hohem Alter.

Auf den verschiedenen großen Theatern des französischen Departements werden jetzt, ähnlich wie in der großen Oper von Paris, Trauerfeierlichkeiten zu Ehren Meyerbeer's veranstaltet. So wurden in Marseille am 14. Mai der dritte Akt von Robert, der zweite von Dinorah, der vierte der Hugenotten aufgeführt und dann die Büste des verewigten Meisters bekränzt. Das gesammte Operupersonal war auf der Bühne gruppirt, jeder in dem Kostüme, das er in einer der Meyerbeer'schen Opern zu tragen pflegt, und die Prima Donna deklamirte ein für die Feier verfaßtes Gedicht. Aus Nantes erfährt man, daß ein ähnlicher Akt der Anerkennnng für den großen Komponisten vorbereitet wird.

Bei Paris lag die 42jährige Frau v. B., eine noch nicht ganz verwelkte Schönheit, schon zwei Tage auf dem Paradebett, und schien die Frische ihrer Gesichtszüge und die Geruchlosigkeit des Mundes ihrem untröstlichen Gatten nur einen Scheintod anzudeuten, weßhalb er den Leichnam vor dem Sarglegen zu galvanisiren befahl. Die bekannte Operation begann, und alle Umstehenden geriethen in Freudenschrecken, als sich der Mund der Todten wie zum Sprechen öffnete und die Zähne klapperten. Das Räthsel löste sich aber sogleich durch das vermöge der Goldeinfassung durch die Elektrizität bewirkte Hervortreten eines falschen Gebisses, welches die etwas eitle Frau v. B. seit ihrer Verlobung 15 Jahre lang ihrem Gatten und allen anderen Personen ihrer Umgebung zu verheimlichen wußte.

Räthsel.

Auf einmal bin ich nirgends da,
Doch sind sich meine Glieder nah
Und sehr verschieden sind die Glieder.
Mit Hohn sieht Mancher auf mich nieder,
Und Mancher preist und suchet mich.
Abhängiger ist Nichts, als ich,
Der kleinste Laut gibt Dasein mir;
Durch einen Laut bin ich auch hier.

Auflösung der Charade in Nro. 127: Leibgericht.

Anmerkungen: [1]) Schelch ist ein Volksausdruck für Kahn. [2]) Volksausdruck für Heidingsfeld.

Geschichtskalender. 1. Juni 1634. Mechtild, Gemahlin des Herzogs Albrecht VI., des Leuchtenberger's, Bruders des Kurfürsten Max I. von Bayern, und Tochter des Landgrafen Georg Ludwigs von Leuchtenberg, stirbt.

— 1794. Seeschlacht auf der Höhe von Ouessant zwischen den Franzosen und Engländern, wobei Letztere siegen.

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Bauland'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 131 Donnerstag, 2. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Früh am folgenden Morgen reisten Elvira, Bromér und Lotta von Wiesbaden ab.

Als Elvira in den vor dem Hotel haltenden Wagen steigen wollte, stand Sidney an der Wagenthür. Schweigend half er ihr beim Einsteigen, und als Elvira ihm mit großer Bewegung die Hand zum Abschied reichte, ergriff er dieselbe und sagte:

„Möge der Herr des Schicksals über Sie wachen und Sie so glücklich machen, wie ich wünsche!“ Er ließ die Hand los und überreichte ihr einen schönen Blumenstrauß mit den Worten: „Möge Ihr Leben stets reich werden an Blüthen der Freude!“

Sidney entblößte sein Haupt und verschwand, ehe Elvira, die in Thränen aufgelöst war, Zeit gewonnen hatte, ein einziges Wort hervorzubringen.

Einige Stunden nach ihrer Ankunft in Kopenhagen stattete Lord Casterton eine Visite ab bei seiner Braut.

Edwin begrüßte Elvira verbindlich und erkundigte sich, wie die Reise gegangen wäre, wie sie sich befände und dergleichen. Eine Weile redete er über gleichgültige Dinge; darauf aber richtete er an Bromér die Frage, ob er den Tag bestimmt hätte, an welchem der Heirathskontrakt unterzeichnet werden sollte.

Elvira's Herz drohte die Brust zu zersprengen. Sie wagte nicht, die gesenkten Augenlider zu erheben.

Bromér bestimmte den Sonnabend, so daß er noch an demselben Tage von Kopenhagen abreisen könnte; Edwin aber schien große Eile zu haben und drang darauf, daß der wichtige Akt schon am folgenden Tage stattfinden sollte. Als Bromér dazu nicht geneigt war, sagte Edwin zu Elvira:

„Ich wage die Entscheidung dieser Frage meiner Braut zu übertragen. Dem Urtheile, das ihre Lippen aussprechen, unterwerfe ich mich.“

Elvira blickte auf. Sie begegnete den Augen des Vaters, welche sie mit einem Ausdrucke ansahen, als wollte er sagen:

„Kind! habe nicht allzu große Eile, mich zu verlassen!“

Elvira verstand den Ausdruck in seinem Blicke und antwortete:

„Mein Wunsch ist, daß es so werden möge, wie mein Vater bestimmt hat.“

Jetzt betrachtete sie Edwin; seine Augen waren klar und glänzend, doch so kalt, daß Elvira's Herz sich krampfhaft zusammenzog.

„Also am Sonnabend!“ sagte er und stand auf, indem er hinzufügte: „ich werde mich morgen in aller Frühe erkundigen, wie Sie den Tag zuzubringen wünschen. Jetzt bedürfen Sie, wie ich vermuthe, der Ruhe, und darum entferne ich mich.“

Er küßte Elvira's Hand und ging.

Als die Thür sich hinter ihm schloß, hätte sie in Thränen ausbrechen mögen. Warum, das wußte sie selbst nicht; aber es war ihr, als sähe sie ihn jetzt mit anderen Augen an, als vor ihrer Bekanntschaft mit Sidney. Eine eigene Schwermüthigkeit lagerte sich sowohl über sie, als über den Vater nach Edwin's Auftreten. Bromér sagte, als er ihr eine gute Nacht bot:

„Bist Du vollkommen überzeugt, daß Du als Lady Casterton glücklich sein wirst?“

Ach ja, gewiß war Elvira das. Unmöglich konnte man unglücklich werden als eine reiche Lady und als die Gattin eines so stattlichen, so schönen Mannes, der sie aus Liebe gewählt hatte.

Obgleich Elvira's Lippen diese Versicherung gaben, und sie selbst von der Wahrheit derselben überzeugt war, hätte sie sich dem Vater an die Brust werfen und sich recht ausweinen mögen; doch sie that das nicht, sondern lächelte ihn zuversichtlich an.

Sobald sie aber in ihrem Zimmer allein war, ließ sie den Thränen ungehemmten Lauf. Als der Thränenstrom zu rinnen aufhörte, begann sie zwischen Edwin und Sidney Vergleichungen anzustellen. Das ist immer gefährlich, und der Eine von den Verglichenen kommt gewöhnlich übel davon. Wohl war Elvira überzeugt, daß Edwin sie liebte, ja sogar außerordentlich liebte, wenn er auch kein Wort über seine Liebe geäußert hatte; doch wie Sidney liebte er dennoch nicht.

Elvira empfand Furcht vor demjenigen, dessen Gattin sie werden sollte. Er kam ihr so überlegen vor, und sein ganzes Aeußere hatte etwas von einem Herrscher an sich, das sie in Schrecken setzte. Edwin schien geschaffen zu sein, um bewundert, nicht aber um geliebt

Digitized by Google

zu werden. Je mehr sie an Edwin und Sidney dachte, desto größer wurde ihre Sehnsucht nach dem letzteren, und desto größer ihr Respekt gegen den ersteren.

Als sie endlich gegen Morgen einschlief, träumte ihr, daß Edwin sie auf seine starken Arme nähme und in die Höhe höbe, sie darauf aber rücksichtslos in einen tiefen Abgrund stürzte. Als sie eben im Begriff war, in denselben hinabzustürzen, fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen, und da sie Denjenigen anblickte, der sie gehindert hatte zu fallen, war es Sidney.

Ehe sie noch ihr Morgennegligé am folgenden Tage angezogen hatte, wurde ihr ein von Lord Casterton geschicktes prächtiges Bouquet und ein Etui übergeben, welches Letztere eine kostbare Garnitur von Juwelen enthielt.

Man konnte kein artigerer Bräutigam sein, und alle düstern Gedanken und Träume, die Elvira gehabt hatte, entflohen.

Später am Vormittage erschien er selbst, um sich zu erkundigen, wie Elvira den Tag hinzubringen wünschte. Er hatte einen Plan entworfen, den er ihr mittheilte.

Elvira nahm denselben sogleich an, und Edwin bot Alles auf, was in seinen Kräften stand, um sie während der drei Tage, die der Hochzeit vorangingen, zu zerstreuen. Endlich kam der denkwürdige Tag. —

Am Morgen schickte Lord Casterton einige Cartons, die ein kostbares und prachtvolles Brautkostüm enthielten. Er selbst besuchte den Herrn Bromér, um ihm ein Dokument mitzutheilen, in welchem er seiner Braut eine sehr ansehnliche Morgengabe aussetzte. Bromér hatte bei dieser Gelegenheit dem Lord gesagt, daß er seiner Tochter als Mitgift ein neulich angekauftes Gut und ein ansehnliches Kapital an Geld gäbe.

„Ich wünsche keine Mitgift für meine Frau!" erklärte Casterton stolz. „Was Sie dazu bestimmt haben, das mag Ihre Tochter behalten als ihr eigenes Vermögen; ich, meines Theils, will damit nichts zu thun haben, sondern ersuche Sie, die Mitgift zu der für Lady Casterton bestimmten Morgengabe hinzufügen zu dürfen."

Alle Einwendungen von Seiten Bromér's waren vergebens. Edwin's Antwort war:

„Ich heirathe Ihre Tochter nicht, um in den Besitz ihres Vermögens zu kommen, und darf ihr in dieser Hinsicht nichts zu danken haben."

Als Edwin sich entfernt hatte, theilte Bromér seiner Tochter den Inhalt ihrer Verhandlungen mit. Elvira fühlte sich wirklich froh und glücklich, denn nun konnte sie doch der unbegränzten Liebe Edwin's völlig gewiß sein.

In Gegenwart von vier Zeugen wurden Lord Edwin Casterton und Fräulein Elvira Bromér in der Kirche Unseres Erlösers zu Kopenhagen getraut.

Als das Brautpaar in das Hotel zurückgekehrt war, um zu diniren und darauf die Reise nach England anzutreten, erhielt Bromér durch einen Knaben die Nachricht, daß ein Herr mit ihm zu reden wünschte.

Mit einigen Entschuldigungen gegen die Gäste und den Bräutigam entfernte sich Bromér.

Es verfloß eine halbe Stunde, bis er wieder sichtbar wurde, und da trat er mit einer so veränderten Miene ein, daß Elvira ihm mit dem Ausrufe entgegen eilte:

„Wie ist's, Vater? Ist etwas Unangenehmes vorgefallen, oder befindest Du Dich nicht wohl?"

„Es ist nichts, mein Kind!" — Er nahm sie bei der Hand und führte sie an's Fenster, wo er sagte: „Siehst Du den Mann im blauen Rock, der dort unten am Ufer neben dem Laternenpfahle steht? Betrachte ihn genau und versuche es, Deinem Gedächtnisse seine Züge einzuprägen! Solltest Du jemals mit ihm wieder zusammentreffen, so erinnere Dich seines Gesichtes!"

Elvira's Augen folgten Bromér's Anweisung.

Am Kai, und ihnen gerade gegenüber, stand ein Mann, gekleidet in einen bis oben an den Hals zugeknöpften blauen Rock. Seine Augen waren unablässig auf das Fenster gerichtet, wo Elvira und Bromér sich befanden.

Elvira erhielt gleichwohl keine Zeit, den Mann näher zu betrachten, weil Lord Casterton an das Fenster trat und mit etwas scharfer Stimme sagte:

„Wenn Sie erlauben, Lady Casterton, so verschließen wir die geöffneten Fenster!"

Elvira wendete sich um. Edwin schloß die Fenster, indem er hinzufügte:

„Kennen Sie den jungen Mann dort, welcher Sie mit so großem Interesse betrachtet?"

Elvira, die keinen Andern, als den Blaurock bemerkt hatte, warf bei dieser Frage einen neuen Blick auf den Platz hinaus, und ihre Augen fielen auf Carl Brogren. Er stand ganz in der Nähe des Mannes am Laternenpfahle und sah hinauf zu Elvira. Bei diesem Anblicke wechselte sie die Farbe und trat schnell von dem Fenster hinweg.

„Sie werden entschuldigen, Mylord," sagte Bromér, „wenn ich Elvira neugierigen Blicken Preis gegeben habe; aber ich wollte ihr einen Mann zeigen, dessen Aeußeres einem von meinen Verwandten ähnlich sieht."

Einen Augenblick später saß man beim Mittagstische.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

(Fortsetzung.)

„Das Weib hat den Teufel im Leibe!" schrie der General und eilte in die Stube, dem König in Wuth und Zorn die Scene schildernd.

Digitized by Google

Der Adjutant lachte in sich hinein, er gönnte dem Grimmbarte die Lektion. Der König aber, so geneigt er auch war, Alles von der humoristischen Seite zu nehmen, wollte es doch ein Bischen gar zu stark finden, daß die Frau ihn zu sich in die Küche bescheiden ließ. Als aber der Gemahl in seiner Schilderung bis zu seiner Vertreibung mittelst Kochlöffels gekommen war, da überwog das komische Element und der Monarch fing herzlich zu lachen an.

„Ist gar nichts zu lachen, Majestät," meinte der General, „die Frau muß bestraft werden."

„O gnädigster Herr König!" flehte Midei, welche den Hergang mit wechselnden Empfindungen angesehen hatte.

„Nur still, mein Kind," tröstete der König, „es wird Deiner Mutter Leben nicht kosten."

„Aber auf die Festung wird sie der Herr General schicken, nicht wahr? O Herr General thun Sie's nicht; die Mutter meint es so böse nicht!"

In diesem Moment riß Hans die Thür auf und glotzte neugierig herein. Ihm folgte, einen Präsentirteller auf beiden kräftigen Armen tragend, die viel verlangte und erwartete Wirthin, mit den schönsten, goldgelb gebackenen Hechten und Karpfen, die sie auf dem Tisch absetzte.

Midei hatte vorher schon den Tisch nach Möglichkeit bedient. Frau Liesel erschien mit schneeweißer Schürze, frisch gewaschenen Händen und Armen, die Aermeln emporgestülpt, das Mieder festgezogen und daran die silbernen Ketten und Schaustücke glänzend und spielend. Der spitze Hut saß fest und gerade auf dem dunkeln Haare und die braunen Augen schauten keck und treuherzig drein.

Den Eindruck, den die Frau machte, war ein recht angenehmer. Der König hatte eine alte Megäre erwartet, jetzt stand ihm ein frisches, kräftiges Weib gegenüber.

„Grüß' Gott, Herr König Majestät!" sagte Frau Liesel, und reichte dem König die derbe Rechte hin, in welche einzuschlagen er sich unwillkürlich angezogen fühlte. „Willkommen in meinem Hause!"

„Sie bringen mir Ihr Willkommen ziemlich spät, liebe Frau."

„Besser spät, als gar nicht, Herr König. Wär' ich gleich heringekommen, so hätt' ich den Herrn König im Herzen weiß nicht wohin gewünscht, weil Niemand draußen gewesen wäre, der meine Arbeit gethan hätte; die ist nun gemacht und nun kann ich mit aufrichtigem, frohem Herzen willkommen sagen und meinen Herrn König selber bedienen. Nun setz' sich die gnädige Majestät auch nieder und laß sich meine delikaten Fische schmecken — der Herr König kriegt in seinem Leben keine besseren mehr."

Und mit sanfter Gewalt drückte die Frau den König in den Großvaterstuhl, den Midei herbeigezogen und mit einem bunten Tuche überdeckt hatte.

Der König ließ mit sich gewähren, und schon legte ihm die rührige Frau das beste Stück aus der Schüssel vor, als der General, dem der König, wie auch dem Adjutanten, einen Wink gegeben, sich gleichfalls zu setzen, plötzlich mit barscher Stimme ausrief: „Nicht eher berühre ich das Essen, als bis diese Frau mir die Beleidigung abgebeten, die sie mir angethan hat."

„Dann verhungert Er, Herr General," erwiderte lachend die Frau, denn ich bitte niemals Etwas ab und wenn mir's das Leben kostete. Da hätte doch der gnädige Herr König eher Ursach', auf mich bös zu sein, denn ein König ist doch noch etwas Anderes, als ein General, denk ich, und ich hab' dem König sagen lassen, er soll zu mir in die Kuchel kommen. Aber sieht Er, Herr General, der König ist nicht nur mehr als Er, er ist auch tausendmal einsichtiger als Er, denn der König weiß, daß eine Frau, wenn sie frisch von der Leber weg redet, nicht beleidigt und der Herr König denkt sich: „was ist denn Schlimmes daran, wenn die Frau mir sagen läßt, ich solle zu ihr in die Kuchel kommen?"

„Denkt Sie?" lachte der König.

„Freilich. Wenn aber Er, Herr General glaubt, Er dürfte die Frauen behandeln, wie seine Rekruten, da irrt Er sich, und da wehrt sich Jede mit der Waffe, die sie eben zur Hand hat. Dank' Er Gott, daß ich nur den Kochlöffel hatte und nicht die Feuerzange, als Er mich beim Arme packte und mich hereinschleppen wollte."

„Wie?" fragte der König, „Sie haben Gewalt brauchen wollen?"

„Ach was da! ich wollte die Frau mitnehmen. —"

„Ja! da sind die rothen Flecken noch, die Er mir hier hinterlassen," sprach Frau Liesel, und zeigte ihren runden Arm; diese Flecken verdienen ihm keine neuen Sterneln und Kreuzeln zu denen, die er da hängen hat. Aber laß Er uns Frieden machen — ich verzeih' Ihm die Flecken, Er mir den Kochlöffel, und jetzt setz' Er sich hübsch daher, und laß Er sich die Fische schmecken! — Mit diesen Worten drückte die Frau den General nieder auf den Sessel, und fast unwillkürlich strich sie ihm, so ganz nahe gekommen, das Ende seines mächtigen grauen Schnurrbartes und sagte halb laut: Prächtiger Bart, das!"

Nun hatte Frau Liesel des alten Soldaten Herz mit Sturm erobert, denn sein Schnurrbart war seine schwache Seite. Kochlöffel und Opposition, Korporal und die Flucht, in welche er zum Erstenmale in seinem Leben gejagt worden war, verflogen in Nichts und die Wirthin erschien ihm plötzlich als eine angenehme, vernünftige Frau.

Auch der Adjutant saß bereits, durch Midei dazu bewogen, am Tische, und das Mahl schmeckte den drei Herren so außerordentlich, daß man der reich beladenen Schüssel bald auf den Grund sah.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Frühlingsmorgen.

Die Morgenröthe seh' ich steigen
Am fernen Horizonte auf,
Es muß die Nacht dem Tage weichen,
Sie fliehet schon im schnellen Lauf.

Das prächt'ge Roth, es funkelt heller,
Der Berg erscheint beleuchtet schon,
Es dringt der Tag bis in die Thäler,
Die Blumen öffnen schnell die Kron'.

Und nun erwachen auch die Sänger
Und stimmen an ihr Morgenlied,
Der Schlaf bewältigt sie nicht länger; —
Sie werden nicht des Singens müd'.

Des Himmels Roth ist Gold geworden,
Die Sonne scheint's schon selbst zu sein,
Es glänzet schon an allen Orten
Der Strahlen heller Wiederschein.

Da leuchtet auf der Berge Gipfel
Der Sonne neu erwachter Strahl,
Jetzt dringt er durch der Bäume Wipfel
Am neuen Tag zum Erstenmal.

Und jetzt in jeder Blume Krone,
Da sammeln helle Tropfen sich;
In diesen spiegelt sich die Sonne
In sieben Farben wunderlich. —

Die Still' ist mit der Nacht verschwunden
Und neues Leben ist erwacht;
Mit ihm die Freud- und Trauerstunden
Für diesen Tag, der neu erwacht.

Laßt uns ihn mit Muth beginnen
Und freudig uns're Arbeit thun,
Bis wir geschieden sind von hinnen
Und in dem Reich der Schatten ruh'n.

W. D.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Raubmord] wurde in der verflossenen Woche an dem Besitzer einer zur Herrschaft Dobrisch in Böhmen gehörigen Mühle begangen. Dem Müller war sein Geld wiederholt gestohlen worden, weßhalb er dasselbe von da ab stets bei sich hatte, wenn er über Feld ging. So trug er auch, als er vorige Woche in Begleitung seines etwa 8jährigen Knaben das Haus verließ, sein Geld bei sich. Ihr Weg führte durch einen Wald; wie von einer Ahnung befallen, hieß der Vater seinen Sohn das Geld zu sich nehmen, indem er sagte, man werde es bei ihm weniger suchen. Auf dem weiteren Wege begegneten Beide dem Jäger, ihrem Gevatter; man begrüßte sich freundlich und der Jäger erzählte, er spähe nach Wilddieben, die sich in der jüngsten Zeit hier gezeigt hatten. Als die Beiden sich verabschiedet hatten und eine kleine Strecke weiter gegangen waren, streckte ein Schuß den Müller nieder. Entsetzt lief der Knabe den ihm wohlbekannten Weg in das Haus des Gevatters und erzählte weinend der Frau des Jägers, was geschehen, wobei diese auch erfuhr, daß der Kleine das Geld bei sich trug. Unter dem Vorwande, ihn zu verstecken, sperrte ihn die Frau in die anstoßende Kammer ein. Der Jäger kehrte zurück und der Knabe vernahm folgendes Gespräch: „Es ist vorbei, aber ich habe kein Geld gefunden." „Das Geld ist hier, der Kleine hat es bei sich." „Wo ist er?" „In der Kammer." „Wir müssen ihn auch umbringen." „Es ist viel Blut." Weiter hörte der Knabe nichts, denn er war rasch ans Fenster gestiegen, hatte dasselbe geöffnet und war eiligst nach dem nächsten Dorfe entflohen, wo er die Anzeige machte. Die gerichtliche Untersuchung ist bereits eingeleitet.

Nach einer Korrespondenz der „N. Preuß. Ztg." gehorchen sogar die Maikäfer der preußischen Regierung nicht, denn sie sagt wörtlich: Trotz den von der kgl. Regierung erlassenen Anordnungen haben sich die Maikäfer doch in so großer Menge eingefunden, daß von ihnen die Bäume strichweise völlig entlaubt sind!!

[Auch eine Definition.] Ein Mann, der eine sehr herrschsüchtige, rechthaberische, dabei aber geistig beschränkte Frau hatte, wurde von dieser gefragt: Ich lese so viel von Junkerpartei, was ist denn dieß eigentlich?" — „Sie ist im Staate das, mein Kind," antwortete er mit Ironie, „was Du in unserer Ehe bist."

Das „Iffland-Monument" in Mannheim (ein Geschenk des Königs Ludwig) soll Anfangs Juni aufgestellt werden.

Geschichtskalender. 2. Juni 1698. Hedwig Sophia, Tochter des Königs Karl XI. von Schweden und Pfalzgrafen von Zweibrücken, aus dessen Ehe mit Ulrike Eleonore, Königs Friedrich III. von Dänemark Tochter, vermählt sich mit Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein.

— 1813. Die Engländer unter General Murray landen mit einer starken Flotte zur Belagerung von Tarragona.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 132 Freitag, 3. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

VIII.

Die Marquise Lydia Brissier war eine geborene Engländerin und eine Casterton, eine Cousine von Edwin's Vater, William Casterton.

Sie hatte für ihren Vetter eine von diesen kindlichen und jugendlichen Zuneigungen gefaßt, die oft das ganze Leben hindurch in Kraft bleiben.

Reich, schön und verwandt mit William Casterton, hatte sie keinen Augenblick bezweifelt, daß die Freundschaft, welche William ihr schenkte, Liebe wäre, und sie hielt es schon als Kind für abgemacht, daß sie Beide ein Paar werden würden.

Dennoch irrte sich die unermeßlich reiche Erbin. Casterton verliebte sich nicht allein in eine schöne Französin, sondern heirathete auch sie.

Miß Lydia war nahe daran, sich vor Verzweiflung das Leben zu nehmen, zog es aber dennoch vor, sich mit dem Marquis Brissier, einem Manne, der von einer französischen Emigranten-Familie herstammte, jetzt aber ein naturalisirter Britte war, zu verheirathen.

Lydia's Ehe war weder glücklich noch unglücklich, denn sie dauerte nur kurze Zeit. Zwei Jahre nach der Hochzeit war sie eine kinderlose Wittwe. Jung und unermeßlich reich, wurde sie von Freiern überhäuft; doch kein einziger vermochte ihren Vorsatz, Wittwe zu bleiben, zu ändern. Die Liebe zu Casterton, welche der Aerger darüber, daß sie nicht geliebt wurde, zum Schweigen gebracht hatte, flammte mit verdoppelter Heftigkeit wieder auf, besonders da sie wußte, daß William mit seiner französischen Frau nichts weniger denn glücklich war.

Seine schöne Gattin führte ein übermüthiges Leben, und Lydia sah ein, daß das Vermögen, welches schon damals, als William das Erbe antrat, ziemlich geschmälert war, bald genug verschwendet sein würde. Sie beschloß, eben so sparsam zu sein, wie die Gattin des Vetters verschwenderisch war, um für seinen Sohn ihr schon zuvor großes Vermögen noch zu vermehren, und William selbst, wenn es gälte, vor ökonomischem Untergang retten zu können.

In demselben Grade, wie ihre ganze Fähigkeit zu lieben, sich auf William und seinen Sohn konzentrirte, wuchs auch ihr Haß und ihr Abscheu gegen Casterton's Frau, welche sie als sein unglückliches Schicksal betrachtete.

Die Französin hatte auch nur ein einziges Ziel, nämlich alle Andern zu verdunkeln durch die Pracht in ihrem Anzuge, durch die Fêten und durch die große Zahl ihrer Anbeter.

Lydia, welche William wegen seiner ausgezeichneten Seeleneigenschaften anbetete, welche sein Genie und das Hochherzige in seinem Charakter bewunderte, konnte es nicht verzeihen, daß die Fremde, welche seine Gattin war, diese Eigenschaften nicht zu schätzen vermochte, sondern das ausgezeichnete Mitglied des Parlaments, den Lord Casterton, als einen Spielball ihrer Launen behandelte.

Als Lady Casterton nach einer zwanzigjährigen Ehe in Folge einer heftigen Erkältung starb, schlich sich in Lydia's Seele die Hoffnung von Neuem ein, und sie dachte:

„Jetzt werde ich den Lohn für meine treue Liebe ernten!“ Doch auch jetzt täuschte sie sich. Ein Jahr später, da William die Entdeckung gemacht hatte, daß sein ganzes Vermögen verschwendet wäre, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Zwar sagte man, er wäre auf der Jagd durch einen Unglücksfall umgekommen; die Marquise aber wußte am besten, daß dieß nicht der Fall war. William hatte an dem Tage, da er sich das Leben raubte, ihr seinen Entschluß in einem Briefe anvertraut und sie gebeten, die Neigung, die sie gegen ihn gehegt hatte, auf Edwin zu übertragen.

Die Trauer der Marquise war gränzenlos. Zwei Jahre lang fürchtete man für ihren Verstand. Als sie endlich etwas ruhiger wurde und wieder vernünftig denken konnte, war Edwin ihr erster Gedanke. Er war damals in Oxford und studirte. Die Absicht der Marquise war, ihn als ihr eigenes Kind zu adoptiren und an ihn ihr Gold und ihre Liebe zu verschwenden; doch schon bei ihrem ersten Zusammentreffen auf Hartoncourt entstand zwischen ihnen ein gespanntes Verhältniß, veranlaßt durch die Erbitterung der Marquise gegen Edwin's verstorbene Mutter. Die Spannung wurde immer größer und größer, da Edwin sich in keiner Hinsicht nach der Marquise richten wollte und

Digitized by Google

ihr nicht die geringste Einmischung bei der Bestimmung seiner künftigen Laufbahn gestatten.

Die Marquise, welche schon von ihrem zwanzigsten Jahre an ihre eigene Herrin gewesen war und von Natur einen herrschsüchtigen Charakter besaß, fand seine Aufführung undankbar. Sie trennten sich als erkaltete Freunde, und die Marquise beschloß, Edwin sollte mit ökonomischem Drucke kämpfen, bis sein Hochmuth erstickt wäre. Edwin verließ England und verlebte einige Jahre auf Reisen, doch wurde er durch ökonomische Gründe gezwungen, nach England zurückzukehren, um die Güter zu verpfänden, welche den Gläubigern des Vaters noch nicht verpfändet waren. Als dieses gethan war, verließ er sein Vaterland von Neuem und begab sich nach Frankreich.

Hier lernte er die Schwestertochter seiner Mutter, der Gräfin Mourville, kennen.

Er vergaß den Zweck seiner Reise nach Frankreich, woselbst er sich durch die Verwandten seiner Mutter einen Ausweg verschaffen wollte, um sich auf wissenschaftlichem Wege zu versorgen, und überließ sich allen besinnungslosen Forderungen einer heftigen Liebe. Er liebte die Gräfin mit der ganzen Thorheit der Leidenschaft. In ihrer Nähe leben zu können, war das Leben, von ihr sich trennen, der Tod. Er folgte ihr nach Italien, nach Tyrol und auf allen Reisen, welche sie während des Laufes eines Jahres machte, und begab sich zuletzt nach Wiesbaden, stets in ihrem Gefolge.

Die Marquise Brissier, welche seine Liebe zu der Gräfin kannte, welche wußte, daß das Geld, über welches Edwin zu disponiren gehabt hatte, zu Ende war, und daß er in Wiesbaden angefangen hatte zu spielen, um sich Geld zu verschaffen, reiste sogleich von England ab, um seiner abenteuerlichen Lebensart und seiner Verbindung mit der Gräfin mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Es war nach der Ansicht der Marquise nur ein einziges Mittel vorhanden, durch welches Edwin zu retten war, und dieses bestand darin, daß er sich sogleich verheirathete, nach England zurückkehrte, die Güter seines Vaters übernähme und ein geregeltes Leben begönne.

Die Marquise schrieb an Sidney Lembourn, den Jugendfreund und Vertrauten Edwin's und bat ihn, er möchte zu einer bestimmten Zeit in Koblenz eintreffen, wo die Marquise ihn empfangen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verstoßenes Kaiserkind.

(Aus den Hamburger Lesefrüchten.)

Im Jahre 1769, als Kaiser Joseph II. in Italien war, kam ihm vom Könige von Spanien ein Schreiben zu, das ihn in die höchste Verwunderung versetzte. Seine allerchristlichste Majestät fragte nämlich an, was es mit einem Briefe für eine Verwandtniß habe, den dieselbe kurz zuvor empfangen und der, wiewohl ohne Unterschrift, den Kaiser von Deutschland zum Verfasser zu haben scheine. Dieser Brief, den der spanische König an seinen vermeintlichen Autor nach Mailand zurücksandte, erzählte etwa Folgendes:

Der verstorbene Kaiser Franz I. von Lothringen, Gemahl Maria Theresia's und Vater Josephs II., habe eine natürliche Tochter hinterlassen, der er alle Rücksichten schulde. Die Existenz derselben sei nur der Erzherzogin Marianne, der Schwester Joseph II. und einigen wenigen intimen Freunden des Vaters bekannt. Diese Tochter sei dem Kaiser Joseph als dessen natürliche Schwester auf das Zärtlichste empfohlen worden und befände sich seit einiger Zeit zu Bordeaux. Der Kaiser wünsche nun, daß der König von Spanien sie von ihrem jetzigen Aufenthalte weg und nach Madrid bringen lasse, um, bevor Anstalten, ihres hohen Standes würdig, getroffen seien, bei einer Dame oder in einem Kloster zu verweilen. Der Kaiser erbitte sich diesen Dienst als einen Beweis der Freundschaft von dem Könige; er selbst könne sich mit der Vollziehung einer solchen Maßregel nicht befassen, weil zu befürchten stehe, daß die Kaiserin, die Wittwe Franz I., Etwas davon erfahre, der die Sache natürlich ein Geheimniß bleiben solle.

Wie gesagt, der König von Spanien fragte Seine römische Majestät, was das sonderbare Ansinnen eigentlich zu bedeuten habe?

Kaiser Joseph seinerseits war noch mehr betroffen, wie der spanische König und fragte sich selbst, was das bedeuten möge? Er hatte den Brief gar nicht geschrieben und wußte überhaupt von dessen Inhalt nichts. Wie der König von Spanien ihn befragt, so befragte er nun seinerseits diejenige, für welche die ganze Sache ein Geheimniß bleiben sollte — seine Mutter, die Kaiserin von Oesterreich, der er die Briefe zusandte.

Maria Theresia war über diese Enthüllung durch einen gefälschten und sichtlich auf Täuschung berechneten Brief noch mehr betroffen, als ihr Sohn und der König von Spanien. Sie schrieb sofort an den Grafen Cobenzl, ihren bevollmächtigten Minister der österreichischen Niederlande zu Brüssel, Folgendes:

„Eine Unglückliche, die sich Mademoiselle Frele nennt und in Bordeaux wohnen soll (diese Adresse stand in dem Briefe an den König von Spanien), gibt sich für eine Tochter unseres verstorbenen Herrn aus. Wenn dieß nur den mindesten Anschein von Wahrheit hätte, so würde ich sie wie meine eigene Kinder lieben und halten. Aber ich weiß, daß es Betrügerei ist und ich will, man soll Alles in der Welt anwenden, damit dieser so geliebte und heilige Name unseres Herrn von dieser Unglücklichen nicht mehr entweiht werde."

Graf Cobenzl gerieth in die höchste Bestürzung über diesen so gemessenen, ja strengen, die Ehre des Kaiser-

hauses betreffenden Befehl Maria Thresia's. Aus welchem Grunde, wird man sogleich begreifen.

Ein Jahr zuvor war ihm ein Brief von hoher Hand in geheimnißvollen Andeutungen zugekommen, eine Fremde in Bordeaux zu unterstützen. Ein anderes Schreiben aus Prag empfahl ihm diese Unterstützung dringend und ermächtigte ihn außerdem zur Zahlung von tausend Dukaten an jene Dame. Graf Cobenzl, der eine geheime Hofgeschichte witterte, trat nun in Korrespondenz mit jener geheimnißvollen Fremden zu Bordeaux, die ihm ihr Bild einsandte. Es war das eines schönen jungen Mädchens, und Herzog Karl von Lothringen, Bruder Franz I. und Gouverneur der Niederlande, welchem Graf Cobenzl das Bild zeigte, fand darin eine frappante Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser. Man nahm nun an, daß jene Mademoiselle Frele eine Tochter Franz I. und von Seiten ihrer Beschützer am Wiener Hofe auf geheime Art unterstützt werden sollte; bis zur Ueberzeugung wurde Graf Cobenzl darin bestärkt, als ihm ein Brief des Grafen Dann aus Wien auch jene Dame auf's Dringendste empfahl und u. A. sagte, daß Geldsummen unbedenklich bewilligt werden möchten; nur möge der Dame ernstlich an's Herz gelegt werden, sich bei ihren Ausgaben besser einzuschränken, als es seither geschehen, ohne daß sie deßhalb zu sparen brauche. Ueberdieß kam ein Fremder aus Bordeaux zufällig nach Brüssel zum Grafen Cobenzl und erzählte auf Befragen, daß Mademoiselle Frele, eines der schönsten Mädchen, seit drei Jahren in Bordeaux wohne, Jedermann ihr mit der größten Achtung begegne, namentlich der Marschall von Richelieu ihr eine fast väterliche Theilnahme beweise. Ein geheimnißvolles Dunkel schwebe über ihrem Herkommen, man sage, sie sei eine natürliche Tochter des deutschen Kaisers Franz, doch weiche die Dame selbst allen Erwähnungen darüber sorgfältig aus. Graf Cobenzl zweifelte durchaus nicht, hier im Sinne des Wiener Hofes einen Dienst zu leisten, er korrespondirte mit Mademoiselle Frele, schickte ihr Geld und erwies ihr Aufmerksamkeiten aller Art, indem er ihr bald diesen oder jenen Toiletten-Gegenstand zusenden ließ. Mademoiselle Frele ihrerseits schickte ihm nach einiger Zeit noch zwei Miniaturporträts, das des Kaisers Franz und Maria Thresia's, welche, wie sie mittheilte, ihr einst von ihrem Vater zum Andenken gegeben worden waren.

Es mußte also klar sein, daß Mademoiselle Frele eine natürliche Tochter Franz I. und einer seiner zahlreichen Geliebten bei Hofe, wahrscheinlich der Fürstin *** war, welcher der Kaiser in seinem Testamente noch 200,000 Gulden vermacht hatte. Man kann sich aber nun denken, in welche Bestürzung Graf Cobenzl gerieth, als ihm das Schreiben Maria Thresia's diese Dame als eine Betrügerin bezeichnete. Noch konnte man annehmen, daß die Gemahlin des verstorbenen Kaisers zufällig dieß Geheimniß erfahren und darüber beleidigt sei, wiewohl dieß dem Charakter Maria Thresia's durchaus widersprach, die recht gut die galanten Abenteuer ihres Gemahls kannte und edel genug übersah. Indessen der Befehl der Kaiserin war zu streng, um nicht den Grafen Cobenzl zu bestimmen, ihn auszuführen und die Sache ernstlich zu untersuchen.

So ging er denn den Hof von Versailles an, jene Dame in Bordeaux verhaften und nach Brüssel mit allen Rücksichten, die einer vornehmen Dame zustehen, geleiten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gnadenbild zu Czenstochau.

Zu Czenstochau in Polen, da steht ein Gnadenbild,
Das hat die größten Schmerzen durch Wunderkraft gestillt.
Zu seinem heil'gen Hause zog früher Jahr für Jahr,
Um Heilung sich zu holen, der kranken Polen Schaar.
Und vor der Mutter Gottes fleht Alles demuthsvoll,
Daß sie des Körpers Leiden durch Wunder stillen soll.
Maria lächelt freundlich, sie heilt des Leibes Schmerz,
Sie flößet süße Hoffnung in manch' betrübtes Herz.
Und vor dem Bilde liegen die Gläub'gen auf der Knie,
Von ihren Lippen tönt es: „Gelobt seist du, Marie!"
„Gelobet sei Maria!" ertönt es hundertfach,
„Gelobet sei Maria!" ruft dumpf das Echo nach. —
So stand es viele Jahre auf hoher Ehre Rang.
Bis ein Hussitenhaufe in Polen plündernd drang.
Da hat nicht fromme Bitte den wilden Schwarm gerührt,
Da ward die Mutter Gottes zu Wagen fortgeführt.
Doch bald nach kurzem Fahren die Pferde hielten an,
Und keins hat trotz den Schlägen nur einen Schritt gethan.
D'rob flucht der grimme Haufe, und wirft das Gnadenbild
Mit zürnender Geberde hin auf die Erde wild.
Das Bildniß springt in Stücke. Zwei Hiebe treffen gut
Und von Maria's Wangen fließt warmes Menschenblut.
Ein Dritter hebt die Klinge, gelähmt sinkt seine Hand,
Zu Boden stürzt er röchelnd, wo er in Sünden stand.
Da faßet stark Entsetzen die wilde grimme Schaar,
Sie eilet flugs von hinnen, zu fliehen die Gefahr;
Doch Einen nach dem Andern ereilet bald der Tod,
Von ihrem Sündenblute wird Flur und Haide roth.

Aus Czenstochau strömt Alles, die Geistlichkeit voran,
Sie wollen selber sehen, was Niemand deuten kann.
„Gelobet sei Maria! für das, was hier geschah.
Der freche Kirchenräuber liegt jetzt verröchelnd da!"
So ruft die fromme Menge, betrachtet ernst das Bild,
Aus dem, als ob es lebte, ein Strom des Blutes quillt.
Das Bild bedarf des Säuberns. Man eilt zum fernen See.
O Wunder! da entquillet ein Wasser in der Näh',
Durch schnell entspross'ne Blumen nimmt es zum Bild den Lauf,
Mit klarer Zunge wischt es die blut'gen Spuren auf.

Digitized by Google

Die Czenstochauer staunen, sie sinken auf die Knie,
Von ihren Lippen tönt es: „Gelobt seist du Marie!"
„Gelobet sei Maria!" ertönt es hundertfach,
„Gelobet sei Maria!" ruft dumpf das Echo nach.
D'rauf setzte man zusammen das hohe Gnadenbild,
Das schon so viele Schmerzen, so vieles Weh' gestillt.
Die Quelle fließt noch heute, heilt Schmerzen wunderbar,
Die keiner Kunst der Menschen zu stillen möglich war.
Doch auf Maria's Wangen hat keiner Farbe Pracht
Die Wunden roher Krieger als nicht geschehn gemacht;
Denn immer sprang auf's Neue die schwarze*) Farbe ab,
Damit das Bild ein Zeichen aus jenen Zeiten hab'.
Die Gläubigen erkennen des Höchsten Willen an,
Daß nimmer sei vergessen, was Frevelnde gethan.
Sie liegen vor dem Bilde voll Andacht auf der Knie,
Von ihren Lippen tönt es: „Gelobt seist du Marie!"
„Gelobet sei Maria!" ertönt es hundertfach,
„Gelobet sei Maria!" ruft dumpf das Echo nach.

Eugen v. Rüdiger.

*) Die Farbe des Gesichts ist bei der Maria von Czenstochau schwarz. Anm. d. Verf.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Familie des Papstes macht ein Wiener Blatt folgende Mittheilungen: Pius IX. hat noch zwei ältere Brüder, Graf Gabriel Mastei, 84 Jahre alt, und Graf Gaetan, 80 Jahre alt. Seine Schwester, die Gräfin Benigni, befindet sich mit 77 Jahren sehr wohl. Sein Vater, Graf Jerome Mastai, erreichte 84 Jahre, seine Mutter 82, sein Großvater Graf Herkules Mastai, 96. Die Familie Mastai ist zahlreich. Der Graf Gäbriel hat zwei Söhne: Ludwig, verheirathet mit der Fürstin Del Drago; Herkules, verheirathet mit der Nichte des Kardinals Kadonili. Vier Schwestern, wovon noch eine lebt, gaben dem Papste zahlreiche Neffen. Es wird der Familie Mastai nachgerühmt, nie etwas vom Staate bezogen zu haben.

Das Binger Kreisblatt schreibt: „Das hiesige Postbureau wurde am 11. Mai von einer außerordentlichen Revision heimgesucht, welche die regellose Flucht des gesammten Postpersonals zur Folge hatte. Der Gemeinde-Ochse, der behufs Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit auf dem Posthofe promenirte, nahm den geeigneten Moment wahr, die Thüre des Postbureau's aufzustoßen und würdevoll vorschreitend, sich dem erstaunten Personal zu präsentiren. Nachdem er die nächste Gasflamme verwundert angeglotzt und bei näherer Inspektion einen Theil seines Bartes eingebüßt, gab er sein Mißfallen so unzweideutig zu erkennen, daß sämmtliche Beamte durch die Fenster sprangen. Ein vom strengsten Pflichtgefühl diktirter Versuch des Postpraktikanten Sch., zurückzukehren und die im Postbureau auf dem Boden lagernden Packete in Sicherheit zu bringen, wurde so feindselig aufgenommen, daß nur ein wiederholter, an die kühnsten turnerischen Leistungen der Neuzeit erinnernder salto mortale durch das Fenster weiteres Unglück verhütete. Schließlich gelang es einigen Fachmännern, den unberufenen Revisor, der glücklicherweise keine bedeutenden Verheerungen angerichtet, wieder in festen Gewahrsam zu bringen. Daß die Gemeinde für den durch ihren Funktionäre verübten Schaden aufzukommen hat, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Contre-Admiral Tegetthoff, der als Kapitän bei Helgoland das österreichische Geschwader befehligte, ist ein geborener Steiermärker. Sein Vater war Major beim 47. Infanterie-Regiment Graf Kinsky und ist im Jahr 1858 in Graz gestorben. Tegetthoff ist in Marburg geboren. Im Jahr 1845 ist er als Seekadet zu Venedig in österreichische Schiffsdienste getreten, und hatte als Linienschiffs-Kapitän den Rang eines Obersten, während der ihm gewordene Rang eines Contreadmirals jenem eines Generalmajors gleichkommt. Tegetthoff ist erst 36 Jahre alt. Die Fama will wissen, daß Tegetthoff vor mehreren Jahren von afrikanischen Piraten gefangen genommen und von der österreichischen Regierung mit einer bedeutenden Summe ausgelöst worden ist.

[Die Bevölkerung von Paris.] Einer Statistik, welche Dr. Morbeau aufstellt, entnehmen wir folgende interessante Ziffern über die Bevölkerung von Paris. Es werden in Paris im Durchschnitt jährlich 52,000 Kinder geboren, nahe an 159 per Tag. Ein gutes Drittheil hiervon gehört den Arbeitern, welche des Tags über in den Fabriken arbeiten. In den Hospitälern werden 6500 geboren, die Zahl der ausgesetzten Kinder beträgt mehr als 3000. Die Krippen des Seine-Departements gaben im Jahre 1863 2000 Kindern Asyl.

Geschichtskalender. 3. Juni 1757. Belagerung und Bombardement von Prag, wodurch 880 Häuser von den preußischen Batterien zu Grunde gerichtet und 28 Bürger getödtet werden.

3. Juni 1813. Major Lützow überschreitet die Ilm bei Weimar.

— 1815. Tratakt zwischen Bayern und Oesterreich über die neue Länderarrondirung in Paris zur Vollstreckung des Rieder Vertrages beschlossen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 133 Samstag, 4. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Sidney und Edwin waren so gut mit einander erzogen. Ihre Väter waren Jugendfreunde gewesen, und die Freundschaft, welche sie vereint hatte, ging auf die Söhne über, obgleich die Gemüther und die Charaktere derselben verschieden waren.

Edwin war excentrisch und heftig, mit lebhaften und leidenschaftlichen Gefühlen, wißbegierig und ausgestattet mit ungewöhnlich glänzenden, intellektuellen Gaben; dabei aber unbedachtsam in seinen Handlungen, offen, stolz und selbstständig; weßhalb er zu denjenigen gehörte, die nicht leicht zu beherrschen sind.

Bei Sidney dagegen war alles Vernunft. Unter diese beugten sich alle seine Gefühle; auch wenn sie noch so heftig waren, so mußten sie doch dieser Herrscherin gehorchen. Stolz ohne Uebermuth, hochherzig, ohne Verlangen, damit zu glänzen, geregelt ohne Pedanterie, war Sidney in Edwin's Augen ein Ideal von Ritterlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Ehre. Er war auch der einzige, der wirkliche Macht über ihn besaß.

Die Marquise hatte sich also an keine unrechte Person gewendet, als sie Sidney den Auftrag gab, seinem Freunde den von ihr gefaßten Beschluß rücksichtlich der Zukunft desselben mitzutheilen.

Inzwischen ist es wahrscheinlich, daß der Vorschlag der Marquise nicht Gehör gefunden hätte, wenn nicht Edwin selbst es schon eingesehen hätte, daß es sein Ehrgefühl beleidigte, vom Spiele zu leben, und wenn er nicht in der letzten Zeit darüber reflektirt hätte, daß es für einen Mann von seinem Namen kränkend wäre, in die Armuth hinabgezogen zu werden.

Edwin's von der Leidenschaft eingeschläferte Vernunft erwachte, und die Nothwendigkeit, aus der jetzigen Lage zu kommen, stand klar vor seinem Verstande da.

Sidney hatte den Vorschlag der Marquise in einem Augenblicke vorgetragen, wo Edwin nach einer am Spieltische verlebten Nacht tiefer als jemals fühlte, daß er der magischen Bezauberung, die ihn an die Gräfin fesselte, ein Ende machen, und auch eine veränderte Lebensweise beginnen müßte. Jene hatte ja den letzten Casterton schon in einen Mann verwandelt, der vergessen hatte, was er der Achtung gegen sich selbst, seinem Namen und seinem Stande schuldig war.

Der Vorschlag der Marquise öffnete ihm die Aussicht, seine Affairen auf eine ehrenvolle Weise zu ordnen und dann sein Leben einer nützlichen Thätigkeit zu widmen, wenn er auch auf der andern Seite mit der Realisirung seiner Jugendträume in Widerspruch stand.

Man war jetzt zu Ende des August.

Die Marquise hatte schon einige Wochen Hartoncourt bezogen und dorthin mehrere von den Verwandten der Casterton'schen Familie eingeladen, ohne gleichwohl dieselben auf die eigentliche Ursache der Einladung vorzubereiten. Sie hatte sich außerdem ungewöhnliche und im Verhältniß zu ihrer bekannten Sparsamkeit außerordentliche Unkosten gemacht.

Die eine von den Wohnungen hatte neue Möbel erhalten, mehrere Dienstboten waren angenommen, und alle männlichen mit neuen Livreen ausgestattet worden.

Sie selbst hatte die schwarze Tracht abgelegt, die sie seit William Casterton's Tode getragen hatte, und statt derselben eine graue angelegt.

Das düstere und menschenleere Hartoncourt war froher geworden; es war jetzt Jugend und Leben in den Mauern, im Parke und im Garten.

Während der letzten Tage zeigte die Marquise eine in die Augen fallende Unruhe, und als endlich der letzte August da war, schien sie es nicht länger an einem und demselben Orte aushalten zu können. Es war Keinem von der Bedienung möglich, ihr etwas recht machen zu können. Sie war ungeduldig und unzufrieden mit Allem.

Den ganzen Tag erwartete sie, daß ein Reisewagen auf den Hof fahren sollte. Aber sie wartete vergeblich. Der Tag verging und der Abend kam, ohne daß neue Gäste sichtbar wurden.

Man hatte sich in dem neuen Salon im Erdgeschoß versammelt; man hatte Licht angezündet und suchte sich auf die bestmöglichste Weise zu zerstreuen.

Die Marquise selbst hatte sich, unbekümmert um ihre Gäste, in ein kleines Kabinet zurückgezogen, wo sie sich selbst Gesellschaft leistete. Endlich vernahm sie das Gerassel eines Wagens, der in den Hof einfuhr.

Digitized by Google

Augenblicklich war die Marquise am Fenster; doch draußen herrschte Finsterniß; sie vermochte nichts zu unterscheiden.

Sie schellte und gab den Befehl, ihr zu sagen, wer gekommen wäre.

Der Bediente war übrigens noch nicht hinaus, als die Thür von Neuem aufging, und Sidney Lembourn hereintrat.

Er eilte zu der Marquise, bat um Verzeihung, daß er so spät komme, er wäre bei einer Eisenbahnstation aufgehalten worden u. s. w.

Die Marquise ließ ihn nicht ausreden, sondern unterbrach ihn mit der Frage:

„Haben Sie etwas von Lord Casterton gehört?"

„Seit seiner Ankunft in Kopenhagen, wo er schrieb, wir würden uns hier am ersten September treffen, nichts mehr."

„Wir haben heute den letzten August. Er müßte also schon hier sein," fiel die Marquise heftig ein.

„Lord und Lady Casterton trafen in diesem Augenblicke ein!" ertönte die Stimme des Bedienten an der Thür.

Die Marquise drehte sich schnell um. Der Bediente fuhr fort:

„Mylord hat gewünscht, sogleich in die Zimmer geführt zu werden, welche für ihn bestimmt sind. Morgen wird Mylord die Ehre haben, der Frau Marquise seine Aufwartung zu machen."

Das Gesicht der Marquise erhellte sich. Sie athmete tief auf. Es war dieß ein erleichternder Seufzer. Als der Bediente sich entfernt hatte, nöthigte sie Sidney zum Sitzen, indem sie sagte:

„Es würde mir angenehm sein, etwas über die Lady Casterton zu hören, ehe ich sie persönlich sehe."

„In diesem Falle, Frau Marquise, kann ich Ihrem Wunsche nicht entgegen kommen. Ich kenne sie nicht und weiß nur, daß sie jung ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

(Schluß.)

Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit sorgten Mutter und Tochter für ihre Gäste und der Vater stand seitwärts und konnte sich nicht genug wundern über die Art und Weise, wie Frau und Tochter mit den vornehmen Herren umzugehen verstanden, deren Anwesenheit schon genügte, ihn zu Allem unfähig zu machen.

„Aber wo sind denn unsere Diener?" fragte der König; „diesen sollte doch eine Erfrischung zu Theil werden. Sorgt für sie, Wirth."

„Ist Alles besorgt, Majestät Herr König!" nahm die Frau das Wort; „sie sitzen drüben in der Gesindestube und haben eine zweimal größere Schüssel vor sich als diese, und Bier und Brod und Schinken und was eben das Haus vermag. Der Hans sorgt für sie. Denkt denn der Herr König, ich wäre umsonst so lange ausgeblieben? Aber zwanzig Fische wollen geschuppt und zubereitet sein, das geht nicht im Handumdrehen."

„Ich sehe wohl, ich werde die Frau noch um Verzeihung bitten müssen, daß ich so unvernünftig auf ihrem Erscheinen bestand," sagte der König scherzend und gab das Zeichen zum Aufbruche. Dann reichte er der Wirthin die Hand und sagte: „Adieu, Frau, Eure Fische haben mir vorzüglich geschmeckt, und Eure derbe Aufrichtigkeit war eine erfreuliche Zuthat."

„Danke schönstens, Herr König," versetzte die Frau. „Ich weiß schon, daß man mich die grobe Wirthin von Fischbach nennt und daß die Majestät jetzt eigentlich auch meinten, meine Grobheit sei eine schmackhafte Zuthat gewesen, aber das ist mir einerlei. So wie ich bin, muß ich einmal verbraucht werden, und wer meine Manier nicht vertragen kann, der kann ja draußen bleiben. — Wenn's aber dem Herrn König einmal d'rum zu thun ist, ein ehrliches, aufrichtiges Wort zu hören, und die Wahrheit, wie's den Unterthanen um's Herz ist, so komm doch der Herr König zu mir, ist sag's ihm offen und ohne Scheu, und ich denk' mir, wenn sich ein König Gottes Gnaden nennen läßt, so soll er auch so handeln, daß er seinen Unterthanen wie eine Gnade von Gott erscheint. Na! b'hüt Gott, Herr König; mein schönstes Kompliment an die Frau Liebste, soll gar stolz sein und ein Biß'l hochmüthig, aber dabei wohlthätig und gut, und so mag's schon geh'n, 's ist ja eine Königin, und dabei wird's halt so sein müssen. Und die Jungfern Prinzessinnen laß ich und mein Midei schön grüßen, und wenn's gute Fische essen und gute Milch trinken wollen, sollen's willkommen sein. Leben's wohl Herr General, und Sie, Herr Adjunkt! nix für ungut."

Und Allen ungenirt die Hände drückend, geleitete sie die hohen Gäste zur Thüre.

Da stieß Midei die Mutter an und deutete auf eine kleine Rolle Dukaten, welche neben des Königs Teller lag. Frau Lisel flog zum Tische, holte das Gold, drückte es dem Adjutanten, der ihr am nächsten stand, in die Hand und sagte: Die Wirthsleute von Fischbach lassen sich nicht bezahlen, wenn sie die Ehre haben, ihren König zu bewirthen. Das macht uns noch nicht arm.

„Aber, liebe Frau," sprach der König, „Sie wird doch nicht meinen, daß ich umsonst Ihre Fische essen und Ihr Bier trinken soll?"

„Und warum denn nicht?" entgegnete die Frau, „ißt denn der König nicht Jahr aus Jahr ein von unserem Fleiße, von —"

Digitized by Google

„Herr des Himmels!“ rief der König; „machen wir, daß wir fortkommen, da bekämen wir noch hübsche Dinge zu hören. Adieu, Frau! Nimmt Sie das Geld nicht, so mag es Ihre Midei zum Hochzeitsgeschenk behalten, das darf Sie nicht abschlagen. Und wenn das liebe Kind für ihren Schatz eine Anstellung zu suchen, nach München kommt, so soll sie nicht vergeblich bitten.“

„Wird sich hüten, in die Stadt zu kommen, Herr König! Werd' mein Kind nicht in Euer Sodom und Gomorah hinein schicken.“

„Zugefahren!“ rief der König lachend. „Adieu, hübsches Kind! Adieu Alle!“ nickte er dann noch leutselig aus dem Wagen heraus, der bald auf der Straße nach Andorf verschwunden war.

Als der zweite Wagen auch weggefahren war, wurde der Platz vor dem Hause allmählich leer, und bald ging Alles wieder im gewohnten Geleise; nur Hans konnte sich von seiner Ueberraschung, einen König ohne Krone und Scepter gesehen zu haben, noch lange nicht erholen, deßgleichen der Wirth von seinem Erstaunen über den Muth seiner Frau und Tochter.

Midei zählte mit leuchtenden Augen die erhaltenen Dukaten, denn sie wurden das Mittel, ihres Toni Lehrzeit abzukürzen und ihm die Aussicht auf eine baldige Anstellung zu eröffnen. Die Wirthin von Fischbach aber rechtfertigte nach wie vor den Ruf ihrer Fische und ihrer Grobheit.

Aus vergangener Zeit.

Lieder der Liebe.

von Julius Ruttor.

A Dream, which was not all a Dream.
Byron.

1.

Am rauschenden Flusse dort steht ein Baum,
Dort träumt ich mit Dir den ersten Traum,
Den ersten Traum der süßen Liebe
In wonniglichem Herzenstriebe.

Ich schlang um Dich den treuen Arm,
Da schlug Dein Herz so liebewarm;
Da schlossen wir mit heil'ger Scheue
Den Bund der ew'gen Liebestreue.

Seh' ich dem Gatten zur Seite Dich,
So wird's mir im Auge so weinerlich;
Dann denk' ich immerdar auf's Neue
Des Schwurs der ew'gen Liebestreue.

Ich sitze dort oft an dem Baum,
Und träume wieder den Liebestraum:
Mein Herz gibt segnend Dir's Geleite
An Deines finstern Gatten Seite.

2.

Ich habe heute Dich geseh'n
Am Arme Deines Gatten geh'n;
Du warst so bleich, so marmorbleich,
Dein inn'res Leid erkannt' ich gleich.

Ich ging vorbei und grüßt' Dich nicht,
Und trübe war mein Angesicht;
Und dennoch schlug so liebewarm
Für Dich mein Herz in stillem Harm.

Dein Herz das meine doch verstand,
Und als ich Deinem Blick entschwand:
Da war es mir, als ob Dein Kuß
Mir spendete den Liebesgruß.

Denn stille Liebe heißer glüht
Dem Minnesänger im Gemüth;
Ich konnte nimmer bleiben steh'n,
Als ich beim Gatten Dich geseh'n.

3.

Ich zürn' ihm nicht, daß er Dein Ehemann,
So manche Hoffnung ihm mit Dir zerrann.
Ich zürn' ihm nicht, daß er Dich nicht verstand,
Als er zur Ehe reichte Dir die Hand.

Ich zürn' ihm nicht; — mein Lieb, sei ihm nicht feind,
Wenn er als Dämon zwischen uns erscheint.
Ich weiß, daß ihm auch Gram im Busen frißt,
Ich weiß, mein Lieb, daß er nicht glücklich ist.

Mannigfaltigkeiten.

Auf dem Arme seiner Amme unternahm das jüngst getaufte Kind einer Kaufmannsfrau in Berlin seinen ersten Ausflug „unter die Linden.“ Als die Amme wiederkehrte und das Kindlein in die Wiege legte, rief die Mutter: „Das ist ja mein Kind gar nicht; wohin hast Du es gebracht?“ — „Ihr Kind nicht? was denn für eins? Es ist nicht von meinem Arm gekommen!“ widersprach die Amme. Nicht lange: denn sieh, aus dem Mägdlein war auf dem Spaziergang ein munterer Junge geworden. — Unter Heulen und Zähnklappern gestand jetzt die Amme, sie habe auf einen Augenblick das Kind einer anderen Amme mit auf den Arm genommen, da müsse eine Verwechselung vorgekommen sein. „Wie heißt die Amme? wie ihre Herrschaft? wo wohnt sie?“ Lauter Fragen, auf welche die leichtsinnige Person keine Antwort geben konnte. Durch einen Zufall gelang aber die Entdeckung und der Umtausch noch selbigen Tages, wobei sich ergab, daß die glücklichen Eltern des andern Kindes keine Ahnung von der vorgegangenen Verwechslung hatten.

Digitized by Google

[Eine heurige Victoria regia!] In Bonn erhob sich am 23. Mai ein heftiger Sturm. Der Hofgarten zwischen den Alleen war mit abgewehten Kastanienblüthen und selbst der Weiher so dicht mit Blüthen bedeckt, daß er mehr einer Wiese als einem Teiche glich. Durch diese Täuschung irre geleitet, verirrte sich eine fremde englische Dame, welche durch das plötzliche Daherrollen einer Equipage einigermaßen in Schrecken gesetzt worden war, auf diese Blüthendecke und sank ins Wasser. Alle Anstrengungen sich herauszuarbeiten, hatten die entgegengesetzte Wirkung; die Dame versank immer tiefer im Schlamm. Es soll einen eigenen Anblick gewährt haben, wie dieselbe bis über die Hälfte des Leibes eingesunken, in der einen Hand den Sonnenschirm, in der anderen Bädekers rothschimmerndes Reisehandbuch hoch emporhielt und die aufgeblähten Krinolinen über dem Wasser schwammen. Einige der Herren brachten die havarirte Dame, die übrigens sehr heldenmüthig sich benahm und nicht einmal um Hülfe rief, glücklich auf's Trockene.

[Kampf zwischen einem Stier und einem Elephanten.] Ein spanisches Blatt schildert einen in Valladolid vorgekommenen Kampf zwischen einem Stier und einem Elephanten. Der in die Arena gelassene Stier war jung und hitzig; ohne Furcht vor dem Kolosse, den er vor sich sah, schritt er sofort zum Flankenangriffe. Der Elephant aber war so gewandt in seinen Bewegungen, daß er dem anstürmenden Feinde stets mit seinen gewaltigen, indessen mit Pfropfen versehenen Stoßzähnen zu begegnen wußte. Als es dem Angreifer schließlich gelang, mit dem Kopfe die elfenbeinernen Pallisaden zu unterlaufen, beugte der Elephant nur fast unmerklich sein gewaltiges Haupt und drückte, noch ehe sein dickes Fell einen Ritz erhalten konnte den Stier zu Boden, der denn auch gleich zu weiterem Kampfe unfähig liegen blieb, weil ihm drei Rippen vollständig durchgebrochen waren.

Bei dem Lyoner Musikfest, wo die preußische Militärmusik aus Rastatt so viel Furore gemacht hat, ist folgender Spaß vorgekommen. Ein Gesangverein eines kleinen Städtchens, das, von keinem Telegraphendrahte berührt, sehr abseits liegt, war sich seiner Meisterschaft und seines Sieges im Wettkampfe so gewiß, daß er schon vor seinem Abgange nach Lyon die Veranstaltung getroffen hatte, die Nachricht seines Triumphes auf schnellstmöglichem Wege in die Heimath zu befördern. Drei Tauben wurden mitgenommen, um nach Verleihung der Preise gleich losgelassen zu werden. Alle drei Tauben sollten den ersten Preis, zwei den zweiten und eine den dritten bedeuten. Der Verein ließ sich in Lyon hören und war sehr zufrieden mit sich selbst. Aber die Jury wußte die Leistungen nicht zu schätzen; weder der erste, noch der zweite, noch der dritte Preis wurde den wackeren Sängern zuerkannt. Zur Ueberfülle des Mißgeschicks waren aber auch schon während der Gesangsvorträge die drei Tauben aus dem Korbe entwischt, der sie bis zum großen Moment der Preisvertheilung hatte gefangen halten sollen. Man kann sich den Jubel denken, welcher in dem Städtchen bei der Ankunft sämmtlicher drei Tauben entstand. Ehrenpforten wurden gebaut, alle Häuser mit Kränzen geschmückt zum Empfange des von Lyon als Sieger mit dem ersten Preise heimkehrenden Vereins. Mit Böllerschüssen und rauschender Musik am Thore begrüßt, mußte der Dirigent freilich den Sachverhalt berichten, tröstete indessen die bestürzte Einwohnerschaft mit der Erklärung, daß, wenn die preußische Militärmusik ihm nicht den ersten Preis vor der Nase weggenommen hätte, er denselben unfehlbar bekommen haben würde.

Zweisylbige Charade.

Die Letzt' auf dich mit der Ersten gethan
Thut bittern Schmerz, wohl den Tod auch dir an.
Doch wer in die Erste also die Letzte
Zu thun verstanden mit kundiger Hand,
Daß daraus ein treffliches Ganze entstand,
Den preist du, daß so er dein Auge ergötzte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 130:
Reim.

Geschichtskalender. 4. Juni 1796. Schlacht bei Kroppach, in welcher die Armee des Prinzen Ferdinand von Württemberg und das kaiserl. Regiment Jordis von den Franzosen besiegt werden.

— 1800 wird General Kleber ermordet.

— 1813. Waffenstillstand zwischen Frankreich einer- und Preußen und Rußland andererseits zu Poischwitz in Schlesien. — Sieg des Generals v. Bülow über Marschall Oudinot bei Luckau.

5. Juni 1650. Dem Herzoge Max Philipp Hieronimus, Sohne des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, wird die Landgrafschaft Leuchtenberg als ein rechtes Patrimonium eingeräumt.

— 1800. Schlacht an der Iller, in welcher die Franzosen unter General Ney einen Sieg über die Oesterreicher erringen.

— 1817. Konkordat zwischen Bayern und dem heiligen Stuhle, geschlossen zu Rom von dem römischen Staatssekretär, Kardinal Herkules Consalvi, und dem k. bayer. Gesandten, Kasimir Häffelin, Bischof von Chersones.

— 1826. Todestag des berühmten Komponisten C. M. v. Weber.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Weiland't'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 134 Montag, 6. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen doch wohl Etwas von ihr?“ fiel die Marquise lebhaft ein. „Es ist doch keine Französin?“

„Frau Marquise! es ist nicht gut möglich, daß Edwin eine solche gewählt haben kann, da es eine von den Bedingungen war, daß seine Gattin nicht von französischer Herkunft sein sollte,“ erklärte Sidney lächelnd. „Was ihren Namen betrifft, so weiß ich darüber eben so wenig, wie über ihr Herkommen und ihr Aussehen. Alles, was ich weiß, schränkt sich ein auf diesen Brief.“

Sidney übergab nun der Marquise einen Brief. Sie las:

„Mein Freund! Zwei Monate sind verflossen, seit wir ganz plötzlich in Wiesbaden von einander schieden. Ich reiste von dort ab, nachdem ich mir eine Braut ausgewählt hatte, die nach dem Geschmacke der Marquise sein wird. Mein eigener kam natürlicherweise gar nicht in Frage, da ich mich in Folge des Willens meiner Tante verheirathe. Daß Lady Casterton keine Französin sein darf, habe ich genau beobachtet, daß sie jung und eine Persönlichkeit von gutem Rufe sein soll, die meinen Namen nicht kompromittiren wird, habe ich auch nicht vergessen. Die Wahl, welche ich aus Nothzwang getroffen habe, halte ich für gut; und nun kein Wort weiter über meine Braut, bis wir uns treffen.

Ich werde am ersten September auf Hartoncourt sein, und da sehen wir uns. Vieles habe ich Dir mitzutheilen, was die Pläne für meine Zukunft betrifft; jetzt will ich nur sagen, daß der Schritt, zu welchem die Marquise mich gezwungen, einen großen Einfluß auf meinen Charakter ausgeübt hat. Sie hat die Leidenschaft, welche mich an die Gräfin Mourville fesselte, mit den Wurzeln ausreißen wollen; ich fürchte, sie hat zu gleicher Zeit auch manches edle Gefühl mit ausgerissen, so daß auf demselben Boden jetzt andere aufgeschossen sind, welche aus mir das Gegentheil von dem machen werden, was ich zu werden bestimmt war. Doch was thut's! Die Casterton'sche Familie wird wiederum aufblühen, und sie kann überzeugt sein, daß ich dem Namen keinen Makel anhängen werde.

Noch zwei Tage, und ich bin gefesselt an ein Weib, die Schwingen meiner Seele sind beschnitten, und alle meine Träume von Freiheit und von einem Leben, das ausschließlich Forschungen, Reisen und Unabhängigkeit gewidmet sein sollte, sind zerstört.

Ich werde zurückkehren in das alte England; ich werde mich auf einem von meinen Gütern niederlassen, meine Aufmerksamkeit auf die Politik richten, Parlamentsmitglied werden und gleich allen andern aus der Casterton'schen Familie meine Kräfte und meine Intelligenz an Diskussionen und Reden ohne Nutzen und Gewinn für die Menschheit verschwenden.

Ach, Lembourn! Welch' ein großes Opfer habe ich nicht meinem Hochmuthe und meinem Namen gebracht, da ich seinem Glanze meine Freiheit geopfert, und dem Leben des Kosmopoliten und den weiten Reisen des Naturforschers durch die ganze Welt entsagt habe! Diese Bande, welches man häusliches Glück nennt, sind nicht für einen solchen Mann, wie ich, und mir ist, als wäre ich bereit, sie zu zerreißen, ehe sie noch geknüpft sind.

Der Würfel ist indessen geworfen. Die Marquise hat die Casterton'schen Schulden bezahlt, mich zu einem der reichsten Lords von England gemacht, und das verdient es wohl, daß ich mich für das Leben an ein Weib fesseln lasse.

Mein Freund! Ich meine inzwischen Alles aufgeopfert zu haben; denn ich würde mich nicht einmal durch die Liebe haben bewegen lassen, in den Ehestand zu treten. Das Geld aber hat das Unmögliche möglich gemacht.

Lebe wohl! Beklage das Schicksal, das bereitet worden ist

Deinem Freunde
Edwin Casterton.“

Die Marquise legte den Brief zusammen und sagte: „Erlauben Sie, daß ich Dieses behalte?“

„Gern, Frau Marquise, doch unter der Bedingung, daß Sie mir sagen, welchen Gebrauch Sie davon zu machen gedenken.“

„Ich wünsche mich des Inhalts zu erinnern; besonders sind da ein paar Punkte, die des Nachdenkens werth sind. Ich will ihm den Brief zeigen, wenn er

Digitized by Google

selbst erst sein Glück schätzen und einsehen gelernt hat, daß er zufrieden sein muß mit dem Schicksale das ..."

„Sie ihm bereitet haben!" fiel Sidney ein. „In diesem Falle, Frau Marquise, behalten Sie den Brief! Vielleicht enthält er auch noch den einen und den andern Punkt, über welchen Sie reflektiren sollten."

„Was meinen Sie?"

„Daß es immer gewagt ist, in das Schicksal eines Andern einzugreifen und über dasselbe zu bestimmen. Ich ersuchte Sie, Frau Marquise, Sie möchten Alles erst wohl überlegen, ehe Sie mich zwangen, Ihren Entschluß meinem Freunde mitzutheilen. Sie wollten auf meine warnenden Worte nicht hören, und ich richtete den erhaltenen Auftrag aus, weil Sie Casterton unter keiner anderen Bedingung aus seinem ökonomischen Drucke retten wollten; aber ich fürchte, daß Sie durch diesen Zwang die Ursache zu dem Unglück zweier Personen werden."

Die Marquise schwieg eine Weile. Darauf antwortete sie:

„Seien Sie ruhig, Sir! Das Glück liegt in der Einbildung und wird leicht genug gewonnen. Auf jeden Fall glaube ich klug, recht und so gehandelt zu haben, daß ich's verantworten kann. Sollte ich einen Fehlgriff gethan haben, so mag die Strafe mich treffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein verstoßenes Kaiserkind.

(Fortsetzung.)

Im August 1769 verhaftete ein Lieutenant der Sicherheitswache Mademoiselle Frele in ihrer Wohnung zu Bordeaux. Dieß Ereigniß war kaum bekannt, als sich die zahlreichen Gläubiger einfanden und mit Ungestüm Bezahlung forderten. Die junge Dame wurde durch diese Scene dermaßen ergriffen, daß sie ernstlich erkrankte und ihre Reise nur langsam vor sich gehen konnte. Als man sich der Gränze näherte, ritt ein Mann, der wie ein Kurier aussah, auf den Wagen zu, warf ein Billet in denselben und sprengte davon. Der Inhalt desselben war:

„Geliebtes Kind, man hat alles Mögliche gethan, Sie zu retten; verlieren Sie den Muth nicht, hoffen Sie immer!"

Die Dame kannte weder den Reiter noch die Handschrift.

In Brüssel angekommen, führte man sie sogleich zum Grafen Cobenzl. Ihr Anzug war höchst einfach. Ihr Leibkleid war von grauem Taffet, darüber ein schwarzseidener Mantel mit Capuchon. Eine Art Schleier von weißem Zeug bedeckte ihr Gesicht. Als sie denselben zurückschlug, ward der Minister von dem Anblick dieses lieblichen, edlen und zugleich das innerste Seelenleid ausdrückenden Gesichts betroffen. Sie war groß und schlank gewachsen; ihre Miene war edel; Hals, Schultern und Arme waren von seltener Fülle und Schönheit. Ihr Haar war schwarz und sorgsam, aber einfach frisirt; ihre Augen spiegelten eine reine tiefgrundige Seele zurück und die kleine, zarte, etwas aufgestülpte Nase gab ihrem Gesicht etwas ungemein Liebliches. Was ihren Reiz noch erhöhte, war die Verlegenheit, in welcher sie sich befand. Dieselbe schwand erst, als Graf Cobenzl sie mit ausgesuchter Artigkeit empfangen hatte.

Der Graf ersuchte sie, Platz zu nehmen und setzte sich dann zu ihr. Er befragte sie um ihre Gesundheit; er bat sie, sich zu beruhigen und versicherte ihr, daß sie mit gebührender Achtung behandelt werden würde, nur möge sie aufrichtig sein.

„Ich werde Ihnen Alles sagen," entgegnete sie; „ich bin ein einfaches Mädchen, das nie Jemanden Leid angethan. Es ist wahr, daß ich Schulden gemacht habe, aber ist denn dieß ein so schweres Verbrechen? Man hat mir so viel Geld gegeben; ich dachte, ich könne ausgeben, was ich wollte."

Auf dieses Thema kam sie immer wieder zurück, so daß es scheinen mußte, als hielte sie bloß ihre Verschwendung für die Ursache ihrer Verhaftung. Immer wieder während ihrer Verhöre kam sie auf die Geldangelegenheit zurück.

Man gab ihr eine Wohnung im Schlosse Monterel bei Brüssel. Ihr Begleiter oder Wächter war der Platzmajor de Camerlang, ein heiterer und gebildeter Mann; auch eine Kammerfrau führte man ihr zu. Man bot ihr Lektüre an; aber sie gestand, daß sie weder lesen noch schreiben könne und Hr. v. Camerlang brachte ihr bei, ihren Namen zu schreiben.

In den nächsten Tagen fanden die Verhöre statt, welche Graf Cobenzl mit dem ersten Präsidenten des Gerichts, Grafen Neny, abhielt. Die große Aehnlichkeit der Gefangenen mit dem Kaiser Franz überraschte auch diesen.

Aus den Verhören ging Folgendes hervor:

Den Ort ihrer Geburt kannte das Mädchen nicht; sie wußte nur, daß sie in Böhmen erzogen worden und zwar in einem kleinen Landhause. Ihre Erziehung und Bedienung war zweien ältlichen Frauen anvertraut, deren eine sie Mama nannte, die andere Katharina. Beide behandelten sie sanft und achtungsvoll. Zeitweise kam ein Geistlicher, der in einem Zimmer Messe las und sie in Religion unterrichtete. Lesen und Schreiben dagegen wurde ihr auf Befehl des Geistlichen nicht gelehrt.

Nach etlicher Zeit kamen zwei Männer zu Pferde an; sie waren in Jagdkleidern; der Eine von Ihnen küßte das Kind, setzte es auf seinen Schooß und sprach liebevoll mit ihm. Er mußte die Kleine schon früher gesehen haben, denn er äußerte, daß er sie größer und verändert finde.

Digitized by Google

Etwa zwei Jahre später nach diesem Besuch fand sich derselbe Mann mit demselben Begleiter in gleichem Kostüm wieder ein. Dießmal prägten sich die Gesichtszüge und das Wesen des Fremden so tief in das Gemüth des Kindes, daß es denselben ungemein genau beschreiben konnte. Es war kaum möglich, daran zu zweifeln, daß der Beschriebene Kaiser Franz war. Sie hatte unter seinem Oberrocke etwas Rothes bemerkt und fragte darnach. Der Fremde antwortete ihr lächelnd, dieß sei ein Abzeichen der Offiziere. Sie wußte nicht, was ein Offizier sei.

„Das sind brave Leute," sagte der Mann, sie liebkosend; „Sie, mein Kind, müssen dieselben lieb haben, weil Sie selbst die Tochter eines Offiziers sind."

Als er Abschied nahm, war sie bewegt und weinte. Er seufzte, küßte sie und tröstete mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Zwei Jahre dauerte es, ehe er sein Versprechen einlöste. Er war gegen das herangereifte Mädchen zärtlicher als je, sagte, daß er für dasselbe sorgen wolle, daß es reich und glücklich sein, Haus, Vermögen und Dienerschaft besitzen werde. Er fragte sie, ob sie die Königin sehen wolle. Als sie verwundert entgegnete, was denn eine Königin sei, zeigte er ihr das Bild einer schönen Dame und sagte dabei:

„Sie würde sehr von ihr geliebt werden, aber ihre Ruhe erheische, daß sie nie ihre Bekanntschaft mache."

Der Fremde küßte sie innig und schenkte ihr das Bild, so wie ein anderes von sich selber, beide in Brillanten gefaßt. Es waren jene Porträts, die sie dem Grafen Cobenzl eingesandt hatte, nachdem sie die Brillanten verkauft. Auch ein drittes Bild schenkte er ihr noch: es stellte eine verschleierte Dame vor. Er bat sie, alle drei sorgfältig aufzubewahren, steckte sie dann in einen blauseidenen Beutel, in dem eine Menge Dukaten waren. Dann nahm er zärtlich Abschied von ihr und besuchte sie nie wieder. Statt seiner kam einmal eine verschleierte Dame, die sehr unglücklich erschien, sie küßte und dabei weinte. Auch diese hatte sie nie wieder gesehen, doch vermuthete sie, daß es ihre Mutter und das Original des dritten Porträts gewesen sei.

Mehrere Monate nach diesem Besuch berichtete der Geistliche, welcher eine Oberaufsicht über sie führte, daß jener fremde Herr gestorben sei und kurz vor seinem Ableben befohlen habe, das junge Mädchen in ein Kloster nach Frankreich zu bringen. Man nahm demselben nun Maß zu Kleidern und bald nachher brachte man ihr Pelze und Anzüge. Eine Postkutsche wartete vor der Thüre des Hauses; man belud sie mit ihren Habseligkeiten und setzte sie dann selbst hinein. Der Geistliche und Katharina begleiteten sie, welche heftig weinte, da sie Angst vor dem Kloster hatte. Die Schilderung, welche ihr die beiden Frauen während der letzten acht Tage von dem Klosterwesen gemacht, hatte ihr Entsetzen eingeflößt und sie bebte vor dem Gedanken zurück, zeitlebens in solchen Mauern zu schmachten.

Die Reise wurde ohne Aufenthalt fortgesetzt, ohne daß das junge Mädchen wußte, welche Orte sie passirte. Endlich kam die Gesellschaft in Hamburg an. Die junge Dame, welche den Gedanken eines Klosterlebens nicht ertragen konnte, hatte längst den Entschluß gefaßt, zu fliehen. In der Nacht, welche der von dem Geistlichen festgesetzten Einschiffung vorausging, führte sie in der That diesen Entschluß aus, entfernte sich von Katharinens Seite aus dem Bett, kleidete sich an, packte einige Bündel Kleider und Wäsche zusammen, steckte den Beutel mit den drei Porträts und den hundert Dukaten zu sich, schlich sich zum Hause und zur Stadt hinaus und wanderte rasch von dannen. Sie ging so schnell und so lange, daß sie bei ihrem angegriffenen Gemüthszustande vor Ermattung zusammensank, sich mühsam in die Scheune eines Meierhofes schleppte und da einschlief. In diesem Zustande wurde sie von dem Eigenthümer der Meierei angetroffen, der Mitleid mit ihr hatte und sie aufzunehmen versprach.

(Schluß folgt.)

Am Abende.

Des Tages Stimmen sind verklungen,
Die vordem noch so wirr erschallt;
Die Vöglein haben ausgesungen
Im dunklen Fichtenwald.

Nur einsam noch ertönet
Der Amsel flötend Lied;
Der Waldbach fließet murmelnd
Vom blinkenden Granit.

Des Abendwindes leichtes Schwingen
Bewegt der Pappel schlanken Zweig,
Der Sonne letzte Strahlen dringen
In's düst're Waldesreich.

Vergang'ner Zeiten denk' ich
In dieser Einsamkeit,
Verlebter Kinderjahre
Gepries'ner Seligkeit.

Wann werdet ihr doch wiederkommen
Ihr Jahre kindlich froher Lust?
Noch ist Erinn'rung nicht verglommen
An euch in Jünglings Brust.

Die Jahre sind geschwunden,
Es folgen and're nach;
Einst kommen beff're Stunden,
Nach jenem großen Tag.

L.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Geheimrath G. v. Flotow †.] Am 30. April starb in Dresden der sächsische Geheimrath G. v. Flotow, geboren am 8. Jan. 1789 zu Bayreuth als Sohn des preußischen Kammerdirektors v. Flotow, ein um die Finanz- und Landwirthschaft in Sachsen hochverdienter Beamter.

[Spielstaatliches]. Der „Wetterauer Bote" registrirt als Ereignisse aus der Landgrafschaft Rouge et noir und dem Herzogthum Trente-et-quarante: „In Homburg hat sich im November v. Js. ein ehemaliger Buchhalter eines Frankfurter Bankierhauses nach Verlust seines ganzen Vermögens im Bade den Hals abgeschnitten. — Im Anfang März hat in Homburg ein junger Franzose, nachdem er seinen letzten Francs verspielt hatte, seinem Leben durch Aufschneiden der Pulsadern ein Ende gemacht. — Im April wurde in Darmstadt der Postpraktikant Roth aus Offenbach wegen Veruntreuungen im Dienste zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. Die Assisenverhandlungen ergaben, daß er trotz seines spärlichen Einkommens auf der Bank in Homburg gespielt hatte. — In einem Gasthof in der Rheinstraße zu Mainz erhängte sich am 2. Mai ein Mann aus Kreuznach, der seine ganze Baarschaft in Wiesbaden verspielt hatte. Er hinterließ eine Frau und zehn Kinder. — In Kirdorf bei Homburg wurde Anfangs Mai die Leiche eines Spielers gefunden. — In Krefeld wurde Anfangs Mai ein Drechsler verhaftet, der in Wiesbaden eine mit Blei gefüllte Rolle für eine Friedrichsd'ors enthalten sollende gesetzt hatte. — Am 17. Mai wurde im Main bei Frankfurt die Leiche eines Konditorgehülfen aus Ludwigsburg, der schon seit zwei Jahren mit bestem Wohlverhalten in Frankfurt in Arbeit stand, geländet. Derselbe hatte sich, ehe er ins Wasser fiel, eine Kugel durch den Kopf gejagt. Nach hinterlassenen Briefen haben Verluste am grünen Tisch den Unglücklichen zu diesem Schritte getrieben. — Am 22. Mai ertränkte sich in Frankfurt ein 21jähriger Kellner einer Bierbrauerei, und zwar wie ein bei ihm gefundener Zettel sagt, aus Kummer, daß er seine ganze Ersparniß von 25 fl. bis auf 50 kr. in Homburg verspielt hatte.

[Eine Anekdote vom Herzog v. Malakoff.] Pelissier war unstreitig der gröbste Mann im heutigen Frankreich und in seinen boshaften Sottisen, die er Untergebenen sagte, unübertroffen. Selbst einem gewissen deutschen Landesvater hätte Pelissier entschieden den Rang abgelaufen. Aber einmal fand er doch seinen Meister und zwar in einem Gassenkehrer. Pelissier, damals noch Oberst, gerieth mit dem Manne in Streit weil dieser ihm nicht ausgewichen. Beide Parteien sagten sich unglaubliche Artigkeiten und Pelissier, der staunend erkannte, daß die Zunge und der schlagfertige grobe Humor dieses Menschen ihm gewachsen sei, wollte die Debatte durch einen Schlag mit der Reitpeitsche beenden. Allein der Gassenkehrer kam ihm zuvor und leerte ihm etwas über den Kopf, daß man nicht gerne näher bezeichnet — Pelissier selbst meinte, es sei coiffé d'une omelette gewesen. Unterdessen war die Wache gekommen und Pelissier schrie unter seiner fatalen Bürde: „Arretirt mir den Kerl, der muß bei mir bleiben, denn zwei solche Grobiane gehören zusammen." Der Mann ward Pelissier's Diener, später Kammerdiener, und hat jetzt traurig an seinem Sarge gestanden. Er ist vielleicht der einzige Mensch, der über den Tod des Herzogs von Malakoff weinte. Er wird nie wieder solche klassische Grobheit hören, wie aus dem Munde des Verstorbenen, und in seiner Stellung kann er ohne Gefahr das eigene Talent nicht immer ausüben.

In Krumbach ereignete sich vor einigen Tagen ein besonderer Fall. Ein 19jähriges Mädchen aus Unterrohr, Landgerichts Burgau, hatte den genialen Einfall, sich als Schäfer zu verkleiden und so ihr Unwesen als Diebin zu treiben. Sie trieb sich wirklich mehrere Wochen in hiesiger Gegend als Schäfer, versehen mit einem Hund, Tabakspfeife und Schäferschippe umher und verübte mehrere Einbrüche in den Schäferkärren. Vor einigen Tagen wurde nun dieser weibliche Schäfer im hiesigen Gerichtsbezirke arretirt und erwartet ihre Strafe. Dieselbe ist von schöner Größe und angenehmen Aeußern.

Unter den Inseraten der „Kreuzztg." findet sich nachstehendes gröbliche Akrostichon: **P**reußenhasser! **A**lter Prasser! **L**ügenfrecher **M**ephistophel! **E**itler Sprecher! **R**üd' und schofel! **S**treit erregst Du! **T**reubruch pflegst Du! **O**ben stehst Du! **N**ächstens gehst Du! **R**edseliger Schwätzer! **U**nheilstiftender Hetzer! **S**chelm oder Thor! **S**chwankendes Rohr! **E**hre vergißt und raubst Du! **L**ügenzeug liest und glaubst Du! **L**ächerlich bist und schnaubst Du!

Geschichtskalender. 6. Juni 1394. Bündniß der Herzoge Johann und Ernst von Bayern-München mit Berthold von Wähingen, Bischof zu Freising, gegen die Herzoge Stephan und Ludwig von Bayern-Ingolstadt.

— 1654. Karl Gustav, Pfalzgraf zu Zweibrücken-Kleeburg, wird als König Karl X. Gustav in Schweden gekrönt.

— 1812 geht Napoleon mit 400,000 Mann über die Weichsel, um Rußland anzugreifen.

— 1813. Major Lützow in Plauen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 135 Dienstag, 7. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

IX.

Im großen Speisesaale auf Hartoncourt waren sämmtliche Gäste versammelt, um den „Lunch" einzunehmen. Die Marquise befand sich gleichwohl noch in dem kleinen Salon, wo sie sich mit Sidney unterhielt.

Mit dem bestimmten Glockenschlage, wo man die Mahlzeit zu beginnen pflegte, trat Lord Casterton herein mit einer jungen Dame. Er schritt durch den Saal in den Salon.

Die Marquise und Sidney standen an einem der Fenster und blickten hinaus auf den Hof, wo einige Veränderungen in der Anpflanzung gemacht waren, über welche die Marquise jetzt redete.

Casterton trat mit seiner jungen Frau ein, ohne daß sie von der Marquise und Sidney eher bemerkt wurden, als nachdem Edwin's Stimme die Marquise laut begrüßt hatte. Jetzt wendeten sich Beide um.

Sidney that einen Schritt zurück, indem er Elvira anstarrte; auch ihr erster Blick fiel auf ihn; sie stieß einen schwachen Schrei der Verwunderung aus und wurde purpurroth.

Elvira war so erregt, daß die Worte, welche die Marquise zu ihr redete, ihr wie ein verworrenes Sausen vorkamen. Erst nach der Umarmung verstand sie, daß sie eine Bewillkommnung enthalten hatten.

Edwin rief sie gleichwohl zu vollkommenem Bewußtsein zurück, als er sagte:

„Es dürfte überflüssig sein, Mr. Lembourn der Lady Casterton vorzustellen. Aus der beiderseitigen Ueberraschung bei diesem Zusammentreffen schließe ich, daß Sie sich schon früher gesehen haben."

Elvira sah auf zu ihrem Manne. Seine Lippen lächelten, dieses Lächeln aber that ihr weh.

„Du hast recht, Casterton!" erwiderte Sidney, und verbeugte sich vor Elvira; „vor kurzer Zeit erst hatte ich die Ehre, der Lady in Wiesbaden Lebewohl zu sagen. Es überraschte mich auch wirklich, Miß Bromér in der Lady Casterton wieder zu finden. So unerwartet dieß jedoch war, so hindert es mich nicht, Dir von ganzem Herzen zu Deiner Wahl Glück zu wünschen, und ich hoffe, Sie, Mylady, werden so glücklich werden, wie ich voraussetze und wie Sie es verdienen."

Sidney führte ehrerbietig Elvira's Hand an seine Lippen und drückte dann Edwin's Hand treufest. Man begab sich darauf hinaus zu den übrigen Gästen, denen die Marquise Lady Casterton präsentirte.

Edwin schien während der Mahlzeit etwas einsilbig und in seinem Betragen gegen die Marquise abgemessen zu sein.

Elvira's liebliches Aeußere nahm Alle ein und machte, daß sowohl die Damen als die Herren ihr ihre Aufmerksamkeit widmeten.

Wenn man dieses kindlich schöne Gesicht sah, so schien es unmöglich zu sein, die Besitzerin desselben nicht zu lieben, obgleich ihre Art aufzutreten noch nicht die Sicherheit besaß, welche man von der Lady Casterton zu fordern berechtigt war. Sie war ja so jung, und man hatte Nachsicht mit den kleinen Fehlern, wenigstens im ersten Augenblicke.

Lord Casterton war artig und aufmerksam gegen seine junge Gattin. Er war der ritterlichste Ehemann; bei alle dem aber lag etwas Fremdes in ihrem gegenseitigen Benehmen. Sie senkte stets das Auge, wenn er sie anredete, und wagte dasselbe beinahe niemals zu ihm zu erheben, obgleich er höchst selten den Blick auf ihr ruhen ließ. Es gab gar keinen Schein von Interesse in seinen Mienen, keinen Schein von Wärme in seinem Wesen, nichts von Zärtlichkeit in Ton und Worten; Alles war Artigkeit, aber auch nichts weiter.

Der erste Tag des Aufenthaltes der Neuvermählten auf Hartoncourt war für Elvira sehr angenehm. Die Marquise war von ihr eingenommen, und sie war ein Gegenstand, um welchen die Artigkeit aller Verwandten sich konzentrirte. Wenn Schmeicheleien und Huldigungen im Stande sind, Jemand glücklich zu machen, so hätte Elvira es sein müssen, besonders jetzt, wo sie Alles besaß, was sie gewünscht hatte, einen stolzen und edlen Namen, eine glänzende Stellung und hochgeborne Verwandte, die ihr alle mögliche Achtung widmeten.

Wir müssen auch ehrlich gestehen, daß sie mit vollen Zügen die Annehmlichkeiten genoß, die sie erfuhr. El-

vira fühlte sich glücklich an diesem Tage ihres Aufenthalts auf Hartoncourt.

Edwin's Kälte, die auf der Reise ihr an Zärtlichkeit gewöhntes Herz gleich einem kalten Reif berührt hatte, war jetzt weniger fühlbar, wo sie von fremden Personen umgeben waren.

Als Elvira sich am Abende in ihren Zimmern wiederum allein befand, meinte sie, der entflohene Tag wäre der glücklichste von allen gewesen, die sie seit ihrer Hochzeit gehabt hatte. Sie dachte:

„Es ist doch recht angenehm, eine vornehme Dame zu sein, und ich wäre ganz gewiß beneidenswerth glücklich, wenn mein Mann dem Sir Sidney Lembourn gliche."

(Fortsetzung folgt.)

Ein verstoßenes Kaiserkind.

(Schluß.)

Der folgende Theil ihrer Erzählung war nun vielfach unwahrscheinlich, widersprechend und unklar; sie wollte aus dem Hause des Meierers nach Schweden gegangen sein und in Stockholm erfahren haben, daß man sie suche. Ohne Mittel und voller Reue ging sie darauf zum österreichischen Gesandten, dem sie sich als die Flüchtige entdeckte. Der Gesandte nahm sich ihrer, wie auf höhere Weisung, höchst theilnahmsvoll an; er miethete ihr eine Wohnung, gab ihr Dienerschaft und versorgte sie mit Allem, dessen sie bedurfte. Bald hernach sandte sie der Gesandte wieder nach Hamburg zurück, indem er ihr einen Begleiter mitgab. Ihre ernstliche Sorge war nun, den Geistlichen wieder aufzusuchen; daher besuchte sie täglich den Hafen und die belebten Straßen Hamburgs. Ein ältlicher Herr hatte sie mehrere Tage lang verfolgt; endlich sprach er sie an und machte ihr den Vorschlag, nach Bordeaux zu reisen. Sie ging, ohne diesen auffälligen Umstand näher zu erklären, darauf ein und kam glücklich in Bordeaux an.

In Bordeaux stellte man ihr merkwürdiger Weise, da doch Niemand ihrer Angehörigen ihre Reise kennen konnte, einen Brief zu, des Inhalts, sich zum Marschall von Richelieu zu begeben und ihn um seinen Schutz zu bitten. Der Marschall nahm sie sehr theilnehmend auf und erzählte ihr, er habe von der Fürstin *** einen Brief erhalten, in welchem ihm eine junge Dame aus Deutschland empfohlen sei. Diese junge Dame sollte von Schönau heißen, ein Name, den man allerdings bei der Abreise aus Böhmen ausdrücklich der Flüchtigen gegeben hatte. Der Marschall war so liebenswürdig, daß er in gewohnter Weise ihr sogar eine Erklärung machte. Sie beschwor ihn jedoch, ihre Schutzlosigkeit nicht zu mißbrauchen und der Marschall bekundete nun auch fortan das respektvollste Benehmen gegen sie. Als Mademoiselle Frele miethete sie sich nun eine Wohnung.

Bald darauf kam ihr eine Summe von 1000 Louisd'ors zu, ohne daß sie wissen wollte, woher. Nach und nach erhielt sie aus derselben Quelle weitere Summen, im Ganzen 150,000 Frcs. Sie kümmerte sich auch nicht darum, woher die Gelder kamen und glaubte, diese Quelle könne nie versiegen. Ohne recht den Werth des Geldes zu kennen, verschwendete sie, auch betrog man sie. So gerieth sie noch in Schulden auf die Höhe von 60,000 Frcs. In dieser Bedrängniß nun gerieth sie auf den Gedanken, Briefe fabriziren zu lassen, wozu ihr der Sekretär des Konsuls behülflich war.

Alle die Briefe, welche Graf Cobenzl in so geheimnißvoller Weise erhalten, hatte sie schreiben lassen, auch den an den König von Spanien, der die Entdeckung herbeigeführt. Einzelne Schreiben jedoch, namentlich das mit Graf Daun unterzeichnete, wurden als ächt befunden.

Als man ihr auseinandersetzte, welchen Verbrechens sie sich durch diese Briefsfälschungen schuldig gemacht, erklärte sie mit der größten Unbefangenheit, daß sie dieß nicht begreifen könne; sie sei stets der Meinung gewesen, thun oder lassen zu können, was ihr beliebe; denn sie habe nie daran zweifeln dürfen, die Tochter eines Monarchen zu sein. Sie hätte angenommen, daß, wenn auch ihr Vater gestorben sein mochte, doch die vornehmen Personen von ihrer Existenz wissen müßten. Daher habe sie an dieselben auf gut Glück geschrieben, daß sie in Noth sei und man habe ihr auch immer Geld geschickt. Sie habe auch niemals in diesen Briefen mehr als Andeutungen über ihre Herkunft gegeben und man würde dieselben nicht beachtet haben, wenn man sie nicht verstanden hätte. In ihrem eigenen Namen, da sie überhaupt keinen rechten gekannt, habe sie nicht geschrieben, um sich bedenklichen Nachforschungen von Seiten Derjenigen zu entziehen, die von ihrer Abkunft keine Kenntniß hätten. Auch war sie ohne Rathgeber und that Alles nach eigenen Ideen. Merkwürdig blieb auch, daß der Brief der Fürstin *** an den Marschall Richelieu ächt war. Der Marschall hatte sogar darauf an die Fürstin geschrieben und ihr gemeldet, daß er Alles aufbieten werde, ein so schmeichelhaftes Vertrauen zu rechtfertigen und die junge Dame unter seine Obhut zu nehmen. Die Fürstin hatte nie ein Zeichen von sich gegeben, daß sie den Inhalt des Richelieu'schen Briefes nicht verstehe. Auch wurde Seitens der Kaiserin ausdrücklich dem General Cobenzl verboten, die Fürstin darüber zu befragen. Ebenso stellte sich heraus, daß der Herzog von York auf ausdrücklichen Auftrag der Fürstin *** ihr Geld hatte zukommen lassen, ja man hatte ihm sogar an's Herz gelegt, nicht zu viel auf einmal hinzugeben, sondern in Zwischenräumen immer etwas. Der Herzog von York bat nun wenigstens

Digitized by Google

darum, wie aus seinen eigenen Briefen an Mademoiselle Frele hervorging, deren Schulden bezahlen zu dürfen. Noch ehe die Antwort darauf aus Wien erfolgte, starb er jedoch.

Unstreittig lag hier eine sehr verwickelte und delikate Angelegenheit vor; die Unerfahrenheit, die unzweifelhafte Unschuld und Naivetät der jungen Dame ließen Vieles, was unerklärlich schien, auf Rechnung dieser geheimnißvollen Existenz kommen. Gegen viele Zweifel an der Wahrheit ihrer Erzählung gab es doch auch eine Menge Beweise für dieselbe.

Graf Cobenzl und Graf Neny waren aber nicht einer Meinung, was mit dem mysteriösen Mädchen geschehen solle. Neny glaubte der Kaiserin einen Dienst zu leisten, indem er vorschlug, diese angebliche Tochter Franz I. ohne Umstände zurückzuschicken und sich nicht weiter um sie und ihre Gläubiger zu bekümmern. Graf Cobenzl dagegen, welcher großmüthiger dachte und überzeugt war, daß die Hauptsache, das Herkommen dieses Mädchens vom Kaiser, richtig sei, schlug der Kaiserin vor, unter der Hand die Schulden der jungen Dame zu bezahlen, sie selbst aber in einem Kloster Tyrols unterzubringen, bis die Sache des Weiteren aufgeklärt sei.

Maria Theresia ging indessen auf diesen Vorschlag nicht ein und zum Unglück starb noch Graf Cobenzl. Man entließ gleich nach seinem Tode Mademoiselle Frele und brachte sie an die französische Gränze, wo man sie allein ihrem ungewissen Schicksale preisgab.

Einige Tage später kam Befehl von Wien, aber nicht von Seiten der Kaiserin, die Unglückliche zunächst einem Kloster zu übergeben.

Es war zu spät — sie war fort und alle Anstrengungen, Spuren ihres Daseins aufzufinden, blieben vergeblich. Bei der Verzweiflung, in welcher sie sich befand, als man sie an der Gränze sich selbst mit einigen Geldmitteln überließ, konnte man annehmen, daß diese verstoßene Kaisertochter ihrem Leben in irgend einem Gewässer ein Ende gemacht habe. Ein Jahrzehend später glaubte man zwar, eine in England als irrsinnig Aufgefundene für sie halten zu dürfen; doch wurde nie Thatsächliches darüber festgestellt. Sie war und blieb verschollen.

Zum „Veilchen" in Nr. 129.

Fern in grüner Thalesrunde
Steht ein schlichtes Bretterhaus,
Und mit frischem Rosenmunde
Schaut die Lili froh heraus.

Wie des Himmels blau Gefieder
Lacht ihr Auge sonnenklar.
Auf den Nacken ringelt nieder
Ihr das blondgelockte Haar.

Neugier lenket ihre Augen
Auf den schmucken Rittertroß.
„Sollte denn für mich nicht taugen
Solch' ein edler Eh'genoß?"

Also fragt sich Lili leise,
Grüßt den stolzen Ritterschwarm,
Wie es just des Landes Weise,
Mit erhob'nem Lilienarm.

Horch! da klingt's wie Geisterstimme!
„Lili, wahr' Dein junges Herz,
Ehe Reue Dich, die grimme,
Stets umgarnt mit Leid und Schmerz."

Aber Lili denkt im Stillen:
„Bin zum Lieben alt genug,
Habe meinen eig'nen Willen,
Habe meinen eig'nen Spruch."

Und ein Ritter, erzumgossen,
Hält am Hause hoch zu Roß.
„Mädchen! nimm mich zum Genossen,
Folge in mein Ritterschloß."

Und die Lili unbefangen
Schwingt sich in den Sattel fest,
Eilt mit sehnlichem Verlangen
Zu der Freude letztem Rest.

Denn nach wenig frohen Tagen
Schickt des Ritters strenges Wort
Nun die Buhle neugeschlagen
In die fremde Gegend fort.

* * *

Durch die grüne Thalesrunde
Schleicht ein Geist um Mitternacht,
Der mit schmerzgezog'nem Munde
Ueber alle Veilchen wacht.

Eugen v. Rüdiger.

Mannigfaltigkeiten.

[Bodmer †.] Am 30. Mai starb zu Zürich im Alter von 78 Jahren der erste Erfinder der gezogenen Kanonen, J. G. Bodmer, Mechaniker und Ingenieur.

Heinrich Leo in Halle bespricht in der „Kreuzzeitung" das Benehmen Englands in dem deutsch-dänischen Streite in höchst drastischer Weise und fährt dann fort: „Vor etwa zehn Jahren fuhr einmal ein Engländer auf einem Dampfschiffe den Rhein hinab.

Da schönes Wetter war, hatte er die Kajüte ziemlich allein — die übrige Gesellschaft war auf dem Verdeck. Unser Mann nimmt ein Buch aus der Tasche, setzt sich in eine Sophaecke, belegt das übrige Sopha mit seinen langen Beinen und liest in dieser Lage — wogegen unter obwaltenden Umständen, da er fast allein war, Niemand etwas haben kann. Plötzlich kommt Regen. Die Gesellschaft rettet sich in die Kajüte — Alles drängt sich, lange nicht alle Damen finden Sitzplätze. Der Engländer läßt sich aber im Lesen und in dem Belegen wenigstens dreier Sitzplätze nicht stören. Ein junger Mann, Begleiter einiger Damen, ersucht ihn ganz höflich, sich wenigstens zu setzen, um so einigen Damen Platz zu machen; er sieht den Bittenden mit großen Augen an, antwortet dann nichts, liest weiter und bleibt liegen. Der junge Mann wiederholt seine Bitte ernster mit Beziehung auf die Rücksicht, die man doch schicklicher Weise mitreisenden Damen schuldig sei. Nun sieht ihn der Engländer gar nicht an, sondern liest weiter. Da faßt der seither Bittende die beiden Beine des Daliegenden, hebt sie hoch in die Höhe und schleudert sie dann mit aller Gewalt auf den Fußboden, so daß der Engländer unwillkürlich in sitzende Stellung kommt und ihn wieder mit großen Augen ansieht. Der junge Mann aber lacht ihm ins Gesicht und sagt yes! Da sagt der Engländer auch: yes! und geht zur Thür hinaus in den Regen." — Leo hofft schließlich, daß das Strafgericht demnächst über England hereinbrechen werde.

[Eine Spielhölle im englischen Kriegsministerium.] In London macht ein Skandal aus dem offiziellen Leben gegenwärtig viel von sich reden. Der Kriegsminister Earl de Grey hat die Entdeckung machen müssen, daß die Klerks (Beamten) das Kriegsministerium, dessen Räume allerdings von Außen nicht viel Komfort und Amüsement versprechen, in eine Spielhölle umgewandelt haben. Daß in den öffentlichen Offizes wunderbare Dinge vorgehen, war im Publikum längst bekannt; die umgehenden Gerüchte erregten jedoch nicht viel Staunen, man fand sie vielmehr ganz natürlich, denn Müssiggang ist alle Laster Anfang, und die Zahl der Klerks ist so groß, daß sie sehr wenig zu thun haben, und daher konvenirende Beschäftigungen auffinden müssen, um die gesetzlichen Arbeitsstunden auszufüllen. Groß aber ist ihre Zahl aus politischen und nicht aus geschäftlichen Gründen. Derartige Anstellungen sind ein wichtiges Rad in der komplizirten Regierungs-Maschinerie, durch welche parlamentarische Majoritäten gebildet und erhalten werden. Der Minister hat das Recht der Anstellung, und der Gebrauch verlangt, daß der Kandidat von einem Parlaments-Mitgliede empfohlen wird. Dieser gibt einflußreichen Parlaments-Mitgliedern vor der Wahl das Versprechen, ihre zu anderen Geschäften unbrauchbaren Söhne in Clerkships (Staatsdienststellen würde man bei uns sagen) einzuführen, und muß sein Versprechen halten. Der Staatsdienst ist daher in England ein viel direkteres Korruptionsmittel, als anderswo. Je mehr Klerks, desto fester steht das Kabinet. Diese Klerks haben also im Ganzen sehr wenig zu thun. Im Kriegsministerium füllten sie die Muſestunden mit Kartenspiel und Würfelluſt aus, und trieben das Geschäft in solcher Ausdehnung, daß es endlich zu einem großen Skandal geführt hat. Ein junger Gentlemann, der seinen eben empfangenen vierteljährigen Gehalt in einer Sitzung verloren hatte, fühlte Gewissensbisse, und machte den Angeber. Eine Untersuchung folgte, und führte zu dem Resultate, daß mehrere Klerks, darunter zwei in den höchsten Stellen und mit bedeutenden Gehalten, und einer, der schon dreißig Jahre im Dienste ist, kassirt und mehrere jüngere auf den untersten Platz der Avancementsliste gesetzt wurden.

Die Brüder Schlagintweit haben von ihren asiatischen Reisen gegen 300 Masken mitgebracht, welche über den Gesichtern lebender Personen jener Gegenden geformt sind. Sie bestrichen das Gesicht zu diesem Zwecke mit Oel, brachten in die Nasenöffnungen Luftröhren, legten an der Gränze der Haare ein Tuch fest herum und gossen nun die Gypsmasse hinüber, die sich nach dem baldigen Erstarren leicht abnehmen ließ. In die Heimath zurückgekehrt, ließen sie in diesen Gußformen Abgüsse in Gyps und galvanoplastischem Kupfer-Niederschlage machen, welche nunmehr der Buchhändler Barth in Leipzig verkauft. Ein Exemplar jener kostet $1^1/_2$ Thlr., eines dieser dagegen 8 Thlr. Diese Masken sind für die naturwissenschaftliche und künstlerische Verwerthung um so bedeutender, als bisher nie aus so entfernten Ländern und in solcher Masse Gesichtsabformungen lebender Menschen nach Europa kamen.

Unter den Tapferen, welchen in Folge des Seegefechts bei Helgoland die Anerkennung des Kaisers von Oesterreich zu Theil wurde, befindet sich auch ein geborner Regensburger, nämlich der 18jährige Seekadet Hugo Graf von Oberndorff; derselbe machte das Gefecht auf der Fregatte „Radetzky" mit und bewies trotz seiner jungen Jahre einen hohen Grad von Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit.

Geschichtskalender. 7. Juni 1809. Verkündigung der neuen schwedischen Verfassung: Der König soll evangelischer Religion und die Krone soll erblich sein, die Reichsstände überwachen die Grundgesetze.

— 1813. Gefecht bei Leipzig zwischen der französischen Besatzung und den Verbündeten unter Czernitscheff und Woronzow durch die Nachricht vom Waffenstillstande unterbrochen.

Redakteur: Gustav Nessert. — Druck und Verlag der A. Waitandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 136 Mittwoch, 8. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

X.

Die Septembersonne schien freundlich und milde herab auf Hartoncourt und dessen grünende Umgebungen, als Elvira erwachte. Ihren von dem Kindesalter angelernten Gewohnheiten getreu, kleidete sie sich schnell an und begab sich dann hinaus auf eine Morgenpromenade. Sie ging hinab in den Park, um die frische Morgenluft einzuathmen und ihres Daseins in vollen Zügen sich zu freuen.

Ohne ein bestimmtes Ziel wanderte sie vorwärts und gelangte zu einem schönen Pavillon in japanesischem Styl. Die Thüren standen offen; Elvira trat herein.

Nachdem sie in dem kleinen Gebäude umhergegangen war, stieg sie eine Wendeltreppe hinauf, und befand sich in einem achteckigen Zimmer, von welchem man die ganze Gegend übersehen konnte.

Elvira liebte von ganzer Seele eine schöne Landschaft und setzte sich auch jetzt hin, um recht zu genießen. Sie öffnete die Fenster und überließ sich diesen phantastischen Bildern, die so leicht entstehen, wenn man allein und von der Schönheit der Natur umgeben ist.

Die Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, das Irdische und Ewige verschmelzen zu einer unaussprechlichen Sehnsucht, nämlich der, Gott näher zu kommen.

Plötzlich wurde das sie umgebende Schweigen von zwei menschlichen Stimmen unterbrochen. Sie lehnte sich hinaus, um zu sehen, wer sie wären; es war ihr, als hätte der eine der Redenden die Stimme Sidney's. Noch konnte sie nicht verstehen, was sie sagten. Sie lehnte sich noch mehr hinaus; die Laubkronen hinderten sie in den Park hinab zu sehen; doch konnte sie nur verstehen, was gesagt wurde. Die Stimme, welche der des Sidney glich, sagte:

„— — — Ein Leben ohne Liebe an der Seite eines Mannes, der kaum merkt, daß er in seiner Frau einen Edelstein besitzt, und der ihr nie etwas Anderes, als kalte Artigkeit schenken wird, das ist eine düstere Zukunft für ein Weib, das nur erst siebzehn Jahre zählt."

Die Redenden entfernten sich; Elvira konnte nichts weiter hören. „Wer waren sie, und von wem redeten sie?" fragte Elvira sich selbst.

„War es Lord Casterton, mit welchem Sidney redete, und redete er von ihr?" Elvira schauderte bei dem Gedanken und suchte ihn sogleich zu verwerfen. „Nein! tausendmal Nein!" Es konnte nicht so sein, und dennoch mußte sie Gewißheit haben. Sie eilte die Treppe hinab und durch die Zimmer, ohne jedoch einen andern Menschen zu finden, als einen Bedienten, welcher aufräumte.

Höchst unruhig über die Worte, welche sie aufgefangen hatte, kehrte sie zurück von ihrer Promenade. Als sie das Gitterthor öffnete, das aus dem Park auf den Hof führte, begegnete sie Lord Casterton, der ihr ganz artig mit den Worten entgegen kam:

„Meine beste Elvira! Ich bin eben auf dem Wege, Dich aufzusuchen. Die Marquise beunruhigt sich darüber, daß Du Dich so früh und so ganz allein auf eine Promenade hinausbegeben hast."

Elvira nahm den erbotenen Arm und dachte:

„Nein, er war nicht derjenige, mit welchem Lembourn redete. Er hätte nicht aus dem Park auf den Hof kommen, mit der Marquise reden und nun schon wieder auf dem Wege sein können, um mich zu suchen.

Elvira wünschte eine Frage zu thun, hatte jedoch nicht den Muth dazu.

Erst beim Lunch traf sie Lembourn. Sie nahte sich ihm.

„Es war mir, als hörte ich Ihre Stimme in der Nähe des japanesischen Pavillons; haben sie heute Früh einen Spaziergang gemacht?" fragte sie.

„Nein, Mylady, das habe ich nicht," antwortete Sidney.

„Sir! Sie wollen es nicht eingestehen!" fiel Elvira lebhaft ein. „Ich hörte sogar, was Sie sagten."

„Wirklich?" Sidney sah sie an.

„Wollen Sie, daß ich es wiederhole?" fragte Elvira.

„Haben meine Worte einen so tiefen Eindruck auf Sie gemacht, so wird es für mich ein Vergnügen sein, sie zu hören."

„Sie klangen so: „Ein Leben ohne Liebe an der

Digitized by Google

Seite eines Mannes, der nicht im Stande ist, etwas Anderes als kalte Artigkeit zu geben, ist eine düstere Zukunft für ein siebzehnjähriges Weib.“ Nun? Wundern Sie sich, daß ich sie behalten habe, und daß ich erfahren will, ob Sie Derjenige waren, der dieses sagte?“

Elvira's Augen ruhten auf Sidney. Er runzelte die Augenbrauen, als ob ein schmerzhaftes Gefühl sein Inneres durchzuckte.

„Ich kann nicht verstehen, wie etwas Erinnerungswürdiges in demjenigen liegt, was Sie jetzt gesagt haben; aber ich versichere Sie, daß ich heute nicht in der Nähe des japanesischen Pavillons gewesen bin.“

Elvira's Gesicht erhellte sich. Sie reichte ihm die Hand.

„Sie wissen nicht, Sir, wie froh Ihre Versicherung mich macht!“

Sidney verbeugte sich schweigend, und Elvira fuhr fort:

„Ich würde mich sehr unglücklich gefühlt haben, wenn Sie dieses Urtheil über meine Zukunft ausgesprochen hätten.“

„Behüte mich Gott, Ihnen jemals, wenn auch nur indirekt, Schmerz zu bereiten!“ sagte Sidney. „Das würde ich mir nie verzeihen können.“

„Dank, Sir! Sie sind doch der beste von Allen, die ich jemals kennen gelernt habe!“ Elvira lächelte fröhlich.

Sie fühlte sich wieder glücklich. Es war ihr, als wäre sie einer Gefahr entgangen, die sie seit ihrer Hochzeit stets gefürchtet hatte.

XI.

Vier Wochen waren verflossen seit dem Tage, wo Elvira die Gattin des Lord Casterton wurde.

Mit Ausnahmen der Reise nach England hatte sie die Zeit auf Hartoncourt verlebt.

Während der ersten Tage ihres Aufenthalts bei der Marquise war sie der Gegenstand des Wohlwollens Aller. Doch das währte nicht lange; denn da Lady D—, Mr. K. und Mrs. X— erfuhren, daß ihre junge Anverwandte, Lady Casterton, eine bloße Bürgerstochter wäre, so entdeckten sie sogleich, daß sie nicht die feine Lebensklugheit und den Takt besaß, den man von ihr zu fordern berechtigt war. Jetzt wurde Elvira ein Gegenstand ihrer Anmerkungen. Diese wurden zwar in einem artigen und verbindlichen Tone ausgesprochen, aber doch immer so, daß sie unbedingt verletzen mußten. Man erlaubte sich gleichwohl nicht, dieselben in Edwin's Gegenwart auszusprechen; doch er verbrachte den größten Theil des Tages auf der Jagd, und man hatte daher Gelegenheit genug, Elvira zu erziehen.

Das Trio schränkte sich übrigens nicht darauf ein, dem armen Kinde mit Vorlesungen über das Schickliche, über guten Ton, feinen Takt und dergleichen aufzuwarten, sondern sie machten auch bei Allen, die darauf hören wollten, viel Wesen von ihren bürgerlichen und simpeln Gewohnheiten. Lady D— insonderheit war die strengste. Der Grund lag darin, daß sie für ihre Tochter, ein blasses, mageres Mädchen von einigen und zwanzig Jahren, ein Muster einer wohlerzogenen Engländerin, auf Edwin gerechnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit des Grafen von Paris.

Aus London wird geschrieben: „Frankreich selbst hat wohl kaum noch Orte, welche von so durch und durch orleanistischer Gesinnung beseelt sind, wie die Dörfer am Themsegestade, in der Nähe von Claremont, wo die exilirte Familie sich durch ihre Wohlthätigkeit in den Herzen der Bewohner ein dankbares Andenken gestiftet hat. Der 30. Mai war daher für Kingston, Echer, Claremont und Umgegend ein Tag der Feier; und vor der kleinen katholischen Kirche der erstgenannten Stadt, in welcher die Trauung des Grafen von Paris mit der Tochter des Herzogs von Montpensier stattfand, drängte sich eine theilnehmende Menge; das Innere der Kirche bot nur Platz für einige hundert eingeladene Gäste. Unter den letzteren sah man den spanischen, den belgischen, den österreichischen, den preußischen und den bayerischen Gesandten mit ihren Gemahlinnen, den portugiesischen, italienischen und sächsischen Gesandten, Earl Russell und Gemahlin, den Prinzen Ferdinand von Koburg, den Prinzen Philipp von Württemberg, die Prinzessin Amalie von Koburg, den Prinzen August von Sachsen-Koburg und mit ihnen zahlreiche Mitglieder der englischen, französischen und spanischen Aristokratie. Um halb 11 Uhr hörte man draußen laute Jubelrufe, und bald darauf trat in die Kirche die ehrwürdige Königin Marie Amalie ein, gestützt auf den Arm ihres Enkels, des Bräutigams. Obwohl 26 Jahre alt, sieht der Graf von Paris doch wegen seiner hellen Gesichtsfarbe und seines lichten Haares um zwei oder drei Jahre jünger aus. Wenige Minuten später trat die Braut ein, gehüllt in weiße Gewänder, mit ihr die Herzoge und die Herzoginnen von Montpensier und von Chartres. Die Trauungsrede hielt Bischof Grant, und als er im Rituale zur Fragestellung gekommen und an den Prinzen die Worte richtete: Louis Philippe Albert d'Orleans, voulez-vous prendre Marie Isabelle Françoise d'Assise Antonia Louise Fernande, ici présente, pour votre légitime épouse? u. s. w., wandte sich der Prinz mit tiefer Verbeugung an seine Mutter um die Einwilligung, und als diese ihm mit einem freundlichen Lächeln gegeben worden, antwortete er mit fester Stimme: Je le veux. Ebenso die Braut, welche sich an ihre Eltern, so wie an die Königin

Digitized by Google

wandte. Nach der Zeremonie begaben sich der Prinz und die Prinzessin von Orleans in die Sakristei, um sich in das Register einzuzeichnen. Zeugen waren nur der Herzog von Montpensier, der Herzog von Chartres und der spanische Gesandte Herr Comyn. Der Weg von der Kirche zum Schlosse war ein langer Willkomm, Fahnen flatterten von den Häusern, Triumphbogen waren den Neuvermählten errichtet. In Claremont begrüßten das Paar der Prinz und die Prinzessin von Wales mit dem Prinzen und der Prinzessin von Hessen und dem Herzoge von Cambridge. Ein Dejeuner vereinigte die Gäste, etwa hundert an der Zahl, in dem reich dekorirten Saale des Schlosses. Die Neuvermählten verließen die Gesellschaft um drei Uhr, um ihre Hochzeitsreise in den Norden Englands anzutreten."

Cypresse
auf
das Grab des Jägers Max.

Es rauscht der Forst und durch der Waldnacht Schatten
Tönt hang des Uhu's klägliches Geschrei,
Noch äßt das Häslein sorglos auf den Matten,
Der Rehbock fegt sein haftiges Geweih.

Noch zieht der Hirsch so sorglos hin zur Quelle,
Es trollt der Fuchs gar tückisch durch das Feld,
Des Otters Blick folgt gierig der Forelle,
Die Menschheit denket träumend noch der Welt.

Noch denkt die Armuth nicht des Tages Sorgen
Und ruht auf hartem Bett so sanft, so leicht;
Indeß am Horizonte schon der Morgen
Sein grau Gewand der trägen Erde zeigt.

Die Schnepfe streicht schon durch des Aethers Räume,
Der letzte Stern am Himmelszelt verglüht,
Der Drossel Sang belebet Busch und Bäume,
Der Hänfling singt im Strauch sein Morgenlied.

Schon schwingt der Weih sich froh aus seinem Horste,
Die Lerche hebt zum Himmel sich empor,
Und horch! was dringet dort vom dunklen Forste
So lieblich in des Waidmann's lauschend Ohr?

Tack! — schallt es von den äst'gen Eichen nieder,
Und wieder tack! — In trunk'nem Liebeswahn
Bläht sehnsuchtsvoll das glänzende Gefieder
— Des Waidmanns Lust — der stolze Auerhahn.

Sieh! wie er lauscht, wie er mit dem Gehöre
Sich ringsum wendet, wie er horcht und äugt,
Ob Nichts in seiner süßen Lust ihn störe,
Ob nicht der Jäger seinem Blick sich zeigt.

Du stolzer Hahn! sing' sorglos Deine Lieder,
Des Jägers Aug' ist naß, die Brust so schwer;
Bang zittern Glocken in das Thal hernieder,
Das beste Waidmannsherz, es schlägt nicht mehr!

Das sanfte Aug', das sonst so lieblich glühte,
Das schnell den Hirsch im dichten Forst erspäht',
Ist wie das Veilchen, das im Lenz verblühte,
Ist wie die Blume, die der Herbst verweht!

Die Lippe, der entzückt so Mancher lauschte,
Sie ist verstummt, wie lieblicher Gesang,
Der in des Zephyrs mildem Hauch verrauschte,
Wie Harfenton, der in die Nacht verklang!

Das Ohr, das stets der Menschheit Heiligthume,
Dem Recht, der Wahrheit willig sich geneigt,
Es ist geschlossen, wie der Kelch der Blume,
Wenn in den Ocean die Sonne steigt!

Der kühne Waidmann, der vom deutschen Herde
Den list'gen Fuchs, den gier'gen Wolf verbannt,
Er, der voll Kraft dem frechen Raubwild wehrte,
Todt ist dein Heger, theures Vaterland!

Todt euer Pfleger, Forste unsr'er Väter,
Todt ist der Held, der nimmer es ertrug,
Wenn ruchlos frevelnd nahte der Verräther
Und seine Axt in Deutschlands Eichen schlug.

Du edler Fürst! rein wie des Waldes Lüfte,
War stets Dein Handeln, fromm Dein Sinn,
Und lieblich, wie des Lenzens Blumendüfte
Schwebt' über Dunst Dein freier Geist dahin!

Schlaf, großer Max, Beschützer Deutschland's Ehre,
Schlaf sanft und wohl in unsr'er Mutter Schoos!
Der Waidmann spricht's und eine bitt're Zähre
Rollt von der Wange in des Waldes Moos.

F. Krapf.

Mannigfaltigkeiten.

[Frhr. v. Spitzemberg †.] In Stuttgart starb am 30. Mai der Ober-Kammerherr und General-Lieutenant a. D. Frhr. v. Spitzemberg, geboren am 21. Juli 1781 zu St. Dié in Frankreich. Er war Zögling der Karlsschule, trat als Lieutenant 1802 in württembergische Dienste, ward 1811 Oberst, 1830 Generallieutenant und machte die Feldzüge 1805, 1806, 1807, 1809, 1812, 1813 und 1814 mit.

Einer der lebendigsten Schilderungen über das Seegefecht bei Helgoland, die Hr. Schönberger, Vormeister auf dem „Schwarzenberg", an seine in Böhmen

Digitized by Google

lebenden Eltern richtet, entnimmt der „Tagesb." folgende Stellen: Der erste Schuß aus einem gezogenen 24-Pfünder wurde von uns abgefeuert — das Signal zum allgemeinen Angriff. Wir kamen auf 8 Kabeln nahe und es schien, als hätten wir Scheibenschießen und die Dänen salutirten uns. Ich stand gerade beim Geschütz Nr. 15, als ich ein furchtbares Krachen hörte, ein Schlag und dann wars für einige Momente ruhig. Ich erwachte mit einem brennenden Schmerz an der Wange, ich konnte nicht athmen, ein Pestilenzgestank und dicker Rauch drang in Nase und Mund — ich dachte, ich wäre schwer verwundet. Doch in der nächsten Sekunde fühlte ich mich gefaßt und nach der Lucke geschleppt, wo man die Todten und Verwundeten in den Korridor wirft; ich raffte mich auf und da sich der Rauch so eben verzog, sah ich denn, wie's mit meinen Kameraden stünde. Von 12 Mann, die beim Geschütze standen, lagen 5 todt und 6 mit abgeschossenen Beinen und Einer ganz verbrannt am Boden. Nicht, daß ich Gott für diese Rettung gedankt hätte, nein, eine schauderhafte Wuth erfaßte mich; ich zog meinen Rock aus, hängte ihn an einen Nagel, um ihn in der nächsten Minute von einer Kugel davongetragen zu sehen; mein Säbel war am Griff durchschossen, auch den warf ich weg und eilte zu dem verlassenen Geschütze, das ich als Vormeister bediente. Sekunde um Sekunde schlugen die Kugeln dicht neben mir ein, ganze Geschützbemannungen mit sich reißend, und doch feuerte meine Sektion muthig weiter. Da fühlte ich mich an der Wade erfaßt, ich dreh' mich um und sehe so zu meinen Füßen einen Menschen oder vielmehr einen Theil von einem Menschen ohne Beine, in seinem Blute schwimmend. Es war dieß ein Prager. „Herr Kadet", sagte er zu mir, „mit mir ist's aus." — „Ja, das seh' ich wohl." — Doch, Herr Kadet, in einer halben Stunde sehen wir uns wieder." — „Topp, Freund, wir sehen uns wieder." — Und von Neuem ging's Schuß auf Schuß, einer besser gezielt, wie der andere. „Pums dich Natzel", ruft ein deutscher Matrose, als wieder eine Granate kam und mich und ihn auf den entgegengesetzten Bord warf. Doch man mal d'ruf; wir näherten uns immer mehr, wir kamen auf 1½ Kabel nah, ich dachte, wir wollen entern, springe auf einen todten Matrosen, nehme seinen Säbel und seine Pistole und feuerte von Neuem. Der Boden war bedeckt mit Todten und das Geheul der Verwundeten durchtönte den Donner der Geschütze. Der Ruf: „Der Fockmast brennt, die Pulverkammer brennt", macht Einige beben, und wirklich, ein rother Schein verbreitete sich über das Schiff. Wir schossen dennoch weiter, wenn auch langsamer, und endlich sah ich die Dänen verschwinden.

Man schreibt aus München, Hr. Abt Haneberg, der zum Bischof von Trier gewählt worden, ist geboren 1816 in einem Weiler der Pfarrei Lenzfried bei Kempten in Bayern; er studirte zu Kempten und München Hebräisch, Arabisch, Persisch, Sanskrit und das Chinesische, gewann durch Lösung einer Preisfrage 1839 den Doktorgrad der Theologie, wurde Priester und Privatdozent zu München, im Jahre 1840 außerordentlicher und 1844 ordentlicher Professor für alttestamentliche Exegese und biblisch-orientalische Sprachen. Nebenbei versah er verschiedene andere Aemter, namentlich das des Universitätspredigers, so wie das des Religionslehrers der jetzigen Kaiserin von Oesterreich. Er wurde 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und rettete sich aus einem Wirbel der verschiedenartigsten Geschäfte, indem er 1850 in das Benediktinerkloster zum heil. Bonifaz als erster Novize eintrat, seine Stellung als Lehrer an der Universität aber beibehielt. Im Jahre 1854 wurde er durch einstimmige Wahl der Kapitularen Abt seines Klosters.

Am 30. Mai wurde zu Stargard in Pommern ein Brautpaar getraut, das zusammen bereits 141 Lebensjahre hinter sich hatte. Schuhmacher K. und Wittwe N., jetzt greise Leute und Einwohner des Bürgerhospitals, hatten in ihrer Jugend lebhaft für einander empfunden, waren aber bis jetzt durch anderweitige Verheirathung verhindert gewesen, den festen Bund ihrer Herzen zu schließen. Aber alte Liebe rostet nicht, Wittwer und Wittwe sind endlich ein Ehepaar geworden.

Zweisylbige Charade.

Die Erste schwebet wie leichtes Gefieder,
Zur Zeit des Winters zur Erde hernieder.
Das Zweite steiget aus kindlichem Chor,
Im Frühling besonders, gen Himmel empor.
Im Winter ergötzet das Ganze nicht minder,
Als köstliches Spielzeug die loseren Kinder.

Auflösung der Charade in Nro. 133:
Baumschlag.

Geschichtskalender. 8. Juni 1746. Johann Wilhelm, Kurfürst in der Pfalz, stirbt.

— 1794. Todestag des deutschen Dichters G. A. Bürger.

— 1813. Hamburg wird zu einer Strafabgabe von 48 Millionen Franken bis zum 12. Juli zahlbar, verurtheilt; die Stadt soll zur Festung umgewandelt werden.

— 1815. Verkündung der deutschen Bundesakte in Wien. Die von Napoleon vertriebenen deutschen Fürsten werden wieder eingesetzt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 137 _ Donnerstag, 9. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Wenn Lady D — Elvira eine gegen das Schickliche begangene Sünde vorbehalten wollte, so pflegte sie auch stets zu sagen:

„Man merkt es gleich, daß sie nicht von Familie ist. Man braucht sie nur neben meiner Tochter zu sehen, und der Unterschied zwischen einer adeligen Dame und einem bürgerlichen Mädchen fällt sogleich in die Augen. Eine sonderbare Phantasie von Lord Casterton eine Ausländerin und noch dazu eine ohne Herkommen zu wählen! Ich fühle mich benahe genirt durch die Verwandtschaft."

Hätte Edwin nicht so viel gejagt, so würden die Tanten gezwungen gewesen sein, mit ihrer Kritik zu schweigen, und die sämmtlichen auf Hartoncourt anwesende Verwandten wären genöthigt gewesen, bei allen Gelegenheiten Elvira so zu behandeln, wie in Casterton's Anwesenheit. Jetzt dagegen mußte Elvira es auf eine empfindliche Weise fühlen, daß sie meinten, es wäre eine Ehre für Elvira, mit ihnen in Verwandtschaft gekommen zu sein.

Die Marquise Brussier war die einzige auf Hartoncourt, die so blieb, wie sie von Anfang an gewesen war; doch das Wesen der Marquise hatte im Allgemeinen etwas Stolzes und Befehlendes, so daß sie nicht zu den alten Frauen gehörte, zu denen eine junge und unerfahrene mit Liebe und Vertrauen hineilt, um freundliche Rathschläge zu erhalten. Die Marquise flößte Respekt ein. Man fühlte, daß sie herrschsüchtig war, aber auch, daß sie gerecht war und frei von allen verächtlichen Kleinlichkeiten, welche die unbeschäftigten Damen kennzeichnen, bei denen die Klatscherei, der Skandal und die Kritik über den Nächsten die Haupt-Gegenstände ihrer Gedanken und Gespräche bilden.

Elvira sah sehr wohl ein, daß die Marquise Wohlwollen für sie empfand; aber sie sah auch eben so klar ein, daß sie von ihr nicht verstanden worden wäre, wenn sie sich an dieselbe gewendet hätte, um ihr die Stiche zu erzählen, die man ihr täglich ertheilte und den Schmerz, den sie empfand.

Ob die Marquise merkte, daß ihre Verwandten Elvira's Education übernommen hatten, ist unmöglich zu entscheiden; denn sie sagte weder etwas dafür, noch dagegen. Ueberdieß hatte die Marquise vollauf zu thun mit dem Ordnen der Casterton'schen Angelegenheiten, damit diese auf klarem Fuße stehen möchten, wenn Edwin, nachdem er einen Monat bei ihr zu Gaste gewesen, dieselben übernehmen sollte.

So wie die Marquise die Nachricht erhielt, daß Edwin auf ihren Vorschlag eingehen und sich verheirathen wollte, löste sie augenblicklich die beiden verpfändeten Fideikommisse ein und stellte eine bedeutende Geldsumme zu seiner Disposition. Nun aber war noch übrig, die andern Angelegenheiten zu ordnen, die kleineren verpfändeten Güter einzulösen, die verkauften zurückzukaufen und verschiedene Dispositionen zu treffen, damit Edwin nach ihrem Tode in den ausschließlichen Besitz ihres ganzen Vermögens kommen möchte.

Das Glück und die Freude, welche Elvira im Anfange ihres Aufenthaltes auf Hartoncourt empfunden hatte, verblichen sehr bald.

Edwin's stete Abwesenheit, seine kalte Artigkeit und die unaufhörlichen Anmerkungen über ihre bürgerliche Art und Weise hinterließen in ihrem Herzen tiefere Wunden, als irgend Jemand ahnen konnte.

Aus einem fröhlichen und lebhaften Kinde, als welches Elvira unter den Verwandten ihres Mannes aufgetreten war, das sich freute über seine kleinen Triumphe und Genuß hatte an dem Besitz eines edlen Namens und dergleichen, wurde Elvira allmählich wortkarg, still und scheu. Sie wagte es nicht mehr, ihren Gefühlen Luft zu geben oder in der geringsten Kleinigkeit dem Impuls des Augenblickes zu folgen, aus Furcht, hören zu müssen:

„Meine Liebe! Lady Casterton geziemt es nicht, so zu thun!"

Es war diesen pedantischen Leuten gelungen, ihrem Aeußern ein Gepräge von Stolz und Schwermüthigkeit aufzudrücken, wodurch ihre Art und Weise unnatürlich wurde.

Die Veränderung war so auffallend, daß sie auch von Edwin hätte bemerkt werden müssen; er aber schien sie nicht zu bemerken, und die Marquise stellte sich, als ob sie nicht sähe, wie das ungezwungene und fröhliche Wesen eine die Einsamkeit liebende Träumerin geworden war.

Digitized by Google

Einer war gleichwohl vorhanden, gegen welchen Elvira sich gleich war und verblieb. Dieser Einzige war Sidney.

Gleich einem zärtlichen und klugen Bruder blieb er an ihrer Seite, hielt sie zurück, wenn sie mit Aerger diejenigen zurechtweisen wollte, welche Anmerkungen machten, und hinderte sie, wenn sie an ihrer Ungeduld sich bei der Marquise zu beklagen gedachte. Er lehrte Elvira, auf sich selbst Achtung zu geben, wenn sie in Gesellschaft wäre, und Nachgiebigkeit anstatt verletzten Stolzes zu zeigen.

Sidney kannte die Welt, in welcher Elvira leben sollte, und sah ein, das Unglücklichste für Elvira wäre, wenn sie sich Feinde schaffte. Er wußte, daß die beste Weise, die Tadelsucht zu entwaffnen, darin besteht, daß man sich nicht darüber ärgert, und er zeigte Elviren die Nothwendigkeit, ihren Aerger zu beherrschen, ihrer Aufrichtigkeit Fesseln anzulegen, und sich in ihrem Wesen etwas von dem englischen Stolze anzueignen.

Der Lehrkursus war peinigend für das junge Weib, Sidney aber hielt ihn für nothwendig.

Er machte, so viel wie müglich, Elvira bekannt mit den Forderungen, die man an sie machte, und stand ihr bei, während sie zu lernen versuchte, vor der Welt einen ganz anderen Charakter zu zeigen, als sie wirklich besaß.

Sidney war für sie ein wirklicher Freund und eine wirkliche Stütze, und dieses, ohne daß sie jemals mit einander über Lord Casterton redeten.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner's Uniform.

(Vaterländische Erzählung von Max Ring.)

Im Februar des Jahres 1813 bot die gute Stadt Breslau ein wunderbares Schauspiel dar. Die friedliche Handelsstadt hatte sich plötzlich in ein geräuschvolles Kriegslager verwandelt, seitdem der König Friedrich Wilhelm der Dritte von Berlin geflüchtet war und in dem alten Schlosse seine Residenz aufgeschlagen hatte. Von allen Seiten strömte die waffenfähige Jugend herbei, um in das Heer einzutreten. Alle Gasthäuser und Schenken waren überfüllt und mancher Minister und General mußte sich mit einem ärmlichen Hinterstübchen begnügen, obgleich die wackern Schlesier ihre alte Gastfreundschaft von Neuem bewährten. Auf dem großen Ringe, der damals noch der „Naschmarkt", wegen seiner vielen Obstverkäufer hieß, war der Sammelplatz der frisch angekommenen Truppen, die hier eingekleidet wurden und zu ihren Fahnen schwuren. Das schöne alte Rathhaus mit seinen gothischen Erkern und spitzem Dache war von der jungen Mannschaft umlagert, die sich dem Dienste des Vaterlandes widmete. Zu Pferd und zu Fuß kamen die Freiwilligen aus allen Theilen der Monarchie, um sich an dem heiligen Kampfe zu betheiligen. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, der Student den Hörsaal, Alle von dem gleichen mächtigen Gefühl beseelt; der Unterschied der Stände war gänzlich geschwunden und das ganze preußische Volk bildete nur eine einzige große Familie, die sich zum Schutze des bedrohten Vaterlandes um den König schaarte. Dieser selbst war von der allgemeinen Begeisterung überrascht und tief ergriffen; er hatte in seinem großen Unglück das Vertrauen verloren. Als er aber von dem Balkon des Schlosses herab immer neue Schaaren der todesmuthigen freiwilligen Krieger vorbeiziehen sah, da füllten sich seine Augen unwillkürlich mit Thränen, und gerührt sagte er zu dem neben ihm stehenden Gneisenau: „Das Volk hat meine Erwartungen bei Weitem übertroffen." —

Um den König verweilten damals in Breslau die vorzüglichsten Generale und Staatsmänner, denen Preußen seine Wiedergeburt und geistige Erhebung zu verdanken hatte. Da sah man neben dem alten Blücher, der sich als Greis das Feuer der Jugend bewahrt hatte, und kaum seine kriegerische Ungeduld zu zügeln vermochte, den besonnenen klugen Gneisenau im eifrigen Gespräche mit dem genialen Scharnhorst, dem Schöpfer des Landwehrsystems, das er eben beredt seinen Zuhörern auseinandersetzte, indem er ihre Einwendungen mit schlagenden Gründen zu widerlegen suchte. Dort stand der Staatskanzler Hardenberg, ein stattlich hoher Herr mit aristokratischer Haltung und einnehmenden würdevollen Zügen, der jetzt all' die unerschöpflichen Hilfsquellen seines schöpferischen Geistes entwickelte, um den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. Aeußerlich scheinbar ruhig und gefaßt, war sein Herz voll banger Sorge für die nächste Zukunft. Zwar hatte er die Jahre des schmachvollen Friedens auf das Beste benutzt, um den gesunkenen Geist der Nation zu heben, durch eine Reihe weiser Gesetze und Reformen den unterdrückten Bürgersinn zu wecken, den Wohlstand und damit die Opferfähigkeit des Landes zu mehren, alle schlummernden Kräfte zu entfalten, aber er selbst zweifelte im Stillen an dem Erfolg seiner Bemühungen, an dem Gelingen seiner kühnen Entwürfe. Jetzt sollte es sich zeigen, ob sein System das richtige gewesen, ob der unter so wenig günstigen Umständen, im Sturm ausgestreuete Samen auch Früchte tragen würde. Dazu kam noch, daß Napoleon, trotz seines Mißgeschickes auf den Eisfeldern Rußlands, noch immer unbezwungen dastand, als ein durch sein Genie wie durch die ihm zu Gebote stehenden unerschöpflichen Mittel furchtbarer Gegner. Darum zögerte auch der König, ihm den Krieg sogleich zu erklären und den siegreichen Russen ohne Besinnen die Hand zum Bunde zu reichen. Es galt jetzt eben so entschlossen als vorsichtig aufzutreten, vor allen Dingen Zeit zu gewinnen, obgleich die Ereignisse zu raschem Entschlusse und entschiedenen Han-

Digitized by Google

dein drängten. Aber gerade für solche Verhältnisse war der Staatskanzler Hardenberg der ganz geeignete Mann und während er noch mit dem französischen Gesandten in freundschaftlicher Weise unterhandelte, gab er bereits dem Staatsrath von Hippel den Auftrag, jenen berühmten „Aufruf an mein Volk“ abzufassen.

Während aber die Diplomatie noch ihr schwankendes, zweideutiges Spiel trieb, das unter den damaligen Umständen von größtem Nutzen sich erwies, nahmen die kriegerischen Rüstungen ihren ungehinderten Fortgang. In den Werkstätten wurden Geschütze gegossen, Lafetten gebaut und bei Tag und Nacht unablässig gearbeitet. Wer nicht als Krieger mitziehen konnte, blieb darum doch nicht zurück und förderte das Werk der Befreiung in seiner Weise und nach besten Kräften. Der wohlhabende Bürger brachte seine Ersparnisse, der minder Begüterte seinen Nothgroschen, um ihn auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern. Die arme Wittwe spendete ihren Trauring, das theuerste Andenken an ihre Liebe; eine edle Jungfrau, welche nichts besaß als ihr schönes blondes Haar, schnitt dasselbe ab, um es zu verkaufen und mit dem erlösten Gelde die Freiwilligen auszurüsten. Frauen zupften Charpie und nähten Verbandstücke; Knaben leerten ihre Sparbüchsen und die heranwachsende Jugend vertauschte ihre Bücher mit dem Degen und der Muskete.

Es war eine schöne, herrliche Zeit, wie sie im Leben des Einzelnen wie in dem Dasein des Volkes nur selten wiederkehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Des Herzens Dreiklang.

Es hofft das Herz, so lang es hoffen kann,
Auf gold'ne Zeiten, — sorgenlose Tage
Und bei der Zukunft Träume süßem Bild
Vergißt es leicht des Lebens Last und Plage, —
Und tritt auch manch' ein Sturm zu ihm heran,
Es hofft das Herz, so lang es hoffen kann! —

Es glaubt das Herz, so lang es glauben kann
An ew'gen Bund verwandter treuer Seelen,
Die sich im Sonnenland am Quell des Lichts
Zu sel'gen Harmonien neu vermählen.
Nehmt Alles ihm, was man ihm nehmen kann,
Dieß glaubt das Herz, so lang es glauben kann! —

Es liebt das Herz, so lang es lieben kann; —
Ja Liebe ist auf's Innerste ihm eigen,
Sie nähret das Herz, und wenn es groß erscheint,
Wird stets es sich in voller Liebe zeigen.
Die Liebe ist des Lebens schönster Wahn,
Es liebt das Herz, so lang es fühlen kann.

Friedrich Friedreich.

Kunst und Literatur.

Der uns vorliegende vierte Jahrgang des „Europäischen Geschichtskalenders von H. Schultheß Nördlingen 1864“, der auch in ruhigen Zeiten als ein unentbehrliches Handbuch für den Politiker und Geschichtsfreund anerkannt ist, bietet dießmal um so mehr Interesse, als er nicht bloß das Jahr 1863, sondern auch die Monate Januar bis März und bis zum Zusammentritt der Londoner Konferenz, somit die ganze deutsche Bewegung, die innerhalb dieses Zeitraums ihr erstes Stadium durchlaufen hat, umfaßt. Wenn für spezielle Studien und Zwecke die größeren Sammlungen diplomatischer Aktenstücke unentbehrlich bleiben, so ist dagegen für den täglichen Gebrauch und um sich über irgend eine Frage möglichst schnell orientiren zu können, der europäische Geschichtskalender in der That ein überaus bequemes vortreffliches Hülfsmittel, da er mit den Aktenstücken zugleich eine genaue Aufzählung der wichtigsten Thatsachen verbindet. Außer den Hauptstellen der diplomatischen Depeschen enthält das Buch auch Auszüge aus einer großen Anzahl anderer Aktenstücke, Erlasse, Beschlüsse, Erklärungen und Resolutionen, die vorkommenden Falls nur schwer anderswo zu finden sein dürften. Die Auszüge sind mit feinem Verständniß angefertigt und die Thatsachen mit Sorgfalt gesammelt. Auf verhältnißmäßig beschränktem Raum ist ein sehr umfangreiches politisch-historisches Material für den angegebenen Zeitraum zusammengedrängt und zweckmäßig gesichtet. Das beigefügte Register ist zudem geeignet, den Gebrauch des Buches zu erleichtern. Wer die Zeitgeschichte genauer zu verfolgen im Falle ist, wird es kaum unbefriedigt aus der Hand legen.

Mannigfaltigkeiten.

Vor einiger Zeit konnte man in mehreren Pariser Blättern folgende harmlos scheinende Anzeige lesen: „Für den Sultan sucht man Perlen zu sehr hohen Preisen, wenn dieselben rein, makellos und von schöner Farbe sind. Diese Perlen sollen auf keine Schnur gefaßt werden, sondern haben die Bestimmung, selbstständig zu glänzen in den Palästen des mächtigen Padischah. Nähere Auskunft auf frankirte Zuschriften unter der Adresse: „Harem, Bureau, poste restante, Paris.“ Viele Perlenbesitzer richteten an die bezeichnete Adresse Schreiben mit Verkaufsangeboten, erhielten jedoch keine Antwort. Ein Schüler Vidocqs, des großen Polizeimannes, aber schrieb an die bezeichnete Adresse folgendes Briefchen: „Mein Herr! Sie suchen Perlen für den Sultan, ich bin so glücklich, ein solches Kleinod

Digitized by Google

von unschätzbarem Werth zu besitzen. Angelique ist 16 Jahre alt, eine lieblichere Knospe hat noch kein Lenz gezeugt, diese Perle steht Ihrem Gebieter zur Verfügung für den Preis von 50,000 Fr." Die Antwort lautete: „Ich ersuche um eine Photographie der Perle, damit ich deren Preiswürdigkeit beurtheilen kann." Als diesem Wunsch willfahrt wurde, verlangte der anonyme Briefschreiber die göttliche Angelique zu sehen; sie solle an einem bestimmten Tage im Jardin des Plantes sich einfinden, das Erkennungszeichen sollte eine kirschrothe Seidenschärpe sein. In den ersten Tagen des Monats April saß ein reizendes Mädchen, eine kirschrothe Schärpe um die schlanke Taille, erwartungsvoll auf einer Bank unter einem schattenreichen Kastanienbaum; es war Angelique, deren Begleiter sich in der Nähe verborgen hielt. Da rollte eine glänzende Equipage heran, in derselben saß ein ältlicher Herr, dessen Brust der Medschidjeorden schmückte. Kaum hatte er das Mädchen mit der kirschrothen Schärpe erblickt, so ließ er Halt machen, und auf Angelique zueilend, faßte er ihre Hand mit den Worten: „Mein theurer Engel! Sie wollen den Sultan kennen lernen, wohlan, er ist Ihr Sklave; Sie haben ihn durch Ihre Liebenswürdigkeit bezwungen." Angelique erröthete und erblaßte abwechselnd, als ihr bisher unsichtbar gewesener Begleiter plötzlich auf den ordengeschmückten Herrn zutrat und ihm zurief: „Mein Herr, im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!" „Wer sind Sie?" fragte der erstaunte Vertreter des Padischah. „Ich bin ein Agent der Polizei!" erwiderte derselbe, „und Sie, wenn ich fragen darf?" „Ich bin der Graf von Surinam, und werde Ihnen nicht folgen." „Ach, das thäte mir leid, weil ich sonst Gewalt anwenden müßte. Ihre Wohnung, mein Herr!" „Die werde ich nur dem Herrn Polizeipräfekten nennen, dem ich vorgestellt zu werden wünsche und befehle." „Sie haben nichts zu befehlen, Sie haben nur zu gehorchen Herr Graf, denn ich verhafte Sie im Auftrage des Polizeipräfekten, und wenn es Sie interessirt, zu erfahren, wo der Polizeipräfekt sich befindet, so sage ich Ihnen, er steht vor Ihnen, ich bin es selbst. Herr Graf, was wünschen Sie von mir?" Der Graf von Surinam erwiderte im Ton eines feinen Diplomaten: „Da ich die Ehre habe, den Herrn Polizeipräfekten selbst zu sprechen, so bitte ich, in meinem Wagen Platz zu nehmen." Der Polizeipräfekt verhandelte nicht lange mit dem Herrn Grafen, sondern nahm an seiner Seite Platz, während ein wie aus der Erde plötzlich emporgestiegenes Individuum sich auf den Bock neben den Kutscher setzte und die Richtung des Wagens vorschrieb. Graf Surinam soll demnächst als Angeklagter vor dem Zuchtpolizeigericht erscheinen. Der Staatsanwalt beschuldigt ihn des Handels mit Menschen. Der angebliche Graf ist, so viel man bis jetzt herausgebracht, der Sohn eines Viehhändlers in der Walachei. Man fand in seiner Wohnung mehr als hundert Photographien weiblicher Schönheiten. Nähere Nachforschungen ergaben, daß er die Originale derselben theilweise ins Ausland verkauft und durch diesen Menschenhandel viel Geld erworben hat.

Die Ausgrabungen bei Pompeji brachten die letzten Tage außer der bronzenen Statuette eines prachtvoll gearbeiteten Silen eine sonst wichtige Entdeckung zu Tage. Bisher hatte man in Pompeji noch nirgends einen Brunnen mit Wasser entdeckt; bei der Ausgrabung obgenannten Silens entdeckte man ein unterirdisches Gemach mit einem Altar, einer vollständigen Badeeinrichtung und einem 25 Meter tiefen Brunnen, in welchem sich das vortrefflichste Trinkwasser vorfand. Professor de Luca von Neapel hat dasselbe einer chemischen Analyse unterworfen und wird demnächst das Resultat veröffentlichen.

Seit Kurzem sind in Berlin Schießversuche mit gezogenen 48-Pfündern von neuer Konstruktion im Gange. Diese schweren Geschütze, welche theils als Festungs- und Belagerungs-, theils als Schiffs- und Strandkanonen dienen sollen, bewähren sich bis jetzt über alle Erwartung. Die Vollkugel, welche aus ihnen geschossen wird, hat ein Gewicht von mehr als 150 Pfund. Mit ihren spitzen Projektilen durchbohren sie auf weite Distanz Eisenplatten von 5 Zoll Stärke nebst einer dahinter befindlichen dicken Balkenlage.

Zu den Zeichen der Zeit gehört ein Aufstand der Frauen, — welcher nach dem Einverständniß amerikanischer Blätter — am 17. vor. Mts. in Savannah stattfand. Sie zogen in großer Menge bewaffnet und mit dem Rufe: „Brod oder Tod" durch die Straßen und bemächtigten sich aller Lebensmittel, deren sie habhaft werden konnten. Militär wurde gegen sie aufgeboten, und nach einem kurzen Handgemenge wurden die Rädelsführerinnen in's Gefängniß geworfen.

Geschichtskalender. 9. Juni 1248. Otto, der Erlauchte, Herzog von Bayern, nimmt die Grafschaft Wasserburg in Besitz.

— 1622. Die Bayern und Legitimisten unter Tilly schlagen den Herzog Christian von Braunschweig bei Höchst am Maine.

— 1798 geht die französische Flotte bei Malta vor Anker und besetzt die Insel, ohne einen Kanonenschuß dabei zu thun.

— 1815. Unterzeichnung des Hauptinstrumentes des Wiener Kongresses in 121 Artikeln, 17 besonderen Traktaten und Erklärungen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 138 Freitag, 10. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Man war am Ende des September. In der letzten Woche war Edwin nicht auf der Jagd umhergestreift, sondern hatte die Tage mit der Marquise und zwei Notaren verlebt.

Der erste Oktober war zur Abreise von Hartoncourt bestimmt.

Elvira's drei Plagegeister waren nebst den übrigen Gästen abgereist. Sidney allein blieb noch dort. Es sah so aus, als würde es ihm schwer, sich von dem Gute der Marquise zu trennen.

Elvira hatte den ganzen Tag allein auf ihren Zimmern zugebracht, als gegen sechs Uhr die Marquise zu ihr eintrat und ganz freundlich sagte:

„Jetzt, mein Kind, haben wir unsere Geschäfte beendigt, und ich komme, um mit Dir vor dem Mittagsessen noch ein Weilchen zu plaudern."

Die Marquise faßte Elvira bei dem Kinn und hob ihr Gesicht in die Höhe.

„Wie? Ich glaube gar, Lady Casterton gibt sich mit Weinen ab! Was betrübt Dich denn eigentlich?"

Elvira erröthete und schwieg. Die Marquise fuhr fort:

„Du willst mir Deinen Kummer nicht anvertrauen, und vielleicht thust Du Recht daran. Ich tauge nicht zur Vertrauten eines so jungen Kindes; doch einen Rath will ich Dir geben: Weine niemals, daß Dein Mann es sieht! Männer, wie Edwin, verabscheuen Thränen. In zwei Tagen werdet Ihr, er und Du, von hier abreisen, und da wirst Du anfangen, die Gattin eines Lords zu repräsentiren. Laß mich sehen, meine Liebe, daß Du dieß auf eine würdige Weise thust. Casterton wird vor allen Dingen von seiner Gattin Seelenstärke, Herrschaft über sich selbst und ein edles Wesen fordern."

„Ach," fiel Elvira ein, welche deutlicher als jemals fühlte, daß sie nicht recht glücklich war, — „ich fürchte, er wird Alles fordern, ohne Etwas zu geben."

„Er hat Dir ja seinen Namen und mit ihm seine Ehre, sein Ansehen gegeben. Verstehst Du nicht, daß ein solcher Schatz viele Opfer heischt von einer Frau, die in den Besitz desselben gekommen ist?"

„In Ihrem Lande, meine Tante! liebt der Mann also seine Gattin nicht?" fiel Elvira ein. Die Thränen standen ihr in den Augen.

„Wenn er das thut, so muß sie dankbar dafür sein; wenn er es nicht thut, muß sie sich stellen, als merkte sie seinen Mangel an Liebe nicht. Klagen über eine getäuschte Hoffnung erlaubt sich nie eine stolze Frau, welche weiß, was sie sich selbst schuldig ist. Hat der Herr des Schicksals ihr das Glück geraubt, geliebt zu werden, so ist dieß eine Entdeckung, die zwischen Gott und ihr verbleibt. Mit Trauern und Weinen ist noch niemals das Herz eines Mannes erwärmt worden. Solltest Du daher eines Tages die Entdeckung machen, daß Dein Mann Dich nicht liebt, so betrachte das wie etwas, das nicht zu ändern ist, und begnüge Dich damit, die Wärterin seiner Familienehre zu werden. Vergiß es niemals, daß Du ihm Rechenschaft schuldig bleibst für den Namen, den Du trägst. Sei freundlich, aber niemals zärtlich; werde eine angenehme Gesellschafterin im Hause, eine würdige Repräsentantin vor der Welt, befreie ihn aber von allem Gefühlsausbruch. Wenn der Mann seine Gattin nicht liebt, so ist ihm jede Aeußerung der Hingebung von ihrer Seite zuwider. Fehlt bei ihm die Liebe, so ist erforderlich, daß die Frau klug genug ist, sich unentbehrlich zu machen für sein Wohlbefinden und sich seinen Gewohnheiten einzuverleiben. Sie führt so einen Tempel des häuslichen Friedens und Wohlbefindens auf dem Grunde auf, wo die Liebe dem Glücke und der Seligkeit einen Thron hätte errichten sollen, und sie spielt kein verlorenes Spiel, sondern verschafft sich eine Ernte, die ihr Trost geben wird für Dasjenige, was sie nicht besessen hat."

Elvira stützte die Stirn mit der Hand. Ihr Verstand begriff, was die Marquise sagte, aber das Herz wollte es nicht verstehen.

„Warum redete sie so zu mir?" fragte Elvira sich mit Angst. Als die Marquise schwieg, flüsterte sie:

„Sagen Sie mir dieses, liebe Tante, um mich auf das mir bevorstehende Schicksal vorzubereiten?"

„Welches Schicksal Dir bevorsteht, weiß weder ich noch Du; doch eben darum wünschte ich Deine Gedanken darauf zu richten, daß, so sehr wir auch in unsern Hoffnungen getäuscht werden können, wir uns doch mit unserm Schicksale auszusöhnen suchen müssen. Die

Digitized by Google

Ehe iſt ein großes Hazardſpiel; man weiß im Anfange derſelben nie, wie der Gewinnſt ausfallen wird. Ich habe Gatten geſehen, die in den erſten Monaten ihrer Ehe überſchwenglich glücklich waren und ſich bis zur Thorheit liebten. Ein paar Jahre — und ſie waren verwandelt in Weſen, welche unter der Laſt einer drückenden Feſſel ſeufzten und den gegenſeitigen Wunſch nährten, einander los zu ſein. Ich habe andere geſehen, bei denen das Verhältniß im Anfange ganz kalt war; doch nach einigen Jahren waren ſie ſo innig vereint und ſo glücklich, wie ein ſterbliches Paar es werden kann. Alles beruht darauf, ſeine Stellung richtig zu beurtheilen und in ſeinem Betragen den Satz zu befolgen, daß nicht der eine Theil ſich jemals dem andern zu einer Laſt macht. Verläßt Dein Mann das Haus um andrer Vergnügen willen, ſo bleibe Du dort; kehrt er aber zurück, ſo empfange ihn ſo, daß Du ihn gar nicht erkennen läſſeſt, Du habeſt ſeine Abweſenheit bemerkt. Zeige der Welt ein ſorgloſes Geſicht, ſo daß Du Deine Stellung in der Geſellſchaft aufrecht erhältſt und nicht Andere in Deine beſonderen Verhältniſſe einweihſt. Was zwiſchen zwei Ehegatten vorfällt, davon darf niemals ein Dritter eine Ahnung haben. — Und nun habe ich Alles geſagt, was über dieſen Gegenſtand zu ſagen iſt. Moraliſche Vorträge ſind nicht meine Leidenſchaft, und Du darfſt dasjenige, was ich geſagt habe, nicht als einen ſolchen betrachten, ſondern als eine einfache Ehephiloſophie, mit welcher ſich jede Frau vertraut machen muß, die eine höhere Stellung in der Geſellſchaft inne hat. — Jetzt zeigt die Uhr auf ſieben; das Mittageſſen wartet; komm, laß uns gehen!“

Elvira folgte der Marquiſe.

Die einzige Wirkung, welche dieſe Worte bei Elvira hervorbrachten, war ein heftiges Verlangen, ſich zu überzeugen, ob Edwin ſie liebte. Sie dachte mit Zittern an den Augenblick, wo ſie von Sidney ſcheiden, und ihr Leben ganz allein mit Edwin zubringen ſollte, ohne eine Ueberzeugung von der Beſchaffenheit ſeiner Gefühle für ſie zu beſitzen.

Sie beſchloß auch, ſich Gewißheit zu verſchaffen. Es durfte nicht ſo fortgehen, wie es jetzt ging. Sie mußte die Decke hinwegreißen, welche die Wahrheit verbarg, um dieſer gerade in das Geſicht blicken zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Theodor Körner's Uniform.

(Fortſetzung.)

In jenen Tagen eilte auch ein junger Mann durch die Straßen Breslau's, um ſich den Reihen der Freiheitskämpfer anzuſchließen. Er hatte in Wien, woher er eben kam, eine glänzende, viel beneidete Stellung und eine reizende Braut verlaſſen, die ſtärkſten Bande geſprengt, um dem Rufe des bedrängten Vaterlandes zu folgen. So jung er war — er zählte damals kaum zweiundzwanzig Jahre — ſo ſchmückte doch bereits der Dichterlorbeer ſeine reine Stirn. Vor wenig Monaten erſt hatte er auf dem kaiſerlichen Burgtheater in Wien den höchſten Triumph bei der Aufführung ſeines Trauerſpiels „Zriny“ gefeiert. Die edle Sprache des Drama's, die männliche Geſinnung des Verfaſſers und der Heldentod des ungariſchen Leonidas hatten die guten Wiener mächtig ergriffen, indem ſie die nahe liegende Bedeutung des zeitgemäßen Stoffes vollkommen erfaßten und würdigten. Alle dieſe Umſtände vereinigten ſich, dem jungen Dichter eine in dieſem Theater noch nie erhörte Auszeichnung zu verſchaffen. Das Publikum begrüßte ihn mit jubelndem Zuruf, die ſchönſten und vornehmſten Damen der Wiener Ariſtokratie ſpendeten ihren Beifall dem glücklichen Dichter. Einige Tage war von nichts Anderem in Wien die Rede, als von dem berühmten Trauerſpiele „Zriny“. Alle Welt wollte das Stück ſehen und den Dichter kennen lernen. Es fehlte ihm nicht an Einladungen und Beweiſen der ehrenvollſten Theilnahme von Seiten der erſten Wiener Häuſer. Selbſt die Salons der Ariſtokratie ſtanden ihm offen und mancher ſchöne, ſonſt ſo ſtolze Mund hatte für ihn ein freundliches Lächeln und zuvorkommendes, ſchmeichelhaftes Wort. Kaum waren einige Tage nach der erſten Aufführung des Zriny verſtrichen, ſo beeilte ſich der kaiſerliche Theater-Intendant, Fürſt Lobkowitz, den Jüngling für immer in Wien zu feſſeln, indem er ihm von freien Stücken die Stelle eines Hoftheaterdichters mit einem für die damaligen Verhältniſſe bedeutenden Gehalt antrug. — Auch der Erzherzog Karl, der berühmte Held von Aspern, wollte ihn kennen lernen und überhäufte ihn mit Beweiſen ſeiner Anerkennung. Faſt noch ehrenvoller für ihn war aber ein Brief des Dichterfürſten Göthe, der wie Schiller ein Freund ſeines Vaters war und ſich in ſeinem Schreiben über das Talent des jungen Dichters in der wohlwollendſten Weiſe äußerte. Gab es je ein Kind des Glückes, ſo war es damals Theodor Körner, der noch außerdem von einer liebenswürdigen Schauſpielerin geliebt wurde, die er in kurzer Zeit mit Bewilligung ſeiner Eltern als Gattin heimzuführen gedachte.

Mitten in ſeinen Triumphen und ſeiner Liebesſeligkeit aber traf ihn die Nachricht von der preußiſchen Erhebung und keine Macht der Erde vermochte ihn zurückzuhalten. Er riß ſich mit männlicher Kraft aus den Armen der Geliebten und den Lockungen des Lebens, um ſeine eben ſo ehrenvolle als angenehme Stellung mit dem rauhen Lager und den ſchweren Gefahren des bevorſtehenden Kampfes zu vertauſchen. Ohne Aufenthalt war er nach Breslau geflogen, um ſich als Freiwilliger bei der todesmuthigen Schaar zu melden, welche

der kühne Major von Lützow unter seiner Fahne sammelte.

Nicht ohne Mühe war es Theodor endlich gelungen, in der allgemeinen Verwirrung den tapfern Lützow ausfindig zu machen. Dieser hatte in einer ärmlichen Schenke vor dem Oderthor sein Hauptquartier aufgeschlagen, wo sich die edelsten Jünglinge, die Blüthe Preußens, um den bereits erprobten Führer schaarte. Auf seine Frage nach dem Major wurde Theodor in ein großes, düsteres Zimmer gewiesen, in dem er, zu seiner nicht geringen Verwunderung, statt des abwesenden Lützow eine zarte Dame mit feinen anmuthigen Zügen fand, deren vornehme Haltung wunderbar von ihrer wüsten Umgebung abstach. Ihr schlanker Wuchs, die blonden Locken um die edle, weiße Stirn und die blauen mildstrahlenden Augen verliehen ihr das Aussehen eines deutschen Frauenbildes, wie es die alten Maler darzustellen lieben. Ein eng anschließendes, bis zu dem schlanken Hals hoch hinaufreichendes Kleid von schwarzer Seide und ein weißer sogenannter Stuartkragen, nach damaliger Mode, verstärkten nur noch den Eindruck ihrer milden, anmuthigen Weiblichkeit. Verlegen über die unerwartete Erscheinung fragte Theodor nach dem Major von Lützow.

„Ich bin seine Frau," sagte die Dame mit sanfter wohlklingender Stimme. „In seiner Abwesenheit bin ich bereit, Ihre Wünsche entgegen zu nehmen."

„Ich habe die Absicht, als Freiwilliger bei ihm einzutreten. Da aber der Herr Major nicht zugegen ist, so will ich zur gelegeneren Zeit wiederkommen."

„O! das thut nichts," lächelte Frau von Lützow. „Ich bin zugleich Adjutant meines Gatten und in seiner Abwesenheit ermächtigt, die Meldungen anzunehmen; darum bitte ich um Ihren Namen, um ihn in die Liste des Bataillons einzutragen."

„Ich heiße Theodor Körner," entgegnete der Dichter zögernd.

„Theodor Körner!" rief die Dame sichtbar überrascht. „Der Dichter Körner! Sie sind uns willkommen, gewiß sehr willkommen."

Zugleich rief sie einige junge Männer herbei, welche während dieses Gespräches in demselben Zimmer verweilten, um sie mit dem für sie freudigen Ereignisse bekannt zu machen. Diese reichten dem neuen Kameraden zutraulich die Hände und begrüßten ihn wie einen alten Freund. Besonders herzlich erwies sich ein hochgewachsener Krieger mit den edelsten Zügen, der in seinem blonden Lockenschmuck und mit seinem kräftigen männlichen Wesen unwillkürlich an den kühnen Siegfried des alten Nibelungenliedes erinnerte. Er nannte sich Friesen und war einer der besten Turner aus der Jahn'schen Schule, eine ächte Heldennatur und zugleich hochgebildet, gleich ausgezeichnet durch körperliche und geistige Vorzüge. Beide Jünglinge fühlten sich vom ersten Augenblicke an mächtig zu einander hingezogen und waren schon nach wenig Stunden innig mit einander befreundet. In solch' aufgeregten Zeiten reift die Blüthe schnell zur Frucht und die Herzen, von gleichem Gefühl beseelt, finden und verstehen sich im Fluge der Begeisterung.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Düppeler Schanzen.

(Mel. Zu Mantua in Banden.)

Zu Düppel vor den Schanzen
Im Jahre Sechzig Vier,
Wie da die Waffen tanzen
Zu Deutschland's Ehr' und Zier!
Der Däne stürzt mit aller Macht
Hervor zur blut'gen Preußenschlacht.
Ade, mein Lieb, leb' wohl,
Wenn ich hier sterben soll!

Gar finster hing der Himmel
Auf's dunkle Feld herab,
Im mächtigen Getümmel
Stand offen manches Grab.
Der „Hammemann" schleicht stumm heran
Meint, daß man ihn nicht hören kann.
Ade, mein Lieb, leb wohl,
Wenn ich hier sterben soll!

Der Preußen Posten spähte
Hinaus mit wachem Blick,
Der Preußen Säbel mähte
Und trieb den Feind zurück.
Ha, Däne, gingst gar tapfer vor!
Zurück, zurück ins Schanzenthor!
Ade, mein Lieb, leb' wohl,
Wenn ich hier sterben soll!

Und bis zum Festungswalle
Stürmt mit dem Feind der Preuß,
Da ruft's mit Hörnerschalle
Aus dem Gefecht ihn heiß.
Die Nacht verstummt nach blut'gem Spiel,
Am Schanzengraben wimmerts still:
„Ade, mein Lieb, leb' wohl,
„Da ich hier sterben soll!"

Den Tod im warmen Herzen,
Lag dort ein Korporal,
Ihn kümmern keine Schmerzen,
Ihn kümmert keine Qual.
„O wärst Du da! O drücktest Du
„Mein brechend Auge mir noch zu!
„Ade, mein Lieb, leb' wohl,
„Da ich hier sterben soll!"

Digitized by Google

Fern sind der Preußen Schritte,
Sie helfen ihm nicht mehr,
Der Dänenwache Tritte
Hört man vom Walle her.
„Ich sterbe gern für deutsches Recht;
„Wär' ich in deutsches Grab gelegt!
Ade, mein Lieb, leb' wohl,
Da ich hier sterben soll!"

Da huscht es längs dem Graben
Und sucht den Korporal,
Noch sterbend ihn zu laben,
Und küßt ihn tausendmal.
„Verließ mich auch die ganze Welt,
„Bist Du bei mir, ist's wohlbestellt.
„Ade, mein Lieb, leb' wohl,
„Da ich hier sterben soll!"

Sie hob ihn in den Armen
Und hat ihn fortgebracht,
O Däne, hab' Erbarmen!
Da — blitzt es durch die Nacht.
Die Kugel traf ein treues Herz,
Für Beide war nun aus der Schmerz.
Ade, du Heldenmaid!
Dich hat der Tod gefreit!

M. F. Chemnitz.

Mannigfaltigkeiten.

Nach dem von Dr. Wilh. Stricker in Frankfurt a/M. veröffentlichten ärztlichen Nekrologe pro 1863 sind in diesem Jahre nachfolgende berühmte Aerzte und Naturforscher gestorben: Hofrath Dr. E. A. Pech, Professor der Chirurgie an der Akademie zu Dresden; zu Jena der Professor der Chemie K. Lehmann in Montreux (Abendberg) Dr. Gugenbühl; in Kopenhagen Professor Chr. Dan. Fedr. Eschricht; der Direktor der Irrenanstalt zu Siegburg Dr. Hoffmann durch Selbstmord im Rhein; in Florenz der Astronom Giov. Batt. Amici; in Wau, Zentral-Afrika, der Begleiter Heuglin's, Dr. H. Steudner; in Frankfurt am Main der Physicus primarius und Stadtgeburtshelfer Dr. J. M. Mappes und in Leipzig der Professor Dr. Jul. Clarus. Zu Kreuznach der Gründer der dortigen Badeanstalten, geh. Sanitätsrath Dr. J. E. P. Prieger. In Rom Valentini und in Liebenstein der Bonner Professor Dr. Herm. Ludw. Kilian. Der berühmte Chemie-Professor Dr. Mitscherlich in Berlin und Professor Th. Martius in Erlangen. In Postelberg der k. k. pens. Stabsfeldarzt Dr. Franz Maschka, welcher schon unter Laudon diente, achtundneunzig Jahre alt. Der berühmte Operateur Dr. Wutzer in Bonn und Obermedizinalassessor Dr. Fiedler in Kassel mit Hinterlassung von Stiftungen im Betrage von 140,000 Thlr. In Karlsruhe Seubert, in Königsberg Hayn und in Breslau Kroeker, sämmtlich Sanitätsräthe. In Paris der Militärarzt Louyer-Villermay; in Bonn der Astronomie-Professor Aug. Beer; endlich in Leipzig Kühn und in Amsterdam Vrolik, beide Professoren; in Stuttgart Hofrath Dr Elsässer, und zu Magdeburg Dr. Fock Oberarzt des dortigen Krankenhauses.

[Geistesgegenwart eines Mädchens.] Kürzlich kehrte Abends in das Wirthshaus zu Sehnschütz (Böhmen) ein Taglöhner aus einem benachbarten Dorfe ein. Nachdem er seine Zeche bezahlt, verließ er gegen 9 Uhr die Wirthsstube; anstatt jedoch aus dem Hause zu gehen, schlich er sich in die Wirthswohnung im ersten Stockwerke, wo er sich versteckte. Nachts 1 Uhr, als er glaubte, daß die Wirthsleute in festen Schlaf versunken seien, trat er aus seinem Versteck hervor. Die Wirthin bemerkte, daß es nicht geheuer sei und rief ihrem Manne zu, es seien Diebe da. Schon war der unheimliche Gast beim Bette des Wirthes und schlug auf denselben mit einem Knittel los, so daß der Wirth sogleich die Besinnung verlor. Die Wirthin sprang herbei und rang mit dem Gewaltthätigen, um ihren Mann von ferneren Mißhandlungen zu schützen, war jedoch zu schwach hiezu; der Fremde erwehrte sich ihrer, nachdem er ihr einige Bisse beigebracht. Da hatte die erwachsene Tochter die Geistesgegenwart, hinauszueilen, um einen Strick zu holen. Geschickt warf sie sodann den Strick dem Raublustigen um den Hals, riß ihn zu Boden, überwältigte und band ihn hierauf unter Beihülfe ihrer Mutter. Der Thäter wurde am Morgen zum Bezirksamt nach Czaslau transportirt. Der Wirth liegt schwer verwundet und gänzlich verunstaltet am Krankenbett.

In der Pariser photographischen Gesellschaft legte Hr. Fox-Talbot Proben von photographisch hergestellten abdruckfähigen Stahlplatten vor, welche durch ein völlig neues, vorläufig geheim gehaltenes Verfahren erzeugt sind, und sich namentlich dadurch auszeichnen sollen, daß bei ihrer Herstellung durchaus keine Retouche angewendet wurde. Die Platten sollen fünftausend brauchbare Abdrücke geben. Die vorgelegte Probe fand Beifall.

Geschichtskalender. 10. Juni 1809. Proklamation der neuen römischen Verfassung, nach welcher Rom als freie Reichsstadt erklärt und anstatt des Krummstabes der französische Adler aufgehängt wird.

— 1813. Napoleons Ankunft in Dresden.

— 1815. Wiener Kongreßprotokoll über die Abtretung Salzburgs, des Inn- und Hausrückviertels an Oesterreich und dagegen Garantie des Heimfalls der Rheinpfalz an Bayern.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 139 Samstag, 11. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Es ist immer etwas Gewagtes, den Gang der Ereignisse zu beschleunigen, und führt selten etwas Anderes als Unglück herbei.

Beim Mittagstisch fiel das Gespräch auf die Studentenzeit Casterton's und Sidney's. Der Gegenstand zog Edwin an. Er wurde lebhaft und bald war man von den glücklichen Jahren in Oxford auf diejenigen gekommen, wo Edwin zum Erstenmale in's Ausland reiste.

„O, das war eine herrliche Zeit!" rief er aus. „Damals streifte ich frei und glücklich umher ohne ein bestimmtes Ziel; ich folgte nur den Befehlen der Laune und ruhte, wo ich Nahrung für meine Forschbegierde oder Aussicht auf ein pikantes Abenteuer fand. Ich möchte meine halbe Lebenszeit geben, um diese Jahre noch einmal durchleben zu können: doch sie sind verschwunden und werden niemals wiederkehren!"

„Warum nicht?" fragte Elvira.

Edwin wendete sich zu ihr und betrachtete sie mit einem kalten Blicke.

„Wenn man sich verheirathet, so hat man von der umherirrenden Lebensweise Abschied genommen; wenn man aus einem armen Edelmanne in einen reichen Mann umgewandelt wird, hat man Pflichten übernommen, die einen an die Scholle, welche Vaterland heißt, binden, und man hat in diesen beiden Eigenschaften seine Freiheit verloren."

„Und Edwin bedauert den Verlust derselben?" fragte Elvira mit flammenden Wangen.

„Ich bedauere stets die Verluste, welche ich erlitten habe," erwiderte Edwin.

Elvira's Augen blitzten. Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, wurde aber von Sidney gehindert, welcher zu Edwin sagte:

„A propos, Verluste! Du weißt vielleicht noch nicht, daß ich meine Isabella verloren habe?"

Die Marquise begann nun von dem schönen Thiere zu reden, und Sidney führte das Gespräch so, daß Elvira keine Gelegenheit fand, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen.

Als man das gestorbene Pferd hinlänglich abgehandelt hatte, wendete die Marquise sich an Elvira mit den Worten:

„Ich kenne ein ausgezeichnet angenehmes Mädchen, früher Kammerjungfer bei der Herzogin von —shire, die ich Dir zu empfehlen wünschte. Die Schwedin, welche Du jetzt hast, ist allzu alt zu einer solchen Stelle; Du mußt sie ruhen lassen. Sie ist ja Deine Wärterin gewesen von Deiner Kindheit an?"

„Ja, und darum würde es mich tief schmerzen, wenn ich gezwungen sein sollte, mich von ihr zu trennen", antwortete Elvira.

„Das finde ich ganz natürlich und verlange es auch nicht, sondern nur, daß Du Dir eine junge Kammerjungfer nimmst und die ältere ihr Alter ruhig in Deinem Hause verleben lässest. Alle Casterton's haben für ihre alten Diener Sorge getragen."

Die Marquise erhob sich vom Tische. Elvira folgte ihrem Beispiele.

Edwin und Sidney blieben nach alter englischer Sitte sitzen. Als Elvira und die Marquise in den kleinen Salon hinauskamen, erklärte die Letztere, daß sie sich nicht ganz wohl befände. Sie fühlte sich müde, und Elvira rieth ihr, Ruhe zu suchen. Die Marquise zog sich auch in ihre eigenen Zimmer zurück, und Elvira wollte sich in die Bibliothek begeben, um sich ein interessantes Buch zu wählen.

Kaum war die Marquise aus dem Zimmer, als Elvira, anstatt in die Bibliothek zu gehen, sich in den an den Speisesaal gränzenden großen Salon begab.

Sie hatte beschlossen, das Gespräch zwischen Sidney und Edwin zu belauschen. Vielleicht redeten sie von ihr, und da konnte sie Gewißheit erhalten über dasjenige, was jetzt ihre Gedanken beschäftigte und ihre Seele peinigte. Sie schlich sich zu der Thür, welche in den Speisesaal führte. Dieser war hell erleuchtet, in dem großen Salon dagegen, in welchem sie sich befand, herrschte eine völlige Finsterniß.

„Deine Art und Weise, die Handlungen der Marquise aufzufassen, ist falsch," hörte sie Sidney sagen, „und wenn Du meinst, Du könntest sie nicht billigen, so darfst Du doch wieder nicht so weit gehen, daß Du ihnen so unedle Motive unterschiebst, als hätte sie sich einzig und allein von ihrem Hasse gegen die Gräfin Mourville, die Verwandte Deiner Mutter, leiten lassen.

So kleinlich ist sie nicht. Du mußt bedenken, daß sie während ihres ganzen Lebens dem Gefühle getreu geblieben ist, das sie an Deinen Vater fesselte. Wer so geliebt hat, der kann sich unmöglich von einem eben so dummen als lächerlichen Unwillen beherrschen lassen. Der Eindruck, den Dein ungeregeltes Leben auf sie machte, sollte Dich aufklären, daß sie nur ein Ziel gehabt hat — Dein Glück.

„Ich wäre undankbar, wenn ich das Gegentheil behauptete," erklärte Edwin; „nichtsdestoweniger aber hat sie einen groben Fehlgriff begangen. Das Glück und ich sind durch ihre Fürsorge auf ewig von einander getrennt worden."

„Casterton! wie kannst Du so reden?" rief Sidney aus. „Wer, wie Du, ein schönes, liebenswürdiges und reich begabtes Kind zur Frau bekommen hat, handelt sündhaft, wenn er das thut. Es ist kaum möglich, sich an der Seite eines Weibes, wie Lady Casterton, das Unglück zu denken. Unbedingt wirst Du sie lieben, früher oder später."

„Werde ich?" fiel Edwin ein mit einer höhnischen Betonung. „Daß werde ich aber dennoch nicht. Mein höchster Wunsch in diesem Augenblicke ist, die Bande zerreißen zu können, welche mich an sie fesseln. Daß sie schön ist, will ich nicht bestreiten, da ihr Gesicht mir so vorkam, als ich sie zum Erstenmale sah; daß sie liebenswürdig ist, habe ich aber noch nicht bemerken können; daß sie reich begabt ist, werde ich zu erforschen nie der Mühe werth erachten. Für mich ist sie nur das Glied, welches Edwin Casterton mit dem Vermögen verbunden hat, ohne welches die Lordschaft eine eben so narrenhafte als lächerliche Bürde ist. Lieben kann ich sie nicht; aber Du kannst überzeugt sein, daß, als ich mich aus Stolz dazu verurtheilte, das Leben an der Seite eines Weibes hinzuschleppen, ich mir auch selbst das Gelübde gab, dieses Weib mit aller dieser Ritterlichkeit zu behandeln, welche sie zu fordern berechtigt ist. Wird dieser Zwang allzu drückend, so . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner's Uniform.

(Fortsetzung.)

Noch manches Lied wurde gesungen und manches Glas auf das Wohl des Vaterlandes und auf den glücklichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes geleert. Als die Begeisterung ihren höchsten Grad erreichte, erschien noch der jüngere Bruder Lützow's, Namens Wilhelm, mit der Nachricht, daß am nächsten Tage das ganze Freikorps ausrücken und sämmtliche Theilnehmer dabei im vollen Waffenschmucke erscheinen sollten, um den kirchlichen Segen in feierlicher Weise zu empfangen. Diese Botschaft mahnte die fröhliche Gesellschaft zum schleunigen Aufbruch, da jeder sich für morgen zu rüsten hatte. Dem Einen oder dem Andern fehlte noch dieß oder jenes Waffenstück, irgend ein Theil der kriegerischen Garderobe, da es unmöglich war, bei dem großen Andrange der Freiwilligen das Nöthige sogleich herbeizuschaffen. Am übelsten aber war Theodor selbst daran, da er im Eifer seine Equipirung vergessen hatte und nicht einmal die nöthige Uniform besaß. In seiner Verlegenheit wandte er sich an Friesen, dem er seine Lage mittheilte, die um so peinlicher für ihn war, da er unter keiner Bedingung bei der Einsegnung der Lützower fehlen wollte. Beide Freunde eilten jetzt von einem Schneider zum andern, aber Keiner wollte sich dazu verstehen, in so kurzer Frist die gewünschte Uniform anzufertigen, indem Alle vollauf beschäftigt waren und keine neue Arbeit mehr annehmen konnten. Umsonst verschwendete der ungeduldige Dichter und sein Freund ihre ganze Ueberredungskunst, vergebens gaben sie die besten Worte, boten sie den höchsten Preis; die vielbeschäftigten Breslauer Kleiderkünstler blieben unerbittlich, überhäuft mit älteren Bestellungen.

„Hier kann nur Frau v. Lützow helfen," tröstete Friesen den verzweifelnden Theodor. „Sie ist in der That einer gütigen Fee zu vergleichen, die Wunder thun und das Unmögliche möglich machen kann."

Auf seinen Rath eilte der Dichter sogleich zu der holden Frau, um ihr seine Noth zu klagen und ihren Beistand zu erbitten.

„Ich will sehen," sagte sie lächelnd, „ob ich Ihnen die gewünschte Uniform verschaffen kann. Hier im Hinterhause wohnt ein Schneider, dessen Bekanntschaft ich neulich gemacht habe, als ich Lützows Uniform von ihm in Stand setzen ließ. Vielleicht gelingt es mir, ihn zu rühren; jedenfalls kann der Versuch nichts schaden."

Obgleich es schon dunkelte, begab sich die liebenswürdige Dame mit ihrem Schützling nach der Wohnung des wackeren Meisters, die drei Treppen hoch in dem schmutzigen Hofe lag. Dort saß der ehrsame Schneider in seiner niedrigen Werkstatt bei der Arbeit, während seine Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren. Meister Hüberlein war nämlich verliebt bis über die Ohren und zugleich sehr unglücklich, da der Vater seiner geliebten Louise ihm nichts weniger als günstig gesinnt war. Dieser war nämlich der Wirth des Hauses, ein wohlhabender Bierbrauer und Schenkwirth, nebenbei ein ächter Patriot, der am liebsten mit ins Feld gezogen, wenn er nicht schon zu alt gewesen wäre. Mit Verachtung schaute er daher auf den armen Schneider, dem er keine besondere Courage zutraute, obgleich der tapfere Derflinger, der es sogar bis zum brandenburgischen Feldmarschall gebracht hatte, doch auch nur ein Schneidergesell gewesen war. So mächtig war aber sein Vorurtheil gegen die ehrsame Schneiderzunft, daß er geschworen hatte, nun und nimmermehr seine Tochter

Digitized by Google

einem windigen Schneider zu geben. Darob empfanden die beiden Liebenden großes Herzeleid, da sie unter keiner Bedingung von einander lassen wollten. Sie schwuren sich gegenseitig ewige Treue und weinten dabei so sehr, daß es hätte einen Stein rühren müssen, obgleich sich der Bierbrauer keineswegs rühren ließ.

Gerade als nun Meister Hüberlein seinem Liebesgram nachhing und allerlei Todesgedanken in seiner melancholischen Seele aufstiegen, klopfte es an seine Thür. Auf sein lautes „Herein!" traten Frau von Lützow und Theodor in die Stube. Die Erscheinung der schönen, vornehmen Dame, die er bereits kannte, überraschte ihn zu so später Stunde so sehr, daß er mit einem kühnen Satze von seinem Arbeitstische sprang. Schnell griff er nach dem nächsten Sessel, warf die darauf liegenden Sachen auf den Boden und bat sie, sich niederzulassen. „Was verschafft mir die hohe Ehre?" fragte er voll Staunen und Verwunderung.

„Lieber Herr Hüberlein," sagte Frau von Lützow. „Sie können mir einen großen Gefallen thun."

„Alles, was in meinen Kräften steht. Die Frau Majorin waren immer so gütig."

„Sie sollen dem Herrn hier Maß nehmen zu einer Uniform, die aber bis morgen früh fertig sein muß."

„Unmöglich. Es thut mir leid, aber ich bin es wirklich nicht im Stande. Da liegt noch ein Rock, den ich versprochen habe, bis morgen abzuliefern. Es ist mein bester Kunde."

„Fordern Sie, was Sie wollen. Der Preis ist uns ganz gleich."

„Und wenn Sie hundert Thaler bieten, gnädige Frau, ich kann nicht."

„O! ich weiß, daß Sie es möglich machen können, wenn Sie nur die Nacht zu Hülfe nehmen wollen."

„Ich bin nur ein Mensch und muß auch meine Ruhe haben, wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe."

„Bedenken Sie, daß Sie wirklich dem Vaterlande ein Opfer bringen, wenn Sie die Uniform zur bestimmten Zeit abliefern. Morgen sollen die Freiwilligen ausrücken und eingesegnet werden. Der Herr hier darf und kann nicht zurückbleiben. Er ist von Wien hierher geeilt, hat Alles verlassen, um in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten. Wollen Sie ihn abweisen?"

„Ich würde ja gern die Arbeit übernehmen, wenn es nur möglich wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Auf Gettsburg's Schlachtgefilde *).

Auf Gettsburg's Schlachtgefilde, verlassen von der Welt
Liegt mit dem Tode ringend, — dahingestreckt ein Held.

So sehr der Durst ihn quälet, — so sehr die Wunde brennt, —
Sein Herz der Heimath denkend, noch tief're Schmerzen kennt.

Aufrichtend sich mit Mühe, sucht die zerschossene Hand
Ein Heiligthum, — ein Bildchen, verborgen im Gewand.

Lang hat er es betrachtet, — dann an den Mund gedrückt, —
Das Auge schon gebrochen, es liebend noch anblickt.

Zuletzt führt er's zum Herzen, — dann fand er endlich Ruh,
Es war, als küßten Engel ihm still die Augen zu.

So lag er stumm und friedlich, — ein Held der Union! —
Das Bild auf seinem Herzen, — das kleine Medaillon. —

Was war's, das letzte Sorge, — ihm letzte Labsal war? —
„Daheim fern über'm Meere ein lieblich Kinderpaar!"

Friedrich Friedreich.

*) Illustration in Frank Leslies „Illustrirte Zeitung" Nr. 384. New-York, 2. Januar 1864.

Mannigfaltigkeiten.

[Jean Reboul †.] Der bekannte französische Lyriker Jean Reboul ist am 29. Mai in seiner Vaterstadt Nimes, wo er 1796 von wenig bemittelten Eltern geboren ward, gestorben. Er hat zeitlebens das Bäckerhandwerk betrieben und von seiner Hände Arbeit Frau und Kinder ernährt. Seine erste Sammlung seiner Poésies erschien 1836 mit einer Vorrede von A. Dumas und einem Schreiben von Lamartine, welch' Letzterer offenbar sein Vorbild war. Im Jahre 1839 erschien „Le dernier jour, poëme en dix chants". Seine neuesten Dichtungen sind in den Poésies nouvelles (1846) zusammengestellt. Seitdem sein Name bekannter geworden, hatte er verschiedene Anträge erhalten, nach Paris, wo er der literarischen Beschäftigung erfolgreicher sich widmen könne, überzusiedeln, aber er wies diese Anerbietungen alle von der Hand, was um so bemerkenswerther ist, als er weniger auf dem Gebiet der Volksdichtung, als dem der Kunstpoesie stand. Er zeichnete sich mehr durch Gewandtheit des Ausdruckes und eine weiche Stimmung, als durch originelle Tiefe des Gedankens aus. Im Jahr 1848 war er Abgeordneter des Gard-Departements in der konstituirenden Nationalversammlung, wo er sich indessen nicht weiter bemerklich machte.

[Eine unangenehme Scene.] Der Feuilletonist eines Wiener Blattes erzählt Folgendes: „Eine Dame aus der eleganten Welt Wiens hatte ihren Herrn Gemahl in gegründetem Verdacht, daß er seine freien Stunden nicht in dem Kaffeehause zubringe. Man kann sich aus Rücksicht für die Damenwelt unmöglich zarter ausdrücken. Nun will aber die Dame ihrem Gemahl weder nachgehen, noch nachfahren, sie kommt

Digitized by Google

auf folgende Idee: Da ihr Herr Gemahl sich immer desselben Fiakers bedient, so läßt sie eines Tages einen Komfortable kommen, steigt mit einer Reisetasche in denselben und fährt auf den Standplatz des Fiakers. Dort steigt sie aus, entläßt den Komfortable und fragt: „Wer von Euch fährt gewöhnlich den Herrn v. N.?" — „Euer Gnaden, ich," antwortete sogleich einer der Rossebändiger. „Nun, lieber Freund, denken Sie sich, ich bin die Schwester seiner Geliebten, komme so eben von Graz an, habe die Adresse meiner Schwester verloren, erinnere mich aber zum Glück, daß Hr. v. N., als er einst in Graz war, mir gesagt, daß er alle Tage von diesem Platze wegfährt, wenn er sie besucht. Wollen Sie mich wohl hinfahren?" „Versteht sich," antwortete der nichts Arges ahnende Fiaker, läßt die Dame einsteigen und bringt sie bis zum Hausthor, wo er ihr aus dem Wagen hilft und ein dienstfertiges „Im zweiten Stock" nachruft. Daß es unter diesen Umständen der Frau ein Leichtes war, die gewünschte Scene herbeizuführen, läßt sich denken, der erzürnte Gemahl hat seinen Fiaker abgedankt, und dieser, der bis dahin unter seinen Kameraden den Spitznamen „Minister" hatte, ist jetzt zum „Plauder-Poldi" degradirt worden.

Aus Chambery werden der „A. Z." Details über die neuesten Fortschritte der Durchstechungsarbeiten am Mont-Cenis mitgetheilt, welche das Gelingen dieses Wunderwerks der modernen Industrie in nicht gar ferner Zeit bestimmt vorhersagen lassen. Im Februar schritten die Arbeiten des kleinen Ganges um 38 Meter vorwärts. Am 1. März war man im Ganzen 1370 Meter eingedrungen. Im März war die Natur des Gesteins sehr günstig, so daß die Maschine fast durchgängig nicht mehr als 5 Stunden brauchte, um 80 Löcher von je 1 Meter Tiefe zu schlagen. So hatte man am 1. April 1416 M. erreicht, wozu bis zum 16. April noch 23 M. kamen, so daß die Länge des erschlossenen Ganges bis dahin 1439 Meter betrug. In nächster Zeit sollen die gebrauchten Maschinen modifizirt und soll auch die Oberfläche des Profils, welche gegenwärtig 3,20 M. in der Höhe und 3 M. in der Breite enthält auf 2,40 M. nach beiden Dimensionen ermäßigt werden. Bisher mußte man 9,60 Kub.-Met. abarbeiten, um einen Linear-Meter fortzuschreiten, nach der angegebenen Reduktion wird man 3,84 K.-M. gewinnen, und da das unermüdliche Genie des Kommandeurs Sommeiller die Maschine noch immer verbessert, so wird von nun an das Fortschreiten fast um die Hälfte rascher gehen.

[Ein moderner Orpheus.] Ein Abenteuer des Tenoristen Guglielmi in Neapel, der Briganten in die Hände fiel und sie durch seine Stimme bezauberte, wird jetzt von neapolitanischen Blättern mit ausführlichen Details erzählt. Dem „Nomade" entnehmen wir, daß Guglielmi auf der Fahrt nach Potenza, wohin er für die Karnavalsstagione engagirt war, von Briganten überfallen wurde. Eine Verdi'sche Arie (ob freiwillig, ob gezwungen angestimmt, wird nicht gesagt) erweichte die wilden Gemüther. Der Sänger wurde mit Gunstbezeugungen aller Art überhäuft, aber — in einen Käfig gesperrt. Er mußte nämlich zwei Wintermonate und noch einen Theil des Frühlings bei den Briganten zubringen. Aus dieser Gefangenschaft hat er reiche Geschenke, aber auch ein früh ergrautes Haar zurückgebracht, eine Metamorphose, über die sich der erst fünfundzwanzigjährige Sänger nicht zu trösten vermag.

Räthsel.

Kennst du den Hochmuthsnarren schon,
Der immer strebt hervorzuragen?
Kennst du den listigen Spion,
Der das Geheimste will erjagen?
Den kecken Frager voller Hohn,
Der munter abtrumpft alle Fragen?
Kennst du den Prasser voll Begierde,
Der stets nach schärfern Würzen spürte?
Du kennst ihn wohl, er wohnt bei dir,
Und nimmer willst du ihn entbehren,
Er hütet wachsam dir die Thür,
Er muß dich leiten, dich belehren,
Du hältst ihn stolz für eine Zier,
Wirst stets ihn pflegen und verehren;
Doch hast du einmal ihn bekommen,
So ist dir aller Muth benommen.

Auflösung der Charade in Nro. 136:
Schneeball.

Geschichtskalender. 11. Juni 1526 schließen der Papst, Venedig, Mailand, Frankreich und England gegen Karl V. den Bund der heiligen Ligue.

— 1569. Pfalzgraf Wolfgang, Stifter der fünf Spezial-Linien von Neuburg, Zweibrücken, Sulzbach, Hilpoltstein und Birkenfeld, stirbt.

12. Juni 1809. Eine bayerische Heeresabtheilung unter General Erasmus Deroy entsetzt die vom Kommandanten, Oberstlieutenant Max Eicher tapfer vertheidigte Festung Kufstein.

— 1813. Kaiser Franz langt in Gitschin an. — Alle Streifpartheien sollen nach Artikel 10 des Waffenstillstandes an diesem Tage auf das rechte Elbufer zurückgewichen sein.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Waltandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 140 Montag, 13. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„O, Casterton!“ fiel Sidney ein; „wie bitter bereue ich es jetzt, daß ich ein einziges Wort in Deiner Heirathsgeschichte gesagt habe! Mich peinigt der Gedanke, daß ich die Ursache gewesen bin zur Vereinigung Deines Schicksals mit dem ihrigen, und daß ich also, wenn auch unfreiwillig, Antheil gehabt habe an dem unglücklichen Loose, das auf sie gefallen ist. An der Seite eines Mannes zu leben, den sie liebt, und der sie nicht wieder liebt, muß bitter werden.“

„Du brauchst Dich gar nicht zu beunruhigen, denn sie liebt mich eben so wenig, wie ich sie liebe.“

„Ein reiches, junges und schönes Mädchen heirathet nicht, wo nicht aus Liebe.“

„Es geschieht aber doch bisweilen. Meine Frau hat mich darum gewählt, weil sie eine vornehme Dame zu werden wünschte. Wäre ich alt, häßlich und verabscheuungswürdig gewesen, so hätte das gar nichts bedeutet, wenn ich nur ein Lord gewesen wäre. Also stehen unsere Rechnungen völlig gleich. Elvira Bromér, die Tochter eines Kaufmanns von geringem Ansehen, nahm den Edwin Casterton einzig und allein zu ihrem Manne, weil sie eine Lady zu werden wünschte, und ich — ich heirathete das ehrgeizige Mädchen, um dem Befehle der Marquise zu gehorchen. Nun frage ich: glaubst Du wirklich, daß ein Wesen, das aus Eitelkeit eine Verbindung für das Leben schließt, den Mangel an Liebe empfinden wird? Nein, eben so wenig, wie Du den Genuß des Mordens vermissen kannst. Wäre ich einer von diesen normalen Charakteren, der zu Hause an dem häuslichen Heerde sich wohl befinden könnte, so würde unser Zusammenleben vielleicht erträglich werden. Nun aber ist das nicht denkbar, weil es eine drückende Last für mich sein muß, unter welcher ich mein Leben seufzend hinschleppe.“

„In solchem Falle wirst Du ganz gewiß nicht anstehen, Deine Ehe aufzulösen?“

„Es sieht fast so aus, mein Freund, als ob Du meinen Charakter gar nicht kenntest. Durch mich wird unsere Ehe nie aufgelöst. Da wäre meine ganze Ehe nur ein Betrug gewesen, durch welchen ich mir den Reichthum der Marquise zu erschleichen gesucht hätte. Nein, hat sie mich dazu gezwungen, so bin ich wirklich ein so ehrlicher Kerl und auch stolz genug, um vor ihr und vor der Welt die Rolle eines glücklichen Ehemannes zu spielen. Das Gehaltlose in meinem häuslichen Glücke brauchen weder die Marquise noch Andere zu kennen. Ich hoffe außerdem, daß meine Frau, obgleich ganz unbekannt mit den Sitten der höheren Kreise, dem Namen, nach welchem sie getrachtet hat, auch Achtung erzeigen wird. Dieß ist auch das einzige, was ich von ihr fordere.“

„Vielleicht aber dürfte ihr gerade dieses Einzige sehr schwer werden,“ wandte Sidney ein. „Wenn sie des Glückes der Liebe entbehrt, so ist es leicht verzeihlich, wenn sie dieser Achtung vergißt, indem sie auf das Glück fahndet, das sie vergeblich an Deiner Seite gesucht hat. Die Zärtlichkeit, welche Du ihr weigerst, werden Andere dem schönen Weibe doppelt und dreifach zollen.“

„Du vergissest, daß diejenige, welche sich aus Hochmuth verheirathet hat, nicht gut ein Herz besitzen kann. Glänzen und verdunkeln, sieh das ist ihr Verlangen! Da sie im Besitz der Vorzüge ist, durch welche sie diesen ihren Wunsch befriedigen kann, so wird sie sich glücklich fühlen, unbekümmert um alles Uebrige, und gleichgültig gegen alle Forderungen des Herzens. Nach einigen Jahren hat sie vielleicht ihre bürgerliche Weise abgelegt und sich diejenige angeeignet, welche ihrem Stande zukommt. Da wird man im Gesellschafts-Leben ihr schmeicheln, und sie wird in vollen Zügen die Vortheile genießen, für welche sie sich geopfert hat.“

„Du beurtheilst sie eben so unrichtig, wie vorhin die Marquise. Lady Casterton hat mehr Herz, als die meisten ihres Geschlechtes.“

„Du willst Dir schlechterdings einbilden, daß sie mir ihre Hand aus Liebe geschenkt hat. In diesem Falle ist ihre Neigung ganz plötzlich entstanden, da wir nicht mehr als dreimal zusammengewesen waren, als ich ihr Jawort erhielt.“

„Sie hatte Dich wohl schon früher gesehen und war von Deinem Aeußern eingenommen worden; denn wäre es nur um des Namens willen gewesen, warum nahm sie da nicht mich, als ich ihr meine

Digitized by Google

Hand antrug?" wendete Sidney mit fester Stimme ein."

„Hast Du Elviren Deine Hand angetragen?" rief Edwin aus.

„Ja, das habe ich, sie aber schlug mein Anerbieten aus."

Es entstand eine Pause. Edwin unterbrach dieselbe.

„Und warum thatest Du das?" fragte er.

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich sie liebte. Und nun, Casterton! nachdem ich Dir das gesagt habe, mußt Du einsehen, daß ein mächtigeres Motiv, als Eitelkeit und Stolz, sie an Dich fesselt. Ich bin vollkommen überzeugt, daß sie Dich liebt, daß sie gepeinigt wird von einer geheimen Unruhe darüber, daß sie nicht geliebt ist."

„Du täuschest Dich! Sie spielt nur eine Rolle," erklärte Edwin. „Angenommen aber, daß dem so wäre, was weiter? Ich werde sie dennoch niemals lieben."

„Edwin! gib Acht auf Deine Worte und merke, daß noch niemals eine junge und einnehmende Gattin ihren Mann vergeblich geliebt hat. Früher oder später bemächtigt sie sich seines Herzens."

„Möglich; aber nie geschieht das mit mir. Und nun laß uns endigen! Von ganzer Seele beklage ich, daß das Weib, welches Du geliebt hast, meine Frau ist, und daß ich wider meinen Willen Dir Dein Glück gestohlen habe!"

Die Stühle wurden gerückt, und in demselben Augenblicke trat ein Bedienter herein, der Mylord ersuchte die Marquise mit seinem Besuche zu beehren, weil sie mit ihm zu reden wünschte.

Gleich darauf trat Lord Casterton in den Salon und ging an Elvira vorüber, als er sich zu der Marquise begab.

Still wie ein Geist schlich sich Elvira hinauf in ihre Zimmer.

XII.

Edwin's Kammerdiener war am folgenden Morgen eben mit dem Ordnen der Haare seines Herrn beschäftigt, als ein Billet von Mylady an den Lord abgegeben wurde.

Etwas erstaunt darüber, daß seine Frau an ihn schrieb, da sie doch wußte, daß er, seiner Gewohnheit gemäß, sich eine halbe Stunde vor dem Lunch bei ihr einzufinden pflegte, entfaltete Edwin den Brief und durchlief die wenigen Zeilen.

„Mylord!" schrieb Elvira, „ich ersuche Sie, mir die Artigkeit zu erzeigen und mich zu besuchen, sobald Sie dieses entgegen genommen haben. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, ehe wir mit der Marquise zusammentreffen. Elvira."

Edwin betrachtete die Handschrift, steckte den Brief in die Tasche und dachte:

„Was kann sie mir zu sagen haben? Irgend eine Bagatelle, die in ihren Augen Wichtigkeit hat?"

Einige Minuten später trat Edwin bei seiner Frau ein.

Er fand Elvira in ihrem Boudoir mit dem Einlegen der Juwelen in ihr Etuis beschäftigt. Bei Edwin's Eintreten beendigte sie diese Beschäftigung, um ihn zu begrüßen.

„Sie werden entschuldigen, daß ich Sie bemüht habe, Mylord!" sagte sie. „Aber es ist nothwendig, daß wir uns gegen einander erklären, da wir jetzt das Haus Ihrer Tante verlassen werden."

Elvira schob ihm einen Fauteuil hin. Edwin wunderte sich, daß sie ihn Mylord nannte.

„Ich betheuere, daß ich mit Freuden dem Rufe folge," versicherte er artig. „Der Ruf von einer jungen, einnehmenden Gattin ist stets willkommen."

Ich bitte: seien Sie nicht verschwenderisch mit so vielen artigen Phrasen, die Sie nicht ernstlich meinen;" unterbrach ihn Elvira. „Was ich zu sagen habe, kommt in diesem Falle in einen allzu großen Kontrast zu Ihren Worten. Was ich zu reden denke, ist nämlich die Sprache der Wahrheit."

„Ein kühnes Unterfangen!" murmelte Edwin.

„Ich habe gewagt, was noch gefährlicher war," sagte Elvira mit einem sonderbaren Lächeln. „Doch das gehört nicht hierher. Wovon ich handeln wollte, das betraf unsere Abreise von hier. Sie denken nach Casterton zu reisen, nicht wahr?

„Ja, ich hatte gedacht, daß wir dort einige Zeit verleben würden."

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner's Uniform.

(Fortsetzung.)

„Thun Sie es mir zu Gefallen," bat die Dame so dringend und freundlich, daß der Schneider kaum zu widerstehen vermochte. „Ich werde Ihren Dienst nicht vergessen, und wir wollen Beide Ihnen für immer dankbar sein."

„Ja!" rief der Meister unwillkürlich, „wenn die Frau Majorin ein gutes Wort für mich einlegen wollte, da könnte ich mich auch vielleicht entschließen."

„Reden Sie, was kann, was soll ich für Sie thun?"

„Ich weiß," antwortete der Schneider zögernd, „daß Sie Alles bei dem Wirth des Hauses gelten, er verehrt Sie und betet Sie wie einen Engel an."

„Nun?" fragte Frau Lützow, da der Meister nicht mit der Sprache herausrücken wollte.

„Ich liebe seine Tochter, die Sie ja kennen und Louise liebt mich auch, aber der Alte will durchaus

Digitized by Google

nicht, seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben, weil — weil ich nur ein Schneider bin."

„Und wie vermag ich Ihnen dabei zu helfen?"

„Wenn Sie für mich sprechen wollten, so bin ich fest überzeugt, daß er mir Louise nicht länger verweigern wird."

„Aber zuvor muß ich doch die Gründe seiner Weigerung kennen. So viel ich weiß, ist der Brauer ein verständiger Mann, der sich nicht an dem Umstand stoßen kann, daß Sie zufällig Schneider sind, da es Ihnen weder an Kundschaft noch an gutem Rufe fehlt."

„Das ist ja eben die verwünschte Geschichte. Der Brauer ist einmal nicht von dem Vorurtheil abzubringen, daß ein Schneider keine Courage hat. Er verlangt von mir, daß ich Alles stehen und liegen lasse und mit den Andern in den Krieg ziehe. Es wäre eine Schande, meint er, wenn ein junger Mann mit gesunden Gliedern nicht mit ins Feld zieht, um das Vaterland befreien zu helfen."

„Da kann ich ihm allerdings nicht Unrecht geben. In diesem Augenblicke muß jeder wackere Mann sich selbst zum Opfer bringen, und alles Andere schwinden lassen, wie hier mein junger Freund gethan, der eine glänzende Stellung, eine geliebte Braut aufgegeben hat, um dem bedrängten Vaterland zu Hülfe zu eilen."

„Wie, das hätten Sie gethan?" fragte der Schneider, zu Theodor voll Bewunderung gewendet.

„Und ich glaube," erwiderte dieser voll Begeisterung, „noch lange nicht genug gethan zu haben. Unser Blut, unser Leben gehört dem Vaterlande. Pfui über den Feigling, der zurückbleibt, wenn der Ruf der Freiheit schallt! Die große Stunde hat geschlagen, wo das Volk sich gegen seinen Feind erhebt. Um die Fahne des Königs sammelt sich Jung und Alt, Arm und Reich. Der Bauer verläßt seinen Pflug, der Arbeiter seine Werkstätte, der Gelehrte seine Studierstube, Niemand darf sich ausschließen, wo es die höchsten Güter des Lebens gilt. Und hätte ich tausend Leben, ich würde sie mit Freuden für die heilige Sache des Vaterlandes opfern."

Eine tiefe Stille herrschte nach dieser Rede Theodors, dessen Augen von überirdischem Glanze leuchteten, während seine Wangen von edlem Eifer glühten. Die Majorin saß tief ergriffen da und streckte ihm die weiße Hand entgegen, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen preßte. Der Schneider war wieder von seinem Arbeitstische, auf dem er sich niedergelassen, aufgesprungen, unwillkürlich begeistert von den kräftigen, flammenden Worten des Dichters.

„Sie sollen Ihre Uniform haben und müßte ich auch morgen kein Glied rühren und die ganze Nacht nicht schlafen können. Verlassen Sie sich darauf."

„Und ich will," sagte die Frau von Lützow freundlich, „mit dem Vater Ihrer Geliebten sprechen und versuchen, ihn günstiger zu stimmen."

„O! das wird wohl nicht nöthig sein," erwiderte der Schneider mit eigenthümlichem Lächeln.

Am nächsten Tage rückte die Lützow'sche Freischaar aus Breslau und marschirte nach dem nicht weit entfernten schlesischen Gebirgsstädtchen Zobten, wo die feierliche Einsegnung stattfinden sollte. Mitten unter den tapferen Kampfgenossen ging Theodor in seiner neuen Uniform, welche der wackere Schneidermeister pünktlich zur bestimmten Stunde abgeliefert hatte. In der Kirche des Ortes aber versammelten sich zwölfhundert edle Männer und Jünglinge mit ihrem Führer und stimmten einen einfachen, aber tief ergreifenden Choral an, den Körner für diese Gelegenheit eigens gedichtet hatte. Nach Absingung des Liedes bestieg der würdige Geistliche, Namens Peters, die Kanzel und hielt an die todesmuthige Schaar eine vom feurigsten Patriotismus beseelte Rede von so mächtiger Wirkung, daß kein Herz ungerührt, kein Auge thränenleer blieb. Es war ein wunderbares Schauspiel, hier den Jüngling, der kaum dem Knabenalter entrückt war, neben dem gereiften Mann und selbst dem Greis in Silberhaaren knieen zu sehen. Zum Schlusse erhob sich der Prediger und ließ all' die anwesenden Krieger schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion Blut und Leben zu weihen und freudig zum Sieg und in den Tod zu gehen. Höher schlugen die Herzen und pochten mächtig gegen die muthige Männerbrust, glänzender leuchteten die Augen, flammten die Wangen, während die Lippen mit ehrfurchtsvollem Schauer den vorgesprochenen Eid auf die blanken Schwerter der Offizier leisteten.

„Mit Gott für König und Vaterland," tönte ein einziger gewaltiger Ruf zum Himmel empor, von dem Gewölbe der Kirche widerhallend, als leisteten noch Tausende und Tausende ungesehen den heiligen Schwur neben ihnen.

Plötzlich erschallte ungeheißen und ohne Verabredung wie aus einem Munde Luther's Kraftlied: „Eine feste Burg ist unser Gott," begleitet von den brausenden Klängen der Orgel. Das war die Einsegnung des Lützow'schen Freikorps im Angesicht des alten Zobtenberges und der blauen Höhen des Riesengebirges.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Reisende Benjamin †.) Zu London starb am 12. v. Mts. der bekannte jüdische Reisende Benjamin. Er war in der Moldau geboren, und faßte, ohne in der Jugend eine höhere Bildung genossen oder später mit besonderen Glücksgütern gesegnet worden zu sein, in seinen reiferen Lebensjahren den Entschluß, auf großen Reisen in bisher schwer zugänglichen Weltgegenden

Digitized by Google

möglichst die Spuren der bekanntlich aus der Geschichte räthselhaft verschwundenen zehn jüdischen Stämme zu suchen. Zu diesem Zwecke hat er denn, durch Unterstützungen wohlhabender Glaubensgenossen, durch Empfehlung berühmter Gelehrter, wie Humboldt's und Ritter's, die an dem selbstlosen Eifer des Mannes Interesse nahmen, ausgerüstet, schwierige und gefahrvolle Reisen in Kleinasien, und an der Nordküste Afrika's, ferner in den Felsengebirgen und in Kalifornien gemacht, deren Früchte er in mannigfach anziehenden Reiseberichten niederlegte. Der Verkauf dieser Werke mußte ihm die Mittel für neue Unternehmungen gewähren und in der Vorbereitung eines solchen ist der in diesem Streben höchst ehrenwerthe und durch eine reiche Lebenserfahrung auf das Eigenthümlichste ausgebildete Mann gestorben.

[Der Reisende Livingstone lebt.] Sir Roderik Impey Murchison, Präsident der kgl. geographischen Gesellschaft in London, hat eine Mittheilung an die verschiedenen Zeitungen Londons gelangen lassen, aus der wir mit Freude ersehen, daß der berühmte und unermüdliche Afrika-Forscher Dr. Livingstone nicht todt, nicht gemordet ist, wie unlängst die Trauerkunde durch die englischen und kontinentalen Blätter verbreitet ward, sondern sich im besten Wohlsein befindet. Sir Roderik sagt: „Ich habe Briefe von meinem ausgezeichneten Freunde Dr. Livingstone erhalten, und aus dem letzten derselben, datirt Mozambique, 24. Febr., ersehe ich, daß er sich vollkommen wohl befand und im Begriffe stand, nach Bombay abzureisen. Sich in nordwestlicher Richtung haltend, erforschte er eine von Norden nach Süden laufende Gebirgskette von 6000 Fuß mittlerer Höhe über dem Meeresspiegel, die reiche Thäler in einer Höhe von 2000 Fuß enthielt. Als er in der Kotakotabai des großen See's (in 12 Gr. 55' südl. Br.) anlangte, wo jenes ausgedehnte Wasserbecken sich zu einem engen Kanal reduzirt, fand er dort den Sklavenhandel nach der Ostküste hinüber im vollen Gange; er bedauerte hier schmerzlich, daß es nicht möglich gewesen war, seinen kleinen Dampfer, die „Lady Nyanza", bis zu diesem Punkte zu bringen, indem er mit dessen Hülfe den Sklavenhandel sehr beträchtlich zu hindern im Stande gewesen sein würde. Der Bericht seiner weiteren Reise von dort nach Westen und Norden, reich an interessanten und neuen Mittheilungen und Resultaten seiner Forschungen und Beobachtungen, wird der k. geographischen Gesellschaft in ihrer außerordentlichen Sitzung am 13. Juni d. J. vorgelesen werden.

Ein tragikomischer Vorfall ereignete sich dieser Tage im Schlachthause zu Lille. Die dortigen Metzger bemerkten seit geraumer Zeit, daß ihnen Leber, Nieren, Kalbsgekröse u. dgl. in namhafter Quantität abhanden kamen und beschlossen daher, den Dieben aufzupassen. Der erwählte Wächter versteckte sich auf der oberen Gallerie hinter mächtigen Fleischstöcken, und wirklich kam der Dieb. Allein, als der Beschützer des Eigenthums wie ein Leu auf seine Beute herabspringen wollte, blieb er unterwegs mit seinem Hosenkreuz an einem Fleischhaken hängen, und schwebte nun unter großem Geschrei zwischen Himmel und Erde. Begreiflich, daß der Freund animalischer Delikatessen nicht wartete, bis die Befreier des unfreiwilligen Luftschiffers anlangten.

Ueber die Gründung einer Universität in Sibirien entnehmen wir russischen Blättern folgende Mittheilungen: „Der Kaufmann Sidorow, welcher in Sibirien die Goldausbeute betreibt, widmete zur Gründung einer Universität in Tobolsk 22 goldergiebige Territorien und überdieß 120,000 Silberrubel in Baarem. Als die „Petersburger Zeitung" die Ausführbarkeit des Planes bezweifelte, replizirte Sidorow in demselben Blatte und erlegte zur Bekräftigung alsogleich die Summe von 20,000 Rubeln nebst zwei Goldklumpen, die 9 Pfund wiegen. Auch besteht schon ein älterer Fond zu diesem Zwecke, denn bereits im Jahre 1803 hatte Staatsrath Demidow zur Errichtung einer Universität in Tobolsk 50,000 Rubel gewidmet, welche Summe bereits auf 75,000 Rubel angewachsen ist. Somit dürfte das Unternehmen zu Stande kommen.

[Eine Schlafmütze sucht einen Herrn.] Dem Berliner Stadtgericht ist dieser Tage folgendes Schreiben zugegangen: „In einem der mittelst Schreiben vom 24. Mai c. uns übersendeten 5 Volumina Akten in Sachen v. G. wieder v. H. lag die beifolgende Schlafmütze. Da dieselbe hierher nicht gehört, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach dort oder bei dem k. Obertribunal, wo die Akten adhibirt waren, irrthümlich in die Akten hineingelegt worden, so senden wir dieselbe mit dem Anheimstellen zurück, sie dem Eigenthümer auszuhändigen. Grottgau in Schl., den 31. Mai. 1864. Königliches Kreisgericht." Dem Schreiben lag eine schöne weiße Zipfelmütze bei. So viel wir hören, wird bis jetzt eine Schlafmütze bei dem kgl. Obertribunal nicht vermißt; — es werden also weitere Ermittelungen anzustellen sein.

Geschichtskalender. 13. Juni 1682. Luxemburger Bündniß zwischen Oesterreich, Sachsen, Bayern, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, dem fränkischen und schwäbischen Kreise zur Vertheidigung des, vom Osten und Westen her, durch die Türken und Franzosen bedrohten Reiches.

— 1813. Entsetzung von Tarragona durch Marschall Suchet; die Engländer ziehen sich nach Alicante zurück.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 141 Dienstag, 14. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Wie, Mylord? Sie haben also die Absicht gehabt, unsere Verbindung als eine wirkliche Ehe zu betrachten?"

„Ich habe sie wohl nicht als etwas Anderes betrachten können, als was sie wirklich ist?" sagte Edwin, und blickte Elvira an mit dem Ausdrucke eines steigenden Erstaunens.

„Sie irren sich, Mylord! Sie ist nicht das, was sie zu sein scheint, denn wir sind kein Ehepaar, sondern nur zwei Personen, welche aus weltlicher Berechnung ihre Schicksale vereinigt haben; Sie, um den Wunsch Ihrer Tante zu erfüllen, ich, um einen Namen zu erhalten. Wir besitzen außer diesem nichts Gemeinschaftliches, und im Uebrigen trennen sich unsere Wege. Es wäre also auf beiden Seiten ein grausamer Zwang, wenn wir zusammen leben wollten. Meine Absicht ist daher, Ihnen vorzuschlagen, daß ich nach Schweden zurückreise, um meinen Vater wieder zu sehen, der nach dem Briefe, welchen ich heute erhalten habe, sehr krank ist. Sie reisen nach Casterton oder wohin es Ihnen beliebt, und wir treffen uns im nächsten Jahre zu Ende des August in London, um, dem Wunsche Ihrer Tante gemäß, dort einen Monat zuzubringen und unsere Rollen als Mann und Frau zu spielen."

„Ist das der Wunsch Ihres Herzens?" fragte er.

„Sonst würde ich ihn nicht ausgesprochen haben?"

„Und die Ursache?"

„Diese, Mylord, liegt allzu nahe, als daß sie angedeutet zu werden brauchte. Ich habe einen Namen erhalten und Sie eine Frau, oder richtiger, ein Mittel, um zu Vermögen zu gelangen. Wir haben durch ein Zusammenleben nichts zu gewinnen, wohl aber Alles zu verlieren. Ich werde den Namen, welchen Sie mir anvertraut haben, gewissenhaft in Acht nehmen, und Sie ollen die Lady Casterton wieder bekommen, wenn Sie mit ihr bei der Marquise aufzutreten brauchen. Aber s wäre eine Grausamkeit gegen uns Beide, wenn wir gezwungen wären, Jahr aus Jahr ein unser Leben bei inander hinzuschleppen, uns dasselbe gegenseitig zu verittern und einander eine drückende Last zu sein. Jetzt agegen sind Sie frei, können in der Welt umher reisen, eines kosmopolitischen Daseins genießen, und sich Ihren Launen hingeben, während ich in meinem Vaterlande, oder wo es mir gefällt, leben kann."

Edwin verblieb lange still. An den gerunzelten Augenbraunen und den zusammengepreßten Lippen war es deutlich zu sehen, daß Elvira's Worte seinen männlichen Stolz verletzten. Er brauchte auch mehrere Minuten, um des Aergers Herr zu werden, den er empfand, damit derselbe ihn nicht verleitete, Worte zu sagen, die er in einem ruhigeren Augenblicke bereut und gewünscht haben würde, daß sie nicht über seine Lippen gegangen wären.

Elvira sah, daß sie sicher getroffen hatte, und wir müssen mit Bedauern gestehen, daß sich in ihrem Innern etwas bewegte, daß einer Freude glich.

„Ich erwarte Ihre Antwort, Mylord!" sagte sie, als Edwin fortwährend schwieg.

„Meine Antwort kann wohl nicht anders lauten," sagte er kalt, „als daß ich Ihrem Wunsche entgegen komme."

Elvira's Hand ruhte in dem Augenblicke schwerer auf dem Etui. Sie hatte gehofft, Edwin würde nicht auf ihren Vorschlag eingehen, und Gott allein weiß, ob sie ihn jemals gemacht hätte, wenn sie dieses zuvor gewußt hätte.

„Da bleibt mir nur übrig, diese Schmucksachen zurückzugeben!" sagte sie. „Dieselben haben mich geschmückt, so lange ich Ihre Gattin vorstellte; aber sie können mir unmöglich zugehören, und niemals werde ich sie als mein Eigenthum betrachten." — Sie deutete auf die rothen Maroquinsfutterale, welche die Juwelen enthielten und fuhr fort: „Ich kann von Ihnen kein Geschenk annehmen, Mylord, und darum mache ich es ebenso mit diesem Dokumente, das der Lady Casterton die Morgengabe zusichert, welche Sie ihr verehrt haben!"

Elvira hatte ein Papier hervorgesucht, welches sie in tausend Stücke zerriß, indem sie hinzufügte:

„Ihre Artigkeit, Mylord, weiß ich zu schätzen und werde mich derselben auch stets erinnern; das aber ist auch Alles, was ich annehmen kann und will. Und nun habe ich nur noch Eins hinzuzufügen: Beim Lunch benachrichtige ich die Marquise, daß die Krankheit meines Vaters mich nach Schweden ruft. Sie wird aus meiner Entfernung nicht im Stande sein, das wahre Verhältniß zwischen uns zu ahnen. So viel mir mög-

Digitized by Google

lich ist, werde ich Rücksicht nehmen auf das Urtheil der Welt, und Sie können stets auf mich zählen, so oft die Gegenwart der Lady Casterton erforderlich ist, um zu verhüten, daß man einen Schatten auf Sie wirft. Jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten."

„Und ich, Mylady, will Ihnen nicht länger beschwerlich fallen," sagte Edwin und erhob sich. Er ergriff Elvira's Hand und fuhr fort: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie so handeln können, wie Sie gethan haben. Dazu gehört viel Entschlossenheit und Kaltblütigkeit. Die Besitzerin dieser Eigenschaften bedarf keiner Stütze an ihrer Seite, möglicher Weise aber der Warnung, auch gegen andere Männer der zärtlichen Gefühle baar zu bleiben. Wenn man nach einem edlen Namen gestrebt hat, wie Sie gethan haben, und wenn man für diesen Namen das Weib aufgeopfert hat, so ist es nicht gut möglich, daß man in der Zukunft der weiblichen Schwäche den Namen opfern wird. Sie sind allzu stolz, als daß Sie das Vertrauen täuschen könnten, welches ich beweise, indem ich einwillige, daß wir in verschiedenen Ländern leben."

Elvira war blaß. Edwin ließ ihre Hand los und wendete sich ab, um hinaus zu gehen. In diesem Augenblicke aber flog die Thüre auf und Lotta kam hereingestürzt. Ohne auf die Anwesenheit des Lords Achtung zu geben, flog sie auf Elvira zu, reichte ihr einen Brief mit schwarzen Kanten und rief aus:

„Hier ist ein Trauerbrief aus Schweden! Um des Himmels willen öffnen Sie, lesen Sie!"

Elvira's Hand zitterte, indem sie den Brief nahm. Sie riß den Umschlag ab. Beim ersten Blick auf den Inhalt stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und wankte.

Edwin eilte zu ihr, um sie zu unterstützen.

„Jesus Christus! Mein Vater ist todt!" rief Elvira aus.

„Sie besitzt dennoch ein Herz, das lieben kann!" dachte Edwin und beugte sich hinab zu ihr. Doch schnell erhob sie sich, schob seinen Arm zurück und eilte in das angränzende Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner's Uniform.

(Fortsetzung.)

Als Körner an der Seite seines Freundes Friesen die Kirche verließ, erschüttert von dem heiligen Eindruck dieser wahrhaft erhebenden religiösen Feier, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen den wackeren Meister Hüberlein in kriegerischem Aufzuge. Durch Abtrennen des Kragens von seinem alten Rock und mit Hülfe eines rothen Tuchstreifens hatte der geschickte Kleiderkünstler sich selbst noch in der Schnelligkeit eine ganz stattliche Uniform zu verschaffen gewußt, die durch einen Schleppsäbel aus den Zeiten Friedrichs des Großen vervollständigt wurde.

Zugleich gab er sich die größte Mühe, eine tapfere militärische Haltung anzunehmen und ein recht martialisches Gesicht zu schneiden, was ihm jedoch nicht zum Besten gelingen wollte, da der traurige Abschied von seiner Geliebten ihm schier das Herz abdrückte. Trotz der großen Veränderung, die mit dem Schneider vorgegangen war, hatte ihn Körner sogleich erkannt.

„Mein Gott," fragte er ihn erstaunt, „was thun Sie denn hier, Herr Hüberlein?"

„Sie können noch fragen? Ich opfere mich für's Vaterland, wie Sie mir gestern anempfohlen haben. Ich habe die ganze Nacht, während ich an Ihrer Uniform arbeitete, über Ihre Worte nachgedacht, und als Ihr Rock fertig war, da war auch bei mir der Entschluß fertig, mich selbst als Freiwilliger zu melden und für die heilige Sache zu kämpfen."

„Das ist brav von Ihnen und freut mich von ganzem Herzen. Ich heiße Sie als unseren Kameraden willkommen."

Damit reichte Theodor seine Hand dem Meister, der sich nicht wenig durch solche Vertraulichkeit geehrt fühlte, um so mehr, da er erfahren hatte, daß sein Kunde der Dichter Körner sei, dessen Namen ihm als fleißiger Besucher des Breslauer Theaters nicht unbekannt war. „Ja, ja!" setzte Hüberlein betrübt hinzu: „Wer hätte das gestern geglaubt, daß ich heute gegen die Franzosen marschiren und statt der Elle und der Scheere das Schwert und die Büchse handtieren werde. Daran sind Sie, Herr Körner, ganz allein Schuld, aber ich danke Ihnen, daß Sie mir den rechten Weg zu meinem Glück gezeigt haben. Der alte Bierbrauer war wie umgewandelt, als ich in der Uniform und mit dem Säbel vor ihn hintrat und ihm erklärte, daß ich mitziehen wollte. In seiner Gegenwart durfte ich meiner Louise einen Verlobungskuß geben und er legte unsere Hände in einander."

„Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen und freue mich, daß ich die Ursache zu dieser glücklichen Verbindung bin."

„Das ist Alles recht schön, wenn man nur wüßte, ob man auch aus dem Kriege wieder lebendig zurückkommt."

„Das wollen wir hoffen und sterben wir, so sterben wir für das befreite Vaterland und unsere Lieben beweinen uns und ehren unser Angedenken."

Und nun ging es ins Feld und gegen den Feind, mit fröhlichem Horngeschmetter und Liedergesang begann die „wilde verwegene Jagd", an der Theodor und seine Freunde Theil nahmen. Wunderbarer Weise entwickelte

der Schneider Hüberlein mehr Courage, als er sich selbst zugetraut hatte, so daß er schon in kurzer Zeit zum Unteroffizier befördert wurde, was er natürlich seiner Louise und dem patriotischen Schwiegervater sogleich anzeigte und worüber besonders der Letztere eine große Freude empfand. Theodor hatte ihm Wort gehalten und ihm bei jeder Gelegenheit seine Dankbarkeit bewiesen, wofür der gute Hüberlein ihn auch wie seinen eigenen Bruder liebte.

Eines Abends, nach einem beschwerlichen Marsche, lagerten die Lützower in der Nähe eines Waldes. Die jungen Birken streuten ihren Duft, welchen die milden Frühlingslüfte weiter trugen. Die Wachtfeuer flammten und beleuchteten mit ihrer rothen Gluth die malerischen Gruppen der muthigen Krieger und ihrer blitzenden Waffen. Die Marketenderin, von Körner und seinen Freunden mit dem klassischen Namen „Gustel von Blasewitz" getauft, hatte so eben ein frisches Fäßchen angestochen und schenkte unermüdlich die leeren Gläser voll. Auf dem grünen Rasen saß der alte Rittmeister Fischer und erzählte den jüngeren Kameraden Soldatengeschichten aus den Tagen des „alten Fritz", unter dem er noch im „siebenjährigen Krieg" gedient. Da traten Arm in Arm Körner und der tapfere Friesen aus dem Walde, ein wahres Dioskurenpaar an kriegerischem Muth und körperlicher Schönheit.

(Schluß folgt.)

Die schöne Fischerin.

Es heult der Sturm in wilder Wuth
Und deckt mit Schaum die grimme Fluth,
Am Strande einsam steht ein Haus;
Darinnen bangt beim Wettergraus
Die schöne Fischerin.

Und stärker tobt's im Ocean.
Es schaukelt sich ein kleiner Kahn
Auf wilderregter Wellen Kamm;
Darinnen sitzt der Bräutigam
Der schönen Fischerin.

Der junge Schiffer emsig schafft,
Zu siegen ob des Sturmes Kraft.
Fast brechen möchte ihm das Herz;
Er denkt in Freude, denkt mit Schmerz
Der schönen Fischerin.

Je mehr der Sturm die Fluthen hebt,
Ach! desto mehr das Mädchen bebt.
Sie weiß den Theuren auf dem Meer: —
Das macht das Herz so riesenschwer
Der schönen Fischerin.

Sie denkt an ihn. Zum Himmel flehet
Für den Geliebten ihr Gebet.
„Vernichte den Verlobten nicht!"
Im frommen Tone also spricht
Die schöne Fischerin.

Schon ist der kühne Hydriot
Dem Strande nah'; sein leichtes Boot
Durchschneidet keck den Ocean,
Und schon gewahrt des Theuren Nah'n
Die schöne Fischerin.

Da kommt der Sturm und reißt hinab
Vom Kahne in das Wellengrab
Den Schiffer. — In des Meeres Schlamm
Liegt bald darauf der Bräutigam
Der schönen Fischerin.

Sie sieht ihn sinken in den Tod.
„Dir folg' ich, kühner Hydriot!"
Ein rascher Sprung, — ein Rauschen nur, —
Und schnell verschwunden ist die Spur
Der schönen Fischerin.

Eugen v. Rüdiger.

Mannigfaltigkeiten.

[Doppelmord aus unglücklicher Liebe.] In einer „Königsberger Zeitung" vom 26. Mai las man unter „Familien-Nachrichten" folgende Anzeige: „Johanna Klein, Wilhelm Haase. Verlobte. Neue-Bleiche, im Mai 1864." Am folgenden Tag darauf, 27. Mai, Abends 9 Uhr, fand man diese beiden Verlobten, auf ewig vereinigt, todt am Boden der Stube liegend, welche Wilhelm Haase in dem isolirt liegenden Häuschen von Neue-Bleiche bewohnt. In letzterem Häuschen wohnt die Wittwe Klein, eine ordentliche Frau, deren Ehemann, Schornsteinfegermeister, seit etwa 15 Jahren verstorben ist. Die Frau hat zwei Töchter, Wilhelmine Klein, 32 Jahre alt, Gouvernante im Hause des Gouverneurs Buchholz, seit einiger Zeit leidend, im Hause ihrer Mutter wohnen. Seit kurzer Zeit bewohnte den zweiten Theil dieses Häuschens der Komptoirist Wilhelm Haase. Der junge Mann, sehr brauchbar im Geschäfte, hatte ein Honorar von 40 Thlr. monatlich bezogen. Nebenbei war er Jagdliebhaber und Scharfschütze. Am 27. Mai, Abends 9 Uhr, hörte die Wittwe Klein zwei hinter einander fallende Schüsse. Sie ging in die Stube, aus welcher sie den Knall hörte, und wer beschreibt den Schreck der alten Mutter, sie findet ihre Tochter und deren Bräutigam am Boden liegen, todt im Blute schwimmend, jede der Leichen mit einer Schußwunde in der rechten Schläfe, aus welcher das Gehirn drang. Neben jeder Leiche das Pistol, aus welchem die tödtliche Kugel geschossen

Digitized by Google

war. Noch zwei geladene Pistolen lagen auf dem Tische neben dem Sopha, auf welchem die Leiche der Tochter sich befand. Zwei versiegelte Briefe fand die weinende Mutter auf dem Tische vor, der eine war von W. Haase an seinen Vater gerichtet, einen wohlhabenden Brauereibesitzer in Tilsit. Der zweite war von der Hand der Tochter an ihre Mutter. Beide Unglückliche müssen überaus excentrischer Natur gewesen sein, zumal, wenn man bedenkt, daß ihre nähere Bekanntschaft sich erst seit 14 Tagen vor der Katastrophe herschreibt. Bemerkenswerth ist die Ruhe, mit der sie dem Tode entgegen gingen, die kalte Todesverachtung. An dem Unglückstage unternahmen die Brautleute noch einen Gang nach der Stadt. Hier zeigten sie sich, die Braut namentlich heiter und zu Scherzen aufgelegt. Beide begaben sich nach dem Telegraphenamte, woselbst der Bräutigam ein Telegramm an seine Mutter in Tilsit des Inhalts: „Du hast Dein Versprechen nicht gehalten, ich halte das meinige", aufgab. Es bezog sich darauf, daß die Mutter ihrem Sohne versprochen hatte, für die Einwilligung zu wirken, während dieser mit der Versicherung von derselben geschieden war, er würde sich erschießen, wenn die verlangte Einwilligung nicht eintreffen sollte. Nach der Neuen-Bleiche zurückgekehrt, formten beide erst in dem Stubenofen Blei zu dem tödtlichen Geschosse um, worauf alsbald, ohne daß die alte Mutter der Braut irgend welche verdächtige Aufregung bemerkt hatte, die beiden Schüsse fielen. Der Bräutigam muß knieend vor dem Sopha auf dem die Braut saß, derselben durch den Kopf geschossen haben, worauf er selbst ein zweites Terzerol gegen sein Haupt entlud. Daß die Braut mit ihrer Einwilligung getödtet worden, ergab der von ihrer Hand an die Mutter geschriebene Brief.

Vor den Assisen zu Bologna wird gegenwärtig ein Monsterprozeß verhandelt, der die Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen auf sich zieht. Die Angeschuldigten sind nicht weniger den 104, worunter vier- und fünffache Mörder, Straßenräuber, Diebe und ihre Hehler, Helfer und Helfershelfer, und die Kebsweiber der Bande; es ist die Bande, welche vor etwa anderthalb Jahren die Stadt Bologna und ihre Umgegend so lange in Angst und Schrecken setzte, und damals so viel von sich sprechen machte. Die Sitzungen bieten bei den vielen Angeklagten, den Massen von Belastungs- und Entschuldigungszeugen und der imposanten Gendarmerie- und Militärwacht, die zur Bewachung und Bewältigung der Verbrecher aufgestellt ist, großes Interesse. In der Sitzung vom vergangenen 24. Mai ging es sehr stürmisch her, denn 13 der Missethäter weigerten sich, vor dem Tribunale zu erscheinen, und mußten mit Gewalt an Ort und Stelle gebracht werden; 6 andere begannen während der Verhandlungen die Richter, die Geschwornen, den Staatsanwalt und seine Stellvertreter mit den gemeinsten Beschimpfungen und Drohungen zu überhäufen, und konnten nicht zum Schweigen gebracht werden. Sie wieder in Arrest zu bringen, war das Einzige, was übrig blieb. Um das Bild der Verwirrung voll zu machen, zeigte Advokat Saragnani dem Gerichtspräsidenten an, daß er im Einverständniß mit seinen Klienten auf die Vertheidigung von 7 der Angeschuldigten Verzicht leiste.

Wie wunderbar der Wechsel des Geschicks ist, zeigte sich bei der Vermählung des Grafen von Paris auf recht auffällige Art. In dem Hochzeitskorb der Gräfin von Paris befand sich auch ein Diamantenschmuck, welcher der Königin Hortense gehörte, und den dieselbe in den Tagen der Noth zu verkaufen sich genöthigt gesehen hatte. Nun sitzt deren Sohn, damals verbannt, auf Frankreichs Thron, und die Braut des Prinzen der zu eben jener Zeit präsumtiver Erbe dieses Thrones war, jetzt aber in der Verbannung lebt, ist Eigenthümerin dieses Schmucks.

[Ein kahlköpfiger Rekrut.] Unter den vielen Mitteln, welche manche Konskribirte ergreifen, um die Aerzte zu täuschen und so dem ihnen verhaßten Militärdienste zu entgehen, ist jenes, welches bei der letzten Konskription in Spanien von einem jungen Manne angewendet wurde, seiner Seltenheit wegen zu erwähnen. Derselbe glaubte nämlich, daß Kahlköpfigkeit vom Soldatendienste befreie, griff aber nicht zu den jetzt häufig angewandten, den Haarboden stärkenden Mitteln, die wohl zu demselben Resultate, aber etwas langsamer führen, sondern rieb sich den Kopf mit Schwefelsäure ab. Das Ausfallen sämmtlicher Haare folgte wohl unmittelbar nach dieser Operation, allein der junge Spanier bekam eine heftige Gehirnentzündung, welche zur Entdeckung des Betruges führte. So entging er der Rekrutirungskommission, um in die Hände der Untersuchungsrichter zu fallen.

[Mittel gegen das Scharlachfieber.] Ein in Nordamerika lebender Arzt veröffentlicht auf Grundlage mehrjähriger Versuche als bestes Mittel gegen das Scharlachfieber das Tragen einer getheerten Schnur um den Hals.

Geschichtskalender. 14. Juni 1529 stirbt Adr. Buchholzer, Historiker und Chronolog.

— 1807. Schlacht bei Friedland zwischen Frankreich und Rußland, auf welche der Friede von Tilsit folgt.

— 1813. England schließt einen Subsidienvertrag mit Preußen.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand't'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 142 Mittwoch, 15. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

XIII.

Eines von den kleineren Dampfbooten, welche die Kommunikation in den Scheren von Stockholm unterhalten, lag eben still mitten auf einer Erweiterung des Gewässers, um Frachtgüter und Passagiere abzuliefern, als ein Dampfer von Schonen vorbeipassirte.

Ein Herr an Bord desselben folgte mit den Augen dem Boote, welches mit den abgeholten Passagieren an's Land ruderte. Darauf wendete er sich an eine ältliche Dame, die sich ganz in seiner Nähe befand, mit der Frage:

„Haben Sie doch die Güte, mir zu sagen, was das für ein prächtiges Gut ist, das dort liegt." — Er deutete auf einen stattlichen Herrensitz, auf welchen das Boot zuruderte. Er spiegelte sich stolz in den Wogen der Salzsee.

„Es heißt Timasjö," antwortete die Gefragte.

„Und gehört dem Obersten Stangenskjöld?" fuhr der Fragende fort.

„Es hat ihm gehört," sagte die Dame mit einer so freundlichen Miene, daß man daraus schließen konnte, wie lieb es ihr war, plaudern zu können. „Der Oberst verkaufte das Gut, als die Nachricht von dem Tode des Brukspatrones von Harlén, seines Schwiegervaters, hier in Schweden anlangte. Der Brukspatron starb im Auslande. Man darf sich nicht darüber wundern, daß der Oberst das Gut los sein wollte, da ihm dort die meisten von seinen Kindern gestorben sind. Ja, Timasjö ist für die Familie Stangenskjöld eine wahre Heimath der Betrübniß gewesen."

„Wer besitzt jetzt das Gut?" fragte der Herr.

„Die Lady oder Gräfin Casterton. Sie erbte es von ihrem Vater, Herrn Aron Bromér, dem bekannten Wucherer, der viel Geld hinterließ. Bromér hatte kurz vor seinem Tode Timasjö gekauft und 500,000 Thaler dafür bezahlt. Ja, ja, der Wucher lohnt sich! Der Oberst hat gleichwohl ein kleines Gut, Skogard, behalten, das früher zu Timasjö gehörte, nun aber davon getrennt ist. Warum der Oberst dieß behielt, ist unmöglich zu erklären, besonders da es weder an sich selbst schön ist, noch eine schöne Lage hat, sondern isolirt liegt und überhaupt wenig Einladendes hat."

„Wie nannten Sie die Besitzerin von Timasjö?" fragte der Herr, ein Mann von mittleren Jahren mit einem militärischen Aeußern.

„Sie heißt Casterton; verheirathete sich vor zwei Jahren mit einem englischen Grafen oder Lord, wie man in England sagt. Ich meines Theils kenne sie sehr gut, weil sie bei mir auf meinem Gute Altorp, das ganz in der Nähe von Timasjö liegt, erzogen ist. Als der Vater sie in meine Pension that, konnte sie nur mit Mühe lesen, und da sie vor viertehalb Jahren von mir ging, war sie ein so gebildetes und wohl erzogenes Mädchen, daß sie kaum in's Ausland gekommen war, als jener Engländer schon um sie anhielt. Es soll inzwischen etwas sonderbar stehen mit dieser Verheirathung. Das Mädchen liebte einen Andern, der nicht so vornehm war, aber der Vater überredete sie, den Lord zu nehmen. Nach einer Ehe von sechs Wochen machte sie die Entdeckung, daß der Mann verrückt war und mußte von ihm wegreisen. Bei ihrer Ankunft in Schweden kam ihr die Nachricht von dem Tode des Vaters entgegen. Da blieb sie den Winter über hier und trauerte tief über ihren Verlust. Im Frühlinge reiste sie wieder in's Ausland, wie man sagt, um nach ihrem wahnsinnigen Mann zu sehen. Sie ist ein ganzes Jahr weg gewesen und erst neulich wieder nach Schweden zurückgekehrt, wie ich gehört habe. Während ihrer Abwesenheit ist das alte Schloß umgebaut worden, so daß man es gar nicht mehr erkennen kann. Es ist vollkommen moderuisirt und sieht aus, als wäre es funkelnagelneu. Ich vermuthe, daß sie jetzt auf Timasjö sein wird, obgleich ich's nicht bestimmt weiß, weil ich einige Wochen in Schonen bei meinen Verwandten gewesen bin."

Die Propstin Brogren, denn sie war es, schöpfte nun Athem, und ihr Zuhörer, der gewiß ein sehr neugieriger Mensch war, benutzte die Gelegenheit, um auf's Neue zu fragen:

„Hatte dieser Bromér noch mehr Kinder außer der Gräfin Casterton?"

„Nein, gewiß nicht. Er ist niemals verheirathet gewesen, sondern das Mädchen ist von der Seitenlinie und wurde von ihm adoptirt. Wohl meinte ich meines

Digitized by Google

Theils, er hätte die Mutter heirathen können, denn das ist eine prächtige, arbeitsame und tüchtige Person; aber dennoch wurde sie niemals seine Frau."

„Kennen Sie die Mutter?" fragte der Herr und blickte die Propstin mit einer sonderbaren Miene an.

„So gut, wie ich mich selbst kenne. Mein Name ist Brogren, mein Mann war Propst, und ich etablirte als Wittwe eine Erziehungsanstalt für Mädchen. In dieser war die Gräfin Casterton eine von meinen ersten Elevinnen. Als Herr Bromér sie zu mir brachte, kam ihre Wärterin mit, wie Bromér die Jungfer Lotta nannte. Während der ganzen Zeit, wo das Mädchen bei mir war, blieb auch Jungfer Lotta in meinem Hause, und es wurde auch für sie bezahlt. Es wurde mir nicht schwer, hinter die Wahrheit zu kommen, nämlich daß die vermeinte Wärterin die Mutter des Kindes war. Ich versuchte zwar, so viel ich konnte, auf Bromér einzuwirken, daß er sich mit ihr verheirathen sollte; doch das half nicht. Das Einzige, was ich gegen die Gräfin habe, ist das, daß sie die Jungfer Lotta, ihre Mutter, in ihrem Hause den Platz einer Dienerin behalten läßt. Sie könnte es doch wohl so einrichten, daß Lotta es anders hätte. Sie ist zwar noch ganz jung, höchstens einige vierzig Jahre alt; doch das sollte die Gräfin nicht abhalten, es so einzurichten, daß sie einen eigenen Herd bekäme und nicht die erste Dienerin in dem Hause ihrer Tochter zu sein brauchte."

„Das heißt: Lotta wohnt noch fortwährend bei der Gräfin?"

„So ist es. Sie ist eine Art von Aufseherin über die innere Oekonomie und handelt da ganz nach Gutdünken. Die Gräfin und sie sind, so viel ich weiß, nur ein Einzigesmal getrennt gewesen, und das war im letzten Jahre, als die Gräfin mit ihrer englischen Kammerjungfer allein ins Ausland reiste. Die Ursache, warum Lotta damals nicht mitreiste, war vermuthlich die, daß sie hier die Aufsicht führen sollte, damit alles auf Timasjö in Ordnung käme, und daß sie sich der Armen annehmen und überhaupt Alles so einrichten sollte, daß es bei der Rückkehr der Gräfin so wäre, wie es sein müßte."

„Da die Frau Propstin die Gräfin so viele Jahre in Ihrem Hause gehabt haben, so kennen Sie wohl ihre Gemüthsart und ihren Charakter? — Wie ist sie?" fragte der Herr.

„O, sie ist ein wahrer Engel, und ein süßeres Kind, als sie war, kann man sich gar nicht denken. Zwar hatte auch sie ihre kleinen Launen; sonst aber besaß sie ein gutes und sanftes Herz, und man konnte nicht anders, man mußte sie lieben. Ich habe nie eine andere, nicht einmal meine eigenen Kinder, so hoch geliebt, wie die kleine Elvira."

Die Propstin hatte die letzten Worte in gerührtem Tone ausgesprochen, und darauf bediente sie sich fleißig des Taschentuches, um ihrer Ergebenheitsversicherung einen noch größeren Nachdruck zu ertheilen.

Jetzt ward das Gespräch von dem fremden Herrn abgebrochen. Dieser stand auf und ging, um mit dem Kapitän zu reden.

Die Propstin, welche gute Ohren hatte, fing folgende Worte auf, die der Letzterwähnte aussprach.

„Ich will's versuchen. Begegnet uns ein Fischerboot, so läßt sich's leicht machen."

Bald darauf begegnete man wirklich einem solchen. Der Kapitän rief das Boot an, und sagte: er möchte beim Dampfschiffe anlegen. Die Maschine stopfte, und der fragelige Heer hüpfte in das Boot, welches mit ihm in der Richtung nach Timasjö fortruderte.

Das Dampfschiff mit der Propstin setzte seine Reise nach Stockholm fort.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Körner's Uniform.

(Schluß.)

„Willkommen!" rief es von allen Seiten entgegen und die Hände wurden geschüttelt.

„Wo habt Ihr Teufelskerle denn gesteckt?" fragte der Rittmeister, seinen langen Bart streichelnd.

„Wir sind im Walde gewesen, entgegnete Friesen. Dort war es gar zu schön. Das grüne Laub drängt sich mit Macht hervor, Alles blüht und duftet."

„Und hinter den Büschen lauern die Franzosen," brummte der Alte, „und schicken Euch aus sicherem Hinterhalt ihre blauen Bohnen in den Leib."

„Daran haben wir gar nicht gedacht," entgegnete Körner. „Ich habe mich so wohl gefühlt und auch für Euch ein neues Lied gedichtet."

„Na, man her mit dem Liede!" rief der Rittmeister.

„Hier ist's," antwortete Körner, indem er die mit Perlen gestickte Brieftasche, ein Geschenk seiner Braut in Wien, hervorzog. „Ich singe es Euch nach einer bekannten Weise und Ihr stimmt in den Chorus mit ein und singt den Rundreim mit. Also aufgepaßt!

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hört's näher und näher erbrausen.
Es zieht sich hinunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd."

Der Chor wiederholte begeistert die letzten Verse und die Hornisten fielen zur rechten Zeit mit ihren schmetternden Hörnern ein, daß das Echo in den nahen Bergen erwachte und der grüne Wald laut widerhallte. Als Körner das Lied geendet hatte, da brach ein unermeßlicher Jubel aus. Die Kameraden schlossen einen Kreis um ihn und der wackere Hüberlein, der sehr viel poetisches Gefühl besaß, setzte ihm unter allgemeinem Beifall einen frischen Eichenkranz, den er unterdeß ge-

Digitized by Google

flochten, auf das junge Dichterhaupt. Körner's Gedicht wurde seitdem das Lieblingslied der braven Lützower und ging von Mund zu Mund durch das ganze preußische Heer, in dem es noch bis zu diesem Augenblick lebt.

Bei dem Ueberfall, den die Franzosen gegen die verhaßten Lützower während des Waffenstillstandes treulos ausführten, wurde Körner schwer verwundet und nur durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände gerettet. Sobald er genesen, eilte er wieder zu dem Heere, wo die treuen Kameraden den Todtgeglaubten mit dem größten Jubel empfingen. Bald ging es wieder in's Feld gegen den Feind, die Reste der Lützow'schen Freischaar vereinigten sich unter dem Oberbefehl des Generals von Wallmoden mit der hanseatischen Legion und den englischen Hilfstruppen, welche in der Nähe von Hamburg auf dem rechten Elbeufer dem Davoust'schen Korps gegenüberstanden. Major Lützow hatte einen Streifzug von zweihundert Reitern angeordnet, dem sich eine kleine Abtheilung von Jägern und Scharfschützen anschloß. Theodor, Friesen und Hüberlein, der sich stets in der Nähe Körners hielt, waren mit bei der Parthie und ritten in der Nähe des alten Fischer, der aus seiner kurzen Thonpfeife wie ein Schornstein dampfte, stets bereit, die Pfeife mit dem gewichtigen Schlachtschwert zu vertauschen. — Es war ein herrlicher Morgen, der Thau funkelte im Grase und im hellen Sonnenschein glänzten die Waffen der Reiter. Die Pferde wieherten vor Lust und in das Schmettern der Hörner mischten sich die Lieder der Sänger. Von der Poesie des Kampfes begeistert, hatte Theodor so eben ein neues Gedicht beendet, das er auf der Rast seinen Freunden mittheilte — es war sein berühmtes „Schwertlied," der Schwanengesang des scheidenden Dichters.

In diesen poetischen Genüssen wurden sie durch die Meldung des Wachtpostens unterbrochen, der die Ankunft eines feindlichen Wagenzuges unter dem Schutze einer starken feindlichen Infanterie-Abtheilung anzeigte.

„Aufsitzen!" befahl Major Lützow.

Im nächsten Augenblick stürmten die tapferen Krieger auf die überraschten Franzosen, die theils die Flucht ergriffen, theils sich in die Gräben und nahen Gebüsche warfen, von wo aus die feindlichen Tirailleurs ein wirksames Feuer eröffneten. Dabei gebrauchten die Franzosen die List, daß sie scheinbar Pardon annahmen und wenn die Lützower heranrückten, um den Gefangenen die Gewehre abzunehmen, in unmittelbarer Nähe abfeuerten.

„Die Halunken!" rief Körner empört. „Wer ein braver Kamerad ist, der folge mir!"

Die braven Lützower und vor allen Hüberlein, dessen Courage im fortwährenden Wachsen war, ließen nicht auf sich warten und stürmten hinter Theodor d'rein, obgleich der alte Fischer vergeblich abmahnte und, als die Freiwilligen nicht hören wollten, nach seiner groben Art über die „Grünschnäbel" fluchte und wetterte. Mehrmals ließ er zum Appel blasen, um die Hitzköpfe von ihrem gefährlichen Unternehmen abzubringen, aber ihre Erbitterung führte sie nur immer weiter. Wie die Windsbraut fegten sie einher, Allen voran aber Theodor auf seinem Schimmel, gleich einem jugendlichen Schlachtengott. Leise sang er das am Morgen erst vollendete Gedicht:

„Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm,
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!"

„Hurrah!" riefen ihm die tapferen Kameraden nach und folgten ihm gegen den Feind.

Da fiel aus dem nächsten Gebüsch ein Schuß; die Kugel pfiff und traf das edelste Herz, das je für Freiheit und Vaterland geschlagen. Körner sank zu Tode verwundet von seinem Roß in die Arme des guten Hüberlein, der ihn fest hielt, während die Uebrigen seinen Tod rächten. Noch einmal schlug er die blitzenden blauen Augen auf.

„Es wird wohl nichts zu bedeuten haben," flüsterte er im Sterben.

Das Haupt mit einem grünen Eichenkranz geschmückt, wurde Körner in den Sarg gebettet; ruhig lag er da mit gefalteten Händen, als ob er schlummerte. An seiner Seite kniete der edle Friesen und der treue Hüberlein. Bald folgte ihm der tapfere Friesen nach, der mitten in seiner Siegeslaufbahn auf französischem Boden von einer tückischen Kugel getroffen. Glücklicher war der gute Schneider, welcher nach beendigtem Kriege mit dem eisernem Kreuze geschmückt in seine Heimath zurückkehrte und seine Louise, mit Bewilligung ihres Vaters, heimführen durfte. Er lebte und lebt vielleicht noch in Breslau als Regimentsschneider, wozu er in Anbetracht seiner Verdienste ernannt wurde. Sein Meisterstück war aber die Uniform Theodor Körners, auf die er mit Recht stolz sein durfte, und sein Lieblingslied blieb „Lützow's wilde verwegene Jagd", und mit besonderer Wehmuth erfüllte ihn die letzte Strophe:

„Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnden Feinden gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackeren Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn Ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd."

Mannigfaltigkeiten.

[Die Selbstmorde in Europa.] In eine der Maisitzungen der Pariser Akademie der Arzneiwissenschaft hat Dr. Legoyt eine Abhandlung über diesen interessanten Gegenstand gelesen, der wir Nachfolgendes entnehmen. In Bayern, Dänemark, Frankreich, Hannover, Preußen, Sachsen und Schweden nimmt der

Digitized by Google

Selbstmord in auffallenderem Verhältnisse zu, als die Population und deren Sterblichkeit im Allgemeinen. Im nördlichen Deutschland und in Dänemark herrscht sehr viel Selbstmord. Schweden und Norwegen, obschon deren Bevölkerung demselben Stamme angehört, zeigen bezüglich des Selbstmordes einen großen Unterschied von Dänemark. England gehört, ganz im Gegensatze zur allgemein gangbaren Ansicht, zu den Ländern, welche die kleinste Anzahl von Selbstmorden aufzuweisen haben. Auch in Belgien, Spanien und Oesterreich rafft der freiwillige Tod nur verhältnißmäßig wenige Opfer weg. Frankreich nimmt eine mittlere Stufe in dieser Beziehung ein. Es zeigte dasselbe Verhältniß wie Belgien, Spanien und Oesterreich, wenn nicht die Selbstmorde von Paris wären, die ein Siebentheil der Totalsumme von Frankreichs Selbstmorden ausmachen. Im Allgemeinen kommen 29 — 30 weibliche Selbstmorde auf 100 männliche. Die Zahl der Selbstmorde nimmt bis gegen 60—70 Jahre mit den Altersstufen zu. Im Allgemeinen kommen im Januar die wenigsten und im Juli die meisten Selbstmorde vor. Abgesehen von Geisteskrankheiten und großen physischen Leiden, welche bei beiden Geschlechtern fast in gleicher Zahl Veranlassung zum Selbstmorde geben, sind bei Frauen vorwiegend moralische Ursachen, bei Männern hingegen vorragend materieller Kummer die Veranlassung zum Selbstmorde. Trunkenheit und Ausschweifungen bilden bei den Frauen nur in sehr geringer Zahl die Selbstmordursache. In Dänemark, Spanien und Sachsen, wo besondere statistische Aufnahmen darüber gemacht wurden, kontribuiren die verheiratheten Leute am wenigsten, die Wittwen am meisten zur Selbstmordnummer. Es gibt jedoch eine Kategorie von Menschen, die ein noch größeres Kontingent, als die letzteren liefert, und das sind die geschiedenen Eheleute. In Preußen hat man binnen einem Zeitraume von zwei Jahren konstatirt, daß unter Protestanten auf 1 Million Individuen 153 Selbstmorde, unter Israeliten 51 und unter Katholiken nur 47 kamen. Die Selbstmorde sind in den Hauptstädten zahlreicher, als im ganzen übrigen Lande. Das Hauptresultat der Arbeit von Legoyt ist der Nachweis der allseitigen und reißend schnellen numerischen Zunahmen des Selbstmordes.

[Ein Flüchtling aus Cayenne.] Durch Frankreich wurde vor einigen Wochen ein Mann von athletischen Formen von Gendarmerieposten zu Gendarmerieposten eskortirt, der aus Cayenne entflohen war, und zwar unter Umständen, die einen außerordentlichen Muth und übermenschliche Kraft verrathen. Er ist ein Mulatte von der Insel Martinique, Namens Gaspard Mantar. Von Cayenne war er über einen mehr als eine Viertelmeile breiten Meeresarm geschwommen, um zu einer kleinen Insel zu gelangen, wo er sich eines indianischen Floßes bemächtigen zu können hoffte. Die Hoffnung trog ihn und er blieb acht Tage, nur von Wurzeln lebend, auf der Insel, bis ihn der Zufall eine Art Faschinenmesser finden ließ, mit welchem er einen Baumstamm fällte und diesen in Klötze zerhieb, welche er zu einem Floße verband. Auf diesem wagte er sich nun in den unermeßlichen Ozean, als Segel diente ihm eine Hängematte, zur Nahrung etwas Maismehl, das er Indianern genommen, der Nordstern war sein Führer und Kompaß. Weder Hunger, noch Durst, noch Stürme halten ihn ab, muthig auszuharren, er weicht den Schiffen, die ihm begegnen konnten, aus und landet nach einer Ueberfahrt von 45 Tagen vor Hunger, Kälte, Anstrengung erschöpft, fast nackt, bei Boulogne sur Mer. Neues Unglück erwartete ihn da, denn die erste Person, auf die er stößt, ist ein Gendarmerie-Brigadier, welcher ihn aufgreift und von Neuem den Händen der Justiz überliefert. Die städtischen Behörden, die Seelenstärke des Mannes bewundernd, ließen sich den entlaufenen und wieder aufgegriffenen Sträfling zeigen, gaben ihm Kleider und leiteten für ihn eine Sammlung ein, die 30 Franken eintrug. Dann wurde er unter Gendarmerie-Eskorte mitten durch Frankreich in das Bagno von Toulon abgeführt, wo er seiner Wiedereinschiffung nach Cayenne entgegensieht.

Charade.

Die Erste ist ein trübes Licht,
Das Unheil, böse Zeit verkündet,
O, nahe Dich dem Ersten nicht,
Wenn Dich der Fürst nicht würdig findet,
Mein Erstes, treu der frommen Pflicht,
Manch' Hüttchen, manches Haus umwindet.
Mein Zweites ist ein kluger Mann,
Kein Herrscher konnt' es noch entbehren,
Das Zweit' erfraget Jedermann,
Doch wer will folgen seinen Lehren?
Wer Sitz im Zweiten sich gewann,
Kann Streit oft und Verwirrung hören.
Das Ganze, Arzt, Professor und Richter,
Ist Philolog auch, Staatsmann und Dichter.

Auflösung des Räthsels in Nro. 139:
Nase.

Geschichtskalender. 15. Juni 1796 werden die Franzosen unter General Jourdan von Werkensleben und Erzherzog Karl über den Rhein getrieben.

— 1815. Subsidienvertrag zwischen Großbritanien und Rußland zu Reichenbach in Schlesien.

Redakteur: Gustav Diessert. — Druck und Verlag der A. Watlandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 143 Donnerstag, 16. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

XIV.

Timasjö war wirklich so verändert, daß Derjenige, welcher das Gut vor wenigen Jahren gesehen hatte, unmöglich geglaubt haben würde, daß es noch derselbe Ort sei.

Gleich nachdem Broméer das Gut gekauft hatte, ließ er einen Riß über den Umbau des sogenannten Schlosses und der dasselbe umgebenden Gebäude machen. Er wurde auch über die Ausführung desselben mit einem Baumeister einig. Als der Kontrakt zwischen ihm und dem Baumeister unterzeichnet war, starb Broméer. Jetzt wurde Lord Casterton als Elvira's Gemahl der Besitzer des Broméer'schen Vermögens.

Der besonderen Uebereinkunft zwischen Elvira und dem Lord zufolge übernahm sie inzwischen allein die Verwaltung desselben.

Elvira änderte nichts in dem von ihrem Vater entworfenen Plane, sondern Timasjö wurde nach demselben umgebaut. Der alte Herrensitz wurde also im Geschmack der Jetztzeit in eines der schönsten und prachtvollsten Wohnhäuser verwandelt, mit marmornen Säulen, marmornen Treppen, Altanen, Gallerien, Vergoldungen und Ornamenten. Die Baukunst hatte Alles gethan, um diesen Mauern, die Jahrhunderte zählen, ein jugendliches Aussehen zu geben, und jede Erinnerung an vergangene Zeiten zu verwischen.

Der alte Rittersaal war jetzt ein prachtvoller Speisesaal, über dessen Kamin das Casterton'sche Wappen in erhabener Arbeit prangte. Die Portraitgallerie war ein prachtvoller Salon, in welchem nur zwei Portraite vorhanden waren, von denen das eine den Lord Edwin Casterton als Jüngling, das andere die Marquise Lucie Brüsster vorstellte.

Doch nicht in einem von den Prunkgemächern denken wir zu bleiben, sondern wir gehen weiter, bis wir in ein großes, helles Arbeitszimmer kommen.

Hier finden wir alle diese tausend kleinen Luxusartikel wieder, welche dem Geschmacke des Weibes entsprechen, und allen diesen Ueberfluß an Sopha's, Fauteuils und Ruhestühlen, welche beweisen, daß man sich in dem Lieblingskabinette einer reichen Dame befindet.

Die Wände sind von kostbaren, von großen Meistern ausgeführten Gemälden bedeckt; die Athenienen beugen sich unter unzähligen Kunstwerken, und die Tische sind überfüllt von Zeichnungen und Büchern. An dem einen Fenster steht ein Schreibtisch, der schon an sich selbst ein so ausgezeichnetes Kunstwerk ist, daß man unwillkürlich stehen bleiben muß, um ihn zu betrachten und zu bewundern.

An der einzigen vorhandenen ganzen Wand und in der Mitte der seltenen Gegenstände hängt eins, das durch seinen einfachen Rahmen frappirt. Es ist das Bild eines Mannes, der nach dem Tode portraitirt ist. Man erkennt gleichwohl Aron Broméer.

Wir treffen Elvira Casterton vor diesem Portrait stehend und dasselbe mit einem ernsten und schwermüthigen Blicke betrachtend.

Fast drei Jahre sind verflossen seit der Zeit, wo wir sie zuletzt sahen. Das siebenzehnjährige Kind ist jetzt ein zwanzigjähriges Weib mit demselben lieblichen und entzückenden Aeußern wie damals, wenn auch der kindliche Ausdruck verschwunden ist, und ihr Gesicht einen Zug des Ernstes und Nachdenkens, der demselben damals fehlte, erhalten hat. So wie sie jetzt dort steht und den nachdenkenden Blick auf das Portrait heftet, ist sie so schön und einnehmend, daß das Auge mit Wohlgefallen auf dem jungen Weibe ruht.

Der Eintritt eines Bedienten veranlaßt sie, sich umzuwenden, um zu hören, was der Störer ihrer Betrachtungen will.

„Es ist ein Frauenzimmer hier, welches darum anhält, mit der Frau Gräfin reden zu dürfen!" sagte der Diener.

„Wie heißt sie?" fragte Elvira.

„Sie will ihren Namen nicht sagen, sondern sie bat mich, sie als eine Jugendbekannte der Gräfin anzumelden."

„Eine Jugendbekannte?" wiederholte Elvira. — „Bitte sie, einzutreten!" fügte sie hinzu und warf sich auf eines der Sopha's.

„Wer kann das sein?" fuhr sie in Gedanken fort. „Gewiß ist es wieder eine von meinen Mitschülerinnen. Ein großer Theil derselben hat mich schon aufgesucht

Die Tochter des Wucherers ist jetzt eine Person, in deren Erinnerung Alle gern leben zu wollen scheinen. — Alle! sagte ich? . . . O nein; noch ist Eine da, die meinen niedrigen Ursprung nicht vergessen kann, und eben diese Einzige reizte und verletzte meine Eigenliebe so, daß ich in meiner kindischen Unvernunft mich selbst und mein ganzes Leben opferte, um einen klingenden Namen zu erhalten. O, könnte ich diesen Schritt, der mich zur Lady Casterton machte, zurückthun! könnte ich noch einmal frei werden!"

Die Thürgardinen wurden auf die Seite geschoben, und der Bediente sagte:

„Treten Sie gefälligst ein: die Frau Gräfin sind hier!"

Elvira's Blick heftete sich auf die Eintretende. Es war — Armida.

Das Schwermüthige in Elvira's Antlitz verschwand augenblicklich; ein Freudenblitz erhellte ihre Züge; sie erhob sich schnell mit einer Bewegung, als ob sie dächte:

„Endlich!"

Als Armida über die Schwelle in Elvira's luxuriöses Arbeitszimmer getreten war und der Bediente sich entfernt hatte, blieben die beiden jungen Damen einige Sekunden stehen und betrachteten einander. Armida's Anzug hatte das Gepräge einer ärmlichen Eleganz, das gewissen Personen eigenthümlich ist.

Ihre Wangen waren bleich, und ihr ganzes Aeußere zeugte von bitteren Bekümmernissen.

Die Jahre, welche verflossen waren, seitdem Elvira und sie sich getrennt hatten, schienen für sie an Sorgen und Widerwärtigkeiten reich gewesen zu sein.

Elvira dagegen trug jetzt ihren schönen Kopf aufrecht in dem stolzen Bewußtsein, daß sie in diesem Augenblicke vor ihrer ehemaligen Feindin alle Vortheile auf ihrer Seite hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mecklenburgische Zustände.

Mecklenburg hat in der letzten Zeit durch seine Prügel-Strafe wieder viel von sich reden gemacht. Manchem Leser unseres Blattes werden die nachstehenden Mittheilungen über die inneren Zustände dieses seltsamen Landes — welche wir größtentheils „Wachenhusens Volkswirthschaftslehre" entnehmen — interessant sein.

Das ganze Land Mecklenburg-Schwerin hat 244 □ Meilen und nach der Zählung von 1858 542,148 Einwohner. Davon hat das Domanium 105½ □Meilen mit 205,143 Einwohnern, das ritterschaftliche Gebiet 103½ □ Meilen mit 136,405 Einwohnern und das städtische 27 □ Meilen mit 192,553 Einwohnern, wovon 14,156 auf die städtischen Besitzungen fallen. Außerdem gibt es noch 8 □ Meilen Klostergüter mit 9047 Einwohnern.

Nachdem die mit dem Großherzoge von Schwerin vereinbarte konstitutionelle Verfassung vom 10. Oktober 1849 durch den Freienwalder Schiedsspruch unterm 12. September 1850 beseitigt ist, steht es wieder unter dem alten zwischen dem Herzoge und dero Ritter- und Landschaft getroffenen landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 und damit, resp. darnach sind auch alle in der kurzen Zwischenzeit begonnenen oder beabsichtigten Reformen zurückgestellt. Es ist wieder die alte Landesvertretung in Gültigkeit, die darin besteht, daß sie keine Volksvertretung ist und keine sein will.

Ein Theil des Landes, das großherzogliche Domanium, wird vom Landesherrn durch seine Kammer und seine in 45 Aemter vertheilten Verwaltungsbeamten souverain regiert, und ist deßhalb die Regierung in ihren Maximen und Maßnahmen daselbst völlig unbehindert. Die 44 auf dem Landtage repräsentirten Städte werden durch ihre Bürgermeister, die fast sämmtlich vom Landesherrn eingesetzt werden, und nach unten hin, wenn sie nach oben Alles gebührlich berücksichtigen, freie Hand und faktisch an Wünsche ihrer untergebenen Stadtbewohner sich nicht zu kehren haben, wenn nicht vertreten, so doch figürlich dargestellt, damit in corpore auf dem Landtage die sogenannte Landschaft da ist. Den dritten Haupttheil des Landes bildet die sogenannte Ritterschaft, d. h. 627 Eigenthümer von 813 theils Lehn-, theils Allodial-Landgütern. Diese Ritter vertreten sich gleichfalls in corpore und haben es meist in ihrer Gewalt gehabt, Dasjenige, was ihr Interesse betrifft, zu dessen Besten zu lenken.

Nur die Rittergüter, wenn wir von deren lehnrechtlichen Beschränkungen absehen, und ein Theil des eigentlichen Gebietes der Städte steht im Privateigenthum; alles Uebrige, das ganze Domanium, die Kloster- und Stadtgüter und Aecker ruhen in todter Hand, jeder Eigenthumsversur entzogen. Die Rittergüter aber können auch nur theilweise veräußert werden, sofern bei Lehensgütern der agnatische und landesherrliche und überhaupt der kreditorische Konsens erforderlich, ein großer, fort und fort sich mehrender Theil aber zu Familienfideikommissen erklärt, dann aber auch die Parzellirung der Güter dahin beschränkt ist, daß das Gut wenigstens zwei Hufen oder circa 1100 bayer. Tagwerk reinen Hofackers groß bleiben muß.

Das Domanium ist durch die Zeitverhältnisse, namentlich 1848, dahin gedrängt worden, die Zahl der kleinen Stellen zu vermehren und gab es 1858 nur noch 251 große Pachtgüter, daneben aber 4160 kleine Zeitpachtbauern, 1268 Erbpachtbauern, 7218 Büdnereien, wo das eigene Haus auf fremdem, noch kleinerem

Bodenareal steht und 1250 Häuslereien mit kleinem Hof und Garten. In der Ritterschaft dagegen ist, je einträglicher der Landbesitz geworden, der Bauer immer mehr und mehr abgeschlachtet, so daß gegen 12,000 Bauern des 17. Jahrhunderts jetzt nur noch 1200 Bauern und Erbpächter vorhanden sind.

Die Gebundenheit der Rittergüter hängt übrigens auch mit der Landstandschaft zusammen, indem das Ritterthum selbst danach strebt, die Zahl der Landtagsfähigen nicht zu vermehren, höchstens ist sie einem Personenwechsel auf den Gütern nicht entgegen.

Der ritterschaftliche Gutsbesitzer hat die obrigkeitliche Gewalt und Jurisdiktion. Er hat aber zugleich, nachdem 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben ward, die Pflicht der Armenversorgung seiner Angehörigen behalten, dieselbe Verpflichtung hat jede Stadt und jedes Amt. Jedes der vielen kleinen Territorien sträubt sich vor der Aufnahme eines ihm noch nicht Angehörigen auf das Aeußerste und im Wesentlichen mit Erfolg. Grundbesitz zu erwerben, war und ist nur Wenigen vergönnt, selbst wenn sie nicht unbemittelt sind, für Unbemittelte ist er ohnedem nicht da und Letztere waren und sind, je mehr die fortgeschrittenen Verkehrsverhältnisse sich mit diesen Zuständen in Konflikt setzten, gezwungen, sich in ihrem Geburtsorte, in der Stadt etwa als Handwerker, auf dem Lande als Taglöhner niederzulassen, wenn nicht etwa das Schicksal es wollte und will, daß sie durch Entfernung ihre Heimath verloren haben. Die einzige Möglichkeit, in einem andern als dem Heimathsorte unterzukommen, bestand und besteht in dem Heirathen einer Handwerkers- oder einer Bauern-Wittwe ꝛc., wenn der Mann sich nicht etwa besonderer Protektion erfreut. Durch solche Einheirathen sind namentlich Viele aus dem Domanio in die Stadt gekommen, in Hoffnung hierauf haben aber auch Viele vom platten Lande ein Handwerk erlernt, die später ihre Hoffnung nicht realisiren sahen und aufs Land zu schrecklicher Existenz zurückkehren mußten. Nach amtlichen Ermittelungen im Jahre 1851 sollen in den voraus gehenden zehn Jahren nur circa 1100 Bewohner des platten Landes als Gewerbtreibende in den Städten aufgenommen sein, während 7038 desgleichen als Lehrburschen und Gesellen bei städtischen Meistern ein- und ausgeschrieben sind, und sollen 1851 im Domanio allein mehr als 1000 niederlassungsfähige Handwerker ohne Unterkommen gewesen sein. (W. Wiggers Vorträge.)

Im Domanio und in der Ritterschaft hat sich aus diesen Verhältnissen eine schreckliche Abhängigkeit der Individuen entwickelt und in den Städten der starrste Zunftzwang und das engherzigste Konzessionswesen. Der Gutstagelöhner kann nirgends Aufnahme finden, weil mit der Aufnahme die Armenversorgungspflicht verbunden ist, sein Herr kann ihm aber kündigen und kann alsdann Arbeit von ihm verlangen, womit er sich die nothdürftigste Armenversorgung verdienen muß. Das Domanium hat Regulative und Erbpacht- und Büdnerei-Kontrakte ersonnen, die in das innerste Privatleben hineingreifen. In den Städten kommen täglich Zunftstreitigkeiten vor: heute klagt der Zinngießer, daß der Klempner ihm in seine Geschäftsbranche gekommen, morgen klagt der Stuhlmacher, daß der Sattler und Tapezierer sich ein Sophagestell aus Berlin habe kommen lassen, übermorgen der Kupferschmied, daß ein Branntweinbrenner sich einen Destillirapparat von einem auswärtigen Kupferschmied zusammenstellen lasse — und was ist die Folge davon? Ein sklavischer, in der Wirthschaft gänzlich zurückgebliebener Bauer, fauler Tagelöhner, ein Handwerker, der das Beste, was er kann, auswärts erlernt hat, dem aber der freie zu einer kaufmännischen Unternehmung und Berechnung erforderliche Sinn und Blick mehr und mehr abhanden gekommen ist; auf dem Lande höchst mäßige Bauernwirthschaften und im Ganzen tiefes Elend und in der Stadt — Hunger und Neid. Die fast einzigen Erwerbsquellen der Domainen — der Ackerbau und die Forstarbeit — reichen nicht aus, um die ganze Klasse der Lohnarbeiter in den großen Dorfschaften, innerhalb ihres natürlichen Arbeitskreises, zu beschäftigen. Der Verdienst muß theilweise in großer Ferne mit monatelanger Trennung von der Familie, oder in anderen Landestheilen mehr oder weniger auf Kosten der Heimath und ihrer Grundherrschaft gesucht werden.

Wie nachtheilig solche Zustände auf das Gesammtwohl wirken, ersieht man aus dem Bevölkerungs-Status. Die Bevölkerung hatte in den Jahren 1857 und 1859 Abnahme, im Jahre 1856 eine Zunahme von 0,02 %, 1858 von 0,06 %, 1860 von 0,1 % und 1861 von 0,04 %.

Die Bevölkerung Mecklenburgs ist an und für sich im Verhältniß zu der Bodenbeschaffenheit ausnehmend dünn und kommen etwa 2250 Seelen auf die □ Meile, während Bayern deren 3380, die Pfalz aber circa 5200 auf die □ Meile zählt.

Die Bildung anlangend, so konnten von 1857 ausgehobenen 865 Rekruten nur 430 Gedrucktes und bloß 245 Geschriebenes lesen, dabei aber nur 136 ordentlich schreiben.

Liebchens Botschaft.

Auf duftig grüner Halde
Ein kleines Bilmchen steht,
Ringsum beschirmt vom Walde,
In dem nur Zephyr weht.
Die Blume glänzt im Thaue,
Demanten gleich und lacht,
Als ob die ganze Aue
Für sie allein gemacht.

Es weilt im weiten Walde
Ein Jäger, jung und schön;
Er steigt zur duft'gen Halde
Herab von wald'gen Höh'n.
Die Blume schickt entgegen
Dem Jäger süßen Duft.
In's Gras muß er sich legen,
Zu athmen Himmelsluft.

Dem Jäger wird bald bange,
Bald wohl, bald weh um's Herz.
Er küßt das Blümlein lange,
Zu stillen seinen Schmerz;
Er schlürft der Blume Thränen,
Zu lindern seine Pein.
Ein namenloses Sehnen
Zieht in das Herz ihm ein.

Da lispelt lieblich leise
Ein Tröpfchen Thau ihm zu:
„Ich hatte weite Reise,
„Bis hier ich kam zur Ruh.
„Dein Liebchen ging im Garten
„Und dachte Dein, wie nie.
„Daß sie so still muß warten,
„Das zwang zu Thränen sie.

„Ein Lüftchen kam geflogen,
„Es sog' die Thränen auf,
„Und nahm im weiten Bogen
„Zur Wolke seinen Lauf.
„Sie trug mich her zur Aue,
„Hier hat sie sich gesenkt
„Und mit dem Silberthaue
„Dieß Blümelein getränkt.

„Ich künde im Vergehen
„Des Liebchens Gruße Dir,
„Schenk' ihr das Wiedersehen!
„O eile schnell zu ihr!" —
Das Tröpfchen hat gesprochen
Sein allerletztes Wort.
Die Blume, zwar gebrochen,
Sie duftet fort und fort.

Der Jäger blickt mit Schmerzen
Auf's Blümlein, hold und zart,
Bewahrt's am treuen Herzen,
Beginnt die Pilgerfahrt.
Die Sehnsucht, sein Gefieder,
Beschleunigt seinen Fuß, — —
Und bald labt er sich wieder
An Liebchens Kuß und Gruß.

Eugen v. Rüdiger.

Mannigfaltigkeiten.

[Industrie der frommen Engländer.] Ein Handlungshaus in Birmingham, wo die Fabrikation von Götzenbildern für Indien und China eifrig betrieben wird, empfiehlt seinen Kunden in Ostindien die Erzeugnisse seiner Fabrik nachstehender Weise: „Yamen, der Gott des Todes, in seinem Kupfer getrieben und sehr geschmackvoll gearbeitet; Rirondi, der Fürst der Dämonen, in großer Auswahl. Der Riese, auf dem er reitet, ist von der kühnsten Zeichnung und ein Säbel nach jetziger Art geformt. Varonnin, der Gott der Sonne, lebendig dargestellt. Sein Krokodill ist von Kupfer und hat einen silbernen Schwanz. Bouberen, der Gott des Reichthums. Dieser Gott ist von ausgesucht schöner Arbeit und haben die Fabrikanten ihre besten Kräfte auf Herstellung desselben verwandt. Kleinere Halbgötter und sonstige Untergötter in größter Auswahl. Kredit wird nicht gegeben, bei Baarbezahlungen aber Rabatt berechnet."

Der preußische Artillerie-Lieutenant C., in Pjedsted bei Fridericia bei einem dänischen Pastor einquartiert, redete diesen bei seinem Eintritte in deutscher Sprache an. „Jeg ikk vorstaai — jeg taler kun dansk" (ich verstehe Sie nicht, ich spreche nur Dänisch), antwortete der Stockdäne dem unwillkommenen Gaste. Der Offizier besann sich bald und fuhr fort: „Reverende pastor, si tu ingenue dicere potes, tu ne verbum quidem germanicum intelligere, equidem tibi propono, ut latine loquamur" (Hochwürden, wenn Ihr wirklich kein Wort Deutsch kennt, so schlage ich Euch vor, daß wir Lateinisch sprechen). „Na, da wollen wir doch lieber Deutsch sprechen," erwiderte der überraschte Däne.

[Schierling's statt Brunnenkresse.] Der preußische Hauptmann Boninski, beim Sturm auf die Düppeler Schanzen verwundet, befand sich in Eckernförde zur Heilung; seine Wirthin regalirte ihn zum Mittagstisch mit Brunnenkressensalat, aber bald nach Tische stellten sich Symptome der Vergiftung ein, und binnen einer Stunde war der Offizier todt. Es hatte eine Verwechslung mit dem täuschend ähnlichen Schierlingskraut stattgefunden.

Geschichtskalender. 16. Juni 1697 wird August II. nach dem Tode des polnischen Königs Johann Sobiesky vom polnischen Adel zum König von Polen erwählt.

— 1774. Franziska Dorothea, Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Emanuel von Sulzbach aus dessen Ehe mit Elisabeth Auguste, Kurfürsten Karl Philipp's von Neuburg und der Pfalz Tochter, vermählt an Pfalzgrafen Friedrich Michael zu Birkenfeld-Zweibrücken (Mutter des Königs Max I. Joseph von Bayern) wird geboren.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei

itized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 144 Freitag, 17. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Nachdem Beide während einiger Sekunden gleichsam in einem Blicke ihre verschiedene Lage zu erforschen gesucht hatten, verschwand aus Elvira's Gesicht der Zug des Stolzes. Ihr gutes Herz siegte über den Hochmuth. Sie ging Armiden einige Schritte entgegen.

„Welcher Fügung des Schicksales habe ich es zu danken, daß Armida K—hjelm mich aufsucht?" fragte sie und reichte Armida ihre Hand. „Kann ich vielleicht auf irgend eine Art u einer ehemaligen Mitschülerin nützlich werden, so soll mich das herzlich freuen."

Armida ergriff Elvira's Hand und deklamirte in einem etwas pathetischen Tone:

„Ach, ich sehe, ich habe mich nicht verrechnet, als ich zu dem guten und zärtlichen Herzen der Jugendfreundin floh! Ja, ich war überzeugt, daß dieses unverändert geblieben war, und im Vertrauen darauf wagte ich es, hierher zu kommen. Theure, geliebte Elvira! ich bitte um Erlaubniß, diejenige so nennen zu dürfen, die ich in meinem Herzen stets geliebt habe, obgleich Vieles in meinem Betragen auf das Gegentheil hindeutete."

Armida überhäufte Elvira's Hand mit Küssen.

Auf diese machten ihre Worte und ihr Aeußeres einen peinigenden Eindruck. Sie zog auch ihre Hand hinweg und sagte in kaltem Tone:

„Armida! wir sind niemals Freundinnen gewesen; Du hast gegen mich nie etwas Anderes gefühlt als Unwillen; warum nun eine Zuneigung heucheln, die niemals existirt hat? Glaubst Du, ich könnte mich davon geschmeichelt fühlen, oder Deine Worte könnten die Wunden, die Du mir geschlagen hast, aus meinem Gedächtnisse verwischen? Nein, sie wirken nur peinigend und machen mein Herz bitter. Weg daher mit aller Verstellung, aller Schmeichelei und allem Wortschwall über eine Freundschaft, die nichts Anderes war als eine offene Feindschaft. Du brauchst mir ja nur zu sagen: ich bedarf Deiner Theilnahme! und Du kannst überzeugt sein, daß ich sie Dir schenken werde, ohne die Vergangenheit nur im Allergeringsten auf mich einwirken zu lassen. Sage daher ohne Umschweif: was kann ich für Dich thun?"

Elvira's Aussehen war so edel, daß es unwillkürlich auf Armida einwirkte, und diese sich aus ihrer gewöhnlichen Fassung gebracht fühlte. Dennoch hatte sie einen Ausweg, wieder in ihre Rolle hinein zu kommen, nämlich: sie fing an zu weinen.

Elvira konnte niemals einen Menschen betrübt sehen, ohne davon gerührt zu werden. Sie legte auch ihre Hand auf Armida's Schulter und fuhr fort in sanftem und freundlichem Tone:

„Was ist vorgefallen? Ist es irgend ein Kummer, dem ich abhelfen kann, so rede ohne Verstellung; es soll mir eine Freude sein, Dir dienen zu können!"

„Ich bin arm, Elvira!" rief Armida aus; „ich bin verlassen von meinen Freunden und Beschützern, ohne Platz und ohne Obdach."

Der Ton, mit welchem sie dieses sagte, war so traurig, daß man daran hörte, sie sprach eine schmerzhafte Wahrheit aus.

„Das Alles, beste Armida, ist ja kein so großes Unglück, daß ihm nicht abzuhelfen wäre," fiel Elvira ein und klopfte ihr auf die Schulter. — „Für den ersten Anfang bleibst Du den Sommer über bei mir. Inzwischen werden wir wohl etwas für Deine Zukunft auffinden können."

„Elvira!" rief Armida aus und blickte der so oft Geschmähten ins Gesicht. Dort stand nur Güte und Theilnahme zu lesen. Elvira sah auf Armida, die in den Kinderjahren ihren Augen so oft Thränen entpreßt hatte, mit einem so freundlichen Blick herab, daß man sah, sie hatte alle Beleidigungen vergessen.

Armida stammelte eine Danksagung, welche dießmal aufrichtig war.

Sie redeten noch eine Weile mit einander. Darauf klingelte Elvira und gab den Befehl, das Fräulein K—hjelm in die Gastzimmer zu führen, welche die grünen Doubletten genannt wurden. Sie drückte Armida's Hand und sagte mit einem schönen Lächeln:

„Jetzt bedarfst Du der Ruhe; in einer Stunde aber komme ich und hole Dich ab zum Mittagsessen. Nach Tische wollen wir eine Promenade im Parke machen. Du kannst glauben, hier sind große Veränderungen vorgenommen worden. Lebe nun wohl auf eine Stunde!"

Digitized by Google

Elvira nickte Armida zu. Diese ließ sich von dem Bedienten in ihre Zimmer führen. Als sie dort eintrat, war sie noch immer unter dem Einflusse der Rührung, welche sie bei Elvira's Freundlichkeit empfunden hatte. Während sie aber ihren Anzug zu ordnen suchte, begann sie zwischen sich und Elvira Vergleichungen anzustellen.

Es wurmte sie, daß sie, ein Fräulein K—hjelm, genöthigt sein sollte, sich an ihre bitterste Feindin zu wenden, um Hülfe zu erhalten. Als sie an Elvira's Bereitwilligkeit dachte, ihr ein Obdach und Beistand anzubieten, sah sie darin nicht mehr einen Beweis von Herzensgüte, sondern eine Art Rache zu nehmen und Armida fühlen zu lassen, wie es schmecke, von der Trödlerstochter abhängig zu sein. Ja, Armida fand Elvira's Betragen, sie hinauf zu schicken auf ihre Zimmer, undelikat und hielt dasselbe für einen Beweis, daß sie mit Armida keine Umstände zu machen Willens war.

Daß Elvira es gethan hatte, um dem Gespannten und Gezwungenen in ihrem ersten Zusammentreffen ein Ende zu machen und Armida von der Bezeugung ihrer Dankbarkeit zu befreien, war etwas, das Armida gar nicht verstehen wollte, weil sie da gezwungen gewesen wäre, zu erkennen, daß Elvira einen größeren Menschenwerth besäße als sie selbst.

Es geschah jetzt, was schon oft eingetroffen ist, daß Elvira's Edelmuth, weit entfernt, Armida in eine Freundin umzuwandeln, sie noch erbitterter machte. Um ihre unfreundlichen Gefühle vor ihrem eigenen Gewissen zu vertheidigen, mußte sie versuchen, den Handlungen Elvira's einen unedlen Beweggrund unterzuschieben.

Die Stunde, welche Elvira ihr zur Ruhe gestattet hatte, verwendete sie dazu, ihren Anzug so zierlich wie möglich zu machen. Wie hart kam es nicht dem Hochmuthe vor, zu denken, daß Elvira gewiß die Mängel an dem schwarzen seidenen Kleide bemerkt hatte. Konnte wohl irgend eine Freundlichkeit von der Welt es versöhnen, daß Armida als eine Art von vornehmer Bettlerin zu Elvira gekommen war? Es war wohl nicht mehr als billig, daß sie nun ihrer Seits diese Armida irgend ein Leiden empfinden lassen mußte!

Armida beabsichtigte auch, bei der ersten passenden Gelegenheit Elvira dafür zu bezahlen, daß diese gütig gegen sie gewesen war.

Der Alltagsmensch kann es nicht verzeihen, daß man ihm Verpflichtungen der Dankbarkeit auferlegt, und es ereignet sich täglich, daß er gerade die Hand beschmutzt, welche ihm gereicht worden ist, um ihn aus dem Abgrunde des Unglücks, der Erniedrigung, der Armuth empor zu heben.

Die Undankbarkeit folgt mehrentheils der Wohlthat dicht auf den Fersen nach, und wer etwas Anderes erwartet, ist ein Thor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schreckensscene am Niagara.

In seinen neuesten Reisen durch die vereinigten Staaten, Canada und Mexiko trägt unter vielen fesselnden Begebenheiten der bekannte Baron J. W. von Müller auch eine höchst spannende und leider tragische Scene vor, die er am Niagarafall erlebte.

Nachdem er jene Naturwunder besichtigt, pflegte er der gastlichen Nachtruhe, die jetzt an mehreren Punkten dem Reisenden durch die fortschreitende Spekulation, welche man auch unter dem Namen Kultur feiert, gewährt worden ist. Kaum, sagt Baron Müller, graute der Morgen des folgenden Tages, als ich plötzlich aus meinem Schlummer aufgeschreckt wurde. Eilende Schritte, ein unverständliches ängstliches Durcheinander brachten mich auf den Gedanken, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich ereignet haben müsse, als dicht unter meinem Fenster eine gellende Stimme rief: „A man in the rapids!“ (Ein Mann in der Stromschnelle!)

Wie der Blitz von meinem Lager auf, warf ich mich heftig in meine Kleider, eilte auf die Straße und folgte dem Strom der aufgeregten Menschenmasse nach dem Schauplatze des Ereignisses.

Auf Bath-Island angekommen, fand ich die Brücke und die Ufer der Rapids mit Tausenden von Menschen bedeckt, denen sich ein herzzerreißendes Schauspiel darbot. Mitten im Strombett, kaum zwanzig Schritt oberhalb des Falls hielt sich ein junger Mensch an einer vorragenden Klippe mühsam fest. Drei Freunde hatten am Abend vorher das vermessene Wagstück versucht, in einem kleinen Kahne oberhalb der Stromschnellen spazieren zu fahren.

Kaum vom Lande abgestoßen, erfaßte die Strömung trotz aller Anstrengung der Ruderer, das schwache Fahrzeug, das umschlug, und mit zwei der verwegenen Gesellen spurlos verschwunden war. Der dritte, Avery mit Namen, hatte, nachdem ihn die Strömung bis nah vor den senkrechten Fall fortgerissen, an einer scharfen Klippe einen Halt gefunden, ohne der Rettung näher zu sein.

Sein Hülferuf war während der ganzen langen Nacht im Donner des Falls verhallt, und erst das mitleidige Licht des Tages offenbarte die entsetzliche Lage des Unglücklichen. Mit Blitzesschnelle durchflog die Kunde die Gegend und rief die Bewohner der vereinzelt stehenden Häuser herbei. Alle beseelte das Verlangen, den Armen gerettet zu sehen; aber eine Kluft — und welch eine schauerliche Kluft! — hielt die Retter von ihm getrennt.

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß keiner der Anwesenden vor dem Opfer einiger seiner Lebenstage zurückgebebt wäre, hätte der Engel des Todes mit dieser Sühne sich begnügt. Der aber marktet nicht. Finster und unerbittlich umschwebte er das Haupt des verzweifelten Jünglings.

Digitized by Google

Da rief einer der Zuschauer, Herr Porter, mit aller Kraft seiner Stimme: „Tausend Dollars dem, der ihn rettet!“ Und wie ein Echo antwortete eine zweite Stimme: „Tausend Dollars auch von mir dem Kühnen, der es wagt!“ Es war ein Fremder, ein Mann aus dem Süden; mehr wußte man nicht zu sagen, als ich nach seinem Namen forschte.

„Das hochherzige Anerbieten steigerte das Mitleid bis zum Enthusiasmus, und zwanzig Stimmen riefen zugleich: „Nur eine Stunde halte er aus, wir retten ihn.“ —

Wie aber konnte man dem Unglücklichen diese tröstliche Nachricht beibringen, damit er den Muth bewahre im stürmischen Drange der Todesangst? Da ergriff mein Reisegefährte, Herr Ulke, ein junger talentvoller Künstler, dem keine tausend Dollars, wohl aber Ideen von nicht geringerem Werthe zu Gebote standen, einen Pinsel und malte die englischen Worte: „We will save you“ in riesengroßen Lettern an eine Mauer. Der Unglückliche, der zu ahnen schien, daß dieß ihn angehe, folgte jedem Zuge der Schrift mit seinen Augen, schüttelte aber wehmüthig das Haupt, als der Maler geendigt hatte: die Sprache war ihm fremd.

Sofort schrieb Herr Ulke in deutlichen großen Zügen: „Wir retten Dich!“ Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es das Antlitz des jungen Mannes und seine freudigen Mienen schienen zu sagen: „Großer Gott, sind Deutsche da, dann bin ich gerettet!“

In diesem Augenblick kam brausend die Lokomotive zurück, die vor einer halben Stunde nach Buffalo gesendet worden, ein Rettungsboot zu bringen.

Mit größter Vorsicht wird das kleine Fahrzeug an starken Tauen befestigt und ins Wasser gelassen. Die Strömung schleudert es nach allen Seiten und wirft es in die Höhe; es widersteht, ist aber aus der Richtung gekommen und nach fünf Minuten banger Erwartung hört es auf zu schwimmen. Die Taue haben sich in den Felsen verwickelt, das Boot steht unbeweglich fest.

Die Blicke des Schiffbrüchigen haften verzweifelnd an dem Kahn; er begreift, daß er für dießmal der Hoffnung entsagen muß.

Nicht willens, die kostbare Zeit mit unnützen Versuchen zu vergeuden, ergreift die Masse einstimmig den Vorschlag, ein Floß zu bauen. Tausend Hände regen sich, Alles wetteifert, Männer, Weiber und Kinder, alt und jung, reich und arm.

Aber die Erbauung eines Floßes erfordert Zeit, vielleicht zu lange Zeit für die Kräfte des Armen, der die ganze Nacht ohne Nahrung und im Wasser zugebracht hat.

Diese Besorgniß ist die Quelle einer andern Idee. Man füllt ein Faß mit Lebensmitteln und vertraut es der Strömung an. Wie von unsichtbarer Hand geleitet, schwimmt es in der Richtung der Klippe. Schon streckt der Schiffbrüchige seinen Arm aus, da erfaßt es die Strömung, entreißt es seinen schwachen Händen, und der Abgrund hat es verschlungen.

Unterdessen schreitet der Bau des Floßes rasch vorwärts. Der Unglückliche, mit sehnenden Blicken den Gang der Handlung folgend, klammert sich fester an den Felsen seiner Hoffnung und wartet.

(Fortsetzung folgt.)

Wann und Wo?

Es wird dereinst ein Röslein blüh'n,
Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo!
Im Morgenroth, im Abendglüh'n,
Zu Berg, zu Thal — im Feld, im Hain? —
Das Röslein wird mein letztes sein!

Es klingt dereinst ein lieblich' Lied,
Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo!
Ob's auf zum Tag, zu Sternen zieht,
Ob's schwillt im Kreis, verhallt allein?
Das Lied, es wird mein letztes sein!

Es winkt dereinst ein volles Glas,
Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo!
Ich schlürf' sein edles, köstlich' Naß,
Ob leidvoll, freudvoll — sorglos hinein?
Das Glas, es wird mein letztes sein!

Es beut mir einst ein Mund den Kuß,
Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo!
Als Trostesgab', als Freud-Erguß,
Vom Lieb, vom Freund, vom Theuern mein?
Der Kuß, er wird mein letzter sein!

Und weil doch endet rasch die Bahn,
Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo!
D'rum Glas als Kuß im holden Nah'n,
Und Lied und Rose mag mich erfreu'n —
Als sollte Jed's mein letztes sein!

A. S.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Schwerin, 11. Juni, wird der „V.-Z.“ geschrieben: Die tragikomische Entwicklung der nachstehenden Prügelscene, welche hier kürzlich auf einem Rittergut aufgeführt ist, bildet augenblicklich das Tagesgespräch. Der Besitzer des Ritterguts R..... bei der Stadt L... hatte sich mit seinem Taglöhner, wegen angeblich von diesem begangener Dienstwidrigkeiten entzweit. In seinem Zorn nöthigte er denselben in die Scheunendiele zu treten und befahl ihm, die Thüre zu schließen. „Worüm sall ick de Dör tomaken, Herr?“ (Warum soll ich die Thür zumachen, Herr?) fragte der Taglöhner mit jenem Gleichmuth, welcher die große Mehrzahl unserer Taglöhner charakterisirt. „Das soll Er gleich

Digitized by Google

sehen, verfluchter Kerl!“ schrie ihn der Herr an. „Na, wenn Se't befehlen, Herr, denn möt ick dat dohn“ (Nun, wenn Sie's befehlen, Herr, dann muß ich das thun), fuhr der Tagelöhner gleichmüthig fort und schloß die Thüre. Als nun Beide auf der Schennendiele allein waren, befahl der Herr seinem Arbeiter, sich mit dem Bauche über einen dort befindlichen Strohsack zu legen. Dieser gehorchte, und der Herr nahm darauf ein „Röhrchen“ von der bekannten Länge und Dicke und gab ihm damit 25 Hiebe auf die weichen Körpertheile. Der Taglöhner nahm die Hiebe ruhig hin und verrieth auch nicht durch einen Laut die Schmerzen, welche er in Folge der Mißhandlung empfand. „Sünd Se nun farrig, Herr?“ (Sind Sie nun fertig, Herr?) fragte er nach beendigter Exekution den Herrn. „Ja, nun kann er wieder aufstehen, Kerl.“ Der Taglöhner stand nun auf, und der Herr wollte die Thüre wieder aufschließen. Aber jener verhinderte dieß, indem er den Arm des Herrn packte und sagte: „Ne, Herr, nun kam ick!“ (Nein, Herr, nun komme ich!) „Will er mich gleich loslassen, Kerl!“ „Ne, Herr, nu kam ick! Nu möten Se noch een bäten töwen, domit dat Gericht de Prügel gegen eenanner upheben kann, wenn Se mi verklagen, Herr.“ (Nein, Herr, nun komme ich. Nun müssen Sie noch ein wenig warten, damit das Gericht die Prügel gegen einander kompensiren kann, wenn Sie mich verklagen, Herr), und bei diesen Worten faßte der Taglöhner seinen Herrn um den Leib. Dieser versuchte das Mögliche, um sich loszumachen, aber der Taglöhner, ein stämmiger Kerl, war stärker als sein allerdings auch kräftiger Herr und legte diesen trotz aller Gegenwehr über den Strohsack in derselben Positur, in welcher er selbst vorher sich befunden hatte. Und nun bearbeitete er aus dem FF das dem seinigen entsprechende Züchtigungsobjekt seines Herrn mittelst des vorher von diesem angewandten und aus dessen Händen entrissenen „Röhrchens“, und arbeitete so wirksam, daß Letzterer sich jämmerlich wand und krümmte und Zeter und Hülfe schrie. Aber der Taglöhner ruht nicht eher, als bis der 25. Hieb gefallen war. Dann sagte er kaltblütig: „So, Herr, nu verklagens mi man.“ (So, Herr, nun verklagen Sie mich nur), schloß die Thüre auf und ging davon, seinen winselnden Herrn allein zurücklassend. Die auf dem Hofe befindlichen Arbeiter hatten den Hülferuf ihres Herrn und die ihm zugezählten Hiebe recht gut gehört, aber anstatt ihm zu Hülfe zu kommen, zogen sie sich, sichtlich erfreut über den unerwarteten Ausgang, in weitere Ferne zurück, um nicht demnächst vom Gericht als Zeugen aufgerufen zu werden.

[Die erste Eisenbahn auf Neu-Seeland.] Neu-Seeland, das „Britannien des Südens“, ist eine der hoffnungsreichsten Kolonien; geographische Lage, Konfiguration, Klima, sonstige natürliche Bedingungen, eine thatkräftige angelsächsische Bevölkerung: Alles vereinigt sich, die Inselgruppe, die an Flächeninhalt den britischen Inseln in Europa nicht viel nachgibt, zu raschem Aufblühen zu bringen, sie zu einer „Mutter ziviliſirter Völkergeschlechter“ zu machen. Ein neuer wichtiger Abschnitt in ihrer Entwickelung ist der Bau der ersten Eisenbahn, welche ohne Zweifel berufen ist, das Anfangsglied eines weit verzweigten Netzes zu werden. Wie in neuester Zeit die südliche Insel mit ihren Goldlagern in Otago und Nelson, mit ihren herrlichen Weiden und fruchtbaren Aeckern die nördliche Insel, die gegenwärtig durch die langwierigen Kämpfe mit den Eingebornen empfindlich leidet, weit überflügelt hat, so ist es jene Insel auch, welche die erste Eisenbahn trägt, und zwar leuchtet auch hierin wider die Provinz Canterbury voran, die zur geographischen und naturhistorischen Erforschung der Insel bisher am meisten beigetragen hat und in ihrer Hauptstadt eine wissenschaftliche Gesellschaft zur Förderung und Erweiterung jener Forschungen besitzt. Am 1. Dezember 1863 wurde die von Christchurch bis Heathcote reichende erste Strecke der Eisenbahn, welche die Hauptstadt Christchurch mit der Hafenstadt Lyttelton verbinden soll, feierlich und unter großem Jubel der Bevölkerung eröffnet. Zur Vollendung des Ganzen wird noch längere Zeit erforderlich sein, da ein gewaltiger Tunnel, der Anfangs Februar 1864 mit 1300 Yards oder 3900 englischen Fuß erst die Hälfte seiner Länge erreicht hatte, den Berggürtel im Rücken von Lyttelton durchbohren muß.

Am 1. Juni Abends bemerkte ein in der Behrenstraße in Berlin aufgestellter Dienstmann, wie einem vorübergehenden Herrn eine Brieftasche unbemerkt entfiel. Der Dienstmann hob sie auf und händigte sie alsbald dem Eigenthümer aus. Letzterer augenblicklich bestürzt, bat unter vorläufiger Dankeserstattung den ehrlichen Finder, sich am andern Morgen in seinem unter den Linden befindlichen Logis einzufinden. Hier wurde nun des Dienstmanns Ehrlichkeit nicht allein anerkannt durch Ueberreichung eines Hundertthalerscheines, sondern auch durch eine Anstellung als Bedienter auf den umfangreichen Besitzungen des vorgedachten Herrn, des Barons von F. in Schlesien. Wie sich herausstellt, enthielt die Brieftasche Papiergeld auf Höhe von 5000 Thalern.

Geschichtskalender. 17. Juni 1682. Karl XII., König von Schweden und Pfalzgraf zu Zweibrücken-Kleeburg, wird geboren.

— 1789. Konstituirung der Nationalversammlung in Paris durch den Bürgerstand, welchen der Adel und die Geistlichkeit nicht in den Reichstag aufnehmen wollten.

— 1813. Verrätherischer Ueberfall gegen das Lützow'sche Freikorps bei Kitzen, unweit Leipzig, während des Waffenstillstandes durch General Normann.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailand't'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 145 Samstag, 18. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Armida hatte sich etwas über eine Woche auf Timasjö aufgehalten. Während dieser Zeit hatte Elvira ihr mit dem größten Zartgefühl Geschenke gemacht, so daß ihre Toilette in bessere Ordnung gekommen war. Elvira hatte das gethan, ohne sich zu erkundigen nach den Widerwärtigkeiten, die Armida in Armuth gesetzt hatten.

An einem schönen Vormittage saßen die beiden Mitschülerinnen auf der mit einem Zelte überdeckten Landungsbrücke am Strande. Jetzt redeten sie über Armida.

Sie hatte erzählt: ihr Vormund war gestorben, und das kleine Kapital, welches sie bei ihm stehen gehabt hatte, war verloren gegangen, weil hinterher Konkurs ausbrach.

Dieß war gleich nach der Zeit, wo sie die Pension der Propstin verließ, eingetroffen.

Sie war wohl fortwährend bei Martha eine Art von Gesellschaftsdame; doch als völlig abhängig wurde ihre Stellung sehr demüthigend. Als die Kränklichkeit der Oberstin zunahm, wurde Armida in eine Krankenwärterin verwandelt. Sie war im Stangenskjöld'schen Hause einige Zeit nach dem Tode der Oberstin geblieben; als aber Martha ihre Verlobung mit Carl Brogren brach, wurde auch Armida ganz plötzlich verabschiedet.

Alle Versuche, welche sie hernach that, um sich einen andern Platz zu verschaffen, mißlangen, und das Fräulein K—hjelm erhielt keinen solchen, trotz ihres prächtigen Namens. Ihr kleines Vermögen schmolz immer mehr und mehr zusammen. Um bestehen zu können, mußte sie die wenigen Kostbarkeiten, die sie besaß, verkaufen, und sie machte also die ganze Liste der Demüthigungen durch, welche die Armuth in ihrem Gefolge hat.

Die Bekannten, welche sie gehabt hatte, vermieden sie; ihre Verwandten waren nicht zu Hause, wenn sie zu ihnen kam und antworteten auch nicht auf ihre Briefe.

Sie hatte erfahren, schon ehe sie das Stangenskjöld'sche Haus verließ, daß Elvira einen englischen Lord geheirathet hatte und jetzt reich und vornehm war.

Lange überlegte Armida mit sich selbst, ob sie Elvira aufsuchen sollte. Der adlige Stolz sträubte sich dagegen, und so lange Elvira in der Hauptstadt lebte, war es ihr unmöglich. Endlich, da alle Hülfsmittel ausgeleert waren und die Noth sie angrinste, beschloß sie, sich ein Dampfbootbillet zu kaufen und nach Timasjö zu reisen, um sie um Hülfe anzuflehen.

Ohne alle Affektionen hatte Armida vor Elvira ihre Widerwärtigkeiten dargelegt, und es schien dabei, als glaubte sie, sie würde von der Stangenskjöld'schen Familie verfolgt.

„Aber," fiel Elvira ein, da sie geendigt hatte, „welche ist die Ursache dieser Verfolgungen? Sie können doch nicht ganz ohne Anlaß sein?"

„Da hast Du vollkommen Recht," antwortete Armida; „und der Veranlassungen waren viele. Während des ganzen letzten Jahres, wo ich im Hause war, dauerten, oder gleich nach dem Tode der Oberstin begannen die Streitigkeiten zwischen mir und Martha. Sie drehten sich um die Verstorbene und um Karl. Martha war nicht gut gegen ihre Mutter und wurde förmlich unerträglich gegen Karl, als ihre Mutter nicht mehr war. Sie behauptete, er hätte von dem Augenblicke an, wo er Deine Verheirathung erfuhr, sein Betragen gegen sie verändert, und eben deßhalb brach sie auch die Verlobung. Damals waren wir in Baden-Baden. Nachdem sie mit Karl gebrochen hatte, gab sie mir die Weisung, meinen Platz zu verlassen. Sie konnte meinen Anblick nicht ertragen, weil dieser sie an die begangene Dummheit erinnerte, daß sie sich mit Brogren verlobt hatte. Karl reiste augenblicklich ab von Baden-Baden; mir aber erbot die Freiherrin B— einen Platz bei sich bis zu Ende des Termins. Das Reisegeld, welches ich von Martha erhielt, war ganz unzureichend für mich; auch wäre ich gar nicht nach Hause gekommen, wenn mir nicht die Freiherrin beim Abschiede eine kleine Summe geschenkt hätte. Als ich nach Stockholm kam, that ich mich um nach einem Platz; doch vergebens, denn überall trat mir der Oberst hindernd entgegen, welcher seine und meine sämmtlichen Bekannten warnte, mich in's Haus zu nehmen."

Digitized by Google

„Und Du kennst nicht die Ursache, warum er das that?“ fragte Elvira.

„Wahrscheinlich, weil Martha mich nicht in dem Gesellschaftskreise, dem sie angehört, sehen will, und auch nicht will, daß ich verschiedene Dinge, die eben nicht lobenswerth sind, erzählen soll. Der Oberst ist eigentlich nichts Anderes, als Martha's Bedienter und handelt nur nach dem Impuls, welchen sie ihm gibt. Ich gestehe gern, daß es für die hochmüthige Familie recht unangenehm sein könnte, wenn ich das Eine und das Andere erzählte, welches das Fräulein Martha betrifft.“ — Armida sagte dieses in einem Tone, der etwas Drohendes an sich hatte.

„Das sollst Du aber nicht thun!“ fiel Elvira ein. „Das wäre nicht gut von Dir gehandelt. Wir dürfen von unsern Feinden nicht Dasjenige erzählen, was wir zu verschweigen gelobt haben, als wir Freunde waren.“

„Das ist wahr, und darum schweige ich,“ sagte Armida; „doch um Karl hat es mir schrecklich leid gethan, und gewiß muß Martha es auf ihr Gewissen nehmen, wenn es ihm übel ergeht; denn so um einer neuen Neigung willen, ihn zu verlassen, nachdem sie so verliebt und so eifersüchtig gewesen war, das ist und bleibt unrecht. Armer Karl!“

Armida seufzte und schielte nach Elvira herüber.

Sie erwartete, daß diese weiter fragen sollte; Elvira aber begann über Armida's Zukunft über die Pläne, welche sie hatte und dergleichen zu reden.

„Bis zur Mitte des August bleibe ich hier,“ sagte Elvira; dann aber reise ich nach England, um mit meinem Mann zusammen zu treffen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auch diesen Winter im Auslande zubringe. So lange ich auf Timasjö bin, bleibst Du hier; wenn ich aber reise, so möchte ich gern das Bewußtsein mitnehmen, daß es für Dich so eingerichtet ist, daß Du für Deine Thätigkeit ein Feld erhalten hast, das Dir Unabhängigkeit schenkt. Was sagst Du zur Anlage einer Erziehungsanstalt? Ich will Dir gerne die Mittel dazu vorschießen und es so arrangiren, daß Du Dich über das erste Jahr nicht zu beunruhigen brauchst.“

Armida zeigte sich natürlich entzückt über den Vorschlag und ergoß sich in endlosen Dankbarkeitsbezeugungen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schreckensscene am Niagara.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Arbeit ist gethan. Das Floß, von mächtigen Tauen gehalten, mit Seilen reichlich versehen, schwimmt auf dem Wasser. Es war ein Augenblick furchtbarer Angst; der Athem stockte, und jeder Anwesende sandte sein innigstes Gebet für das Gelingen des Unternehmens zum Himmel.

Das Floß hält die Richtung nach der Klippe. Es nähert sich reißend schnell; Avery hält sich gefaßt, ihn ermuthigt die Großherzigkeit seiner Retter.

In tiefem Schweigen harrt die Menge. Das Floß hat den Unglücklichen erreicht, — er springt — er fällt — er hält sich fest, er ist gerettet! Ein donnernder Jubelruf aus tausendfachem Munde zerreißt die Lüfte und übertönt im Augenblick das schauerliche Gebrüll der Wasser, die ihre Beute fordern.

Ueberwältigt von der Wucht seiner Gefühle sinkt der Arme auf die Kniee und hebt mit einem Blick unendlichen Dankes die Arme zum Himmel empor. Doch kaum hat das Floß sich aufwärts bewegt, als es durch denselben fatalen Umstand aufgehalten ward, der vorher den Kahn festgehalten hatte. Die Taue hatten sich um einen Felsen geschlungen; das Floß bleibt unbeweglich, obwohl man alle Mittel versucht, die Taue abzuwickeln. Man spannt zwei, vier, zehn, endlich zwanzig Pferde daran; der Stein zittert, wankt, stürzt!

Unaufhaltsam steigt das Floß aufwärts, kämpft fünf bis sechs Minuten gegen die Strömung, und wieder ertönt das Jubelgeschrei der Zuschauer, das dießmal dem Siege des Menschen über den Trotz der Elemente gilt.

Ein neues Hinderniß hält plötzlich den Siegeslauf des unverzagten Muthes auf: ein Fall von vier Fuß Höhe, den das Floß trotz aller Anstrengung der Ziehenden und Avery's verzweiflungsvollen Versuchen nicht bewältigen kann.

Und wieder ertönt in diesen Augenblicken höchster Angst der weithinschallende Ruf: „Tausend Dollars mehr für einen weiteren Versuch der Rettung!“

„Und wieder eilt die Lokomotive nach Buffalo, ein zweites Lebensboot zu holen. Aber es ist die höchste Zeit; die Kräfte des Verunglückten schwinden sichtlich.

Unter resultatlosen Versuchen ist der Tag verstrichen, die Sonne neigt sich zum Untergange, und seit 32 Stunden ringt Avery zwischen Leben und Tod.

Das neue Rettungsboot, von Tauen gehalten, beginnt seinen Lauf; mit langsamer Sicherheit nähert es sich dem Floß; Avery löst die Bande, die ihn auf dem Floße festhalten; ein Augenblick, und das Boot ist an seiner Seite.

In stummer Angst bewacht die Menge jede Bewegung des Jünglings. Zitternd vor Schwäche und Hast streckt er die Arme nach der rettenden Barke, — da hebt sich das Vordertheil des Floßes, wie von tückischen Mächten geleitet, Avery verliert das Gleichgewicht, er taumelt und — stürzt in die Wirbel.

Mit dem Rest seiner Kräfte ringt Avery mit dem Strom, aber der Strudel erfaßt, überstürzt und wirbelt ihn dem Abgrunde zu. Noch hat er ihn nicht erreicht, mit letzter Anstrengung erhebt er sich über das Wasser: ein letzter Blick nach dem linken Ufer, eine verzweif-

Digitized by Google

lungsvolle Gebehrde des Abschieds, — er ist verschwunden.

Wem galt der verzweiflungsvolle Scheidegruß? Aller Blicke wandten sich nach jener Richtung. Seit dem Morgen hatte hier eine Frau mit starrem thränenlosem Blick den Himmel um Hülfe angefleht. Im Augenblicke, als den Unglücklichen die Wellen verschlangen, sank sie zurück: die Frau erwies sich als todt, es war des Ertrunkenen Mutter. . . .

. . . . Die menschliche Wißbegierde hat sich für die Frage interessirt, wie groß und mächtig die den Niagarafall hinabstürzende Wassermasse sei. Mehrere Gelehrte stellten daher dahin einschlagende Beobachtungen an.

Professor Lyel läßt jede Minute 150,000,000 Kubikfuß Wasser hinabstürzen. Dr. Twight sagt, die Masse betrage stündlich 100,200,000 Tonnen; de Baur berechnete das Quantum auf 4,480,000,000 Eimer per Tag, also stündlich 211,000,000 Eimer.

Andere interessirten sich für die Frage, wie bedeutend die Dichtigkeit und Kraft der Wassermasse vor ihrem Absturze sei. Eine Messung war unmöglich, um aber doch einen Anhaltepunkt zu bekommen, verfiel man auf folgendes Mittel: Man kaufte das wegen Schmuggels konfiszirte Schiff Detroit, belud es mit Steinen und gab ihm als Passagiere einen Büffel, einen Bären, einen Hirsch, einen Fuchs und verschiedene kleinere Thiere. So bemannt, stieß man es ziemlich weit oberhalb der Rapids (Stromschnellen) vom Ufer. Zuerst schwamm es langsam, d. h. mit einer Geschwindigkeit von einer halben deutschen Meile in 15 Minuten, dann schneller und schneller, bis es, in rasender Eile am Hufeisenfall angekommen, über denselben hinabstürzte. Das Schiff hatte einen Tiefgang von 18 Fuß gehabt und war, ohne den Boden zu berühren, über den Absturz gekommen. Man hatte die Gewißheit, daß dort die Tiefe wenigstens 18 Fuß betrage. Von dieser Zeit an schätzte man die Wassertiefe auf zwanzig Fuß, welches der Durchmesser einer gewöhnlichen Seewelle ist. Weder von dem Schiff noch von den Thieren, mit Ausnahme des Fuchses, dessen Kadaver unterhalb der Hängebrücke aufgefischt wurde, blieb eine Spur übrig.

Ferner ließ ein Amerikaner ein an Eisendraht befestigtes spitzes Eisengewicht von der Hängebrücke, also aus einer Höhe von 225 Fuß in den Strom fallen. Das Gewicht tauchte kaum während einer Sekunde unter, kam 100 Fuß weiter stromabwärts wieder auf die Oberfläche und schwamm auf derselben wie ein Stück Kork dahin, bis es vom Eisendraht festgehalten wurde. Das 40 Pfund schwere Eisen hatte durch seinen Fall aus einer Höhe von 225 Fuß eine Fallgeschwindigkeit von 124 Fuß in der Sekunde angenommen und kam folglich mit einer Kraft von 5000 Pfund auf der Oberfläche des Wassers an; die Gewalt des letztern ist also so groß, daß sie durch ihren Gegendruck das Eisengewicht auf die Oberfläche zurückdrängt.

Ich denke Dein.

Noch hüllet des Schlummers Sternenkleid
Die Thäler und Berge meilenweit.
Das Mondlicht umspielt der Bäume Laub,
Bestreuet den Wald mit Silberstaub.
Im Osten erwacht ein Dämmerschein.
Ich denke Dein!

Jetzt purpurnen Teppich ziehet fern
Von Osten herauf der Morgenstern,
Zu künden das Nah'n der Königin,
Der lieblichen Wärme Spenderin.
Zum Sange erwachen die Vögelein.
Ich denke Dein!

Entfaltet nun ist der Sonne Pracht,
Entflohen die lange dunkle Nacht.
Wo jüngst noch des Mondes Zauberglanz
Gewunden mit Sternen selt'nen Kranz,
Da fallen die Sonnenstrahlen ein.
Ich denke Dein!

Wie spendest Du reichlich doch, Natur!
Du wirfst Diamanten auf die Flur.
Gesenkt in ein wunderbares Glas,
Hängst Du sie an's jugendfrische Gras
Und schmückst Dich mit den Perlenreih'n.
Ich denke Dein!

Von Bäumen und Sträuchen tönet Sang',
Wie Stimmen von Engeln, Himmelsklang,
Den oben des Seraphs Harfe führt. —
Ein Lüft'chen die Wipfel leis berührt,
Und zitternde Schatten wirft der Hain.
Ich denke Dein!

Voll Andacht entblöß' ich still mein Haupt,
Schau' auf, wo das Herz den Vater glaubt.
„Laß lange mich freu'n des Lebens hier!
„Sei gnädig, mein Gott und Vater, mir,
„Und segne, o Herr, das Mädchen mein!"
— So denk' ich Dein!

Eugen v. Rüdiger.

Mannigfaltigkeiten.

[Heinrich Dembinski †.] Am 14. Juni starb in Paris im Alter von 73 Jahren der General Dembinski, eine der Berühmtheiten der polnischen Emigration. Er gehörte einer Familie an, die von jeher der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes die größte Aufopferung bewiesen hatte. Sein Vater, Ignaz Dembinski, war Deputirter des Landtags gewesen. Dem-

Digitized by Google

binski erhielt seine militärische Erziehung in der Wiener Ingenieurschule, nahm jedoch, nachdem er zwei Jahre in dieser Schule geblieben, das ihm angebotene österreichische Offizierspatent nicht an, sondern zog es vor, als gemeiner Soldat in die Armee des Großherzogthums von Warschau einzutreten. Wie so viele Andere hatte er gehofft, daß Napoleon I. ganz Polen wieder herstellen werde. Nachdem er einen Theil der Feldzüge des Kaiserreiches mitgemacht, wurde er auf dem Schlachtfelde von Smolensk zum Hauptmann ernannt. Die polnische Revolution vom 29. Nov. 1830, die seine militärischen Talente in den Vordergrund treten ließ, machte denselben aber erst in weiteren Kreisen bekannt. Dem Korps des Generals Gielgud beigegeben, weigerte er sich, auf das preußische Gebiet überzutreten, und führte seine Division mitten durch die Russen hindurch nach Warschau zurück. Er wurde dort mit größter Begeisterung empfangen, und ein Dekret des Landtages erklärte, daß er sich ums Vaterland wohlverdient gemacht habe. Er faßte nun mit seinen Freunden den Plan, sich zum Diktator ernennen zu lassen, was ihm aber seine Popularität und sein Kommando kostete. Nach der Niederlage der polnischen Insurrektion ging Dembinski nach Frankreich, wo er einige Werke über die militärischen Ereignisse schrieb, an denen er Theil genommen. Nach dem Ausbruche der ungarischen Revolution folgte Dembinski einem Rufe Kossuth's zur Uebernahme eines Kommando's in der ungarischen Armee, und wurde am 5. Febr. 1849 zu Debreczin zum Oberkommandanten der revolutionären Hauptarmee ernannt. Die Eifersucht Görgey's jedoch und seine aus Unkenntniß des Terains beim Rückzug nach der Schlacht bei Kapolna (26.—28. Februar 1849) getroffenen falschen Dispositionen, welche die Armee in eine ziemlich gefahrvolle Lage brachten, nöthigten ihn zum Rücktritte vom Oberkommando; er widmete der Insurrektion gleichwohl noch als General-Quartiermeister unter Messaro's Oberbefehl seine Kräfte, und ging nach der Unterdrückung der ungarischen Revolution wieder nach Paris, wo er seidem gerade nicht in glänzenden Verhältnissen gelebt hat. Sein Leichenbegängniß findet morgen statt.

Die erste Sängerin in Berlin, Fräulein Pauline Lucca, hat die schamlosen Angriffe der Engländer gegen Deutschland nicht länger ertragen können. Sie ist plötzlich aus London, nachdem sie die Bevölkerung der Weltstadt in drei Vorstellungen zum höchsten Enthusiasmus getrieben, geflüchtet und am 5. Juni in Berlin wieder eingetroffen. „Ich bin eine Oesterreicherin und zeitlebens vom Könige von Preußen angestellt, da kann ich's nicht länger mit ansehen, wie der Kaiser und der König sammt allen Deutschen von dieser langweiligen Nation verhöhnt werden; ich sing' euch keinen Ton mehr!" so sagte sie und verließ London. Sie hat dem Direktor in London ein ärztliches Zeugniß gesandt, worin der Aufenthalt als ihrer Gesundheit nachtheilig angegeben wird. „Ich werde mir meine Stimme verderben in diesem Nebel und Kohlenstaub, wo man von jeder Blume 'ne schwarze Nase kriegt, und obendrein das Geschimpf mit anhören muß." Fräulein Lucca büßt durch diesen ehrenvollen Vertragsbruch eine bedeutende Summe ein.

In Meyerbeer's Testament findet sich ein Paragraph, in welchem „für eine würdige Inscenesetzung der „Afrikanerin" in Paris" zweimalhunderttausend Francs ausgeworfen sind. Mit dieser Summe hat der vorsorgliche Meister natürlich nicht die kaiserliche Oper, welche für Dekorationen und Kostüme schon selbst nichts sparen wird, sondern die ehrenwerthe Pariser Theaterkritik bedacht, der das de mortuis nil nisi bene sonst vielleicht etwas schwer gefallen wäre.

Zweisylbige Charade.

Zwei Sylben nenn' ich Dir,
Der Stärke Sinnbild beide;
Die Erst', in dunkler Haide
Der Bäume Kron' und Zier.
Dich soll der Zweiten Laut
Zur Jagd, zum Siege wecken;
Doch — krönt es oft den Gecken,
Der Weiber Schwüren traut.
Zwei Sylben nenn' ich Dir,
Sieh' auf der Ersten Spitze
Im hohen Wolkensitze —
Ein flügelschnelles Thier! —

Auflösung der Charade in Nro. 142:

Hofrath.

Geschichtskalender. 18. Juni 1813. Lützow rettet sich mit 21 Reitern, darunter der verwundete Theodor Körner, gegen den Harz.

— 1813 stirbt Gerh. Dav. v. Scharnhorst, ausgezeichneter preuß. Feldherr und Militärschriftsteller.

— 1815. Schlacht bei Waterloo.

19. Juni 1248. Erlöschen des Hauses Andechs mit Herzog Otto II. von Meran und Pfalzgrafen in Burgund.

— 1576 stirbt der Marschall von Tavannes.

— 1800. Donau-Uebergang der Franzosen bei Hohstädt, wodurch die Schlachtlinie der Oesterreicher zerrissen wurde.

— 1813. Das ganze österreichische Heer wird auf Kriegsfuß gesetzt und die Organisation der Landwehr befohlen.

— 1826. König Ludwig I. von Bayern legt den Grundstein zum Königsbau.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 146 Montag, 20. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Als man ganz einig geworden war und Elvira gesagt hatte, sie wollte an Denjenigen schreiben, der ihre Geldangelegenheiten unter seinen Händen hätte, und ihn bitten, das Arrangement der Angelegenheit zu übernehmen, fragte Armida:

„Du wirst also Deinen Mann in diesem Sommer treffen?"

„Ja, wir werden uns zu Ende des August in London treffen, um bei der Marquise Brisster einen längern Besuch zu machen," antwortete Elvira.

„Gibt es noch mehrere Lords Casterton!" fragte Armida.

„Mein Mann ist der einzige männliche Repräsentant der alten Familie."

„Das ist merkwürdig!" versetzte Armida mit einer sonderbaren und geheimnißvollen Miene.

Elvira öffnete die Lippen zu einer Frage, schloß dieselben jedoch wieder, und sagte nach einigen Augenblicken, indem sie auf eine Gruppe von kleinen Inseln deutete, welche sich auf der ruhigen und klaren Wasserfläche spiegelten:

„Unser Schweden ist doch sehr schön und mir so theuer, daß ich meine Heimath an keinem andern Orte auf Erden haben möchte!"

„Ja, es muß Dir sehr theuer sein, da Du hier getrennt von Deinem Manne lebst," sagte Armida.

„Gestehe," fuhr Elvira fort, anstatt zu antworten, „daß Timaskö bedeutend verschönert ist! Sollte man wohl glauben können, daß dieses schöne prachtvolle Gebäude eben dasselbe ist, das früher so grau und düster aussah? Weißt Du, Armida, ich meines Theils liebe die alten Schlösser nicht; sie kommen mir vor wie wohlerhaltene Ruinen, die eines Tags über den Häuptern Derer, die sich unter ihre Dächer wagen, zusammenstürzen müssen. Nein, ich liebe die Zeit, in welcher wir leben, und mir fehlt aller Geschmack für Alterthümer und für Ueberbleibsel aus einer längst entschwundenen Zeit. Vielleicht rührt das daher, weil ich selbst aus einer Klasse stamme, die nicht viele Ahnen hat, sondern in dem Augenblicke und für den Augenblick lebt. Der Kaufmann, der Krämer und der Trödler gehören mehr als Andere zu den Kindern des Augenblicks." — Elvira lächelte ganz fröhlich, indem sie fortfuhr: „Du hast doch wohl Deinen Abscheu für die Letzterwähnten noch nicht vergessen?"

„Elvira!" fiel Armida ein, purpurroth bei der Erinnerung an die Demüthigungen, welche sie Elviren bereitet hatte.

„Du brauchst nicht zu erröthen," sagte Elvira lachend; „denn wenn Du mich Schmach leiden ließest um meines Vaters willen, so war das mein eigener Fehler, weil ich es nicht lassen konnte, mit Dir zu streiten. Jetzt bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, wenn ich ein gebornes adeliges Fräulein gewesen wäre, so hätte ich gewiß die Burgen meiner Väter, ihre Namen und Wappenschilde geliebt; jetzt bin ich die Tochter eines Mannes, der nicht angesehen war, aber Geld besaß; darum liebe ich es, mich mit dem Luxus zu umgeben, den man sich für Geld verschaffen kann. Wir lieben im Allgemeinen Dasjenige, welches unser eigene Stärke bildet. Meine Stärke ist das Geld; dadurch habe ich das alte Timasjö in eine moderne und geschmackvolle Wohnstätte verwandelt; darum liebe ich es so, wie es jetzt ist. — Was kann Johann wollen? Er kommt geraden Weges hierher!"

Elvira blickte nach der Seite, von welcher ein Bedienter mit eilfertigen Schritten nahte.

„Er kommt gewiß, um Fremde anzumelden," meinte Armida.

Johann stand jetzt vor seiner Gebieterin.

„Ein reisender Herr, der nicht schwedisch spricht, hat mir diese Karte gegeben, um sie der Gräfin zu bringen," sagte Johann, indem er eine Karte hinreichte.

„Welche Freude!" rief Elvira, und eilte hinweg, ohne sich Zeit zu gönnen, ein einziges Wort zu Armida zu sagen, oder eine Entschuldigung wegen ihres plötzlichen Verschwindens zu versuchen.

XV.

In dem großen Salon vor dem Portrait des Lord Casterton stand ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, als die Thüren aufgingen und Elvira vor Freude strahlend zu ihm eilte mit dem Ausrufe:

„Willkommen, willkommen, Sir Sidney! O, wie habe ich mich gesehnt nach Ihnen! wie froh bin ich,

Digitized by Google

Sie wieder zu sehen, und wie freue ich mich, Sie unter meinem eigenen Dache bewillkommnen zu können! Es ist mir, als hätte ich Sie seit einer ganzen Ewigkeit nicht gesehen!"

„Elvira reichte ihm die Hand, die er mit einer bei ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ergriff. Sidney schloß dieselbe in die seinige und sagte mit einer Stimme, die einen kleinen Anstrich von Zittern hatte:

„Wie soll ich Ihnen für diese Bewillkommnung danken, die mich so glücklich gemacht hat, daß ich einen Augenblick fast vergessen hätte, ich hörte dieselbe von der Lady Casterton aussprechen! Haben Sie Dank für die freundschaftsvollen Versicherungen! Ich werde nicht vergessen, wie vieles Vertrauen sie enthalten!"

„Er drückte Elvira's Hand an seine Lippen und ließ sie dann los.

Sidney's Worte hatten Elvira von der Freude, die sie empfand, zurückgeführt zu der Rolle, welche die ihrige war.

Sie fühlte, daß sie in der Aeußerung ihrer Gefühle zu weit gegangen war. Die Benennung „Lady Casterton" erinnerte sie an die Kluft, welche zwischen ihr und Sidney lag. Die eben noch von dem Purpur der Freude bedeckten Wangen wurden schneeweiß, und als Sidney ihre Hand küßte, war es ihr, als müßte sie in Thränen ausbrechen, ein so heftiger Schmerz durchzuckte ihre Seele.

„Ach!" sagte sie betrübt, „mir hat so lange ein Freund gefehlt, daß ich nicht im Stande war, meine Freude zu beherrschen, als ich den einzigen erblickte, den ich besitze. Ich habe mich so sehr gesehnt nach Ihren Rathschlägen, Ihrer Freundlichkeit und Ihrer Führung, weil ich fürchte, ich habe die rechte Spur verloren und wandere auf einem Wege, der nicht derjenige ist, welchen ich gehen sollte."

„Eben darum bin ich hier, Mylady. Ich bin gekommen, um eine Strafpredigt zu halten und Sie zu fragen: was ist aus Casterton's Glück geworden? Was ist aus der Glückseligkeit seiner Gattin geworden?"

Elvira schwieg und senkte das Haupt. Ein paar Thränen rannen an ihren Wangen herab.

„Verzeihen Sie, wenn meine Worte verletzen!" fuhr Sidney fort. „Wenn aber das, was ich jetzt sagte, es schon gethan hat, wie werden Sie da im Stande sein, die ungeschminkte Sprache der Wahrheit von mir zu vernehmen? Und doch muß ich als ein redlicher und ehrlicher Freund von Ihnen und von Casterton diese reden."

„Schelten Sie mich immerhin, seien Sie streng und unfreundlich gegen mich!" sagte Elvira sanft." Lassen Sie mich aber hinter dieser Strenge einen Schimmer von Zuneigung, von wirklicher Theilnahme sehen, und ich will Sie segnen. Ich bin ja so arm an Freundschaft, daß ich Niemand mehr besitze, der mich liebt als meine Wärterin."

(Fortsetzung folgt.)

Das mechanische Pferd.

(Erfindung des k. württemb. Obersten v. Hamel.)

Das Zeitalter der Erfindungen, in dem wir leben, sollte uns auch ein mechanisches Pferd schenken, das durch eine sinnreiche Konstruktion im Stande wäre, alle nachstehenden Bewegungen des lebenden Pferdes zu machen und den Reitunterricht der Willkür des Pferdes zu entziehen und vollständig in die Hand des Reitlehrers zu legen. Schon vor Jahren hörte man, daß eine solche Erfindung in Stuttgart gemacht worden sei, aber doch erst in neuester Zeit lenkte sich die Aufmerksamkeit des Sport auf diese wichtige Erfindung, die namentlich auf der Londoner Weltausstellung großes Aufsehen machte, nachdem schon vorher viele Fürsten ihre ersten Stallmeister nach Stuttgart geschickt hatten, um das mechanische Pferd und seine Leistungen kennen zu lernen und, nachdem dieß geschehen, sogleich Bestellungen, auf solche Kunstthiere zu geben. Der Stallmeister Sr. Majestät des Königs von Württemberg, Oberst von Hamel, bekannt als einer der ersten Schul- und Campagnereiter auf dem Kontinent, ein denkender Mann, der seine Kunst wissenschaftlich zu basiren bestrebt war, kam zuletzt darauf, ein eigenes Pferd zu konstruiren, welches das lebende in vielen Beziehungen ersetzte, und so als Vorschule für den Reitunterricht diente. Herr Hamel hat über seine Erfindung eine Broschüre: „Le cheval méchanique" (Stuttgart, Schaber) herausgegeben. Wir entlehnen dieser Schrift die Hauptmomente. Das mechanische Pferd, das dem lebenden täuschend ähnlich nachgebildet ist, arbeitet sowohl mit einem Kinde, als mit einem Erwachsenen bis zum Gewicht von 250 Pfund; es führt den Schüler mit Sicherheit über einen großen Theil der physischen und moralischen Hindernisse hinweg, die dem Reit-Zöglinge sich Anfangs bieten, und die Uebungen sind darauf berechnet, daß der Reiter lerne, alle Muskeln, Sehnen und Bänder, nach jeder beliebigen Richtung, sowohl langsam als geschwind, auszudehnen und zusammenzuziehen, mit Beibehaltung des richtigen Schwerpunktes im Sattel, oder sich nach Umständen geschickt vom Sattel und Pferd loszumachen, wodurch alles Hölzerne und Steife im Sitze des Reiters aufgehoben wird, und dagegen ein guter, fester, praktischer, eleganter Sitz erfolgt. Der Erfinder hält es für zweckmäßig, alle Uebungen der Reihenfolge nach machen zu lassen, damit langsam und nach der Geschicklichkeit des Reiters nur nach und nach geschwinder fortzufahren, und dann erst zu einer anderen Uebung überzugehen, wenn die vorhergegangene erlernt wurde. Beim Unterrichte kann und soll das Herabfallen vermieden werden, wenngleich dadurch, daß der Boden weich ist, nicht leicht ein Unglück möglich ist. Die Uebungen bestehen im Aufsitzen (ohne Sporn) von der linken Seite in der Ruhe des Pferdes, sowohl

Digitized by Google

in der wagerechten Stellung, als in der des Steigens, Ausschlagens und in den schiefen Stellungen; im Absitzen in vorgenannten Stellungen; im Auf- und Absitzen von der rechten Seite, wie oben; im Sitz zu Pferde. Damit der Reiter ohne große Anstrengung und Ermüdung große, weite Ritte auszuführen vermag, darf die Rückenwirbelsäule nie Erschütterungen erleiden, da diese schwächen und der Rücken dann den Extremitäten die nöthige Kraft nicht mittheilen kann. Der Rückgrat soll daher beim Reiten stets eine elastisch schwebende Säule bilden; in Hand- und Schenkelübungen in der Ruhe bei den verschiedenen Körperstellungen des Pferdes, um schöne und richtige Kopf- und Halsstellungen hervorzubringen, im Steigen nach und nach oder auf einmal bis zur Perpendikularlinie; im Steigen bis zum fünfzigsten Grad, mit Umdrehen sowohl rechts als links, im Ausschlagen; im Bergabreiten, Umkehrtmachen, Bergaufreiten, Umkehrtmachen, und dieß vom flachen bis zum ganz steilen Berge Wiederholen; im Bocken (es entsteht durch Steigen und Ausschlagen); in Seiten- und schiefen Sprüngen, so wie dem auf die rechte oder linke Seite Fallen (wie beim Flatteise); im Umdrehen links, beim Steigen, Ausschlagen, Bocken, so wie bei den Seiten- und schiefen Sprüngen, im Umdrehen rechts, eben so; in verschiedenen Uebungen mit Prellungen des Pferderückens; im Ueberschlagen auf die linke Seite; im Aufstehen von der linken Seite; im Ueberschlagen auf die rechte Seite; im Aufstehen von der rechten Seite; im Ueberschlagen auf die linke Seite und sogleich wieder Aufstehen, im Ueberschlagen auf die rechte Seite, wie vorher; im Stürzen auf die Knie; im Wiederaufstehen; im Stürzen auf die linke Seite; im Aufstehen von der linken Seite mit dem Pferde, oder sich von demselben und aus den Bügeln Losmachen und dabei einen Zügel Behalten; im Stürzen auf die rechte Seite wie vorher; im Aufstehen von der rechten Seite, wie vorher; in Uebungen, wenn der Reiter im linken Bügel steht, während des Seigens, Ausschlagens, Bockens, den Seiten- und schiefen Sprüngen, des Umdrehens, Ueberschlagens und Stürzens; in Uebungen, das Pferd zu fangen oder ihm ein zwischen die Zähne gegebenes Tuch zu entreißen; in einer ununterbrochenen Wiederholung aller vorstehenden Uebungen in und außer der Reihenfolge. Nachdem wir Zeuge der Leistungen dieses künstlichen Thieres gewesen sind, müssen wir es als das zweckmäßigste Mittel anerkennen, Jedem, welchem Reiten Beruf oder Vergnügen ist, ohne alle Gefahr, nach und nach, und jedenfalls in ungleich kürzerer Frist, als auf dem lebenden Pferde, alle diejenigen leiblichen, wie geistigen Geschicklichkeiten und Kräfte in dem vollkommensten Maße anzueignen, die dazu gehören, Herr auch über das wildeste Pferd zu werden. Ehre darum dem Erfinder, der uns eine edle Kunst auf solch' angenehme Weise zuführt.

Die todte Mutter.

Die Nacht ist still und trübe,
Da regt sich's am Kirchhofsthor;
Es schreitet mit leisem Schritte
Eine todte Mutter hervor.

Sie schreitet durch die Gassen,
Sie hält vor einem Haus,
Da tönt ein schmerzlich Weinen
Von einem Kind heraus.

Sie schreitet hin ans Bettchen,
Und neigt sich über den Rain —
Sie wiegt in süßen Schlummer
Den holden Knaben ein.

Des Morgens hebt er die Locken,
Vom Sonnengold umsäumt —
Und spricht zur grollenden Amme:
„Hab' vom Mütterchen geträumt!"

August Silberstein.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Charleston-Mercury" erzählt folgendes tragische Ereigniß aus dem amerikanischen Bürgerkriege: Die jene sonderbündische Stadt belagernden Unionstruppen werfen häufig Bomben in dieselbe, weßhalb General Beauregard die Entfernung der Frauen und Kinder anrieth. Anna Pickens, die bildschöne Tochter des reichen Gouverneurs, blieb aber trotz allem Zureden und pflegte nach wie vor im Militärspital die verwundeten Soldaten. Bei dieser Gelegenheit lernte sie einen jungen Lieutenant aus der vertriebenen altfränkischen Hugenottenfamilie de Rochelle kennen und knüpfte mit demselben ein Verhältniß an, welchem, nach dessen Genesung, am 23. April die Vermählung folgen sollte. An diesem Tage, Abends 7 Uhr, als eben das Brautpaar vor dem Geistlichen im Hause des Generals Benham stand und Dekan Dickenson seine Trauungsrede bereits begonnen hatte, fiel eine Bombe durch's Hausdach in's Zimmer und verwundete im Zerplatzen neun Personen, darunter Pickens. Die nunmehrige Scene läßt sich schwer beschreiben. Als den Nichtverwundeten die Besinnung wiederkehrte, ließen sie die Verwundeten fortschaffen, mit Ausnahme der ohnmächtig auf dem Teppich liegenden Braut. Der herbeigeholte Arzt erklärte die Wunde, ein furchtbares Loch in der linken Seite, für tödtlich, und daß vor zwei Stunden der Tod erfolgen müsse. Als Anna wieder zu sich kam, fragte sie ihren weinend vor ihr knieenden Bräutigam, was der Arzt gesagt habe, und

Digitized by Google

da Rochelle vor Schluchzen nicht sprechen konnte, sagte sie: „Wohlan, ich werde Dir ein Beispiel im muthigen Sterben geben!“ Und nun kämpfte sie mit einer unglaublichen Energie gegen die entsetzlichen Schmerzen und zwang sich wiederholt, ihren Verlobten anzulächeln. Da rief dieser verzweifelt aus: „Anna, ich werde Dir bald folgen; laß uns aber als Mann und Weib scheiden; noch ist es Zeit dazu.“ Anna konnte schon nicht mehr sprechen, ein leuchtender Blick und das Röthen der bleichen Wangen aber schien ihre Freude und ihre Zufriedenheit mit diesem Vorschlag anzudeuten. Der Dekan war so ergriffen, daß er kaum die kurze Zeremonie verrichten konnte. Als es an der Braut war, Ja zu sagen, öffnete sie mehrmals die Lippen, ohne jedoch einen Laut hervorzubringen. Ein dem Mund entquellender leichter Schaum verkündete den Beginn des letzten Kampfes, und nach einer halben Stunde war das Brautgemach Todtenkammer. Der alte Gouverneur Pickens, sonst eine eiserne Soldatennatur, wurde besinnungslos nach Hause gebracht, und seine Frau ist seitdem stumm und sinnverwirrt. (Pickens ist ein eingefleischter Sonderbündler und wahrscheinlich nicht der einzige südstaatliche Capuletti, der den von ihm mit angefachten Bürgerkrieg mit dem Verluste seines Theuersten bezahlen muß.)

Einer der Söhne des Prinzen Murat, der 18jährige Achilles Murat, ist am 6. Juni von Paris nach Algerien abgereist, um in das Korps des Generals Yussuf als gemeiner Soldat einzutreten. Bisher war er in der Ecole de St. Cyr, um sich zum Offizier auszubilden. Bei seinen Ausflügen nach Paris hatte er sich aber in die Bande einer in der Lorettenwelt berühmten Schönheit, der Engländerin „Cora“, die schon Viele ruinirt, verstrickt, und der Kaiser und der Vater des jungen Prinzen beschlossen, demselben eine Laufbahn zu eröffnen, auf welcher sich derselbe, wenn auch nicht leichtere, aber doch ehrenvollere Lorbeern erringen könne. Vor den Kaiser beschieden, fragte ihn derselbe, ob er sich stark genug fühle, sein Offiziersexamen zu machen. Als der Prinz dieses verneinte, gab ihm der Kaiser den Rath, seine militärische Laufbahn, wie so viele Andere, von unten auf zu machen. Der Prinz wagte natürlich nicht zu widersprechen und gab seine Zustimmung. „Wann wird er abreisen?“ fragte nun der Kaiser den Kriegsminister, welcher der Konferenz anwohnte. „Nächsten Samstag“, meinte der letztere. „Schenken wir ihm noch den Sonntag“, fügte der Kaiser hinzu, gutmüthig lächelnd und wahrscheinlich daran denkend, daß er vor seiner Abreise nach Algerien sich doch noch einmal amusiren müsse.

[Die größte Möbelfabrik der Welt.] Die Firma Gebrüder Thonet in Koritschan in Mähren, seit kurzer Zeit auch in Berlin (Leipzigerstr. 91) vertreten, hat wohl die größte Möbelfabrik in der Welt, denn sie beschäftigt gegenwärtig über 1200 Arbeiter neben der entsprechenden Dampfkraft. In dieser Fabrik werden Tische, Stühle, Sophas ꝛc. aus hartem Holz hergestellt, welches in gerader Richtung seinem Wuchse nach geschnitten und mittelst eines ungeheueren Druckes nach der verlangten Form gebogen wird, wodurch es allein möglich ist, Leichtigkeit und große Stärke mit Zierlichkeit und Elastizität zu verbinden. Rücken und Vorderfüße sind in den Sitz eingeschraubt. Auseinander geschraubt und so in Kisten verpackt, nimmt ein Sessel einen Kubikfuß Raum ein. Gebrüder Thonet haben auf den Industrie-Ausstellungen zu London, Paris, Wien und München für ihre ausgezeichneten Leistungen in diesem Fache den ersten Preis bekommen und unterhalten Niederlagen in den meisten Hauptstädten Europa's.

[Wunderliche Heilige.] Die Wechabiten, ein arabischer Volksstamm, welcher der mohamedanischen Religion anhängt, theilt die Sünden in zwei Klassen ein; zu den schweren Sünden, welche nimmer vergeben werden können, gehört vor Allem die Vielgötterei, gleich darauf das Tabakrauchen; eine andere Todsünde ist das Tragen von Seidenstoffen, im Vergleich wozu Mord oder Diebstahl ein unbedeutendes Vergehen ist. Was würden unsere in Seide rauschenden Damen und unsere cigarren-vertilgenden Herren zu einer solchen Sündenlehre sagen.

Dieser Tage kam ein Grundbesitzer bei Graz in seine Streuhütte und fand zu seinem Erstaunen in derselben ein neugebornes Knäblein auf dem Stroh liegen. Bei demselben lag ein Zettel, worauf zu lesen war: „Mathäus heiß ich, keine Eltern weiß ich, sechs Tage bin ich alt, bitt' schön um Aufenthalt.“

In Bern hat sich zum Schrecken der Bierbrauer und zur Freude der Biertrinker eine Bierjury aufgethan, ein Vehmgericht, das die Eigenschaften der einheimischen und fremden Biere jeder Wirthschaft in der Zeitung veröffentlichen will.

Geschichtskalender. 20. Juni 1788. Zwölf Deputirte aus der Bretagne an den König Ludwig XVI. gesendet, werden in die Bastille geworfen.

— 1813. Persönliche Zusammenkunft der verbündeten Monarchen mit Kaiser Franz in Josephstadt. — Leipzig in Belagerungszustand erklärt.

— 1817 stirbt J. Adams, Arzt und Naturforscher.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 147 Dienstag, 21. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Und wessen ist der Fehler?“ fragte Sidney, der die ganze Macht seines Verstandes und die ganze Kraft seines Willens bedurfte, um seine äußere Ruhe beizubehalten.

„Ich bin nicht Schuld daran,“ erklärte Elvira lebhaft und sah auf. „Alle haben mich verlassen; Niemand hat gefragt, ob ich ein Herz besäße oder ob dieses Herz ersterben würde aus Mangel an Zärtlichkeit. . . Doch warum jetzt davon reden? Warum das erste Wiedersehen verbittern?“

„Ja, Sie haben Recht, Mylady! Jetzt ist nicht der rechte Augenblick; denn in einigen Minuten haben wir den englischen Legationssekretär mit Familie hier. Wir reisten in Gesellschaft von Stockholm ab; ich aber fuhr schneller, und darum bin ich früher hier. Mr. B.— mit Familie wird von Ihnen eingeladen sein, hier einige Zeit zu verleben.“

„Ja, ich habe sie nun schon täglich eine ganze Woche lang erwartet,“ versetzte Elvira; „doch ehe sie kommen, so sagen Sie mir, ob . . . ob . . . Sie getroffen haben. . .“

„Ihren Gemahl?“ fiel Sidney ein. „Ich habe den Lord Casterton nur ganz in der Eile gesehen, weil ich während der beiden letzten Jahre auf Reisen gewesen bin.“

„Wo trafen Sie mit ihm zusammen?“

„In London; doch wann sahen Sie ihn zuletzt?“ fragte Sidney.

„Im September vorigen Jahres,“ flüsterte Elvira. Sie barg das Gesicht in ihren Händen. „O, ich bin sehr unglücklich!“ stotterte sie.

Wärest Du auch ein Cato, mein werther Leser, so würdest Du doch nicht das Weib, welches Du von ganzer Seele liebst, mit Ruhe weinen sehen können. Deine ernstesten und stärksten Vorsätze, streng gegen sie zu sein, würden bei diesem Anblicke schwanken, und Du würdest unbedingt thun, was Sidney that, nämlich ihre Hand nehmen und es versuchen, sie mit einigen herzlichen Worten zu trösten.

Die Gefahr, welche in dieser Situation lag, dauerte gleichwohl nicht lange. Mr. B— nebst Gattin, Töchter und Bedienung traf ein. Elvira bekam vollauf zu thun, um die englische Familie, bei welcher sie in Verbindlichkeiten zu stehen meinte, auf eine würdige Weise zu empfangen.

Beim Mittagessen, das spät servirt wurde, trafen Elvira's neu angekommene Gäste zusammen mit den Bewohnern von Timasjö, welche aus Elvira und einer älteren englischen Dame, Mistreß Brow und Armida K—hjelm bestanden.

Mistreß Brow war eine Dame von fünfzig Jahren und lebte seit einem Jahre bei Elvira. Die Ursache, weßwegen sie sich hier befand, werden wir künftig erfahren; jetzt genügt es zu wissen, daß sie eine Dame mit einem klugen, stets wachsamen Augenpaar, einer eleganten Toilette und einem feinen Gesellschaftstone war. Bisweilen aber sah es fast so aus, als hätte Mistreß Brow eine besondere Mission gehabt, und als wäre sie stets beschäftigt, Observationen zu machen.

Sidney und sie waren alte Bekannten, und wenn sie sich auch gegenseitig darüber wunderten, daß sie sich in Schweden trafen, so erlaubten sie sich doch darüber keine Aeußerung, sondern nachdem sie sich begrüßt hatten, erkundigte Mistreß Brow sich nach seinen Reisen, mit denen er sie auch beim Mittagstisch unterhielt.

„Nachdem ich anderthalb Jahre lang in Griechenland und in der Türkei umhergeirrt bin,“ so schloß er, „kehrte ich nach England zurück, bekam aber dann den Einfall, Schweden zu besuchen. Ich wollte die Landsleute und das Vaterland der Lady Casterton kennen lernen.“

„Und Sie haben die Marquise nicht gesehen?“ fiel Elvira ein, die mit Mr. B— geredet, aber nichts desto weniger Ohren für Sidney gehabt hatte.

„Ja, das habe ich. Ich war auf Hartoncourt, ehe ich England auf's Neue verließ. Ich kann Ihnen von der Marquise einen Gruß bringen. Sie befindet sich wohl und erwartet Sie bei sich im September.“

Mistreß Brow, welche lebhaft interessirt zu sein schien von demjenigen, was auf ihrem Teller war, erhob die Augen von demselben und heftete sie auf Sidney.

XVI.

Der Abend war gekommen und winkte der Nacht, seiner Spur zu folgen.

Digitized by Google

Auf dem stattlichen Timassjö herrschten Stille, Schweigen und Frieden.

Wie es innerhalb seiner Mauern aussah, das lassen wir dahin gestellt. Wir wissen nur, daß jeder sich in seine besonderen Zimmer begeben hatte.

Auf dem Hofe befanden sich zwei neu aufgeführte Flügelgebäude.

Wir wollen in dem linken einen Besuch abstatten. Hier finden wir Lotta auf der Veranda, die nach dem Walde hinaus liegt. Die Hände zum Gebete gefaltet und den Blick gen Himmel gerichtet, war sie in stille Andacht versunken. Auf ihrem Schoße ruhte eine offene Bibel.

Sie hatte gelesen, so lange das Tageslicht es gestattete; jetzt lagen die Schatten des Abends ausgebreitet über die Blätter des Buches.

Ein Zug von Betrübniß ruhte auf ihrem sonst friedvollen Antlitze und es sah aus, als würde sie von irgend einem peinigenden Gedanken beunruhigt.

Tief im Walde schlug die Singdrossel ihre Triller, und das Laub in der neben der Veranda stehenden Espe nickte dem Gesange seinen Beifall zu.

Die Drossel schwieg, die Espenblätter standen still, und Schritte ließen sich im Walde vernehmen. Es nahte Jemand.

Ein Mann wurde sichtbar. Er stand still am Saume des Waldes und betrachtete die im Gebet versunkene Lotta.

Endlich öffnete er die Lippen und über dieselben glitt der Name: „Lotta!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Einverleibung des Fürstenthums Aschaffenburg in das Königreich Bayern am 26. Juni 1814.

Noch wenige Tage und es sind 50 Jahre verflossen, seitdem das Fürstenthum Aschaffenburg der Krone Bayern einverleibt wurde. Für viele Leser dieses Blattes dürfte es von Interesse sein, eine Schilderung über den Einverleibungsakt zu vernehmen, wie er in der Aschaffenburger Zeitung Nro. 152 vom 27. Juni 1814 zu lesen ist. Daselbst heißt es: „Die Bewohner des Fürstenthums Aschaffenburg ertrugen während der letztverflossenen zwei Jahrzehnte die in hohem Grade und fast ununterbrochen sie betroffenen Drangsale eines verwüstenden Völkerkrieges mit Geduld und Vertrauen auf die höchste allgütigste Vorsicht, daß nach erstandener Prüfung die bessere Zukunft sie erfreuen werde. In diesen Jahren des allgemeinen Dranges bewiesen die Unterthanen des Fürstenthums Aschaffenburg jedesmal ächten Bürgersinn, rühmliche Treue und Anhänglichkeit an ihren Beherrscher, und musterhafte Ausdauer in den Zeiten drückender Noth. Gewöhnt an treue Ergebenheit gegen die Regierung, mußte die Ungewißheit der politischen Verhältnisse des Fürstenthums, in der neuesten Zeit, seine Bewohner einigermaßen beunruhigen, obschon dieselben die wohlthätige obere Leitung des weisen und väterlich gesinnten h. Generalgouvernements mit dem lebhaftesten und wärmsten Dankgefühl erkannten. Frohe Begeisterung erregte daher die Nachricht, daß das Fürstenthum Aschaffenburg von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich Sr. Majestät dem Könige von Bayern abgetreten, und Se. Durchl. der kgl. bayerische Herr Feldmarschall Fürst Wrede zum Besitzergreifungs-Kommissär ernannt worden sei. Die Ankunft des Herrn Fürsten und Sr. Exzellenz des mit der Uebergabe des Landes beauftragten kaiserl. österr. Herrn geheimen Rathes und bevollmächtigten Ministers Freiherrn v. Hügel wurde auf den 25. Juni angekündigt. Der Herr Präfekt Will empfing die hohen Herren Kommissäre an der Gränze des Fürstenthums, von wo aus dieselben durch eine Abtheilung bürgerlicher Kavallerie begleitet wurden. An der Gränze der Stadtgemarkung drückten die Munizipalbehörden Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Wrede die ehrfurchts- und freudenvollen Empfindungen der Einwohner Aschaffenburgs aus, und Se. Durchlaucht geruhten, die dem Herrn Präfekt bereits gegebenen sehr hoffnungsvollen Versicherungen zu erneuern; besonders bezeugten Höchstdieselben Ihre Zufriedenheit mit dem Benehmen der hiesigen Einwohner gegen die kgl. bayer. Truppen in dem letzten Feldzuge und besonders über die Aufnahme und Verpflegung der kgl. bayerischen Verwundeten nach den blutigen und glorreichen Tagen von Hanau. Bei dem Einzuge Sr. Durchlaucht und Sr. Exzellenz in die Stadt mischte sich der herzliche und laute Jubel des Volkes in den Donner der Kanonen und das Geläute aller Glocken. Auf dem Schloßplatze paradirten das kgl. bayerische 6te leichte Infanterie-Bataillon, und der hiesige Landsturm erster und zweiter Klasse. In dem Schlosse hatten sich der Klerus, und die sämmtlichen Zivil- und Militärautoritäten versammelt, und genossen die Ehre, Sr. Durchl. dem Herrn Fürsten Wrede und Sr. Exzellenz dem Herrn Minister Freiherrn von Hügel in Ihre Appartements zu begleiten und Höchstdenselben vorgestellt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisch-historisch-politische Abhandlung über den Hausschlüssel.

Verächter der Polizeistunde, eiserner Feind der Hausfrauen, Ersparer unzähliger Gardinenpredigten, Beruhigungswalzer in nächtlichen Stunden, wenn es vom Rathhausthurm 12 Uhr geschlagen, sei mir gegrüßt! Ja

Digitized by Google

sei mir gegrüßt, du eiserne Waffe, die ihren Dienst beginnt, wenn der schäbige Tag hinabgesunken! Treuer fester Freund der Nachtschwärmer, welch' ein beseligendes Gefühl, dich in der Tasche zu wissen. Wenn Abends 12 Uhr der Ruf: Meine Herren! Polizeistund, von freundlichen Kehlen ertönt, und die Schlüssellosen nach Hause treibt, als brenne ihnen der Kopf, dann lache ich mit dir all' die Eilfertigen aus, denen es nicht vergönnt ist, dich ans Herz zu drücken. Schon die Natur hat dich durch Form und Gestalt vor allen deinen Kollegen ausgezeichnet. Wie robust, wie stämmig bist du gegen die kleinen Bureau-, Sekretär-, Kommod-, Speiseschrank- und Chatoullenschlüssel. Die Schlüssel zu Speiseschrank, zu Geldschrank sind zwar auch nicht zu verachten, aber gegen dich sinken sie zurück in ihres Nichts durchbohrenden Gefühle. Der Hausschlüssel ist das Attribut der Junggesellen, lustiger Ehemänner und des nicht unter dem Pantoffel stehenden freien Mannes und in der Stunde, wo der Mensch ihn zum Erstenmale einsteckt, da wird er mündig, da wird er Mann. Der Hausschlüssel gleicht der Poesie; er arbeitet nur bei Nacht. Bei Tag, wenn die Sonne herabscheint, unter deren Strahlen Kartoffel und Trauben reifen, da hängt er ruhig an der Wand und träumt von der Poesie der Nacht, vom Wirthshausleben, von Abenteuern, gefüllten Flaschen und Tarok. Dann aber, wenn, um mit Macbeth zu reden, die eine Erdenhälfte todt und die Zauberei den furchtbaren Dienst der Hekate beginnt, dann tritt der Hausschlüssel seinen Dienst an. Mit Freude steckt ihn sein Herr in die Tasche und — „Arm in Arm mit dir, fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken" — geht er hinaus in die Nacht. Ja, der Hausschlüssel ist der treue Freund im Leben eines Garçon, er stellt in seiner Rocktasche das Gleichgewicht der verlornen Tagesstunden her; er ist die Balanzirstange, die ihn hält auf dem Seil der schwankenden Zeit: er theilt seine Lust, seine Freude und — seinen Katzenjammer. Ich möchte weinen, wenn ich einen Menschen sehe, der keinen Hausschüssel hat, er ist die Butter auf das Brod des Lebens, der Waldmeister im Maitrank nachtschwärmischer Gefühle, der eiserne Höllenzwang in der Stunde der Versuchung nächtlicher Herausperrung. Ha! mit Wollust gedenke ich noch an jene schneeige, kalte Winternacht, in der ich einst vom Café Zehgruber nach Hause ging. Schon von Weitem hörte ich am Haidplatz einen mir bekannten Herrn seinem Bedienten klingeln, der aber in der warmen Stube eingeschlafen war. Er klapperte vor Kälte, er war im Gefrierpunkt vom Scheitel bis zur Sohle, er war ein Unglücklicher, denn — er hatte keinen Hausschlüssel. O, in diesem Momente fühlte ich die Seligkeit dieses eisernen Instrumentes wie noch nie. Er rief vielleicht für sich: Ein Königreich für einen Hausschlüssel! und bei mir bedurfte es nur eines Griffes in die Tasche. Triumphirend schloß ich auf, das Knarren der Thüre war Gesang für mein Ohr, ich war geborgen und rief mit Pathos:

Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Hauses,
Ich, ein Hausschlüsselbesitzender verachte dich.

Ach, was könnte ich Alles für Hausschlüsselthaten erzählen! was endlich könnten die Hausschlüssel selbst, die stummen Zeugen so manchen zärtlichen Rendevous uns sagen, wer hat es nicht erlebt — — doch Alles — Alles hat seine Zeit. — Auch dem Hausschlüssel wird sein Brod gebacken. Das Wort Solidität, es ist die Feile, die an seinem Dasein frißt. Des Garçonlebens müde, tritt der Mensch in den Ehestand und dann hängt der Hausschlüssel an der Wand, behaftet mit dem Gedanken, daß die schönen Tage von Aranjuez vorüber, daß er roth und rostig, daß er reif wird für's alte Eisen. Doch bei Ehemännern, „wo der Muth in der Brust seine Spannkraft übt," da ist auch das Reich der Hausschlüssel noch nicht zu Ende. Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborgenen blüht, ruht er in dem Futteral oder in der Tasche düsteren Gründen, in den Nähten tief versteckt. Mit dem Hausschlüssel in der Hand schlägt der Mann das Pantoffelregiment in die Flucht. Es heißt: der Bart macht den Mann; das ist die Pfeife, wonach die Frauen tanzen sollen. Je heller und polirter der Hausschlüssel, je heller der Verstand und die Kraft des Mannes. Der Mensch kann europamüde werden, das thut nichts, wenn er aber hausschlüsselmüde wird, dann ist's alle, da wissen wir, — was es geschlagen. — Darum ihr Ehemänner, stehts: „Bart mit der eisernen Stirn", und wenn die Frau dagegen streitet, wenn sie Euch nicht ein Stündchen länger gönnen will, dann „Landgraf werde hart!" und beherzige die weise Lehre:

„Immer mit dem Hausschlüssel!"

Mein Vertrauter.

Dir, sternenvoller Himmel,
Erzähl' ich all' mein Leid.
Nur Du allein bist Zeuge
Der Herzenstraurigkeit.
Dir weinte ich die Thränen
In mancher Schmerzensnacht,
Nur Dir hab' ich verkündet,
Was trüb' mein Dasein macht.

Der Tag mit seinem Lichte
Kennt nicht der Seele Schmerz.
Nur arm ist er an Balsam
Für's tiefgekränkte Herz.
Mit seiner Strahlen Fülle
Vertreibt er wohl die Nacht,
Doch nicht des Mißmuths Schatten,
Der trübt mein Dasein macht.

Digitized by Google

O sternenvoller Himmel
Erzähl' mein Leiden nicht,
Mein Leiden, das erst endet,
Wenn einst mein Auge bricht.
Ja, pred'ge Du den Frieden
Mir in das Herz hinein,
Bis daß ich Ruh gefunden
Auf schwarzem Todtenschrein.

Der Tag mit seinem Lichte
Soll mich voll Muthes seh'n;
Beim sternenvollen Himmel
Will ich in Leid vergeh'n.
Der Tag mit seinem Lichte
Schau' mich voll Lebenslust,
Der sternenvolle Himmel
Mit ausgeglühter Brust. —

Eugen v. Rüdiger.

Mannigfaltigkeiten.

Zur Statistik der Selbstmorde, Unglücksfälle und Betrügereien in berüchtigten deutschen Spielhöllen werden anschließend an frühere Zusammenstellungen folgende weitere Angaben veröffentlicht: In Wiesbaden erschoß sich am 14. Okt. v. Js. ein sechzehnjähriger Handelskommis, Namens Engel aus Rinteln, nachdem er seine Baarschaft am Roulette verspielt hatte. — Am 21. Okt. wurde in Frankfurt ein Metzgergeselle zu 4 Monaten Korrektionshaus verurtheilt, weil er seinem Herrn 51 fl. Kundengelder unterschlagen und in Homburg verspielt hatte. — Ende Oktober flüchtete sich der Fürst Hohenlohe mit seiner Frau, einer Tochter des Kurfürsten von Hessen, in's Ausland, mit Zurücklassung ungeheuerer Schulden und seiner Kinder, um der gerichtlichen Verfolgung durch seine Wechselgläubiger zu entgehen. Er war Mitbegründer der Nauheimer Spielbank und als einer der stärksten Spieler an allen grünen Tischen bekannt. — Anfang November entfloh der Reisende des Liqueurfabrikanten G. in Großenlinden, nachdem er gegen 2000 fl. einkassirte Gelder in Homburg und Nauheim verspielt hatte. — In Homburg wurde am 21. November ein in England ansässiger Deutscher, Namens Schwarzschild, der falsche russische Banknoten verausgabte, zu zweijähriger Korrektionshausstrafe verurtheilt. — Im Anfang Dezember ist der städtische Rentmeister Jaiser aus Bruchsal mit einer entwendeten Summe von 11,000 fl. und mit Zurücklassung eines sehr bedeutenden Rezesses in der Stadtkasse entflohen. — Im März 1863 wurde der General und Hofmarschall v. Hedemann in Hannover zur Verbüßung einer 25jährigen Zuchthausstrafe nach Celle abgeführt. Er hatte ungefähr 50,000 fl. durch eine Reihe von Unterschlagungen und Betrügereien sich angeeignet und diese Summe, nachdem er vorher sein eigenes, das Vermögen seiner Kinder, so wie die Summen, welche zur Deckung seines Defizits aufgebracht worden waren, verspielt hatte, in den Bädern verspielt. — Am 5. Juni ist zwischen Biebrich und Mainz ein Mann von dem Verdeck des Dampfbootes in den Rhein gesprungen und ertrunken. In einem zurückgelassenen Brief gab er an, daß er Alfred de Busere heiße und in Wiesbaden 20,000 fl. verspielt habe.

Das Aquarium des zoologischen Gartens in Hamburg ist durch einen seltenen Fisch, den Lepisodiren annecteus, bereichert worden, der aus dem Flusse Gambia herrührt. Der Fisch hat etwa die Gestalt und Größe der Aalmutter, unterscheidet sich aber von allen anderen dadurch, daß er durch Kiemen, welche äußerlich am Kopfe liegen, und durch Lungen athmet. An die Bildung der Reptilen erinnert er außerdem dadurch, daß er mit vier fadenförmigen Rudimenten von Beinen versehen ist. Wenn in der heißen Jahreszeit die Flüsse Afrika's austrocknen, so kriecht der Fisch in den weichen Lehmboden, krümmt sich in der Mitte zusammen und umhüllt den Kopf mit dem breiten Schwanze; nur vor dem Munde hält er ein kleines Loch im Lehm offen, durch das er athmet. So liegt er in dem sich verhärtenden Lehm bis zum Eintritt der Regenzeit, die ihn aus seinem Gefängniß befreit. Drei Exemplare dieses Fisches sind nun in Hamburg angekommen, und zwar mit dem sie umhüllenden verhärteten Lehm in einem eisernen Kasten verpackt. Die Lehmhülle wurde in Wasser etwas aufgeweicht und sodann zerbrochen; beim Zutritt der Luft begann der Fisch sich zu bewegen und wandte sich aus der eng anschließenden Form, die einen vollständigen Abdruck des Thieres bewahrt, heraus. Das Innere der Form ist noch mit einer dünnen braunen Haut ausgekleidet, die sich wahrscheinlich aus der verhärteten äußeren Schicht von Schleim, welchen die Haut des Fisches reichlich absondert, gebildet hat und den Zutritt von Luft durch den Lehm verhindert. Nach ihrer Befreiung in's Wasser gesetzt, lagen die Fische ruhig am Boden.

Herr Donato, der einfüßige Tänzer im Theater an der Wien, hat sich in der österreichischen Hauptstadt vermählt und zwar mit einem Mitglied des Theaters in der Josephstadt.

Geschichtskalender. 21. Juni 1791 wird Ludwig XVI. auf der Flucht von dem Postmeister Drouet in Varennes angehalten.

— 1813. Wellingtons Sieg bei Vittoria macht dem Waffenglück der Franzosen in Spanien ein Ende. Wellington wird zum Feldmarschall der englischen Armee ernannt.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Matlandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 148 Mittwoch, 22. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Lotta erhob sich und starrte den Ruhestörer ganz bestürzt an. Er kam an die Veranda.

„Betrachte mich genau," sagte er; „mache aber keinen Lärm, sondern sei still! Ich muß mit Dir reden!"

Lotta faltete die Hände und murmelte etwas zwischen den Zähnen. Das gute Mädchen glaubte bestimmt, sie hätte ein Gespenst vor sich.

„Erkennst Du mich nicht?" fuhr der Mann fort und trat näher. „Sollte Dein Gedächtniß Dir untreu werden?"

„Das Andenken an Sie ist meiner Seele unauslöschlich eingeprägt," murmelte Lotta. Warum aber kommen Sie hierher? Was suchen Sie hier? O, mein Gott! Ihre Gegenwart wird nur Unglück herbeiführen! Und ich habe lange Jahre Gott dafür gedankt, daß Sie todt waren."

„Ich bin auch todt für die ganze Welt, außer für Dich und noch eine."

„Sie sind es auch für sie!" rief Lotta aus. „Ja, Sie müssen es sein, oder es kommt nur Elend davon!" — Lotta begann zu weinen.

„Still, Weib, und höre mich! Sie soll mich niemals kennen lernen. Ich habe Dich nicht aufgesucht, um sie wieder zu bekommen, sondern von Dir Verschiedenes zu erfahren, das Bromér mir nicht sagen wollte."

„Und wenn ich Ihnen gesagt habe, was Sie zu wissen wünschen, gehen Sie dann und kommen niemals wieder?" fragte Lotta.

„Ich werde gehen und nicht wieder zurückkehren!" sagte der Mann mit dumpfer Stimme.

Er stieg die Treppe zur Veranda herauf.

„Komm! Hier könnte ein lauschendes Ohr die Worte auffangen, die wir wechseln, und das müssen wir vermeiden."

Lotta und er traten in das Gebäude. Die Thür zur Veranda wurde hinter ihnen zugemacht. Als sie verschwunden waren, erhob sich hinter einem Busch ganz in der Nähe der Veranda ein Kopf, und eine schlanke männliche Gestalt wurde sichtbar.

Er prüfte das Flügelgebäude, that dann einige kühne Schritte und war in der nächsten Minute auf der Veranda. Einen Augenblick weilte er dort; dann aber öffnete er mit großer Behutsamkeit die Thür und trat hinein.

Als Lotta aus dem äußeren Zimmer in das innere gegangen war, trat Elvira in jenes durch den Eingang vom Hofe, zog sich aber augenblicklich zurück, denn die schlanke männliche Gestalt stand auf der Schwelle der Veranda. Er hatte nicht bemerkt, daß die Thür gerade vor ihm schnell geöffnet und wieder zugemacht wurde. Er schlich sich leise an diejenige, durch welche Lotta mit dem Fremden gegangen war, legte das Ohr an die Ritze und blieb so stehen.

Es verfloß eine ziemlich lange Zeit, ohne daß er ein einziges Wort unterscheiden konnte; er vernahm nur ein verworrenes Murmeln.

Endlich wurde die eine von den redenden Stimmen laut und rief aus:

„Und der Vater, der Vater! Er that gar nichts!"

„Alles, was er that, bestand darin, daß er für ihr Begräbniß sorgte," antwortete Lotta, die nun ebenfalls lauter redete. „Das Schicksal des Kindes wäre wohl kein anderes gewesen, als daß es ins Waisenhaus gekommen wäre, wenn nicht der unermüdliche Bromér gewesen wäre. In den ersten Jahren nach dem Tode der Mutter war ich in Aengsten, sie könnten Nachforschungen anstellen, wo das Kind hingekommen wäre; doch meine Furcht war ungegründet, und ich hätte nicht nöthig gehabt, das Mädchen eingesperrt zu halten. Sie wurde inzwischen als Bromér's Tochter erzogen. Alle betrachteten ihn als ihren Vater; sie selbst hat keine Ahnung davon, daß sie in den Mauern des Schmiedehofes geboren und die Frucht einer der unglücklichsten Ehen auf Erden ist."

„Und Bromér war immer ein zärtlicher Vater gegen sie?" fragte die männliche Stimme.

„Zärtlicher und gefühlvoller, als wenn er derjenige gewesen wäre, dem sie das Leben zu verdanken hatte. Er arbeitete und unterzog sich allen möglichen Entbehrungen, um ihr allen Reichthum zu sammeln, den sie jetzt besitzt. Als sie mit Lord Casterton vermählt wurde, sagte er zu mir: Jetzt kann ich ruhig sterben!

Digitized by Google

Ich habe Elviren Alles wieder geschafft, was man ihr genommen hat: Namen und Reichthum. Ich habe meine Schuld an den Vater abgetragen und durch die Liebe gegen die Tochter das Böse, das ich gethan, wieder versöhnt."

„Und Du, Lotta, Du bist die alleinige Inhaberin der Dokumente, welche beglaubigen, wessen Kind Elvira ist?" fragte der Mann.

„Ja, das bin ich." — Jetzt senkten sich wiederum die Stimmen, und der Lauscher konnte nur einzelne Worte auffangen. Als die Bewegung im Zimmer den Aufbruch des Gastes zu erkennen gab, schlich er sich eben so unbemerkt hinweg, als er gekommen war.

Die Sommernacht hatte die Erde in ihren lichten Mantel eingehüllt, als der Fremdling von Lotta ging und sich entfernte auf demselben Wege, den er gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einverleibung des Fürstenthums Aschaffenburg in das Königreich Bayern am 26. Juni 1814.

(Fortsetzung.)

Der 26. Juni war zur Uebergabe des Landes bestimmt, welche um 1 Uhr Mittags in dem großen Saale des hiesigen Schlosses erfolgte. Se. Exzellenz der Herr bevollmächtigte Minister Freiherr von Hügel ließen das unten abgedruckte Patent [1]) verlesen, übergaben das Fürstenthum Sr. Durchl. dem Herrn Fürsten Wrede und empfahlen durch Höchstdieselben die von ihren Pflichten gegen das bisherige Gouvernement entbundenen Staatsdiener der königlichen Huld und Gnade. Hierauf wurde das Besitzergreifungspatent verlesen, und nach vorheriger provisorischer Bestätigung der Lokaldiener in ihrer dermaligen Funktion die Verpflichtung der Herren Vorstände der Zentralbehörden des Fürstenthums vorgenommen, und zugleich Se. Exz. der k. bayerische Herr geheime Rath und Kämmerer Freiherr von Aretin als Hofkommissär vorgestellt. Se. Durchlaucht richteten vorzüglich an den Herrn Weihbischof von Kolborn und den Herrn Präfekten Will das Wort, und sprachen von der großen Bestimmung der Geistlichkeit, durch Belebung eines religiös-moralischen Sinnes und einer zweckmäßigen Richtung der Volksmeinungen die Absichten des Gouvernements zu befördern, und von der Wichtigkeit der Einwirkung der Verwaltungsbehörden auf die großen Zwecke der Regierung. Se. Durchlaucht äußerten das feste Vertrauen Sr. Maj. des Königs auf die Treue, Thätigkeit und Loyalität der Staatsdiener, und erwähnten der rühmlichen in allen Kriegen, an welchen Deutschland Theil genommen bewährten Tapferkeit der Mainzischen Truppen. Der Herr Weihbischof und der Herr Präfekt, welche als Organe der geist- und weltlichen Behörden bereits im Augenblicke der Uebergabe Sr. Durchlaucht die Huldigungen des Landes und der Staatsdiener dargebracht hatten, wiederholten höchstdenselben die Gefühle des tiefsten Dankes für die huldreichen und väterlichen Gesinnungen Sr. Maj. des Königs, und der devotesten Unterwürfigkeit. Während diesem Akte wurden die hier abgedruckten Patente [2]) und die k. bayerischen Wappen unter dem Glockengeläute, der Abfeuerung der Kanonen und dem Freudenrufe des auf dem Schloßplatz in Parade aufgestellten k. bayerischen Militärs und des versammelten Volkes: Es lebe der König Maximilian Joseph! angeheftet, und durch einen Staatsherold öffentlich bekannt gemacht. Hierauf vereinigten Se. Durchl. und Se. Exz. die hohen Herren Kommissarien nebst den Personen ihres Gefolges, die hohe Geistlichkeit, so wie die vorzüglicheren Zivil- und Militärautoritäten zu einem glänzenden Diner, bei welchem auf das allerhöchste Wohl Ihrer Maj. des Kaisers von Oesterreich und Ihrer Maj. des Königs von Bayern Toaste ausgebracht, und dabei die Kanonen abgefeuert wurden.

Eine allgemeine und geschmackvolle Beleuchtung der Stadt beschloß die Feier des Tages; unter den öffentlichen Gebäuden zeichnete sich besonders die Beleuchtung des Rathhauses mit Brillant-Feuer aus. Auf der Spitze desselben waren das Bild der Göttin der Gerechtigkeit, und an der Altane das k. bayerische Wappen mit der Aufschrift: „Tiefste Huldigung von Aschaffenburgs treuesten Bürgern" angebracht. Seine Durchl. der Herr Fürst von Wrede und Se. Exzellenz der Herr Baron von Hügel geruhten die Beleuchtung in Augenschein zu nehmen.

Am 27. Juni Früh vollendeten Se. Exzellenz der Herr Hofkommissär Freiherr von Aretin den Besitzergreifungsakt durch die Verpflichtung sämmtlicher Staatsdiener, worauf in der Kollegiatstiftskirche von Sr. Exzellenz dem Herrn Weihbischof und Staatsminister von Kolborn ein Hochamt abgehalten und ein Tedeum unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten abgesungen wurde, bei welcher Se. Durchlaucht der Herr Fürst Wrede mit den sämmtlichen Zivil- und Militärautoritäten gegenwärtig waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wachteln und Bienen in Nordamerika.

Die „Köln. Ztg." enthält folgende Einsendung, wie es scheint, von Fr. Gerstäcker: Es gibt eine alte Anekdote, nach der Jemand einmal die Frage aufstellte, woher es käme, daß ein todter Fisch schwerer sei, als ein lebendiger, und ein Paar Gelehrte gingen augenblicklich an die Arbeit, diese auffallende Thatsache wissen-

Digitized by Google

schaftlich zu begründen, bis ein unbefangener Mann, die Sache selber untersuchte und fand, daß ein todter Fisch überhaupt gar nicht schwerer sei, als ein lebendiger. Diese Anekdote fiel mir ein, als ich die naturhistorische Merkwürdigkeit las, daß die den Indianern unbekannte Wachtel — Niemand weiß, woher — erscheint, sobald der weiße Mann pflanzt und pflügt, und daß zweitens die Honigbiene nicht im Lande gefunden wird, so lange es im Besitze der Indianer ist (vgl. auch Nr. 126 der „Erheiterungen"). Aus Furcht nun, daß auch ein unglücklicher Gelehrter über diese beiden Sätze herfallen konnte und seine kostbare Zeit damit verschwendete, sich die Ursache zu erklären, finde ich mich veranlaßt, ihn vollständig darüber zu beruhigen, denn beide Behauptungen sind einfach nicht wahr. Erstlich gibt es gar keine Wachteln in Amerika; ich selber habe wenigstens in meinem siebenjährigen Aufenthalte dort weder in den Feldern des Ostens noch Westens, wo ich überall jagte, solche gefunden oder auch nur gesehen. Das amerikanische Rebhuhn aber, ein Mittelding zwischen Rebhuhn und Wachtel, wird dort Quail (Wachtel, genannt. Es ist in seiner ganzen Lebensart vollkommen unserem Rebhuhn gleich, steht aber an Größe mitten zwischen Rebhuhn und Wachtel und hat auch die einfach grauen Schwungfedern wie die Wachtel. Dieses Quail nun hält sich allerdings lieber in urbar gemachten Feldern als im Walde auf, und vermehrt sich dort wohl auch stärker, weil es in den offenen Feldern, in der Nähe von Menschen nicht die zahllosen Feinde hat, wie im Walde. Ganz entschieden findet es sich aber in den urbar gemachten Feldern der indianischen Districte, und das nicht allein, sondern auch, wenn auch nicht so häufig, überall im amerikanischen Urwalde. Ich habe es im Jahre 1838 schon in den nur von Indianern bewohnten Wäldern von Texas getroffen, und als die ersten Ansiedler nach Kentucky oder überhaupt in die Wildniß vordrangen, fanden sie überall das Quail, das sich natürlich, als sie Felder urbar machten, zu ihnen aus den Wäldern zog. In den Urwäldern von Arkansas waren sie damals sogar ziemlich häufig. Was die zweite Thatsache der Honigbiene betrifft, so ist gerade das Umgekehrte der Fall. Es gab unter den Indianern viel mehr wilden Honig, als jetzt, da die Bienen sehr gern in hohen, starken Bäumen bauen und die Indianer mit ihren leichten, kleinen Tomahawks oder Beilen viele von diesen mächtigen Stämmen gar nicht umschlagen konnten. Ein alter Ansiedler in Missouri versicherte mir, sie hätten, als sie hier zuerst zwischen die Indianer hineingezogen wären, so viel Honig gefunden, daß sie zuletzt gar nicht mehr wußten, was damit anzufangen, und ihn benutzten, ihre Wagen damit zu schmieren. (?) Die indianischen Bienenjäger nehmen ein Hirschfell, das sie sackähnlich abgezogen haben, verbinden die Oeffnungen, füllen ihren Honig hinein und tragen den Sack dann so in ihr Lager. **Oxnhwizzi-wug ahm-og** ist der Chippewa-Name für „gelbe Bienen." Außerdem möchte ich den Erfinder jener Thatsache auch auf Cooper's „Prairie" (Steppe) verweisen, wo der alte Hawk-eye einen jungen Mann als „Bienenjäger" zwischen den Indianern findet und solche Beschäftigung nicht für eines Mannes würdig hält. Daraus geht denn doch wohl hervor, daß diese „klugen Männer", die Indianer (die außerordentlich geschickt im Auffinden von Bienenbäumen sind), bei dem Anblicke von Bienen nicht gleich die „Gräber ihrer Väter" verlassen, um eine neue Heimath zu suchen.

Der Todtenschmuck.

Der Uhu schreit, die Eule flieht
Mit scheuem Fluge über das Ried,
Es schüttelt so schaurig am Kirchhofthurm
Die klirrenden Fenster der nächtliche Sturm.

Bei geisterhaftem Mondenschein
Dringt frech ins Reich der Todten ein
Ein Räuber! — Dort die Mannesgestalt
Am Grabe düster die Nacht sich malt! —

Sie rüttelt am Kreuze wild und zerrt,
Und wühlet tief und tiefer die Erd',
Und steiget hinab ins geöffnete Grab, —
Die Knochen und Schädel rollen hinab.

Jetzt noch ein Schlag! — Und noch ein Ruck! —
Der Sarg ist auf! — Den Todtenschmuck
Der Frevler sich raubt, — da kreischt es: „Halt ein!
Am Schmucke ist Blut! — er gehöret mein!"

Der Räuber will durch nächtlichen Graus
Im hohen Sprunge die Mauer hinaus. —
Da stürzet er jählings ins Grab zurück,
Zerschmetternd am Steine sich das Genick.

So hat die schwarze Mitternacht
Dem Tode Einen mitgebracht,
Es liegen nun Zweie in Einem Grab
D'rauf Scholle rollet auf Scholle hinab!

Der Uhu schreit, die Eule flieht
Mit scheuem Fluge über das Ried,
Es schüttelt so schaurig am Kirchhofthurm
Die klirrenden Fenster der nächtliche Sturm.

Friedrich Friedreich.

Mannigfaltigkeiten.

Von Schiller und Schlosser wird folgende Anekdote erzählt: In Schiller's Haus wurde immer nur halb-

Digitized by Google

laut gesprochen; er, wie seine Frau haßten nichts mehr, als lautes oder gar heftiges Sprechen, und Alle, die mit Schiller in näherer Berührung standen, wußten dieß und richteten sich danach. Nun erhielt aber Schiller einst einen Besuch von dem durch Weimar reisenden Schlosser. Dieser, wie in Allem kolossal, besaß auch ein kolossales Sprachorgan, womit er besonders dann, wenn er Anekdoten erzählte, loslegte. Zum Unglück war ihm dicht vor Weimar mit einem Bauer eine höchst drollige Geschichte passirt, und gleich nach den ersten Begrüßungsreden begann er sie Schiller und seiner Frau mitzutheilen, wobei er besonders dann furchtbar schrie, wenn er den Bauer, wie er gesprochen, nachahmte. Dem armen Schiller trat der Angstschweiß vor die Stirn, doch bemühte er sich, ein Lächeln zu erzwingen. Schiller's Frau aber starrte den Erzähler mit staunenden entsetzten Blicken an — das kam nun den anwesenden Freunden Schiller's so komisch vor, daß es ihnen unmöglich war, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Schlosser, der nicht anders glaubte, als das Gelächter gelte seiner Anekdote und vorzüglich seiner Nachahmung des Bauern, begann sie nochmals, und hatte er erst schon überlaut gesprochen, so brüllte er jetzt förmlich, daß die Fensterscheiben bebten, bis Schiller endlich außer sich aufsprang und unter dem Vorwande, Nasenbluten zu bekommen, aus dem Zimmer stürzte. Noch nach vielen Jahren pflegte Schiller's Gattin von diesem „entsetzlichen" Besuch zu erzählen, und was sie und Schiller während des übrigen Theils des Tages ausgestanden hätten; denn Schlosser blieb den ganzen Tag und erzählte noch mehr, da seine erste Anekdote so gefallen hatte.

Die „Anclamer Zeitung" theilt aus angeblich glaubwürdiger Quelle folgende Episode zu der Flotteninspektion in Swinemünde am 6. Juni mit: Der König inspizirte die „Arkona" auf das Genaueste in allen ihren Theilen, sodann wurde „Klarschiff" gemacht, das heißt fertig zum Gefechte, worauf ein Geschütz und ein Segelexerzieren des ganzen Geschwaders folgte. Bei dem Letzteren kam nun auf der „Arkona" eine Ungehörigkeit vor, welche selbst den inspizirenden und sachkundigen Augen entganzen war. Eine feine, dünne Stimme fragte sehr vernehmlich den kommandirenden Korvettenkapitän Hassenstein bei Beendigung des letzten Exerzitiums: „Soll denn die Marsschoote so sitzen bleiben?" Diese Frage rief allgemeines Erstaunen hervor, da man sofort sah, daß etwas Ungehöriges vorhanden war. Um so mehr aber wuchs das Erstaunen, da der fragende Nautiker — die Kronprinzessin war.

Im südlichen Theile Mesopotamiens in Irak-Arabi und zwar in der uralten Stadt Sennar (in der Gegend, wo einst Babylon stand), besteht eine Kolonie von etwa 70 Israeliten beiderlei Geschlechtes, unter denen sich auch ein Nachkomme des Judenkönigs Joachim befindet. Die übrigen stammen von den Leviten ab. Die Bevölkerung des Landes hat sie schon öfters zum Abfall von ihrem Glauben zwingen wollen, doch vergebens. Um nun ferneren Verfolgungen zu entgehen, sandten sie zwei Abgeordnete zu dem in Jerusalem weilenden Alterthumsforscher Abraham Firkowicz, um von ihren Glaubensgenossen, den Kavaiten, eine Unterstützung von 30,000 Piaster zum Zwecke der Uebersiedlung nach Jerusalem zu erlangen. Später brauchen sie keine Hülfe, da sie alle, die Weiber nicht ausgenommen, in der Anfertigung persischer Divans sehr geschickt sind.

In den letzten Tagen ward der Leichnam eines Selbstmörders auf die Morgue in Paris gebracht, in dem man den einstigen Bataillonschef der polnischen Armee, Peplowski, einen Mann von 62 Jahren, erkannte. Er hatte in der Schlacht bei Grochow nicht weniger als 26 Wunden erhalten. Er hinterließ ein Schreiben, in dem es heißt: „Die Ströme an Blut und Thränen, in die mein Vaterland jetzt getaucht ist, und die Gleichgültigkeit der Welt für die unerhörten Leiden desselben, nehmen mir die Kraft, noch länger dieses elende Leben fortzusetzen. Während der 22 Jahre meines harten Exils lebte ich immer in der Hoffnung, noch einmal in mein unabhängiges Vaterland zurückkehren zu können; da ich aber jetzt auf's Neue um diese Hoffnung betrogen worden, fühle ich mich zu alt, um neue Ereignisse abzuwarten, und darum mache ich dieser unerträglichen Existenz ein Ende und vertraue auf Gott, der meine schweren Leiden kennt, daß er mir diese That der Verzweiflung verzeihen werde.

Logogryph.

Zwei Sylben nennen Dir mein ganzes Wort,
Sie leiten Dich an einen sichern Ort,
Doch soll das Glück Dich je erreichen,
So streiche die zwei ersten Zeichen.

Auflösung der Charade in Nro. 145:

Eichhorn.

Geschichtskalender. 22. Juni 1703 wird John Wesley, Stifter der Methodistensekte, geboren.

— 1812. Napoleons Proklamation gegen Rußland, zum Beginn des zweiten polnischen Krieges.

— 1813. General Normann kehrt von seiner Verfolgung der Lützower nach Leipzig zurück.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 149 Donnerstag, 23. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

XVII.

Ehe Lotta am folgenden Morgen völlig angezogen war, stand Elvira in ihrem Zimmer.

„Von wem hattest Du gestern Abend noch so spät Besuch?“ fragte sie.

„Ich?“ stotterte Lotta feuerroth im Gesicht. „Nicht hatte ich Besuch!“

„Lotta! was bedeutet das? Du verabscheust sonst die Unwahrheit, und jetzt erlaubst Du Dir eine solche?“ fiel Elvira ein. „Ich wollte zu Dir kommen, als wir uns oben getrennt hatten, und als ich hier die Thür des Saales öffnete, trat von der Veranda ein . . .“

„Ein alter Herr ein,“ unterbrach Lotta sie mit Heftigkeit. „Nun ja, was ist darüber zu wundern? Habe ich nicht das Recht, von wem ich will Besuch anzunehmen? Uebrigens war es ein alter Bekannter des Herrn Bromér, der mich aufgesucht hat, um etwas über die letzten Augenblick des Verstorbenen zu erfahren. — So viel mein eigener Herr sollte ich doch wohl sein dürfen,“ fuhr Lotta mit steigender Hitze fort, „daß ich in meinen eigenen Zimmern annehmen kann, wen ich will, ohne daß ich dafür Rechenschaft abzulegen hätte, oder einer Spionerei ausgesetzt werden müßte. Nimmermehr hätte ich geglaubt, das Kind, welches ich erzogen und geliebt habe, würde sich zum Vormund über meine Handlungen aufwerfen wollen! Nein, das ist allzuviel! Ob ich Wahrheit reden will oder nicht, das werde ich wohl verantworten müssen, und es ist wirklich hart, so kujonirt zu werden, so...“

„Lotta! bist Du wahnsinnig, Lotta?“ rief Elvira aus. „Ich glaube, Du wirst böse auf mich um nichts und wieder nichts!“

„Böse? böse?“ stotterte Lotta und fing an zu weinen. „O, Herr Gott, wie sie redet! Nicht kann ich auf die Gräfin böse werden; aber . . .“

„Du verstandest mich falsch. Wie kannst Du wohl glauben, daß ich Dir Bande anlegen oder Dein Vormund werden will? Das ist mir ja nie eingefallen; auch habe ich nicht die Absicht gehabt, über Dich zu spioniren. Ich kam ja, um Dir wie gewöhnlich eine gute Nacht zu wünschen.“

„Liebe, Herzensliebe! Rede Sie nicht so, das thut mir so weh in meinem Herzen, so . . .“

„Still nun, und höre mich!“ sagte Elvira mit einem sanften Lächeln. „Als ich die Saalthür hier öffnete: wen sehe ich von der Veranda eintreten? Ja, Carl Brogren! Kannst Du Dich nun wundern, daß ich wissen möchte, warum er Dich so spät am Abende besucht hat?“

„Er ist ja aber nicht hier gewesen, ich habe ihn nicht gesehen, sondern es war ein Anderer, den . . . den . . . ich nicht nennen will, den die Gräfin nicht kennt, und dessen Name der Gräfin fremd ist. O, ich bin so unglücklich, so unglücklich!“ Lotta schluchzte.

„Liebe Lotta! was weinst Du? Ich denke Dich nicht nach dem Namen des Fremden zu fragen; kann Dich aber dennoch heilig versichern, daß Carl auf der Thürschwelle dort stand, als ich die Saalthür öffnete.“

„Nein! das kann und darf nicht sein! Es war eine Täuschung! Er, mit dem ich redete, ist eben so gewachsen: Ja, das ist er: O Herr, milder Vater! denke, wenn es wirklich Carl war, wenn er gehört hätte, was wir sagten! Ja, das wäre mein Tod!“

Lotta war ganz trostlos, und Elvira hatte große Mühe, sie zu beruhigen. Das konnte gleichwohl nicht anders geschehen, als dadurch, daß Elvira auf ihre Ansicht einging, daß sie sich geirrt hätte, daß der, den sie zu sehen geglaubt, nicht Carl gewesen wäre.

Als Elvira endlich von Lotta wegging, war sie gedankenvoll. Sie konnte sich Lotta's Benehmen und Heftigkeit nicht erklären. Sie fand Alles sonderbar und dachte:

„Gewiß liegt hierunter ein Geheimniß!“

Inzwischen kam die Zeit des Frühstücks, und die Sorge für das Wohlbefinden der Gäste beschäftigte jetzt Elvira, welche die kleine Schwäche hatte, gern eine liebenswürdige Wirthin sein zu wollen.

Während man frühstückte, warf Mrs. Brow auf Elvira einen langen und eigenthümlichen Blick. Armida lächelte und hatte eine zufriedene Miene.

Es sah fast so aus, als hätten die beiden Damen irgend eine Entdeckung gemacht, und Beide wären höchst angelegen, diese für sich selbst zu behalten.

Mistreß Brow äußerte, während sie ihren Thee

Digitized by Google

trank, etwas darüber, daß der Flügel der Jungfer Lotta sehr abgeschieden läge. Armida hielt das für eine sehr gute Eigenschaft, ja sie beneidete Lotta wegen ihrer entzückenden Wohnung, mit dem Walde in so großer Nähe und der Veranda, die dort hinaus lag.

Elvira war zerstreut während sie über Lotta's Wohnung redeten und brach das Gespräch so bald wie möglich ab.

Nach dem Frühstück trennte man sich. Die englische Familie wollte einen Besuch beim Grafen E— machen, der eine halbe Meile von Timasjö wohnte. Elvira hatte eine Equipage zu ihrer Verfügung gestellt.

Sidney hatte Elvira gebeten, sie möchte ihm eine Stunde zu einer Unterredung schenken, während die Gäste entfernt waren. Er wollte schon am Abend nach der Hauptstadt zurückkehren.

Elvira beauftragte Mistreß Brow, Armida zu unterhalten, und begab sich dann mit Sidney in ihr Arbeitszimmer.

Armida und die Engländerin blieben also allein bei einander.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einverleibung des Fürstenthums Aschaffenburg in das Königreich Bayern am 26. Juni 1814.

(Fortsetzung und Schluß.)

So vergingen die ersten frohen Tage für Aschaffenburgs Bewohner, erste Glieder der großen Kette glücklicher Jahre, welche dieselbe unter der mächtigen und milden königl. bayerischen Regierung zu verleben hoffen. Die Einwohner des Fürstenthums Aschaffenburg sind stolz darauf, einer so mächtigen und berühmten Dynastie huldigen zu können, welche, indem sie durch ihre Macht dauernden Schutz gewährt, durch ihren angestammten Edelmuth die Wohlthaten einer wahrhaft väterlichen Regierung über ihre Unterthanen verbreitet. Daß unsere Einwohner dieses Glückes, in welchen sie den Lohn der Vorsehung für ihre vieljährige Bedrängnisse und Leiden mit dankbarer Rührung erkennen, nicht unwürdig sind, werden sie durch ihr künftiges Benehmen beweisen, und durch dasselbe das Beispiel von Vaterlandsliebe und Unterthanentreue, erneuern, welches sie in allen Zeiten gegeben haben.

Die erwähnten Patente lauten:

1) Nachdem das Fürstenthum Aschaffenburg vermöge Uebereinkunft unter den hohen Mächten an Se. k. k. apost. Majestät übergegangen, von Allerhöchstdenselben aber vermittelst Staatsvertrages vom 3. Juni 1814 an Se. k. Maj. von Bayern abgetreten worden ist: als werden andurch von Unterzeichnetem kraft allerh. Vollmacht sämmtliche zur inneren Verwaltung des Fürstenthums Aschaffenburg gehörende, sowohl geistliche als weltliche Staatsdiener, deßgleichen sämmtliche Unterthanen und Vasallen des Fürstenthums Aschaffenburg ihrer bisher getragenen Dienst-, Unterthans- und Lehenpflichten andurch feierlich entlassen.

Der Unterzeichnete erfüllte dabei die angenehme Pflicht, sämmtlichen zum Fürstenthum Aschaffenburg gehörigen Staatsdienern für ihre während seiner Zivilverwaltung des Großherzogthums geleisteten Dienste — bezeigte Treue — und kräftige Mitwirkung zur Sache Deutschlands seine ganze Zufriedenheit öffentlich zu bezeigen.

Geschehen Aschaffenburg den 26. Juni 1814

Joh. Aloys Joseph Freiherr v. Hügel,
Sr. k. k. östr. Maj. wirkl. Geheimer Rath, Großkreuz des k. ungar. st. Stephans-Ordens, außerord. Gesandter und bevollm. Minister bei S. k. H. dem Herrn Großherzog von Hessen, und bei den herzogl. und fürstl. Nassauischen Höfen.

Wir Maximilian Joseph, von Gottes Gnaden König von Baiern ꝛc. ꝛc. Entbieten Allen und Jeden, welche dieses lesen oder lesen hören, Unsere Gnade und Unsern Gruß, und fügen denselben zu wissen:

Die nach einer zwischen S. M. dem Kaiser von Oesterreich und Uns geschlossenen freundschaftlichen Uebereinkunft, daß das Fürstenthum Aschaffenburg in seinem dermaligen Umfange und Gränzen, so wie es von dem letzten Regenten besessen worden ist, nunmehr Uns, Unsern Erben und Nachkommen dergestalt zugeeignet werden soll, daß dasselbe auf ewige Zeiten Uns angehören, und bei Unserm königl. Hause mit dem Königreiche Baiern verbleiben, auch Wir, und Unsere Nachfolger darin alle solche Souveränetätsrechte, wie sie bisher dort ausgeübt worden sind, oder welche nach der Natur der Souveränetät ausgeübt werden können, eben so, wie in Unsern andern Staaten geschieht, besitzen und ausüben sollen; so haben Wir beschlossen, nunmehr von genanntem Fürstenthum, allen seinen Orten, Zubehörden und Zuständigkeiten Besitz nehmen zu lassen, und die Regierung darin anzutreten.

Wir thun solches kraft des gegenwärtigen Patents, und verlangen hiernach von der Geistlichkeit, dem Adel, den Lehenleuten, den Zivil- und Militärbehörden, den Magistraten der Städte, und von sämmtlichen Einwohnern und Unterthanen, wessen Standes und Würde sie sein mögen, hierdurch so gnädig als ernstlich, daß sie sich Unserer Regierung unterwerfen, Uns von nun an als ihren rechtmäßigen König und Landesherrn ansehen und erkennen, Uns vollkommen Gehorsam und alle Unterthänigkeit und Treue erweisen, und sobald Wir es erfordern werden, die gewöhnliche Erbhuldigung leisten. Wir ertheilen ihnen dagegen die Versicherung, daß Wir ihnen mit landesväterlicher Huld und Gnade allzeit zugethan sein, allen Schutz angedeihen lassen,

Digitized by Google

und überhaupt der Beförderung Ihrer Wohlfahrt, unermüdet Unsere Vorsorge widmen werden.

Wir haben die Besitznahme des gedachten Fürstenthums Aschaffenburg Unserm Feldmarschall, wirkl. geh. Rath, Ritter Unsers Hausordens vom h. Hubert, Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens, des Civil-Verdienst-Ordens der baierischen Krone, des k. k. österreich. st. Leopold-, des kais. russ. st. Andreas-, Alexander-Newsky-, und des st. Georgen-, dann des k. preußis. schwarzen Adler-Ordens, Kommandeur des k. k. östreich. Marien-Theresien-Ordens, Großoffizier der k. franz. Ehrenlegion, Carl Philipp Fürsten Wrede, übertragen, und erwarten, daß sämmtl. Einwohner und Unterthanen den durch ihn in Unserm Namen ausgesprochenen Anordnungen die schuldige Folge leisten werden. Wir sehen dabei fest, daß alle gegenwärtig im erwähnten Fürstenthum angestellten Beamte und Bedienstete vor der Hand in ihren Funktionen verbleiben, und ihre Amtsverrichtungen nach ihrem bisherigen Geschäftsgange und den bestehenden Vorschriften dergestalt fortsetzen, daß sie Unserer Gnade und Unsers fernern Vertrauens würdig bleiben. — Zur Urkunde dessen haben Wir gegenwärtiges Patent eigenhändig vollzogen, und mit Unserm königl. Insiegel bestärken lassen.

So geschehen und gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt München den 19. Junius nach Christi Geburt im Eintausend Achthundert und Vierzehnten, Unsers Reichs im neunten Jahre.

Max Joseph.

(L.S.) Graf von Montgelas.

Auf königlichen allerhöchsten Befehl
der Staatssekretär von Baumüller.

*) Nachdem Wir in dem zweiten Artikel des am dritten Junius d. J. mit des Königs von Bayern Maj. durch die gegenseitig hiezu Bevollmächtigten in Paris abgeschlossenen Staatsvertrags die Verbindlichkeit übernommen haben, gedachte Se. königl. Maj. in den Besitz des Fürstenthums Aschaffenburg, so wie es dessen letzter Souverän besessen hat, zu setzen; so haben wir zur Vollziehung dieses Geschäfts ernannt und ernennen hiemit als Unsern Uebergabs-Kommissär Unsern Lieben Getreuen den Herrn Johann Joseph Aloys Freiherrn von Hügel, Großkreuz des k. ungar. st. Stephansordens, wirkl. geh. Rath und außerordentl. Gesandten und bevollm. Minister. Wir ertheilen Ihm zu diesem Ende den Auftrag und die nöthige Gewalt, dem von Seite des Königs von Bayern dazu bevollm. Kommissär, nach dem Wortlaut und in dem Sinne des oben angeführten zweiten Artikels des am dritten Junius in Paris abgeschlossenen Staatsvertrags das Fürstenthum Aschaffenburg zu übergeben, wie auch darüber die nöthigen Urkunden zu errichten und zu unterzeichnen, indem Wir auf Unser Kaiserl. Wort versprechen, Dasjenige zu genehmigen, was gedachter Unser Kommissär in Bezug auf diesen Auftrag in den Gränzen der gegenwärtigen Vollmacht und der ihm hierüber ertheilten besondern Instruktion, im Einvernehmen mit dem von Seite Sr. des Königs von Baiern Maj. ernannten Kommissär, verabredet, beschlossen und unterzeichnet haben wird. Zu dessen Urkund haben wir die gegenwärtige Vollmacht mit eigener Hand gefertigt und mit Unserm aufgedruckten kaiserl. Siegel versehen lassen: So geschehen in Unserer kaiserl. Residenzstadt Wien am 20. des Monats Junius, im Jahr Eintausend Achthundert und Vierzehn, Unserer Reiche im Drey und Zwanzigsten.

Franz, mppr.

(L.S.) Nach Sr. K. Majestät höchsteigenem Befehle.
Staatsrath von Hudelist.

Nachdem durch die hier vorgedruckte allergnädigste Vollmacht Ihro k. k. apostol. Maj. von Oesterreich vom 20. Juni 1814 mir der allerhöchste Auftrag ertheilt worden ist, das Fürstenthum Aschaffenburg, so wie es dessen letzter Souverain besessen hat, an Ihro Majestät den König von Bayern zu übergeben, und nachdem zur Uebernahme desselben von Sr. Maj. dem Könige von Bayern der kön. bayer. Herr Gen. Feldmarschall, wirklicher geh. Rath, Ritter des k. baier. Hausordens vom heil. Hubert, Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens, des Zivil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone, des k. k. östr. st. Leopold-, des k. russ. st. Andreas- Alexander-Newsky, und des st. Georgen, dann des k. preuß. schwarzen Adlerordens, Kommandeur des kk. östr. Maria-Theresienordens, Groß-Offizier der kön. franz. Ehrenlegion, Karl Philipp Fürst Wrede, ernannt worden ist, auch die Staatsdiener, Unterthanen und Vasallen des Fürstenthums Aschaffenburg ihrer bisher getragenen Dienst-Unterthans- und Lehenspflichten bereits entbunden und entlassen worden sind, wie das unterm Heutigen erlassene und öffentlich bekannt gemachte Entlassungs-Patent bewähret, so erkläre ich hiermit feierlich und öffentlich kraft aufhabender allergnädigster kk. Vollmacht, und in Gemäßheit der mir weiters eröffneten allerh. kais. Willensmeinung, im Namen und von wegen Ihrer kk. apostol. Majestät, daß das Fürstenthum Aschaffenburg, wie solches von dem letzten Herrn Großherzog von Frankfurt besessen worden ist, unter den ausdrücklichen Bedingungen jedoch an Ihre Majestät den König von Bayern übergeben werde und übergeben worden sey,

1) daß die auf dem Fürstenthum Aschaffenburg speziell hypothezirten Landesschulden an die Krone Bayern übergehen,

2) daß die Krone Bayern den das Fürstenthum Aschaffenburg betreffenden Antheil des großh. regulären Militärs, dann diejenigen Staatsbeamten übernimmt, welche zur inneren Verwaltung des Fürstenthums Aschaffenburg gehören, insoweit diese Beamte in kön. bayer. Staatsdiensten verbleiben wollen, so wie die von der innern Verwaltung des Fürstenthums herrührenden Pensionen;

3) daß diejenigen Individuen, welche aus dem Fürstenthum Aschaffenburg auswandern wollen, für sie selbst und ihre Familien sechs Jahre zur Veräußerung ihrer Güter und Fahrnisse eingeräumt seien, und daß ebendieselben während dieser Zeit den dafür gelösten Betrag, ohne Abzug in das Ausland abführen können;

4) daß endlich, da Se. kk. Majestät die Verbindlichkeit übernommen haben, vom 3ten Juni 1814 an gerechnet, binnen Jahresfrist die aus dem Fürstenthum Aschaffenburg gebürtige noch in Allerhöchst Ihren Diensten stehende Militärindividuen in ihre Heimath zu entlassen, es den Offizieren und Soldaten gleich wohl freistehen sollte, in kk. Diensten zu verbleiben, und sie deßwegen wieder in Hinsicht ihres Vermögens, noch ihrer im Lande bleibenden Familien einen Schaden erleiden.

Gleichwie nun das Fürstenthum Aschaffenburg, unter vorstehenden Bedingungen, nach der abgeschlossenen Uebereinkunft vom 3. Juni d. J. an Ihro kön. Majestät von Bayern übergeben worden ist, als wird diese nunmehr vollzogene Uebergabe andurch feierlich und öffentlich bekannt gemacht.

Aschaffenburg den 26ten Juni 1814.

Johann Aloys Joseph Freiherr von Hügel,
Sr. kais. kön. östreich. Majestät wirklicher Geheime Rath, Großkreuz des kön. ungarischen st. Stephans-Ordens, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei Sr. kön. Hoheit dem Herrn Großherzog von Hessen, und bei den Herzoglich und Fürstlich-Nassauischen Höfen.

Eitle Wünsche.

O könnt' ich doch der Sonne Strahl
Von mir ausgehen lassen!
Ich würde rings das Schöne nur
Mit meinem Strahl umfassen.

O dürfte doch der Blume Duft
Aus meinem Herzen gehen!
Ich würde rings das Gute nur
Mit meinem Hauch umwehen.

Könnt' ich des Waldbachs Klarheit doch
In meine Rede führen!
Ich würde mit der Wahrheit rings
Voll Klarheit Alle rühren.

Doch ach! es zieht der Sonne Strahl
Den Glanz auch um das Schlechte.
Was unschön ist, das glänzt zumeist;
Im Schatten liegt das Rechte.

Der Blume Duft webt süßen Flor
Gar oft um das Gemeine,
Und hundert Dornen sind verhüllt
Vom duft'gen Sonnenscheine.

Der Waldbach wälzt sein Wasser klar
Hin über stein'ge Strecke,
Die trugvoll glänzt; das wahre Gut
Ruht unter nasser Decke.

Und auf dem Waldbach spielt der Strahl
Der Sonne, farbenweckend,
Und um ihn spielt der Blume Duft,
Sich mit dem Zephyr neckend.

O Sonnenstrahl, o Blumenduft,
O Waldeswassers Klarheit!
Ihr dient dem Truge allzu oft
Und selten nur der Wahrheit.

Eugen v. Rüdiger.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Hut eines Methodisten-Predigers.] Unter diesem Titel erzählt das „New-Yorker Paper" folgendes Stücklein: Ein Methodist, welcher seinen Zuhörern über die christliche Liebe gepredigt hatte, ließ zum Schluß seinen Hut in der Versammlung herumgehen, um das Opfer einzuziehen. Als der Hut seinen Weg gemacht hatte und dem Prediger zurückgestellt wurde, fand dieser nicht die Spur von einer Münze darin und rief hierauf, den Blick auf den Abendmahlstisch gewendet, mit Salbung aus: Mein Gott, ich danke dir, daß ich meinen Hut wieder erhalte, obgleich derselbe durch die Hände einer solchen Gesellschaft laufen mußte.

Die Wittwe La Pommerais hat mit dem Vater des Hingerichteten den Leichnam desselben reklamirt, ihn erhalten, und zugleich die Erlaubniß bekommen, ihm in lateinischer Sprache (diese Form wurde ausdrücklich vorgeschrieben) folgende Grabschrift zu setzen: „Edmundus de la Pommerais, Doctor medicus, obiit 9. Juni 1864."

Geschichtskalender. 23. Juni 1208. Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern, tödtet den König Philipp zu Bamberg.

— 1703. Uebergabe von Rattenberg an die Bayern.

— 1796. Waffenstillstand zwischen der französischen Republik und dem Papst; der Papst bewilligt hierbei auch 100 Gemälde und 500 Manuskripte nach Auswahl des Kommissärs.

— 1813. Berthier richtet im Namen des Kaisers ein Erklärungsschreiben an den Obergeneral Barclay wegen des Ueberfalles der Lützower.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der L. Hallauer'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 150 Freitag, 24. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Mistreß Brow redete von gleichgültigen Dingen und führte die Konversation auf französisch.

Armida versuchte das Gespräch auf die Familie Casterton und Elvira's eheliche Verhältnisse zu lenken. Doch hätte sie eben so gut den Versuch machen können, die Wände in Timassjö zum Reden, als ein einziges aufklärendes Wort über die Lippen der Mistreß Brow zu bringen. Als alle Versuche in dieser Richtung mißlangen, begann Armida über Lotta und das Flügelgebäude, das sie bewohnte, zu reden; aber auch jetzt schränkte Mistreß Brow sich auf einsilbige Antworten ein. —

Armida überzeugte sich auch bald, daß sie von der vorsichtigen Engländerin keine Aufklärung gewinnen konnte, sondern beschloß auf eigene Hand, so gut es sich machen ließ, sich die Kenntniß von Demjenigen zu verschaffen, das sie für nöthig erachtete. Ehe sie die Mrs. Brow verließ, welche mit unerschütterlicher Ruhe an ihrer Stickerei arbeitete, warf sie noch einige Fragen über Sidney hin.

„Ist Mr. Lembourn ein alter Bekannter der Lady Casterton?" fragte Armida in gleichgültigem Tone.

„Ich vermuthe das."

„Doch wohl nicht älter, als Lord Casterton?"

„Das ist mir nicht bekannt."

„Kennen der Lord und Sir Sidney einander?"

„Sie sind Freunde gewesen von ihrer Kindheit an."

„Da hat er wohl einen Auftrag vom Lord, der ihn hierher geführt hat?"

„Wahrscheinlich."

„O, das ist wohl unzweifelhaft! Lady Casterton war so froh, als sie seine Karte erhielt, daß man daraus deutlich sah, wie willkommen er war. Vielleicht kommt auch der Lord hierher?"

„Das ist möglich." — Jetzt erhob Mistreß Brow die Augen von der Arbeit und heftete dieselben auf Armida. — „Sie Miß K—hjelm, kennen ja Miß Stangenskjöld?" fragte sie nun ihrerseits.

„Ja, ich bin mehrere Jahre im Hause ihrer Eltern gewesen."

„Sie waren ihre Freundin, so viel ich mich entsinne?"

Armida betrachtete Mistreß Brow mit einem Blicke, der zu gleicher Zeit Unruhe und Erstaunen ausdrückte.

„Ich habe es wirklich zu sein geglaubt," antwortete sie; „aber wie kennen Sie mich und Martha?"

„Das ist mein Geheimniß." — Ein kaltes Lächeln glitt über die Lippen der Mistreß Brow, und sie fuhr fort: „Ich möchte Ihnen inzwischen einen Rath ertheilen: glauben Sie ja nicht, daß Sie die Freundin der Lady Casterton sind!"

„Und warum denn nicht? Hat denn die Lady einen solchen Unwillen gegen mich, daß auf ihre Freundschaft nicht zu bauen ist?"

„Wir reden nicht von der Lady, sondern von Ihnen, Miß! Sie dürfen nicht glauben, daß Sie Freundschaft für sie hegen. Da würden Sie sich selbst täuschen."

Mistriß Brow erhob sich langsam von dem Stuhle, legte ihre Stickerei in den Korb und schickte sich ganz gemüthlich an, das Zimmer zu verlassen. Armida folgte ihren Bewegungen mit den Augen; als sie aber zur Thür schritt, sagte Armida:

„Ein paar Worte, ehe sie mich verlassen!"

Die Engländerin stand still und wendete sich zu Armida.

„Was ist Ihre Meinung? Wollen Sie vielleicht bei der Lady Casterton Zweifel erwecken über meine Dankbarkeit und Ergebenheit? Wollen Sie mir die Stütze und die Hülfe rauben, die ich von ihr habe? In solchem Falle werden Sie gewiß von einem eigennützigen Motiv geleitet. Sie meinen vielleicht, ich gehe Ihnen im Wege? — Ich kenne Ihre Stellung hier im Hause nicht, weiß jedoch, daß die Güte und Hülfe meiner Jugendfreundin Alles ist, worauf ich für die Zukunft zu hoffen habe."

„Und diese Hoffnung wird gewiß auch nicht zu Schanden werden, denn die Lady ist gut nicht allein gegen Freunde, sondern auch gegen Feinde. Auch will ich Ihnen Ihre Hülfe nicht rauben; ich bin nicht sehr gesprächig und kann Vieles sehen, ohne davon Worte zu machen. Leben Sie wohl auf eine Weile, Miß K—hjelm! und seien Sie ruhig: nicht mich brauchen Sie zu fürchten, sondern einzig und allein sich selbst."

Mistriß Brow verließ mit ruhigen Schritten das

Digitized by Google

Zimmer, und Armida blickte ihr nach, indem sie bei sich selbst murmelte:

„Dieses Weib und ich, wir sind Feinde; das fühlte ich bei unserm ersten Zusammentreffen. Sie wird jede Gelegenheit benutzen, um mir zu schaden, doch werde ich ihr zuvorkommen, und wir wollen sehen, ob es mir nicht vor dem Herbst gelingt, sie zum Haus hinaus zu schaffen und mich an den Platz zu setzen, den sie jetzt bekleidet! „Platz?“ wiederholte Armida . . . „was hat sie denn aber eigentlich für ein Amt? Sie hat ja gar kein sichtbares! Sie kommt selten mit Elvira zusammen, sitzt beinahe den ganzen Tag auf ihren eigenen Zimmern, hat ihre eigene Kammerjungfer und nimmt eine Stellung ein, als wäre sie eine ältere Verwandte, nur mit dem Unterschiede, daß kein Schatten von Vertraulichkeit zwischen ihr und Elvira stattfindet. Es sieht eher so aus, als ob sie sich gegenseitig vermeiden und so wenig wie möglich mit einander in Berührung zu kommen suchten.“

Armida warf einen Blick um sich her auf das Zimmer und fuhr in ihren Gedanken fort:

„Es liegt etwas Sonderbares in Elvira's Verhältnissen und ich muß zu erforschen suchen, worin das besteht; sonst wird es mir niemals gelingen, mich an ihre Person festzuhalten und es unmöglich für sie machen, mich von sich zu trennen. Zu einem Anfange: in welchem Verhältnisse steht Elvira zu diesem Sidney? Alle meine Erfahrung und bekannte Fähigkeit Beobachtungen anzustellen wären null und nichtig, wenn hier nicht Liebe mit im Spiele ist. Da ist ein Etwas, das mir dieß sagt.“

Armida trat an einen von den Spiegeln, ordnete ihre Haar und betrachtete ihr Bild, das, in Parenthese gesagt, recht hübsch war.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pferdejagd in Mexiko.

(Aus v. Müller's Reisen in Mexiko.)

Das Pferd ist bekanntlich asiatischen Ursprungs. In Amerika war dasselbe bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts unbekannt. Erst im Jahr 1518, als Ferdinand Cortez mit einer Handvoll kühner Abenteurer die Eroberung Mexikos, des großen, reichen und mit vielen Millionen gebildeter Einwohner bevölkerten Aztekenreiches unternahm und glücklich durchführte, brachte er Pferde mit dahin, welche Bewunderung und Schrecken bei den Eingeborenen verbreiteten, da sie die Reiter für übernatürliche, mit ihren Pferden verwachsene Centauren hielten. Im Lauf der Zeiten verwilderte das Pferd und zahllose Trupps bevölkern jetzt die endlosen Savannen, namentlich der nördlichen Staaten des großen Kaiserreichs. Die Mexikaner finden es deßhalb häufig einträglicher, die wilden Pferde einzufangen und zu zähmen, als dieselben in der Gefangenschaft zu züchten. Im Nachstehenden wollen wir im Geiste einer solchen Expedition folgen.

Um eine Pferdejagd auszuführen, versammeln sich fünfzig bis hundert, auf zwanzig Tage bis zu einem Monat mit Proviant versehene Männer und begeben sich an die Gränzen jener ungeheuren Savannen, welche die Heimath der zahlreichen Heerden verwilderter Pferde bilden. Hier vertheilen sie sich in Partien von acht bis zehn, um die Gegend nach Spuren der Pferdeheerden zu durchforschen. Dieß ist nicht sehr schwierig, da die Verwüstung, welche die Wildheit der Thiere an den Bäumen angerichtet hat, leicht als Wegweiser dient. Sobald sie sich von dem Vorhandensein eines Mustangtrupps vergewissert, richten sie ihr Augenmerk auf die Wasserlachen, da es natürlich, daß die Thiere stets einen Ort aussuchen, wo Wasser vorhanden, um ihren Durst zu löschen und die zahlreichen Wunden, die sie sich zuziehen, auswaschen zu können. Der scharfe Instinkt der Leithengste sucht diese Tränken stets in den versteckteten und unzugänglichsten Theilen des Waldes aus; dem Scharfsinn der Jäger gelingt es trotzdem, dieselben auszukundschaften.

Sobald die Tränke nun gefunden, machen sich die Jäger des Tags über an die Arbeit, sich gegen Abend, wo die Heerde zum Trinken kommt, zurückziehend. Vermittelst starker Pfähle und Strauchwerk, die mit Lassos und anderm Lederriemenwerk verbunden worden, wird eine starke, weite Umzäumung, Corral genannt, errichtet, mit einem Eingang, der sich nach der Lagune zu öffnet und mit zwei starken Thoren verschlossen werden kann. Die Herstellung dieses Corral erfordert, je nach der Thätigkeit der Jäger, acht bis vierzehn Tage, während welcher Zeit sie Abends unter dem dunkeln Laube der Mythe bivouakiren, den Tasajo (spr. Tassacho), d. i. in lange Streifen geschnittenes, leicht gesalzenes und an der Sonne getrocknetes Fleisch mit Branntwein genießen und ihre Lieblingsgespräche führen, welche die Abenteuer bei ihren Begegnungen und Kämpfen mit den wilden Indianern zum Gegenstand haben.

Endlich ist der Corral fertig und mit Zweigen und Blättern so hergerichtet, daß er möglichst unverdächtig aussieht. Abends schon wagen einzelne vorlaute Pferde sich hinein, jedoch mit unruhig umherschweifendem Auge und gesträubter Mähne und bei dem kleinsten Geräusch mit Blitzesschnelle hinausjagend, um sich wieder mit den Gefährten zu vereinigen. Nun vertheilen sich die Jäger in Trupps von fünf bis zehn rings um den Corral, in einer Entfernung von 20 Leguas einen Kreis bildend, der sich täglich verengert und verhindert, daß die Heerde, vielleicht mißtrauisch geworden, sich einen andern Weide- und Wasserplatz wähle. Einige der gewiegtesten und erfahrensten unter den Jägern verbergen sich in der Nähe des Wassers und des Corral, um die Heerde Abends zu bespioniren und genau

Digitized by Google

die Stunde der Tränke und die Richtung auszukundschaften, aus der die Mustangs kommen. Endlich wird der Tag bestimmt, wo die Jäger sich vereinigen, frische Pferde besteigen, den Lasso in Bereitschaft sich Abends am Corral und in seiner Nähe verbergen, um den Kampf zu wagen, der über das Schicksal der schönen, schnellen Kinder der Wildniß entscheiden soll. Unbeweglich und schweigend harren sie in ihren Verstecken der Ankunft der Pferdeheerde. Eine halbe Stunde vergeht, und nur der schrille Schreih eines Reihers oder das dumpfe Brüllen der Rohrdommel unterbricht das Schweigen. Die Atmosphäre ist trübe und nebelig; ein fernes dumpfes Geräusch wird hörbar; es wächst, nähert sich; jetzt unterscheidet das geübte Ohr schon das Stampfen des Galopps; noch einige Minuten und eine Heerde von 300 prächtigen Pferden von untadelhaftem Wuchse, glänzend, voll Freude und Jugendfeuer, bietet sich den Blicken des Jägers dar. Es ist ein herrliches Schauspiel, diese stolzen, ungebändigten, leichtfüßigen Söhne der Freiheit zu beobachten, wie sie mit feurig glänzenden Augen, reicher fliegender Mähne und hochgehobenem Schweife jedes Hinderniß, das ihnen in den Weg kommt, prachtvoll überspringen. Jetzt stürzen sie sich ins Wasser, wälzen sich darin, dann kommen sie wieder heraus, betrachten sich in der Fluth und machen tausend lustige Capriolen und Sätze. Aber die Stunde hat geschlagen. Alle Jäger stoßen ein lautgellendes Geschrei aus und schließen ihren Zirkel. Die Mustangs, erschreckt und in Wuth gerathen, versuchen sich einen Ausweg zu öffnen; aber überall treffen sie Menschen und Hindernisse, nur nicht in der Richtung des Corral; alle drängen sich dahin, von allen Seiten stürzen sie hinein, zugleich schlagen aber auch die ungeheuren Thore hinter ihnen zu. So wie die Pferde merken, daß sie in eine Falle gerathen und gleichsam im Vorgefühl des knechtischen Joches, das ihnen der Mensch aufzulegen gedenkt, bemächtigt sich ihrer eine Wuth und Angst, die keine Gränzen kennt. Die Augen funkeln, das Maul ist weiß von Schaum, voll Wuth beißen sie in die Pallisaden des Corral und versuchen mit ihrer kraftvollen Brust oder den Schlägen der Hinterfüße die Umzäumung zu brechen, die sie hindert, in die Freiheit zurückzujagen; furchtbar scharren sie die Erde, Dampf steigt aus ihren schweißbedeckten Flanken und strömt aus den aufgeblasenen Nüstern, manche richten sich zu Grunde und sterben. Bisweilen passirt es aber auch, daß alle auf einmal, als ob sie von den Furien geritten wären, auf eine Stelle des Corral losstürzen, sich gegen die Pallisaden drängen, sie durchbrechen und wie ein wildes Wasser hinausstürzen; dann kann weder das Geschrei noch die Anstrengung und die Lassos von tausend Jägern sie mehr zurückhalten: was ihnen in den Weg kommt, wird unter den Hufen zermalmt, der Wald in seinem größten Dickicht durchbrochen; ein furchtbares Krachen, als ob der ganze Wald zerstampft würde oder als ob ein Berg auf den andern fiele, erfüllt die Luft; eine ungeheure Sand- und Staubwolke verbirgt noch kurze Zeit die Flucht der Pferde, aber in wenigen Minuten zeigt tiefes Schweigen, daß sie bereits Meilen zwischen sich und ihre Verfolger gebracht. Tritt solch ein Unglücksfall ein, so sind alle Anstrengungen und Entbehrungen der Jäger vergebens gewesen und viele von ihnen liegen mehr oder weniger verwundet am Boden.

Hat dagegen der festgebaute Corral den mächtigen Anprall ausgehalten, so läßt man die Pferde sich sechs Tage ohne Speise und Trank abmatten und führt sie dann, schwach und erschöpft, durch zahme Stuten in die Ranchos, wo sie bald durch die Gewalt des mexikanischen Gebisses, die Wucht der Peitsche und die Schärfe der ungeheuren Sporen die Herrschaft des Menschen erkennen und sich vor ihm beugen.

Des Glückes Heimath.

Des Glückes Heimath ruht bei Dir! —
Dein Augen-Licht, die Wangen, —
Die edle Stirn, — Dein ganzes Sein, —
Hat mich mit Gluth umfangen.

Des Glückes Heimath ruht bei Dir! —
Bei Dir in Deinem Herzen,
Ein Blick von Dir, — wie leicht! — wie gern!
Kann ich die Welt verschmerzen!

Des Glückes Heimath ruht bei Dir! —
Bei Dir ruht all' mein Lieben,
In meine Seele hat Dich Gott
Mit Flammenschrift geschrieben.

Des Glückes Heimath ruht bei Dir! —
Bei Deinem Namen beben
Die Pulse, — ja und wär' ich todt
Ich würde neu aufleben! —

Friedrich Friedreich.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Bayr. Ztg." schreibt man aus Oberbayern vom 7. Juni: „Offene Stelle." Ankündigungen von offenen Stellen von zwei oder drei Kommissionshäusern in Berlin kommen in bayerischen Blättern immer mehr an die Tagesordnung. Darin wird für irgend eine Aufseherstelle mit einem Jahresgehalt von 500 bis zu 2000 Thlrn. ein solider Mann gesucht unter dem unverfänglich scheinenden Besatze, daß Fachkenntnisse nicht bedingt seien. Wenn ich Ihnen einen Fall erzähle, wie verfänglich solche Offerte sind, so möge dieß

Digitized by Google

zur Vorsicht und Warnung dienen, ohne daß damit irgend einem soliden Kommissionshause in Berlin zu nahe getreten werden soll. Unlängst war die Stelle eines Aufsehers bei einem großen Torfstich in vorerwähnter Weise ausgeschrieben: Jahresgehalt 6—700 Thaler, freie Wohnung, Fachkenntniß nicht bedingt. Ein Skribent, der bisher vergeblich sich bemüht hatte, in seinem bayerischen Vaterlande eine gesicherte Stelle zu erhalten, zudem ausgedienter Unteroffizier, seines soliden, redlichen Charakters sich bewußt, konnte diesem reizenden Offerte nicht widerstehen und wandte sich an das Haus in Berlin um die nähere Auskunft. Dieses ließ auch nicht lange mit Antwort warten: „Unterfertigtem gewährt es ein großes Vergnügen, Ihnen mittheilen zu können, daß die ausgeschriebene Stelle noch offen ist, die Dienstesbedingnisse werden Sie in einem von uns morgen abgehenden Schreiben erhalten, wofür wir die Prokura mit 3 Thlr. der Kürze halber durch Postnachnahme zu erheben so frei sind." Am andern Tage trifft richtig das mit 3 Thlr. Nachnahme beschwerte Schreiben ein. Soll unser Skribent den Brief zurückweisen? Das hieße dem sich selbst anbietenden Glücke in's Gesicht schlagen. Also zahlt er die Auslage, erbricht das Schreiben und findet hier den Ort und den Besitzer des Torfstiches näher benannt, — daß erste Bedingniß seiner Aufnahme die Forderung einer Kautionsleistung, aber wohlweislich ohne Angabe der Größe derselben. Dieser Bewerber hat 500 fl. Einstandskapital; mit zagendem Herzen bietet er dieses sein Vermögen als Kaution an. Nun muß er 14 Tage in Bangigkeit warten, bis in einem unfrankirten Briefe ihm eröffnet wird, eine Kaution unter 1000 Thalern könne nicht angenommen werden, die Stelle habe also leider an einen andern Bewerber vergeben werden müssen.

Am 10. Juni hat nach Berichten aus Bern eine Gesellschaft von 12 Herren eine nähere Erforschung der „Grotte des Fées", der bekannten großartigen Höhle in dem Wallisthale von Vallorbes vorgenommen. Mit Petroleumlampen ausgerüstet, drang man circa 1000 Fuß weiter vor, als die Besucher der Höhle gewöhnlich zu thun pflegten. Die Höhle blieb, fortwährend dieselbe Richtung von Norden nach Süden beibehaltend, gleich hoch, breit und regelmäßig. Auf dem Boden fand man verfaultes und verkohltes Holz in Form von Feuerbränden, was für das Vorhandensein einer Oeffnung von der Decke oder für einen schon in früheren Jahrhunderten gemachten Versuch, in der Höhle weiter vorzudringen, spricht. Daß ein solcher in diesem Jahrhundert stattgefunden, wird nirgends gemeldet. Jedenfalls wäre man vergangenen Freitag noch weiter vorgedrungen; die Expedition hatte aber bereits vier Stunden gedauert, und man befürchtete, ein längeres Ausbleiben werde die Zurückgebliebenen beängstigen. Man kehrte daher zurück, um am 23. d. das Unternehmen von Neuem zu beginnen. Aller Vermuthung nach endigt die Höhle in einer Kluft der „Dent du Midi". Einmal drohten die Lampen zu verlöschen, bald aber hatten sie sich erholt, um dann wieder mit gewöhnlicher Helle zu leuchten.

Die Medaille, mit welcher die tapferen preußisch-österreichischen Truppen, als Befreier Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche, nach glücklich beendigtem Feldzuge geschmückt werden sollen, beschreibt die „Essener Zeitung" in folgender Weise: Auf der einen Seite trägt sie die Brustbilder der Heerführer: Feldmarschallslieutenant v. Gablenz, General-Feldmarschall Grafen v. Wrangel und des Prinzen Friedrich Karl von Preußen mit diesen Namen in einer Reihe. Ueber ihren Häuptern steht in gothischen Schriftzügen: „Drei Helden! Im Kampfe für gerechte Sache Errettet deutsche Ehre, Sitte und Sprache," umschlungen von Lorbeerzweigen. Auf der Rückseite in der Runde der Medaille: „Zum Andenken an die Befreiung Schleswig-Holsteins durch Preußen und Oesterreich 1864." Ueber dem schleswig-holsteinischen Wappen: „Up Ewig Ungedeelt;" zu beiden Seiten des Wappens die Jahreszahl 1460; unter dem Wappen:

„Für alle Zeiten
Bleiben verbunden immerdar
Nesselblatt und Löwenpaar."

Vor mehreren Tagen wurde der siebzehnjährige Sohn eines Kaufmanns in Leipzig, wie die dortigen „Nachrichten" mittheilen, von einem Insekt in die Lippe gestochen. Der betreffende Gesichtstheil schwoll davon in einer Weise an, daß ärztliche Hülfe angenommen werden mußte. Der Zustand des blühenden jungen Menschen verschlimmerte sich jedoch stündlich und endete mit dessen Tode. Es war eine Blutvergiftung durch den Insektenstich eingetreten, wie solche schon so häufig vorgekommen sind, wenn eine Fliege oder dergleichen von dem Körper eines milzbrandigen Viehes unmittelbar auf den eines Menschen sich setzt."

Geschichtskalender. 24. Juni 1796. Rhein-Uebergang der Franzosen bei Straßburg unter General Moreau.

— 1807. Erstürmung des verschanzten Lagers vor Glatz durch die Bayern (E. Deroy, Siebein, Ströhl, F. Deroy, Bieregg, Floret, Braun, S. Gumppenberg, M. Schlaegel, Zandt, Schönfeld ꝛc.) — Der Erfolg dieser Waffenthat ist die Uebergabe der Festung Glatz am 26. Juni.

— 1855. König Maximilian II. von Bayern erweitert den, vom König Ludwig I. zum Verdienst-Orden umgewandelten königl. Haus-Orden vom heil. Michael.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 151 Samstag, 25. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Armida war niemals schön gewesen; aber sie besaß ein Aeußeres, von welchem das Wort hübsch das passendste ist. Sie war gut gewachsen und verstand die Kunst durch alle Hülfsmittel der Koketterie, ihr Aeußeres so vortheilhaft wie möglich zu machen.

Nachdem sie ihr Bild im Spiegel eine Weile studirt hatte, fuhr sie in Gedanken fort:

„Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß diese schmächtige und abscheuliche Elvira eines Tages schöner werden würde als ich, und daß sie verheirathet sein würde, ehe ich nur einen Freier gehabt hätte, und noch dazu mit einem Manne, so wie sie ihn bekommen hat! Diese Vorzüge soll sie mir bezahlen! Ist sie schöner als ich, so hat sie doch nicht meinen Kopf. und es wäre sehr ärgerlich, wenn ich mit diesem nicht etwas ausrichtete. Um mir selbst nützlich sein zu können, muß ich zu allererst ausspioniren, in welchem Verhältnisse dieser Sidney zu Elvira steht. Die Entdeckung eines Geheimnisses oder einer Intrigue kann mich zu Glück führen, wenn ich nur vorsichtiger handle, als ich mit der Martha that; doch da kamen andere Gefühle mit in's Spiel. Die Eifersucht ist eine schlechte Rathgeberin."

Armida fuhr mit der Hand über die Stirn und murmelte:

„Ich hasse Alle, die er geliebt hat, und er hat einmal Elvira geliebt! Hinweg mit allen Gedanken an ihn: Ich will nun in die Bibliothek gehen, um mir ein Buch zu holen. Vielleicht kann ich unterwegs das eine oder das andere aufklärende Wort erlauschen. Elvira und der Engländer sind wohl im Kabinette, und wenn ich auch der englischen Sprache nicht sehr kundig bin, so verstehe ich doch so viel, daß ich schließen kann, was gesagt wird."

Armida ging in die Bibliothek; doch zu ihrer großen Betrübniß waren Elvira und Sidney nicht im Kabinette sondern im Arbeitszimmer.

XVIII.

Wir, die wir uns unsichtbar machen können, bedienen uns dieses Vorzuges, schleichen uns in das kleine Besuchzimmer und nehmen Platz an der Thür des Arbeitszimmers. Die Thürgardinen sind zurückgeschoben, so daß wir ungehindert hineinblicken können.

In einer kleinen Causeuse treffen wir Elvira und Sidney sitzend. Erstere redet. Ihre Stimme klingt klar. Sie sagt:

„Jetzt, nachdem ich Ihnen mitgetheilt habe, welche Gefühle mich bestimmten, dem Lord Casterton meine Hand zu reichen, werden Sie die Ursache verstehen, weßhalb ich ihn von der Last befreite, sein Leben an meiner Seite hinschleppen zu müssen. Da ich, nachdem ich ihn und sein Gespräch belauscht hatte, den Beschluß faßte, ihm so viel wie möglich von seiner Freiheit wieder zu schenken, hegte ich gleichwohl die Hoffnung, er würde nicht auf den Vorschlag eingehen.

Ja, Sir! hätte er da nur den entferntesten Wunsch geäußert, ich möchte bei ihm bleiben, so hätte ich England nicht verlassen. Nun aber willigte er sogleich ein, und als die Trauerbotschaft von dem Tode meines Vaters kam, ließ er mich reisen, ohne mir einmal seine Begleitung anzutragen. Gleichwohl sah er, wie erschüttert ich war, und daß ich das größte Bedürfniß der Theilnahme und Zärtlichkeit hatte. Dergleichen aber hegte er nicht für mich, sondern er ließ mich reisen. Sie sagen, ich hätte unrecht gehandelt, da ich das Glück meines Mannes meinem Stolze opferte. O, Sir! sagen Sie mir nicht, daß ich zu Casterton's Glück hätte beitragen können, oder daß ich Pflichten habe gegen einen Mann, der in mir nur ein Mittel sieht, durch welches er zu Vermögen gekommen ist. Hätte er als ein Mann von Ehre gehandelt, so hätte er mir gesagt: ich brauche eine Frau, um in den Besitz von Vermögen zu gelangen; wollen Sie das Mittel dazu werden? da hätte er mir die Freiheit gegeben über mein Schicksal bestimmen zu können; doch jetzt . . . jetzt . . ."

„Jetzt macht Ihre Eigenliebe Sie unversöhnlich. Auch haben Sie sich auf eine sehr fühlbare Weise gerächt."

„Nein, Sir! ich habe mich nicht gerächt; denn da hätte ich voraussetzen müssen, daß es mir möglich wäre, ihm einen Schmerz zu verursachen; das ist jedoch nicht der Fall gewesen. Ich habe nur in Uebereinstimmung mit den Lehren gehandelt, welche Sie und die Marquise mir beigebracht haben. Sie haben gesagt: „Nicht an unser eigenes Glück, sondern an das des Gatten müssen

Digitized by Google

wir denken." Ich habe nur an das seinige gedacht. Und die Marquise äußerte: „Merkt eine Frau, daß der Mann sie nicht liebt, so muß sie wie möglich sich ihm nicht zu einer Last machen." Ich habe für den Lord Casterton keine Last sein wollen. Eine Gattin, die nicht geliebt ist, wird natürlich eine Plage für den Mann."

„Aber es ist möglich, daß er sie künftig liebt, wenn sie an seiner Seite bleibt," bemerkte Sidney.

„Sie irren sich! Er hat selbst gesagt, daß er mich niemals lieben wird. Er hat das zu Ihnen gesagt. Wenn ich im vorigen Jahre noch fortwährend einige Illusionen und Hoffnungen hegte, wir könnten vielleicht während des Monats, den wir bei einander verlebten, auf einen freundlicheren Fuß kommen, so reichte dieser Monat auf Hartoncourt hin, um mich zu überzeugen, daß der Tag eher Nacht und die Nacht Tag werden, als daß Edwin Casterton's Herz mir zugehören kann."

„Und dennoch schrieb gerade während Ihres Aufenthaltes auf Hartoncourt Edwin an mich über Sie, und man konnte es damals aus seinen Briefen abnehmen, daß er sich mit Ihnen viel in seinen Gedanken beschäftigte."

(Fortsetzung folgt.)

Peter des Großen Diner zu Spaa.

Zu der Zeit, als Rußlands Wiederschöpfer sich des Brunnens zu Spaa bediente, hielt sich auch der Staatsrath und Kanonikus von Lüttich, Hr. de Launaye, daselbst auf. Er kam mit dem Czaar öfters zusammen, und charakterisirt dessen dortige Lebensweise in einem Brief vom 27. Juli 1717 an den kölnischen Minister, Hrn. v. Passerat, wie folgt in einer Weise, die, wenn sie nicht zur Sittenkunde diente, kaum heute noch veröffentlicht werden könnte:

Am Freitag kam ich nach Spaa. Der Czaar war gerade in einem Zelte. Ich nahm mir die Freiheit, ihm ein Becken voll Kirschen und Feigen aus meinem Garten zu präsentiren. Das war ihm sehr angenehm. Er machte sich sogleich darüber her, und uneingedenk vermuthlich, daß er am Morgen seine 21 Gläser Wasser zu sich genommen, verzehrte er, ehe man sich's versah, ganze 12 Feigen und ungefähr 6 Pfund Kirschen. Den Tag darauf erzeigte er mir die Ehre, mich zur Tafel zu bitten. Es wäre nicht halb recht, wenn ich Ihnen von dieser merkwürdigen Mahlzeit keine Beschreibung geben wollte, von der man mir sagte, daß Seine Majestät gewöhnlich so dinire.

Die Tafel war eigentlich nur zu acht Couverts, aber man hatte das Geheimniß verstanden, zwölf Personen daran zu placiren. Der Czaar saß oben an, in der Nachtmütze und ohne Halsbinde; wir übrigen saßen längs um den Tisch her, aber wohl einen guten Fuß davon ab. Zwei Soldaten von der Garnison trugen jeder eine große Schüssel auf, in welcher platterdings gar nichts war, außer, daß am Rande irdene Näpfchen voll Bouillon standen, in deren jedem ein Stück Fleisch lag. Jeder nahm seinen Napf, und stellte ihn vor seinen Teller hin. Dadurch entstand aber, die Entfernung vom Tische selbst dazu genommen, eine solche Weitläufigkeit und Unbeholfenheit, daß man, um einen Löffel voll Suppe heraus zu holen, den Arm so weit ausrecken mußte, als wenn man rappiren sollte. Hatte man seinen Bouillon auf, und verlangte noch mehr, so sprach man ohne Umstände dem Napf des Nachbarn zu, wie Se. Majestät, selbst, die mit dem Löffel in den Napf ihres Kanzlers fuhren. Der Galeeren-Admiral schien gar keinen Appetit zu haben, denn er amüsirte sich damit, an den Nägeln zu kauen. Nun kam ein Kerl, der 6 Bouteillen Wein auf die Tafel — nicht stellte, sondern gleich einer Hand voll Würfel hinkollerte. Der Czaar nahm eine davon, und schenkte jedem Gast ein Glas davon ein.

Mein Platz war neben dem Kanzler. Als dieser gewahr wurde, daß ich das Fleisch ohne Salz aß (denn leider stand nur ein einziges Salzfäßchen auf dem Tische und zwar ganz am Ende neben dem Czaar), so sagte er zu mir sehr artig: „Wenn Sie Salz haben wollen, mein wertheſter Herr, so langen sie nur ohne Umstände zu!" — Um mich nicht gimpelmäßig zu benehmen, streckte ich meinen Arm geraden Weges nach dem Platze des Czaar hin, und versorgte mich auf diese Art mit Salz für die ganze Mahlzeit über.

Auf dem Tische sah es schön aus! Fast aus allen Näpfen war Brühe auf das Tischtuch verschüttet; so auch der Wein, weil die Bouteillen nicht ordentlich zugepfropft wurden. Als man von der Tafel aufstand, war das Tischtuch über und über mit Fett und Wein getränkt.

Nun kam das zweite Essen. Einem Soldaten, der eben zufällig von der Küche vorbei gegangen war, hatte man eine Schüssel aufgepackt, und da er darüber nicht Zeit gehabt, seinen Hut abzunehmen, so schüttelte er beim Eintreten mit dem Kopf, damit er von selbem noch herunter fiele. Aber der Czaar gab ihm ein Zeichen, er möge nur kommen, wie er wäre. Dieß zweite Gericht bestand aus zwei Kälberkeulen und vier jungen Hühnern. Se. Majestät nahm das größte davon mit der bloßen Hand aus der Schüssel, rieb es sich prüfend unter die Nase, und, nachdem er mir durch einen Wink zu verstehen gegeben, daß er es köstlich finde, war er so gnädig, es mir auf meinen Teller zu werfen.

Das Desert bestand aus einem Teller mit Bisquit aus Spaa, nach welchem man sich endlich von der Tafel erhob. Der Czaar ging an ein Fenster. Hier fand er ein Paar Lichtscheeren, mit denen er, so voll

Digitized by Google

Talg und angerostet sie auch waren, sich die Nägel putzte.

Ich mußte mir alle mögliche Gewalt anthun, und die traurigsten Ideen in mir hervorrufen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Glücklicherweise war die Zeit da, mein Brevier zu lesen, und so kam ich mit guter Manier davon.

Weiße Rosen.

Weiße Rose! herrlich prangend
In der Unschuld Kleid und Zier,
Machtest oft mein Herz verlangend,
Stand ich sinnend neben Dir;
Doch ich wagte nicht zu knicken
Deinen hoffnungsgrünen Schaft,
Nimmermehr mich zu erquicken
An der Blüthenkrone Saft.

Weiße Rose gab im Spiele
Mir die minnigliche Maid.
Ward sie wohl als der Gefühle
Treues Sinnbild mir geweiht?
Also frag' ich, und die Frage
Tönt im Innern fort und fort,
Macht mich träumend stets am Tage,
Wachend an der Ruhe Ort.

Weiße Rose! unvergeßlich
Wird mir Deine Sprache sein;
Freude, hoch und unermeßlich
Zieht bei Dir ins Herz mir ein.
Und dann denk' ich ihrer immer,
Die Dir gleicht an Schmuck und Zier,
Kann vergessen sie dann nimmer,
Weiße Rosen gab sie mir.

Eugen v. Rüdiger.

Kunst und Literatur.

Gartenfreunde und Botaniker machen wir auf ein in der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck erschienenes Büchlein von Professor Dr. A. Kerner „Die Kultur der Alpenpflanzen" betitelt, aufmerksam.

Der Verfasser, dessen jüngstes Werk: „Das Pflanzenleben der Donauländer" als epochemachend allseitig begrüßt worden ist, — hat mit außerordentlichem Erfolg die Alpinen-Kultur im botanischen Garten der k. k. Universität zu Innsbruck begründet. In diesem Büchlein gibt Professor Kerner eine ausführliche, mit Holzschnitten erläuterte Beschreibung des Kultur-Verfahrens mit sorgfältiger Rücksichtnahme auf die Bodenverschiedenheit, und die Lebensbedingungen der Alpenpflanzen in der Alpinen-Region, und in niederen Gegenden.

Eine eingehende Kritik in der österreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst bezeichnet das Buch als ein kurzgefaßtes Lehrbuch der allgemeinen Physiologie der Alpenpflanzen, aus dem der Laie ebenso gut, wie der Sachverständige die Lebensbedingungen derselben kennen und einsehen lernt, wie es möglich sei die große Mehrzahl derselben in der Niederung der Art zu kultiviren, daß sie dem Freunde der Alpenflora einen leicht erworbenen Genuß, dem Forscher ein kostbares Mittel zur beständigen Beobachtung und zu Versuchen bietet.

Von demselben Verfasser steht, wie wir hören, ein mit Illustrationen geschmücktes „Pflanzenleben der Alpenwelt" als Gegenstand zu Tschudi's Thierleben der Alpenwelt in Aussicht.

Mannigfaltigkeiten.

Am 4. Juni wurde in Turin das eherne Standbild des piemontesischen Nationalhelden Pietro Micca enthüllt. Folgendes ist in Kürze die Geschichte desselben: Als während der Belagerung Turin's durch die Franzosen unter dem Herzog La Feuillade und dem General Marsin im Jahre 1706 Prinz Eugenius zum Entsatz der hochbedrängten Stadt heranrückte, boten die Franzosen ihr Möglichstes auf, vor dessen Eintreffen Herr der Stadt zu werden. Als am 27. August ein Generalsturm von den Belagerten mit Energie zurückgeschlagen worden war, versuchten in der Nacht vom 30. die Franzosen, sich der Zitadelle mit List zu bemächtigen. Es stiegen zu diesem Zweck nächtlicher Weise 100 Grenadiere unbemerkt in den Graben und kamen bis zu der Thüre einer Courtine, die sie sich zu zertrümmern anschickten. In dieser Courtine war für den Fall eines wiederholten Sturmes eine Mine angebracht worden, allein dieselbe war noch nicht mit dem nöthigen Zündfaden versehen, um gefahrlos entzündet werden zu können. In dem Minengang befand sich der Pionier Pietro Micca und ein Offizier, welche das Arbeiten der Franzosen im Graben gewahr wurden. Beide sahen ein, daß Stadt und Festung verloren waren, sobald es den Franzosen gelang, die Thüren zu bewältigen. Der Moment war furchtbar; schon war die erste eiserne Thür gewichen und die zweite in Angriff genommen. Da erklärte Micca dem Offizier, daß er sich für sein Land und seinen Herzog opfern wolle, und hieß ihn sich entfernen, nachdem er ihn noch gebeten hatte, dem Gouverneur seine Frau und seine Kinder zu empfehlen, die nun ihren Ernährer

Digitized by Google

verloren. Kaum war der Offizier in Sicherheit als Pietro Micca die Mine mit der Lunte in Brand steckte und sich und mehrere 100 Franzosen, welche bereits auf der Höhe der Courtine Posto gefaßt hatten, unter den Trümmern derselben begrub. Der ganze Dank des Herzogs, dem dadurch Stadt, Land und Krone gerettet wurden, bestand in der Anordnung, daß der Familie des Micca, so lange eine solche existire, täglich zwei Rationen Kommißbrod gratis verabfolgt werden sollten. Nach 158 Jahren widerfährt nun dem piemontesischen Winkelried sein Recht und sein Denkmal steht nun vor dem Eingang in die Zitadelle, dem Schauplatz seines Opfertodes.

Die französische Expedition, welche im Oktober 1863 unter de Saulcy's Leitung nach Palästina ging, um im Auftrage der Regierung an verschiedenen Punkten des Landes archäologische und topographische Untersuchungen auszuführen, ist mit reicher Beute zurückgekommen. Mitglieder waren außer dem genannten Chef der Archäolog und Künstler Salzmann, der Architekt Mauß, der Stabskapitän Gélis, dem die topographischen Aufnahmen zufielen, der Abbé Michon, speziell mit dem Studium der christlichen Monumente beauftragt, und Dr. Gaillardot. Ueber Jaffa erreichte die Expedition am 29. Oktober Jerusalem, sie besuchte darauf Hebron und Herodium, ging bei Jericho über den Jordan und gelangte über Arak-el-Emir, dessen Alterthümer drei Tage gewidmet wurden, auf die Hochebene des Ammoniter-Landes. Hier wurden abermals drei Tage auf die zahlreichen, wohl erhaltenen Baudenkmäler von Ammân, dem alten Rabbath-Ammon und Philadelphia, verwendet, ehe die Reisenden nach Hesbon, der alten Hauptstadt des Königs Och, sich wendeten und beim Berg Nebo vorbei das todte Meer erreichten. Nach Jerusalem zurückgekehrt, besuchten sie auf's Neue Herodium, waren aber darauf fast einen Monat lang mit Nivellements und Detail-Vermessung in Jerusalem selbst beschäftigt und traten endlich die Rückreise über Beyrut an. Eine reiche Sammlung von Photographien, architektonischen Zeichnungen, Inschriften, Alterthümern, darunter ein Sarkophag aus dem Grab der Könige in Jerusalem, eine Karte des Ammoniter-Landes, zahlreiche Itinerarien, Pläne von Arak-el-Emir, Hesbon, Ammân, Herodium, endlich ein Plan von Jerusalem mit Isohypsen von Meter zu Meter sind zurückgebracht worden, und wir dürfen daher neuen Beiträgen zur Geographie des heiligen Landes entgegensehen.

Ein Kellner der Phönixhalle in Königsberg nahm am 2. ds. Mts., um sich dieser Welt zu entziehen, Strychnin und kam nach Wunsch dem Tode nahe. Geheimerath Professor Dr. Burow wurde hinzugerufen und behandelte in Assistenz seines Sohnes, des Dr. Burow, den im Verscheiden Begriffenen. Man gab ihm als Gegengift das sogenannte Pfeilgift, jenes Gift, womit die Wilden Amerika's ihre Pfeile vergiften. Durch Anwendung desselben wurde der Kranke ins Leben zurückgerufen. Es ist dieß unseres Wissens hier der erste Fall der Anwendung gedachten Gegengiftes.

Ein bekanntes Witzblatt meldet, im Großherzogthum Prügelburg-Schwernoth werde nur noch ein einziger deutscher Klassiker zugelassen, der — Klopstock.

Charade.

Für die Ersten streiten im Leben,
Wie für ein heilig geachtet Gut,
Rasend die Menschen im feindlichen Streben,
Kämpfend und ringend in blinder Wuth.
Doch wer mit ruhigem klaren Zweiten
Prüfend der Ersten ins Auge seh'n,
Dem wird nimmer sie Schmerz bereiten,
Vor dem wird sie in Nebel vergeh'n.
Wen das Ganze umfaßt mit Grauen,
Seh'n in den Fesseln der Ersten wir ihn;
Ihr gibt er sich hin mit vollem Vertrauen,
Muß ungestillt auch sein Hoffen verglüh'n;
Doch was die Gottheit zum Glück ihm entzogen,
Ist das Bewußtsein; die Erste beglückt
Oft den Bedauerten; was sie gelogen,
Hat ihn oft mehr als die Wahrheit entzückt.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 148:
Sterben. Erben.

Geschichtskalender. 25. Juni 1325. Friedrich der Schöne, durch seines Bruders des Herzogs Leopold von Oesterreich Weigerung außer Stand, die Bedingungen des Vertrags zu Traunnitz mit Ludwig dem Bayern zu erfüllen, kehrt, sein gegebenes Wort über Alles ehrend, wieder nach Bayern in die Gefangenschaft zurück. Ludwig der Bayer nimmt ihn nicht als Gefangenen, sondern als Freund auf und schließt mit ihm zu München einen neuen Vertrag ab, dessen Grundlage Freundschaft und beiderseitige Regierungsgemeinschaft im Kaiserreiche ist.

— 1802. Ende des zehnjährigen Revolutionskrieges, wodurch Frankreich an 2000 Quadratmeilen Land gewonnen hat.

26. Juni 1472. Herzog Ludwig der Reiche, von Bayern-Landshut, stiftet die Universität von Ingolstadt, welche später nach Landshut und dann nach München transferirt wird.

— 1794. Schlacht bei Fleurus, die Alliirten müssen den Franzosen das Schlachtfeld überlassen.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 152 Montag, 27. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Möglich!“ sagte Elvira. „Da aber geschah es nur so, wie der Gefangene sich mit dem Gefängnißgitter beschäftigt, das ihn von der Freiheit absperrt. Ich will Sie gar nicht um seine Briefe ersuchen, will nicht lesen, was er über mich schrieb, sondern nur erzählen, wie der Lord handelte. Sechs Wochen nach unserer Vereinigung waren wir getrennt, wie Sie wissen. Der Tod meines Vaters gab einen gültigen Anlaß zu meiner Reise nach Schweden her. Während der Zeit von zehn Monaten, welche von Oktober bis zum August des folgenden Jahres verfloß, erhielt ich zwei Briefe von der Hand meines Mannes. Der eine behandelte Affairen und enthielt eine Vollmacht für mich, an seiner Stelle in Allem, was die Hinterlassenschaft meines Vaters betraf, zu handeln; den zweiten Brief erhielt ich im Anfange des August und darin benachrichtigte er mich, er würde mir bis Kopenhagen entgegen kommen, so daß wir die Reise nach England zusammen machen und zu bestimmter Zeit bei der Marquise eintreffen könnten. Bei unserm Zusammentreffen nach einer Trennung von zehn Monaten zeigte er mir die eisigste Artigkeit. Nicht eine einzige Frage that er über irgend etwas, das mich betraf. Wie ich meine Betrübniß ertragen, wie ich diese Monate zugebracht hätte und dergleichen, das waren Dinge, die ihn gar nicht zu interessiren schienen; auch meinte er, er brauchte mit keinem einzigen Worte etwas über sich selbst zu berühren. Erst bei der Marquise erfuhr ich, daß er seine Zeit zwischen dem Ordnen der Stellung seiner Untergebenen und der Politik getheilt hatte. Daß er im Parlamente aufgetreten wäre und durch seine energischen Reden Popularität gewonnen hätte, erzählte mir die Marquise. Während unseres Aufenthaltes auf Hartoncourt sagte er und vermied sorgfältig jede Gelegenheit, mit mir allein zu sein. So oft wir uns in der Gesellschaft Anderer trafen, war er äußerst zuvorkommend; doch war in seinem ganzen Wesen kein Funke von dem zu bemerken, was wie Freundlichkeit oder Wohlwollen aussah. Als dieser Monat, der für mich eine Serie von endlosen Qualen bildete, endlich durchlebt war, begleitete er mich nach London, wo wir uns eine Woche aufhielten. Er wünschte mich in's Schauspiel zu führen und Lady Casterton einigen mit ihm verwandten Familien zu präsentiren. Am Tage unserer Trennung führte er die Mistreß Brow zu mir und sprach in ihrer Gegenwart den Wunsch aus, Lady Casterton, als allzu jung, um allein im Weltgetümmel stehen zu können, möchte die Mistreß Brow an ihrer Seite haben. Er legte einen besonderen Nachdruck auf die Worte „Lady Casterton“, und ich verstand ihn sehr wohl. Er wollte in meiner Nähe eine Person haben, die darüber wachte, daß ich seinen Namen nicht kompromittirte. Meine Antwort bestand darin, daß ich die Engländerin mit mir reisen ließ. Ich verlebte den Winter in Italien. Durch Briefe von der Marquise erfuhr ich, daß der Lord ein paar Monate im Auslande gewesen war, und daß er bei seiner Rückkehr eine schwedische Familie zu seiner Reisegesellschaft gehabt hätte. Von der Tochter wird er so interessirt gewesen sein, daß diese seine Neigung die Marquise etwas beunruhigte.“

„Kennen Sie den Namen der schwedischen Familie?“ fragte Sidney.

„Ja, die Marquise schrieb ihn.“

„Wohl! hat es Sie denn nicht beunruhigt, daß Sie wußten, er wäre so lebhaft interessirt von einem Frauenzimmer, daß er ihr eine offene Huldigung widmete? Ist es Ihnen nicht eingefallen, daß Sie davon die Ursache sind? Casterton würde es sich nie erlaubt haben, der Sklave einer unerlaubten Leidenschaft zu werden, wenn er seine Gattin an seiner Seite gehabt hätte!“

„Sir! ein Charakter, wie der seinige, bedarf der Abwechselung. Meine Anwesenheit würde in diesem Falle nichts haben wirken können. Er liebt mich nicht; es gibt also nichts, das ihn hindert, Andere zu lieben.“

„Sie beurtheilen Casterton unrichtig. Hätten Sie sich nicht von der Eigenliebe leiten lassen, sondern wären Sie statt dessen der Stimme Ihres Herzens gefolgt und hätten es zu ihrem Lebenszwecke gemacht, ihm Glück und häusliches Wohlbefinden zu bereiten, so würde Casterton aus Ehre und Pflichtgefühl gesucht haben, Ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Angenommen, er hätte anfänglich so gehan-

Digitized by Google

delt, weil er es für sein Schuldigkeit hielt, so wäre dennoch das Ende gewesen, daß sie in den uneingeschränkten Besitz seines Herzens gelangt wären. Also, Mylady, liegt der Fehler von Anfang an bei Ihnen! Sie hätten sich seine Liebe zuneigen können. Sie haben das nicht gethan, und also haben Sie hervorgerufen, was eingetroffen ist, nämlich, daß er sich einer eben so heftigen als unedlen Leidenschaft hingegeben hat. Gleichwohl kann noch jetzt Alles gut werden, wenn Sie sich nur von anderen Gefühlen leiten lassen wollen, als bis jetzt Ihre Handlungsweise diktirt haben. Sie werden Casterton wiedersehen und von Neuem mit ihm einen ganzen Monat auf Hartoncourt verleben. Begleiten Sie ihn in seine Heimath und entwickeln Sie dort alles Liebliche und Einnehmende, das in Ihrem Wesen liegt, so daß Sie ihn fesseln mit der Güte und Sanftmuth eines Weibes!"

„Was fordern Sie von mir!" rief Elvira heftig. „Ich sollte meine Zärtlichkeit einem Manne aufzwingen, der . . ."

„Der sonst bei Andern suchen wird, was er nicht bei seiner Gattin findet. Ja, Mylady, ja, ich sehe, daß Sie nicht nach dem Antriebe Ihres Stolzes handeln mögen, sondern nach demjenigen, was das Gefühl gebietet. Einzig und allein, um Sie darum zu bitten, habe ich Sie aufgesucht; bloß darum bin ich gekommen, um Ihnen zu sagen: „Lieben und Verzeihen ist der Beruf des Weibes!" Verläugnen Sie nicht diesen Beruf, und Sie werden in der Erfüllung desselben Ihr Glück finden!"

Sidney schwieg. Auch Elvira war lange still. Seine Mißbilligung that ihr weh, und seine Bitte verletzte sie.

Als Elvira fortwährend schwieg, sagte Sidney:

„Haben meine Worte Sie gekränkt? Nein, das ist nicht möglich! Sie haben sich nicht so verändern können, daß die Sprache der Wahrheit und der Freundschaft Ihnen mißfallen kann! Merken Sie, Mylady, derjenige, welcher mit Ihnen geredet hat, ist der beste Freund Ihres Gatten; und wenn ich allzu aufrichtig gewesen bin, so verzeihen Sie mir! Bedenken Sie nur, daß ich die Sache des abwesenden, des verkannten Freundes geführt habe!"

„Ja, seine, aber nicht meine Sache!" lispelte Elvira. „Ihre Freundschaft gegen ihn hat Sie parteiisch gemacht und die Freundschaft gegen mich in den Hintergrund gedrängt. O, Sir Sidney! Ich glaubte doch, daß ich bei Ihnen etwas gälte; aber ich sehe, daß dem nicht so ist. Mich liebt Niemand, Alle verlassen mich, Alle klagen mich an!"

Elvira senkte das Haupt und weinte.

Sidney ergriff schnell ihre Hände und drückte dieselben stark in den seinigen.

„Elvira, wissen Sie, was Sie jetzt sagen?" fragte er bewegt.

Elvira sah auf zu ihm, senkte aber sogleich den Blick. Sidney ließ ihre Hände los und erhob sich schnell.

„Die Ungerechtigkeit in Ihren Worten werden Sie gewiß selbst einsehen," sagte er mit einiger Anstrengung, „und es bedarf daher keiner Widerlegung von mir. Sie werden, davon bin ich überzeugt, Liebe und Zärtlichkeit geben, jetzt da Sie wissen, daß Sie nur dadurch das Glück gewinnen können, dessen Sie jetzt entbehren. Nun, da ich Ihnen Lebewohl sage, lassen Sie mich die Hoffnung mitnehmen, daß ich nicht vergebens geredet habe, sondern daß Sie dem Rathe des Freundes folgen wollen."

„Ich will versuchen!" stotterte Elvira in äußerster Aufregung.

„Dank!" — Sidney küßte ihre Hand. — „Und nun leben Sie wohl!" setzte er hinzu und wendete sich gegen die Thür, um zu gehen.

Auf der Schwelle stand eine hohe, hehre Gestalt.

„Casterton!" rief Sidney aus.

Elvira sprang auf; ein heftiges Zittern erschütterte sie.

Edwin näherte sich seiner Gattin.

„Um Verzeihung, Mylady, daß ich so unangemeldet zu Ihnen eintrete! Da man mir aber sagte, ich würde hier meinen besten Freund finden, so nahm ich keinen Anstand, ohne alle Zeremonie die Schwelle Ihres Heiligthums zu überschreiten. Ihre Einsamkeit hätte ich nicht zu stören gewagt."

Die Worte, der Ton, die Miene, Alles wirkte peinigend ein auf Elvira.

„Mylord!" sagte sie, „Sie werden doch wohl nicht der Anmeldung bedürfen, wenn Sie diejenige besuchen, welche Ihren Namen trägt? Ueberdieß stehe ich in großer Verbindlichkeit bei Ihnen, da Sie sich endlich entschlossen haben, diese Wohnung aufzusuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein obotritisches Geschichtchen.

(Zu Nutz' und Lehr' für Groß und Klein.)

O Land umschirmt vom Stierkopfschild,
Vandalia Schwerina.
Wie weht in dir die Luft so mild!
Man glaubt, man wär' in — China!

Wie schmückt dein Patriarchenthum
Ein Zopf von hundert Ellen!
Wie blüht des Vollbluts schönster Ruhm
In Schlössern dir und Ställen!

Die Rindvieh- und manch' and're Zucht
Gedeiht auf deinen Hügeln;
Dein Haselwuchs trägt süße Frucht
Und saftig Holz — zum Prügeln.

Digitized by Google

Sechs Viertel lang und halbspannbreit,
So pfeift's in heißem Tone;
Und wer es handhabt mit Geschick,
Der kriegt — die „wend'sche Krone".

Ein eig'ner Paragraph bestimmt,
Wie auf der hintern Schwellung
Den wohlgemess'nen Lohn man nimmt
In dankbar zücht'ger Stellung.

Der Junker fühlt sich inspirirt,
Der die Bedientenseelen
Mit weißen Handschuh'n kultivirt
Und gnädigsten Tagsbefehlen.

Er darf die Exekution
Höchst eigenhändig besorgen;
Der Bauer wünscht ihm dann zum Lohn —
„Unterthänigsten guten Morgen!"

Nur Einer, ein strammes Bäuerlein
In obotritischen Landen,
Hat zu des „Herren" Schad' und Pein
Das Ding nicht recht verstanden.

Er ließ von seinem Herren sich
In eine Scheune sperren
Und beugt' sich stumm und sittiglich
Dem Haselstock und dem Herren.

Auf einem Strohsack lobesan
Lag er und unterstand sich,
Nicht einen Laut zu thun, und nahm
Die gesalbten Fünfundzwanzig.

Da stand er auf mit ruhigem Blick
Und sprach zum gnädigen Herren:
„Slinh Se nu farrig? Nu, Herr kam ick!"
Da half kein Wehren und Sperren.

Das Bäuerlein thät' mit Seelenruh'
Den patriarchalischen Segen,
Sein Recht und — seinen Herrn dazu
Abrechnend überlegen.

Umsonst des Herren Toben und Schrei'n:
Er rang und wehrt' und wand sich:
Doch er erhielt vom Bäuerlein
Gepfefferte Fünfundzwanzig.

Ob er nach diesem „Ritterschlag"
Auch noch die „Accolade"
Empfing? — Wer ist, der's sagen mag?
Wir wissen's nicht — 's ist schade!

Moral.

Selbst in dem Obotriten spricht
Der eingeborne Kodex:
Hau' niemals keinen Bauern nicht;
Sonst gilt es deinen — Posterioribus!

Kladderadatsch.

Mannigfaltigkeiten.

[Der künftige Großtürk.] Man schreibt aus Konstantinopel: Der Thronfolger genießt, trotz der altherkömmlichen türkischen Sitte, vermöge welcher der Kronprinz von allem sozialen und politischen Verkehr streng ausgeschlossen hätte bleiben sollen, die volle Freiheit seiner Handlungen und lebt — was in den Annalen der osmanischen Dynastie bis heutigen Tages unerhört war — in dem Palaste des regierenden Sultans. Es war dieß ein Ausdruck der Freisinnigkeit, mit welchem Großherr Abdul-Aziz seine Regierung antrat und der seinerzeit belobende Anerkennung fand. Im Laufe der Zeit stellte sich aber eine gewisse heimliche Mißgunst bei dem Padischah gegen seinen Neffen und präsumtiven Nachfolger ein. Nun soll es sich ereignet haben, daß dieser für das jüngst erfolgte öffentliche Pferdewettrennen ein werthvolleres, edleres Roß bestimmt hatte, als sein kaiserlicher Onkel, und es wurde ihm ganz einfach verboten, sich an dem Wettrennen zu betheiligen. Der Prinz zog sich hierauf schmollend aus dem kaiserlichen Palais zu Dolma-Bachtschè in einen seiner Familienpaläste zurück. Mittlerweile kam das Fest des Kurban-Bairam, und Prinz Murad Effendi wurde bei der öffentlichen Parade in der Umgebung des Sultans vermißt. Der Sultan, ergrimmt über diesen Hochmuth, schickt seinen Leibarzt Marco Pascha zu seinem Neffen mit dem Auftrage, derselbe möge augenblicklich in das kaiserliche Palais zurückkehren. Allein der Leibarzt fand den achtzehn- bis neunzehnjährigen Prinzen in einem Zustande, der jede Präsentation vor dem Großherrn unmöglich machte. Murad Effendi war betrunken. Nichtsdestoweniger beharrte der Sultan auf der Vollziehung seines Befehles. Als ihm Murad Effendi vorgeführt wurde, soll sein kaiserlicher Onkel vor Zorn fast in Raserei gerathen sein, und machte ihm die von Verwünschungen begleitete Eröffnung, daß er ihm seine bisher geschenkte Gnade entziehe, und daß er, wie es sein Stand als Kronprinz erheischt, von aller Welt abgeschieden und bewacht, seine weiteren Tage zuzubringen haben werde. So wäre denn über die künftige Geistesrichtung des heranwachsenden ottomanischen Oberhauptes auf eine Weise entschieden, von der sich wenig Gutes für die spätere Zukunft erwarten läßt.

Am 9. Juni ist in Oberlienz in Tyrol der dortige 180 Fuß hohe Kirchthurm eingestürzt und liegt in Tausenden von Trümmern. Es war 7 Uhr Morgens, da vernahmen die Bewohner der nächstgelegenen Häuser ein Geräusch, als wenn scheu gewordene Pferde sammt Wagen über Stock und Block setzten, und als sie nach der vermeinten wilden Fahrt sehen wollten, fanden sie den Kirchthurm bis auf den Fuß in Trüm-

Digitized by Google

mern auf der Erde. Weiter entfernte hielten den aufsfliegenden Staub für den Rauch einer ausgebrochenen Feuersbrunst. Der ganze obere Theil des Friedhofes war mit Bruchstücken aller Art bedeckt, die Spitze des Kirchthurmes warf es über die Umfriedigung des Kirchhofes und über den Weg hinüber in die Gärten der Nachbarhäuser, die große 80 Zentner schwere Glocke war in zwei Theile gebrochen, von einer anderen die Krone abgerissen, jede aber mehr oder minder beschädigt. Auch die Kirche selbst erlitt arge Verletzungen, so daß die Paramente und die Altäre selbst allsogleich abgetragen und die Gewölbe, namentlich das vom Presbyterium, gestützt werden mußten. Die Ursache dieses seltenen Falles soll in der schlechten Bauart und in der schlechten Beschaffenheit des Baumateriales zu suchen sein. Wie durch ein Wunder aber ging kein Menschenleben zu Grunde; der Meßner hat zehn Minuten früher, nachdem er die Thurmuhr gerichtet hatte, die Stelle des Unheils verlassen, und konnte der Schauerscene des Sturzes als Augenzeuge zusehen.

Das Komite für ein Denkmal, welches dem Buchhändler Palm in Braunau errichtet werden soll, hat sich nunmehr für ein Standbild aus Erz mit Sockel von Granit ausgesprochen. Es lagen ihm vor der Hand zwei Entwürfe zur Auswahl vor; der eine von Direktor Kreling in Nürnberg, der andere von dem Bildhauer Knoll in München. König Ludwig welcher der im Juni 1863 ihm vorgestellten Deputation des Komite's die Erlaubniß gewährte, die Entwürfe seiner Beurtheilung unterbreiten zu dürfen, hat sich für den letzten Entwurf ausgesprochen. Die Ausführung und Vollendung des Denkmals wird übrigens noch immer geraume Zeit auf sich warten lassen, da die verfügbaren Mittel bis jetzt nicht über 5700 fl. reichen und der an der jedenfalls erforderlichen Summe von 7000 fl. bestehende Abgang von 1300 fl. in Ermangelung anderweitiger Zuflüsse nur langsam mittels der Interessen von jährlich 250 fl. ergänzt werden kann.

Die „Deutschen Blätter" der „Gartenlaube" befürworten dringend das Projekt des Submarineingenieurs Bauer, einen „Küstenbrander" zu erbauen, der ebenso auf dem Wasser wie unter dem Wasser kampftüchtig ist; auf dem Wasser mit Dampfkraft, unter dem Wasser mit komprimirter Luft fährt; auf dem Wasser mit Kanonen und unter demselben mit Petarden gegen den Feind geht; der durch beliebiges Versinken in die Tiefe sich selbst schützt, den Kampf mit dem größten Linienschiff aufnehmen kann und dazu kaum die Bemannung eines Kanonenbootes erfordert. Sie fordern die deutschen Flottenkomite's auf, ihren Zentralausschuß zur Verwendung der vorräthigen Flottengelder zum Bau eines Bauer'schen Küstenbranders zu bevollmächtigen.

An dem letzten Kampfe zwischen dem Korps des Generals Jussuf und den insurgirten Stämmen Algeriens, hat auch die Prinzessin Zulema, Nichte des Abd-el-Kader, in hervorragender Weise persönlich Theil genommen. Auf einem der gefährlichsten Punkte ward sie mit einem französischen Kommandanten kämpfend gesehen, bis sie, von Feinden umringt, nur der seltenen Schnelligkeit ihres Schlachtrosses, die eigene Rettung verdankte. Die Araber nennen sie den „Blitz" und verehren das schöne Weib wie etwas Ueberirdisches.

[Als radikales Mittel gegen die Hundswuth] empfiehlt der russische Arzt Dr. Kunen den innerlichen Gebrauch der Wurzel der Spiraea almaria. Dr. Kunen hat dieses Mittel 18 Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolge angewendet. Auch ein anderer russischer Arzt, Dr. Meldzsnewitsch, zählt sechs Fälle von Heilung der Hundswuth durch den Gebrauch des genannten Mittels auf. Letzterer Arzt behandelte auch toll gewordene Hunde mit demselben, indem er sie in getrennte Hütten einsperrte. Jene Hunde, welche die Spiraea bekommen, genasen, während die andern krepirten. Da man jetzt von allen Seiten her das Auftreten dieser furchtbaren Krankheit meldet, so muß ein so kräftiges Mittel dagegen mit um so größerer Freude begrüßt werden.

[Ein unerhörter Fall.] Bei der neulichen Konskription kam in Reguy, in Hochsavoyen, der unerhörte Fall vor, daß ein Vater mit fünf militärpflichtigen Söhnen zugleich sich einstellte; drei waren im Januar, zwei im Dezember desselben Jahres geboren! Fälle von außerordentlicher Fruchtbarkeit der Ehen sind übrigens in Savoyen nicht selten.

Ein merkwürdiger Gebrauch kommt jetzt in Wien auf: es werden nämlich auf den Grabsteinen die Bildnisse der Verstorbenen in Photographien unter Glasrahmen angebracht.

Geschichtskalender. 27. Juni 1376. Kaisers Karl IV. den bayerischen Herzogen Friedrich, Stephan II. und Johann, Söhnen Herzogs Stephan's von Bayern, zu Frankfurt a. M. ertheilter Lehenbrief.

— 1789. Vereinigung der drei Stände in Frankreich.

— 1800. Latour d'Auvergne, genannt der erste Grenadier, weil er jede Beförderung zurückwies, fällt in der Schlacht bei Neuburg in Bayern.

— 1813. Vertrag der Verbündeten mit Oesterreich zu Reichenbach in Schlesien. — Metternich's Note an Napoleon, worin das Pariser Bündniß zwischen beiden Mächten für aufgehoben erklärt wird.

Redakteur: Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 153 Dienstag, 28. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

Elvira reichte Edwin die Hand.

Edwin verbeugte sich ganz kalt, ohne dieselbe zu nehmen, und sagte, an Sidney gewendet:

„Es freut mich, Dich wieder zu sehen, mein Freund, obgleich ich, aufrichtig gesagt, am allerwenigsten erwartet hatte, hier mit Dir zusammenzutreffen. Doch hoffe ich, Du wirst Dich nicht wegscheuchen lassen, sondern trotz des Lebewohls, das ich Dich aussprechen hörte, hier bleiben."

Sidney's ruhiger Blick ruhte auf Casterton, als er sagte:

„Meinen Entschluß, heute Abend zu reisen, ändere ich wirklich, um mit Dir zu plaudern, nämlich wenn Mylady erlaubt, daß ich noch einige Stunden hier bleibe."

„Lady Casterton wird es gewiß mit Vergnügen sehen," fiel Casterton ein. „Ich bin überzeugt, daß mein Jugendfreund hier alle mögliche Gastfreiheit genossen hat; oder sollte ich mich vielleicht in Ihrer Güte verrechnet haben, Mylady?"

„Sie werden sich in mir nie verrechnen, am allerwenigsten wenn es sich darum handelt, gegen Sir Sidney Gastfreundschaft zu beweisen," sagte Elvira ungekünstelt.

„Ich danke Ihnen! Wollen Sie nun die Güte haben, meinen Arm zu nehmen, damit ich Sie zu der Marquise führen kann, welche wartet?"

„Die Marquise?" riefen Elvira und Sidney zugleich aus. „Sie hier?"

„Wäre es nicht geschehen, um meine Tante zu begleiten, so würde ich mich gewiß nicht erdreistet haben, Sie in dieser Freistätte aufzusuchen. Ich würde nicht so vermessen gewesen sein, Ihre Ruhe durch meine Anwesenheit zu stören; doch die Marquise bekam den Einfall, hierher zu reisen, und nicht genug damit: sie wollte auch prompt meine Gesellschaft haben. Ich konnte es nicht abschlagen, sie zu meiner Gemahlin zu begleiten."

Während Edwin redete, hatte Elvira seinen Arm genommen, und Beide traten aus dem Arbeitszimmer, begleitet von Sidney.

Jedes Wort, das Edwin sagte, verletzte Elvira.

XIX.

In dem großen Salon saß die Marquise ganz allein. Elvira machte sich sogleich los von dem Arme ihres Gemahls und eilte zu der alten Dame, deren Aeußeres etwas verändert war. Sie war abgefallen und hatte ein kränkliches Aussehen erhalten.

„Willkommen! willkommen!" rief Elvira mit unverstellter Freude und drückte ihre Hände an ihre Lippen.

Elvira liebte die Marquise wirklich, wagte es aber jetzt zu Erstenmale, ihrem Gefühle einen Ausdruck zu geben. Elvira's ganzes Aussehen hatte auch ein solches Gepräge der Aufrichtigkeit, daß die umwölkte Stirn der Marquise sich erhellte und sie die einnehmende Nichte freundlich anlächelte.

„Dank, mein Kind!" sagte sie und streichelte Elvira. „Mir wurde die Zeit lang, allein auf Hartoncourt zu sitzen; darum habe ich Dich aufgesucht. — O, Sir Sidney! Sie hier? Das war eine Ueberraschung! Hat auch Sie die Neugierde nach Schweden geführt?"

„Ja, Frau Marquise! Nachdem ich die Türkei und Griechenland durchstreift hatte, bin ich jetzt nach dem Norden gereist, um hier Land, Sitten und Volk zu studiren," erwiderte Sidney.

„Und Sie haben Ihre Studien hier begonnen?" Die Marquise äußerte dieses in einem scharfen Tone.

„Ich habe sie noch gar nicht begonnen," versicherte Sidney lächelnd, „weil ich es zuvor für eine eben so theure als heilige Pflicht erachtete, bei der Lady Casterton einen Besuch abzustatten."

„Ein entgegengesetztes Betragen wäre das Zeugniß eines gänzlichen Mangels an Ritterlichkeit gewesen," meinte Casterton.

Elvira that der Marquise einige Fragen über ihre Gesundheit und dergleichen, worauf diese erklärte, sie bedürfe der Ruhe. Sogleich ertheilte Elvira einige Befehle und begleitete dann die Marquise in diejenigen Zimmer, welche zur Disposition des vornehmen Gastes gestellt wurden. Elvira befahl auch, die Sachen des

Digitized by Google

Lord in die Zimmer an der andern Seite des Speisesaals, die für ihn in Ordnung standen, zu bringen.

Als die Marquise und Elvira sich entfernten, blieben Edwin und Sidney einige Sekunden stehen und betrachteten sich. Endlich brach der Erstere in Lachen aus und sagte in munterem Tone:

„Bei meiner Ehre, ich glaube, mein lieber Lembourn, Du hast mich in Verdacht der Eifersucht!

„Dieser Verdacht, Casterton, wäre unter den jetzigen Verhältnissen allzu ehrenvoll für Dein Herz, als daß ich ihn hegen könnte."

„Das war außerordentlich verwickelt! Sollte es mein Herz ehren, wenn ich eifersüchtig wäre? O, mein Freund! es würde nur beweisen, daß ich Deiner Ehre mißtraute und fürchtete, daß die meinige bedroht würde. Das Herz würde dabei gar keine Rolle spielen."

„In solchem Falle wäre es keine Eifersucht, sondern nur die Furcht, Deine Gattin könnte auf die Idee verfallen, Dir mit gleicher Münze zu lohnen, die Du ihr gibst. Eine solche Vorstellung wäre auch höchst natürlich, und wegen dieser kann ich Dich wirklich in Verdacht haben, keineswegs aber wegen der Eifersucht. Um eine solche hegen zu können, ist es nothwendig, daß man seine Frau liebt."

„Nun ja, es ist eine bekannte Sache, daß ich das nicht thue; doch die Furcht, daß Du einen Flecken auf meine Ehre setzen könntest, wäre eine Voraussetzung, daß Du nicht länger Sidney Lembourn wärest. Du hältst Deine eigene Ehre allzu heilig, als daß Du vergessen könntest, was Du Andern schuldig bist. Also fürchte ich nichts, mein Freund, finde aber unser Zusammentreffen lächerlich und jenes vertrauliche tête-à-tête zwischen Dir und Lady Casterton etwas unbedachtsam. — Mit Deiner Erlaubniß lassen wir den Gegenstand fallen! — Nun, was sagst Du dazu, daß ich hier bin?"

„Gar nichts, so lange ich nicht das Motiv kenne, das Dich hergeführt hat," erwiderte Sidney.

„Das Motiv führe ich ja leibhaftig mit; es ist — die Marquise."

„Du bist also einzig und allein hergekommen, um sie zu begleiten?"

„Gewiß! Ich wollte sie nicht in das wirklich zärtliche Verhältniß einweihen, das zwischen mir und meiner Frau stattfindet. Als daher die Marquise ganz plötzlich und ohne alle Umschweife mir den Vorschlag machte, wir wollen meine Frau hier in Schweden überraschen, so konnte ich es nicht ausschlagen, sie zu begleiten, und um den Schein beizubehalten, reiste ich mit."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ansbach-Würzburger Eisenbahn.

Das ganze zwischen Ansbach und Würzburg liegende Frankenland, vom Steigerwald bis zum Aisch- und Taubergrund, war in den letzten Tagen in freudiger Bewegung durch die auf der neuen Bahn (vom 18. bis 22.) angestellten Probefahrten, zu denen die Ober-Post- und Bahnämter Nürnberg und Würzburg weit über 1000 Einladungskarten ausgegeben hatten. Der am Sonntag den 19. Juni Mittags in Ansbach eingetroffene Zug von Nürnberg fand einen besonders zahlreichen Empfang von Seite der Bewohner der mittelfränkischen Kreishauptstadt, in deren Straßen ein reges, festliches Leben herrschte. Die Zierde der Stadt, der herrliche Schloßgarten mit seinen Denkmälern des Dichters Uz und jenes räthselhaften Findlings Kaspar Hauser, so wie der Schloßplatz mit Platen's Erzbild, wimmelten von Menschen, die überdieß von den Klängen der Musik angezogen wurden, welche vor dem Gasthause zum Stern spielte, wo ein großes Festmahl stattfand. Auf Drechsel's Keller zog es ebenfalls in Schaaren, aber die Gäste mußten zu rasch von der lieblichen Aussicht scheiden, die sich hier über Stadt und Land darbietet, denn die Stunde der Abfahrt nahte. Indeß füllte sich der Perron der Bahn mit einer großen Menschenmenge, und der Andrang zu der langen Reihe der Waggons wurde immer gewaltiger. Schon um 3 Uhr waren die meisten der Wägen von Vorsichtigen gefüllt, ein plötzlich hereinbrechender Gewitterregen trieb endlich auch die Zögernden, die sich vom Festmahl und dem geselligen Treiben schwerer zu trennen vermochten, an ihre Plätze, aber Viele wanderten noch, als längst die Stunde der Abfahrt geschlagen, ein Unterkommen suchend von Wagen zu Wagen. Erst gegen 6 Uhr brauste der lange Wagenzug, der auf das Eintreffen eines von Würzburg entgegenkommenden warten mußte, mit 2 Lokomotiven davon, vorüber an Lehrberg, einem rechts an der Bahn lang ausgedehnten Dorfe, bei dem sich die erste Bahnstation befindet. Eine vereinzelt stehende Thurmruine winkt von der Höhe herüber, aber wir erfreuen uns nicht lange des freien Blicks über die hübsche Landschaft, denn ein neuer Gewittersturm peitscht den strömenden Regen an die Wagenfenster und erlaubt uns nur, die nächstliegenden Gegenstände zu erkennen. Eine neue Art von Bedachung zeigen die Bahnwärterhäuschen, die mit Brettern, darüber frisches, hochgewachsenes Gras, bedeckt sind. Unseren Zweifeln über die Zweckmäßigkeit einer solchen die Fäulniß befördernden Bedachung wurde mit der Versicherung begegnet, daß dieselbe sich auf der Augsburg-Münchener Route sehr gut bewährt habe. Sämmtliche Stationsgebäude sind in geschmackvollem Style aufgeführt und zweckmäßig eingerichtet. Bald warf die Sonne wieder tröstend ihre Streiflichter auf die herrlichen Waldungen, zwischen

Digitized by Google

denen die Bahn sich hinzieht. Hinter Obdachstetten, der zweiten Station, hat die Bahn ein starkes Gefäll, und plötzlich öffnet sich dem Blicke ein herrlicher Waldgrund, hinter dem ein reizendes Thal in schönster Beleuchtung sich ausdehnt, in der Ferne von sanften Höhen begränzt, während im Vordergrund Markt Bürgel das schöne Landschaftsbild vervollständigt. Tiefe Durchschnitte verwehren von Zeit zu Zeit jede Aussicht, bis wir nach Burgbernheim kommen (dritte Station), dem alten Wildbad, in dem schon Kaiser Lothar und Karl IV. Heilung suchten. Von Letzterem, der an einer Leberkrankheit litt (wenn anders die Diagnose der dazumaligen Aerzte richtig war), ist uns aufbewahrt, daß er „das Quellein sehr wohl befund" und aus Dankbarkeit dem Orte Burgbernheim die Marktgerechtigkeit verlieh. Rechts öffnet sich die Aussicht in den Aischgrund, die Höhen des Steigerwalds werden sichtbar, und auf das in der Ferne sich zeigende Städtchen Windsheim fallen die Strahlen der durch die Gewitterwolken blitzenden Sonne. Bei der nächsten Station Steinach ist einer der tiefsten Durchschnitte der Bahn, die überhaupt auf der ganzen Strecke schwierige Terrainverhältnisse zu besiegen hatte und mehrmals in großen Kurven sich durch die Gegend windet. Von allen Seiten strömte das Landvolk an die Bahn, den Ausdruck staunender und freudiger Bewunderung auf dem Gesichte. Hinter Steinach führt die Bahn abwärts nach der Station Ermattshofen. Hier an der Wasserscheide der Altmühl und Rezart zeigt die Gegend nach allen Seiten die üppigste Fruchtbarkeit, Felder, Wiesen und Waldungen prangen im frischesten Grün, und das nahe, im schönen Taubergrund liegende alte Uffenheim, auf das wir von hohem Damme herabsehen, zeichnet sich durch treffliche Obstkultur aus. Bei Herrenbergtheim rückt der Steigerwald näher heran mit seinen Vorwarten, dem Hohenlandsberg, den die Ruine einer im Bauernkrieg zerstörten Burg ziert, und dem Frankenberg, von dem ein noch bewohnbares Schloß herüberblickt. Fortwährend auf hohem Damme läuft die Bahn an Bergtheim vorüber, nach dem gewerbs- und handelsthätigen Marktbreit, dessen Kirchthurmspitzen aus dem Thale heraufragen; jenseits des Mains, Marktbreit gegenüber, liegt der Ort Segnitz. Hier sehen wir die ersten größeren Weinberge, die uns von jetzt an fortwährend begleiten, wie der Main, der schon in ziemlicher Breite dahinzieht. An dem jenseits gelegenen Frickenhausen vorüber, nahen wir uns Ochsenfurt, dem alten interessanten Städtchen, mit seinen zerfallenen Mauern und Thürmen im fruchtbaren, nach ihm benannten Gau, der nach der Straubinger Gegend wohl der gesegnetste Landstrich Bayern's in Bezug auf Feld- und Getreidebau sein dürfte. Reiche historische Erinnerungen knüpfen sich an die Gegend, die im Bauernkriege der Schauplatz wüthender Kämpfe war, deren Spuren die meisten Orte tragen, an denen die Bahn vorüberzieht. So Winterhausen, die nächste Station, und das jenseits des Flusses ihm gegenüberliegende Sommerhausen, die sich beide durch ihren Weinbau auszeichnen, Eibelstadt mit seinem hohen, schlanken Kirchthurm und theilweise zerstörter Befestigung, das besonders thätigen Antheil am Kriege gegen den Bischof von Würzburg nahm und dessen Bewohner stark unter den Haufen vertreten waren, die Florian Geyer gegen Würzburg und dessen Feste führte. Ebenso Randersacker, dessen Name bei jedem Weinkenner einen vortrefflichen Klang hat, denn sein Gewächs gehört unter die edelsten der Frankenweine, und das graue, langhingestreckte Heidingsfeld, das von Mauern und Thürmen umstarrt ist, die heute im festlichen Schmucke der Fahnen und Flaggen prangten. Es war die erste festliche Dekoration, der der Zug auf der ganzen Fahrt begegnete und die darum auch mit freudigem Hochruf auf die in dichten Schaaren an der Bahn stehenden Bewohner des Städtchens vergolten wurde. Links steigt die Festung Marienberg und das im Volksmund das „Käppele" genannte Kloster auf dem Nikolausberge empor, die Nähe der alten Bischofsstadt kündend. Nachdem wir die schöne, mit herrlichem gußeisernen Geländer gezierte steinerne Brücke über den Main passirt haben, führt die Bahn hinunter zur Stadt, deren industrielles Leben zunächst durch das großartige Thaler'sche Fabriketablissement dargestellt wird. War der Menschenandrang an allen Bahnhöfen und Haltstationen von Ansbach her ein großer, so war er hier ein kaum zu durchbrechender zu nennen. Ganz Würzburg war im vollen Sinn des Wortes an der provisorischen Haltstelle versammelt, und als sich nun der ganze Menschenstrom zum Thore wälzte, gerieth man stellenweise in ein schwer zu durchdringendes Gewirr von Menschen und Wagen. Alle Gasthöfe waren rasch überfüllt, und wir fühlten uns sehr beruhigt, als wir, mehrmals abgewiesen, nach der etwas anstrengenden Tagesfahrt ein bequemes Unterkommen fanden. Am andern Morgen war der Besuch der Festung Marienberg, die gegenwärtig mit neuen Batterien versehen und überhaupt, wie wir hörten, armirt werden soll, und ein Gang durch die Stadt die Aufgabe, die sich die meisten der Gäste gestellt hatten und von deren glücklicher Lösung sie sich sodann in einigen der renommirtesten Weinschenklokale erholten. Am zahlreichsten war dieß bei Haderlein der Fall, in dessen Garten eine überaus zahlreiche Gesellschaft sich zusammenfand. Da den durch Fahrkarten Eingeladenen die Rückfahrt mit dem Kurierzug über Schweinfurt und Bamberg gestattet war, eine Einräumung, die die vollste Würdigung fand, so verließ der größte Theil der Gäste Nachmittags halb 3 Uhr das freundliche, schöne Würzburg, um auf dieser ebenfalls schönen, doch nicht mit so vielem landschaftlichen Reiz, wie die von Ansbach nach Würzburg geschmückte Route, zur heimathlichen Stätte zurückzukehren. Schließlich sei noch anerkennend erwähnt, daß das kgl. Oberpost- und Bahnamt Nürnberg bei den Einladungen auch den Herold alles Neuen

Digitized by Google

und Weltumgestaltenden, die Presse, nicht umgangen hatte — eine Aufmerksamkeit, der wir es verdanken, wenn wir unsern Lesern schon heute die vorstehende Schilderung dieses jüngsten und nicht am wenigsten interessanten Gliedes des bayerischen Eisenbahnnetzes vorlegen konnten.

In stiller Nacht.

O Gott! in stiller Nacht
Mein Herz noch betend wacht,
Es möchte gern Dir danken
Und kann genug es nie! —
Gott, die Du mir gegeben,
Mein Gott, erhalte sie! —

O Gott! in stiller Nacht
Mein Herz noch betend wacht,
Und seine leis'sten Wünsche
Vermagst Du zu versteh'n,
Laß mich mit der Geliebten
Von hier nach Jenseits geh'n! —

Friedrich Friedreich.

Mannigfaltigkeiten.

[Prof. Jung †.] In Basel starb am 11. Juni in einem Alter von 68 Jahren nach kurzer Krankheit Prof. Jung. Er war im Jahre 1818 zu Berlin als junger Arzt in die politischen Verfolgungen gegen die Mitglieder der deutschen Burschenschaften verflochten worden und theilte damals während 1½ Jahren mit so vielen seiner Gesinnungsgenossen den Kerker. Ihm zu Ehren wurde das bekannte schöne Burschenlied „Wir hatten gebauet" gedichtet und komponirt und bei seiner Freilassung zum Erstenmale gesungen. Er ging hierauf in die Schweiz, ließ sich 1822 in Basel als Arzt nieder und wirkte hier während mehr als 40 Jahren segensreich als Professor der Universität, als Spitalarzt, so wie in seiner sehr ausgedehnten Privatpraxis.

[Ein selbstbewußter Kammerjäger.] Die „Elberfelder Ztg." enthält folgendes Inserat: Seldis spricht: Was der Schöpfer erschaffen, ist für des Einen Wohl und des Andern Weh, — was Unnatur schafft, schafft Natur wieder fort; darum gibt es der Dinge mancherlei: Ratten und Mäuse, Wanzen und Läuse, und Einen, der sie vertilgt, verschlingt, erwürgt — und der bin ich, Seldis aus Xanten! Man hat mich oft mit meinem Landsmann, dem gehörnten Siegfried, verglichen, dem tapfern ritterlichen Recken, der das Land von Drachen und blutdürstigem Gewürme befreite. Ich fühle in der That etwas von jenem Helden in mir und bin stolz auf jenen Vergleich. Mein Falkenauge erspäht die kleinste Laus, mein schneller Finger überrascht den verwegensten Floh, mein elastischer Gang setzt das Gesindel der Ratten, Mäuse und Schwaben in Schrecken, sie zittern, wo sie mich wittern, und nur unter ihren Leichen ist mir wohl! Kommet her zu mir, Alle, die ihr beladen seid mit Wanzen und Schwaben, Ratten und Mäusen, Flöhen und Läusen, ich will sie vernichten! Seldis.

Neun Kardinalshüte sind jetzt disponibel. Pius IX. hat während seiner Regierungszeit 45 Kardinäle kreirt und 65 sah er sterben. Es gibt jetzt 4 Kardinäle, welche mehr als 80 Jahre, 12, die mehr als 70, und 29, die mehr als 60 Jahre zählen. Der älteste Kardinal Antoni Tosti ist 90 Jahre alt.

Ein Professor, der von Natur mit einer sehr kleinen, unscheinbaren Nase begabt war, wurde dieses Mangels wegen oft und vorzüglich viel von dem in dieser Beziehung zu reichlich ausgestatteten Gerichtsamtmann aufgezogen. Einst sagte dieser, als sie am Biertisch wie gewöhnlich Abends beisammen saßen, zu dem Professor: „Hören Sie, Herr Professor, wenn Sie einmal alt und Ihre Augen schwach werden, wohin werden Sie dann Ihre Brille setzen?" Der Professor antwortete: „Sie, Herr Gerichtsamtmann, haben ein so gutes Herz, daß ich keinen Zweifel hege, Sie werden mir eine von den vielen Nasen, die Sie schon erhalten haben, in diesem Falle leihen."

Der Bürgermeister einer kleinen Stadt erließ die folgende Bekanntmachung: Die Einwohner dieser Gemeinde werden hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß es allen Besitzern von Hunden befohlen ist, Maulkörbe zu tragen, an die Kette gelegt zu werden, oder auf der Straße ein Halsband zu tragen. Die Zuwiderhandelnden werden von den Schinderknechten eingefangen.

Geschichtskalender. 28. Juni 1490. Der Sturmwind wirft in München's nahbenachbarten Dörfern bei zweihundert Häuser um.

— 1797. Proklamation der cisalpinischen Republik, bestehend aus der Lombardei, Modena, Regio, Massa, Carara, Bergamo und Crema.

— 1813. Metternich in Dresden, seine Unterredung mit Napoleon.

Redakteur: Gustav Neffert. — Druck und Verlag der A. Wailandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 154 Mittwoch, 29. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Es ist wirklich niederschlagend, Dich so reden zu hören!“ fiel Sidney ein. „Es wird mir schwer, Dich wieder zu erkennen.“

„Du bildest Dir vielleicht ein, unser letzteres Zusammentreffen hätte eine Veränderung in meiner Denkungsart hervorgebracht? Nein, mein Freund! Du hast meine Ansichten nicht im Mindesten verrückt. Lady Casterton und ich leben am glücklichsten, je größer die Entfernung zwischen uns ist. Wir sind Antipoden, und der Versuch, diese zu vereinigen, ist vergeblich. Sie hat es so bekommen, wie sie es wünscht, und ich bin ihr für diese Anordnung verpflichtet. Daß sie sich wohl dabei befindet, sieht man mehr denn wohl. Sie ist mit jedem Jahre, das wir von einander getrennt gelebt haben, schöner geworden.

„Mylord, Ihre Zimmer sind in Ordnung,“ sagte Edwin's Kammerdiener, welcher eintrat. Edwin reichte dem Freunde die Hand mit den Worten:

„Ich muß mir den Reisestaub abwaschen. In einer Stunde treffen wir uns wieder. Es wird recht eigenthümlich sein zu sehen, wie ich logiren werde. Vermuthlich schlecht; denn meine Frau wird wohl kaum die Möglichkeit gedacht haben, einen Besuch von ihrem Manne zu erhalten.“

Der Lord ging, und Sidney blieb allein im Salon. Er murmelte bei sich selbst:

„Zwei Antipoden lassen sich nicht vereinigen. Ich fürchte, er sagt die Wahrheit! Arme Elvira, welches Schicksal ist Dir beschieden worden!“

XX.

Das Mittagessen wurde an diesem Tage zwei Stunden später als gewöhnlich servirt, so daß der helle und lächelnde Sommerabend die Erde umarmte, als man auf Timasjö vom Tische aufstand.

Alle Mittagsgäste sammelten sich nach der Mahlzeit auf der Terrasse.

Edwin war, sobald man den Tisch verlassen und sich an die freie Luft begeben hatte, zu Armida getreten.

Elvira hörte ihn zu ihr sagen:

„Dieß ist ein Tag der Ueberraschungen, denn das Schicksal ist so gnädig gewesen, mir heute zwei solche zu bereiten. Die zweite, welche ich gehabt habe, ist das Zusammentreffen mit Ihnen. Ich versichere, daß diese doch die angenehmste war. Es freut mich, Sie wieder zu sehen, und hoffe, daß Sie sich wohl befinden.“

Armida's Augen leuchteten auf eine eigenthümliche Weise. Der Blick hatte etwas von dem der Katze, wenn diese auf ihren Raub lauert. Man sah, daß sie eine wirkliche Freude fühlte, in diesem Manne, den sie unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen kennen gelernt hatte, Elvira's Gemahl wieder zu finden. Auch sagte sie ihm einige verbindliche und schmeichelhafte Worte.

Mistreß Brow hielt mit dem Sticken inne, und ihr Blick fiel hin zu der Marquise. Darauf nahm sie ihre Arbeit ganz ruhig wieder vor.

Sidney runzelte die Augenbraunen, und Elvira's Haltung wurde etwas steif.

Edwin schien inzwischen wirklich froh zu sein über das Zusammentreffen mit Armida. Er kümmerte sich weder um die düstere Stirn der Marquise, noch um Sidney's gerunzelte Augenbraunen, noch um Elvira's kalte Miene. Er ließ sich neben Armida nieder und begann mit ihr eine lebhafte Konversation über Paris, Baden-Baden und die Schweiz. Er erinnerte sie an alle angenehme Augenblicke, die sie mit einander gehabt hatten, und war den ganzen Abend ausschließlich interessirt, sich mit ihr zu unterhalten.

Ob Elvira sich von seinem Betragen beleidigt fühlte oder nicht, lassen wir dahin gestellt. Sie ihrerseits begann ein lebhaftes Gespräch mit Mistreß Brow, Sidney und der Marquise. Sie schien es kaum zu merken, daß Lord Casterton sich in der Nähe befand, so beschäftigt war sie mit ihren Gästen.

Die Marquise war allzu wohl bekannt mit den Forderungen der Welt, um das unangenehme Gefühl, welches sie hatte, merken zu lassen, und nahm daher ganz ungezwungen am Gespräche Theil.

Ein Paarmal, da Elvira herzlich lachte, observirte Mistreß Brow, daß der Lord seine Gemahlin ansah, und daß er sogar seinen Blick lange auf ihrem entzückenden Antlitze ruhen ließ.

Digitized by Google

Nachdem man Thee getrunken hatte, zog sich die Marquise in ihre Zimmer zurück, und die übrigen Gäste wünschten der Wirthin eine gute Nacht.

Edwin und Elvira waren jetzt allein in dem großen Salon. Da trat er zu ihr mit den Worten:

„Wie kann ich meine Erkenntlichkeit bezeugen für die Sorgfalt, die Elvira dem Abwesenden bei der Anordnung seiner Wohnung gewidmet hat. Ich wagte es wirklich nicht, mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Sie sich so viel mit mir beschäftigen würden, eine Wohnung für mich möbliren zu lassen. Das ist von Ihrer Seite eine so große Güte, daß ich mich davon sehr überrascht fühle."

„O, Mylord, das heißt, sich von sehr wenig überraschen lassen und eine Kleinigkeit überschätzen. Es war ja natürlich, daß ich bei der Anordnung dieses Hauses eine Wohnung einrichten ließ, die für Sie bestimmt war, obgleich ich, aufrichtig gesprochen, nicht glaubte, daß sie jemals benutzt werden würde. Inzwischen hätte es sonderbar ausgesehen, wenn es auf Timasjs keine Zimmer für Sie gegeben hätte."

„Sonderbar ausgesehen?" wiederholte Edwin. „Sie nehmen viel Rücksicht auf das Aussehen und opfern daher ausschließlich dem Scheine."

„Ich hatte kein Recht, an etwas Anderes zu denken. Da ich Ihren Namen führe, ist es ja meine Pflicht, äußerst sorgfältig zu sein, um nicht den geringsten Schatten auf denselben fallen zu lassen."

„Obgleich ich Ihnen für diese Sorgfalt danke, so hätte ich doch in diesem Augenblicke gewünscht, daß Ihre Handlung ein anderes Motiv gehabt hätte. Es wäre mir sehr angenehm gewesen, wenn ich hätte denken können . . . . einerlei was, nur nicht, daß die Wohnung, welche die meinige benannt wird, um des Scheines willen eingerichtet worden ist."

Elvira schwieg. Sie wagte nicht, die gesenkten Augenlider zu erheben, und doch hätte sie viel dafür geben wollen, wenn sie hätte sehen können, was sein Gesicht ausdrückte.

(Fortsetzung folgt.)

Französische wissenschaftliche Expedition nach Mexiko.

Durch einen Erlaß vom 27. Febr. hat Napoleon III. eine Kommission aus Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern ernannt, die sich mit der Organisation einer umfassenden wissenschaftlichen Erforschung Mexiko's beschäftigen soll. Nach dem auf diesen Gegenstand bezüglichen, im „Moniteur" vom 29. Febr. veröffentlichten Bericht des Unterrichtsministers Duruy ist es auf nichts Geringeres abgesehen, als auf ein Gegenstück zur Erforschung Aegyptens unter Napoleon I.; er macht darauf aufmerksam, welche reichen Früchte für die Wissenschaften wie für die Entwickelung Aegyptens der glückliche Gedanke, des Generals Bonaparte, seiner Invasions-Armee ein Gelehrtenkorps anzureihen, getragen habe, und stellt Aehnliches bei dem neuen Unternehmen in Aussicht. „Ew. Majestät hat gewünscht, daß was am Ufer des Nil durch den geschehen ist, der Napoleon I. werden sollte, sich in Mexiko unter den Auspizien Napoleons III. vollziehe. Die vor 60 Jahren erlangten Resultate sind die Garantie für die der neuen Expedition vorbehaltenen."

Man mag über die französische Eroberung Mexikos denken, wie man will, dieses wissenschaftliche Projekt ist jedenfalls ein schönes und wohl geeignet, das Odium der Gewaltthat zu mildern. Mexiko bietet sicherlich ein nicht minder günstiges Feld für die verschiedenartigsten Studien wie Aegypten und das Programm, welches die französische Regierung im Auge hat, scheint ein sehr umfangreiches zu sein. Das Feld der Forschung soll sich nach Duruy's Bericht vom Rio grande del Norte und Rio Colorado bis zum Golf von Darien erstrecken, außer Mexiko also auch die Zentralamerikanischen Staaten umfassen und die Untersuchung eine möglichst vielseitige sein.

Zunächst würde sie sich auf die Topographie richten, denn trotz der schönen Arbeiten Alexander v. Humboldt's und Anderer sind bekanntlich die Karten jener Länder noch sehr mangelhaft. „In den südlichen und westlichen Provinzen von Mexiko" — sagt der Minister — „ist der Lauf der größten Flüsse noch in sehr unsicherer Weise eingezeichnet und man brauchte sich nicht weit von den belebten Straßen zu entfernen, um unerwartete Entdeckungen zu machen. Unfern Perote, auf der großen Straße von Vera-Cruz nach Mexiko zeigten die Karten vor 4 oder 5 Jahren eine Lagune an einer Stelle, wo de Saussure Hügel gefunden hat. Im Norden umschließen die Gegenden der Sierra Madre und Sierra Verde, im Süden Guatemala, Honduras und Darien weite Räume, die eben so unbekannt sind, wie das Innere von Afrika. Im Jahre 1855 entdeckte de Saussure einige Lieues von Perote eine ganze Stadt, die vor ihm Niemand gekannt hatte. Ein amerikanischer Reisender, der vom Meer direkt nach Mexiko auf einer Route ging, welche er sich selbst vorschrieb, stieß auf 18—20 ansehnliche Monumente, die ganz in Vergessenheit gerathen waren. Gleiche Ueberraschungen bewahren die Einöden Mexiko's für unsere Gelehrten." Auch das Projekt des Inter-Oceanischen Kanals könnte vielleicht durch sie gefördert werden.

Die geologischen Forschungen würden das bisher Geleistete zu ergänzen und zu einem Gesammtbild zu vereinigen haben, das Studium der vulkanischen Erscheinungen, die Paläontologie und die Organisation eines wissenschaftlichen Bergbaues würden den Geologen der Expedition vollauf zu thun geben. Meteorologie, Botanik und Zoologie können auch jetzt noch in Mexiko eine reiche Ernte erwarten, eben so die Anthropologie,

vergleichende Philologie und Geschichte. Die Ruinen von Palenque bergen vielleicht noch Geheimnisse ähnlich denen, welche die ägyptische Expedition am Ufer des Nil fand und Champollion in Folge dessen durchdrang.

Die Kommission ist angewiesen, für diese verschiedenen Branchen Instruktionen auszuarbeiten, und später wird sie die Publikation der Resultate zu überwachen haben. Sie besteht aus dem Minister Duruy, dem Baron Gros, früherem Gesandten in Mexiko, Michel Chevalier, Vizeadmiral Jurien de la Gravière, Boussingault, Combes, Decaisne, Faye, de Longpérier, Maury, Milne-Edwards, de Quadrefages, Ch. Sainte-Claire-Deville, de Tessan, Baron Larrey, Angrand, ehemaligem Generalkonsul in Guatemala, Oberst Ribourt, Kabinetschef des Kriegsministers, Architekt Viollet-Le-Duc, Architekt César Daly, Astronom Marié-Davy, Vivien de Saint-Martin, Abbé Brasseur de Bourbourg, Aubin, Bellaguet, Abtheilungschef im Unterrichtministerium, A. Duruy als Sekretär. An geistigen Kräften hat die Kommission, wie man sieht, Ueberfluß und bei der jetzigen Machtstellung Frankreichs in Mexiko wird die projektirte Expedition leicht Schwierigkeiten überwinden, an welchen frühere gescheitert sind; um ein glänzendes Resultat zu erzielen, gilt es fast nur, eine glückliche Wahl in den Personen der Auszusendenden zu treffen und die vom Minister Duruy zur Deckung der Kosten geforderte Summe von 200,000 Frs. (etwa 53,000 Thlr.) bedeutend zu erhöhen, denn trotz freier Ueberfahrt und anderer Vergünstigungen dürfte diese Summe doch bei Weitem nicht hinreichen, ein so umfassendes Programm durchzuführen.

Veränderung.

Ich habe lange nicht gesungen
Von Liebesleid und Liebeslust.
Es war ein ander Lied erklungen
Mir wunderbar in tiefer Brust.

Es war ein übermüth'ges Singen
Von Donnersturm und Wetterstrahl,
Von Schlachtenbraus und Schwerterklingen,
Von Freiheitslust und Sklavenqual.

Es klang mein Lied wie Meeresbrausen,
Wie eines Kraters Schreckenshauch,
Wie der Orkane mächt'ges Sausen,
Das rings entwurzelt Baum und Strauch.

Doch schnell verhallten diese Lieder,
Als Du mich zogst an Deine Brust.
Ich habe Dich — und singe wieder
Von Liebesleid und Liebeslust.

Eugen v. Rüdiger.

Mannigfaltigkeiten.

In Patka starb in voriger Woche Stephan Törkös, ein armer Bauer im Alter von 108 Jahren. Er hatte noch alle Zähne und Haare. Im verflossenen Herbst hat er im Weingarten noch gesetzt. Im Winter litt er in Folge des Nothstandes Mangel, wurde aber von einem dortigen Grundbesitzer unterstützt. An seinem Sarge standen eine 80jährige Tochter und ein 75jähriger Sohn.

Am 11. Juni ist es dem Pariser Luftschiffer Godard endlich gelungen, seinen Riesenballon „Aigle" zu bestimmen, sich in die Lüfte zu erheben. Bis dahin waren alle Bemühungen des Luftschiffers fehlgeschlagen, und das Publikum, das seinen Versuchen beiwohnte, hatte sich dieserhalb so skandalösen Scenen überlassen, daß die Polizei sich veranlaßt fühlte, Herrn Godard das Aufsteigen des Ballons nur im Geheimen, d. h. ohne zahlendes Publikum zu gestatten. Am Sonnabend gegen 8 Uhr erschien nun plötzlich der „Aigle" über der Place de la Concorde vor den Blicken der erstaunten Pariser. Er schien aus den Wolken herabzufallen, hielt aber dann plötzlich an und blieb 20 Minuten lang über der Place de la Concorde schweben, ohne die geringste Bewegung zu machen. Es war ein ein eigenthümlicher, aber schöner Anblick, den er darbot. Obgleich ziemlich weit von der Erde entfernt, waren seine Dimensionen doch ungeheuer. Unter demselben brannte ein helles Strohfeuer (der „Aigle" ist nämlich nach der alten Weise gebaut). Die Passagiere konnte man nicht bemerken; die Entfernung war zu groß, doch sah man deutlich die Adler, die an den beiden Seiten des Ballons angebracht sind. Um 9¼ Uhr erhob sich ein leises Lüftchen, und der Ballon setzte sich wieder in Bewegung, majestätisch über den Tuilerien-Garten und die Seine dahingehend. Eine große Menschenmenge war durch dieses Schauspiel angezogen worden. Gegen 9 Uhr gelangte der „Aigle" über der Ebene von Montrouge, ungefähr anderthalb Stunden jenseits der Festungswerke von Paris, an. Dort beschloß Godard, sich niederzulassen. Dieses war aber kein leichtes Ding, und die Scenen, die sich beim Herablassen des „Géant" in Hannover zugetragen haben, ereigneten sich wieder, wenn auch nicht in dem Maße und mit den Unglücksfällen, wie damals. Man warf den Anker; derselbe war aber nicht stark genug, den Ballon zurückzuhalten, und dieser, mit seinem eisernen Feuer-Apparate die Erde bearbeitend, legte, von einer zahllosen Menge verfolgt, über eine Stunde Weges zurück, ehe man seiner Meister werden konnte. Vergeblich ergriffen die Leute die auf der Erde nachschleifenden Seile, um den „Aigle" zum Stehen zu bringen. Alle Bemühungen waren fruchtlos, der „Aigle" ging in wilden Sprüngen vor-

Digitized by Google

wärts, und erst um 10½ Uhr konnte man ihn vollständig zur Ruhe bringen. Glücklicherweise ereignete sich kein einziger Unglücksfall. Die fünf Passagiere gelangten ohne irgend eine Beschädigung auf sichern Grund und Boden. Der Ballon selbst nahm nur unbedeutenden Schaden. Dagegen wurden viele Getreidefelder gänzlich verwüstet, aber nicht allein durch den Ballon, sondern auch durch den Schwarm von Menschen, der demselben auf seiner wilden Fahrt das Geleite gab.

Ein Ehescheidungsprozeß in Hamburg macht viel von sich reden. Frau H. verlangt von ihrem Manne, einem Millionär, geschieden zu werden, weil dieser einer unheilbaren Trunksucht verfallen. In ihrer Klageschrift führt sie aus, daß ihr Ehemann schon einige Wochen nach der vor fünf Jahren erfolgten Heirath dieser Leidenschaft anheimgefallen. Viele Mühe sei aufgewendet worden, ihn zu heilen, jedoch vergeblich. Auf Anrathen des Arztes sei er dann nach Kissingen geschickt worden, wo er jedoch, statt einen besseren Weg einzuschlagen, sich dem Trunke in noch stärkerem Maße ergeben habe. Von dort nach Wien geschickt, hätte er aber hierher gerufen werden müssen, weil das einzige Kind dieser unglücklichen Ehe gestorben sei. An dem Todtenbette desselben habe er geschworen, der traurigen Leidenschaft zu entsagen, der er sich aber nach Verlauf von 4 Wochen noch weit schlimmer ergeben, dergestalt, daß er einer Irrenanstalt übergeben werden mußte, woselbst er sich auch noch befinde. Es ist höchst wahrscheinlich, daß unter diesen Umständen das Niedergericht die Scheidung der Ehe ausspricht. Ueber den Grund, welcher das ganze Unheil veranlaßte, erfahren wir Folgendes: Der Wille seiner Eltern zwang den Beklagten, die jetzige Klägerin zu heirathen, und ein anderes Mädchen, das er wahrhaft liebte, zu verlassen. Letztere wurde durch diese Untreue zum Wahnsinn, endlich zum Selbstmord getrieben. Stoff genug zu einem vielbändigen Romane.

Wir haben das Publikum vor einem großartigen Schwindel zu warnen, der von London aus nach dem Festlande praktizirt wird. An die Adresse von Personen auf dem Festlande, deren Tod in den Zeitungen bekannt gemacht worden ist, werden von hier aus Briefe von einer angeblichen „General Safeguard Assurance" gerichtet, welche die Aufforderung enthalten, an die Generalagentur Z. Vermetch u. Co., 4 St. Clement's Inn, Strand, unverzüglich den Betrag einer fällig gewordenen Jahresprämie für eine Lebensversicherungspolice, welche sonst verfallen würde, einzusenden. Die Verwandten oder Testamentsvollstrecker des Verstorbenen öffnen den Brief natürlich und verlieren in den meisten Fällen keine Zeit, die verlangte Einsendung zu machen, um sich diesen unerwarteten Erbschaftszuwachs zu sichern. Aber die Firma Vermetch u. Co. und die General Safeguard Assurance sind im Londoner Adreßbuche eben so wenig zu finden, als die für kurze Zeit erfreuten Erben jemals einen Shilling von einem auszuzahlenden Betrage die Lebensversicherung sehen werden.

Wie der „Augsb. Allg. Ztg." geschrieben wird, soll eine Telegraphenlinie von Ilsenburg aus nach dem Brocken geführt werden. Für Wetterbeobachtungen dürfte eine Telegraphen-Verbindung mit dem Brocken von großem Interesse sein.

Dreisylbige Charade.

Die erste hart als wie ein Stein
Zerfließt in Feu'r und brennt,
Als Gegentheil von Schwein
Der flotte Bursch' sie nennt;
Doch hüllt sie ein den Gerstensaft,
Dann erst vermehrt sie seine Kraft.
Die letzten Zwei verschied'ner Art,
Bald grausam wild, bald zahm und zart,
Sind Räuber bald, bald Sänger,
In Völkerschlachten stets gerennt,
Ist Freiheit stets ihr Element,
Ihr König ist ein Fänger.
Das Ganze nennt man einen Mann
Der ehrlich, treu und fromm sein kan,
Doch kann ihm nichts gelingen;
Ja so weit geht sein Mißgeschick,
Daß Andern er mit seinem Blick
Des Glückes Wendepunkt kann bringn.
Probirt's einmal beim Kartenspiel,
Laßt hinter Euch ihn stehen
Und in die Karten sehen,
Schnell wendet blindes Glück sein Ziel,
Das Euch bisher erkoren,
Der schönste Solo geht verloren.

Auflösung der Charade in Nro. 51:
Wahnsinn.

Geschichtskalender. 29. Juni 1180. Lts. der Größere, Pfalzgraf von Wittelsbach, wird vom Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) zum Herzog von Bayern erblich eingesetzt.

— 1813. Napoleon hebt seinerseits in einer Note den Allianzvertrag mit Oesterreich auf.

Redakteur: Gustav Messert. — Druck und Verlag der A. Wallandt'schen Druckerei.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nro. 155 Donnerstag, 30. Juni 1864.

Gold und Name.

(Fortsetzung.)

„Wie lange ist Elvira hier gewesen?" fuhr Edwin nach einer langen Pause fort.

„Seit dem Anfange des Mai. Ich kehrte erst im April aus Italien zurück."

„Ja, das ist wahr: Sie sind den ganzen Winter in Italien gewesen und haben Ihre Zeit ausschließlich den musikalischen Studien gewidmet."

„Wer hat das gesagt?" fragte Elvira . . . „O, ich verstehe! Sie wissen es durch Mistreß Brow."

„Keineswegs; ich hörte es von einigen Landsleuten, welche Sie in Italien getroffen haben."

Wiederum entstand eine Pause, welche Edwin auch dießmal brach.

„Wie gefiel Ihnen Italien?" fragte er.

„Gut, ich befinde mich stets dort wohl, wo ich von einer schönen Natur und von Musik umgeben bin."

„Grünende Felder und melodische Töne also sind dasjenige, was Sie lieben? — Was inzwischen meine Verwunderung auf sich gezogen hat, ist die zurückgezogene Lebensweise, welche Sie geführt haben. Ich hatte geglaubt, Sie liebten das Geräusch der großen Welt, die Feste derselben und die Triumphe, welche sie einer Frau zu schenken hat, welche, gleich Ihnen, im Besitz von Jugend, Schönheit, Reichthum und Rang ist. Ich hatte wirklich erwartet, von der Lady Casterton erzählen zu hören als von einer Dame, die in Frankreich, Italien und überhaupt in jedem Lande, wo sie aufträte, eine bedeutende Rolle spielte dadurch, daß sie andere Frauen verdunkelte."

„Und wenn sie das gethan hätte, Mylord, würde Ihnen das Freude gemacht haben?"

„Ja, bei meiner Ehre, es würde mir äußerst angenehm gewesen sein; da würde ich es gewagt haben, sie aufzusuchen, um ein Zeuge ihrer Siege zu sein. Jetzt dagegen wagte ich es nicht, ein so abgesondertes, nur den Studien gewidmetes Leben zu stören. Ich hatte nicht die Kühnheit, in Ihre Nähe zu kommen, um auf die Stimme zu lauschen, welche ich nur Wenigemale habe hören dürfen, die aber Alle entzückt hat."

Elvira blickte auf zu Edwin.

„Wissen Sie, was mich in Erstaunen setzt, Mylord, wenn ich Sie höre?" sagte sie. — „Ja, daß Sie sich in Ihren Gedanken mit mir beschäftigt haben. Ich glaubte wirklich, Sie dächten nicht öfter an mich, als einmal im Jahre, zum ersten September."

„Beurtheilen Sie mich jetzt nach sich selbst?" fragte Edwin und ergriff Elvira's Hand.

„Ich urtheile nach Ihrer Handlungsweise," erwiderte Elvira, ohne ihre Hand jedoch zurückzuziehen.

„Noch immer? Warum nicht nach Ihrer eigenen? — Lassen Sie uns nachdenken . . ."

„Ich bitte um Entschuldigung!" sagte eine weiche Stimme, und Armida trat eilfertig in den Salon. „Ich habe hier gewiß ein Annotationsbuch verloren."

Casterton ließ Elvira's Hand los, und beide erhoben sich. Es gab ein allgemeines Suchen. Armida war trostlos über den Verlust, und äußerte in ihrer Verzweiflung zu Casterton:

„Ich möchte um alles in der Welt das Buch nicht verlieren! Es gehört mir gar nicht, sondern ist nur zufällig in meinen Besitz gekommen, und ich hatte eben die Absicht, es seiner Eignerin zurückzuschicken. Es war das kleine Annotationsbuch, welches Sie an Martha schenkten, und welches sie zu verwahren gelobte, bis Sie beide sich in Schweden treffen würden. Ach, ich kann mich nimmermehr trösten, wenn ich das Buch nicht wieder bekomme; denn da wird es so aussehen, als hätte ich es mir aus einer bösen Absicht zugeeignet. Ich war fest entschlossen, es morgen nach Skogsgard zu schicken. Martha ist gestern dort eingetroffen."

Lord Casterton warf einen unzufriedenen Blick auf Armida. Elvira beugte sich noch tiefer, um ihr suchen zu helfen, vielleicht auch um die Bewegung zu verbergen, welche sie empfand. Plötzlich aber erhob sie sich, und hielt jetzt in ihrer Hand ein kleines ausgezeichnet elegantes Annotationsbuch.

„Ist dieß das rechte?" fragte sie Armida, und reichte ihr das Buch.

„Ach ja! Dank, tausend Dank, Du gute Elvira!" rief Armida aus. „Ich fühle mich sehr glücklich, daß ich's wieder habe; denn Mylord hat einen Vers hinein geschrieben, und ich möchte nicht, daß irgend ein Unbefugter darüber gekommen wäre und ihn

Digitized by Google

gelesen hätte. Jetzt kann ich ganz ruhig zu Bette gehen!"

Armida drückte Elvira's Hand, verneigte sich vor Edwin und eilte hinaus.

Wiederum waren Elvira und Edwin allein. Wenn aber bei ihrem vorigen tête-à-tête etwas stattgefunden hatte, das einer Annäherung glich, so hatte Armida's Auftreten diese Gemüthsstimmung gänzlich zerstört.

Elvira's Gesicht war wieder steif und Edwins gedankenvoll.

„Es dürfte Zeit sein, Mylord, sich zur Ruhe zu begeben," sagte Elvira; „ich wünsche Ihnen darum eine angenehme Nacht! Ich hoffe, daß Ihnen unter diesem Dache nur froh und lächelnde Träume ihre Aufwartung machen werden.

„Wie? Denken Sie schon von mir zu gehen?" fragte Edwin, gleichsam aus einem Traume geweckt.

„Es ist Mitternacht, und daher nicht zu früh."

Elvira senkte das Haupt und reichte Edwin die Hand.

Er nahm dieselbe und wollte sie fest halten; sie aber entzog sie ihm und ging mit eilfertigen Schritten auf die Thüre zu.

Vielleicht hoffte sie, er würde nachkommen und sie zurückzuhalten suchen. Doch sie irrte sich: sie kannte nicht diesen stolzen und unbeugsamen Charakter.

Edwin ließ sie ungehindert gehen.

Als er allein war, warf er sich in einen Armsessel.

„Wahnsinn!" murmelte er. „Verlorene Mühe, nur auf einige flüchtige Augenblicke unsre gegenseitige Stellung verändern zu wollen! Sie will es nicht, und ich — ich wünsche es auch nicht. Gleichwohl habe ich nun versucht, es zu thun, um zu mir selbst sagen zu können, ich habe gethan, was in meinen Kräften stand. Es scheint, sie duldet es nicht, daß ich die Gränze überschreite, welche sie gezogen hat. Nun, wohlan denn! Niemals werde ich Derjenige, der sich vor einem Weibe demüthigt und am allerwenigsten vor ihr, die mich so tief verletzt hat. Ein schönes Ungeheuer ist sie, doch ohne Herz, ohne Begriff von demjenigen, was Gewissen und Gefühl heißen, und nur ihrem Hochmuthe und ihrer unbezwingbaren Selbstständigkeit gehorchend. Besäße sie nicht eine so einnehmende Gestalt, ich würde sie eben so sehr verabscheuen, als ich sie verachte. Ja, ich verachte sie von meiner ganzen Seele, und kann ihr nimmermehr das eben so verächtliche als gefühllose Betragen verzeihen, das sie gegen mich bewiesen hat. Hinweg daher mit allen Gedanken an dieses Geschöpf, welches vergißt, daß sie die Pflichten einer Gattin gegen ihren Gatten zu erfüllen hat!

Edwin entfaltete ein kleines Papier, das er in der Hand hielt, indem er in Gedanken hinzufügte:

„Laß sehen, was dieß enthält! Armida steckte es mir in die Hand, als wir nach dem Annotationsbuche suchten."

Edwin warf die Augen auf dasselbe. Kaum aber hatte er den Inhalt aufgefaßt, so sprang er auf vom Stuhle mit dem Ausrufe:

„Wäre diese Anklage gegründet! Wäre . . . O, da würden wir bald wieder sein, was wir immer für einander hätten sein sollen!"

Edwin ging schnell aus dem Salon, durch den Speisesaal und in seine Wohnung.

XXI.

Es war Morgen.

Noch schliefen die Gäste auf Timasjö; doch die Herrscherin des schönen Gutes hatte schon längst ihr Schlafgemach verlassen und war dabei, ein ziemlich großes Briefpacket, das man ihr übergeben hatte, zu erbrechen.

Sie entfaltete ein zusammengelegtes Papier, das zu oberst lag, und las:

„Du schöner Traum meiner Jugend!

Ich weiß kaum, ob ich es wagen soll, die Feder zu nehmen, und an Dich zu schreiben, Dich, die ich geliebt habe und ewig lieben werde, von der ich einmal geliebt war, und die ich aus wahnsinnigem Stolz verrieth, um auf den falschen Rath eines thörichten Ehrgeizes und einer geschmeichelten Eigenliebe zu lauschen.

Wenn ich es gewagt hätte, vor Dir aufzutreten, und Dir Alles zu berichten, was ich gelitten habe seit dem Augenblicke, da ich Dich in Kopenhagen als Braut sah, so würdest Du mich vielleicht verstehen.

Du verheirathet! verheirathet mit einem Andern als mit mir! Sieh, das ist's, was Tag und Nacht meine Pein ist. Der Schmerz, den ich empfand, machte es mir fast unmöglich, die Bande zu ertragen, welche mich an Martha fesselten. Das Schicksal hat es so gefügt, daß ich Deinen Mann kennen gelernt habe. Wo und wie sollst Du gleich erfahren.

Als ich diesen stattlichen und hochgebornen Edelmann sah, hielt ich es für abgemacht, daß Du ihn liebtest, und daß die Liebe zu mir nur ein vorübergehendes und flüchtiges Gefühl gewesen war.

Ich litt anfänglich alle Pein der Eifersucht; darauf fühlte ich die bitterste Entrüstung über das Betragen Deines Mannes; denn er widmete meiner damaligen Braut seine Huldigung und zwar auf eine so zudringliche Weise, daß es verletzend für Dich und beleidigend für mich wurde. Das Resultat war, daß meine und ihre Verlobung gebrochen wurde. Wir trennten uns.

Ich kehrte nach Schweden zurück. Sie begleitete ihren neuen Anbeter, Deinen Mann, nach England.

Jetzt im Frühlinge erhielt ich einen Brief von Martha, in welchem sie vorschlägt, die von uns gewechselten Briefe auszutauschen. Sie schrieb, ich könnte die

meinigen von ihrem Vater zurückbekommen, wenn ich ihm die ihrigen gäbe.

Ich suchte den Obersten auf. Er gab mir ein versiegeltes Paquet, welches, wie ich damals glaubte, meine Briefe enthielt; ich gab ihm Martha's Briefe, ebenfalls versiegelt, und kehrte darauf nach Hause zurück. Ich brach den Umschlag, und war eben im Begriff, das ganze Paquet ins Feuer zu werfen, als zufällig mein Blick auf einen von den Briefen fiel. Es war nicht meine Handschrift, nicht einmal meine Muttersprache, sondern eine fremde. Ich entfaltete den Brief: er war von Lord Edwin Casterton.

Martha hatte mir die zärtlichen Ergießungen des Lord anstatt der meinigen geschickt.

Ob dieß aus Versehen oder mit Absicht geschehen ist, war mir im Augenblick nicht möglich zu entscheiden. Bald aber wurde ich überzeugt, daß es ein Versehen gewesen war; denn ich erhielt nicht allein einen Brief von Martha, in welchem sie mich bat, die erhaltenen Briefe umzutauschen, sondern auch der Oberst besuchte mich, um die Briefe des Lord zu erhalten.

Nun aber war es nicht nach meinem Geschmack, dieselben zurückzugeben. Ihr Inhalt hat mir manche Aufklärung gegeben, und ich beschloß sie zu behalten.

Durch diese Briefe erfuhr ich, daß Du Dich nicht aus Liebe verheirathet hattest, und glaubte nun einzusehen, daß Du, theure, geliebte Elvira, in der Entrüstung über mein Betragen Casterton's Gattin geworden wärest.

Wie glücklich diese Entdeckung mich machte, wirst Du selbst einsehen können, wenn ich Dir sage, daß ich in diesen verflossenen vier Jahren keine einzige Sekunde aufgehört habe, mit Liebe und Schmerz an Dich zu denken, die ich bei unserm Zusammentreffen in Wiesbaden einnehmender als jemals fand.

Mein Entschluß in Betreff der Briefe war bald gefaßt. Ich wollte sie Dir schicken und Dir zeigen, welchen Gatten Du Dir gewählt hast — einen Mann, der mit Leidenschaft für ein anderes Weib schwärmt, und der nicht den Edelstein zu schätzen versteht, den er in Dir besitzt!

Elvira, angebeteter Engel! welches Schicksal hat nicht diese Martha Dir und mir bereitet!

Mich bethörte sie dermaßen, daß ich meiner ersten und einzigen Liebe ungetreu wurde; Dich verletzte sie so, daß Du die Gattin dieses ehrvergessenen Mannes wurdest.

Jetzt frage ich Dich: kannst Du, nachdem Du die beigefügten Briefe gelesen, noch meinen, Du habest Pflichten gegen den Lord Casterton? Unmöglich! Ach, Elvira! Glück, Seligkeit und die Verwirklichung aller uns'rer Träume können noch erblühen, wenn Du mir auf eine Stunde eine Unterredung bewilligest.

Ich bin jetzt auf Altorp, von wo ich Dir schreibe. Ich erwarte hier Deine Erlaubniß, einen Besuch auf Limasjö machen zu dürfen. Diese Gunst wirst Du mir nicht verweigern können, wenn Du auch nur noch eine schwache Erinnerung von der Freundschaft bewahrt hast, die ich Dir von Kindheit an gewidmet habe.

Zwar sagte man mir in Wiesbaden, daß zwischen Dir und einem gewissen Sir Sidney ein zärtliches Verhältniß stattfände; doch Deine Hochzeit mit Lord Casterton widerlegt dieses Gerücht völlig, und ich kann von Dir nichts Anderes denken, als daß Du Deiner ersten Liebe treu bleiben wirst.

Elvira! auf meinen Knieen flehe ich um eine Unterredung von einer Stunde.

Dein treuer
Karl."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Auferstehungs-Engel kam.

Ein Auferstehungs-Engel kam
Zu mir, — Du bist's gewesen, —
Es brachte Freude mir und Glück
Dein zaubervolles Wesen.

Und rings um Dich verbreitet sich
Des Himmels bester Segen,
Du brachtst des Herzens Frieden mir,
Den eigenen entgegen.

Ich sah ein neues schön'res Land
Aus Deinen milden Augen,
Die Unschuld, Frohsinn, Lieb und Treu
Wie seenhaft auftauchen.

Dein klares Auge ließ mich voll
Aus seinem Borne trinken,
In seine Tiefe mochte ich
Voll Liebeslust versinken.

Friedrich Friedreich.

Mannigfaltigkeiten.

[Ludwig Brehm †.] Der Nestor der deutschen Ornithologen, Dr. Christian Ludwig Brehm, ist am 23. Juni in seinem 78. Lebensjahre gestorben. Seit 1813 war er Pfarrer zu Oberrenthendorf bei Triptis.

Aus New-York vom 28. Mai wird dem Daily Telegraph geschrieben: „Der Luxus ist hier zu Lande nie ärger gewesen als jetzt; Ueppigkeit und Hoffart haben ihr geschminktes Gesicht nie schamloser emporgehalten oder ihre Diamanten und Spitzen herausfordernder zur Schau getragen. Ich saß am Sonntag Nach-

zed by Google

mittag am Fenster und sah 1½ Stunde lang einen ununterbrochenen Zug von Herren, Damen und Kindern zu beiden Seiten des Weges vorüberziehen, von denen immer ein beau und eine belle glänzender aufgedonnert war als der und die andere. Sind die Männer durch die heutige Mode verhindert, Seidenbrocat und Treffenmäntel und Kaschmir-Shawls für 1000 Dollars das Stück zu tragen, können sie nicht Hüte zu 100 Dollars aufsetzen und sich in orientalischer Weise mit Armspangen und Halsketten behängen, so können sie wenigstens in Sammtröcken und Glanzstiefeln paradiren, mit goldenen Uhr- und Lorgnette-Ketten, die sich wie Schlangen vielfach um ihren Leib winden, mit werthvollen Ringen, Brustnadeln, Hemd- und Manchettenknöpfen. Die Lyoner Webstühle scheinen sich erschöpft zu haben, um den New-Yorker Stutzern bunte Schärpen zu liefern. Strohgelbe, blaßrothe, erbsengrüne, milchweiße Glace-Handschuhe begegnen dem Auge auf allen Seiten; leider daß darin häufig die breitesten Yankee-Krebsscheeren stecken. Shoddy (d. h. der Zierbengel) trägt seinen Saphir, oder Diamant, oder goldenen Siegelring über dem Handschuhfinger, und Shoddy bedauert ohne Zweifel, daß die Mode bis jetzt noch keine Perlenschnur um den Hut erlaubt, oder breite Goldborten an den Pantalons. Und nun erst die Damen — die Ladies und die would be-ladies (die es sein möchten)! Wenn ein Europäer an die bescheidenen (?!) Röcke denkt, die seine Frau daheim trägt, an die unschuldigen Kunstgriffe, zu denen manchmal selbst eine wohlhabende Engländerin greift, wenn sie mehr als zwei neue Hüte in 14 Tagen aufsetzen will, so wird er stumm vor Erstaunen dasitzen, wie ich da saß, als ich die hundert und aber hundert bunten Kogel — um mit dem Propheten Hesekiel zu reden — die thurmartigen Bauten von Draht, Gaze, Spitzen und künstlichen Blumen sah, welche durch die Fifth-Avenue daher schwankten. Die Mehrzahl dieser Hüte war weiß, und da weiße Hüte sich schwerlich mehr als fünf- oder sechsmal tragen lassen und nicht gewaschen werden können, so weiß ich nicht, wie so viele Damen sie erschwingen können, wenn die Hüte nicht etwa von Papier gemacht sind. Ihren Hut oder ihr Kleid selbst zu repariren, das findet eine Amerikanerin tief unter ihrer Würde. Und was fragt sie nach den Kosten ihrer Toilette? Ist nicht Shoddy bis jetzt noch eine Macht im Staate? Jupiter ist zur Danae herabgestiegen in einem Regen von Greenbacks (grünen Bankzetteln), und noch scheint dieser Ueberfluthung kein Ende zu sein. In London hörte ich von einer Grafentochter, der ihr nobler Papa 40 Pfd. Sterl. jährlich für ihre Gaderobe bewilligt hatte, das galt für ein reichliches Nadelgeld. (?) Vierzig Pfund! Damit bestreitet in Greenback-Währung, und sogar mit Gold zu 186, eine New-Yorker Salondame ihre Kleider nicht für eine einzige Woche im Bad von Saratoga. Die Stadt ist voll von Harpyien aus der Pariser Rue du Bac und der Chaussee d'Antin — verschrumpften, zahnlosen französischen Modistinnen, die, in ihrem Vaterlande ausgemustert, in Havre zu Schiff gegangen sind, um die Gläubigen und verschwenderischen Töchter des transatlantischen Westens, resp. deren Väter und Ehemänner auszubeuten."

Der Londoner „Verein zur Ausbreitung des Evangeliums" feierte am 14. Juni den 163sten Jahrestag seines Bestehens. Gestiftet wurde er durch einen Akt König Wilhelms III. im Jahr 1701 zum Zweck „des Unterhalts von Geistlichen und der Förderung der Gottesverehrung in den Pflanzungen, Kolonien und Faktoreien Englands jenseits der Meere und zur Ausbreitung des Evangeliums in jenen Landen." Von Nordamerika erstreckte sich seine Thätigkeit im Jahr 1710 nach Westindien, 1795 nach Australien, 1818 nach Indien, 1820 nach Südafrika, 1839 nach Neuseeland, 1840 nach Ceylon, 1849 nach Borneo, 1858 nach Britisch-Columbia, 1862 nach Honolulu. Die Einnahme des Vereins hat im vergangenen Jahr 107,000 Pf. St. betragen. Auf dem Ausgabebudget des laufenden Jahrs stehen die Kosten für den gänzlichen oder theilweisen Unterhalt von 493 Missionären und einer großen Anzahl von Katecheten und Schullehrern in Afrika, Indien, Britisch-Columbia, Canada und Neuschottland, Australien, Neuseeland, Tasmanien, den Sandwich-Inseln und Westindien.

Eine Amerikanerin, Miß Georgina Mac. Clarnan, hat in ein amerikanisches Blatt einen höchst rührenden Aufruf an die heirathslustigen Männer einrücken lassen. Hier ist er: „Mitbürger! sollte Ihr gleichgültig bleiben, wenn eine Kompatriotin, jung, schön, gut erzogen, kunstbegabt, musikalisch, kurz, ein Wesen, das Alles besitzt, was einem Manne Liebe einflößen, was ihn glücklich machen kann, in den Zeitungen ihre Zuflucht nehmen muß, um einen Mann zu bekommen? — — Auf, säumet nicht länger. Eure Losung sei fortan: Vorwärts, Heirath oder Tod! Nur ja nicht ängstlich! Seit die Welt steht, hat noch nie ein schüchternes Herz eine Schöne erobert!"

Geschichtskalender. 30. Juni 1462. Friedrich, der Sieghafte, Kurfürst in der Pfalz, weiß seine Gegner, die Fürsten von Württemberg und Baden, so wie den Bischof von Metz in die Landspitze hinein zu locken, wo unweit Seckenheim der Neckar in den Rhein sich mündet, und diese dort in einem kurzen aber blutigen Treffen zu schlagen und zu fangen. (Hormayr verlegt die Schlacht bei Seckenheim auf den 29. Juni 1462.)

— 1813. Konvention zu Dresden zur Vermittlung des Friedens zwischen Rußland und Preußen einerseits und andererseits Frankreich durch Oesterreich.

Redakteur Gustav Meffert. — Druck und Verlag der A. Bailande'schen Druckerei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Förster Buchh.

Digitized by Google